Die Gesellschaft

0902
389
v.18. pt.1

Library of

Princeton University.

Blau Memorial Collection

Die Gesellschaft.

Münchener Halbmonatschrift für Kunst und Kultur.

Herausgegeben
von
Dr. Arthur Seidl.

XVIII. Jahrgang. — 1902.
Band I.

Dresden und Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft"
E. Piersons Verlag.

Druck von E. Pierſon's Verlag (R. Lincke) in Dresden.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Benzmann, Hans, Neue Balladen	231
Braeutigam, Prof. Dr. Ludwig, Neue Opern: 3. Ermanno Wolf-Ferrari's „Aschenbrödel"	251
Brömse, Dr. Heinrich, Aus dem „intellektuellen" Hamburg	151
„ „ „ Dichtungen	161
Coffmann, Paul Nikolaus, Aphorismen	34
Ehlers, Paul, Die Verdunklung der Konzerträume	304
Fechheimer, Sigfried, Der Hofnarr Gottes	292
Fischer, Dr. med. Hans, Über das Duell vom ethischen Standpunkt	139
Friedländer, Oskar, Christian Dietrich Grabbe (Nachträgl. zu seinem 100. Geburtstage)	14
Fuld, Dr. Alphons, Ein neues Typhus-Heilserum	348
Galetzki, Th. von, Karl Kämpf	41
Geiger, Albert, Neue Opern: 1. E. N. v. Reznicels Volksoper „Till Eulenspiegel"	243
Heckel, Karl, Das Wunderland	234
Hey, Amélie (vergl. Sully Prud'homme).	
Hoffmann, Ritter August von Vestenhof, Submarine Fahrzeuge und Werkstätten	282
Huldschiner, Richard, Napolon	164
Klein, Rudolf, Kunst und Religion	97
Konsbrück, Hermann, Ein Reichsbau in München	320
Krais, G., Über Theaterzensur (Vom Standpunkte des Zensors)	7
Kretzer, Lic. Dr. Eugen, Gobineau	201
„ „ „ „ Die Tragweite der Gobineau'schen Hypothese	333
Küster, Dr. Konrad, Landwirtschaft, Industrie und Handel	70
„ „ „ Wie ist der Not der Landwirte zu steuern?	277
Lingg, Hermann von, Letztes (Aus den Schlußrhythmen und neuesten Gedichten)	92
Mensi von Klarbach, Alfred Freih. von, König Asoka	211
Merkur, Die Amerikanisierung der deutschen Schiffahrts-Gesellschaften	1
Meyrink, Gustav, Krank	93
Münchner Nekrologe: 3. Adolf Stäbli von Wilhelm Weigand	35
„ „ 4. Erinnerungen an Wilhelm Hertz von Helene Raff	219
Niessen, Walther, Peter der Hirt	357
Prud'homme, Sully, Dichtungen	354
Raff, Helene (vgl. Münchner Nekrologe).	
Rutishauser, Fritz, Resonanzen	236
Scheerbart, Paul, Frisches Menschenfleisch	302
Schickele, René, Noch einmal Jung-Elsaß	103
Schmidhuber, Erwin, Gedichte	30
Schmidkunz, Dr. Hans, Zur Einheitsschule	74

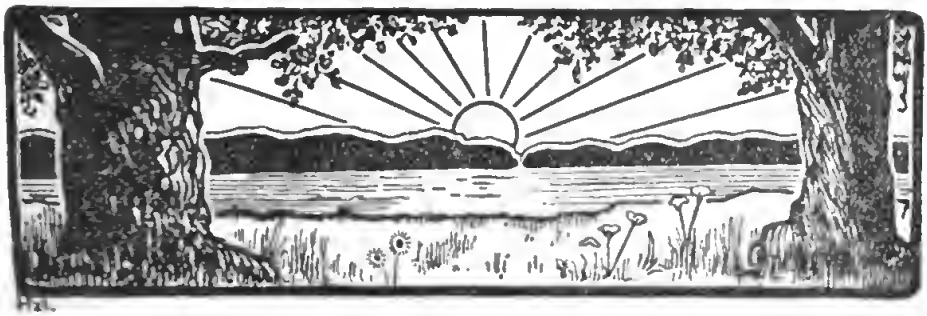
(RECAP)
3302
.389
v.18, pt.1
(1902)
559218

Seite

Stono, Marie, Neue Verse 299
Stroube, Karl, Max Reger 169
Tielo, A. K. T., Hermann v. Lingg (Zum 82. Geburtstage) 81
Tielo, A. K. T., Gedichte 95
Veritas, Deutschlands innere Verhältnisse 133
Weis-Ulmenried, Anton, Italiens gegenwärtige Musikrenoissonce 363
Weigond, Wilhelm, (vergl. Münchner Nekrologe).
Wigand, Kurt, Neue Opern: 2. Gustooe Charpentiers „Louise" 246
Münchner Rundschau 45, 108, 181, 253, 369
Kritische Ecke:
Der Fall Mohler (Felix Adler) 116
Die Kunsterziehung in Österreich (Josef Trübswasser) 378
„Die Kunst im Leben des Kindes" (Fr. Marie Ille-Beeg) 186
Dienstboten oder Volksstaat? (Helene Bonfort) 322
Koiserliche Aesthetik (Vom Herausgeber) 51
1901—1902 (Eine finanzielle Plouderei v. Merkur) . . . . . 263.
Alfred Kerr (Berlin): S. 188; Auch ein Münchner Nekrolog: S. 58; Ein deutscher Volks-Schillerpreis: S. 380; Berichtigung: S. 383; Bierbaums Trianontheater: S. 325; Der Münchener Königsplatz: S. 324; Erklärung: S. 192; Eine Erklärung (von Karl Bleibtreu): S. 264; Franz Xaver Kraus: S. 120; Henri von de Velde in Weimar: S. 325; In Sachen „Preußischer Schillerpreis": S. 59; Maximilian Schmidts 70. Geburtstag: S. 265; Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern: S. 120, 190, 266, 281; Nachträgliches zu den Athener Unruhen: S. 118; Über die akute Polenfrage: S. 189; Unsere Briefmarken: S. 120; „Weltanschauung" in den politischen Parteien: S. 326; Zollschmerzen: S. 323; Zum Postetat im bayrischen Landtage: S. 190; Zur „noblen" Stiftung: S. 60; Zwei Vorgänge aus dem Presseleben: S. 119.
Besprechungen:
Allerlei Lyrik (Michael Georg Conrad) 384
Eine neue deutsche Litteraturgeschichte (Dr. Heinr. Stümcke) 62
Ein Skeptiker (Paul Nikolaus Cossmann) 268
Soziolwissenschaftliches (K. H. Döscher) 193
Thoreau's „Winter" (Dr. Josef Hofmiller) 124
Zur Tolstoi-Litterotur (Georg Trepplin) 327
Dramen: S. 273; Heimatkunst: S. 198; Kolonioles: S. 65; Lyrik: S. 199; Medizin: S. 388; Romane, Novellen, Märchen, Skizzen: S. 196, 271, 329; Vermischtes: S. 128, 330; Zum Gedächtnis Chr. D. Grabbe's: S. 64.
Zum Jakobowski-Grabmal 199, 274
Büchertisch 67, 130, 274, 330

Bildnisse:

M. G. Conrad (Nr. 6).
Josef Arthur Graf v. Gobineau (Nr. 4).
Hermann v. Lingg (Nr. 2).



Band I. ❋ 1902. ❋ Heft 1.

Die Amerikanisierung der deutschen Schiffahrts-Gesellschaften.

Von Merkur.

„Navigare necesse est.“

Als Präsident Roseveelt an die erste Stelle im Reiche der nordamerikanischen Union getreten war, beeilte er sich, ein politisches Glaubensbekenntnis abzulegen. In diesem wurde neben einer Abwendung von der starren Schutzzollpolitik auch ein Vorgehen gegen die Trusts betont, gegen die in Amerika in's Ungeheuerliche gesteigerten Ringbildungen. Ob und in wie weit der neue Präsident nun mit seinen verschiedenen Reformen Erfolg haben wird, muß sich im Laufe der Zeit ja erweisen — am schwierigsten und wenigsten glücklich wird aber voraussichtlich sein Kampf gegen die Trusts sich gestalten. Sind diese der amerikanischen Geschäftswelt doch bereits in Fleisch und Blut übergegangen; ermöglichen doch gerade sie die dort auf allen Gebieten bemerkbaren Übertreibungen und wahnsinnigen Spekulationen. Ölring, Fleischring, Getreidering, Eisen- und Stahlring, vor Allem aber die gigantischen Eisenbahnringe — sie bilden eine Macht im öffentlichen Leben, gegen die selbst der, ohnedies nicht mit zu viel Befugnissen ausgestattete erste Beamte des Staates kaum etwas auszurichten vermag.

Zu den nun soeben genannten und vielen anderen amerikanischen Ringen scheint, gewissermaßen als Ergänzung und als weiterer Schritt auf dem Wege der erstrebten Weltherrschaft Amerika's, sich ein — Schiffahrtsring gesellen zu wollen. Es fehlt zwar noch an greifbaren

Anhaltspunkten für eine ſolche Aktion oder, vielleicht beſſer geſagt, es iſt hierüber keine verläſſige Kunde in die Öffentlichkeit gedrungen; allein, daß etwas in der Luft ſchwebt, iſt zweifellos. Wir ſehen dies am beſten in der Ankündigung von — Verteidigungsmaßregeln durch die Leiter jener beiden deutſchen Schiffahrts-Geſellſchaften: der Hamburg-Amerikaniſchen Packetfahrt A.-G. und des Norddeutſchen Lloyd, denen die verwegene Jagd überhaupt zu gelten ſcheint. Morgan heißt der ungekrönte amerikaniſche König. Morgan organiſiert alles; er hat ſein gnädiges Auge auch auf die deutſchen Schiffahrts-Geſellſchaften geworfen, und wir werden einer ſolchen Morganiſation früher oder ſpäter wohl entgegen zu ſehen und zu treten haben.

Als bekannt ſetzen wir voraus, daß die beiden genannten deutſchen Schiffahrts-Aktiengeſellſchaften die größten und den weiteſten Wirkungskreis umfaſſenden aller Nationen ſind. Dies gilt ſowohl der Anzahl der Ozean-Dampfer und dem Tonnengehalt ihrer Schiffe, als der Summe der beförderten Perſonen und Güter nach; ſelbſt die erſten engliſchen Geſellſchaften müſſen den deutſchen gegenüber hierin zurück ſtehen. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, ſei erwähnt, daß im Jahre 1900 in New-York an Paſſagieren gelandet wurden durch die Hamburg-Amerika-Linie: in 121 Fahrten 88663, durch den Norddeutſchen Lloyd in 102 Fahrten 88048. Es folgen dann: White Star-Linie in Liverpool mit 50 Fahrten und 44318 Paſſagieren, die Cunard-Linie mit 51 Fahrten und 42751 Paſſagieren, die Compagnie Générale Transatlantique mit 39438 Perſonen, jedoch meiſtens Zwiſchendeck-Paſſagieren ꝛc. Der Norddeutſche Lloyd bilanzierte im Jahre 1900 mit rund 165 Mill. Mark Aktiven und Paſſiven, die Hamburg-Amerika-Linie mit rund 140 Mill. Mark. Jede der beiden Geſellſchaften hat 80 Mill. Mark Aktienkapital, — Paris wäre alſo wohl eine Meſſe wert!

Zunächſt verlautete, daß für amerikaniſche Rechnung Aktien der „Hamburger Packet-Geſellſchaft“ und des „Lloyd“ angekauft worden ſeien und werden, um auf dieſe Weiſe feſten Fuß und Einfluß in den deutſchen Geſellſchaften zu gewinnen; dann war von der Bildung eines Schiffahrtsringes, in den die deutſchen Geſellſchaften einbezogen werden ſollten, die Rede. Eine der in ſolchen Fragen kompetenteſten Perſönlichkeiten, der General-Direktor der Hamburger Geſellſchaft, Herr A. Ballin, glaubt nun zwar nicht, daß Morgan, der übrigens bereits einige engliſche Linien unter ſeine Kontrole brachte, zur Zeit daran denke, ſich der deutſchen Geſellſchaften bemächtigen zu wollen. Herr Ballin erklärte jedoch in gleichem Atem, daß einer ſolchen Amerikagefahr vorgebeugt werden

müßte. Einer Vereinbarung über die Zahl der in Dienst zu stellenden Schiffe, die Passagiere und Frachtsätze könne man im beiderseitigen Interesse nach Ansicht der erwähnten Autorität immerhin näher treten, da in dem scharfen Konkurrenzkampfe von allen Gesellschaften eine Anzahl von Millionen überflüssig ausgegeben würden. Als eine zweckentsprechende Maßregel wurde zudem vorgeschlagen, daß in die Statuten der Hamburger und Bremer Gesellschaft solche Bestimmungen aufzunehmen seien, die die Wahl von Persönlichkeiten, die nicht deutsche Reichsangehörige sind und im Deutschen Reiche nicht ihren Wohnsitz haben, in den Aufsichtsrat oder Vorstand der Gesellschaften unmöglich machen sollen. Es wäre ferner durch entsprechende Abänderungsvorschläge Fürsorge dafür zu treffen, daß nicht durch eine zufällige Majorität Beschlüsse gefaßt werden können, die auf den Charakter der Nationalität und die ganze Geschäftsgebahrung des Unternehmens einen im nationalen Sinne unerwünschten Einfluß nehmen.

Dieser Vorschlag fand nun vielseitige Billigung, und es wurde hervorgehoben, daß durch solche erschwerende Bestimmungen es thatsächlich Amerikanern und anderen Ausländern weniger leicht gemacht würde, ihre Hand auf die deutschen Linien zu legen. Schwieriger allerdings, aber unmöglich — keineswegs. Zunächst ist wohl daran zu denken, daß die Herren Ausländer sich unschwer durch „Angehörige der deutschen Nation, die auch ständig in Deutschland wohnen", vertreten lassen könnten (Strohmänner), und daß sie zu diesem Zwecke eigene Gesellschaften gründen würden, etwa von der Art der „Standard Oil Company" u. s. w. Ferner ist die Möglichkeit doch in's Auge zu fassen, daß eine beliebige Aktionärgruppe, so bald sie über den zwanzigsten Teil des Aktienkapitals verfügt, in der Lage ist, in einer späteren Generalversammlung einen Antrag auf Änderung der Statuten zu stellen, und daß es dann wieder einer, allerdings qualifizierten Majorität des vollen oder vertretenen Aktienbesitzes gelingen könnte, eine Zurückrevidierung der Statuten herbeizuführen.

Ein Allheilmittel bietet also der Ballin'sche Vorschlag nicht, denn allzu sehr lassen sich die Rechte der einzelnen Aktienbesitzer in den Statuten, schon mit Rücksicht auf die gesetzlichen Bestimmungen, nicht beschränken, und so möchte der von den getroffenen Vereinbarungen erwartete Erfolg gerade dann versagen, wann er am notwendigsten wäre. Wollen die Herren Amerikaner wirklich durch den Ankauf von Aktien Einfluß auf die deutschen Gesellschaften gewinnen, dann können und werden sie diese Absicht auch durchführen. Da ist ihnen (siehe die Northern-Bahn-Aktien) kein Preis zu teuer. Da würden sie die betreffenden Aktien in oder

außerhalb der Börsen (vielleicht durch Übernahme vorhandener größerer Bestände) zu Kursen erwerben, die die augenblickliche Wertbemessung des offenen Marktes wesentlich übersteigen, und hierdurch würde ihnen voraussichtlich umfassendes und genügendes Material zugeführt werden. Von dem einzelnen Aktionär kann in geschäftlichen Dingen eine nationale Haltung — mag er auch sonst der beste Patriot sein — nicht gefordert, keinesfalls aber erzwungen werden. C'est l'argent!

Wir glauben demnach, daß der Hebel nicht an die allgemeinen Bestimmungen der Satzungen angelegt werden sollte, sondern an eine möglichst weit gehende Einflußnahme auf die Abstimmungen selbst durch einen bestimmten Aktienbesitz. Ein solcher kann aber naturgemäß niemals ständiger Weise in privaten Aktionärgruppen, Bankinstituten u. s. w. ruhen, hier muß ein mächtigerer Faktor, der Staat, eingreifen und als Besitzer auftreten.

Man mag noch so sehr Anhänger des Selbstverwaltungsrechtes der Bürger, der Kapitalisten u. s. w. sein, es gilt eben doch Institutionen und Unternehmungen, bei welchen das allgemeine, häufig auch noch das nationale Interesse so sehr in die Erscheinung tritt, daß der Staat die Verpflichtung hat, sich eine berechtigte Einwirkung zu wahren. Wo wäre dies nun mehr der Fall, als bei den deutschen Schiffahrts-Gesellschaften? Wie unendlich viel hängt schon im Frieden von den Maßnahmen solcher ab. Wir erinnern nur an die Festsetzung der Frachttarife für den Im- und Export der wichtigsten Lebensmittel und Waren, an die Fahrgelegenheiten in fremde Weltteile, insbesondere soweit deutsche Niederlassungen daselbst vorhanden sind. Und wir sehen auch, daß das Reich in dieser Richtung bereits Beziehungen zur Hamburger und Bremer Schiffahrts-Gesellschaft durch die Subventionierung der Reichspost-Dampferlinien angeknüpft hat. Es gilt also nur, diese Verbindungen weiter auszubauen, die deutschen Gesellschaften vor dem möglichen Übergange in fremde Hände zu schützen, sich ihrer enormen Hilfsmittel auch für kriegerische Zeiten in der wünschenswerten Weise zu versichern.

Der nächst liegende Gedanke wäre nun allerdings der der Verstaatlichung beider Gesellschaften. Allein ein so überaus weit gehender Plan, der, wenn er überhaupt durchführbar wäre, schon von so vielen Nachteilen begleitet sein würde, daß er überhaupt kaum in Erwägung gezogen werden kann, ist zur Erreichung des angedeuteten Zieles auch gar nicht notwendig. Man könnte des Weiteren an ein festes, in allen Einzelheiten zu formulierendes Vertragsverhältnis zwischen dem Reich und den Rhedereien denken, das ersterem einen genügenden Einfluß auf die

Zukunft der letzteren ermöglichen würde. Aber auch dies würde nicht geringe Schwierigkeiten bieten, schon wegen der eventuellen Gegenleistungen, die das Reich den Gesellschaften für seine Einflußnahme zu gewähren hätte.

So kommen wir denn auf einen Vorschlag, der sich in einem einigermaßen analogen Falle schon in der hervorragendsten Weise bewährt hat — auf die Empfehlung eines ähnlichen Verhältnisses, wie es bei der Deutschen Reichsbank besteht. Wir sagen nur ähnlich, weil es sich bei einer Beteiligung des Staates an den Schiffahrts-Gesellschaften nicht um so intensive Bestimmungen wie die Ernennung der Leiter des Unternehmens u. s. w. zu handeln hätte, sondern weil das Selbstbestimmungsrecht der Aktionäre und die private Verwaltung der Gesellschaften gewahrt bleiben kann. Wir schlagen, um uns möglichst kurz zu fassen, vor, daß sich das Deutsche Reich an den beiden in Frage stehenden Gesellschaften durch Erwerbung von Aktien beteiligen solle. Die Frage, ob solche in einigermaßen entsprechendem Umfange überhaupt erhältlich sind, ist ziemlich irrelevant; denn wenn dies innerhalb des bereits vorhandenen und in alle Welt zerstreuten Aktienbesitzes nicht möglich wäre, dann könnte ja unbedenklich an die Ausgabe neuer Aktienemissionen gedacht werden. Von dem Norddeutschen Lloyd ist eine solche im Umfange von 10 Millionen bereits beschlossen, aber der Zeitläufte halber noch nicht zur Durchführung gebracht worden; die Aktionäre dieser Gesellschaft würden sicher gegen eine Erhöhung der Summe auf 20 Millionen nichts einzuwenden haben, und auch die Hamburger Gesellschaft hat für ein neues, größeres und nicht teueres Kapital — sagen wir ebenfalls 20 Millionen Mark — in ihrem stets wachsenden, vermehrte Bedürfnisse erheischenden Betriebe sicherlich eine geeignete Verwendung.

Um nun einerseits dem Reiche den gewünschten Einfluß ohne Aufwendung allzu bedeutender Summen zu ermöglichen, und anderseits den Aktionären der beiden Gesellschaften nicht durch eine zu große Verwässerung des Aktienkapitals die künftige Rentabilität ihrer Anlagen zu schmälern, erschiene uns die Schaffung von Prioritätsaktien der beiden Gesellschaften mit einer Vorzugsdividende von 4 Prozent und vielleicht noch einem mäßigen weiteren Gewinnanteile, nachdem die Aktionäre bereits 6 Prozent Dividende erhalten haben, zweckmäßig. In den betreffenden Statuten — und dies ist die Hauptsache — wäre nur festzusetzen, daß eine weitere Ausgabe von Prioritätsaktien an andere Kontrahenten, als eventuell wieder an das Reich, ausgeschlossen wäre, und daß dem Besitzer der Prioritätsaktien, das ist dem Deutschen Reich, eine fest umschriebene Anzahl von

Rechten in allen, die Geſellſchaften betreffenden wichtigen Angelegenheiten eingeräumt würde; daß bei einer Reihe von Punkten eine geſonderte Beſchlußfaſſung der beiden Aktionärgruppen und die Übereinſtimmung der Beſchlüſſe notwendig ſei. Daß der Staat hierbei ein finanzielles Riſiko nicht zu übernehmen hätte, ergiebt ſich aus der bisherigen, und ſicher auch zukünftigen, günſtigen finanziellen Entwicklung der „Hamburger Packet-Geſellſchaft“ wie des „Norddeutſchen Lloyds“ von ſelbſt. Und welch große Vorteile ſich auch ſchon durch eine einfache kaufmänniſche Beteiligung eines Staates an einem Schiffahrtsunternehmen erzielen laſſen, zeigte ſeinerzeit die Erwerbung der Aktien der „Suezkanal-Geſellſchaft“ durch die engliſche Regierung — ein Meiſterſtreich, der die franzöſiſche Nation um alle Vorteile des urſprünglich mit ihrem Gelde und von ihren Ingenieuren hergeſtellten Seeweges brachte und für das britiſche Reich hochbedeutſame Vorteile im Gefolge hatte.

Wir zweifeln nicht, daß das Reich und ſeine Volksvertretung ſich zu einer Aktion wie die gekennzeichnete bereit finden laſſen werden, zunächſt um die Beunruhigung zu verſcheuchen, die ſich der deutſchen Nation aus Anlaß der amerikaniſchen Machinationen bemächtigt hat; in der Hauptſache aber, um in der That einen Einfluß auf einen Faktor zu gewinnen, der in Krieg und Frieden eine annähernd wichtige Bedeutung in ſich birgt wie der Eiſenbahnverkehr und die inländiſchen Waſſerwege. Aber auch die Geſellſchaften ſelbſt, deren Leiter ebenſo warm die Intereſſen ihrer Geſellſchaften vertreten, als ſie von patriotiſchem Geiſte ſich erfüllt zeigen, werden nicht ſäumen, den Gefahren zu begegnen, die ſie ſelbſt als vorhanden bezeichneten, und einen Weg zu beſchreiten, der beide Momente in ſich glücklich zu vereinigen ſcheint.

Über Theaterzensur.

Vom Standpunkte des Zensors.

Von G. Krais, kgl. Reg.-Assessor.
(Landshut i. N.-Bayern.)

Im vorigen Jahrgange der „Blätter für administrative Praxis“*) habe ich in einer Abhandlung „Über Theaterzensur“ die rechtliche Haltbarkeit der Zensur gegenüber den Anzweiflungen und Anfechtungen, welche hauptsächlich gelegentlich der lex-Heinze-Verhandlungen in dieser Richtung erhoben wurden, zu begründen versucht. Entsprechend dem rein rechtswissenschaftlichen Charakter genannter Zeitschrift handelte es sich dabei im Wesentlichen um juristische Erörterungen, welche an dieser Stelle nicht weiter interessieren können. Immerhin mußte ich, indem ich einen Rückblick auf die historische Entwicklung der Theaterzensur bot und einige neue Gesichtspunkte für eine zweckentsprechende Handhabung der Zensur aufstellte, wiederholt den künstlerischen Standpunkt streifen. Insoweit solche Berührungspunkte bestanden, möchte ich dieselben an dieser Stelle erörtern und gleichzeitig begründen, warum mir die Beibehaltung der Theaterzensur auf Grund der von mir in mehrjähriger Praxis als Zensor der Münchner Bühnen gewonnenen Erfahrungen nötig erscheint.

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich, indem ich für die Theaterzensur eine Lanze breche, innerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift nur wenige Freunde finden werde, wenn ich auch wohl annehmen darf, daß der überlegene, voreingenommene Standpunkt gegenüber der Ausübung der Theaterzensur, wie er vor Kurzem in diesem Organ zum Ausdruck gelangte**), nicht allseitig geteilt wird.

---

*) Herausgeber: Geh. Rat Prof. Dr. Max von Seydel (†) und Oberregierungsrat Carl Krazeisen in München — Verlag C. H. Beck in München; 51. Jahrgang, S. 23 flg.

**) Vergl. I. Dezember-Heft, S. 267 flg.

Ich glaube nämlich vor Allem behaupten zu dürfen, daß die Thätigkeit der deutschen Theaterzensur überhaupt besser ist als ihr Ruf. Gewiß, die „Zensurblüten", wie sie in Reichs- und Landtagsverhandlungen ab und zu zur Sprache kommen und von Zeit zu Zeit in der Presse kolportiert werden, vertragen keine Rechtfertigung! Es ist aber wohl zu bedenken, daß heut zu Tage alle polizeilichen Sünden — was an sich gewiß nur zu begrüßen ist — unbarmherzig und schonungslos vor dem Richtstuhl der Öffentlichkeit abgewandelt werden, und daß hier kein kontradiktorisches Verfahren Platz greift, da die Behörde in der Regel sich weder auf eine Polemik noch auf eine Rechtfertigung einlassen kann, daß aber, selbst wenn eine amtliche Richtigstellung veranlaßt und erfolgt ist, eine solche in der Presse für die Regel nur wenig Beachtung findet. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß bei der Theaterzensur der „Gegner", wenn ich von einem solchen sprechen darf, sei er nun Autor oder Schauspielunternehmer, mit der Presse stets in enger Fühlung steht und in ihr ein willfähriges Sprachrohr findet, und daß anderseits, weil immer eine Beeinträchtigung persönlicher Interessen in Frage steht, in vielen Fällen eine subjektiv gefärbte oder tendenziös aufgebauschte Schilderung in die Öffentlichkeit dringt. Aus dem Umstande, daß wir demnach stets über alle mißliebigen Zensurverfügungen in sehr freimütiger Weise am Laufenden gehalten werden, und wirkliche Mißgriffe und Auswüchse sich darunter doch nur selten finden, dürfen wir wohl mit Recht schließen, daß im Großen und Ganzen der deutsche Zensurbeamte seiner schwierigen Aufgabe gerecht wird.

Aber es ist ja auch nicht nur die fehlerhafte und übereifrige Theaterzensur, welcher heut zu Tage der Kampf erklärt wird, es ist die Theaterzensur überhaupt, welcher die Existenzberechtigung abgesprochen wird; denn Auswüchse müssen und können hintangehalten werden, indem der Staat nur solche Leute als Zensoren bestellt, welche nicht nur vermöge allgemeiner Bildung, sondern auch wegen ihrer speziellen Veranlagung und ihres persönlichen Interesses an Kunst und Litteratur geeignet erscheinen, diesen verantwortungsvollen Posten auszufüllen.*)

*

Die Theaterzensur ist ein Bestandteil der Präventivaufgabe der Polizei; letztere umfaßt — im Gegensatze zur Detektivaufgabe — das

*) Ein interessanter Beweis, wie sehr schon im 18. Jahrhundert an maßgebender Stelle die Wichtigkeit des Zensoramts anerkannt wurde, ist ein in der vorzüglichen, leider nicht vollendeten „Geschichte der Wiener Theaterzensur" von Carl Glossy (VII. Jahrgang des Jahrbuchs der Grillparzer-Gesellschaft; Wien 1897 bei C. Konegen, S. 238 flg.) wiedergegebenes Referat des bekannten österreichischen Theaterzensors, Regierungsrat

Recht und die Pflicht der Polizei zur vorläufigen Einschreitung behufs Verhütung strafbarer Handlungen; die Polizei hat daher durch Aufsicht und Maßnahmen den Übertretungen der Strafgesetze zuvorzukommen. Auf die konkrete Sparte angewendet, hat demnach die Polizei die Berechtigung, sowohl im einzelnen Falle die öffentliche Aufführung eines Theaterstückes aus ordnungs-, sicherheits- und sittenpolizeilichen Gründen zu verbieten oder teilweise zu beanstanden, als auch zur Sicherung eines solchen Verbotes generelle Anordnungen dahin zu treffen, daß vor der öffentlichen Aufführung jedes Stück zur Prüfung vorzulegen ist, ob demselben Bedenken in den bezeichneten Richtungen entgegenstehen und deshalb seine Aufführung zu verbieten wäre.

Seitens der Zensurgegner wird nun erklärt, eine Präventivpolizei brauche es dem Theater gegenüber ebenso wenig, wie gegenüber der Presse; werde durch letztere eine strafbare Handlung verübt, so folge die Strafeinschreitung auf dem Fuße nach; bei theatralischen Aufführungen sei dies gerade so möglich und völlig ausreichend; was darüber hinausgehe, sei eine überflüssige Bevormundung des Publikums.

Dem ist vor Allem entgegen zu halten, daß die Zensur, so weit sie sich auf Gesetzesverletzungen beschränkt, welche im Theaterstücke selbst begründet sind, von der Mehrzahl der einsichtigen Theaterunternehmer selbst gewünscht wird. So hat insbesondere der von Dr. Max Burckhard aufgestellte „Entwurf eines österreichischen Theatergesetzes"*), dem eine große Anzahl „durch Beruf und Neigung dem Theater eng verbundener Männer" beigetreten ist, in § 19 die Zensur belassen und ein Verbot für zulässig erklärt, „wenn die betreffende Aufführung oder Vorführung den Thatbestand eines strafgerichtlich verfolgbaren Delikts in sich schließen würde". In der Motivierung hiezu ist ausgeführt, daß die überwiegende Mehrheit sich der Ansicht zugeneigt habe, daß die Theaterzensur nicht einfach zu beseitigen, sondern im Geiste frei-

---

Franz Carl Hägelin (1770—1805): „Ein Zensor" — sagt dieser — „muß viel Belesenheit, eine bescheidene Urteilskraft, historische Kenntnisse alter und neuer Gelehsamkeit, eine gute philosophische Kritik, Geschmack, um den Ton eines Autors zu bestimmen, und hauptsächlich keine infulierte (einseitige) Wissenschaft seines sonstigen Amts, sondern eine hinlängliche Kenntnis von der Verwandtschaft zwischen den Wissenschaften besitzen, um zu wissen, was ein Satz für einen Einfluß auf die Wahrheiten einer anderen Disziplin haben kann. Der Autor erscheint vor seinem Richterstuhl ohne Beeteetee, der Zensor muß also seine vorgefaßten eigenen Systeme einen Augenblick auf die Seite legen können und den Autor mit Billigkeit behandeln, und wohl unterscheiden können, ob seine Sätze blos irrig oder auch zugleich schädlich sein können."

*) Wien 1897, bei Manz.

heitlicher Gesetzgebung auszubauen sei, weil für die Unternehmer Gefahren erwachsen könnten, „wenn an Stelle der einer Aufführung vorhergehenden Beurteilung der Zulässigkeit eines Stückes die ihr nachfolgende gerichtliche Verfolgung wegen Strafbarkeit seines Inhalts treten würde". Auch Blumenthal, bekanntlich ein eifriger Polemiker gegen die Theaterzensur, sagt*): „Gegenwärtig ist das Theater gegen jede gerichtliche Verfolgung durch die polizeiliche Erlaubnis der Aufführung gedeckt; nach Beseitigung dieser Präventivzensur würde aber die Verantwortlichkeit vor den Gerichten den Theaterbetrieb dauernd bedrohen, und bei der Wahl zwischen dem Staatsanwalt und dem Zensor haben sich die Theaterleiter lieber für den Zensor entschieden." Der gleiche Gedankengang ist in den Reichstagsverhandlungen wiederholt zum Ausdruck gelangt**).

Nun ist es aber ein ziemlich seltener Fall, daß das Theaterstück selbst ein strafbares Delikt in sich schließt — in Betracht kommen fast nur: R.-Str.-G.-B. §§ 95 (Majestätsbeleidigung), 130 (sog. Aufreizung zum Klassenhaß), 166 (Vergehen gegen die Religion), 183 (Vergehen

*) Oskar Blumenthal: Verbotene Stücke; Berlin bei Huga Steinitz 1900, S. 63. — Vergl. neuerdings auch Müller-Guttenbrunn: Verbatene Bühnenwerke; Vorwort, Wien 1901 bei Fr. Schalk.

**) Bundesratskammissär Dr. Kruse (Sten. Ber. 1898/1900, Bd. V, S. 3945): „Die Regierung glaubt an der Theaterzensur festhalten zu müssen im Interesse des Staats, des Publikums und der Theaterunternehmer. Denn das möchte ich ganz besonders hier hervorheben, daß die tüchtigsten und erfahrensten Theaterunternehmer auf die Aufrechthaltung der Zensur erheblichen Wert legen. Sie sagen nämlich: Wenn die Zensur nicht besteht, so richten wir uns mit unseren Vorbereitungen nach der Personen- und Dekorationsseite; nachher wird es anstößig gefunden und plötzlich unterdrückt, dann sind wir mit allen Kosten sehr schwer engagiert, während wenn vorher die Zensur ihres Amtes gewaltet hat, die Theaterunternehmer gesichert sind, und ein plötzliches Eingreifen nur ungemein selten notwendig sein wird." Ähnlich der Abg. Träger (a. a. O., S. 3949): „Die Theaterdirektoren sind mit der Theaterzensur zweifellos einverstanden und zwar aus dem einfachen Grund, weil sie trotz aller Mißgriffe ihnen doch eine gewisse Sicherheit bietet." — Eine juristisch wohl nicht haltbare Befürchtung der bei Beseitigung der Theaterzensur eintretenden Konsequenzen wurde bei Beratung der Gewerbeordnung 1869 im Reichstag des norddeutschen Bundes geltend gemacht. Der Abg. Wagner führte damals aus: Wolle man das Theater auf den Boden des gemeinen Rechts stellen, dann müsse es einfach unter das Versammlungs- und Vereinsrecht subsumiert werden (?); die Polizei würde dann von der Theaterzensur abstrahieren unter dem Vorbehalte, während jeder Vorstellung zwei Polizeibeamte in den Theaterraum zu stationieren mit dem Auftrage, wenn irgend etwas gegen die Gesetze vorkommt, zu sagen: Jetzt fällt der Vorhang! Die Theaterzensur sei aber gerade hervorgegangen aus dem gegenseitigen Einvernehmen, daß man, um derartige Zwischenfälle zu vermeiden, sehr wohl thut, sich im Voraus zu verständigen.

gegen die Sittlichkeit) —; die Mehrzahl der Zenſurbeanſtandungen werden vielmehr darauf zurückzuführen ſein, daß die Wirkung einer Stelle, Szene oder des ganzen Stückes auf das Publikum im Intereſſe der öffentlichen Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Sittlichkeit zu befürchten iſt.

Es iſt dies nicht etwa eine Erfindung moderner Polizeiwillkür; die hiſtoriſche Entwicklung der Theaterzenſur zeigt vielmehr — wie ich in meinem Eingangs erwähnten Aufſatze näher ausgeführt habe —, daß dieſelbe urſprünglich auf das Beſtreben zurückzuführen iſt, gegen die Verwilderung des Geſchmackes des Publikums anzukämpfen, im Weſentlichen alſo auf äſthetiſchen Rückſichten baſierte*); andererſeits ſind es gerade die auf ſolche Erwägungen geſtützten Zenſurerlaſſe, welchen von jeher und ziemlich allgemein der Krieg erklärt wurde.

In erſter Linie wird von den Zenſurgegnern hier in's Feld geführt, daß es Sache der Theaterdirektoren ſelbſt ſei, für Aufrechthaltung von Anſtand und Ordnung in ihren Theatern zu ſorgen und alles fern zu halten, was zu einer Beläſtigung und Beunruhigung des Publikums oder zu einem „Theaterſkandal" führen könnte. Man kann auch rückhaltslos anerkennen, daß bei unſeren deutſchen Theatern die Direktoren nach dieſer Richtung in der Regel ihre Schuldigkeit thun, um die Würde des „Hauſes" zu wahren; man darf aber nicht überſehen, daß wir immer noch mit einer Anzahl Bühnen zu rechnen haben, welchen der Kaſſenerfolg die Hauptſache bleibt. Und abgeſehen hiervon: auch bei verläſſigen Theaterunternehmungen, welche in erſter Linie nur künſtleriſche Geſichtspunkte verfolgen, wird gerade dieſen zu Liebe häufig über Bedenken hinweg geſehen, welche namentlich in den örtlichen und zeitlichen Verhältniſſen begründet und im Allgemeinen darauf zurück zu führen ſind, daß die große Maſſe des Publikums vielfach nicht reif genug iſt, um das Theater als Stätte der Bildung, Erziehung und etwa noch der Unterhaltung zu betrachten, ſondern immer noch zu ſehr hinneigt, im Theaterſtück eine Tendenz im engeren Sinne zu ſuchen und für oder gegen dieſe Stellung zu nehmen. Dies trifft natürlich in erſter Linie bei Stücken zu, welche einen politiſchen Stoff, der noch nicht der Geſchichte angehört, oder ſonſt ein aktuelles Thema behandeln.

Aus derartigen Erwägungen war beiſpielsweiſe eine Aufführung des ſonſt ganz harmloſen Volksſtücks „Das Haberfeldtreiben", ſo lange die Habererprozeſſe der letzten Jahre in Schwebe waren, auf ſüdbayeriſchen

*) Die erſten theaterpolizeilichen Anordnungen präventiver Natur richteten ſich gegen das Extemporieren im Zwiſchenſpiel der luſtigen Perſon.

Bühnen einfach ausgeschlossen, weil bei der Aufführung Demonstrationen Seitens des Publikums zu gewärtigen waren, während in Norddeutschland selbstredend jedes Bedenken in dieser Richtung schwinden konnte; aus gleichen Gründen wurde so ziemlich überall dem Sensationsstück „Capitain Dreyfus", so lange die „Affäre" noch im Gange war, die Zensurgenehmigung versagt; ähnliche Erwägungen konnten an gewissen Orten nicht ohne Grund gegen eine Aufführung von Schnitzlers „Freiwild" unmittelbar nach der Brüsewitz-Affäre geltend gemacht werden, wenngleich hier die künstlerische Qualität des Stückes, das natürlich mit dem bekannten Karlsruher Vorfall gar nichts zu schaffen hat, außer allem Zweifel stand; gleiche Erwägungen können endlich auch heut zu Tage noch in manchen Gegenden mit vollem Grund gegen eine Aufführung von Hauptmanns „Weber" Platz greifen*). Es sei hier nur an die Szenen erinnert, welche sich bei der Erstaufführung der lange verbotenen Halbe'schen „Jugend" zu Wien im vorigen Jahre abspielten, woselbst das Publikum, statt sich an dem ihm lange vorenthaltenen Kunstwerk zu freuen, dieses zum politischen Tendenzstück zu stempeln bestrebt war.

Aus eigener Erfahrung auch erinnere ich mich zahlreicher peinlicher Vorfälle, verursacht dadurch, daß ein Teil des Publikums in litterarisch wertvollen, von ernster Arbeit zeugenden Stücken jegliche etwas zweifelhafte Situation mit befreiendem zynischem Gelächter begrüßte. Ich habe daraus stets mir die gute Lehre gezogen, so lange das Publikum nicht mehr Takt, mehr Verständnis und mehr Selbstbeherrschung zeigt, bei Zensurierung jedes zweifelhaften „Stoffes" sehr vorsichtig zu sein.

*) Bezeichnend ist das Verhalten des Münchner Publikums diesem Stücke gegenüber; dasselbe wurde zum ersten Male 1897 am „Münchner Volkstheater" in anerkennenswert guter Aufführung gegeben, nachdem der vorgelegte Text ohne jede Beanstandung die Zensur passirt hatte: die ergreifende Schilderung des Weber-Elends ließ das Publikum sehr kalt, der Vorwurf lag ihm offenbar zu fern; als aber im IV. Akt Jäger dem ihn duzenden Polizeiverwalter zuruft: „Hab' ich mit dir schon Schweine gehütt?", da brach ein derartiger Beifallssturm aus, daß die Direktion, nachdem die Demonstration sich in den nächsten Vorstellungen wiederholte und noch steigerte, sich entschloß, den Jäger nunmehr sagen zu lassen: „Hab' ich mit dir Brüderschaft getrunken?" — Natürlich wurde diese wahl nicht recht geschickte Änderung sofort der Polizei in die Schuhe geschoben, und die Nachricht dieses neuesten Zensurstückchens durcheilte die gesamte Presse bis zum entferntesten Winkelblättchen. Die Direktion war ehrlich genug, hierauf den Sachverhalt bekannt zu geben; diese freimütige Richtigstellung fand wohl in einem Teile der Münchner Presse Berücksichtigung, während sie von der auswärtigen Presse, welche die erste Nachricht pflichtgetreu kolportiert hatte, fast vollständig ignorierte wurde. Es ist dies ein schlagender Beweis für das, was ich oben über die ungerechte Beurteilung der Theaterzensur in der Öffentlichkeit gesagt habe.

Es ist ja nicht zu verkennen, daß in den letzten Jahren mit der „Erziehung des Publikums“ in dieser Beziehung viel geschehen ist, sei es durch Gründung litterarischer Gesellschaften, sei es durch volkstümliche Vorstellungen oder bildende Vortragsabende und dergl.; es muß aber immer noch sehr viel geschehen*), bis das Publikum reif ist, den Zensor vollständig entbehren zu können!

*

Wenn ich hiernach resumiere, so ergiebt sich, daß nach meiner Anschauung die Theaterzensur vorerst im bisherigen Umfang aufrecht zu erhalten ist; einer späteren Generation mag es vorbehalten sein, die Zensur auf die Prüfung zu beschränken, ob das dramatische Werk den Thatbestand eines strafgerichtlich verfolgbaren Delikts in sich schließt. Auch in der Zwischenzeit schon könnte jedoch vielleicht in diesem Sinne eine Befreiung von der Theaterzensur widerruflicher Weise im einzelnen Falle erwirkt werden für Schauspielunternehmungen, bei welchen ein „höheres Interesse der Kunst und Wissenschaft“ (§ 33 der Reichsgewerbeordnung) obwaltet.

Im Übrigen haben sich im Laufe der Zeit gewisse allgemeine Grundsätze für Handhabung der Zensur ausgebildet, welche ich schon in meinem mehrerwähnten Aufsatze zusammengefaßt habe, und bei deren Beachtung die Zensur wohl nicht viel Unheil anzustiften vermag; es sind dies in der Hauptsache: sorgfältige Auswahl der mit der Zensur betrauten Beamten; persönliches Anwohnen des Zensors bei der Hauptprobe; bei entstehenden Bedenken zunächst mündliches Benehmen mit dem Autor oder Theaterunternehmer; absolute Unzulässigkeit aller selbstthätigen Änderungen des Zensors an dem vorgelegten Werke — statt dessen Bezeichnung der zu beanstandenden Stelle behufs Herbeiführung einer etwaigen Änderung durch den Dichter oder Theaterunternehmer; endlich in zweifelhaften Fällen Rücksichtnahme darauf, ob man es mit einer litterarisch wertlosen Mache oder mit einem Theaterstücke zu thun hat, welches — um mit Blumenthal zu sprechen — „von einem künstlerischen Gewissen beherrscht wird“, wobei die Einvernahme litterarischer Sachverständiger durchaus zweckmäßig erscheint.

---

*) Man braucht deshalb nicht zu Mitteln zu greifen, wie sie ein sonst gewiegter Kenner des Theaterwesens vorgeschlagen hat, indem er verlangte: „die zur Beurteilung theatralischer Leistungen ganz unerläßliche Propädeutik der Dramaturgie sollte schon unter die Lehrgegenstände des deutschen Schulunterrichts (!) aufgenommen werden“. (Georg Köberle, Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche, S. 42; Stuttgart, bei Neff, 1872.)

Dagegen möchte ich mich entschieden gegen Übertragung der Theaterzensur an eine Sachverständigen-Kommission aussprechen*), und zwar schon aus dem Grunde, weil eine Zentralisierung der Theaterzensur wegen der, wie oben erörtert, häufig Ausschlag gebenden Berücksichtigung örtlicher Verhältnisse unthunlich ist.

Christian Dietrich Grabbe.

Nachträgliches zu seinem hundertsten Geburtstage.

Von Oskar Friedländer.

(Wien.)

Wenn wir zum hundertsten Geburtstage Christian Dietrich Grabbe's das Wort ergreifen, so geschieht es nicht, um in pflichtschuldiger Reminiszenz einer verschollenen Größe zu gedenken, die es blos der Gunst des Kalenders verdankt, wenn sie für einen Tag aus der Versenkung emportauchen und auf der Liste der Berühmten erscheinen darf. Grabbe's Name ist heute populärer als jemals; in dem Pantheon moderner Kunst hat auch er seinen Platz erhalten. Freilich, noch ist die Anerkennung keine allgemeine; noch schwebt sein Charakterbild zwischen Lob und Verketzerung. Wir wollen es nun im Folgenden versuchen, den Sitz dieses Widerspruches zu entdecken und damit die Möglichkeit einer unbefangenen und gründlicheren Beurteilung des Künstlers, sowie seiner Bedeutung für die Mit- und Nachwelt, zu gewinnen.

Wenn in unseren Tagen Grabbe's Verdienste häufig rühmend hervorgehoben werden, wenn es dabei auch an den üblichen Hyperbeln nicht fehlt, so

*) Derartige Wünsche sind schon sehr alt; bereits 1795 stellte der Münchner Hoftheaterintendant Graf Seeau an den Kurfürsten ein derartiges petitum, wie er an anderer Stelle schön ausführte, weil die Zensur „ganz dem Urteile eines zwar biederen, aber unter juridischen und theologischen Folianten und Aktenstücken grau gewordenen, mit der sanfteren Muse und dem Theater unbekannten Mannes" überlassen war (vergl. Carl Th. Heigel, Die Theaterzensur unter Kurfürst Carl Theodor, in C. van Reinhardstöttners Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns, 3. Bd.; Ansbach und Leipzig 1895, bei Max Eichinger).

kann uns dies nach einer Seite hin gewiß nicht Wunder nehmen. Wir suchen heute in der Vergangenheit überall nach Anknüpfungspunkten. Wo ähnliche Erscheinungen, verwandte Motive auftauchen, da geben wir uns rückhaltlos ihrem Zauber gefangen, nicht aus rein historischem Interesse, sondern nur einem edel-egoistischen Triebe gehorchend, der uns hoffen läßt, im Spiegel der verflossenen Zeiten die Lösung der Rätsel des modernen Lebens zu finden.

Als vor ungefähr 18 Jahren eine neue Ära der deutschen Litteratur sich ankündigte, da schien alles dem Untergange geweiht zu sein, was im Laufe des Jahrhunderts in den festen, geistigen Besitzstand der Nation übergegangen war. Hatte in den letzten Dezennien ein verflachender Akademismus jeden höheren Aufschwung gehemmt und die Lebensadern des künstlerischen Schaffens unterbunden, hatte man dem zu autoritären Dogmen erstarrten Regelwerk der Pseudoästhetik gegenüber jeden Auflehnungsversuch als ketzerisches Vorgehen erklärt und mit dem Anathem belegt, so ward jetzt der Widerspruch geheiligt und die Unbotmäßigkeit zum Prinzip erhoben. Die Verkünder des neuen Sturmes und Dranges sagten den Traditionen ab und wollten, jenen banalen Epigonen entgegen, die von den Abfällen des Klassizismus ihren litterarischen Haushalt bestritten, in Form und Stoff alles aus sich selber schöpfen. Aber in kürzester Zeit hat sich der geistige Gesamtaspekt in Deutschland wieder so sehr verändert, daß das Hegel'sche Dogma einer Geschichtsentwicklung in Gegensätzen hier zur Wahrheit geworden zu sein scheint. Die selbstbewußten, führenden Geister sind zu behutsamen Pfadsuchern geworden. Freilich wird man auch hier, wenn man die Vorgänge mit dem geübten Blick des wissenschaftlichen Beobachters erforscht, die einzelnen Stadien der Bewegung auseinander halten können und den stetigen Fluß des Geschehens in dem scheinbar abrupten, in schroffen Übergängen sich vollziehenden Prozesse entdecken. Die Ultraradikalen, die jede Verbindung mit der Vergangenheit abbrechen wollten, fanden bald Widersacher in ihrer eigenen Partei. Die alte Gepflogenheit deutscher Litteraten, für die leitenden Prinzipien und die Ziele ihres Schaffens auch die theoretische Begründung zu suchen, ließ ihr Vorhaben von vornherein als illusorisch erscheinen. Zur Ausgestaltung der Theorie bedurfte man aber historischer Belege, und die Notwendigkeit, die Geschichte zu Rate zu ziehen, schlug wieder, wenigstens für die wissenschaftliche Forschung, eine Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Diese Bewegung blieb freilich nur kurze Zeit auf die Wissenschaft beschränkt. Man ward sich bald der Einseitigkeit der aufgestellten Gesichtspunkte bewußt und suchte nach wirksamer Ergänzung. Erst sah man in der jüngstdeutschen Richtung in Hinsicht ihrer litterarischen und philosophischen Grundsätze nur eine Superlativform der jungdeutschen Bewegung von anno 1848. Doch konnte das politisch schlagkräftige, ästhetisch aber so dürre Programm jener Zeit nicht

auf die Dauer Genüge leiſten. Man gieng auf die Stürmer und Dränger des achtzehnten Jahrhunderts zurück, die gerade im Klaſſizismus ſichtbare Spuren ihres Wirkens zurückgelaſſen haben. Daß man hier nicht ſtehen blieb, daß man bald in die Gefilde der Romantik hinüber ſchweifte und ſich endlich in den nebligen Fernen der „mondbeglänzten Zaubernacht“ verlor, war nur die notwendige Folge, die indeſſen bald auf die weitere litterariſche Entwicklung den maßgebendſten Einfluß gewann. Leider blieb der erwünſchte Erfolg aus, da man in neue Einſeitigkeiten verfiel oder vielmehr die alten Fehler nach der entgegengeſetzten Richtung hin wiederholte. Hatte man urſprünglich, um den Bann der Konvention zu brechen, die Rückkehr zur Natur poſtuliert und dabei vergeſſen, daß auch die Natur erſt im denkenden Geiſte ſich ihrer Geſetzmäßigkeit bewußt wird, ſo erkannte man jetzt, daß der Naturalismus nur die eine Seite der äſthetiſchen Betrachtung ausmacht, verwarf ihn aber voreilig, ſtatt ihn ſymboliſch zu vertiefen und auf ſeinem Fundament einen neuen Idealismus aufzurichten. Wir werdeu nun im Folgenden zu zeigen verſuchen, was gerade aus Grabbe's Wirken ſich für unſer Problem einer ſymboliſtiſchen Kunſt auf naturaliſtiſcher Grundlage ergiebt.

Es kann uns, wie geſagt, nicht verwundern, daß der Dichter durch die erſten Stürme der litterariſchen Revolution wieder zum Leben erweckt wurde. An einer ſo markanten Perſönlichkeit konnte man nicht achtlos vorbei gehen, am allerwenigſten eine Generation, die gegen die tradierten Vorurteile ankämpfte und ihnen gegenüber das Recht der Urſprünglichkeit, der Originalität geltend machte. Manches wies auf Grabbe zurück. Man fand in ihm einen beredten Opponenten gegen das Hergebrachte, einen ſouveränen Verächter des bon bourgeois und der Formen des bürgerlichen Lebens, und insbeſondere einen beherzten Kämpfer gegen den drückenden Zwang falſcher, äſthetiſcher Dogmen. Freilich, nicht alles will zu dieſer Signatur ſtimmen. Namentlich ſcheint die rühmende Hervorhebung ſeines Realismus einer eingehenderen Betrachtung gegenüber nicht ganz ſtichhaltig zu ſein. Neben Stellen markigſter Urwüchſigkeit zeigt ſich oft eine verwaſchene Sentimentalität und eine beinahe pueril zu nennende Sucht, platte Trivialitäten zu künſtlicher Höhe aufzubauſchen, hohle Deklamationen neben dem echten Pathos der Leidenſchaft; das Originalgenie ſcheint da zum dürftigſten Epigonen des Klaſſizismus herabzuſinken. So mußte man das komplizierte Problem gewahr werden, das eine richtige Beurteilung des Dichters in ſich trug. Die Katheder-Aeſthetik, welche im magiſchen Kreiſe der Überlieferung ihre hoheprieſterlichen Funktionen ausübte, machte trotzdem wenig Federleſens. In ihrem Zettelkaſten fand ſich bald das geeignete Rezept, und in einem der vielen Schubfächer, in denen auch die widerhaarigſten Geſellen untergebracht und für das vulgäre Verſtändnis präpariert wurden, erhielt Grabbe dauernde

Beherbergung. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht das Urteil des Litteraturpapstes Wilhelm Scherer, dessen Unfehlbarkeit noch heute in weiten Kreisen leider nicht bezweifelt wird. Er spricht nur von dem „thörichten Grabbe" und seiner „lächerlichen Renommage". Im Anhang versichert er allerdings bescheiden, es fehle ihm offenbar an dem nötigen Verständnisse für die Eigenart des Dichters, den andere achtbare Litteraten ernst zu nehmen vermöchten; aber es ist immerhin bedauerlich, daß er die Konsequenzen hier, wie in manchen ähnlichen Fällen, nicht im textlichen Teile seines Werkes zog. In das entgegengesetzte Extrem fällt Rudolf Gottschall, der Grabbe neben Hebbel stellt, ja sogar geneigt scheint, ihm den Vorzug zu erteilen. Wo man den Dichter nicht schmählich verketzerte und seine Produktionen in Bausch und Bogen dem Henker überantwortete, da lautete das Urteil meistens dahin: es habe ihm nicht an schönen Gedanken und an starken Inspirationen gefehlt, wohl aber an der Fähigkeit, sich ihrer künstlerisch zu entäußern, ihnen Form und Gestalt zu geben; an dem Substrate einer festen Weltanschauung, jener ebnenden Kraft der Vernunft, die die Ströme des Schaffens und Schauens gleichmäßig verteilt und sie überall mit schützenden Dämmen umzieht. Hierin sei der Grund jener Widersprüche zu suchen, die weniger auf ein romantisches, aber in seiner Romantik konsequentes, Naturell als auf eine durchgehende Inkongruenz von Können und Wollen zurück schließen lassen. Demnach wäre eigentlich die technische, nicht die ästhetische Veranlagung Grabbe's mit jenem Mangel der Unvollkommenheit behaftet gewesen. Zwischen Hirn und Hand hätte es an der leitenden Verbindung gefehlt. Der Sitz der Krankheit wäre im Bewegungsnerv, nicht im Organe des Geistes zu suchen. Ich möchte dagegen den Schwerpunkt einer fruchtbaren Kritik gerade in die strikte Verneinung dieser Behauptung und in die Aufstellung des Gegenteiles verlegen. Was wir an Grabbe am meisten bewundern dürfen, ist nichts Anderes als die unversiegbare Kraft des Gestaltens, die Energie der Darstellung, die oft beispiellose Elastizität des Ausdrucks, — was wir aber desto schmerzlicher empfinden, ist eben der Mangel an schöpferischen Ideen, auch nur an Ansätzen zu solchen, die geradezu atrophische Verkümmerung des Gedanklichen, die am grellsten dort in die Augen fällt, wo Grabbe an schwierige Probleme rührt, und in ihrer Behandlung Mangels einer vertieften Auffassung sich mit schwächlichen Surrogaten behilft, denen nur sein rhetorisches Talent und, mit ihm sich mannigfaltig, oft in seltsamen Spiele durchkreuzend, eine derbe Realistik der Darstellung den trügerischen Schein wirklicher Tiefe verleiht. Sucht man in dem Leben des Dichters nach beweiskräftigen Instanzen für die Beurteilung seines künstlerischen Schaffens, so wird man sich, wie in allen ähnlichen Fällen, davor hüten müssen, voreilig Parallelen zwischen dem Künstler und dem Menschen zu ziehen. Wir wollen daher nur

auf Einiges Bezug nehmen, ohne uns viel in biographiſchen Details zu ergehen. Das Werk, nicht das Leben des Dichters gehört der Ewigkeit an. Darum dürfte es in einer kulturhiſtoriſchen Skizze wenig am Platze ſein, das Menſchlich-Allzumenſchliche in den Vordergrund der Betrachtung zu rücken.

Grabbe gehört zu jenen Paria's der Litteratur, an denen der deutſche Parnaß — man denkt an Günther und Lenz — ohnehin keinen Mangel leidet. In Detmold erblickte er am 11. Dezember 1801 das Licht der Welt. Die Eindrücke im Elternhaus müſſen vorwiegend düſterer Natur geweſen ſein. Sein Vater war Zuchtmeiſter im Detmolder Gefängniſſe, über die Mutter kurſieren verſchiedene Überlieferungen. So verſichert Eduard Duller in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen Grabbe'ſchen „Hermannsſchlacht" (1838), ſie hätte dem Knaben ſchon in früher Kindheit Branntwein zu trinken gegeben und das Laſter der Trunkenheit groß gezüchtet, welches das Verhängnis ſeines Lebens werden ſollte. Dies ſtellt der beſſer informierte Karl Ziegler jedoch in dem Buche „Grabbe's Leben und Charakter" (1855) entſchieden in Abrede, er ſpricht ihr im Gegenteil eine wohlthätige Einflußnahme auf den Jüngling zu. Als Schüler war Grabbe fleißig, beſondere Vorliebe hegte er für das Geſchichtsſtudium, frühzeitig aber ſchon verriet er einen ausgeſprochenen Hang für das Toll-Bizarre. In Leipzig ſtudierte er ſeit 1820 Jurisprudenz und vertiefte ſich daneben in hiſtoriſche Arbeiten. Aber das Theater nahm ihn jetzt ganz in Anſpruch, und längere Zeit trug er ſich mit der Abſicht, Schauſpieler zu werden. 1822 überſiedelte er nach Berlin, wo der gefeierte Rechtslehrer Savigny dozierte. Hier lernte er E. Th. A. Hoffmann und Heine kennen; auch mit Tieck, dem er mehrere ſeiner Produktionen einſendete, trat er in dieſer Zeit in Verbindung. 1823 kehrte er nach Detmold zurück; hier erhielt er ſpäter ein Staatsamt, nachdem ſeine Bemühungen, im Archiv unterzukommen, geſcheitert waren, und vermählte ſich mit der Tochter des Archivrates Kloſtermeyer. Eine Zeit lang ſchien das Glück ihn zu begünſtigen; ſeine Dichtungen drangen in weitere Kreiſe des Publikums und fanden Beifall. Aber bald wendete ſich das Schickſal; ſeine unregelmäßige Lebensführung, die die amtliche Carrière außerordentlich beeinträchtigte, vor Allem aber die herzloſe Gleichgiltigkeit ſeiner Frau wirkten deprimierend auf ihn und hemmten ihn auch in ſeiner künſtleriſchen Entfaltung. Als er zuletzt ſogar ſeine Stellung einbüßte, war der Bruch mit der Gattin unvermeidlich. Ohne Abſchied zu nehmen, reiſte er nach Frankfurt und bald darauf nach Düſſeldorf. Hier erfreute er ſich Anfangs der Protektion Immermanns und ſchöpfte neue Hoffnungen; bald aber trat eine Entzweiung ein, die ihm den Aufenthalt verleidete. Durch die vielen Kränkungen, ſowie durch den übermäßigen Alkoholgenuß an Körper und Seele gebrochen, kehrte er 1836 wieder nach Detmold

zurück, wo er noch im ſelben Jahre am 17. September einer Rückenmarksſchwindſucht erlag.

Überall in Grabbe's Dichtungen, von denen mehrere Fragmente blieben, findet man mächtige Anläufe; er verſucht ſich an den ſchwierigſten Themen: Hannibal, Marius und Sulla, Napoleon, Fauſt und Don Juan, Alexander der Große, die Hohenſtaufen, Chriſtus; im Orient und im Occidente, im Altertum, Mittelalter und in der Neuzeit hält er Ausſchau, um ſeinen künſtleriſchen Ehrgeiz zu befriedigen. Zum Beweis unſerer oben vorgebrachten Behauptung, Grabbe's Bedeutung liege in der Darſtellung, in der Fähigkeit dichteriſcher Mitteilung, mit der die Ideenarmut ſeiner Konzeptionen auffallend kontraſtiere, möchten wir namentlich auf zwei Werke hinweiſen: auf „Don Juan und Fauſt" und auf die Komödie „Scherz, Ironie, Satire und tiefere Bedeutung", die die Quinteſſenz ſeiner Weltanſchauung enthalten und für deren Verhältnis zur Romantik und zur Moderne Ausſchlag gebend ſind. „Don Juan und Fauſt" iſt ein Mittelding zwiſchen Ideendichtung und Charaktertragödie. Die Titelhelden ſind nach dieſer Behandlungsweiſe des Problems die Vertreter zweier einander diametral entgegengeſetzten Weltanſchauungen. Es lag nahe, den Fauſtmythus von dieſer Seite her zu ergänzen. Auch Lenau wurde von dem einen Thema auf das andere geführt. Aber er entwickelte beide *nach einander*, in getrennten Zyklen; er *variierte* nur das eine Thema, indem er an die Ausführung des anderen ſchritt; er ſchwelgte nicht in dem groben Kontraſte, aus dem Grabbe die Löſung des Problemes zu gewinnen hoffte. Bei ihm beſteht der Kontraſt, der in dem Grabbe'ſchen Drama die lebensvollen Charaktere der Sage zu dürftigen Typen degradiert und bühnenmäßige Effekte, nicht gedankliche Anregungen zu geben vermag, überhaupt nicht. Fauſt und Don Juan gehen in der Lenau'ſchen Dichtung an einem ähnlichen Konflikte zu Grunde; eine pſychologiſche Analyſe ihrer Charaktere ergiebt die ſelben Elemente, nur in verſchiedenen Miſchungsverhältniſſen. Es wäre banal, wollte man in dem Einen nur den grübleriſchen Philoſophen, in dem Anderen das frohe Weltkind ſehen; ein Hang zum Grübeln iſt auch Don Juan nicht fremd, und ein ungezügelter Trieb zum Leben und Genießen erfüllt Mephiſto's einſamen Gefährten. Beide wollen die Tiefen der Welt ergründen, der Eine in geiſtiger Betrachtung, der Andere im ſinnlichen Genuſſe; ſo gehen ſie nur in der Wahl des Mittels weit aus einander. Beide leiden Schiffbruch: Fauſt muß erkennen, daß der Geiſt nur die Oberfläche der Dinge wiederſpiegelt, daß der einmal entfachte Erkenntnistrieb aber die naive Unbefangenheit der Sinnenfreude unmöglich macht; Don Juan ſieht mit kühler Reſignation, daß das Ideal einer *myſtiſchen* Vereinigung mit der kosmiſchen Urkraft, das er im phyſiſchen Beſitze des Weibes zu erreichen hofft, nur Illuſion bleibt, daß ſich mit der ſinnlichen

Luft auch der Hauch des Geiſtes verflüchtigt und nur der farbloſe Alltag als Bodenſatz des Lebens zurückbleibt. Verzweiflung und Blaſiertheit ſind die Pole des menſchlichen Daſeins. Aber Lenau's Tiefblick bleibt nicht in dieſer doppelten Verneinung befangen. Die tragiſche Schuld und das Verhängnis Don Juans und Fauſtens wurzeln nicht in ihrem Hange zur Skepſis, ſondern in ihrer egoiſtiſchen Veranlagung. Die Habgier des Erkenntnis- und die Habgier des Sinnendurſtes ſind nur zwei verſchiedene Erſcheinungsformen des ſelben pſychiſchen Grundtriebes. Sie ſtanden der Welt mit den Gelüſten des Eroberers gegenüber und vergaßen, daß weder die verſtandesmäßige Nüchternheit abſtrakter Spekulationen, noch ein brutaler Gewaltakt der Leidenſchaft, ſondern nur die Fähigkeit unbegrenzter Hingabe, welche das Individuum erhebt, indem ſie es an ſich ſelber vergeſſen läßt, ihrer Sehnſucht Erfüllung gewähren konnte. Savonarola, der wahre Heros und Menſchheitsapoſtel, trägt die Wirklichkeit der Welt im Herzen. In ihm iſt alles Verheißung und Zuverſicht: in ſeinem Opfertode offenbart ſich die Tragik des Menſchenlebens — doch waltet darin nicht jener kleinlichere Zug einer perſönlichen Verſchuldung, der Fauſt und Don Juan in's Verderben führt.

Grabbe ſtellt zwiſchen Beide Donna Anna, um deren Beſitz er ſie kämpfen läßt; ihr verſchiedenartiges Verhalten in dieſer Werbung um die Geliebte ſoll den Differenzpunkt der Charaktere und der von ihnen vertretenen Weltanſchauungen entwickeln. Aber hier iſt im Vergleiche mit Lenau alles vergröbert und einer vulgären Denkungsart angepaßt; es bleibt ein müßiges Beginnen, tiefe philoſophiſche Probleme in tragikomiſche Burlesken hinüber ſpielen zu laſſen. Der Tiefſinn und die grübleriſche Veranlagung des Germanen iſt ebenſo wenig dadurch gekennzeichnet, daß Fauſt vom einſamen Denker, der ſich übrigens auch nur in breiten Gemeinplätzen bewegt, mit einem Male zum zierenden Seladon herab ſinkt, daß er auch dann noch in die wildeſten Ausbrüche einer unerwiderten Leidenſchaft philoſophiſche Reflexionen einflicht, als romaniſche Renaiſſancemenſchheit beſonders glücklich durch die frivole Gleichgiltigkeit charakteriſiert erſcheint, mit der Don Juan die Nachricht vom Tode Donna Anna's entgegennimmt, durch jene Libertinage, die ihren Liebesdurſt in der Goſſe befriedigt. Übrigens iſt dieſe letztere Seite des Werkes weit beſſer gelungen als die der Charakteriſtik Fauſtens gewidmeten Partien. Aber die Typen eines höheren Menſchentums, die uns hier vorgeführt werden, ſind ein ſprechender Beweis für die Unfähigkeit Grabbe's, auch nur die Tragweite der von ihm behandelten Probleme richtig zu würdigen.

Ein Gegenſtück, eigentlich eine Ergänzung zum eben genannten Drama bildet die Komödie „Scherz, Ironie, Satire und tiefere Bedeutung". Grabbe ſchickt ihr folgende Bemerkung voraus: „Findet der Leſer nicht, daß dieſem

Luſtſpiele eine entſchiedene Weltanſicht zu Grunde liegt, ſo verdient es keinen Beifall. Im Übrigen verſpottet es ſich ſelbſt, und werden daher die litterariſchen Angriffe von den beteiligten Perſonen leicht verziehen werden u. ſ. w." An kecken, gelungenen Scherzen fehlt es dem Stücke in der That nicht, auch nicht an glücklicher Ironie und kräftiger Satire. Was man aber ſchmerzlich vermißt, iſt, den Anſprüchen des Verfaſſers zum Trotz, die „tiefere Bedeutung". Die philoſophiſchen Elemente, die darin Ausdruck gewinnen, ſind romantiſcher Provenienz und gehören namentlich der Tieck'ſchen Richtung an. Der Teufel, der am Ende von „Fauſt und Don Juan" in den Mittelpunkt der Handlung trat und mit dem Hinweis auf das gleiche Schickſal Beider die Tragödie zu kommentieren hatte, erhält hier eine weit harmloſere Rolle zugewieſen. Er zettelt heilloſe Intriguen an, kehrt aber ſchließlich friedfertig in die Hölle zurück, ohne dauernden Schaden angeſtiftet zu haben. Wenn am Schluſſe der Komödie zwei von den handelnden Perſonen ſich in das Orcheſter flüchten, um dem ihnen drohenden Strafgericht zu entgehen, und von dort aus feierlich erklären, alles ſei nur Dichtung und Trug; wenn endlich Grabbe ſelber, „der Verfaſſer des Luſtſpiels", mit einer brennenden Laterne auf die Bühne tritt, ſo erkennt man unſchwer „die Weltanſicht, die dieſem Luſtſpiel zu Grunde liegt". Es iſt der romantiſche Subjektivismus, der behauptet, daß die äſthetiſche Betrachtung wie die logiſche niemals zum Kerne der Dinge führt, ſondern nur einen Kreislauf vollzieht, indem ſie vom Subjekt ausgieng und auf dem Umwege des Kunſtwerkes wieder zum Subjekte zurück führt. Grabbe hat dieſer Anſchauung, die auf Fichte und Kant hinüber weiſt, nur eine beſondere, philoſophiſch übrigens nicht eben glückliche Anwendung gegeben.

Grabbe's auffallende Vorliebe für das Hiſtoriſche verleugnet ſich am wenigſten in der Wahl ſeiner Stoffe. Er verſuchte eine dramatiſche Darſtellung der Hohenſtaufen, des napoleoniſchen Kaiſerreichs, des marianiſch-ſullaniſchen Bürgerkriegs, der puniſchen Kriege, der Hermannsſchlacht ꝛc. Nun giebt es eine doppelte Art hiſtoriſch-poetiſcher Behandlung. Man benützt das geſchichtliche Koſtüm, um zwiſchen dem Kunſtwerke und dem Publikum jene Diſtanz zu ſchaffen, die ſeiner Wirkung zuträglich iſt, die die ſchreienden Farben der Gegenwart zu matteren Tönen abblaßt und dadurch dem Illuſionsbedürfniſſe Befriedigung gewährt, das ſonſt unter der Wucht gewohnter Eindrücke notwendig verkümmern müßte. Dann iſt es eine rein dekorative Beigabe, wie etwa die orcheſtrale Begleitung, ein klug gewähltes Mittel, die Wirkung zu ſteigern und vom hiſtoriſch bekannten Hintergrund die zeitgemäße Handlung in lebendiger Plaſtik ſich abheben zu laſſen.

Es giebt aber auch ein hiſtoriſches Kunſtwerk κατ' ἐξοχήν. Dann dienen die Ruinen der Vergangenheit nicht zur gefälligen Einfaſſung des Bildes, ſie

rücken ſelber in den Vordergrund des Intereſſes, in ihnen ruht der Schwerpunkt der dichteriſchen Darſtellung. Hier wird kein moderner Stoff mit einem antiken Überwurfe umkleidet, durch deſſen fadenſcheiniges Gewebe die Züge des gegenwärtigen Zeitalters hindurchblicken, hier füllt ein hiſtoriſches Detail den Inhalt der Handlung aus. Die erſte Art der Darſtellung knüpft an das geſchichtliche Faktum alſo nur an, um den einzelnen Fall zu typiſcher, allgemeiner Bedeutung zu erheben; die Vorgänge gruppieren ſich um den Mittelpunkt einer überragenden Perſönlichkeit, die eben, vermöge ihrer über den Durchſchnitt hinausgreifenden Bedeutung, zum Teil außerhalb jener Aktionen ſteht, auf die ſich ein ſpezifiſch hiſtoriſches Intereſſe beſchränken müßte. Damit iſt ein wichtiger Gegenſatz in's Leben getreten, deſſen treibende Kraft die äſthetiſche Entwicklung überhaupt beherrſcht. Es iſt der Gegenſatz des Milieu's und des Individuums. Zum Milieu gehört hier die natürliche und die belebte Umgebung, die in den engen Kreis lokaler und temporärer Bedingungen gebannt iſt. Das Individuum dagegen weiß ſich im Widerſpruch mit dieſem, und ſo beginnt der Konflikt zweier feindlicher Mächte, der ſich im Rahmen der Handlung fortſpinnen und vollenden muß. Die lyriſch-dramatiſche Kunſt hat von da ihren Ausgang genommen. Das Drama hat den Gegenſatz zwiſchen dem Helden und der Umgebung bewußt zum Prinzip erhoben. Die tragiſche Idee iſt die beſondere Form des daraus hervorgehenden Zwieſpaltes. In der Lyrik iſt dieſer Zwieſpalt noch latent, noch nicht aktuell, aber ſchon im Werden begriffen. Denn Ich und Außenwelt treten bereits neben und aus einander; die erſte Keimform der tragiſchen Idee iſt die lyriſche Stimmung.*)

Anders verhält es ſich mit jener zweiten Kunſtgattung, der das Hiſtoriſche Selbſtzweck iſt. Hier oerweilt das Auge des Betrachters an der Flucht der Erſcheinungen, denen nichts ſubſtituiert wird, was nicht wieder in der Form der Erſcheinung ſeinen vollen Ausdruck findet. Die Perſönlichkeit wird von den Strömungen der Zeit getragen, um ſchließlich ſpurlos zu verſchwinden, wenn zwei feindliche Wellenzüge einander kreuzen. Dies iſt die epiſche Betrachtung, gleichſam der naive Realismus der Kunſt, der mit möglichſter Ausſchaltung des Subjektes ſein Intereſſe nur den objektiven Vorgängen zuwendet.

Dieſer Gegenſatz des Epiſchen und Lyriſch-Dramatiſchen, der im Vorigen nur abſtrakt aus dem Weſen des Kunſtwerks abgeleitet wurde, erhält eine konkrete Faſſung in dem Hinweis auf die hiſtoriſche Entwicklung. Man kann hier die Unterſcheidung von Symbol und Organ, die Schleiermacher dem Gebiete des Ethiſchen vindizierte, auf das Fruchtbarſte für die äſthetiſchen

*) Die Grenzen ſind freilich fließend, das lyriſche Lied kann zur Gedankendichtung ausreifen; es gilt hier nur, die gerade Verbindungslinie anzudeuten, die von der einen zur andern führt, und beide als zwei verſchiedene Entwicklungsſtadien zu begreifen.

Phänomene in Anwendung bringen. Der Spieltrieb, die erste Form der Kunst, ist lediglich organisierend. Wenn sich der Mensch von der kleinlichen Notdurft des animalischen Trieblebens für Augenblicke befreit fühlt, wenn er für die selbstlose Bethätigung seiner Kräfte einen von Tag zu Tag wachsenden Spielraum gewinnt, so erhält sein Ichgefühl bald durch die in steigendem Maße hervortretende Überlegenheit über die blinden Naturkräfte eine mächtige Betonung. Das Material, an dem er seine Fähigkeiten übt, ohne dem äußeren Zwange des Selbsterhaltungstriebes zu gehorchen, fällt zunächst in seinen Besitz. Die Entstehung des Eigentums und die Entstehung des Kunstwerkes sind daher untrennbar mit einander verbunden. Gerade in diesen Anfängen der Kunst ist also das subjektive Moment scheinbar von der wichtigsten Bedeutung, aber nur nach der physischen, technischen Seite hin, wo der schaffende Geist bildnerisch in Erscheinung tritt, nicht psychologisch, als bewußte Gegenüberstellung von Ich und Außenwelt. Das Selbe wiederholt sich auf höherer Stufe, wenn die Bewegungen der Massen und Völker mächtige Dimensionen annehmen, aber das Auge des Naturmenschen noch allzu sehr an der blaßen Abfolge der Begebenheiten haftet, deren bunte Mannigfaltigkeit, deren Wechsel und Werden ihn fesselt, die er aber noch schlicht-naiv hinnimmt, ohne sie zu Problemen zu vertiefen. Die Kunst als Organ entspricht der epischen Betrachtungsweise. Der ästhetische Genuß entspringt hier nur einer reicheren Fülle des Schauens, dem Gefühle einer höheren Vitalität, ist also rein dynamischer Natur. Die Kunst als Symbol entspricht der lyrisch-dramatischen Betrachtungsweise. Sie setzt voraus, daß der Künstler hinter die Erscheinungen zurückgeht, nicht im Sinne einer speziellen, metaphysischen Weltanschauung, sondern nur, indem er das Subjekt von der Umgebung zu isolieren vermag und seine Zustände von dem objektiv Gegebenen unterscheidet. Die Objekte, an denen sich hier die künstlerische Gestaltung erprobt, werden nicht nur ihrer selbst willen gesucht, sondern nur um als Anknüpfungspunkte für andere psychische Phänomene zu dienen, um bestimmte Vorstellungsgruppen auszulösen, die mit ihnen assoziativ verknüpft sind. Es kommt hier vor Allem auf die Deutung an, die der Mensch den Erscheinungen giebt, auf die Schönheitswerte, die er einführt, die er aber nicht in ihnen fertig vorfindet, sondern einem eigenen, subjektiven Maßstab entnimmt. Der damit geschaffene Dualismus von Subjekt und Objekt und der Charakter eines tragischen Zwiespalts, der ihm anhaftet, läßt mit der lyrischen Kunst, aber vielmehr in dieser, selber die ersten Keime der Dramatik zur Reife kommen. Nur wird man nicht glauben dürfen, daß es je eine reine Lyrik oder eine reine Epik gegeben habe. Es handelt sich hier nur um Abstraktionen, die ich entwickelt habe, nicht um getreulich den wirklichen geschichtlichen Hergang wiederzugeben, sondern um eine psychologische Analyse jedes Kunstwerks zu er-

möglichen und gleichsam quantitatio das Mischungsverhältnis jener beiden konstituierenden Elemente, des Epischen und Lyrischen, zu bestimmen.

Wie es damit bei unserem Dichter beschaffen ist, wird man leicht aus dem früher Gesagten entnehmen können. Noch mehr: „Der Fall Grabbe" zeigt uns einen grandiosen Ataoismus. Grabbe war Epiker; er war es nicht in dem Sinne, als ob damit nur eine, wenn auch die hervorstechendste Seite seines Wesens gekennzeichnet wäre. Diese Erscheinung böte nichts Auffälliges, denn die Einseitigkeit ist der Durchschnitt und nicht die Ausnahme. Aber er war, so weit dies psychologisch überhaupt möglich ist, nur Epiker; er kannte nur diesen einen Modus der ästhetischen Betrachtung. Man kann den Beweis dafür der Reihe nach an allen seinen historischen Dramen erbringen. Über den Mangel seiner spezifischen Gedankendichtungen haben wir schon früher eingehender gesprochen. Es kann nun das persönliche Moment im Drama eine solche Verschärfung erfahren, daß sich die tragische Idee ganz in den Schicksalen des Helden verkörpert und nirgends in der Form besonderer Reflexionen Ausdruck gewinnt. Dies Letztere hat Grabbe in seinen historischen Dramen versucht. Es war kaum in seiner Absicht gelegen, diese umfassenden Einzelgemälde noch weiter zu reicheren Zusammenhängen zu gruppieren und die menschheitliche Entwicklung im Ganzen uns vor Augen zu führen, indem er an den Knotenpunkten des geschichtlichen Prozesses verweilte. Aber gerade das Heroentum rückte er in den Vordergrund der Darstellung. Auch hier mußten indessen seine Bemühungen scheitern. Der Mangel an ruhiger Kontemplation, an Selbstbeobachtung und Selbstkritik läßt es nicht zu einer feineren Individualisierung kommen, zur stillen Versenkung in ein kompliziertes Seelenleben. Wo ihm ein fesselndes Thema aufstieß, reagierte er stets in gleicher Weise. Mit der nervösen Hast seines unruhigen Naturells gieng er an die Arbeit, und indem er den formlosen Thon modelnd umschuf, ihm den Ausdruck seiner eigenen leidenschaftlichen Unmittelbarkeit lieh, glaubte er den Stoff nicht nur technisch, sondern auch geistig bemeistert zu haben. Aber als Epiker bleibt er nur beim Milieu stehen, dessen Darstellung den Aufbau des Ganzen beherrscht, und wo er auch in den Charakter des Helden eindringen will, giebt er nur einen schwächlichen Aufguß der Milieuschilderung, oder er fällt in groteske Übertreibungen. Am besten vermag er die Kindheitsstadien des Geistes, die reflexionslose Hingabe an das objektive Geschehen, wie sie sich in den Stimmungen, den Illusionen und Enttäuschungen der Menge ausspricht, zu zeichnen. Hier kann er seinen eigenen Empfindungen und Neigungen, die unklar waren und blieben, weil sie von keinem leitenden Gedanken, sondern nur von starken Emotionen beherrscht wurden, beredten Ausdruck geben, denn auch das unbestimmte Sehnen und Drängen des Volkes ist in Wirklichkeit nur eine dumpfe, triebhafte Äußerung

des ſelben Kraftgefühls, das im Genius erſt ſeine Klärung findet und hier erſt die Richtung auf ein beſtimmtes Ziel gewinnt.

In den Volksſzenen kulminiert das Können unſeres Dichters. Was er in dieſer Hinſicht geſchaffen hat, gehört zu dem Beſten der bezeichneten Gattung und überragt an Urwüchſigkeit und Energie des Ausdruckes all die dialektiſche Kleinarbeit, die in der Epoche des „konſequenten Naturalismus" zu Tage gefördert wurde. Wie prächtig iſt im „Napoleon" das franzöſiſche Volk geſchildert, das Auf- und Niederwogen der Menge, das immer mächtigere Aufkeimen der Sehnſucht nach der verſchwundenen Herrlichkeit, die um das Haupt des verbannten Imperators bereits den Zauberſchein der Legende zu weben beginnt.

Was Grabbe in erſter Linie zum hiſtoriſchen Dichter ſtempelt, iſt der hohe Reiz, den die Erinnerung auf ihn ausübt. Dem Zauber der Vergangenheit vermag er ſich nicht zu entziehen; er giebt ſich ihm rückhaltlos gefangen zur ſchweren Schädigung der dramatiſchen Einheitlichkeit. Nirgends tritt ſein epiſches Genie ſo deutlich hervor. Die Verkettung der Motive, die aus den Charakteren und ihren wechſelſeitigen Beziehungen folgt, macht nicht das Weſentliche der Tragödie aus. Gerade die Falten der Handlung legt Grabbe in der Breite ſeiner epiſchen Darſtellung aus einander. „Napoleon", „Hannibal" und die „Hermannsſchlacht" ſind Helden- und Schlachtengeſänge in ſzeniſcher Form. Für die letztere fällt auch bezeichnender Weiſe die alte Gliederung in Aufzüge und Auftritte weg, und an ihre Stelle tritt das rein hiſtoriſche Einteilungsprinzip nach Tagen und Nächten. Wenn Grabbe in der abſurden „Shakeſpearomanie" dem britiſchen Dichter vorwirft, ſeine Nationaldramen ſeien dramatiſierte Chroniken, ſo hat er damit die eigenen Leiſtungen am treffendſten charakteriſiert. Alles drängt hier zum Epos. Das tragiſche Gewand iſt nur ein äußerer Zwang, dem keine innere ideelle Notwendigkeit entſpricht.

Damit ſteht es in Zuſammenhang, daß ſeine Kraft ſo völlig verſagt, wenn er bedeutende Individualitäten bühnenfähig machen will. Da erinnert ſeine Darſtellung an die rohe Primitivkunſt der Antike, die für alle Vertreter des Tragiſchen und Komiſchen fertige Typen vorrätig hatte und dem Zuſchauer die Mühe abnahm, ſich über den Charakter der handelnden Perſonen Rechenſchaft abzulegen. So antizipiert auch Grabbe überall die Wirkung, die er mit ſeiner Schilderung erzielen will; was Napoleon ſpricht und thut, ſind Reflexionen des Dichters über Napoleon. Er kommt nur zu einer durchaus ſubjektiven Formulierung ſeiner eigenen Auffaſſung, ohne zu erwägen, auf welche Weiſe er auch im Leſer ſuggeſtiv denſelben Vorſtellungskreis auslöſen könne. Er ſieht nicht ein, daß er nur durch eine möglichſt unauffällige, ſcheinbar unwillkürliche Gruppierung und Verknüpfung der notwendigen pſychologiſchen Elemente die

Aufmerkſamkeit des Leſers oder Zuſchauers zu feſſeln oermöchte, daß aber die gewaltſame Hinlenkung auf einen beſtimmten Punkt, der Zwang, den er auf die Richtung ihres Intereſſes ausüben will, dieſes notwendiger Weiſe ſchwächen und zerſtören muß. Wozu nützt es, wenn Napoleon immer wieder Proben ſeines Genie's ablegen muß, wenn keine Gelegenheit oerabſäumt wird, irgend eine ſeiner Eigenſchaften gefällig heraus zu ſtreichen? Gerade die Häufung oieler kleiner Züge ſchwächt den Eindruck des Ganzen ab, und manchmal gewinnt es den Anſchein, als ob die in Rede ſtehende Perſon ſich auf Schritt und Tritt belauert wüßte und ihre Geſten eigens für den Beobachter ſorgfältig einſtudiert hätte. Man merkt Abſicht, und darunter leidet namentlich die Unbefangenheit des aeſthetiſchen Eindruckes. Auch ſonſt weiſt die Charakterzeichnung empfindliche Lücken auf. So vermag Grabbe nicht zwiſchen der Stimmung des Helden und ſeiner Umgebung zu unterſcheiden; oder deutlicher, unſerem Schema gemäß, er wirft epiſche und dramatiſche Darſtellung fortwährend zuſammen. So ſtreift es an's Tragikomiſche, wenn Napoleon, der bei Waterloo den oollendeten Ruin ſeiner Herrſchaft vor Augen ſieht, in feierlichen Reminiszenzen ſchwelgt und ſich einen tönenden Nachruf hält, der zugleich die Ereigniſſe der franzöſiſchen Reoolution und des Kaiſerreiches hiſtoriſch kommentieren ſoll. Volle Anerkennung verdient dagegen die Neutralität Grabbe's, der Licht und Schatten gleichmäßig verteilt und namentlich jene Sittenrichterei verſchmäht, die dem Urteile des Leſers unberechtigt oorgreift. Allerdings geht auch dies wieder darauf zurück, daß er im objektioen Geiſte des Milieu's, der Gattung befangen blieb und niemals recht den Weg zum Subjekt hin finden konnte. Seine Kunſt iſt in dieſem Sinne primitiv und elementar. Er erhebt die Gefühlswallung, die vage Stimmung des Augenblicks nicht in das Medium der Idee, läßt ſie nicht oom Widerſchein heller Gedanken geſättigt zu künſtleriſchen Gebilden kryſtalliſieren. Es mangelt ihnen an logiſcher Durchbildung, wenn man ſich nicht an die Pedanterie dieſes Ausdruckes ſtoßen will, der nur den angedeuteten Gegenſatz ſchärfer betonen ſoll. Das Fehlen einer überragenden Indioidualität iſt bei ihm identiſch mit dem Fehlen einer beherrſchenden Grundidee. Darum ſucht man umſonſt nach dem Träger und nach dem Fundamente der Handlung; der dramatiſche Lebensnerv iſt zerſtört, die Fülle der Vorgänge, ihre Verflechtungen und Kombinationen können ihn nicht künſtlich beleben. Die Intriguenkomödie mag immerhin zu Rechte beſtehen, eine Intriguentragödie iſt eine contradictio in adjecto. Wenn der Held ſein Schickſal nicht in ſich ſelber trägt, wenn es nicht notwendig aus ſeiner Sinnesart und Handlungsweiſe ſich ergiebt, ſo kommt es wie bei Grabbe doch nur zu ſpannenden Senſationen und nicht eigentlich zu tragiſchen Konflikten. Napoleon unterliegt, weil ſein Marſchall Grouchy Verrat übte oder einen taktiſchen Fehler begieng; Herzog Theodor oon Gothland

fällt in grenzenloſer Übereilung der dreiſten Verlogenheit eines teufliſchen Mohren zum Opfer; Hannibal findet den Untergang, weil König Pruſias, deſſen Schutz er in Anſpruch nimmt, das Gaſtrecht nicht wahrt und feige mit den Römern paktiert. So reihen ſich die einzelnen Vorgänge von der Expoſition bis zur Kataſtrophe loſe an einander, verſchürzen ſich aber nirgends zum Knoten, zum tragiſchen Probleme.

Es iſt überaus bedeutſam, daß Grabbe ſich niemals oder höchſt ſelten auf dem Gebiet der Lyrik verſucht hat. Die lyriſche Stimmung iſt, wie bereits des Längeren ausgeführt wurde, die Keimform des tragiſchen Gedankens. In ihrer Richtung auf das fühlende und denkende Ich enthält ſie ſchon das Moment der Entzweiung, das im Drama nur geſteigerten Ausdruck empfängt. Man kann aus Grabbe's Beiſpiel am beſten erſehen, wie falſch und unbegründet die Aufſtellung eines Gegenſatzes zwiſchen Stimmungskunſt und Ideendichtung iſt, welche gerade in unſerer Zeit beinahe den leitenden Geſichtspunkt der äſthetiſchen Auffaſſung bildet. Wir ſtehen nicht an zu behaupten, daß in dieſe Einteilung eine irrige pſychologiſche Doktrin hineinſpielt, die alte Vermögenstheorie, die von einem beſonderen Willens-, Denk- und Empfindungsvermögen ſprach und damit Zuſtände, die kontinuierlich in einander übergehen, fälſchlich iſolierte. Wenn man den einheitlichen Charakter des Bewußtſeins erkannt hat, ſo wird man auch einem unfruchtbaren äſthetiſchen Schematismus abſagen, für den es in der Pſychologie keine objektive Begründung giebt. Es beſtehen nur graduelle Unterſchiede zwiſchen Empfinden und Denken; man wird dies für eine kulturhiſtoriſche Unterſuchung beſonders feſthalten müſſen. Wenn der Fülle der Stimmungen keine umfaſſende Weite des Gedankenkreiſes entſpricht, ſo darf man darin ein pathologiſches Symptom der kulturellen Zuſtände erblicken; die Schuld liegt dann freilich in der Verkettung der Umſtände, nicht in der Kunſt, die an dieſem Zwieſpalte krankt: darum iſt es ebenſo thöricht als gehäſſig, jede originellere Bekundung des Zeitgeiſtes als „Entartung" zu brandmarken. Nicht in dem Überſchwange ſtarker Stimmungen, ſondern in dem Fehlen des Gedankenkorrelates liegt der Sitz des Übels, das nur durch die Schaffung neuer Werte zu bezeichnen iſt, welche univerſell genug ſind, um keinen kleinlichen Partikularismus des Geiſtes aufkommen zu laſſen, und von überzeugender Kraft, um die ſuchenden Seelen nicht von Neuem in die Irre zu führen. Der auf die Spitze getriebene Irrationalismus entzieht der künſtleriſchen Geſtaltung wieder das Fundament. Nur durch das wechſelſeitige Ineinanderſpielen von Traum und Wirklichkeit, von Stimmung und Gedanke erzeugt ſich ſtets von Neuem der eigentümliche Reiz des Kunſtwerkes; und man darf den unvermeidlichen pſychiſchen „Grenzkonflikten", die der aeſthetiſchen Wirkung nur zuträglich ſind, nicht dadurch begegnen wollen, daß man ein

Element zur Alleinherrſchaft bringt — dürrer Rationalismus oder ſterile Phantaſtik wäre die notwendige Folge.

Es ergiebt ſich aus dem Geſagten auch, wie wenig die programmatiſche Scheidung einer naturaliſtiſchen und impreſſioniſtiſchen Darſtellung für ſich hat. Auch hier iſoliert man in nicht zu rechtfertigender Weiſe zwei Momente gegen einander, die erſt in ihrer harmoniſchen Vereinigung und Durchdringung ein wahres Kunſtwerk zu ſchaffen im Stande ſind. Die hypertrophiſche Entwicklung des einen Gliedes führt eine krankhafte Rückbildung des anderen mit ſich, ein Mißverhältnis, welches am allerwenigſten dadurch ausgeglichen werden kann, daß man aus der Not eine Tugend macht, den äſthetiſchen Mangel zur aeſthetiſchen Tendenz erhebt. An Grabbe's Schöpfungen wird man die Richtigkeit des Geſagten am klarſten ermeſſen können. Er zog die letzten Konſequenzen des konſequenteſten Naturalismus lange, ehe dieſes Schlagwort in Umlauf kam. Und eben weil er, ohne unter dem Einfluſſe beſtimmter Theorien zu ſtehen, ſeine Eigenart frei entfaltete, darf er uns als der typiſcheſte Vertreter jener Richtung gelten. Wenn der konſequente Naturalismus ſich zur Aufgabe macht, alle Sorgfalt einer in's kleinſte Detail ſich verſenkenden pſychologiſchen Beobachtungskunſt lediglich auf die Schilderung des Milieu's zu verwenden, das Individuum dagegen nur als eine notwendige Folgeerſcheinung desſelben, als ein Produkt der in ihm enthaltenen Vorausſetzungen zu begreifen, ſo hat Grabbe, der von der neuen Heilslehre noch wenig wußte und gerade in der Darſtellung des Individuums ſich verſuchen wollte, eben durch das Scheitern ſeiner Pläne unfreiwillig die beſte Illuſtration zu dem proſaiſchen Texte der naturaliſtiſchen Dogmatiker geliefert. Denn nur der Epiker, den wir in ihm entdecken, konnte bei dem engeren und weiteren Milieu ſtehen bleiben, der Lyriker und der Dramatiker aber hätte uns zeigen ſollen, wie ſich die objektiven Verhältniſſe im Bewußtſein des Subjektes reflektieren, und ſo die tote Pragmatik des äußeren Geſchehens zu perſönlicher Lebendigkeit verinnerlichen müſſen.

Es kennzeichnet die Unruhe der landläufigen Litteratur-Geſchichtſchreibung, wenn immer wieder und ſtets mit dem gleichen Mißerfolge der Verſuch unternommen wird, Grabbe der romantiſchen Schule anzugliedern. Wenn er auch mit einigen ihrer Vertreter zeitweilig in nähere Berührung kam, wie es bei der Gemeinſamkeit des Kulturkreiſes nicht anders möglich war, ſo iſt er doch ſeinem ganzen Weſen nach als ihr entſchiedenſter Gegenpol zu betrachten. Die Romantik war überreich an fruchtbaren Ideen, die ſie nur nicht mit Fleiſch und Blut zu umkleiden verſtand. Und indem ſie der Fülle ihres Schauens und Ahnens keinen adäquaten Ausdruck zu geben vermochte, eilte ſie unbefriedigt durch die fernſten Stadien kultureller Entwicklung, alle nationalen und zeitlichen Schranken durchbrechend, um aus der dumpfen Befangenheit des Alltags zur

vollſten Entfaltung ihres Lebens- und Kunſtideales heran zu reiſen. Die Stimmungen, denen ſie ſich rückhaltlos, oft freilich bis zur „Verachtung von Vernunft und Wiſſenſchaft", hingab, waren noch geſättigt von dem Lichte hoher Gedanken, noch nicht von den trüben Nebeln der Verworrenheit umſponnen, die ſich erſt ſpäter herab ſenkten und noch heute nicht gewichen ſind, nachdem der geiſtige Gehalt oerſickerte und nur das peinigende Gefühl eines unbefriedigten Verlangens, einer haltloſen Sehnſucht zurückblieb. Grabbe ſteht außerhalb dieſer Richtung. Wo er mit ihr verknüpft zu ſein ſcheint, wo zum Beiſpiele Tieck'ſche Einflüſſe ſich geltend machen, da iſt das Band nur loſe, und die Selbſtändigkeit des Dichters kann nicht in Frage geſtellt werden. Ebenſo irreführend iſt der ſo oft verſuchte Vergleich mit Hebbel. Sicherlich, man kann Beide an einander meſſen, aber nur um ſich ihrer Verſchiedenheit noch klarer bewußt zu werden. Hebbel ſteht, der kühnen Idealiſtik ſeiner Werke ungeachtet, der Romantik ungleich näher, als die vulgäre Auffaſſung anzunehmen geneigt iſt. Er ringt wie ſie nach neuen Werten und iſt reich an ſchöpferiſchen Gedanken; dieſe aber künſtleriſch zu verwirklichen, ſie zu lebendiger Aktualität zu entwickeln, das hätte den Einſatz einer noch mächtigeren Kraft erfordert, als ſie ſelbſt der große Dithmarſe beſaß. Der Grundzug ſeines Schaffens aber iſt lyriſch-dramatiſcher Natur. Dies zeigt ſich vor Allem in den hiſtoriſchen Dramen. Die Beſonderheit der Situation, das Spezifiſche des Milieu's iſt hier beinahe ganz außer Acht gelaſſen. In dieſer Hinſicht ſind die beiden Größen unſerer Litteratur völlig inkommenſurabel. Bei Hebbel dient alles der Charakteriſtik des Helden. Indem er das hiſtoriſche Detail bei Seite ſchiebt und ſich rein auf die pſychologiſche Analyſe beſchränkt, nur das Indioiduelle, Einzelne herausgreifend, überläßt er es ganz im Gegenſatz zu Grabbe vielfach unſerem Scharfſinne, die dadurch entſtehenden Lücken nach eigener Kombination zu ergänzen. Ihn ſelber koſtet es oft ſchwere Mühe, den Faden der Handlung nicht zu verlieren und das dialektiſche Spiel der Gedanken kunſtooll mit dem objektiven Geſchehen zu verknüpfen . . .

Wir haben im Obigen verſucht, aus Grabbe's Schrifttum dasjenige heraus zu ſchälen, was von allgemeiner, pſychologiſcher und aeſthetiſcher Bedeutung iſt und nicht nur ein lediglich biographiſches Intereſſe bieten konnte. Unſere Darſtellung zeigt, wohin naturaliſtiſche Einſeitigkeit gerät, wenn ſie an der Durchführung ihrer Tendenzen nicht durch den Widerſtand des natürlichen Kunſtgefühles behindert wird, wenn ſie, wie im Falle Grabbe's, überhaupt keiner abſtrakten Theorie, ſondern der urſprünglichen Veranlagung des Künſtlers entſpringt. Andererſeits können uns gerade die Vorzüge des Dichters das richtige Verſtändnis für die ſchwer wiegenden Irrtümer eines extremen Symbolismus erſchließen. Hätte man daher die Perſönlichkeit Grabbe's im Lichte

dieſer doppelten Auffaſſung zu begreifen verſucht, ſo wären wir vielleicht vor manchen Fehlverſuchen bewahrt geblieben, an denen wir noch heute kranken und ſo lange kranken werden, bis nicht jener einſeitige Doktrinarismus beſeitigt iſt, der am Anfange der modernen Bewegung der Wucht neuer Einflüſſe zu erliegen ſchien, dann aber mit alter Kraft gerade in den Reihen der Jüngſten ſich erhob, und bis nicht der ſynthetiſche Geiſt der wahren Kunſt, ein Symbolismus auf naturaliſtiſcher Baſis, wieder in ſeine vollen Rechte tritt.

Gedichte

von Erwin Schmidhuber.

(Roſenheim.)

Das erſte Gewitter.

Schmetternd fuhr der Blitz in's Geſtein,
der Regen ſtockte,
und das Gewölk verflog;
die fröhliche Sonne
ſäumte ſchon wieder
die letzte Wolke.
Auf dieſer fuhr der Herr.
In der glühenden Hand
hielt er die Ewigkeit.
Leiſe troff davon
auf die Welt die Zeit
und verlor ſich
in Blütengerank
und Frühlingsduft.
Die Brunnen quollen,
die Ströme zogen,
die Lüfte ſpielten;
aus der geſegneten Erde
kroch der Wurm,
und ich — ich ſang dies Lied.

„Es war einmal —“

„Es war einmal ein Köhler.
Der hatte eine Frau und ſieben Kinder
und wohnte tief im Wald,
weil dort ſein Meiler brannte.

Sie hatten an nichts Überfluß,
denn der Verdienſt war klein,
doch fehlte ihrem Glücke nichts
und ihrer Fröhlichkeit.
Das kam von einem Vogel her,
von einem ganz beſondren Vogel:
Sie ſahen ihn nie,
ſie hörten ſein Lied
am Morgen und am Abend.
Das legte ſich ſo ſanft auf das Gemüt,
als wie auf's junge Gras die Kirſchenblüte,
wenn ſie der Wind vom Zweig geweht.
Tagsüber, wenn mit ſeinen Buben
der Köhler auf der Kohlſtatt werkte,
da ſchwieg der Vogel; er war fort geflogen
über den Wald, über die Berge, in die Wolken.
Erſt in der Abendröte kam er heim
und ſang auf's Neu' dem Köhler
und ſeiner Frau und ſeinen ſieben Kindern
Zufriedenheit in's Herz.
Doch hörten allzeit ihn nur Wenige,
Denn ſcheu war er wie gar kein andrer Vogel.
So bald nur einer murrend ſprach:
‚Was iſt doch ſchwarz und hart mein Brot!'
— ſchnell war der gute Vogel weg."
„Großmutter, lebt der Vogel noch?"

Bei der Bibel.

Scharfkantiger Lichtſchein drang in die Nacht
durch's niedre Fenſter.
Der Bauer las vor langſam und holperig,
und die Bäurin weinte.
„Was nur der Hund hat?" ſagte der Bauer,
„wird wieder einer von dem fahrenden Geſindel ſein! —
Doch iſt ja alles wohl verwahrt."
Und der Bauer las weiter und die Bäurin weinte,
denn in der Nebenkammer lag —
ihr toter Sohn.
Der Hund fuhr wütend am Zaun hinunter:
dem Zaun entlang
gieng wie der Wandrer, den die Nacht überraſcht,
in's nächſte Dorf der Tod. —

Der Weiher.

Vier Waſſerroſen träumen aus der Flut,
auf ihren Blättern raſtet die Libelle;
nur Schilf und Ruhe ſäumen ſeine Ufer;
nie ſah ich ihn bewegt: es iſt ſein Spiegel
für Wind und Wellen viel zu klein.
Komm mit! komm mit!
ich zeige dir den Teich.
Und wenn du ſinnend dann am Waſſer ſtehſt,
ſuch' ich ganz leiſe deine Hand
und flüſt're, flüſt're mit dem Schilf:
„So iſt das Glück.“ —

Ein Frühlingstag.

Auf dem Kirſchbaum ſchwätzte ein Star,
durch Thür und Fenſter rann blaue Luft,
und die Menſchen lachten.
Zur ſelbigen Zeit nun ſtreckte ſich die Welt
und ſchlug die Augen auf.
Stille, ganz ſtille
lauſcht' ich dem reizenden
Erwachen.
Da knirſchte es auf dem weißen Wege,
und über die Beete huſchte ein Schatten —
Lockte auch dich der Sonnenſchein?
Hatteſt auch du ſein Frühlingslied gehört,
das er um die Hecken ſpann,
voll Sehnen und Hoffen?
Ach, daß es ewig, ewig Frühling doch bliebe!
„Du Narr! du Narr!“
flüſtert's in den Haſelbüſchen,
die ſchon das Dunkel für den Abend ſammeln.
„Du Narr!“ — —
Und dann kamſt du, flügelſchwere Nacht,
und machteſt all die Schönheit ſtumm.
Du blinde Nacht!

Mondnacht.

Wenn ſie über den Wieſen träumt,
und kindlich ſich im Waſſer beſchaut,
wer liebte ſie nicht?
Horch nur! wie die Silberſtrahlen klingen,
wenn ſie der Nachtwind an einander ſchlägt!
wie die Blumen um die Farben klagen!

Horch!
Und dieſes lichtvolle Dämmern,
das jenſeit des See's über der Ebene ſchwimmt,
endlos, wie deine Frage: woher? wohin?
was hinter dieſer Mondnacht iſt?
Da fällt ein überreifer Apfel in das Gras;
dann wieder alles ſtill . . .
Fledermäuſe ſchwirren.
Duck dich! ſie verwickeln ſich im Haar.
Die Fröſche überſchreien die klagenden Blumen,
die klingenden Silberſtrahlen.
Die Lichter des Dorfes verlöſchen,
eins nach dem andern.
Geh heim, du Grübler! geh heim!
Es iſt ſchon ſpät —
der überreife Apfel fiel in's Gras —
du ergrübelſt es doch nicht!
Der Glanz der Mondnacht zerrinnt,
und der Morgen fordert wieder
Arbeit, Arbeit! — —

Errette mich, Morgenrot!

Schlafloſe Nacht! gehſt du endlich?
Wie fürchte, wie haſſ' ich dich!
Auf dem Felſen kauernd
zieht ſie das Dunkel an ſich,
das ſie weithin geſpannt in das Land
wie der Fiſcher ſein Netz
in den träumenden See.
Zähe Nebel ſchwimmen über der Stadt,
nur von den toten Türmen überragt —
kein Licht, kein Schatten;
nicht Nacht, nicht Tag;
das Nichts ſelber
ohne Anfang, ohn' Ende.
Tief unter mir ſchläft noch die Stadt.
Aus den Fenſtern der Häuſer
zwängen ſich
die quälenden Träume der Menſchen
und ihre ſtieren Zweifel;
im wirren Knäuel ziehen ſie
mit Nebel und Dunſt —
Hexen mit heißen, hohlen Augen,
am fliegenden Haar hineingezerrt
in's wilde Heer.
Und immer höher ſteigt der Qualm,
und immer enger wird die Bruſt,
und immer banger geht der Atem;
nicht Nacht, nicht Tag —
Errette, rette mich, Morgenrot!

Aphorismen.*)

Von Paul Nikolaus Coſſmann.
(München.)

A. Vor dem Gebäude der Wissenschaft steht eine Sphinx . . .

B. Nicht möglich! Schon viele Jahre arbeite ich in ihm, habe aber nie etwas von einer Sphinx gesehen.

A. Sie sind wohl stets die Bediententreppe hinaul gegangen.

•

Jawohl ist der Streit der Vater der Wahrheit; aber nicht der Streit mit Anderen.

•

Dem Forscher ist die architektonische Schönheit eines philosophischen Systems verdächtig, so wie man bei einer hübschen Kellnerin gewärtig ist, schlecht bedient zu werden.

•

Über alles sich wundern — Anfang der Wissenschaft. Über nichts sich wundern — ihr Ende.

•

Die entschiedensten Gegner des Unsterblichkeitsglaubens sind Leute, welche als Geister zu denken, dem gläubigsten Spiritisten schwer fallen muss. Vielleicht haben jene dunkel das Gefühl, nicht hinein zu passen in eine Welt, in welcher nicht zu Mittag gegessen wird.

•

Der Unterschied zwischen der Meinung der Griechen, dass die Sonnenstrahlen Pfeile des Phöbus sind, und der unsrigen, dass sie Bewegungen eines gewichtslosen Stoffes seien, ist der: dass die erste poetisch ist, und die zweite nicht.

•

Kunstgeschichte gleicht meist einer Meerfahrt gen Westen, deren Ziel es ist, die untergegangenen Sonnen mit Kochtöpfel und Botanisierbüchse einzusammeln.

•

Ein Jurist ist in Sachen der Gerechtigkeit eben so massgebend wie ein Theater-Intendant in Sachen der Kunst, ein Uhrmacher im Zeitproblem, ein Geometer im Raumproblem, eine Hebamme und ein Totengräber in den Problemen des Werdens und Vergehens.

•

Die vier Fakultäten.

Die Theologen erwählen ihren Beruf aus Gottesliebe, die Juristen aus Gerechtigkeitsliebe, die Mediziner aus Menschenliebe und die Philosophen aus Wahrheitsliebe.

•

Wenn ein Engel vom Himmel herunter käme, würde Mancher darin nichts sehen als eine Bestätigung der Fallgesetze.

*) Aus der bei Carl Haushalter in München 1898 bereits erschienenen Sammlung, die sich in ihrem Geistreichtum nach diesen wenigen Textproben wohl selbst empfiehlt.

Münchener Nekrologe.

3. Adolf Stäbli.

Von Wilhelm Weigand.
(München.)

Alles Individuelle hat in Welt und Leben einen schweren Stand. Dies fühlen sogar jene Künstler, die nicht an ihrer Individualität leiden, so deutlich, daß sie stets darauf bedacht sind, sich in „Richtungen" unterzubringen, die dem Einzelnen Schutz bieten oder gar die Illusion gewähren, es könne eine Richtung oder ein Ismus die Persönlichkeit ersetzen. Wir haben in Deutschland noch nie das Schauspiel erlebt, daß eine echte Natur sofort anerkannt und geschätzt worden wäre. Dieses Schauspiel für Götter bleibt den Angehörigen anderer Nationen vorbehalten, die noch wissen, was Tradition in Kunst und Leben heißt. In Deutschland aber hat jeder Künstler, der es wagt, seine eigenen Wege zu gehen, ein Leben voller Kampf und Mühen vor sich.

Auch Adolf Stäbli durfte sich nicht der Anerkennung weiterer Kreise freuen. Es war, von seinen Landsleuten abgesehen, ein kleiner Kreis von Kennern, der den seltenen Künstler schätzte und wohl auch nach Kräften dafür sorgte, daß seine besten Sachen in gute Hände kamen. Es sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß beim Hinscheiden Stäbli's kein Einziger unter den zünftigen Kunstkritikern Münchens eine Würdigung des Künstlers zu geben versuchte, der ganz einfach ein Stück Genie war. Es war nicht der böse Wille, der in solchem Verhalten zu Tage trat, sondern ganz einfach die Unbekanntschaft mit dem Lebenswerke eines Mannes, der keiner Klique und keiner Partei angehörte, sondern mit der Gelassenheit eines echten Mannes seine eigenen Wege gieng.

Adolf Stäbli wurde am 31. Mai 1842 in Winterthur geboren, wo sein Vater Zeichenlehrer am Gymnasium war. Als ziemlich junges Bürschchen kam er nach Zürich zu Rudolf Koller, der sich schon damals

eines großen Rufes unter seinen Landsleuten erfreute, in die Lehre. Hans von Berlepsch erzählt in einem Artikel in der „Schweizerischen Rundschau“ (Februarheft des Jahrganges 1892), der reizende Einzelheiten aus der Jugend Stäbli's enthält, daß Koller den jungen Maler immer wieder auf die Natur verwiesen habe, ohne ihn viel mit Zeichnen nach Gipsabgüssen zu plagen. Sein Schlagwort: „Natur, Natur, und noch einmal Natur“ war jedenfalls dazu angethan, kräftigen Naturen nicht zu schaden. Stäbli selbst scheint seinem Lehrer die Dankbarkeit bewahrt zu haben, die auf eine gesunde Entwicklung zurückblicken darf. Im Alter von 21 Jahren kam Stäbli nach Karlsruhe zu Wilhelm Schirmer, der indessen bald darauf starb. Ein Herr Imhof aus Winterthur schickte den jungen Künstler hierauf nach Dresden, wo er Claude Lorrain für ihn kopieren, und nach Mailand, wo er Hobbema studieren sollte. Im Jahre 1866 gab er ihm sogar die Mittel, nach Paris zu gehen. In gewissem Sinne wurde der Aufenthalt in Paris, ob er auch kein Jahr dauerte, für Stäbli entscheidend: hier lernte der junge Künstler mit eigenen Augen sehen, was geistreiche Meisterschaft, die von einem Charakter gestützt wird, im Laufe langer Jahre an seltenen Werken geschaffen hatte. Die Hauptwerke Daubignys, Corots, Troyons waren noch nicht in alle Welt zerstreut, und die Weltausstellung des Jahres 1867 zeigte die französische Landschaftsmalerei auf ihrer ganzen Höhe. Man darf wohl sagen, daß die Eindrücke, die Stäbli hier empfieng, für sein eigenes Schaffen bestimmend wurden. Man braucht gar nicht an unmittelbare Schülerschaft zu denken. Wir ergreifen stets nur das Verwandte, und das Auge eines Suchenden, den sein eigenes Talent treibt, lernt mehr in einem freien Augenblick als der Schüler eines Ateliers, wo ein ihm innerlich fremder Meister lehrt, in langen Jahren unfreien Ringens. Der Meister, der jedenfalls den größten Einfluß auf Stäbli übte, war Troyon.

Mitten im Ausstellungsjahre mußte Stäbli, dessen Stipendien zu Ende giengen, nach der Schweiz zurückkehren. Im gleichen Herbst zog er mit einem Auftrag der Aargauer Regierung in der Tasche nach München, das von nun an seine künstlerische Heimat wurde. Hier kam er in den Kreis junger Künstler, die damals den Fortschritt und das Werdende vertraten: zu Leibl, Thoma, Haider, Trübner, Victor Müller trat er in persönliche Beziehungen. In Otto Frölicher, einer weicher gearteten, aber durchaus vornehmen Natur, gewann er einen treuen Kameraden, und in Adolf Bayersdorfer, dem geborenen Kenner und Ästheten, einen treuen Freund, der unermüdlich für den jungen Schweizer eintrat. Wie der ganze Kreis, dem er übrigens mehr durch seinen Charakter als durch seine

Künſtlerſchaft nahe ſtand, hatte Stäbli ſchwer um ſeine Anerkennung zu kämpfen. Ohne die Beihilfe ſeiner Landsleute, die ſeine Bilder allerdings nicht beſonders hoch zu bezahlen pflegten, wäre es ihm kaum gelungen, ſich aufrecht zu erhalten. Jedenfalls hat er in ſeiner Jugend das Künſtlerelend bis zur Neige ausgekoſtet. Eine Stelle aus einem Briefe des jungen Künſtlers an ſeine Schweſter aus jener Zeit zeigt, wie Stäbli über Kunſt und Erfolg dachte: „C. hat teilweiſe Recht, wenn er ſagt, daß die Bilder in München heute beſſer bezahlt werden als früher; aber was für Bilder! Das weiß er nicht. Ich brauchte mich nur in eine Schule, wie die von Lier, Ramberg oder Piloty aufnehmen zu laſſen, ſo hätte ich mein ſchönſtes Auskommen, müßte mich aber größtenteils ſelbſt verleugnen und in dem Stiefel, der Mode malen, wie die kaufenden Tonangeber es wünſchen. Dann laufen einem die Kunſthändler nach wie verrückt und zahlen, was man verlangt, wenn's auch manchmal das blödeſte, verrückteſte Zeug iſt ... Ich will meinen eigenen Weg gehen und der Kunſt zu Liebe arbeiten; deshalb kommt doch noch vielleicht die Zeit, wo ich beſſer ſtehe in finanzieller Hinſicht, wenn mir nur der liebe Gott Geſundheit giebt. Dann kann ich auch Achtung vor mir ſelber haben." (Zitiert von H. von Berlepſch in einer Studie über Stäbli; Graphiſche Künſte, Jahrgang 1896.)

In ſpäteren Lebensjahren gieng es Stäbli beſſer; ich möchte dies hier ausdrücklich betonen, um allerlei Legenden zu begegnen, die bei ſeinem Tode in Umlauf kamen. Mit der Zeit hatte ſich ein kleiner Kreis von Verehrern, zu denen ſehr viele Künſtler gehörten — ich nenne vor Allem Ernſt Zimmermann, Piglhein, Stadler — um ihn gebildet, die ihn als Menſchen und Künſtler in gleichem Maße ſchätzten. Sie ſorgten auch mit ſtiller Liebe, daß die Sachen, in denen ſich ſeine Meiſterſchaft offenbarte, würdige Käufer fanden. Ich ſelbſt lernte den Künſtler in der Mitte der 90er Jahre durch Bayersdorfer kennen. Trotzdem er die Fünfzig überſchritten hatte, machte er einen durchaus jugendlichen Eindruck. Die langen Jahre der Verkennung hatten keine bitteren Spuren in ſeiner Seele zurückgelaſſen; er war von ſeltener Kindlichkeit und Herzensgüte, die ein Zug ſchalkhaften Humors noch verſchönerte. Bei Allen, die ihn kannten, erfreute er ſich einſtimmigſter Verehrung. Die Begeiſterung, mit der ihn jede echte Meiſterſchaft erfüllte, hatte etwas Rührendes: wer ſelber Meiſter iſt, weiß auch die ſchönen Dinge, die Andere machen, mit meiſterlichem Blick zu ſchätzen. Während der letzten Jahre war Stäbli's Geſundheit ſchwach und ſchwankend. Er ſtarb am 21. September 1901 in München. Auf ſeinem Totenbett konnte er noch mit der goldenen Medaille ſpielen,

die er für eines seiner Bilder auf der diesjährigen internationalen Kunstausstellung im Münchener Glaspalast erhalten hatte.

Als Natur schließt sich Stäbli jenen Schweizern an, die der deutschen Kultur des 19. Jahrhunderts unvergängliche Werte und Werke geschenkt haben: ich erinnere an Keller, Meyer, Burckhardt. Was diese Männer, im Vergleich zu den deutschen Phrasenmachern, die nach dem großen Krieg in Mode kamen, auszeichnet, ist eine kraftvolle Männlichkeit, die jedem Machertum abhold ist. Sie sind stark genug, in vornehmer Abgeschlossenheit zu warten, bis der Augenblick ihrer Wirksamkeit beginnt. Die Sicherheit, die sonst eine vornehme Kultur verleiht, schöpfen sie aus der Kraft eines Volkstums, das sich auch theoretisch seiner schönsten Eigenschaften bewußt bleibt. Dieses Volkstum ist der beste Boden für Individualitäten, die als kostbarsten Schatz die Scheu in ihrer Seele tragen, sich auf dem Markte zu verschwenden.

Sie alle verstehen ihr Handwerk ganz ausgezeichnet, mögen sie nun mit dem Pinsel schaffen, die Feder führen oder als Forscher fern vom Markte des Tages leben. Jedes Handwerk will mit Ernst und Eifer betrieben sein: dies gilt auch von dem Handwerk in der Kunst, als welches in zwiefacher Hinsicht einen goldenen Boden hat.

Stäbli gehörte zu den Künstlern, die vor der Natur noch mit dem Stifte studieren. Kein Mensch hatte eine Ahnung, welche Meisterschaft als Zeichner er bethätigte: erst die Studienmappen seines Nachlasses ließen seine Freunde einen Einblick in diese Seite seines Wesens thun. In gewissem Sinne ist der ganze Stäbli in diesen Zeichnungen enthalten. Er besitzt das schärfste Auge für die Struktur des Bodens und für den organischen Bau eines Baumes. Die Art, wie er die Masse eines Baumes erfaßt, wie er Licht und Schatten auseinander hält, ist stets bezeichnend für seine rein malerische Anschauung. Immer sieht er das Wesentliche, ob er es nur andeutet, oder die Zeichnung so weit fördert, daß ein Höchstes an geschlossener Wirkung erreicht werde. Er hat, wie jeder Künstler, seine Lieblingsmotive, die wie eine Lieblingsmelodie seiner Seele immer wiederkehren. Jedenfalls hat die reizende Umgebung Winterthurs in der Seele des jungen Künstlers tiefe Eindrücke hinterlassen. Hier darf man die Taine'sche Theorie vom Milieu, die in mancher Hinsicht so unzulänglich bleibt, mit vollem Rechte zur Erklärung heranziehen.

Aber alle diese Zeichnungen, die uns den höchsten Respekt vor der Natur verraten, sind für den Maler Stäbli doch eigentlich nur Anregungen. Sie offenbaren, wie er sich das Wesen und die äußere Erscheinung aneignet, um sie als freier Künstler zu gestalten. Man kennt Böcklins Ab-

neigung gegen das Studienmalen. Der Meister gieng so weit, zu fordern, das Studienmalen solle überhaupt verboten sein. Er hält die Naturnachahmung für tötlich, da ja die Natur nicht Zweck, sondern nur Mittel aller Kunst sei. Ich führe dies Bekenntnis aus dem jüngst erschienenen Buche von Gustav Floerke „Zehn Jahre mit Böcklin" nur an als Ausdruck einer Kunstanschauung, die vor nicht allzu langer Zeit noch gänzlich verpönt war. Stäbli selbst ist viel weniger radikal; aber auch ihm ist die Phantasie, um mit Gottfried Keller zu reden, die Schatzmeisterin, Ergänzerin und Neuhervorbringerin. Wenn ihn ein Motiv packt, so macht er mehrere Studien, um sie dann zu einer höheren Einheit zu verschmelzen. Zu einem seiner besten Bilder, der herrlichen „Gewitterstimmung" in Winterthur, sind drei Zeichnungen vorhanden. Auf dem Bilde selbst aber ist das Motiv, das er durchdrungen und in sich aufgenommen hat, zu einer höheren Einheit, zu größerer Wirkung gesteigert. Die Fähigkeit der inneren Anschauung, die ein solches Gestalten voraussetzt, ist in höchstem Grade bewundernswert. Sie ist der jüngeren Generation, die begeistert oder ledern an der Studie hängen bleibt, fast ganz abhanden gekommen.

Ein Zug in's Große und Gewaltige ist Stäbli überhaupt eigen: er malt mit ganzer leidenschaftlicher Seele. Einzelne Motive kehren bei ihm immer wieder: gewaltige düstere Baumgruppen, die sich, vom Sturm gepeitscht, im Mittelgrunde aufwärts bäumen, oder hellere Birken, deren schlanke Stämme einem geistvollen Beobachter Gelegenheit geben, die entzückendsten malerischen Einzelheiten zu verschwenden. Stäbli, der durch keine Theorie verbildet war, stand der Natur mit seltener Unbefangenheit gegenüber: er malte Freilicht-Landschaften zu einer Zeit, wo in Deutschland niemand noch ein Auge für solche Dinge und Probleme hatte: eine Chiemsee-Landschaft aus den siebziger Jahren giebt hierfür ein feines Zeugnis. Später wurde seine Palette schwerer und dunkler, und es ist nicht unmöglich, daß er diesem Umstand den Mangel allgemeiner Anerkennung verdankte. Die Augen des unerzogenen Publikums bemerkten nicht, daß er auch auf seinen dunkelsten Bildern eine außerordentlich feine Empfindung für die Farbe bethätigte. Welcher feinsinnige Kolorist in dem leidenschaftlichen Maler steckte, zeigt besonders ein vor der Natur gemaltes Bild „Weg im Harz".

Vielleicht darf man die Größe seiner gelungenen Würfe darauf zurückführen, daß er nicht zu den Malern gehörte, die immer vor der Staffelei sitzen. Ich weiß, wie wenig damit gesagt ist, wenn man behauptet, dieses oder jenes Bild eines Meisters sei ein Erlebnis. Hier aber darf man zur Erklärung mancher Wirkung wohl von seelischen Erlebnissen

ſprechen, zumal der Meiſter ſelbſt dieſen Ausdruck öfters brauchte, wenn von einzelnen ſeiner Bilder die Rede war. Er malt ſeine beſten Sachen im Furor herunter. Was der Tag in ſchlimmeren Stunden hervorbringt, berührt ſein eigentliches Talent nicht, und es wäre unbillig, wie dies oft genug geſchehen, es darnach zu beurteilen.

Niemals ſind ihm die Einzelheiten eines Bildes die Hauptſache, ſo ſehr gerade ſie den ausgezeichneten Techniker verraten: wie meiſterhaft ſind z. B. ſeine Birken gemalt! Stäbli hat, um es mit einem Wort zu ſagen, Stil, der nichts Anderes iſt als der Sinn für das Weſentliche. Die Art und Weiſe, wie dieſes Weſentliche der Erſcheinungen auf den beſten Bildern des Meiſters erfaßt und zum Ausdruck gebracht iſt, offenbart ein Temperament, das den Ernſt der Welt kennt. Die männliche Leidenſchaft, die ſich nie im Großen und Gewaltigen genug thun kann, nahm bei Stäbli mit den Jahren eher zu: ſein letzter Entwurf, nach einer Studie vom Ammerſee, beweiſt ſeine Fähigkeit, das Erſchaute in's Große zu ſteigern, in beſonders glänzender Weiſe. Wir haben eine heroiſche Landſchaft vor uns, die ſchon in der erſten Anlage alles Weſentliche giebt und im eigentlichen Sinne fertig iſt.

Die Sammelausſtellung Stäbli'ſcher Bilder, die pietätvolle Hände in zwei Sälen des Münchner Kunſtvereins vereinigt hatten, gewährte einen vollkommenen Überblick über das Lebenswerk einer ſeltenen Künſtlernatur. Jeder Künſtler ſollte nur nach ſeinen höchſten Leiſtungen beurteilt werden. Dieſe Forderung darf man beſonders vor den Werken jener Männer erheben, die nicht von der Gunſt ihrer Zeit an das Geſtade vollkommenen Glücks und froher Freiheit des Schaffens getragen wurden. Wo es, wie in dieſem Falle, möglich iſt, eine Reihe ausgezeichneter Werke für kurze Zeit zu vereinigen, wird ſich auch die Gerechtigkeit des hiſtoriſchen Blickes einſtellen, der dem Verkannten ſeine Stellung in dem Gedränge der geſchichtlichen Entwickelung anweiſt. Auch Solche, die der Kunſt ferne leben, fühlten vor den Werken des Schweizer Meiſters, daß ſie vor den Äußerungen einer echten Natur ſtanden, die unbeirrbar und voll natürlicher Vornehmheit ihre eigenen Wege gegangen war.

Karl Kämpf.

Biographiſche Skizze von Th. von Galetzki.

(Leipzig.)

Auch die Muſik geht heutzutage nach Brot. Das iſt ſo wahr, wie es einſt Muſiker gegeben hat, denen die Muſik mehr galt als das tägliche Brot. Leider nehmen ſie immer mehr ab. Wer heute glänzt, fordert für ſein „Glänzen“ auch die entſprechende Vergütung in Golddukaten. Und ſchließlich iſt dieſe Forderung ja berechtigt. In wie weit ſie ſich immer erfüllt, ſteht freilich dahin.

Wenn man aber die beſcheidenen Honorare der Komponiſten älterer Zeiten mit den heutigen vergleicht, muß man ſtaunen, welch' gewaltige Summen moderne italieniſche Spielopern, öſterreichiſche Operetten und Walzer einbringen: eine einzige Kompoſition ſolchen Stils wiegt oft ſchwerer (in Gold) als die ganzen Partituren Beethovens. Hierunter müſſen natürlich ſolche Muſiker leiden, denen die Gabe fehlt — zum Teil verſchmähen ſie es auch — effektvolle, leicht verſtändliche Werke zu ſchaffen, und die ſich damit begnügen, nach idealen Vorbildern zu arbeiten, wobei ſie oft Tüchtiges hervorbringen; meiſt unterlaſſen ſie es aber, in gehöriger Weiſe die Reklametrommel zu rühren.

Zu dieſen Muſikern gehören viele jugendliche Talente, dazu gehört auch der Komponiſt Karl Kämpf. Erſt im 26. Lebensjahre ſtehend, hat er bereits eine Anzahl, von der Kritik als höchſt gediegen anerkannte Kompoſitionen geliefert, darunter eine ſinfoniſche Dichtung für Orcheſter („Deutſche Waldromantik“ nach Eichendorffs Dichtung), mehrere Suiten für Klavier und Orcheſter, darunter die „Hiawatha-Suite“ (nach Longfellows gleichnamiger Dichtung), und eine Reihe nordiſcher Stimmungsbilder, die ganz eigenartig inſtrumentiert ſind und durch ihren rein ſinnlichen Reiz auf die Hörer geradezu hinreißend wirken. Dazu kommen noch eine Reihe Klavierſtücke, Lieder, Kammermuſikwerke ꝛc.

Alle dieſe Arbeiten verraten ein viel verheißendes Talent, das nur ein wenig des von außen kommenden Anſporns bedürfte, um in volle Blüte

überzugehen. Alsdann wohl würde Kämpf, wie ihn heute schon die Kritik (Taubert, Tappert, Leßmann, Ertel u. A.) als berufenen Musiker hervorhebt, bald zu den Berufensten gehören. Ein Künstler, der in seinem Schaffen nicht ermutigt wird, wird gar zu leicht mutlos; er schafft zwar weiter, es fehlt ihm aber die Freudigkeit, die der starke Erfolg, eine weit greifende Anerkennung im Künstlerherzen wach rufen, seiner Muse immer erneutes Leben zuführend.

Mögen diese Zeilen die Bekanntschaft mit dem jungen Tonkünstler vermitteln helfen; mögen sie dazu beitragen, daß er in seinen gedankenvollen Arbeiten allmählich bekannter werde!

*

Karl Kämpf entschied sich zuerst für die Virtuosen-Carrière. Als Schüler Alfred Sormanns im Klavierspiel und Friedrich E. Kochs in der Kompositionslehre war er zu einer bedeutenden Technik und idealer Auffassung deutscher und fremder Meister (insbes. Beethoven, Schumann, Chopin, Grieg) gelangt und ist dann eine Zeit lang in kleinen Konzerten in Berlin (so in der Singakademie) und auswärts, teils selbständig, teils als Begleiter, und immer mit gutem Erfolge aufgetreten. Da hatte der Künstler im Jahre 1895, nachdem er eines Lungenleidens wegen ein halbes Jahr in Tirol verbracht hatte, das Unglück, sich einen Knochen der rechten Hand zu zersplittern. Von nun an war es mit der Virtuosen-Laufbahn vorbei, und er legte das Hauptgewicht auf die Komposition, und das mit Glück.

1894 war sein erstes größeres Werk, die Hiawatha-Suite, entstanden. Es dokumentiert sich darin eine reiche melodische Begabung, eine blühende Phantasie und ein hervorragendes Instrumentationstalent.

Das Werk ist in vier Sätzen aufgebaut: 1. Minnehaha (lachend Wasser); 2. Hiawatha's Klage; 3. Bettlertanz; 4. Chibiabas, der Sänger. Die orchestrale Tonsprache Kämpfs zeigt hier ihren Vorzug darin, daß er nicht Melodien findet und sie einem beliebigen Instrument zuerteilt, sondern, wie jeder richtige Komponist, durch die Vorstellung von dem Klange eines Instrumentes zu einer gewissen Melodie inspiriert wird, so daß der Inhalt des Werkes mit der Orchestersprache vollkommen verschmilzt. Er instrumentiert also eigentlich nicht, sondern er denkt sogleich orchestral.

Der erste Satz (Minnehaha, lachend Wasser) besteht aus drei Themen, die echt sinfonisch behandelt und verarbeitet werden. In trefflicher Weise schildert der Komponist, dem Vorwurfe gemäß, das Sprühen und Blitzen des Wassers, mit welchem das Gemüt einer jungen Maid verglichen wird — ohne daß er dabei in den Fehler einer rein äußerlichen Tonspielerei

verfiele. Das orcheſtrale Gewand, mit welchem dieſer Satz bekleidet iſt, ſchillert in allen Tonfarben und wirkt geradezu berauſchend.

Der zweite Satz, Hiawatha's Klage, iſt in großer Liedform gehalten. Charakteriſtiſch iſt, daß die Pauke während des erſten und dritten Teiles unentwegt ein rhythmiſches Motiv feſthält, über dem ſich dieſe Teile aufbauen. Die Streichinſtrumente treten in den Außenteilen faſt nur kontrapunktierend auf, dagegen iſt ihnen der Geſang des Trio's vollſtändig vorbehalten.

Satz drei, Bettlertanz betitelt, ſchildert einen indianiſchen Gauklertanz, der leiſe und geheimnisvoll anfängt und ſich nach und nach bis zur Raſerei ſteigert. In Bezug auf fortreißende Entwicklung und Verwendung der Orcheſtermaſſen dürfte ſich der Satz wohl mit jedem modernen Tonſtück in dieſer Gattung meſſen.

Der vierte Satz, Chibiabas der Sänger, iſt ein erſt vom Violoncell und ſpäter von den Violinen vorgetragener Geſang, der ſich durch ſeine edle Einfachheit ſogleich Aller Herzen gewinnt, zumal dieſe nach dem vorauf gegangenen Bettlertanz hier doppelt wohlthuend berührt.

Dieſe Suite wurde in Berlin vom Philharmoniſchen Orcheſter, ſowie von andern für künſtleriſche Muſik in Frage kommenden Orcheſtern wiederholt aufgeführt und rief überall die größte Begeiſterung hervor. Auch im Auslande, z. B. in Riga, wurde ſie recht beifällig aufgenommen. Ich ſelbſt habe Gelegenheit gehabt, das Werk auf ſeine Wirkung hin zu erproben, gelegentlich einer Aufführung, die ich ſeiner Zeit als intermiſtiſcher Leiter des Kurtheaters zu Areo in einer zu Gunſten des „Weißen Kreuzes" abgehaltenen Soirée inſzenierte. Die Suite wurde damals von einem guten italieniſchen Orcheſter geſpielt. Im Publikum befand ſich die Elite der Wiener Ariſtokratie; das Werk fand rauſchenden Beifall, insbeſondere der dritte Satz, der wiederholt werden mußte.

Wenn ein diſtinguiertes, muſikverſtändiges Publikum ſich mit einem Tonwerke einverſtanden erklärt, wenn erfahrene Kritiker es rühmend anerkennen, muß es doch Wunder nehmen, daß es kaum zwei Jahre nach Bekanntwerden wie verſchollen iſt, bezw. ſo ſelten noch zu Gehör gebracht wird . . .

Der Kompoſition der Suite ſchloß ſich eine Klavierſonate an (in Fis-dur). Auch dieſe iſt ein vierſätziges Werk, in großem Stile gehalten; insbeſondere der erſte und der vierte Satz, ein flotter Allegroſatz, zeigen ſchwungvolle Themen. Der zweite iſt in Menuettform gehalten, der dritte, ein Intermezzo, behandelt ein kurzes Motiv in melodiöſer Form.

Eine Violinſonate, die einige Zeit ſpäter entſtand, läßt deutlich die Fortſchritte, welche Kämpf durch eifriges, weiteres Studium errungen,

durch gewählte Harmonisierung, prägnantere Themenbildungen und kraftvollere Durcharbeitung erkennen. Sie wurde in Berlin wiederholt öffentlich aufgeführt und trug wesentlich mit dazu bei, seinen Namen in den dortigen Musikkreisen klangvoll einzuführen.

Die Klavier- und Violinstücke: wie „Lyrische Stücke", „Stimmungsbilder", „Nachtstücke", „Walzer", „Albumblätter", „Legende" 2c. erinnern an Schumann und Grieg, wie Kämpf überhaupt eine besondere Vorliebe für diesen nordischen Meister an den Tag legt und teilweise sogar an dessen Werken sich gebildet hat. Er hat sich infolge dessen einer gewissen, speziell harmonischen Beeinflussung durch diesen bisher nie ganz entziehen können, wobei ihn freilich sein gesunder künstlerischer Verstand die richtige Grenze inne halten ließ und vor schwächlichem Epigonentum gegenüber dem von Einseitigkeit nicht freien Meister glücklich bewahrte.

In letzter Zeit sind von dem jungen Künstler eine Reihe von Tonstücken für das Mason- und Hamlyn-Harmonium erschienen, von denen die „Bilder von Rügen" am ersten zu nennen sind. Es sind dies fünf Tonstücke von bestrickendem Reize. Inhaltlich am wertvollsten erscheinen mir „Am Hünengrab" und „Sonnenuntergang am Strande von Hiddensee", zwei wirklich poetische Naturschilderungen. Kämpf malt hier, ähnlich wie Grieg, verschiedene Situationen, Stimmungen und trifft immer den Ton so glücklich, daß der Hörer von seiner Stimmung unwiderstehlich gepackt und andauernd darin festgehalten wird. Eine kleine Komposition, „Seltsame Karawane" betitelt, zeigt den selben Charakter. Eine geheimnisvolle Mystik weht durch das kleine Tonstück, die lange noch in der Seele nachhallt, auch wenn der letzte Ton schon verklungen.

Endlich möchte ich noch den „Festmarsch der Fafnerbündler" erwähnen. Außer eigenen Themen hat Kämpf hier das Fafner- und Lindwurm-Motiv aus Wagners „Siegfried" verarbeitet. Als Mitglied der musikalischen Vereinigung „Fafnerbund" in Berlin wurde er dazu angeregt und hat viele Freunde sich damit erworben.

Zieht man die Summe dieser Kompositionen verschiedenster Art, so kommt eine ganz stattliche Sammlung zu Stande. Viele kleine Arbeiten habe ich noch nicht einmal hier erwähnt. Doch auch in dem Unbedeutendsten zeigt Kämpf seine Originalität. Seine Musik ist neu und eigenartig, und er verdiente wirklich mehr an die Öffentlichkeit gezogen zu werden, als dies bis heute der Fall war. Zum Teil ist wohl der bescheidene Künstler selber daran schuld, der in seinem behaglichen Heim zu Schöneberg bei Berlin in glücklicher Ehe mit einer liebreizenden Frau zurückgezogen lebt und emsig schafft, ohne persönlich viel hervor zu treten.

Münchner Rundschau.

(Schauspiel-Premièren. — Aus dem Konzertsaal. — Ausstellungen.)

„Die Könige", dramatisches Gedicht in vier Akten: so nennt sich eine merkwürdige Neuheit rezitierender Bühnenkunst von Korfiz Holm, mit deren Sprachromantik sich Dr. R. Schaukal an dieser Stelle bereits eingehender befaßt, und von welcher unser Kgl. Hofschauspiel uns jüngst die erste Aufführung nun beschert hat. Ich schließe mich durchaus der Auffassung unseres Mitarbeiters an, welcher meinte, daß es von Wert und Interesse sein müßte, dieses Werk einmal von der Bühne herab auf sich wirken zu lassen; und mit jenem erblicke ich in diesem eine sehr bemerkenswerte Talentprobe, die gewiß zu manch' schönen Hoffnungen berechtigt. Aber sofort auch „juckt mich das Fell"; im selben Atem gleichsam möchte ich mir nämlich erlauben, das Stück als Ganzes hiermit kurz charakterisierend, folgende Untertitel ergebenst noch dafür in Vorschlag zu bringen: „Die Könige — oder das Musikdrama in Worten", — „oder das Drama der hohen und schönen Redensarten", — „oder die Sukzession nach rückwärts", — „oder der Tod als Wille zum Leben". Besonders frappant blieb mir auch die Logik des Autors bezüglich der glücklichen Beendigung jenes endlosen Krieges zwischen den beiden Nebenbuhlern im Herrscheramte: nach welcher Methode in unseren Tagen so etwa ein höchst-persönlicher Zweikampf zwischen dem Könige Eduard von England und dem Präsidenten Krüger die endgiltige Entscheidung auch in der Burensache zu bringen hätte. Und ganz und gar teile ich schließlich die Auffassung derjenigen, die do sagen: die belebende Hoffnung (zum Schlusse) auf den sicheren, im Schoße der jungen Witwe heranreifenden Thronerben erscheine nur dann begreiflich, wenn man zugleich annehme, daß auch in sagenhaftem Altertume schon etwas wie Prof. Schenks berühmte Theorie weiblich bekannt gewesen sein müsse. Aber, gottlob, wenigstens kein Künstler- und Gelehrten-Drama diesmal! — und das ist, außer dem entschiedenen Formtalent, wohl auch das Kuriosum daran, zumal wenn es sich, wie hier, um ein Redaktionsmitglied des — Langen'schen „Simplizissimus" handelt. Sollte vielleicht all der windige Flirt unserer modernen Litteratur, aller Snobismus und spleen, wie man das von der Kolportage-Litteratur ja auch schon behauptet, aus Übersättigung und Ekel ganz naturnotwendig doch noch zum Besseren führen — durch Revolution also zur Reaktion (diesmal im guten Sinne genommen)? Warum aber denn, wenn schon nicht Kunst- oder Litteraten-, gerade nur ein Königsdroma? Lebhaft habe ich mich auf dem Heimwege mit einem Kollegen über diesen neuerlich stark hervortretenden Zug unserer Jungen zum Königs-Problem unterhalten. Meinte ich für mein Teil doch: es könne am Ende wachsenden „Imperialismus" bei uns bedeuten. Er freilich faßte die Sache dahin, daß die Herren Autoren mit den romantischen Stoffen und hochgestellten Personen ohne Weiteres schon die große Kunst der vornehmen Höhe zu besitzen glaubten — und mag damit schließlich wohl Recht behalten. Die Aufführung, recht gut in den Hauptgestalten (der Herren Lützenkirchen, Wohlmut, Monnard, Häußer, Gura), war bedeutsam getragen namentlich von Herrn Schneider, der den mystischen Sänger und Seher, Propheten

und Paeten — genau genammen freilich: Spielaerderber, mit eindrucksaallſtem Ernſte verkärperte; die Regie hingegen blieb arg „ſagenhaft". — Der Erfalg trat erſt am anderen Tage in den achtungsaollen Beſprechungen unſerer Münchner Blätter wie bei den mehrfachen Wiederhalungen ſpäter ſa recht zu Tage. Caetorum censeo: Theaterſtücke fallten, nach den Regeln des guten Tanes in allen Lebenslagen, van Redakteuren und Kritikern am Orte weder eingereicht, nach aan unſeren Bühnenleitungen entgegen genammen werden.

Laſſeu wir uns raſch nach dem „anderen Ufer" überſetzen und gehen wir nunmehr ein auf das neue Stück eben dieſes Namens van Arthur Halitſcher, das uns der „Akademiſch-dramatiſche Verein" nach einigen epiſchen Abenden (mit Varträgen bezw. Varleſungen aan Joſef Ruederer, Thamas Mann, Kurt Martens, Dr. Heinrich von Schullern) im „Münchner Schauſpielhauſe" zum Beſten gab. Es giebt Leute, welche meinen — und dies auch affen ſagen, daß er uns damit zum Beſten gehalten habe. Ich möchte nicht zu dieſen gehören und das Ding dach nicht ſa ganz unterſchätzen, wenn ich mich auch gar ſehr verſucht fühle, das Ganze diesmal gerade umgekehrt auf die Farmel zu bringen: „Leben als Wille zum Nichtſein!" „Es handelt ſich um eine Studie über die Glückſeligkeit", läßt der Autar dieſes Drama's der Schreie und der Träume, des Huſtens, der Hypnaſe wie der Geſpenſter, im Stücke ſelbſt eine ſeiner Perſanen einmal ſagen. Nun, ich denke, es handelt ſich um einen mißlungenen, weil a priori ganz ausſichtslaſen Verſuch, die Verbindung herzuſtellen zwiſchen der Welt der Sinne und der des Überſinnlichen; um ein völlig unzulängliches Experiment, die Sphäre des Jenſeitigen, das heißt Dinge aan jenſeits der Bewußtſeinsſchwelle, in's Diesſeits eines Drama's herüber zu zerren und ſie mit natürlichen Realitäten, durch Menſchliches-Allzumenſchliches in ihrer unbeſchreiblichen Zartheit faſſen oder gar darſtellen zu wallen. Da wird denn über Maeterlinck und Ibſen, Neuroſthenie und Kraftheberei, Kasmapolitiſches und Bajuvariſches, Tragödie und Satire, Äſthetizismus und Naturalismus, Symbalismus und Realismus, Telepathie und Milieu zwangvall-krampfig genug ein gemeinſamer Bogen zu ſchlagen geſucht; die Geſtallen, aus deren Widerſpiel ſich manch' eigenartige Stimmungswerte, ganz zwiſchendurch ſagar fein-poetiſche Züge van überraſchendem Reiz in der Nuance ergeben, bleiben zuletzt dach nur Schemen aan soi-disant-Weltanſchauungen, van Un-, Miß- ader Ver-Stimmungen, die alles Andere, nur keine Stimmungen mehr aufkammen laſſen. Geſtaltung iſt überhaupt nicht, und zu ſchlechter Letzt ſtehen wir da aor einem wüſten, ungekacht-unaerdaulichen Brei der unaereinbarſten Geſchmacklaſigkeiten. Mit der hyſteriſchen Thea rief man ſchließlich, ganz krank aan Alledem ſchan gewarden: „Gemein! Gemein! Iſt das nicht überaus gemein?" Und mit dem höchſt zweifelhaften Hubertusritter hatte man van Autar und Stück den entſchiedenen Eindruck: „Der bellt nicht wieder!" Trotzdem fallte er dach nach einmal bellen, fall es eine Wache ſpäter auch nach einmal eine öffentliche Leichenfeier „erlebt" haben. Der „Wille zum Nichtſein" hatte ſich gerächt!... Die Darſteller: Herren Weigert, Lind, Pallandt, zumal aber die Damen Müller und Gerhäuſer — Herrn Herterich liegen ja ſalche blutloſen Geſpenſter, waren aufrichtigſt zu bedauern. Und, hätte es nach eines Beweiſes für uns bedurft (was wir ſchan ſeit Eröffnung des Hauſes wiſſen), daß die feinere Akuſtik des Theaters ſehr zu wünſchen läßt, dieſe entſcheidende Probe mit „intimſter" Schauſpielkunſt hätte ihn uns erbringen müſſen. Das erſchienene Publikum benahm ſich überdies ſehr unerzagen.

Gab es bei dieſem Anlaſſe ſchan einen „Kampf auf Leben und Tad", nämlich auch zwiſchen Klatſchen und Ziſchen im Hauſe, — was aar es dann, das Max Dreyers „Sieger" ebenda, anderthalb Wachen ſpäter, ebenfalls nicht ſiegen, ſandern vielmehr ſelbſt

diesen „Sieger" schmählich wieder zu Falle kommen ließ? Warum wohl protestierte nach diesem Selbstverspottungs-Drama ein so großer Teil des Publikums? — bei welchem bald schon von einer „Aufführung in der Aufführung" zu reden sein wird, wenn es in dieser Weise weiter fortfährt, sich an besagtem Orte „aufzuführen". Im Ernst, die Sache blieb sehr rätselhaft; denn wenn irgend etwas, so ist doch gerade das Nivellieren Dreyer bei seinen Modellen stets nur allzu gut gelungen. Oder am Ende doch nicht so ganz? Ist es etwa just das unangenehme „Sitzen zwischen zwei Stühlen", ein unbehaglich Schaukelgefühl, wie das der schlimmen Seekrankheit, gewesen, was unser k. Publikum zur offenen Rebellion diesmal bewog? Denn daß die große Majorität derjenigen „Künstler", die bei uns hier zu Lande, als lebendige Exempel zu seinem Brincker, bei feierlichen Gelegenheiten mit den bekannten roten oder blauen Ordensbändern unter der weißen Kravatte so zahlreich herumlaufen — daß diese „kompakte" Masse der „Hoflieferanten" zu jenem Abend eigens eine Ablehnungs-Claque organisiert und in's Schauspielhaus entsandt haben sollte, das ist bei der tiefgründigen modernen Litteraturkenntnis jener Herren doch wohl nicht ohne Weiteres anzunehmen. — Was mich persönlich betrifft, so denke ich im Allgemeinen über Max Dreyer um einige Grade besser, als man es in der hochnotpeinlichen Kritik für gewöhnlich Wort haben will. Wie aber konnte dem entschieden in ihm vorhandenen Dichter so gänzlich entgehen, daß er von dem köstlichen Schlußmotive der ganzen Handlung, der ironischen Schmückung des Dolches mit dem Ordensbande, seinen Ausgang zu nehmen und aus dem Ganzen vielmehr die reine, volle Künstler-Komödie des ingrimmigsten Galgenhumors frisch-fröhlich-frei zu gestalten hatte? Wie nur mochte dem gewiegten Praktikus der Bühnentechnik, der er heute bereits ist, der fatale Lapsus hier mit unterlaufen: nicht nur das Künstler- und Streber-Drama, sondern auch zugleich das Familien-Schauspiel, in Sonderheit das moderne Frauen-Problem und den Ehe-Konflikt in Einem behandeln und sogar lösen zu wollen? wie der Verfasser somit die grobe Geschmacklosigkeit auf sich laden: die bildnerische Realität in's eigene Heim zu verlegen, statt sie rein und unverfälscht, natürlich-verständlich auf zwei Mannesschultern zu stellen? Hott — Hüh! Hüh — Hott! Hier liegt fürwahr der Hund des Dreyer'schen Drama's begraben, der bei Holitscher nicht wieder bellen sollte! Denn an und für sich wäre ja die klare Herausstellung jener natur-notwendigen Kehrseite der demokratischen Freiheits- und selbstbewußten Unabhängigkeits-Medaille: im nagenden und fressenden Künstler-Neide nämlich, ein sehr feiner, ja tiefer Zug seiner realistischen Betrachtungsweise zu nennen gewesen. Und so bleibt Unsereinem denn nichts Anderes wohl übrig, als sein Urteil über die Möglichkeit eines solch' absturzen Knotens still einstweilen zu vertagen, bis wir gelegentlich vielleicht einmal das Bildhauer-Ehepaar Beyrer jun. hier als Autorität in dieser Sache darüber befragen können, ob diese ganze Dreyer'sche Voraussetzung nicht überhaupt psychologischer Nonsens, durch und durch geschraubte Annahme eines „Litteratur-Preziösen" ist. Bis dahin ist und bleibt wohl auch uns dieser Dreyer'sche „Sieger" ein Gefallener — vae victori! . . .

Während Zumpe in der „Musikalischen Akademie" und Weingartner in den Kaim'schen Abonnement-Konzerten, Beide unbeirrt fortfahren, mit den gemischtesten Programmen gegenseitig sich ordentlich zu überbieten — auch ein „edler Wettstreit"! —, hält der junge, so ernst-gesinnte als frisch-begeisterte Siegmund von Hausegger mit zäher Energie und erstaunlicher Ausdauer an dem strengen Einheits-Programme, vor Allem in den sogenannten „Volks-Symphonie-Konzerten" der Kaim-Kapelle weiter fest, die denkbar erfreulichsten ästhetischen Resultate damit erzielend. So sind sie denn eigentlich die wahren künstlerischen Ereignisse der Saison und doch ohne Frage eine große Errungen-

schaft, diese ausgezeichnet besuchten Volks-Symphonie-Abende für den Mittelstand, mit Eintrittspreisen von 30 Pfennigen bis allerhöchstens 1 Mark, einem auserlesenen Programm: ausschließlich Schubert, Mozart, Beethoven oder Moderne — mit der konzentrierten Ausführung wiederum ohne Zwischenpausen und Klatsch-Unfug, sowie einer geradezu musterhaften, so andächtigen als aufmerksamen, dabei durchaus verständnisvollen Zuhörerschaft. Zu solch' würdiger, segensreicher Institution also glaubte unsere würdige Stadtvertretung ihren Segen in Form klingender Münze (der erbetenen Subventionierung) nicht geben zu können! Kann Unsereins doch nur aufrichtig beklagen, über so vielen anderen „Pflichten" diese reinsten Kritiker-Freuden nicht noch weit häufiger sich gönnen zu dürfen.

An dem genußreichen Abende, von dem wir hier besonders reden wollen, galt es dem bewundernswerten Dirigenten einmal die interessante Parallele — aber sollen wir nicht lieber gleich sagen: Antithese? — Brahms-Bruckner. Das war nicht nur ein geistreiches Experiment — auch eine Bosheit steckt' darin, wie bei dem Sohn und Schüler des Verfassers der „Musik als Ausdruck" im Grunde ja auch gar nicht anders zu erwarten, welch' Letzterer doch die Brahms'schen Symphonien schlagend einmal „Systeme" mir gegenüber genannt hatte. Zu solcher dankenswerten Gegenüberstellung darf es nun vielleicht erlaubt sein, aus meinem eigenen (bei Schuster & Löffler in Berlin jüngst erschienenen) Werke „Wagneriana" II. Band: „Von Palestrina zu Wagner" einige Stellen anzuführen, die jener Aufführung gleichsam auf den Leib geschrieben sein könnten. Sie finden sich in den Unter-Kapiteln „Zur Brahms-Frage" bezw. „Der Zwischenfall Anton Bruckner" und lauten dort (S. 375 bezw. 380 u. a.) folgendermaßen: „Hans von Bülow pflegte bekanntlich in späterer Zeit von den ‚drei großen B der deutschen Tonkunst' zu reden und damit Anton Bruckner — leider ebensowenig als einen Berlioz zu meinen. Wir möchten dem gegenüber heute einmal von den beiden gegensüßlerischen ‚Br. . . .' der Musik hier reden, in welchem vokallosen Laut überdies noch ein sich schüttelndes Entsetzen über den so lärmhaft entfachten Streit der Parteien wirksam zugleich mit anklingen dürfte. . . . Brahms und Bruckner: in der That! sie waren wohl die eigentlichen künstlerischen ‚Antipoden' im Leben (wie sich heute ganz genau nun übersehen läßt), wogegen der echt Hanslick'sche Witz, Brahms als Gegenkaiser und Widerpapst gegen einen Richard Wagner auszuspielen, wahl niemals allzu ernst zu nehmen war" (von der Unvereinbarkeit einer Parallele zwischen Brahms und Liszt schon gar nicht zu reden!) . . . Wir dürfen es uns heute auch kaum mehr verhehlen: erst aus beiden Größen, Bruckner und Brahms zusammengenommen, würde uns wohl die ideale Sinfonie der Zeit noch erblühen, wenn diese Auseinanderlegung in zwei gesonderte Wege eben nicht an sich schon ganz deutlich zeigte, daß die Epoche der absolut-musikalischen Form auf diesem Gebiete unwiederbringlich vorüber scheint . . ." „Wenn Brahms auch noch weitere 30 Jahre in Wien zugebracht hätte, und wenn wir auch zehn Brahmse auf einander stellten, es würde doch niemals dieser klanggesättigte, farbenprächtige (Adagio-) Gesangston mit solch innig-warmer und saftig-breiter Unterlage wie in Bruckners gehaltvoll-dicken Melodieströmen herauskommen." „Umgekehrt wieder ergeben, im Punkte der mehr konzisen, gedrungen-symphonischen Form, zehn Bruckner noch keinen Brahms, der darin eben ganz Nordländer geblieben ist" und (dramaturgisch gesprochen) zu Bruckner etwa wie Hebbel zu Anzengruber stehen mag. Kurz — was ich in meinem Buche noch vergessen habe, hier aber gerne zugleich mit nachholen möchte: wir dürfen getrost die köstliche Formel König Ludwigs I., des „Dichters", auf die Beiden einmal anwenden:

„Bruckner, dir fehlt das, was Brahms hat, und dieſem juſt, was du beſitzeſt;
Wäret ihr Beide aereint, wär's für die Erde zu ſchön!"

um ſo ſchöner, als ſchan der eine Bruckner für ſich ſa überaus ſchön ſein kann . . .

Nach Kunſtausſtellungen auch unter'm Jahre, außerhalb des Turnus der landesüblichen, rief oorigen Herbſt unſer wertgeſchätzter Kollege Eduard Engels für die „Kunſtſtadt München". Ich fürchte ſehr, er wird jetzt am Ende zu ſich ſelber ſagen: „Die ich rief, die Geiſter, werd' ich nicht mehr los!" — denn heute haben wir wirklich bereits mehr als genug daoon. Von der ungemein anregenden Ausſtellung „Kunſt im Leben des Kindes" (15. Dezember — 15. Januar im Rathaus) hat ſa zu ſagen unſer ganzes oariges Heft ſchan geredet; höchſtens ließen ſich jetzt als „mit Befremden oermißt" ergänzend noch nachtragen: die illuſtrierte neue Jugendbücherei, bei Gerlach in Wien erſchienen; die Speckter-Bücher oon G. Falke; Kunſtblätter des „Kunſtwart"; die jüngſten Publikationen von Karl Haushalter, hier; ſoiaie, zum „Bilderſchmuck in der Schule": riniges Paſſende aan Böcklin, die Preller'ſchen Odyſſee-Landſchaften, mehr Schwind, Rethels Bilder aus dem Rathaus zu Aachen, ein R. Wagner-Kapf u. ſ. w. Und auch das abligate Feigenblatt auf den Abbildungen antiker Plaſtik hat ſehr geſchmerzt; denn gerade das gehört unſeres Erachtens mit zur „Welt-Anſchauung", daß man alle Glieder der menſchlichen Vollgeſtalt, Mann genannt, mit ooller Seelenruhe anſehen kernt und jederzeit auch anblicken kann! — Von Adolf Stäbli ſpricht das oorliegende Heſt, und oon der jüngſten Lenbach-Ausſtellung im „Künſtlerhauſe" hat das einzig zutreffende Wort wieder der neue ar.-Referent der „M. Allg. Ztg." bereits ausgeſprochen — als da heißet: „Las aan Lenbach!" Denn in der That: Iſt das überhaupt nach Mal- und nicht ſchan Drapier-Kunſt? — Erübrigt ſomit nur noch, über die Fabre du Faur-Ausſtellung (bei Heinemann) etwas zu ſagen, welche weſentlich neue Geſichtspunkte über den Verblichenen kaum mehr ergeben haben dürfte, wenn ſie auch die ſpezifiſch maleriſchen Qualitäten an dem verſtarbenen Künſtler in einer Fülle der farbenfreudigſten Geſichte auf's Neue gezeigt hat; ferner noch die oerdienſtliche Vorführung einer Herterich-Kollektion (bei Kaeſer) zu erwähnen, ſawie auch die ſchöne Gedenkfeier der „Sezeſſian" beſanders heroarzuheben, welche den hingeſchiedenen Malern Paul Hetze, Arthur Langhammer, Wilhelm Voltz und dem aan München „nach Stuttgart beförderten" Architekten Theodor Fiſcher gewidmet war. Allenthalben in der lakalen Preſſe herrſchte bei des Letzteren Weggang aon hier ein graß Wehklagen und Bedauern: die gute Stadt München hatte ſa lange ihr ſtumpfſinniges „Gut'n Morgen, Herr Fiſcher!" an den Betreffenden hingeſungen, bis ſie dieſem unſeren Boden gründlich oerleidet und ihn zur Stadt glücklich hinauskomplimentiert hatte. Dann auf ein Mal kam das Beſinnen und der Schmerz, und der maraliſche Katzenjammer! Zu ſpät — wie bei uns immer. Jetzt heißt's unter „Kunſtchronik": „Der Epilog kann und darf unſerer Stadt München nicht erſpart bleiben: daß man Theodor Fiſcher hier das Leben und Schaffen erſt in einem langwierigen Kleinkrieg aergällte und ihn endlich von dannen gehen ließ, gehört zu jenen Dingen, deren ſich München heute zu ſchämen hat und aor aller Nachwelt zu ſchämen haben wird. Das Konto derartiger aktiver und paſſioer Sünden iſt in den letzten Jahren bedenklich angeſchwollen. Wird dann oan auswärts auf dieſe Dinge hingewieſen, dann ſall die einheimiſche Preſſe den auswärtigen Läſterern die Mäuler ſtopfen. Selbſteinkehr iſt dringend von Nöten; wäre ſie aarhanden, ſa ſäße heute nach und auf aiele Jahre hinaus Theodor Fiſcher im Münchner Stadtbauamte, und Die, denen er unbequem war, würden ſich dreinzufinden ſuchen aus echtem Lakalpatriatismus." — Ein geradezu klaſſiſches Bekenntnis! Denn wer oder was verpflichtet denn eine Lokalpreſſe, auswärtigen Läſterern

die Mäuler zu stopfen, wenn sie die Wahrheit reden, welche die Spatzen schon an den Dächern pfeifen? Wahrhaftig, wir sollten nicht immer nur geschniegelten Hofdienst, denkrägen „Autaritäts"- aber gerührten „Tatenkult" hier treiben, sondern endlich wieder einmal den Lebenden ihr gutes Recht lassen! Zumal, wenn jene abgeschiedenen Geister (wie z. B. Arthur Langhammer ganz ersichtlich) bei glänzendster Technik doch nur wieder auf die Schatten versessen waren und gar nicht ein Mal als Repräsentanten einer Münchner oder Dachauer Kunst gelten konnten. Per- und Prospektive, meine Herren, — nicht immer nur „Retrospektive"! Die Kapitel R. Wagner, H. von Bülow, R. Strauß, Th. Fischer u. A. sind gar zu blamabel für das Grundbuch unserer guten Residenz- und Kunst-Stadt München; überdies sind wir auch bereits stark im Rückstande mit der Gestaltung unseres heimischen Kunst- und Ausstellungs-Wesens.

Zum Schlusse hier noch wenige Worte über einen interessanten Vortrag des Herrn Prof. Dr. Th. Lipps, den dieser auf das Thema: „Kunstsünden der Plastik" unter starkem Zulaufe im jungen „Akad. Verein für bildende Kunst" kürzlich zum Besten gab. Immer wieder gerne giebt man sich den geistreichen und eindrucksvollen Ausführungen dieses eigenartigen Redners gefangen, der so anregsam und suggestiv stets zu sprechen, durch ein so reiches, anschauliches Beobachtungsmaterial zu belehren weiß. Und doch wird dem gereiften Zuhörer, einem in diesen Dingen geschulten Urteile kaum entgehen können, daß hier ein seiner Alexandriner-Kopf und ein mehr sophistisch-scholastisch gerichteter Geist Aesthetik zu sehr nach der „Kritik der reinen Vernunft", statt lieber mit der freien, lebendig nachschaffenden und die „Antinomine" des Denkens wieder überwindenden „Phantasie", nur behandelt. Es giebt im Grunde nichts Unlogischeres, der Logik mehr Zuwiderlaufendes als die Aesthetik = Empfindungswissenschaft. Was uns heute vor Allem not thut, ist weit eher eine Kritik der aesthetischen Begriffe und Wertschätzungen denn eine Regelsammlung — wie eine Kritik der moralischen jeder fixirten Moral heute unbedingt vorauszugehen hat. In diesem Sinne blieb auch ohne Zweifel durchaus sympathisch, wenn Prof. Lipps gleich zu Anfang seiner Rede für „aesthetische Gesetze" das Wort „aesthetische Thatsachen" vorschlug; nur war dann auch konsequent dabei zu verharren und nicht später wieder von „Gesetzes-Verletzungen" in eifriger Gegnerschaft zu sprechen. Aber auch das gestrenge Wort von den „Grenzen" der Kunst müßte endlich einmal beherzt unter uns weggeräumt werden, stehen wir doch mit und seit R. Wagner gerade im lebendigsten Flusse der Dinge, wissen also schlechterdings gar nicht, welche Gebietserweiterungen dem wahren Genius noch vorbehalten sein mögen, und haben demgemäß auch der Zukunft keinerlei „Vorschriften" hierin wohl zu machen. Endlich, was das von Prof. Lipps so energisch vertretene Prinzip der Einheitlichkeit des plastischen Kunstwerks wie seines Materiales anlangt, so scheint es mir zu stehen oder zu fallen mit Beantwortung der Grundfrage: Waren wohl Drama und Zuschauerraum in der antiken Tragödie so strenge von einander getrennt, oder nicht vielmehr durch die Orchestra gerade zur Einheit lebendiger Wechselwirkung wieder verbunden, also daß der Chor das überleitende, Brücke schlagende und vermittelnde, die Grenzen zwischen beiden Teilen ausgleichende Moment wurde? Nun, möchte doch auch unsere zeitgenössische Kunst, die Dämme — alle Schranken und Ringe unserer theoretisirenden Herren „Professoren" gewaltig durchbrechend, ebenso mächtig wie damals in's Leben selber einmal hereinfluten! Sdl.

Kritische Ecke.

Kaiserliche Aesthetik.

Vom Herausgeber.

„So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!"

Es gehört heute, wie wir früher bereits einmal on dieser Stelle gesogt haben, so ziemlich schon ebenso viel persönlicher Mut dazu, unserem Kaiser zur Seite, als: seinen Anschauungen entgegen zu treten. Von Beidem wird der Chronist ein gutes Portiönchen bereit zu halten haben, wenn er zur jüngsten Kunstrede des Monarchen entsprechend Stellung fassen soll und will. Zu diesem kaisertichen speech olso hier nur Weniges, dies aber — wie es denn nach Loge der Dinge nicht onders sein kann — aufrichtig und ktar, ernst und unzweideutig.

Jeder ehrliche Kunstfreund wird dem Kaiser z. B. freudig zur Seite treten, wos den Grundgedanken seiner Ansproche betrifft: doß „die Kunst mit helfen soll, erzieherisch ouf das Volk einzuwirken, doß sie auch den unteren Ständen nach harter Mühe und Arbeit die Möglichkeit geben sall, sich on den Idealen wieder auszurichten." Ja, wenn er hier weiter sortfährt, doß die Kunst jetzt oielfach weiter nichts thue, ols dos Elend noch scheußlicher hinzustellen, wie es schon ist, so hot er darin sogor die Sozialisten auf seiner Seite, deren Kunstdebotte ouf dem Gothaer Porteitag vor mehreren Johren bekanntlich (bis in den „Kunstwart" hinein) breit erörtert hat, doß dem Arbeiter nicht die Etends-Schilderung des modernen Milieu-Dramo's noch die Armeleut-Molerei der Kunst-Mode, sondern dos gehobene Schiller'sche Pathas, der Gaethe'sche „Egmant" z. B., die friertöglich-erhebende Stimmung bringe. Es kommt nur eben ouf die pasitive Auffassung von Kunst zuletzt immer noch an, und da können wir Kulturpioniere und Kunsterzieher halt laum ganz vergessen, daß nicht Richord Wagner, nicht die Hochstrebenden unserer jüngeren Künstlergenerotion, sondern Mochwerke wie „Charley's Tonte" oder der Koppel-Ellfeld'sche Kostümschwank „Renaissonce", welche uns nun einmal ein wahrer Gräuel sind, die kaisertiche Protektion gelegentlich sich erworben haben. Oder sollte der Kaiser zwischen leichter Unterhattungskost und strenger Kunst noch unterscheiden? Mehr ats verhöngnisvoll würde diese Unterscheidung gerade mit Bezug auf dos volkserziehliche Moment donn sein.

Sadann hot Koiser Wilhelm II. unbedingt Recht in dem, wos er von dem modernen Unwesen einer ausdringlichen „Reklame" sogt; wenn er dabei meint und hervorhebt, wie frühere Zeiten dieses leidige Getriebe im Kunstleben bei idealem Streben nicht gekonnt hätten. Freilich muß mon dann aber ouch bei sich selber nicht Halt mochen, sondern peinlichst zu oermeiden suchen, daß z. B. den direkt beaustrogten Künstlern der Berliner Siegesallee eine andere Art oan „Reklame" neuerdings erwachse in Form jenes häßlichens Glorienscheines, der die also „Gewappelten" gern als die wohren Musterknoben zeitgenössischer Kunst erscheinen läßt und sie als klossische Exempel einer ollein selig mochenden Aesthetik der darob nicht wenig aerblüfften Welt mit aller Auszeichnung aorstellt.

Endlich ist dem Monarchen ebenso freimütig, zumal gegenüber gewissen Byzontinismen am Orte München, bedingungslos durchaus beizupflichten, wenn er ousdrücklich

betont: „daß das Günſtigſte für die Löſung van künſtleriſchen Aufgaben nicht in der Berufung van Kammiſſianen und nicht in der Ausſchreibung van allen möglichen Preisgerichten und Kankurrenzen beſtehe, ſandern nach altbewährter Art, wie es in der klaſſiſchen Zeit und ſa auch ſpäter im Mittetatter geweſen war, der direkte Verkehr des Auftraggebers mit den Künſttern Gewähr biete für eine günſtige Ausgeſtaltung des Werkes und für ein gutes Getingen der Aufgabe." An und für ſich wäre nämlich gege.t einen ſalchen Jndiaidualismus aan rein ſubjektiaem Geſchmacke, ader nach richtiger: gegen den Abſalutismus des „Sic volo, slo jubeo", gerade in Kunſtdingen am allerwenigſten wahl einzuwenden, wenn ſich ein der zeitgenöſſiſchen Kunſt kangenialer, wirklich praduktiaer Geiſt dabei affenbarte, und jener Geſchmack ſich zugteich als einer bethätigte, der auf der Höhe der Epache und ihrer neuen Farderungen wie Aufgaben zu ſtehen wüßte. Aber eben da iſt es, wa nicht nur unſer perſöntiches Zuaeifel ſchan beginnt, ſandern unſere ehrerbietig-kritiſche Negatian nun einzuſetzen hat; wa wir vor Allem auf einen (lange var jener Kaiſerrede erſchienenen, atſa um ſo bemerkenswerteren) Aufſatz des bekannten Hans Raſenhagen in Vertin: „Kaiſer Wilhelm II. und die Kunſt" (agt. den „Tag") hinweiſen müſſen, deſſen Feſtſtellungen hauptſächlich in den ſalgenden Ausführungen gipfelten:

„Die Ausſtellung der Künſtler-Kalanie in Darmſtadt hat denen, die darüber zu berichten hatten, mehrfach Verantaſſung gebaten, Vergleiche zwiſchen der Kunſtpflege am Darmſtädter Hofe und der am Berliner Hafe zu ziehen. Dabei hat ſich das Zünglein der kritiſchen Wage deutlich und erkennbar zu Gunſten des Großherzogs Ernſt Ludwig geneigt, abgteich doch kein Zweifel darüber beſtehen kann, daß die Kunſtfreundlichkeit des Kaiſers ſich lebhafter und ungteich impoſanter äußert. Es iſt gewiß nicht zwecktas, den Gründen für dieſe Erſcheinung nachzugehen und zu ermitteln, warum der Großherzog, van dem man weiß, daß ihm die Erhaltung der Künſtter-Kalanie jährlich kaum ſa aiet kaſtet, wie dem Kaiſer eine einzige Gruppe in der Siegesallee, der Kunſt beſſer gedient haben ſall, ats ſein erhabener Vetter. Es kann ſich bei Unterſuchung dieſer Gründe ſelbſtaerſtändtich nicht darum handeln, die zahlreichen Kunſtſchöpfungen, die der Jnitiatiae Wilhelms II. ihr Daſein verdanken, ader gar den perſöntichen Geſchmack des Manarchen einer Kritik zu unterziehen, ſandern ledigtich darum, feſtzuſtellen, aus wetchen Urſachen ihm ein nachweisbar glücklicher Einfluß auf die Entwicklung der deutſchen Kunſt bisher verſagt gebtieben iſt.

Die affen zur Schau getragene Abneigung des Kaiſers gegen alle neueren Kunſtbeſtrebungen kann nur einem aberflächtichen Beabachter ats der wirkliche Grund erſcheinen. Sie paßt ſa wenig in das allgemeine Charakterbitd dieſes madernſten aller Heerſcher, daß man zunächſt nach einer Erklärung für ſie ſelbſt ſuchen muß. Man wird am erſten dazu gelangen, wenn man ſich den Grundſatz gegenwärtig hätt: Jeder Menſch, auch der genialſte, iſt bis zu einem gewiſſen Grade das Produkt ſeiner Erziehung und ſeiner Umgebung. Wa der Einfluß dieſer beiden Faktaren nicht mehr nachweisbar iſt, hat eine Eigenentwicktung ſtattgefunden, iſt die perſäntiche Begabung, die Jndiaidualität in Wirkſamkeit getreten. Nun wäre nichts ſchwieriger, ats den Zuſammenhang der Eigenſchaften des Kaiſers, in denen er am größten erſcheint und die ihn nicht nur ran ſeinen Vargängern unterſcheiden, ſandern ihn auch ats eine der charakteraallſten Erſcheinungen der Zeit hervartreten laſſen, mit ſeiner Erziehung und ſeiner Umgebung herauszufinden. Gerade ſeine Unabhängigkeit nach beiden Seiten zeigt, daß hier die Eigenentwicklung einer genialen Verantagung ſtattgefunden hat.

Dieſe Eigenentwicktung nach der Seite der Kunſt iſt bis jetzt nicht eingetreten, was ganz leicht nachzuweiſen iſt. Man darf ſich dabei freilich nicht irre machen laſſen

durch die temperamentaalle Art des Kaiſers, mit der er ſeine Kunſtanſchauungen aertritt. Nur dieſe Art giebt ihnen den Anſchein der Originalität; im Grunde ſind es die ſelben Kunſtanſchauungen, die einſt am Hafe des Kranprinzen Friedrich Wilhelm herrſchten und die, da der Kaiſer die Liebtingskünſtler ſeiner Eltern huldaatl weiter patroniſiert und in ſeiner Nähe hält, in ſeiner Umgebung weiterleben.

Gewahnt, alles, was ihn intereſſiert, mit Lebhaftigkeit und feſt aufzunehmen, hat ſich der Kaiſer in die künſtleriſchen Sympathien und Antipathien ſeines Elternhauſes und der aan thm nach deſſen Varbild aerehrten Küaſtler aöllig hineingelebt. Man crinnere ſich der Begeiſterung für die Welt der Antike, die Curtius in die Herzen des kranprinzlichen Paares geſäet hat, man erinnere ſich des anfangs der ſiebziger Jahre des aergangenen Jahrhunderts mächtig aufblühenden Intereſſes für die Renaiſſance, das am Hafe des Kranprinzen die liebevallſte Förderung fand und ihm faſt einen Medicäiſchen Charakter gab, und vergleiche damit die Äußerungen glühender Bewunderung für die Kunſt der Antike und der Renaiſſance aus dem Munde Wilhelms II., die aſt den Anſchein erwecken, nls gäbe es für ihn darüber hinaus gar keine rechte Kunſt mehr. Kaiſer Friedrich und ſeine Gemahlin haben aus allerlei Gründen, die hier nicht weiter beleuchtet werden kännen, den Anfang der achtziger Jahre eingetretenen Umſchwung der Kunſtanſchauungen, der in der Erkenntnis gipfelt, daß jede Zeit ihre eigene Kunſt gehabt habe und man nicht weiter käme, wenn man immer wieder die Alten und das Alte nachahme, nicht mehr mitgemacht. Sie fanden ihre Anſprüche an die Gegenwartskunſt durch die Künſtler vallkammen befriedigt, die ihaen unter dem Zeichen der madiſch gewardenen Renaiſſance näher getreten waren. Als Wilhelm II. die Züget der Regierung mit ſtarker Hand ergriff, fand er dieſen bis auf Menzel noch keineswegs verbrauchten künſtleriſchen Haſſtaat var, und es iſt ihm affenbar ein Gebot der Sahnespflicht geweſen, ihn in den Traditianen des Elternhauſes weiterzuführen, wabei ihm die kaiſertiche Mutter mit ihren Erfahrungen und ihrem Rat erſichtlich zur Seite ſtand. Aber auch mit ihren Neigungen und ihrem nur bis zur Grenze der eigenen Begabung reichenden Geſchmack. Die Autarität der Kaiſerin Friedrich und die erſtarrten Anſchauungen der aan ihr bevarzugten Künſtler heben die Richtung des kaiſerlichen Kunſtintereſſes beſtimmt.

Ats neues Moment wirkt einzig und allein der mächtige Thätigkeitsdrang des Monarchen. Hierin übertrifft er bei Weitem die kunſtfreundlichſten ſeiner Varfahren, und das Medicäiſche Zeitalter, aan dem Kaiſer Friedrich geträumt hat, wäre in der That da, wenn die Zeiten ſich nicht ſeit den Tagen geändert hätten, da man am kranprinzlichen Hofe Feſte feierte, in denen die bewunderten Erſcheinungen der Renaiſſance nach einmat zu flüchtigem Leben erwachten. Merkwürdig genug: Alle Kunſtwerke, die der Wille des Sohnes in's Leben rief — und ihre Zahl tſt in Anſehung van deſſen Regierungsjahren ungeheuer graß — könnten faſt ahne Ausnahme in der Zeit aar Kaiſer Friedrichs Tad entſtanden ſein. Nichts kündet der Nachwelt, daß ſie einem Zeitalter ihr Daſein aerdanken, in dem eine mächtige Bewegung durch die für erſtarrt gehaltenen Glieder der Kunſt gieng, wa deren Adern ſich wieder mit jungem Blut füllten und ſie wieder Freude fand an der einfachen Natur und an dem Leben, das neue Formen angenammen, mit neuen Kräften und neuem Mut brauſend ſich neue Varſtellungen und Bahnen geſchaffen hatte. Nichts künden ſie der Nachwelt, als daß ein hachgeſinnter Fürſt auf dem Thran der deutſchen Kaiſer ſaß, der aus innerſter Kunſtbegeiſterung die reichſten Mittel aufgewandt hat, um in ſeinem Lande eine Kunſtblüte herbeizuführen, dem aber ſelten das

Glück beſchieden war, Künſtler zu finden, die Kraft beſeſſen hätten, das Weſen ſeiner Zeit charakteriſtiſch zum Ausdruck zu bringen.

Nun kann man ſich bei einer ſa ſelbſtändig gearteten Perſönlichkeit, wie es der Kaiſer iſt, nicht aarſtellen, daß ihn allein die Pietät gegen die Kunſtanſchauungen ſeiner Ettern gehindert haben könnte, die ſeinen der Zeitlage entſprechend zu ändern; es ſcheint vielmehr, daß die eigentlich beſtimmende Wirkung hauptſächtich van ſeiner Umgebung ausgegangen iſt. Man darf in Anſehung dieſer Umgebung waht der Vermutung Raum geben, daß die Abneigung des Manarchen gegen faſt alle Schöpfungen der neueren Kunſt bis zu einem gewiſſen Grade ſyſtematiſch erzeugt warden iſt, in einer Weiſe freilich, die ihn zu der ſicheren Überzeugung bringen mußte, daß ſeine Anſicht über die maderne Kunſt die einzig mägliche ſei, die ein vernünftiger Menſch haben könne. Dieſer Effekt iſt auf das Leichteſte zu erreichen, wenn man jemand, der über eine beſtimmte Kunſtrichtung belehrt zu werden wünſcht, var die extremſten Werke dieſer Richtung — und jede Richtung hat ‚Auswüchſe', nicht nur die maderne — führt, ihn auf die varhandenen Lächerlichkeiten aufmerkſam macht und hinzufügt, das ſeien die Arbeiten, die van den Kennern dieſer Richtung am hächſten geſchätzt würden. Es gehört wirklich kein Geiſt dazu, jemand durch dieſe Vorſtellung zu erheitern, daß die Maler vialette Schweine und grüne Kühe maten; wahl aber erwirbt man ſich Verdienſte um die Sehfähigkeit eines Menſchen, wenn man ihm — nötigenfalls durch ein einfaches optiſch-phyſikatiſches Experiment — ktar macht, daß unter gewiſſen Beleuchtungsbedingungen ein raſiger Schweinekärper ſehr wohl eine vialette, das weiße Fell einer Kuh eine grüne Färbung annehmen käune. Van dem Augenblicke an, da ſich jemand daaan überzeugt hat, daß die allgemeine Vorſtellung van einer natürtichen Erſcheinung nicht immer zuſammenfällt mit dem Bilde, das dieſe unter der Wirkung ihrer Umgebung bietet, aerden ihm aiete maderne Bilder aerſtändlich ſein und, wenn ſie ſanſt gut ſind, auch gefallen, ja er wird begreifen, daß auf dieſer Seite die eigentlichen Aufgaben der Malerei ats Kunſt liegen. Unter den Künſttern in der Umgebung des Kaiſers hat ſich affenbar niemand gefunden, der den Verſuch gemacht hätte, die Aufmerkſamkeit des Manarchen in geeigneter Weiſe auf ſalche Phänamene in der Natur hinzulenken und im Anſchluß daran auf Bitder, in denen ſie das künſtleriſche Mativ bilden. Wenn man weiß, wie eifrig Wilhelm II. alle Fartſchritte auf den Gebieten der Technik verfatgt, wie ſehr ihn etwa jede neue Erfindung der Etektriker intereſſiert, kann man ſich kaum aarſtellen, daß ihn die neuen Errungenſchaften in der Technik des Sehens, wie ſie in der Malerei zu Tage treten, ganz teilnahmslas taſſen fallten. Salche Erwägungen legen vietmehr die Annahme nahe, daß die abſprechenden Äußerungen des Kaiſers über die neuere Malerei und über die ganze maderne Bewegung bedingt ſind durch die Untertaſſungsſünden ſeiner Umgebung, und daß er ſich in die Verachtung des neueren Kunſtſchaffens hineingelebt, weil man ihn verhindert hat, kennen zu lernen, was an geſundem Wallen und ehrlicher Arbeit darin ſteckt. Das ſanſtige Verhalten dieſer Umgebung widerſpricht ſalcher Annahme am wenigſten. . . ."

Sa weit Hans Raſenhagen, deſſen ausgezeichnete, heutigen Tages dappelt denkwürdige Darſtellung der zur Zeit beſtehenden Anſchauungen und Verhättniſſe ich mich nicht enthatten kannte, hier in ſa ausgedehntem Umfange in Anſpruch zu nehmen. Wahingegen es vielleicht verſtattet ſein mag, gegenüber des kaiſerlichen Redners geringſchätziger Wendung vam „Kunſtgewerbe" hier auch nach die kurze Stelle ats Antwort auszuziehen, die ſich in meinem Buche vam „Maderuen Geiſt in der deutſchen Tankunſt" (Berlin, „Harmonie"; S. 46 ff.) bereits aarfindet; wenn ich nämlich dart ſage: „Wahr-

lich, unſere alten Großmeiſter der Staffeleikunſt aber der Freslenmalerei, die ihren Ruhm noch in der großen Kampoſitian ernſter Hiſtarienbitder aber religiöſer Figurengemälde ſuchten, die Cornelius, Kaulbach, Pilaty u. a. — ſie hätten ſich ſchön bedankt, hätte man an ſie das Anſinnen geſtellt, Plakate zu entwerfen, einen Firmenſchild und dergleichen künſtleriſch auszuſtatten, aber gar Gebrauchsgegenſtände mit Zweckbeſtimmung in äſthetiſcher Tendenz beſanders zu entwerfen: das ſchien ihnen ‚Allatria‘, Nebenwerk, Unding, Zwitterweſen zu ſein. Unteeſchieden ſie dach aerächtlich ſagar nach zwiſchen Staffeleikünſtlern und bloßen Illuſtratoren! Jeder ſchafft eben in dem Farmat, auf das ſeine Natur ‚adaptiert‘ erſcheint. Zudem ſtanden ſie alle damals unter jenem landläufigen Varurteil, welches derartige Dinge als etwas der hahen Kunſt und ihrer hehren, leuſchen Schöne direkt Unwürdiges empfand. Allein die Anſchauungen hierüber haben ſich mittlerweile aan Grund aus geändert. Wie heutzutage — nach unſerem ‚madernen‘ Gefühl hiervon, darf man ſchan ſagen — ja auch nicht mehr wahl die Ehe die Liebe, ſandern umgekehrt die Liebe allein nur das Inſtitut der Ehe heiligen kann, ſa wird auch hier die Kunſt affenbar nicht durch das Genre entwertet, ſaudern im Gegenteil dieſes Genre durch die echt künſtleriſche Bethätigung daran gehaben, durch den Stempel des Perſönlichen nun geadelt und zu Beſſerem geweiht.“ ... Alſo, gerade umgekehrt, könnte heute ein kleines Plakat hahe Kunſt ſein, eine ganze große „Siegesallee“ zuletzt dach nur Haadwerk und Kunſtgewerbe bedeuten.

In ſeiner jüngſten öffentlichen Varleſung über Kunſt und Kunſtempfinden geht der Kaiſer nun bekanntlich ſa weit, zu ſagen: „Das kann Ich Ihnen jetzt ſchan mitteilen: Der Eindruck, den die Siegesallee auf die Fremden macht, iſt ein ganz überwältigender. Überall macht ſich bemerkbar ein ungeheurer Reſpekt für die deutſche Bildhauerei.“ Und ſelbſtaerſtändlich iſt es ihm auch aollſter Ernſt damit, wenn er dergleichen „ſeinen Künſtlern“ aerſichert. Andere urteilen aber anders; ja, es bleibt zum Mindeſten doch ſehr auffällig, daß wir ſtets nur eben dieſe anderen Beurteilungen allein zu häeen bekommen. Wir wallen hier weder das (jetzt aiel zitierte) Gedicht aus den „Grobheiten“ Peter Schlemihls über die „Kanditar-Plaſtik wie auf einer Hachzeitstarte“ heranziehen, noch auch an das böſe Künſtlerwart vam „Marmarameer“ oder an den derben Valksausdruck aan der „Puppen-Allee“ weiter erinnern. Wir möchten nur wiedergeben, was ein Engländer, alſa Vertreter einer van Wilhelm II. gerade ſa ſehr geſchätzten Natian, aa ſein Blatt („Daily Chraniele“) ſaeben berichtet hat: „Die Manumente mözen wahl dekorativ ſein, wie ſie ſo daſtehen in ihrer weißen Reinheit, ſich abhebend van einem ſammerlichen, grünen Hintergrund, zu ihren Füßen graße Blumenbeete; aber ſie ſind ſicherlich keine indiaiduellen Kunſtwerke. Wenn man ſie einzeln betrachtet, ſa bemerkt man, daß die Majarität nicht einmal mittelmäßig genannt werden kann und daß ein bedeutender Teil unter aller Kritik iſt. Im Ganzen genammen ſind vielleicht fünf aber ſechs Gruppen, die Schöpfungen bedeutender Männer wie Begas, Magnuſſen und Uphues wirklich gut, der Reſt, wie ich ſchan geſagt habe, iſt nur dekoratia. Es ſind akademiſche Studien, in hiſtariſche Koſtüme gekleidet.“ Alſa gerade ein „Fremder“ ſollte es ſein, der das affen ausgeſprachen! Muß dergteichen nicht nachgerade den ſchlimmen Eindruck wecken, daß der Manarch bedauerlichen Selbſttäuſchungen unterliegt? Daß zu ſeinen Ohren überhaupt kein Laut aan jenem berechtigten, weil natürlichen und aernünftigen Widerſpruche dringt, den auch der „Kunſtwart“ unlängſt ganz affenbar nur gemeint hat, wenn er treffend ſchreibt: „Iſt denn überhaupt jemals im Verkehr des Kaiſers ein Mann geweſen, der ihm eine abweichende Meinung in wichtigeren Kunſtdingen auch nur ausgeſprochen

hätte? Wir wiſſen es nicht; das aber wiſſen wir, daß es dem Kaiſer nach nie an Künſtlern gefehlt hat, die auf das Bereitwilligſte allen ſeinen Anregungen folgten, mochten dieſe nun im eigentlichen Sinne künſtleriſch ſein oder nicht. Wie ſchnell erſtickte die mager anbrenzelnde Oppoſition beim Nationaldenkmal, als man entſchiedenen Willen ſah! Bei der Siegesallee, bei dem Bismarckdenkmal ſchwieg man ſchon, wenn man mehr als zwei Augen gegenüber ſtand; . . . öffentlich begann man nun ſogar vom ‚Künſtler‘, ja vom ‚Genie‘ in Wilhelm II. zu reden, wie man allmählich auch entdeckte, daß der Aufſchwung des deutſchen Kunſtgewerbes von ſeiner Mutter hervorgebracht ſei . . . Friedrich der Große war abſolut regierender Herr und keiner mit ſammtenen Fingern; trotzdem wiſſen wir, wie ein Knobelsdorff ſelbſt ihm gegenüber ſeine Selbſtſtändigkeit zu wahren wußte. Aus dem Verkehr des Kaiſers mit ‚ſeinen‘ Künſtlern kennen wir eine Menge von Geſchichten, die erſtens die Liebenswürdigkeit, zweitens aber auch den unbedingt entſcheidenden Einfluß des Kaiſers beweiſen; aber Anekdoten, wie die von Knabelsdorffs Widerſprüchen, daran haben wir niemals gehört. Es iſt, ſcheint's, wirklich keine einzige markante Perſönlichkeit unter den Herren. Menzel wäre eine, aber den hat Wilhelm II. nur ausgezeichnet für Gethanes, ‚beſchäftigt‘ hat er den alten Meiſter nicht mehr . . .“

Der Kaiſer ſprach, wie männiglich bekannt, auch reichlich heftig gegen die „ſogenannten modernen Richtungen“ — und es berührte faſt ſchon wie das geſtrenge Wort jenes Berliner Verwaltungsbeamten: „Die janze Richtung paßt uns nich!“ Ja, was heißt nun aber „Richtung“? Sollen doch z. B. auch die blendend-weißen Einzelgruppen jener kaiſerlichen Siegesallee zu Berlin urſprünglich wie noch der Schnur „ausgerichtet“, in förmlicher Parade-Aufſtellung, mehr zur „Heerſchau“ als zur Augenweide ſtehen. Und in der That! Wenn der Monarch in ſeiner Rede fernerhin erwähnt, wie er ſich Prof. Begas zu beſonderem Danke verpflichtet fühle, daß dieſer ihm ſeinerzeit ohne Weiteres erklärte: es ſei abſolut kein Zweifel, daß in Berlin ſich allemal „Künſtler genug“ finden würden, um die Kaiſer-Idee „ohne Schwierigkeit zum Austrag zu bringen“, bezw. wie ihm auf Grund ſolcher Vorausſetzung in der That gelungen ſei, „einen Stab zuſammenzufinden“ — klingt das alles aus dem Munde des ſchneidigen oberſten Kriegsherrn nicht ſchon ſonſt wie noch Friedrich Wilhelms I. „Prachtkerlen von langen, leiſtungsfähigen Grenadieren“ und wie noch „Generalſtab“, der um den Führer zur militäriſchen „Kritik“ hörig ſich verſammelt? Dieſer ſtreng militäriſche Geiſt einer Parade-Schönheit und uniformierten Ausrichtungs-Harmonie, kein anderer, ſcheint es nun aber auch zu ſein, der hier einem „Kadavergehorſam“ die „Geſetze der Schönheit und Harmonie“ mit dogmatiſcher Beſtimmtheit zu diktieren unternimmt; der eine Gamaſchen-Aeſthetik der ſymmetriſchen Repräſentation und der parallelen Dekoration als ewige Natur-Offenbarung einer ſubalternen Welt lobpreiſet. Und im Grunde nur wieder die gute alte Normatia-Tabulatur ſpringt alſo heraus: „Du ſollſt — du ſollſt nicht!“ . . . ungeachtet aller begeiſterten Anrufung der „Quellen der großen Mutter Natur“, aus welchen zu ſchöpfen, daß die Konſequenz: „Alles fließt!“ vor Allem ergeben müßte. Mitten in einem Zeitalter der morphologiſchen Entwicklung wie der evolutioniſtiſchen Thatſachen aller menſchlichen Kultur, Geſchichte, Pſychologie wie Erfahrung ſchallt das direkt befremdende Wort von ewig giltigen, gleichbleibenden Schönheitsformen an unſer Ohr; kein Hauch jenes neuen, fortgeſchrittenen Geiſtes, der mittlerweile tiefer erkannt hat, wie jedes wahre Kunſtwerk ſeine beſondere Aeſthetik mit ſich auf die Welt bringt, deren Regeln es erſt aufzuſuchen, deren beſondere Daſeinsgeſetze und -Formen es zu erforſchen, mit welcher es eine neue Anſchauung zugleich wieder zu gewinnen, alsdann der künſtleriſchen Individualität gegen-

über ganz individuell auch Stellung zu ſoſſen und im Einzelnen gerecht zu werden gilt. So giebt es denn einſtweilen nur Thotſochen der Aeſthetik, keine „Geſetze der Harmonie und Schönheit". Es giebt ouch kein Objektiv-Schönes; wir ſtehen heute durchous „jenſeits aon Schön und Häßlich", denn es ſcheint uns Kennern der Anthropologie, Pſychologie und Erkenntnistheorie eine gonz unkritiſche, „menſchlich-ollzumenſchliche" Voreiligkeit, ſchön oder häßlich a priori beſtimmen, eine Anmoßung zudem, dieſe Begriffe ohne Mitwirkung onderer Völker mit gemeingiltigem Werte feſtſetzen zu wollen. Und woher kommt uns ſolche Weisheit? — warum dies? Einfach, weil die „große Mutter Natur" nichts obſolut Fertiges kennt, nichts ein für alle Mol Feſtſtehendes giebt, ſondern etwas durchaus Wandelbares bleibt — ein immer neu ſich Verjüngendes, die Gottheit ſelbſt aber ein durchaus frei Werdendes und ſich immerdar friſch Entſoltendes iſt: alſo daß auch die verſchiedenartigſten preußiſchen Könige wie mannigfaltigſten deutſchen Kaiſer der Welt geſchenkt werden können, aan denen nicht Einer dem Andern zuletzt mehr gleicht und dennoch ein Jeder wieder ſeine individuelle Zeit-Miſſion in ſich trägt bezw. ſeines eigenen Daſeins Geſetze ebenſa bewußt als beherzt ſeiner Zeit gegenüber auch durchſetzt. Wir kennen überhaupt keine oollkammene, abſtrokte „Kunſt an ſich", die ſich wie ein Diktot weiter geben, wie ein Impfſtoff übertragen ließe, ſondern nur Künſtler, welche Meiſterwerke frei ſchaffen, aus, mit und in denen die Kunſt täglich neu wird! Leſen wir da aollends gar des kaiſerlichen Redners Worte: „Eine Kunſt, die ſich über die oan Mir bezeichneten Geſetze und Schronken hinwegſetzt, iſt keine Kunſt mehr, ſie iſt Fabrikarbeit, iſt Gewerbe; das darf die Kunſt nie werden" . . . ſo müſſen wir in aller Ehrerbietung pflichtſchuldigſt bekennen, daß uns hierfür jedes Organ vollkommen abgeht, weil uns das bekannte „Suprema lex regis volnntas" auf dem Gebiete der Aeſthetik bei ſolchen Vorausſetzungen fremd ſein, fremd bleiben muß; wie es denn auch unſere Kunſtauffaſſung geradezu ouf ein Cujus regio ejus roligio zurückſchrouben und zu einem — ejus aosthetica höchſt unzeitgemäß erweitern hieße.

Der langen Rede kurzer Sinn: Der Koiſer dilettiert in freier Muße auf den verſchiedenſten Gebieten — er hat ouch über die Kunſt der Zeit und eine zukünftige Äſthetik nur eben als „Kaiſerlicher Dilettont" ſich äußern können, nicht als jener Summepiskapus unfehlbarer Meinung, oder gar als jenes „Uniaerfolgenie", für dos ihn die „öffentliche Meinung" im aaſollengetreuen, tribulpflichtigen und ſo ſehr autoritätsbedürftigen Deutſchlond mehr und mehr bereits zu nehmen beginnt. Schreibt man alſa, angeſichts ſeiner aeſthetiſchen Peagramm-Rede, in unſerer Preſſe wörtlich: „Die Rede iſt gewiſſermaßen eine Regierungshandlung, eine kunſtpolitiſche Aktion. Der Kaiſer ſelbſt wollte ſie ſo aufgefaßt wiſſen, indem er oeronloßte, doß ſie im Wortlaut oeröffentlicht wurde. Er hat ‚als Landesherr', wie er in ſeiner Rede ausdrücklich betant, die Verpflichtung gefühlt, öffentlich und mit dem ausgeſprachenen Zweck pädagagiſcher Einwirkung ſeinen ‚Unterthanen' zu ſogen, was er von der Kunſt der Gegenwart hält, was ſeine Anſchauung aam Weſen und aon den Aufgaben der Kunſt überhaupt iſt" . . . nun, ſa haben wir alle Urſache, ernſtlich dagegen Einſpruch zu erheben oder, noch beſſer, die kategoriſche Frage hier aufzuwerfen: Wo ſiud wohl die oerontwortlichen Miniſter, die dieſen bindenden Staats-Akt perſönlich gegengezeichnet haben, auf daß wir Berufs-Aeſthetiker darnoch den Stoub dieſes geſegneten Landes oon den Schuhſahlen abſchütteln und aus ſothonem herrlichen „Deutſchen Reiche" lieber rechtzeitig noch auswondern können? Nun, die Herren haben ſich wohlweislich gehütet, ſolche rein perſönliche Ausſprache zu einem amtlichen Regierungs-Erlaſſe zu ſtempeln — ſchon der Goethe-Jünger, Liſzt-Freund und Minghetti-Anaerwandte, Reichskanzler v. Bülow, dürfte ja mit ſeinem eigenen Geſchmocke von

jenem allgemeingültigen „Gefühle für Aeſthetik und Harmonie, die jedes Menſchen Bruſt fühle, ab er ſie auch nicht ausdrücken kann", in grundweſentlichen Punkten ganz erheblich abweichen. (Übrigens obendrein höchſt bezeichnend, dieſe Koordination von „Aeſthetik und Harmonie" in einem Atem; als ob das Chaos und die Häßlichkeit nicht auch in's Gebiet der „Aeſthetik" gehörten.) Und ſo dürfen auch wir, die misera contribuens plebs, mit dem beſchränkteren Unterthanenverſtande, getroſt bis auf Weiteres wohl annehmen, daß hier der deutſche Kaiſer nicht in ſeiner verfaſſungsmäßigen Würde als Bundes-Oberhaupt — princeps inter pares, ſondern durchaus als Privatmann nur wieder zum Volke, zu ſeinen getreuen Handlangern und Helfershelfern geſprochen. Alſo nicht: Roma locuta est — causa finita; vielmehr: Imperator locutus est — incipit dissertatio ... die „Diskuſſion" kann nun erſt recht beginnen.

Auch wir Kunſtkämpen im Dienſte der „modernen" Schönheit, die wir den Ehrenſchild der Muſen blank und rein zu halten haben, haben nämlich unſere ſtraffe ſoldatiſche Disziplin und eine militäriſche Ehre im Leib; auch wir tragen „eines Königs (im Reiche der Geiſter) ehrenvollen Rock", den unſeres Ideales, und wer dieſe unſere, d. h. der heiligen Kunſt und Kultur, Uniform ſchmäht oder verletzt, der beleidigt unſere „oberſten Kriegsherren", das ſind eben unſere großen Meiſter und Genien hoher Kunſt, denen wir ebenſo unbedingt Heeresfolge leiſten müſſen — auch in dem, was uns ihr Führerblick als den Zukunftsweg unſeres Volkes weiſen will. Darum:

„Künſtler und Äſthetiker Deutſchlands, wahrt eure heiligſten Güter!"

Auch ein „Münchner Nekrolog". — Bei der Verſenkung der Aſchenüberreſte von Frau Thora Weigand (geboren am 1. Auguſt 1863 zu Reutte in Tirol, geſtorben am 21. November 1901 zu München) in das Familiengrab zu Bagenhauſen ſprach Paul Nikolaus Coſſmann folgende Worte: „Bevor unſere Freundin in das Diakoniſſenhaus zur Operation ſich begab, las ſie noch einmal eins ihrer Lieblingsbücher, die Geſpräche Goethe's. Und zwar war das Letzte, was ſie geleſen hat, wo Goethe ſich erzählen läßt von jungen Vögeln, die der Mutter beraubt von einer fremden Vogelmutter aufgezogen werden. Als Goethe das gehört hatte, da ſagte er: ‚Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moſes und die Propheten. Das iſt es, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil ſeiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und ſchon im Tiere dasjenige als Knoſpe andeutet, was in edlen Menſchen zur ſchönſten Blüte kommt'. Verehrte Leidtragende, Sie wiſſen es, eine ſolche Blüte hat hier ein plötzlicher Sturm geknickt. Aus wolkenloſem Glücke wurde Thora Weigand abberufen. Alles ſchien ſich vereinigt zu haben, um ſie glücklich zu machen. Eine ausgezeichnete Familie, eine vorzügliche Erziehung, die großen Vorteile des Landes, auf dem ſie aufgewachſen und dem ſie entſproſſen war, verbunden mit allem, was eine höhere Kultur zu bieten hat, treue Freunde und Diener, — lebte ſie, umgeben von herrlichen Kunſtwerken, in vollkommener Seelengemeinſchaft zwölf Jahre lang mit einem Manne, dem jeder Tag dieſer zwölf Jahre wie ein Märchen erſchien. Sie wollte glücklich ſein; und ſie war es. Wäre es nur das Glück geweſen, das ſie anſtrebte, wir ſtünden an dieſer Aſche wie an einem durch die Gewalt der Elemente zerſtörten Kunſtwerke. Dieſe Frau lebte jedoch noch in einem ganz anderen Reiche als in dem, in welchem nach Glück und Unglück gewertet wird. Sie lebte im Reich der Liebe.

Von der Gier nach Leben war ſie befreit. Einfach, wahr, kindlich und gut lebte ſie in der Liebe zum Edlen, zum Schönen, zur Natur, zur Seele. Ihre Liebe war nicht ein unbeſtimmtes Schwärmen, ſondern eine Liebe zur einzelnen Seele, auch der des Tieres. In denen, welchen ſie Wahlthaten erwies — und niemand ahnt wohl den ganzen Umfang deſſen, was ſie Notleidenden und Kranken an Wahlthaten erwieſen hat — erblickte ſie den Menſchen, der als ſolcher nicht unter, ſondern neben ihr ſtand. Und was mehr iſt als Thaten, jede That, jede Äußerung von ihr war echt, denn ſie war eine Natur. Und das alles auf dem tiefen Grunde echter Weiblichkeit, ja — heute dürfen wir es ſagen — echter Mütterlichkeit. Ihre Seele war mütterlich. Die mütterliche Liebe, das iſt jenes göttliche Element, welches einzig dieſe Welt des Haſſes zu erhalten vermag und über ſie hinausführt. — Wir können nichts Anderes thun, als ihr hier an ihrem Grabe verſprechen, in ihrem Sinne weiter zu wirken. Treu zu dem geliebten Gatten, zu ihren Verwandten, Freunden und Schutzbefohlenen zu ſtehen. Und wenn in einer höchſten Stunde wir das Gefühl haben, daß Du mit uns zufrieden, daß Du uns nahe biſt, ſo werden wir es als Gnade begrüßen; denn auch in Dir verehren wir einen Teil der Gottheit." — Weit über die Bedeutung einer ſchlichten Familien-Trauerfeier hinaus reichen dieſe ſchönen Worte unſeres verehrten Mitarbeiters, des ausgezeichneten Philoſophen. Frau Thora Weigand war die glückliche und beglückende Gattin des Dichters Wilhelm Weigand. Spricht dieſe Thatſache allein ſchon für die geiſtige Bedeutung der ſo früh Verblichenen, ſo auch das Verdienſt, das ſich dieſe ſeltene Frau um die Kunſt und die Litteratur als ſolche Zeit ihres Lebens und bis in den Tod hinein erworben. In früher Jugend ſchon legte ſie den erſten Grund zu der ſpäterhin von ihrem Gatten weiter geführten, in Kennerkreiſen als feinſinniges Kunſtdenkmal ſo überaus geſchätzten, Privatſammlung an Ölgemälden, welche wie wenige auch einer ſpäteren Zeit die Kenntnis der Gruppe: Trübner, Thoma, Haider, Stäbli, Frölicher, Klinger, Greiner u. A. wird ermitteln können. Und aus ihrer vornehmen Feder liegen vor: das Büchlein für die reife deutſche Mädchenwelt „Hohe Ziele" (Stuttgart, G. Weiſe), eine Sammlung gehaltvoller Apharismen der Weltlitteratur, ſowie vorzügliche deutſche Übertragungen von Emerſon'ſchen und Taine'ſchen Eſſays. Wir wiſſen wohl: es iſt nicht ganz im Sinne der edlen Frau, die die Beſcheidenheit ſelber war, wenn wir das an dieſer Stelle ausſprechen. Allein manchmal erwächſt der ernſten Publiziſtik die Ehrenpflicht, ſolche allzu weit gehende Selbſtloſigkeit, zu Gunſten einer höheren Kultur wie zum Beiſpiel eines ſchöneren Lebens, pietätvoll gerade zu durchbrechen. „Licht, Liebe, Leben" — auch ihrer Aſche!

In Sachen „Preußiſcher Schiller-Preis"! Wir unſerſeits können nicht lebhaft einſtimmen in die „freigeſinnte" landläufige Kritik, die jetzt allenthalben gegen den „Umſturz von oben" in Sachen jenes Preiſes wie ſeiner Verleihungsbeſtimmungen erhoben wird, und welche aus dieſer Sache die Ungeheuerlichkeit einer Haupt- und Staatsaktion zu machen ſucht. Schon ein Guſtav Freytag geſtand in ſchwacher Stunde und unbewachtem Augenblick (1863) einmal: „Der ganze Preis iſt eine Phraſe. — — Real iſt nur, daß wir alle drei Jahre einem deutſchen Poeten ein Halsband und ein hübſches Taſchengeld vermitteln können. Wir ſuchen den möglichſt Beſten aus und kümmern uns um die Paragraphen nur ſo weit, als das der dem Deutſchen innewohnende geſetzliche Sinn überhaupt nötig macht. Was dauernden Wert hat, können wir überhaupt nicht wiſſen, wir können alſo auch nicht darnach auswählen, und es iſt klar, daß der ganze Preis nichts weiter bedeuten ſoll als das, was man mit einer

anderen ſchönen Phroſe ‚würdige Intention‘ nennt. Bei der Preisoerteilung haben wir natürlich zunächſt auf den Verhöltnis-wert der einzelnen Stücke Rückſicht zu nehmen. Aber in dem Foll, wo Schwächen der Beſſeren ſich bolonzieren, tritt noch meiner Überzeugung mit Notwendigkeit ein anderer Faktor ein: die onderweitige Bedeutung des Autors.“ ... So weit ein berühmter Preisrichter von ehemols. Und wir unſerſeits finden ſogor dos neuerdings ſo glott konſtatierte rein höfiſche Verhältnis zur königl. preußiſchen Dichtkunſt „von oben herob“ ungleich klarer und von vorneherein einwandfreier (vgl. auch dos Berliner Wagner-Denkmal, Märchenbrunnen, Siegesallee ꝛc.) als z. B. unſeren königl. bayriſchen „Byzantinismus von unten“, der einer an ſich gewiß wohlmeinenden, ernſtgeſinnten und dorum nur zu begrüßenden, aber unſeres Erochtens noch durchous unproktiſch geſtolteten Willenskundgebung des Regenten in künſtleriſchen Boufrogen loyal-kritillos, wie ſtets, zujubelt. Dabei wollen wir noch gor nicht einmol daoon reden, doß ſich jetzt ſoſt überall dos Bedürfnis bei den wohrhaft „Regierenden“ bemerkbor mocht, im Sinne des ſortſchreitenden „Indiviualismus“ der ſtorken Perſönlichkeit ſich von dem lähmenden Joche der Moſſen kräftiglich zu emonzipieren (vergl. „Indemnitöt der Chino-Vorloge“, Beſchluß des württembergiſchen Poſtmarken-Anſchluſſes ohne Befrogung des dortigen Londtogs, Körbers Drohung mit dem Stootsſtreich im öſterreichiſchen Reichsrat!); und noch den Erfohrungen, die mon mit dem Konſtitutionalismus einer „Mojorität der Nullen“ in Reichs- und Landtogen, Burcoux und Kommiſſionen bereits gemacht hat, können wir ſolche Regungen der Regierenden (ils règnents, ils ne gouvernents pas!) gar nicht einmal allzu ſehr übel nehmen. Aber dort, in Berlin, wird ja doch ewig nicht der wirklich würdige, notionole Dramotiker und um die Nation wahrhoft verdiente Dichter gekrönt, und hier ſoll eben wieder nur „in Kommiſſion“ gebout werden. Wer nur einmal die früheren Architektur-Aufſötze von Boreos im „Kunſtwart“ aufmerkſam geleſen hot, der weiß mit gelindem Schouer, wos „Kommiſſion-bouen“ heißt; wie hier irgend einem Schiller oder Goethe der Architektur eingeſlößt, vorgeſchrieben, befohlen, oder ober beſtritten, abgezwickt und oerhindert wird, wos, wohin und wie er in Stein, Holz und Eiſen „für das Volk“ zu dichten hot. Hic Herodes — hic salto mortalo! Der Kunſtring von Lenbach-von Miller loſtet lange genug ſchon wie ein Alp auf dem künſtleriſchen München, ols doß wir ihn erſt wieder in eine beſondere „Kommiſſion“ einzuſongen nötig hötten — dos muß gewißlich wohr ſein.

Zur „noblen“ Stiftung. „War es durchous notwendig, daß die erſte Verteilung des Nobelpreiſes für die Dichtkunſt, des größten Preiſes, der wohl jemals einem Dichter zu Teil geworden, vom Fluche der Lächerlichkeit getroffen wurde? Es mußte ſchon eine ganze Akademie dazu mitwirken; ein poor eigens zum Zwecke einer Preisverteilung ausgewöhlte Mitglieder irgend einer Kommiſſion hätten eine Wahl, wie die Stockholmer Akodemie ſie getroffen, doch wohl ſchwerlich oorgenommen. Wir Deutſchen haben ſo eigentlich keine Urſoche, uns über die drollige Wahl des dichteriſchen Preisträgers der Welt durch die ſchwediſche Akodemie ſonderlich luſtig zu machen: die Geſchichte unſeres Schillerpreiſes lehrt uns ſo, daß es eine Art von Geſetz in der geiſtigen Welt giebt, nach dem ein Dichterpreis ſoſt niemols den richtigen Monn treffen kann. In jeder ſtootlichen Kommiſſion für Dichterpreiſe werden die litterariſchen Spießbürger die Oberhand hoben über die Männer, die wirklich etwas vom Weſen der großen Dichtung oerſtehen. Eine Schillerpreis-Kommiſſion oder ſo etwas Ähnliches hätte 1782 zweifellos ihren Preis nicht Schiller für ſeine ‚Räuber‘ erteilt, oder 1772 Goethe für ſeinen ‚Götz‘

Wäre nicht Gottſched der preisgekrönte Sieger geworden — was das Wahrſcheinlichſte iſt — ſa hätte etwa Weiße oder Cronegk oder Leiſewitz den Preis davongetragen. Das allgemeine Erſtaunen über die Wahl Sully-Prudhomme's macht nun allerdings ein außergewöhnliches und anhaltendes Aufſehen, weil in dieſem Falle die litterariſche Bildung ſelbſt der geiſtigen Mittelklaſſen zur Beurteilung der Frage ausreicht, ob Sully-Prudhamme unter den Lebenden der aorzüglichſte ideale Dichter ſei. Ich glaube nicht einmal in Frankreich einem Widerſpruch zu begegnen, wenn ich ausſpreche: bei einer Abſtimmung der litterariſch Gebildeten in allen europäiſchen Ländern wäre niemals der Name Sully-Prudhamme als der erſte, wenn überhaupt, herausgekammen. (Vgl. übrigens „Friedrich Nietzſche's Briefe"; Bd. I, S. 279 flg. Anm. der Schriftl.) Allenfalls hätten einige Franzaſen angeſichts ihres erſtaunlichen Mangels an lebenden bedeutenden Versdichtern in der Not ihre Zuflucht zu Sully-Prudhamme genommen. Wie unbeſtimmt auch immer der Ausdruck in Nabels Teſtament aan dem ‚Vorzüglichſten in idealiſtiſcher Richtung im Gebiete der Litteratur' ſein mag, ſa viel iſt ſicher, daß auch bei ſtrengſter Feſthaltung des Begriffes Idealismus mindeſtens ein halbes Dutzend anderer europäiſcher Dichter weit aar Prudhamme hätten in Frage kommen müſſen." ... Sa nämlich, ganz vernünftig bis ſa weit, Herr Eduard Engel. Man ſieht, nicht nur ein Staat, ganz ebenſa auch der Baurgeais und nicht minder der Sozialiſt, blamieren ſich regelmäßig ziemtich unſterblich, wenn's an's Regieren und Farbe-bekennen geht. Das macht: wir haben keine allgemein gittige Kuttur in uns ſelbſt, ſaudern nur äſthetiſche Sentiments und perſönliche Raiſannements. Daß bei der Verteilung des Nabelpreiſes für Litteratur auf Ibſen und Talſtai je drei, auf Miſtral, Sienkiewicz und Gerhard Hauptmann je zwei und auf Naſtand und d'Annunzio je eine Stimme abgegeben warden ſind; ſawie, daß die ſchwediſchen Dichter, Künſtler und Kritiker durch aierzig ihrer vornehmſten Vertreter, darunter Strindberg, Heidenſtam, Nardensvan, Ellen Key u. ſ. w. in einer Adreſſe an Talſtai ausdrücklich bedauert haben, daß er, Talſtai, nicht für den Nabelpreis in Frage gekammen ſei — das ſei hier nur ganz nebenbei mit erwähnt. Aber „Abſtimmung der litterariſch Gebildeten in allen eurapäiſchen Ländern": — wäre das nicht ein intereſſanter, ganz gangbarer neuer Weg? Freilich, wa wären nun wieder dieſe „litterariſch Gebildeten"? Hier ſtack' ich ſchan! — Überaus rührend muß zu Alledem auf empfängliche Seeten der hahe Edelmut der Herren Preisträger wirkeu und ihr ſchöner Wettſtreit in uneigennütziger Anwendung der Gabe. Als erſter Prieſter der Paeſie legt Prudhamme den Schatz, der ihm dargebracht wird, an ihrem Altnr als Opfergabe wieder nieder; denn mit den 150 000 Kranen will er jungen Dichtern, die keinen Verleger finden, beiſpringen, damit ſie ihren erſten Flug in die Sanne unternehmen kännen! Praf. Behring gedenkt mit Hilfe des Geſpendeten die Serum-Farſchung zum Nutzen der Allgemeinheit zu aertiefen; Dunant — wenn wir recht berichtet ſind — die Friedensbewegung zum „Krieg gegen den Krieg" dadurch zu ſteigern, alſa eigentlich in ihr Gegenteil zu kehren ... u. ſ. w. u. ſ. w. mit entzückend weltmänniſcher Haltung. Kurz, nach dieſen Präzedenzfällen werden alle künftigen Preisheiden Anſtands halber ſich wahl auch nicht mehr „lumpen" laſſen können, und der Preis zuletzt alſa zu einer der „noblen" Paſſiauen nur mehr werden. „Noblesse oblige"!

Besprechungen.

Eine neue deutsche Litteraturgeschichte.*)

Von Dr. Heinrich Stümcke.
(Berlin.)

Nachdem Bartels' in Buchform erschienene „Grenzboten"-Studie über die deutsche Dichtung der Gegenwart: „Die Alten und die Jungen", in rascher Folge vier stetig erweiterte Auflagen erlebt und ebenso viel Gegnerschaft wie begeisterte Zustimmung gefunden, lag für den belesenen und fleißigen Autor der Gedanke nahe, die Entwicklung der gesamten deutschen Litteratur von ihren Anfängen in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Wir haben an deutschen Litteraturgeschichten freilich keinen Mangel, aber wir können auch nicht von einem Überfluß an guten einschlägigen Werken reden, insbesondere solchen, die sich an das breite gebildete Publikum wenden. Und schließlich ist bei der ungeheuren, reizvollen Vielseitigkeit des zu behandelnden Stoffes eine Geschichte unserer Litteratur vu à travers d'un tempérament ein Werk, das man um seiner subjektiven Reize wegen, mag man mit dem Thatsachenmaterial auch noch so vertraut sein, gern in die Hand nimmt. Bartels' Buch nun ist Litteraturgeschichte, durch ein Temperament vom Standpunkte der Gegenwart aus betrachtet. Er geht scharf darauf aus, das Lebendige und Lebensberechtigte aus der ungeheuren Masse des Papiernen, Müssigen und Verstaubten herauszuheben und jedem Dichter in der entwicklungsgeschichtlichen Darstellung einen festen definitiven Platz anzuweisen. Daß eine gleichsam natürliche Ordnung und Gruppierung dank der Arbeit zahlreicher Vorgänger sich schon längst herausgearbeitet hat und jedem neuen Bearbeiter des Stoffes zu Hilfe kommt, giebt Bartels mit Recht zu. In der That, an irgend erhebliche Umwertungen der litterargeschichtlichen Werte ist, zumal was Persönlichkeiten, nicht einzelne Werke anlangt, nicht zu denken. In der Auswahl der Schriftsteller, die eine orientierende Charakteristik erhalten, hat Bartels denn auch durchweg das Richtige getroffen; diesen oder jenen Liebling unter den dii minorum gentium, der diesem oder jenem Beurteiler am Herzen liegt, als mit Unrecht übersehen zu beklagen, wird man im Hinblick auf die nächsten Absichten des Buches gern unterlassen. In der ästhetischen Wertung des litterargeschichtlichen Materials glaubt Bartels das Hauptverdienst seiner Arbeit erblicken zu dürfen; er stellt sich gern in bewußten Gegensatz zu den Philologen, die auch Litteraturgeschichte geschrieben haben. Er sagt es zwar nicht ausdrücklich in seinem Vorwort, aber man liest es zwischen den Zeilen, daß er insbesondere Wilhelm Scherer rektifiziert zu haben, über Scherers ästhetisch-philologische Methode hinaus gekommen zu sein glaubt. Gegen den Philologen Scherer hebt Bartels den geborenen Künstler und praktischen Kritiker Hebbel auf den Schild. Auf Seite 9, 27, 38, 47, 56, 76, 79, 81, 84, 92, 93, 103, 105, 106, 146, 147, 151, 179, 215, 217, 267, 293, 329, 330, 336, 337, 494 nimmt Bartels auf Scherers Litteratur-

*) Geschichte der deutschen Litteratur von Adolf Bartels. Erster Band: Von den Anfängen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. (1. u. 2. Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius; VIII u. 510 S.)

geſchichte Bezug, und zwar meiſt in Form palemiſcher Anzapfung. Der verſtorbene Berliner Germaniſt iſt für ihn eine Art bête noire. Bei der Heliand-Beſprechung heißt es, man merke doch, daß Scherers Litteraturgeſchichte urſprünglich für das Publikum der „Neuen Freien Preſſe" geſchrieben war; als Nibelungenkritiker „aerſagt Scherer wie immer, wa der Philalag aufhärt und der Aeſthetiker anfangen ſollte"; S. 146 iſt er „semper novarum rerum cupidus"; S. 267 hat Scherer Thümmels „Wilhelmine" zwar beſprochen, aber „unmöglich geleſen"; S. 336 wird Wielands „Ariſtipp" das reichſte und charakteriſtiſcheſte aller Werke des Dichters genannt, „weshalb es denn wahl auch bei Scherer nicht erwähnt worden iſt"; ein paar Zeilen weiter wird über den „gerechten" Litterarhiſtoriker geſpöttelt uſw.

Man kann Scherers litterarhiſtariſche Verdienſte überſchätzt finden, ahne dach ſolcher kleinlichen Art der Palemik Geſchmack abzugewinnen. Desgleichen tann man ein Verehrer Friedrich Hebbels ſein und dennoch verwundert den Kopf ſchütteln und die von Bartels beliebte Methode rundweg ablehnen, wenn man fieht, daß Hebbel — zumeiſt mit, an einigen Stellen auch ohne Namenangabe — in dieſer Litteraturgeſchichte nicht weniger als 31 mal zitiert wird. (S. 8, 85, 87, 116, 189, 215, 272, 297, 323, 329, 337, 340, 427, 432, 435, 440, 411, 444, 447, 451, 464, 468, 469, 472, 473, 478, 490, 491, 493, 496, 505.) Und zwar, wie dies ſelbſtaerſtändlich bei Bartels' Stellung zu ſeinem berühmten Landsmann, wird Hebbel durchweg als Autorität zitiert und mit lobenden Epitheta bedacht. Von litterarhiſtoriſchen Vargängern zitiert Bartels ſonſt noch Gervinus, Vilmar, Hettner, Riehl, Stern, Minar und Erich Schmidt, dem er übrigens zugeſteht, daß er „das abſchließende Werk über Leſſing geſchrieben" habe. Was Einzelheiten in Bartels' Beurteilung aan Menſchen und Werken anlangt, ſa wird man eine ganze Reihe feiner und treffender Bemerkungen, wie nicht minder Stellen finden, die zum entſchiedenſten Widerſpruch herausfardern. Zur erſteren Kategarie rechne ich ſeine Wertung Gottſcheds, die ſich aon Unterſchätzung ebenſa wie aon Reichel'ſchem Überſchwange frei hält, desgleichen ſein Endurteil über Schiller (S. 379). Bartels ſagt von ihm, frei nach Goethe: „Ein wunderlicher graßer Menſch, aber dach ein großer Menſch." Die Entwicklung der Litteratur ſei freitich aollſtändig über ihn hinaus gelangt. Gut iſt ferner der Hinweis auf Jah. Elias Schlegel, auf das Jüdiſche bei Moſes Mendelsſohn; unzutreffend die Behauptung, daß uns das f. Z. „bürgerliche" Trauerſpiel Emilia Galotti heute rein hiſtoriſch anmute. Mit ganz geringen Veränderungen könnte es heute an irgend einem halbaſiatiſchen Hafe ſpielen. Daſalo würde jetzt etwa Tapſchider heißen. Ganz aus dem Tan litterarhiſtoriſcher Darſtellung fallen Kraftausdrücke, wie: Kotzebue ſei ein Lump durch und durch geweſen, und: Heinſe habe als Hanarar für ſeine „Kirchen" eine tüchtige Tracht Prügel aerdient. Bartels' Lieblingsidee einer Heimatkunſt mit aggreſſiver anti-berliniſcher Spitze kommt S. 376 zum Ausdruck, und S. 419 nimmt er Herder als ihren frühen Vertreter wohl etwas oareilig in Anſpruch. Bartels' Schätzung des Lyrikers Claudius oermag ich ebenſo wenig unterſchreiben, wie ſeine Behauptung, daß Lenz genialer geweſen ſei als heute Gerhard Hauptmann, daß dem zweiten Teil des „Fauſt" Friſche und Kraft (?) fehle. Im Übrigen iſt Bartels' Goethe-Würdigung voll Kraft und ehrlicher Begeiſterung eins der gelungenſten Kapitel des Buches, das, gerade wegen ſeiner ſcharf ausgeſprachenen Eigenart, weil man ſo aft Nein ſagen muß bei der Lektüre, als einer der intereſſanteſten unter den neueren Verſuchen, ein Geſamtbild unſerer Litteratur zu entrallen, Anſpruch auf allſeitige Beachtung machen darf.

Zum Gedächtnis Chr. D. Grabbe's.

Hannlbal. Eine Tragödie. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet aan C. Spielmann. Halle a. S., H. Geſenius.

Es wäre eine herrliche That, Grabbe's „Hannibal" für die Bühne zu erabern. Die Verſuche mit „Dan Juan und Fauſt", mehr nach mit „Napalean", kannten und mußten dazu ermutigen. Die Auſpizien waren günſtig — Publikum und Theaterdirektaren ſind wieder einmal für längſt zu Grab getragene Autaren zu ſprechen, man liebt ſenſatianelle Auferſtehungen. Auch ein äußerer Anlaß — kläglich, daß ſich Herausgeber und Verleger ſtets ſo ängſtlich nach einem ſalchen umſchauen — fand ſich bereitwilligſt ein, der hundertjährige Geburtstag Grabbe's. Alſa friſch drauf! Spielmanns Bearbeilung hat aiele Varzüge. Die nahezu 30 Szenerien des Originals reduziert ſie auf die Hälfte, ohne der Dichtung in irgend einer Weiſe zu nahe zu treten. Szenen wurden umgeſtellt, Aktſchlüſſe aerlegt, die allzu kühnen Anachronismen zur Freude des ahnehin ſchwer geprüften Geſchichtskundigen beſeitigt, hin und aieder recht dankenswerle hiſtariſche Hinaeiſe eingeſchaben. All' das ſei anerkannt und in aallſler Überzeugung unterſchrieben.

Spielmann hätle dabei ſtehen bleiben ſallen. Der Bearbeiter hätte nicht zum Ergänzer werden dürfen. Grabbe's Werk iſt eine Skizze, eine genaallte Skizze, ein Stück Leben, das eben Stückwerk bleiben muß, wenn es wirken ſall. Eine impreſſioniſtiſche Studie. Und ſa willkürlich und wirr manches darin zunächſt erſcheinen mag. man ſpürt aus jeder Zeile den Zug zum Großen, zum Ganzen heraus. Das Unzuſammenhängende wird ſich in uns aufbauen zu einer grandiaſen Einheit, wie ſie die planmäßige, nie den Atem aerlierende Regelmäßigkeit nie erreichen würde. Spielmann beſchleunigt mit ſeiner Flickarbeit dieſen inneren Vorgang keineswegs; ich glaube, er erſchwert ihn. Verbindet man die andeutenden Linien der Studie mit einander, ſa ergiebt ſich, Gatt ſei's geklagt, nicht das fertige Parträt, ſandern ein Manſtrum. Spielmann hatte die ehrliche Abſicht, in den langen, neu eingefügten Szenen nichts zu bieten, das Grabbe's Gedankengang fern gelegen haben könnte. Er ſtudierte ſeinen Autar mit der Genauigkeit eines Biagraphen, d. h. mit allzu graßer Genauigkeit, und baute dann auf ſeine Mißverſtändniſſe neue Epiſaden auf. Sa die Geſchichte der Liebe Gisgans zu Alitta, die aiele Wunderlichkeiten enthält und mir, ſa weit es ſich um ihre Berechtigung und Bedeutung handelt, ein Buch mit ſieben Siegeln geblieben iſt. Grabbe ſchrieb eine Tragödie; Spielmann aerlegt in ihren Rahmen eine zweite, eine dritte. Warum? ich habe lange auf Antwaart gewartet — ich weiß ſie nach immer nicht. . . . Nach ein Wort über die Sprache. Vieles iſt im Ausdrucke gemildert. Fehlerhafte aber beſanders auffallende Wart- und Satzbildungen ſind durchweg geſtrichen. Recht ſa! Manchmal habe ich aber dach mit Sehnſucht nach dem Grabbe'ſchen Grundtext hinüber geſchielt. Bei Grabbe gährender Maſt, bei Spielmann Zuckerwaſſer —

Eberhard Buchner.

Wir erhalten falgende Zuſchrift: „Wir ſtehen im Begriff, die Varorbeiten für eine ſeit Langem geplante hiſtariſch-kritiſche Geſamt-Ausgabe aan Grabbe's Werken abzuſchließen, welche die natwendige Grundlage für eine gerechte Würdigung des genialen Dramatikers abgeben wird. Auf Grund des handſchriftlichen Nachlaſſes werden ſämtliche Dramen aollſtändig gedruckt, mit Wiederherſtellung der durch Grabbe's erſten Verleger aus Rückſicht auf die damaligen Zenſurverhältniſſe für natwendig befundenen Streichungen. Für jeden Nachweis aan ſeltenen Drucken, Zeitſchriften ꝛc. mit Beilrägen Grabbe's, wie beſanders für etwaige leihweiſe Überlaſſung

handſchriftlichen Materials, von Briefen ꝛc. wären wir zu großem Dank verpflichtet, und wir verbürgen uns für ſargfältige Aufbewahrung und Rückſendung. Die Ausgabe, welche van Eduard Griſebach beſorgt wird, wird bereits im Laufe des nächſten Jahres erſcheinen, zu einem auf das große Publikum berechneten mäßigen Preiſe. Berlin W. 35, am 11. Dezbr. 1901, Grabbe's 100. Geburtstag, Steglitzer Str. 4, B. Behrs Verlag (E. Back)." — Rechtzeitig, kurz var Tharſchluß, erſchien als Nr. 13 der bekannten Sammlung „Moderne Eſſays" (Berlin, Goſe & Tetzlaff) auch nach eine gehaltvalle Grabbe-Studie van Dr. Hans Landsberg, die gewiß viel Richtiges enthält, bezw. ſich durch ein ebenſo eindringendes als im Allgemeinen auch ſympathiſches, kritiſches Urteil und eine ſargfältige Überſicht über die „Grabbe-Litteratur" (als Anhang) ſehr wohl empfiehlt. Einen beſanderen Gedenk-Aufſatz über den Dichter finden unſere Leſer auf den Seiten 14—30 im varliegenden Hefte.

Koloniales.

33 Jahre in Oſt-Aſien. Erinnerungen eines deutſchen Diplomaten von M. von Brandt. II. Band. Leipzig, Georg Wiegand.

Ein ebenſa ſpannend geſchriebenes wie nützliches Buch, beſanders für unſere Diplamaten in Oſtaſien und ſolche, die es werden wollen. Schade, daß dieſes Werk nicht vor den chineſiſchen Wirren erſchienen iſt, es hätte als guter Leitfaden für praktiſche oſtaſiatiſche Diplomatie jedem nach China reiſenden diplomatiſchen und militäriſchen Vertreter Deutſchlands zu ſeiner ſanſtigen Tropenausrüſtung, wie Mosquita-Helm und Asbeſthaus, verabfolgt werden müſſen. Der Nutzen wäre bei richtiger Anwendung ſicher ein größerer geweſen, als der der oben erwöhnten Gegenſtände. M. van Brandt hat während der letzten Zeit öfters ſich über die chineſiſche Frage in der Tagespreſſe vernehmen laſſen. Ob er dabei immer das Richtige getroffen hat, ſoll hier nicht weiter erörtert werden. Seine „33 Jahre in Oſtaſien" bieten dagegen des Belehrenden und Unterhaltenden eine reiche Fülle für jeden, zumal da neben den Erlebniſſen des Konſul Brandt auch nach die des Reiſenden Brandt erzählt werden. Jeden Leſer wird daher dieſes Werk befriedigen und in ihm den Wunſch nach Band III, der ja der Natur der Sache nach der intereſſanteſte werden dürfte, erwecken. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen gediegenen Ausführungen M. van Brandts und denen des Herrn

Eugen Walf: Meine Wanderungen I. Im Innern China's. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt.

Die intereſſante Einleitung mildert noch einigermaßen den etwas unangenehmen Eindruck, den das ſelbſtgefällige, beinahe überlebensgroße Parträt des Verfaſſers auf der allererſten Seite ſeines Buches auf den kritiſchen Leſer gemacht hat. Das Weiterleſen wird einem aber beinahe durch den unglaublich geſchmackloſen (um kein ſtärkeres Wort zu gebrauchen) Stil verleidet. Herr Wolf behauptet allerdings Eingangs, er habe ſein Werk nur für die Jugend geſchrieben; er will in demſelben alſa anſcheinend abſolut nicht als ernſter Forſcher genommen werden. Allein Ausdrücke wie: „das gieng mir dach über die Hutſchnur", „das gieng mir ſelbſt über das Bohnenlied", „das mit dem Lakamativenpfiff verknüpft ſein ſollende Quietſchen der Dividendenſcheere", „frech wie Oskar", „mit wahnſinnigem Brummſchädel aufwachen" ꝛc. ꝛc. und ähnliche Trivialitöten, wie ſie in Verbindung mit Kalauern der gewöhnlichſten Sorte im Übermaße in dem Buche zu finden ſind, ſallte gerade ein Mann vermeiden, der nur für die Jugend ſchreiben will — das thut ja nicht einmal Karl May! Stil und Geſchmack der jungen Leſer werden dadurch ebenſo wenig wie durch die ſtiliſtiſchen Nachläſſigkeiten des Verfaſſers gebeſſert und verfeinert. Für

unſere Jugend iſt bekanntlich das Beſte gerade gut genug! —

Was den Inhalt ſelbſt angeht, ſo bietet es einen ausführlichen Bericht über alle die Großthaten, die Herr Eugen Wolf in China vollbracht hat. Am erbaulichſten iſt dabei ſeine Tour nach Tſchang-ſcha. Sein Hausboot wird Tage lang in der gefährlichſten Weiſe mit Steinen bombardiert, iſt aber ſtets immer wieder faſort gebrauchsfähig. Der Monolog mit allen ſeinen Ausſchmückungen, den ſich Herr Wolf in Jung-Tſchan am Siang-Kiang hält, wo ihn der Verluſt ſeiner Dienerſchaft zur Umkehr zwingt, bildet hierbei den Gipfelpunkt. Herr Eugen Wolf kann nicht genug über die Verlogenheit der Chineſen und zumal ihrer Behörden ſchelten; nur das glaubt er ihnen, daß auf dem Siangfluſſe noch kein Dampfſchiff weiter als bis zum Orte Siang-Tan gekommen ſei! Und dabei fährt dicht hinter ihm noch ein Dampfer den Siang-Kiang hinauf, anſcheinend, um den von einer Inſpektionsreiſe zurückkehrenden Futai abzuholen! Aber der Erſte war doch Herr Eugen Wolf mit ſeinem Dampfer — wenn die chineſiſchen Behörden diesmal ausnahmsweiſe nicht gelogen haben ſollten.

Gleich ſchwere Klagen führt Herr Wolf über den Mangel an Reinlichkeit und die Qualität der chineſiſchen Diener. Was die Letzteren anbetrifft, kann ich nur ſagen, daß ich 10 Jahre mich von Chineſen habe bedienen laſſen, und heute in Europa noch gar oft meine bezopften Diener von ganzem Herzen zurückwünſche. Wer zufällig Gelegenheit hatte, den von Herrn Oberleutnant Kübel vom oſtaſiatiſchen Expeditionskorps in der hieſigen „Geographiſchen Geſellſchaft" gehaltenen, ausgezeichneten Vortrag über China zu hören, wird auch erfahren haben, daß die Chineſen nicht gar ſo gemein, ſchmutzig und ekelhaft ſind, wie Herr Eugen Wolf ſie hinſtellt. Herr Oberleutnant Kübel lag aber mehrere Monate in der Provinz Tſchili im Quartier, alſo gerade in jener Gegend, die auch Herr Eugen Wolf auf ſeiner Tour von Pecking nach Hankow durchqueren mußte.

Die dem Buche beigegebenen Abbildungen laſſen häufig erſehen, daß dieſe von der allen Reiſenden zugänglichen Qualität ſind. Beſonders intereſſiert hat mich das Bild auf Seite 125, die bekannte Hinrichtungsſzene. Das Bild hat jetzt die geſchmackvolle Unterſchrift erhalten: „Chineſiſche Köpfe und engliſche Zuſchauer". Der Verfaſſer hätte vielleicht klüger daran gethan, wenn er das Bild weg gelaſſen hätte mit Rückſicht auf frühere Zeitungsberichte bezüglich ſeiner Originalität. Herr Wolf behauptet im Schlußwort, er habe in ſeinen aus den Jahren 1896/97 ſtammenden Tagebuchaufzeichnungen nichts geändert. Das muß man ihm glauben, zumal er die gleiche Verſicherung ſchon im Vorworte abgiebt und darauf großen Wert zu legen ſcheint. Nach größeren allerdings auf ſeine perſönliche Bekanntſchaft mit dem verſtorbenen Fürſten Bismarck. Ich glaube, jeder echte Deutſche ehrt unſeren großen erſten Kanzler und iſt ſtolz darauf, wenn er ihn im Leben überhaupt nur einmal hat ſehen dürfen! Aber das fortwährende Kokettieren ſowohl mit der Verehrung für, als der perſönlichen Bekanntſchaft mit dem Größten aller Deutſchen dürfte nicht nach Jedermanns Geſchmacke ſein. — Herr Eugen Wolf ſagt übrigens „meine Wanderungen I", was auf eine Fortſetzung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſchließen läßt. Er hat ein gutes Stück der weiten Welt geſehen und kennen gelernt; wollen wir nur hoffen, daß der zweite Band ſeiner Wanderung nach Stil und Inhalt geſchmackvoller und gediegener ausfallen möge!

Dr. F. Martin.

Büchertiſch.

(Beſprechung vorbehalten.)

Bonmberg, A.: Eine Liebesheirat. Lebensbild in 3 Akten und einem Vorſpiel. 122 S. — Nur aus Trutz. Charakterſkizze in 1 Akt. 36 S. Kr. 1,—. Wien, Carl Konegen.

Bechler, Anna: Erzählungen aus der Heimat. Dresden, E. Pierſons Verlag. 188 S. M. 2,—.

Benndorf, Friedr. Kurt: Traum und Tag. Ein ſtilles Liebesdrama. Dresden, R. Bertling. 96 S.

Bernard, Jean: Seine Hoheit. Eine Hofgeſchichte. Dresden, E. Pierſons Verlag. 352 S. M. 3,—.

Bettelheim, Anton: Briefe von Ludwig Anzengruber. Mit neuen Beiträgen zu ſeiner Biographie. Bd. I u. II. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.) Geh. M. 4,80.

Bibliothek der Geſamtlitteratur des In- und Auslandes: Nr. 1526—1541. Dante's Göttliche Komödie. Überſetzt und mit einem Vorwort von B. Carneri. 452 S. Geh. M. 1,75, geb. M. 2,—. — Napoleon oder Die hundert Tage. Schauſpiel in 5 Akten von Chriſt. Dietr. Grabbe. 118 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Agnes Bernauer. Ein deutſches Trauerſpiel in 5 Akten von Friedrich Hebbel. 84 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Fürſtenſchule. Schauſpiel in 5 Akten von Multatuli. Überſetzt von Karl Miſch. 87 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Der letzte Athener. Roman von Victor Rydberg. Deutſch von M. C. Tiefel. 448 S. Geh. M. 1,50, geb. 1,75. Sämtliche: Halle a. S., Otto Hendel.

Bode, Dr. Wilh.: Goethe's Perſönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Friedr. von Müller. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 91 S.

Bode, Wilhelm: Kunſt und Kunſtgewerbe. Berlin, Bruno & Paul Caſſirer. 168 S.

Brann, Lily: Die Frauenfrage, ihre geſchichtliche Entwicklung und ihre wirtſchaftliche Seite. Leipzig, S. Hirzel. 557 S. M. 10,—.

Breſie, Ida von der: Die Reform der höheren Mädchenſchule. Aus Schriften des Sozialwiſſenſchaftlichen Vereins, Berlin. Heft 1. Herausgeg. von Dr. Oskar Stillich. Frankfurt a. M., Dr. Eduard Schnapper. 42 S. M. 1,—.

Brentano, Clemens: Valeria oder Vaterliſt. Ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen. (Die Bühnenbearbeitung des „Ponce de Leon".) Herausgeg. von Reinhold Steig. Aus Deutſche Litteraturdenkmale des 18. und 19 Jahrh., herausgeg. von Aug. Sauer. Nr. 105 bis 107. Neue Folge Nr. 55—57. Berlin W 35, B. Behr (E. Bock). 86 S. Geh. M. 1,80, geb. M 2,60.

Bürgerliches Geſetzbuch für das Deutſche Reich. Liliput-Ausgabe. Bd. I. 33. bis 44 Tauſend. Berlin, Otto Liebmann. 599 S. M. 1,—.

Cable, George W.: Aus alten Kreolentagen. Novellen. Minden i. Weſtf., J. C. C. Bruns. 210 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 2,50.

Coppy, Gräfin Marie Crescence: Primeln. Aphorismen. Salzburg, Eduard Höfrigl. 79 S.

Dahm, Paul: Gedichte. Dresden, E. Pierſons Verlag. 115 S. M. 2,—.

Deelen, Richard: Mannia Samoo! Samoaniſche Reiſeſkizzen und Beobachtungen. Oldenburg, Gerhard Stalling. 240 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Demolder, Eugène: Trois Contemporaines. Henri de Brakeleer, Constantin Meunier, Félicien Rops. Bruxelles, Edmond Déman Libraire, 126 S. Fr. 5,—.

Dennert, Dr. phil. E.: Aus den Höhen und Tiefen der Natur. Skizzen und Studien aus dem Naturleben. Halle a. S., C. Ed. Müller. 258 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Der Junge. Illuſtrierte Jugend-Zeitung. Heft 1. Berlin, C. Ludwig Traube. Monatl. 1 Heft. Vierteljährl. M. 3,—. Einzelheft M. 0,30.

Donath, Adolf: Menſch und Liebe. Neue Gedichte. Berlin SW 46, Ernſt Haſmann & Co. 59 S.

Doae, A.: Aus zwei Welttellen. Dichtungen. Heidelberger Verlagsanſtalt (Hörning & Berlenbuſch). 127 S.

Driesmans, Heinrich: Die Wahlverwandtſchaften der deutſchen Blutmiſchung. Der Kulturgeſchichte der Raſſeninſtinkte II. Band. Leipzig, Eugen Diederichs. 208 S.

Caers, Franz: Erntelieder. Leipzig, Verlag „Kreiſende Ringe" (Max Spohr). 220 S. M 3,—.

Floerke, Guſtav: Zehn Jahre mit Böcklin. Aufzeichnungen und Entwürfe. München, F. Bruckmann A.-G. 255 S.

Franceſchini, Rod.: Woher und Wohin? Geſammelte Aufſätze. Dresden, Carl Reißner. 461 S.

Friedmann, Dr. Otto: Das Recht der Wahrheit und der Schutz des guten Namens vom legislativen Standpunkt. Ein Vortrag. Leipzig, Duncker & Humblot. 48 S. M. 1,20.

Georgé, Stefan: Baudelaire — Die Blumen des Böſen. Umdichtungen. Berlin, Georg Bondi. 197 S.

Gaidſchmidt, Léon: Die litterariſche Geſellſchaft zu Hamburg. Ein Rückblick auf die erſten 10 Jahre ihres Beſtehens. Hamburg, M. Glogau jun. 87 S.

Grabe, Max: Im Bann der Bühne. Gedichte eines Schauſpielers. Dresden, Carl Reißner. 188 S.

Gumplowicz, Ludwig: Die Soziologiſche Staatsidee. 2. verm. Aufl. Innsbruck, Verlag der Wagner'ſchen Univerſitätsbuchhandlung. 224 S. M. 4,80.

Gurewitſch, B.: Die Entwicklung der menſchlichen Bedürfniſſe und die ſoziale Gliederung der Geſellſchaft. Der Staats- und ſozialwiſſenſchaftlichen Forſchungen XIX. Bd., Heft 4. Herausg. von Guſtav Schmoller. Leipzig, Duncker & Humblot. 128 S. M. 3,—.

Guthell, Arthur: Irrungen. Roman. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 388 S. M. 4,—.

Hamburgiſcher Lorbeerkranz, dargereicht zu Ehren ſeiner 25jährigen Senatorenſchaft dem Bürgermeiſter Dr. Johann Georg Mönckeberg. (1876—1901.) Hamburg, Alfred Janſſen. 67 S. M. 3,—.

Harnack, Otto: Goethe's ausgewählte Gedichte, in chronologiſcher Form mit Anmerkungen. Braunſchweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 388 S. M. 3,—, in Leinw. M 4,—.

Hauſe, Ewald: Am Gardaſee. Skizzen und Charakterbilder. 2. Aufl. Innsbruck, A. Edlinger. 194 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Hegel, Karl Theod. von: Neue geſchichtliche Eſſays. München, C. H. Beck (Oskar Beck). 331 S. M. 7,—.

Hein, Franz: Die Nixe. Ein Märchenſpiel in 5 Aufzügen. Karlsruhe, G. Braun. 104 S. M. 2,—.

Hellen, Eduard von der: Goethe's Briefe. Ausgewählt und in chronologiſcher Folge mit Anmerkungen. I. Bd. (1764—1779.) Aus der Cotta'ſchen Bibliothek der Weltlitteratur. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.) 314 S. M. 1,—.

Hermann, Gottlieb: Die Sünder an unſerer Sprache. Berlin, Deutſches Verlagshaus „Vita". 105 S. M. 1,—.

Heymann, Robert: Nackt. Lebensbilder. München, Robert Heymann (Verlag „Frührot"). 96 S.

Hindermann, Adele: Des Lebens Bürde und andere Novellen. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. 252 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Hirth, Georg: Das Plastoskop und „Wie Bilder betrachtet sein wollen". München, Verlag der „Jugend". 32 S.

Huch, Ricarda: Aus der Triumphgasse. Lebensskizzen. Leipzig, Eugen Diederichs. 346 S.

Hugo, Josef Anton: Chronik des Marktes und der Pfarrei Diessen. Nebst kurzgefaßter Geschichte des ehemaligen regulierten Chorherrnstiftes Diessen. Diessen a. Ammersee, Jos. C. Huber. 186 S.

Jacobs, Monty: Maeterlinck. Eine kritische Studie zur Einführung in seine Werke. Leipzig, Eugen Diederichs. 123 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Jerusalem, Prter: Erstorbene Schatten. Dresden, E. Piersons Verlag. 64 S. M. 1,50.

Katalog von Eugen Diederichs' Verlagsbuchhandlung. Leipzig, Seeburgstr. 45. Gratis!

Kellermann, O.: Die Mobilmachung des Christentums gegen den Krieg. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 82 S. M. 1,—.

Klöpper, Dr. Clemens: Shakespeare-Realien. Alt-Englands Kulturleben im Spiegel von Shakespeare's Dichtungen. Dresden, Gerhard Kühtmann. 182 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Kadelt, Luise von: Josef Viktor von Scheffel und seine Familie. Nach Briefen und mündlichen Mitteilungen. Schweizlagen-Heidelberg, Verlag des Scheffelbundes. 99 S.

Kobylanska, Olga: Kleinrussische Novellen. Eingeleitet durch einen Essay „Ein Jahrhundert kleinrussischer Litteratur" von Georg Adam. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 184 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Krafft, Rich. von: Die wunderbaren Abenteuer des Ritters Huga von Burdigal, Herzogs von Aquitanien, und der schönen Klarmunde, sowie des Elfenkönigs Oberon. München, Allgemeine Verlagsgesell. m. b. H. 148 S. M. 7,50.

Krause, Aug. Friedr. u. Philadoom Walde: Schlesisches Dichterbuch. Mit Porträts. Breslau, Rudolf Dülfer. 227 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Kurth, Ferdinand Max: Die Sonne des Todes. In einer Dichtung und einer Komposition für Orgel. Diessen, Jos. C. Huber. 25 S.

Landsberg, Dr. Hans: Christian Dietrich Grabbe. Aus Moderne Essays, Heft 13. Herausgeg. von Dr. Hans Landsberg. Berlin, Gose & Tetzloff. 59 S.

Langmann, Philipp: Die Herzmarke. Drama in 2 Teilen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.) 338 S. M. 3,—.

Laufberger, Friederike: Schloß Gunzenlech. Erzählung. Linz, Oberösterr. Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft. 218 S.

Letzner, Max von: Op. 1 Nr. 1. Vier Fantasien. Für Gesang und Klavier nach Dichtungen von Rich. Dehmel, Martin Greif und Otto von Letzner. Mainz, B. Schottländer Söhne.

Der Seide: Phantastische Klavierstücke. Op. 2. Heft 1. Zwei Nachtstücke. Berlin, Ries & Erler. M. 2,—.

Letzner, Otto von: Ausgewählte poetische Werke in 3 Bänden. 2. Aufl. Berlin, Otto Janke. Geh. à M. 2,—, geb. à M. 3,—.

Lichtwark, Alfred: Erziehung des Farbensinnes. 66 S. — Seele und Kunstwerk (Böcklin). 60 S. — Berlin, Bruno und Paul Cassirer.

Der Seide: Blumenkultus. Wilde Blumen. 2. erw. Aufl. Dresden, Gerhard Kühtmann. 90 S. M. 2,80.

Maeterlinck, Maurice: Blaudart und Ariane. Schwester Beatrix. Zwei Singspiele. Leipzig, Eugen Diederichs. 82 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Masaryk, Prof. Th. G.: Die Ideale der Humanität. In's Deutsche übertragen von Heinr. Herbatschek. Wien, Karl Konegen. 47 S.

Mayne, Horry: Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Mit Mörike's Bildnis. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.). 415 S. M. 6,50.

Meisel-Heß, Grete: In der modernen Weltanschauung. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 113 S. M. 3,—.

Molières Meisterwerke. Uebersetzt von Ludwig Fulda. 3. verm. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.). 534 S. M. 6,50.

Muff, Prof. Dr. Chr.: Idealismus. 3 wesentlich verm. Aufl. Halle a. S., Rich. Mühlmanns Verlag (Max Grosse). 324 S. M. 5,—.

Mummenhoff, Ernst: Der Handwerker. Aus Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Bd. 8. Moderne Ausgabe. Leipzig, Eugen Diederichs. 141 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,50.

Nef, Karl: Zur Geschichte der deutschen Instrumentalmusik in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Aus Publikationen der Internationalen Musikgesellschaft. Beiheft V. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 79 S. M. 5,—.

Neue Buchkunst: Heft 1—4. Eigendrodt, Walrad: Aus der schönen weiten Welt. Liedchen und Verse für unsere Kleinen. Mit Bildern und Buchschmuck von Hans Poltmann. 46 S. — Grimm, Rich.: Frühling und Liebe. Eine Sammlung moderner Lyrik. 44 S. — Schäuffelin, Hans' Leiden, Sterben und Auferstehung unseres Heilandes Jesu Christi. In den Worten des Evangeliums mit 17 Bildern. — Warncke, Paul: Snurig Lied. Snatsche Snurren ut Stadt un Land. In Reimels. 62 S. — Sämtliche: Leipzig, R. Voigtländer. Das Heft M. 0,80.

Nietzsche, Friedrich: Nachgelassene Werke. 2. Abteilung. Bd. XV. Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte. Leipzig, C. G. Naumann. 542 S. Gr. 8° geh. M. 10,—, geb. M. 12,—; Klein 8° geh. M. 7,—, geb. M. 8,—.

Ompteda, Georg Freiherr von: Cäcilie von Sarryn. Roman in 2 Bänden. Berlin W., F. Fontane & Co. M. 10,—.

Pieczynska, E.: Reinheit. Ein Wegweiser. Aus dem Französischen übertragen. Leipzig, Th. Grieben (L. Fernau). 304 S. M. 3,—.

Rebel, B.: Familie Wickelwackel. Heiteres Tagebuch einer Münchnerin in der Sommerfrische. Mit 16 Illustrationen. München, Carl Haushalter. 80 S.

Reicke, Emil: Der Lehrer. Aus Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Bd. IX. Moderne Ausgabe. Leipzig, Eugen Diederichs. 135 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4½ bis 6½ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Bücher-Sendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Piersons Verlag (R. Lincke) in Dresden.

J. H. Kings.

Band I. ❋ 1902. ❋ Heft 2.

Landwirtschaft, Industrie und Handel.

Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster.
(Berlin.)

Landwirtschaft, Industrie und Handel sind drei notwendige Teile des wirtschaftlichen Staatskörpers. Ist irgend ein Teil dieses Körpers krank, so leidet darunter der ganze Körper, so leiden auch die übrigen einzelnen Teile. Aufgabe der Staatskunst wäre es, diese drei Teile in steter Gesundheit zu erhalten oder, wenn ein Teil erkrankt, diesen baldigst wieder zur Gesundung zu bringen. Es ist nun keine Frage, daß seit längerer Zeit unsere Landwirtschaft arg danieder liegt und krankt, während, wie man glaubt, Industrie und Handel in voller Blüte sind, was nach obigem Grundsatze von vorneherein unwahrscheinlich ist. Freilich, alle Zeitungen sind oder waren bis vor Kurzem voll des Rühmens über das Gedeihen unseres Staates infolge des Aufblühens von Industrie und Handel. Die großen Bankkrache und die gegenwärtigen Krisen auf dem Handel- und Industriegebiete, die wie aus heiterem Himmel auf uns eingebrochen, haben uns aber die Überzeugung gebracht, daß hier nur eine Scheinblüte vorhanden, daß Industrie und Handel künstlich aufgeschwemmt und aufgedunsen gewesen sind und daß auch sie an einem und zwar gemeinsamen Grundübel leiden. Es sind dies die Spekulationswut, der Wucher,

die Börſenmachenſchaften. Man will ſchnell reich werden, und das ohne viel zu arbeiten und ohne zu produzieren.

Infolge des römiſchen Privatrechtes, das auch im neuen bürgerlichen Geſetzbuch leider eine wichtige Rolle ſpielt, iſt ein Wucherwert dem Grund und Boden entſtanden. Es iſt erlaubt, den Grund und Boden, der der Allgemeinheit, wie bei den Germanen, gehören ſollte, in Privatbeſitz zu nehmen und damit zu handeln. Hierdurch hat man den Reichen die Macht verliehen, die Schwachen zu unterdrücken, während das Geſetz umgekehrt gerade ein Schutz der Schwachen gegen die Stärkeren ſein ſollte. Rom hat ſchwer an ſeinen ungeſunden Agrarverhältniſſen gelitten, und wir kranken an dem ſelben Übel. Die kapitalkräftigen Beſitzer haben die kleinern Güter, beſonders die Bauerngüter, aufgekauft und große, gewaltige Grundbeſitze geſchaffen, wodurch infolge mangelhafter Bearbeitung des Bodens die Allgemeinheit zu Schaden kommt. Dann hat aber die Spekulation ſich des Bodens bemächtigt und die Güter zu einer ungeſunden Preishöhe gebracht, ſo daß die gegenwärtigen Beſitzer, da ihnen außerdem noch durch das Börſenſpielen mit dem Getreide jeder Einfluß auf die Preisbildung genommen, vielfach mit Unterbilanz arbeiten und kaum die Produktionskoſten erſchwingen.

Wohl aus Abneigung gegen die Großgrundbeſitzer iſt man nun ungerecht gegen die Landwirtſchaft im Allgemeinen; außer daß man ihren Notſtand leugnet, hält man ihr Gedeihen überhaupt für nebenſächlich und erhofft dagegen alles vom Handel und von der Induſtrie. Ja, man iſt deshalb ſelbſt geneigt, zum Verderben der Landwirtſchaft Handel und Induſtrie künſtlich in die Höhe zu treiben, wie es vor Wochen in der vom Verbande der fortſchrittlichen Frauen-Vereine einberufenen Volksverſammlung unumwunden von der Berichterſtatterin ausgeſprochen wurde. In dieſer Volksverſammlung wurden überhaupt unglaubliche Behauptungen aufgeſtellt. So wollte man mittels der Statiſtik, die ja leider ſo oft gemißbraucht wird, beweiſen, daß bei Einführung der Kornzölle infolge Verteuerung der Lebensmittel wieder eine vermehrte Sterblichkeit eintreten würde, nachdem ſie ſich vorher infolge von Verbilligung der Nahrungsmittel vermindert hätte. Man überſah, daß die Sterblichkeit durch unſere verbeſſerten hygieniſchen Verhältniſſe herabgegangen und daß ſie gerade zu einer Zeit ſehr groß geweſen, als alles billig war, die hygieniſchen Einrichtungen aber ſehr mangelhaft waren, und ſich ſpäter bedeutend verminderte, trotzdem alles teurer wurde. Wenn eine geſunde und genügende Ernährung unzweifelhaft für das körperliche Gedeihen von Wert iſt, ſo ſind doch die Wohnungsverhältniſſe nicht minder wichtig. Einerſeits werden

durch die infolge Bodenwuchers viel zu teuren Wohnungen die Geldmittel für die Lebensmittel ſehr ſtark beſchnitten, andererſeits ſind dieſe oft genug noch ungeſund. Vor allen Dingen meinte man, müſſe die Induſtrie durch den Export hoch gebracht werden, und da nicht mit barem Gelde bezahlt werde, ſo müſſe ſelbſt über Bedarf maſſenhaft Getreide eingeführt werden, um eine Tauſchware für unſere Induſtrieartikel zu haben, und das auch, wenn unſere Landwirtſchaft ſtark dadurch geſchädigt würde. Die Induſtrie mache alles wieder gut. Dies iſt ein großer Irrtum. Hugo Schüßler ſagt in ſeiner vorzüglichen Schrift: „Die praktiſche Löſung der ſozialen Frage“ (Verlag Düſſel, Frankfurt a. M.; 1 M.): „Wer da meint, die Förderung unſerer Landwirtſchaft ſei nicht notwendig, denn der Exiſtenzſchwerpunkt Deutſchlands liege in ſeiner Induſtrie, dem erwidere ich: die Vernachläſſigung ſeiner Landwirtſchaft iſt die vorſtellbar größte Dummheit eines Volkes“. Es wurde auch in der Volksverſammlung, und das gerade von Gegnern der Landwirtſchaft, auf das große Elend hingewieſen, das in den Induſtriebezirken herrſche, um zu beweiſen, daß dieſen Armen durch Zollerhöhung nicht die Nahrungsmittel noch verteuert werden dürften; andererſeits aber wurde darauf aufmerkſam gemacht, daß in Dänemark die Landwirtſchaft blühe und die landwirtſchaftlichen Nahrungsmittel billig ſeien. Daß man aus dieſen Thatſachen ganz andere Schlüſſe ziehen muß, als wie die Redner es thaten, liegt auf der Hand. Die „blühende“ Induſtrie, der geſteigerte Export haben ſehr viel Elend unter den Arbeitern geſchaffen und die Landwirtſchaft brach gelegt, eine blühende Landwirtſchaft dagegen ſchafft billige Nahrungsmittel und geſunde Zuſtände. Und trotzdem iſt man nur zu gern bereit, gerade ſie auf Koſten der Induſtrie zu ſchädigen. Man hat keine Ahnung, wie ſehr man dadurch auch die Induſtrie ſelbſt ſchädigt. Die Induſtrie muß in erſter Linie einen geſunden Innenmarkt haben und in zweiter Linie erſt einen Außenhandel.

Jedes in der Kultur empor ſteigende Ausland iſt bemüht, ſich ſelbſtſtändig zu machen. Amerika läßt maſſenhaft Ingenieure und Techniker aus Deutſchland kommen und richtet ſich ſelbſt große, tüchtige Fabriken ein. Rußland, das ſeinen Maſchinenbedarf noch von Deutſchland nimmt, bemüht ſich, es ebenſo zu machen. Der Export wird daher immer mehr eingeengt und kann jetzt ſchon oft nur künſtlich hoch gehalten werden und zwar dadurch, daß wir in Deutſchland die Induſtrie-Erzeugniſſe viel teurer bezahlen müſſen, damit ſie ſehr billig in's Ausland geſandt werden können; ferner dadurch, daß die Zuckerexporteure auf Koſten der Allgemeinheit Exportprämien erhalten. Von eingeweihter Seite weiß ich, daß zu Schleuderpreiſen ausgeführte deutſche Waren vom Auslande mit Vorteil

nach Deutſchland wieder eingeführt werden. Daß dies, ebenſo wie die teuren Wohnungen, durch Mangel an Geldmitteln beim Einkauf indirekt die Nahrungsmittel auch verteuert, davon hatten die Anſtürmer gegen die Zollerhöhung keinen Begriff. Die übertriebene Sucht zu exportieren verführt zu Überproduktionen und zu ungeſunden Konkurrenzanlagen und dadurch zu bedenklichen wirtſchaftlichen Kriſen. Man ſollte ſeinen Zorn anſtatt an den Landwirten einmal auch an den Bodenwucherern auslaſſen. Denn dieſe haben den Wert des Bodens für die Fabrikanlagen in ſo ungeſunde Höhe getrieben, daß die Produktionskoſten der Induſtrie-Erzeugniſſe außerordentlich hohe ſind, und daß die Fabrik dadurch ſchwer konkurrenzfähig mit dem Auslande iſt. Würden dagegen in Erbbaupacht Fabriken angelegt werden, wie es jetzt möglich, ſo würden die Fabriken mit einem Schlage konkurrenzfähig mit den ausländiſchen Produkten und brauchten dazu das Inland nicht zu ſchröpfen. Der Induſtrie und dem Handel geht, wenn es gilt Vorteil zu haben, doch zu oft die Rückſicht auf die eigenen Landsleute ab. Die großen Kohlenwerke liefern die Kohle nach dem Auslande billiger als nach dem Inlande. Ja, um für das Inland hohe Preiſe zu erzielen, wird weniger gefördert, der Betrieb alſo eingeſchränkt — was außerdem noch die bedenkliche Folge hat, daß eine große Anzahl Arbeiter ſtellenlos werden. Ich habe bei den Anſtürmern gegen die Landwirtſchaft keinerlei Entrüſtung über dies Gebahren gehört.

Und nun der Handel. Jeder wird einen geſunden, ehrlichen Handel, der uns die Waren vermittelt und uns Dinge aus dem Auslande zuführt, die wir hier nicht produzieren können, für ſegensreich halten, ihm für ſeine Mühen reichlichen Gewinn gönnen und ihn nach allen Richtungen hin zu unterſtützen ſuchen. Große Geldmittel werden freudigen Herzens für die Vergrößerung der Flotte bewilligt. Denn eine machtvolle Flotte iſt dringend notwendig, um mit Erfolg unſeren auswärtigen Handel und die Deutſchen im Auslande vor Schaden und Übergriffen ſeitens anderer, unſere Entwicklung mit Neid verfolgenden Nationen zu ſchützen. Daß dadurch alſo ſpeziell für den Handel aus Staatsmitteln alljährlich große Summen ausgegeben werden, das ſcheint der Handelspartei noch nicht klar geworden zu ſein; ſonſt könnte ſie aus Billigkeitsrückſichten doch nicht dagegen ſein, daß für die notleidende Landwirtſchaft auch Opfer gebracht würden und dies noch damit begründen, daß der Staat zu Gunſten einzelner Intereſſen-Gruppen nicht Geld ausgeben dürfe — was doch aber für den Handel, wie wir ſehen, ſo reichlich geſchieht. Freilich giebt es ſogar Leute und ſelbſt politiſche Parteien, die trotz ihrer Vorliebe für den Handel ſich mit Hand und Fuß gegen die Flotte und auch gegen

die Kolonien wenden, als wenn ohne diese ein Blühen unseres Außenhandels irgend möglich wäre. Aber der gesunde Handel wird eben immer mehr durch die Spekulation und den Wucher verdrängt. Mit Getreide, mit Kaffee u. s. w. wird nicht gehandelt, sondern an der Börse gefixt, das Börsengesetz für Deutschland ist wirkungslos, ja schädlich, weil die Börsenmachenschaften international sind. Es werden schnell große Summen gewonnen, aber auch ebenso schnell große Summen verloren. Durch verfehlte Spekulationen werden große Krachs hervorgerufen. Überall die Sucht nach schnellem, arbeitslosem Gewinn. Die betrügerischen Bankdirektoren sind nur eine natürliche Folge, denn, wo es nicht natürlich gehen will, da wird künstlich nachgeholfen. Das Hazardieren mit Geld wird strenge bestraft; das Hazardieren an der Börse um viel größere Summen, und das selbst mit vorhandenen und nicht vorhandenen Nahrungs- und Genußmitteln — ist erlaubt. Beim Kartenspiel gilt das corriger la fortune als ehrlos, beim Börsenspiel und beim Wucher ist es geduldet. Non olet! Beim Reichen achtet man nicht darauf, auf welche Weise er reich geworden.

Also auch Handel und Industrie sind von Grund auf krank. Sie schaffen ein größeres Elend besonders auch unter den Arbeitern, als wie man dies den Landarbeitern zuschreibt. Wenn der Landarbeiter, der dem Gute angehört, auch nicht viel bares Geld erhält, so hat er doch eine freie Wohnung, hat Kartoffelland, kann sich ein Schwein, eine Ziege oder selbst eine Kuh und Geflügel halten; er hat ferner viel weniger Gelegenheit, Geld auszugeben, als der Industriearbeiter. Gehört der Landarbeiter nicht zum Gute, sondern muß — besonders zur Erntezeit — gedungen werden, so bekommt er einen sehr hohen Lohn. Alle diese Dinge werden, wie noch besonders in der oben erwähnten „Volksversammlung", vollständig unrichtig dargestellt, natürlich zu Ungunsten der Landwirte. Die Entvölkerung des Landes erfolgt aus ganz anderen Ursachen, die uns hier zu weit abführen würde. *Ganz unrichtig ist es jedenfalls, Landwirtschaft, Industrie und Handel in einen Gegensatz zu bringen*, wie es geschehen. Es ist dies nur möglich geworden dadurch, daß die herrschenden volkswirtschaftlichen Anschauungen von Grund auf unrichtig sind. Alle drei müssen und können nur, wenn sie gesund sind und gesund bleiben wollen, Hand in Hand gehen und sich gegenseitig stützen. Dann wird in Wirklichkeit das Vaterland blühen und gedeihen; während wir jetzt nur, was Handel und Industrie betrifft, eine *krankhafte* Blüte hatten, und die Landwirtschaft sogar ganz krank danieder liegt.

Es sind dringend Schritte nötig, um alle drei Faktoren gesunden zu lassen. Es ist das nicht so schwer, als wie allgemein geglaubt wird.

Die Urſachen der Krankheiten liegen klar zu Tage. Ein tüchtiger Arzt heilt die Krankheiten aber nicht durch Bekämpfung der Symptome, ſondern durch Beſeitigung der Urſachen. Eine energiſch durchgeführte Bodenreform iſt der archimediſche Punkt, von dem aus eine ſichere Geſundung unſerer wirtſchaftlichen Verhältniſſe herbeigeführt werden kann.

Zur Einheitsſchule.

Von Dr. Hans Schmidkunz.
(Berlin-Halenſee.)

Seit einem oder mehreren Menſchenaltern iſt in den meiſten von unſeren nach Bildung ſtrebenden Familien ein Schreckuis wohlbekannt, das ſchon allzu Vielen Ruhe und Geſundheit und Bildungsfreudigkeit auf lange hinaus geraubt hat. Es ſind dies die Leiden und Kämpfe unſerer Gymnaſialjungen und ihrer Eltern oder ſonſtigen Vertreter um die Erfüllung ihrer Schulpflichten. Wer dieſe Dinge ſchon kennt, der verſteht uns ſofort; wer ſie noch nicht kennt, dem vermöchten wir ſie ſchwerlich mit anderen Worten zu beſchreiben als mit denen, die ſeit Beginn dieſer Leiden ſchon immer dafür gebraucht worden ſind. „Vom Morgen bis zum Abend iſt das Kind beſchäftigt . . . das ganze Haus iſt in Feſſeln gelegt . . . habituelle Zerſtreutheit . . . Ekel an jedem Wiſſen . . . nirgend ein erhebendes, belebendes Vergnügen . . .“ So hieß es 1836, uud ſo heißt es 1901.

So hieß es aber keineswegs damals, als das alte Gymnaſium, wie wir es aus Lebensbeſchreibungen unſerer Großen der Klaſſikerzeit kennen, noch die einſeitige Stätte helleniſcher und römiſcher Begeiſterung war, ſondern erſt, ſeit dieſe Einſeitigkeit durch moderne Vielſeitigkeit überwunden werden ſollte oder auch thatſächlich überwunden wurde. Das geſchah in Preußen hauptſächlich ſeit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts, als Johannes Schulze durch ungezählte Verordnuugen Allgemeinbildung kommandierte. In Süddeutſchland begann es ſpäter, ungefähr um die Mitte

des 19. Jahrhunderts. Das öſterreichiſche Gymnaſium wurde in beſonders ſtarker Weiſe zu einem doppelt gerichteten, zu einem „utraquiſtiſchen“ gemacht. Das ſächſiſche, das bayriſche, das württembergiſche, das badiſche Gymnaſium waren ſolchen Neugeſtaltungen nicht oder weniger ausgeſetzt, konnten jedoch ſeit jener Zeit doch nicht anders, als dem allgemeinen Zug einigermaßen nachgeben. Vorher war in Sachſen durch Gottfried Hermann und in Bayern durch Friedrich Thierſch der ſtreng humaniſtiſche Charakter der Gymnaſien gefeſtigt worden. Solche in ſich einheitliche und im günſtigen wie im ungünſtigen Sinn einſeitige Männer gab es nachher im Schulweſen kaum mehr. An ihre Stelle trat der „Widerſtreit der Intereſſen“. Und gerade als die norddeutſche Allſeitigkeit auch über Süddeutſchland zu bringen begann, wurde in Preußen wieder zurückgeſchraubt. Seit Friedrich Wilhelms IV. Regierungsantritt ſollte das Gymnaſium abermals den Segen der altbewährten Einſeitigkeit, der „Konzentration“ genießen, allerdings erweitert oder auch verengt durch kirchlichen Geiſt. Ludwig Wieſe, der das höhere Schulweſen Preußens von 1852 bis 1875 unter weit verſchiedenen Miniſtern leitete, hielt an dieſer Richtung in einer verhältnismäßig vernünftigen Weiſe feſt und ſorgte zugleich für eine Ergänzung des Gymnaſiums durch realiſtiſche Anſtalten. Alles in Allem aber war der Kurs des preußiſchen Gymnaſiums von der Zeit der Erhebung Deutſchlands bis heute und gerade auch in den letzten Zeiten der ſo viel bedauerte und verſpottete „Zickzack-Kurs“. Man kann faſt mit Beſtimmtheit darauf rechnen, daß die eine Verordnung einige Stunden des Lateiniſchen oder Griechiſchen aus dem Lehrplane ſtreicht und die nächſte wiederum einige dazu thut; es iſt wie in der alten Anekdote: „'Nin in die Kartoffel, 'raus aus die Kartoffel!“ Das „moderne“ Gymnaſium Öſterreichs und das „alte“ Gymnaſium Sachſens, Bayerns, Württembergs kennen doch wenigſtens dieſes Unheil noch nicht.

Vielleicht aber iſt es u. A. auch dieſem Umhertaſten, ſowie dem Fluche des Allerlei zu verdanken, daß ſich in den preußiſchen Ländern und in einem oder dem anderen von dieſen beeinflußten Land (beſonders Thüringen und Baden) neue Regungen und Schöpfungen gebildet haben, die nun nicht mehr zeitweilige Sonderbeſtrebungen ſind, ſondern bereits tief in unſeren Bedürfniſſen und in unſeren Erkenntniſſen dieſer ſitzen.

So gut wie jegliches Gymnaſium unſerer Zeit leidet, wie es heißt, an folgenden Übeln. Vor Allem wird der Junge zu früh, mit etwa neun oder zehn Jahren, in eine beſtimmte und zu beſtimmten Berufen führende Studienrichtung hineingetrieben, von der man noch nicht ſicher wiſſen kann, ob er zu ihr paßt, und aus der er nur ſchwer wieder heraus-

zunehmen ist. So sitzen tausende im „Latein und Griechisch“ auf dem Sand, deren Entwicklung auf dem Boden der modernen Sprachen und der naturwissenschaftlichen oder technischen Fächer flott von Statten gehen würde. — Ferner soll unser Gymnasium drei allerverschiedensten Zwecken dienen: der Vorbildung zum Gelehrtentum (in der eben das „alte“ Gymnasium gefestigt ruhte), der Allgemein- oder Lebensbildung im Sinn der Gegenwart, und endlich drittens, oder vielleicht sogar erstens, seiner traurigsten Bestimmung: dem „Einjährigen“. — Dann aber fehlt es ihm an einem festen Grundstock seines Bestandes, an einem Bildungsstoff, der als ein anerkanntes „Lehrgut“ nicht nur dem Ganzen einen einheitlichen Charakter gäbe, sondern auch geeignet wäre, Lehrer und Schüler so zu entflammen, daß sie nicht „Aufgaben zu bewältigen“, sondern an einer freiwilligen, naturgemäßen Entwicklung der jungen Seelen im Geiste dieses Lehrgutes zu arbeiten hätten; ein solches Leben hatte ja der ausschließliche Bildungsstoff des früheren Gymnasiums dargeboten. — Und weiterhin ist, was damit zusammenhängt, das Gymnasium keine Stätte der Erziehung im engeren Sinn und eine Stätte des Unterrichts auch mehr nur dadurch, daß vorgeschriebene Lehrpläne absolviert, nicht daß eine eigene Kunst des Unterrichtens entfaltet wird, obschon gerade darin durch neuerliche Einrichtungen vieles geschehen ist, um eine wirkliche „Gymnasialpädagogik“ zu schaffen. — Ferner sind (was wieder damit zusammenhängt) unsere Gymnasien im Umfang eines jeden Landes, womöglich auch des Reiches, zu solcher Gleichmäßigkeit gezwungen, daß Vorteile lokaler Verhältnisse und individuelle Vorzüge von Direktoren und Lehrern sich gar nicht recht entwickeln können. — Und endlich der wenigst bemerkte Übelstand: Unser Gymnasium ist eine allzu ausgedehnte Anstalt, welche Zöglinge von Altersverschiedenheiten bis zu einem Jahrzehnt umfaßt und Kindern *vor* dem tiefsten Wandel in der menschlichen Entwicklung, d. i. der Pubertät, sowie Jünglingen *nach* diesem Wandel in gleichmäßiger Weise die Seele mit dem „Bildungsbrei“ füttert, ohne zu fragen, ob nicht diesen zwei Lebensstufen auch zwei verschiedene Bildungsarten natürlicherweise zukommen. — Das also ist unsere lange oder vielmehr sehr abgekürzte Zusammenstellung von Klagen, die gegen das heutige Gymnasium nun einmal auf der Tagesordnung stehen.

In zwei einander nahen Richtungen wurde, sofern es nicht den Verzicht auf die entscheidenden Güter des Gymnasiums gelten soll, eine Reform vorgeschlagen. Die eine Richtung geht zunächst von der letztgenannten Klage und dann auch von der Klage über Vermischung der allgemeinbildenden und der berufsbildenden Aufgabe des Gymnasiums aus. Dem

Kind, heißt es hier, tauge mehr ein Aufgehen in der äußeren Natur und in den Fertigkeiten, die wir zum praktischen Leben brauchen: also ein Unterricht in den Naturfächern und in lebenden Sprachen. Dem Jüngling tauge mehr ein Aufgehen in der inneren Natur, also in den sogenannten geisteswissenschaftlichen Fächern, und in den Kenntnissen und Fertigkeiten, die er zu seinen bevorstehenden Berufsstudien und Berufsthätigkeiten braucht. Geben wir also dem Kinde in der Zeit bis ungefähr zu seiner Geschlechtsreife, also etwa bis in's 14., 15. Jahr, eine kurz sogenannte realistische Schule, die mit ihren „Naturwissenschaften und modernen Sprachen" seinem Sinnesleben, seinem Thätigkeitstrieb, seinem „realistischen Zug" angepaßt ist, und die für alles spätere Leben, für das Leben niederer wie höherer, praktischer wie theoretischer, allgemeinerer wie speziellerer Bildung einen genügenden Untergrund bietet. Dem Jüngling aber, ungefähr vom 15. Jahr bis gegen Ende des zweiten Lebensjahrzehntes, geben wir die Schulung, die ihn auf seinen nunmehr gewählten Beruf vorbereitet. Taugen für diese Altersstufe mit ihrem „idealistischen Zug" schon überhaupt „die alten Sprachen und die Geschichte" mehr als für die frühere, so legen diese ganz besonders den Grund für die Universitätsstudien. Für andere Hochschulstudien werden sich andere, analoge Vorbereitungen nötig machen. — In dieser Weise würde das Ungetüm des heutigen Gymnasiums zerlegt werden in eine etwa vier bis sechsjährige „Realschule" als „Einheitsschule" für alle über die Elementarstufe hinaus Strebenden und in einen etwa drei bis fünfjährigen „Oberbau", der sich nach den zwei Rücksichten einerseits der seelischen Natur des Zöglings und andererseits der Ansprüche des gewählten Berufes verschiedentlich gestalten würde. Jede dieser beiden Schulen würde von einem einheitlichen Geist, von dem Segen der „Konzentration" und von einem Zusammenstimmen zwischen dem Lernenden und dem Gelernten getragen sein.

Die andere Richtung, die übrigens viel älter ist, als es ihre jungen Erfolge vermuten lassen, geht weniger von der Natur des jungen Menschen und der Bildungsstoffe als von der Unzweckmäßigkeit der heutigen Einrichtungen aus. Sie will vor Allem dem Schaden entgegen arbeiten, daß ein Schüler, der einmal in eine der heutigen Arten von höheren Schulen eingetreten ist, nicht mehr ohne Zeit- und Kraftverlust in eine andere Schulart übertreten kann. Es handelt sich um die drei bekannten Schularten: „humanistisches Gymnasium" oder „Gymnasium" schlechtweg, mit Latein von der untersten und Griechisch von der drittuntersten Klasse an; „Realgymnasium" mit Latein; „Realschule" oder preußisch „Oberrealschule" ohne eine alte Sprache. Nun ist der einfache Reformgedanke der, im

eigentlichen Gymnasium den Beginn des altsprachlichen Unterrichts „hinaufzuschieben" und zwar um je etwa zwei Jahre, so daß die zwei untersten Klassen gar keinen altsprachlichen, die zwei nächsten Klassen keinen griechischen Unterricht haben, die oberen Klassen jedoch sich ihm um so konzentrierter widmen können. Die unteren Klassen werden dabei so eingerichtet, daß sie den entsprechenden Klassen der übrigen Schularten möglichst gleichkommen und den Schülern hüben wie drüben den Wechsel der Anstalt ohne besondere Schwierigkeit ermöglichen. Darin, also zugleich in der Verlegung der Berufswahl auf eine spätere Lebenszeit, liegt der Hauptvorteil dieses Planes; die Konzentrierung auf die moderneren Studienstoffe in den unteren, auf die altsprachlichen in den oberen Jahrgängen, die ja den gefürchteten Sprachen mehr Reife entgegenbringen, und zum Teil wohl auch eine lebendigere, praktischere Lehrweise für den modernen Sprachunterricht sind weitere gute Wirkungen dieser Anlage.

Im Gegensatz zu jener ersten, bisher noch unverwirklichten Richtung hat diese zweite innerhalb des letzten Jahrzehnts eine bereits reichliche Entwicklung erfahren. Es gilt prinzipiell drei Möglichkeiten ihrer Durchführung: die Angleichung der unteren Klassen erstens zwischen Gymnasium und Realgymnasium, zweitens zwischen Realgymnasium und Realschule, drittens zwischen Gymnasium und Realschule. Die erste Möglichkeit ist für beinahe fünf Jahrgänge verwirklicht im sogenannten „Frankfurter System", d. h. in der Anlageweise des städtischen Goethegymnasiums und des Realgymnasiums (Musterschule) zu Frankfurt am Main seit 1892. Beginn des Französischen in der untersten Klasse („Sexta") zu sechs Stunden für beide Anstalten; des Lateinischen in der vierten Klasse („Untertertia") zu zehn Stunden am Gymnasium und acht Stunden am Realgymnasium, doch immer noch mit möglichster Gleichung; Beginn des Griechischen dort und des Englischen hier in der sechsten Klasse („Untersekunda"). Zugleich aber ist auch jede der beiden übrigen Möglichkeiten für drei Jahrgänge verwirklicht, indem die untersten drei Klassen beider Anstalten auch denen der Realschulen gleichen, so daß eine Entscheidung überhaupt erst nach drei Jahren, eine zwischen Gymnasium und Realgymnasium erst nach fünf Jahren nötig wird. Außerdem ist der Unterricht im Französischen auf die Praxis des Sprechens gegründet. Zu Ostern 1897 war die neue Einrichtung an beiden Anstalten bis zur fünften Klasse („Obertertia") durchgeführt, zu Ostern 1901 bis zum Abschluß gelangt. — Ähnliche Einrichtungen sind in Karlsruhe und Hannover getroffen, mit noch genauerer Gleichung zwischen Gymnasium und Realgymnasium bis zur fünften Klasse („Obertertia").

Die zweite Möglichkeit, Kombination zwischen Realgymnasium und Realschule, ist durchgeführt im sogenannten „Altonaer System". Seit 1878 bereits besteht in Altona eine solche Kombination, mit besonderer Rücksicht auf die Ansprüche einer großen Handelsstadt. Die unteren drei Jahre sind gemeinsam; die Oberstufe ist gegabelt in eine dreijährige Realschule ohne und in ein sechsjähriges Realgymnasium mit Latein. — Die dritte Möglichkeit, Kombination von Gymnasium und Realschule, ist u. A. durchgeführt in der jetzt bis „Obersekunda" reichenden und bereits überfüllten Hohenzollernschule zu Schöneberg bei Berlin. Es besteht dort Gleichheit in den drei Unterklassen, dann Gabelung in eine gymnasiale Abteilung nach Frankfurter System, mit einigen neueren Bestimmungen, und in eine Realschul-Abteilung nach üblichem Muster der preußischen Oberrealschulen. Auch das nicht mehr neue „Französische Gymnasium" in Berlin, das unabhängig von dieser ganzen Bewegung besteht, ist hier zu erwähnen; Französisch ab „Sexta" und als Unterrichtssprache ab „Untertertia"; Lateinisch ab „Quarta"; Griechisch ab „Obertertia". — Die Zahl der „Reformschulen" mit dem „einheitlichen Unterbau" wächst immer mehr (1898: 32 deutsche Anstalten); die Erfolge sind namentlich im Französischen und in den alten Sprachen groß; darüber hat sich auch eine Autorität der klassischen Philologie, wie es Geheimrat Professor Christ in München ist, unverhohlen ausgesprochen. Es haben allerdings auch Vereine wie der „Deutsche Einheitsschulverein" und der „Verein für Schulreform", die aber mit ihren Forderungen einer „Einheitsschule" noch weiter gehen möchten, energisch vorgearbeitet.

Zwischen Main und Alpen, Schwarzwald und Leitha jedoch ist die „Reform" ausgeblieben. Württemberg, Bayern und Österreich bleiben immer noch bei ihren Gymnasien und sonstigen höheren Schulen. In Bayern hatte der „Verein für Schulreform in Bayern" (unter Realgymnasial-Rektor Dr. G. Recknagel-Augsburg) eine Propaganda entfaltet, mit dem Ziel einer „zeitgemäßen Verbesserung des Mittelschulwesens", in Sonderheit der „Errichtung eines gemeinsamen Unterbaues für sämtliche Mittelschulen". Die bayerische Regierung sträubte sich jedoch gegen ein solches „Experiment" und vertröstete die Petenten auf die Zeit, in der jene Schulen ganz durchgeführt sein werden. Auffallend ist, daß der bayerische Verein die seiner Sache so günstigen Fortschritte jenseits Main und Schwarzwald, denen im Jahr 1901 auch noch ein Kaiserwort zu Hilfe kam, nicht zu einer kräftigen Fortsetzung seiner Agitation benützt, die ihm auch in diesem Land gewiß Tausende danken würden.

In Österreich hat die Regierung dem reformerischen Drängen noch ablehnender geantwortet, indem sie auf gut Wienerisch den Bescheid erteilte: „Quieta non movere!“ (was auf gut Lateinisch heißen soll: „Was geht das uns an? Das geht uns gar nichts an; das ist uns alles tout egal!“). Daß indessen dort die Reformwünsche ebenfalls nicht ruhen, zeigt eine neue Flugschrift von Dr. Otto Aron: „Moderne Bildung“ (Wien, 1901, A. Bauer), die auch für Freunde der Sache im Reich von Interesse sein kann. Gegenüber den, wie es da heißt, erschreckenden Resultaten der dortigen humanistischen Mittelschule sei es verkehrt, sich auf die Schüler ausreden zu wollen; die Schuld liege einerseits im Mangel an tüchtigen und berufsfreudigen Lehrern, andererseits an der Grundorganisation des Mittelschulwesens. An der „Zweistufigkeit“, die ja den österreichischen Gymnasien besonders eigen ist, will der Autor festhalten „wegen der großen Veränderung, die im Geistesleben des heranwachsenden Jünglings vor sich geht“. Er schlägt nun vor, eine untere Stufe einzurichten, entsprechend der bisherigen „Unterrealschule“ (d. i. den vier unteren Klassen der vollständigen „Realschule“); „den fremdsprachlichen Unterricht würde das Französische ausfüllen, das allerdings in gediegener Weise gelehrt werden müßte“. Folgt Gabelung in eine vierjährige Realabteilung, entsprechend dem jetzt dreijährigen Oberteil der Realschule einerseits, im Lehrstoff erweitert um Geschichte der antiken Litteratur in ihren Hauptzügen, Lektüre hervorragender Werke der Griechen in guten deutschen Übersetzungen, und Anschauungsunterricht in den wesentlichsten Thatsachen der Kunstgeschichte — und in eine vierjährige humanistische andererseits, mit einjährigem Absolvieren der elementaren Formenlehre und dreijähriger konzentrierter Lektüre in den alten Sprachen, ohne Übersetzung aus dem Deutschen in diese, jedoch mit Fortsetzung des Französischen; beide alte Sprachen sollen gleichzeitig begonnen werden; Abrundung durch Unterricht in der antiken Litteraturgeschichte und in der Kunstgeschichte. Lehramtskandidaten sollen gleich im ersten Semester des Hochschulstudiums durch kurze Praxis an einer Schule auf ihr Lehrtalent hin erprobt werden. — Soweit Dr. Aron, dessen Sache allerdings durch eine nähere Vertrautheit des Autors mit der Pädagogik gewinnen würde.

Die Absichten unserer Zeilen aber würden zunächst genügend erfüllt sein, wenn sie in jenen Ländern auch nur wenigstens das öffentliche Interesse an einer Reform steigerten, die den bangen Kampf zwischen den verschiedenen Schularten zu überwinden berufen scheint.

Hermann von Lingg.*)

(Zum 82. Geburtstage.)

Von A. K. T. Tielo.

(Titſit.)

„Es giebt nur zwei des Menſchen würdige Tode, den auf dem Schlachtfeld und den im höchſten Alter."

Dieſe Sentenz notierte ſich einſt, krank und an ſeinem Wohlergehen verzweifelnd, der junge Lingg in ſeinem Tagebuche (26. 7. 1848). In einem „Frühliede" verwahrte er ſich bald darauf heftig gegen ein „hohes Alter". Ihm aber ſollte ein anſehnliches Teil Jahre beſchieden ſein, äußeren Kämpfen meiſt entrückt, von inneren Kämpfen wild zerwühlt, von ſtrenger Arbeit und ſtarken Erfolgen geſegnet. Seinen 70. und 80. Geburtstag begieng mit ihm nicht blos ſeine zweite Heimat München, ſondern das ganze gebildete Deutſchland. Ihm war es vergönnt, an der Jahrhundertwende ſelber ſeine „Lebensreiſe" aufzuzeichnen. Seine kürzlich er-

) Linggs poetiſche Werke. I. Dramen: „Catilina" 1864; „Die Walküren" 1864; „Violante" 1871; „Der Doge Candiana" 1873; „Berthold Schwarz" 1874; „Macalda" 1877; „Clythia" 1883; „Högni's letzte Heerfahrt" 1884; „Die Bregenzer Klauſe" 1887; „Die Frauen van Salana" 1887; „Der Herr des Feuers" 1892; „Dramatiſche Dichtungen. Geſamtausgabe"* — 2 Bde., 1897/1899.

II. Epiſches: „Die Völkerwanderung"* — 3 Bde., 1866/68; „Dunkle Gewalten. Epiſche Dichtungen" 1872; „Byzantiniſche Novellen" 1881; „Wald und See" 1883; „Furchen" 1889.

III. Lyrik: Lyriſche Erſtlinge in dem Cotta'ſchen „Morgenblatt" 1844; „Gedichte"* — 3 Bde., 1854, 1868, 1870; „Vaterländiſche Balladen und Geſänge" 1869; „Zeitgedichte" 1870; „Schlußſteine" 1878; „Lyriſches" 1885; „Jahresringe"* 1889; „Schlußrhythmen und neueſte Gedichte"* 1901.

IV. Autobiographie: „Meine Lebensreiſe", 1899.

Die mit einem Stern verſehenen Schriften erſchienen im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

ſchienenen „Schlußrhythmen und neueſten Gedichte“ münden auf ein Sonett: „Mein letztes Buch, und damit abgeſchloſſen! Und damit fertig auch das Buch des Lebens.“ Er weiß, daß er als ein mutiger Streiter im Dienſte ſeines Volkes und der Menſchheit ausgehalten hat, und er freut ſich am Ende ſeiner Thaten ſeiner beharrlichen Eigenherrlichkeit: „Ich leg' die Waffen nieder — unbezwungen“.

Er iſt ſich und der Wahrheit treu geblieben.

Linggs Schaffen ruht auf dem breiten Fundamente fleißiger Studien, aller Art. Homers und Dante's, Taſſo's und Camoëns' epiſche Ruhe und Shakeſpeare's dramatiſche Größe, Goethe's und Schillers am Griechentum groß gezogener Klaſſizismus beſtimmten ſeine Wege. Aber auch kleinere Geiſter traten in ſein Gehege: Matthiſſon, Salis und Hölty mit ihrer malenden Naturpoeſie, vor Allem Hölderlin, der ſchönheitstrunkene Apoſtel des helleniſchen Altertums; ferner Heine und Platen und ihr ſchwächerer Erbe und Vermittler auf dem Münchener Parnaß, Em. Geibel. Wertvolle Anregungen erhielt er zudem beiſpielsweiſe aus den abſonderlichen, helldunkeln Spekulationen des Paracelſus und aus Alex. von Humboldts in ihrer Art unvergleichlichen „Anſichten der Natur“. Dennoch kommt ſeiner Produktion durchaus ein eigenes Gepräge zu. Seine Perſönlichkeit, ſeine feſte Weltanſchauung und ſeine künſtleriſche Originalität verleihen ſelbſt ſeinen Dramen einen ſicheren, deutlich begrenzten Ur- und Untergrund.

Von Hauſe aus iſt Lingg zu melancholiſcher Grübelei aufgelegt. Seherhaft tiefſinnig und gedankenſchwer, verſenkt er ſich in Seelenabgründe, er ſpürt metaphyſiſchen Rätſeln nach und ſucht in die geheimſten Schauer des Daſeins einzudringen. Seine Miene verrät verzehrende Trauer. Seine Werke in ihrer Geſamtheit löſen ſich in eine einzige große Elegie auf. Wenn ſich darin auch ein zartes, äußerſt ſenſitives Gemüt offenbart, ſo findet ſich in ihnen doch nichts Mattes, Weinerliches und Weibiſches. Im Gegenteil! Mit Linggs elegiſchem Tone paart ſich ein dämoniſches Element, wuchtige Leidenſchaft und ſtolze, hoch fliegende Begeiſterung. Dichtung ſoll, wie er in einer „Anmerkung“ predigt, die Herzen wund reißen. Er will packen, erſchüttern, erheben. In ſeiner Poeſie flammt es, als ſchlüge aus Schutt und Grauen eine ungeheuere, düſter ſtürmende Feuerſäule gen Himmel. Den reinſten ſittlichen Idealen ergeben, wirbt er für Wahrheit und Freiheit, Recht und Gerechtigkeit, Vaterlands- und Nächſtenliebe, Großmut und echte Humanität. „Friede auf Erden“, „Mehr Licht“ — Erlöſung allen Mühſeligen und Beladenen! Von Anfang an iſt Lingg dieſer Herold und Prophet des Leides und Mitleides, der Ver-

gänglichkeit wie der Vergangenheit. Seine Heils-Miſſion war ihm eingeboren. Das Leben förderte ſie noch vor ſeinem erſten, allerdings ziemlich ſpäten Buche zu Tage.

In der großartigen Gebirgslandſchaft am Bodenſee, jenem impoſanten Gewäſſer im Herzen Europa's, an der Scheide von Deutſchland und Welſchland — dort wuchs Hermann Lingg (geb. am 22. Januar 1820) unter den Fahnen und Fanfaren großer hiſtoriſcher Reminiszenzen auf. Geſchichtsforſchung und ſein ärztlicher Beruf nährten ſeinen Geiſt mit der Kenntnis und Erkenntnis gewaltiger Völkerſchickſale und des menſchlichen Elends. Den Mediziner Lingg lockte unwiderſtehlich die Nachtſeite der Natur in ihren bizarren und pathologiſchen Erſcheinungen; „Die Tanzwut", „Der ſchwarze Tod", „Schiller am Seziertiſch", „Krankenhaus", „Der Fieberkranke", „Der Schüler des Paracelſus" bilden den poetiſchen Niederſchlag dieſer Sphäre. Das Verſtändnis für die menſchliche Gemeinheit, die beſtialiſch oft nur zu leicht alle guten Vorſätze über den Haufen wirft, für das Fauſtrecht, welches noch heute verſteckt und offen Schönheit und Güte in den Staub ſtampft, für die menſchliche Gebrechlichkeit, deren Schätze nur loſes Stückwerk ſind, für das erbarmungsloſe Regiment des mors imperator — dieſe Einſicht ſtürzte Lingg in einen tollen, grellen Taumel von Zweifeln und Gegenſätzen. Die Erde bebte unter ſeinen Füßen. Der bewölkte, nachtende Himmel ſchien über ſeinem Haupte krachend zu berſten. Das Weltende! Bohrender Weltſchmerz niſtete ſich in ſeiner Seele ein, ein finſterer Groll mit der verborgen waltenden, ehern thronenden Gottheit. „Der Riß, der durch die Schöpfung klafft, geht mitten durch das Menſchenherz", klagte der „Sohn der Schwermut". Er hätte verderben müſſen, wenn ihn nicht huldvolle Sterne über die Nacht ſeines verhängnisvollen Wiſſens erhoben hätten.

Für ſeine Fieberbrände, ſo zagt der jüngere Dichter, ſei nie gefallen „das Manna jenes Seelentaues", des Troſtes, daß ein Herz mit ihm empfände. Man verſteht nicht ſeine heiligſten Triebe. Dennoch kehrt er der Gegenwart und Mitwelt nicht eilfertig den Rücken zu. Sein Weltſchmerz lehrt ihn das Evangelium des „Allmitgefühls". Er leidet mit den Leidenden, vor ſeinem Tode „auf blutiger Haid'" möchte er das arme Volk von ſeiner Not befreit ſehen, das allgemeine Leid verbrüdert ihn mit jedem Erdgeborenen („Auf eine Frage") — er iſt nicht mehr verlaſſen. Den vollen Pulsſchlag ſeiner Zeit, ihre intimſten Regungen und heimlichſten Süchte hat er freilich nicht vernommen. Er iſt zu wenig aus ſich heraus getreten. Seine Warte wölbt ſich zu machtvoll aufwärts — aus der Zeit in die Zeiten.

Vollends die Alltäglichkeit mit ihrer Hochflut von ephemeren Kreaturen und mittelmäßigen Aufgaben, von kleinem und kleinlichem Soll und Haben konnten Linggs fauſtiſchen Sinn nicht dauernd feſſeln. Lieber pochte er an die verſchloſſenen Pforten der Zukunft. Am liebſten griff er nach den verſunkenen und doch leuchtenden Kronen und Kränzen der Vergangenheit.

Seine eigene Zukunft malt er ſich ſchwarz in Schwarz aus wie ſeine Exiſtenz überhaupt. Seinen Lebensweg umflute ein ſchauriges Meer; in kalter, lichtloſer Nacht werde ſein Herz verbluten. So peſſimiſtiſch er ſein eigenes Wohl und Wehe, ſowie das des einzelnen Individuums und ſeiner Epoche wägt, ſo optimiſtiſch ſieht er den künftigen Phaſen der Menſchheitsgeſchichte entgegen. Der Greis ſchreitet vertrauensvoll in das Morgenrot des neuen Jahrhunderts. Die Genien der Menſchheit, deren oberſter ihn der Genius der Menſchlichkeit dünkt, ſchwingen ſich vor ſeinen Augen zu klareren, blühenderen Gefilden auf. Der Menſch iſt ein Kind des ewigen Gottes. Daher ſcheint der Menſchengeiſt noch im Fall „die Schatten der Vergänglichkeit“ zu überwiegen. In den Poemen „Die Harpyen“ und „Die Zukunft“ verkündet Lingg ein fernes Reich ungebrochenen Friedens Allen, die unter der Bürde ihrer Trübſal ſeufzen.

Die Vergangenheit mildert und verſchleiert, ſie gewährt ſchier endloſe Perſpektiven, ſie erhellt jene extraordinären Charaktere und Begabungen, die frühzeitig von Mythen und Märchen umwoben werden, ſie erzählt von jenen furchtbaren Leidenſchaften, tragiſchen Konflikten, glorreichen Untergängen und gigantiſchen Freveln, die mit ihrem Kern göttlicher Energie förmlich berauſchen. Lingg vertieft ſich vor Allem in die Geſchichte des klaſſiſchen Altertums. Wohl umſpannt ſein Blick alle Zeiten und Zonen, er ſchweift bis in die myſtiſchen Nebel der Urzeit. Aber es iſt bezeichnend für ihn, daß ihm das nationale Element in ſeiner „Völkerwanderung“ nicht von vorneherein am Herzen lag: er begann mit der „griechiſchen Inſel“. Seine „Vaterländiſchen Balladen“ enthalten wenige Stücke, die über das Mittelmaß gediehen ſind. — Voll erglüht iſt er dagegen für Althellas und Altrom. Athens Kunſt-Schönheit und Roms Kriegs-Herrlichkeit enthuſiasmieren ihn, nach dieſen beiden Zentren der antiken Kultur träumt ſich wieder und wieder ſeine Sehnſucht zurück; die „Alten“ vergleicht er mit „Felſenrieſen in der Nacht, worüber Wolken ſchweben“, unter ihnen gehen ihm ſeine ſonnigſten Ideale auf. — In dem prachtvollen Mittelzimmer der „Seewarte“, ſeines Bruders Heinrich Villa in Lindau, das der Maler Naue, ein Schüler M. von Schwinds, mit den glänzendſten Figuren der „Völkerwanderung“ dekoriert hat, begegnet man in einem kleineren Gruppenbilde dem Dichter ſelbſt. Da herrſcht er unter

den Großen der Vergangenheit, in seinen Zügen germanische Treue und Tiefe, angethan mit der römischen Toga.

Aber weder in den Tempelhallen Athens noch unter den Triumphbögen Roms ist Lingg jemals von seinem Weltschmerz genesen. Zwar nimmt sein Angesicht schließlich den Ausdruck milder Resignation an, und zeitweilig versteigt er sich gar zur ironischen und humorischen Beleuchtung der Dinge. Gewöhnlich haftet seiner Physiognomie etwas Grimmes und Grollendes an. Er wandelt fast immer auf dem Kothurn der Erhabenheit. „Im Hochwald und am Meere erschalle dein Gesang!" Die Eigenart seines Wesens und seiner Werke wird von der purpurnen Gloriole der Tragik umzittert. Titanisch bäumt er sich gegen eine Übermacht auf, welcher er erliegen muß. Er bewegt sich in einer Wolke von Widersprüchen und Halbheiten. Seine merkwürdige Natur ist schroff, spröde, brüchig geartet. Wie seine Gesinnung an der Gegenwart hängt und die Vergangenheit am Ende darüber erhöht, das Germanentum feiert und in dem Hellenismus wurzelt, so schwankt auch seine Kunstrichtung, und die Besonderheit seines Talentes bedeutet gleichfalls einen Zwiespalt.

In Linggs Poesie mischen sich nordische Kraft und südliche Glätte, deutscher Geist und romanische Form. Selten verkehrt sich seine Kunst in leeren Formalismus, sein heißer Enthusiasmus sprengt das Ebenmaß und bringt die gefrierenden Massen wieder in Fluß. Sein Enthusiasmus ist ihm freilich auch zum Verhängnis geworden. Der Dichter läßt sich von seinem vulkanischen Temperament fortreißen, er verliert die Zügel aus den Händen, und ziellos jagt sein Musenroß durch die Lüfte. Er ist unkritisch. Neben genialen Gedankenblitzen und überraschendem Metapher-Schmuck durften sich in seine Dichtung triviale Phrasen und abgebrauchte Kliché's einmengen; seinen Poemen fehlt hie und da der Schluß, lebensprühende Partien werden durch tote Prosaismen entstellt. Die letzte Feile wird vermißt.

Wie sich in Linggs Schöpfungen zwischen Phantasie und Verstand eine Lücke aufthut, so streitet auch häufig sein verinnerlichendes Gefühl mit seiner pathetischen Gedanklichkeit. Der Dichter geht weniger von Gestalten als vielmehr von Ideen aus, vom Speziellen wendet er sich gern zum Allgemeinen, vom Körperlichen zum Reingeistigen. Seine historischen Gedichte dokumentieren ihn als Geschichtsphilosophen; unter der Last goldeuschwerer Gedanken leidet jedoch die Seele der Lyrik, die Stimmung. Die herbe Gedrungenheit, welche Linggs Vortrag in der Regel auszeichnet, geht zeitweilig in redseliger Breite unter, und statt poetischer Plastik kommt nur rhetorischer Prunk zu Stande. Es zeugt für

seine ungewöhnliche Befähigung, daß sein berühmter „schwarzer Tod" trotz der losen Fügung des Ganzen, aus dem ein paar Strophen — nur zum Vorteile der übrigen — unauffällig gestrichen werden können, berühmt wurde. Denn das Gedicht setzt oratorisch ein; der grause Völkerwürger stellt sich selber dem werten Publikum vor: „Erzittre, Welt, ich bin die Pest!" Die Schrecken der Pest werden im Laufe der raschen Handlung variiert, ein wirklicher, geradliniger Fortschritt ist nicht vorhanden. Nur die poetische Anschauung im Einzelnen und der stramme, sieghafte Stahlschritt der Verse zünden.

„Der schwarze Tod" ist eine Verserzählung in lyrischer Diktion. Genauer zugesehen, ist Linggs Talent überhaupt auf den epischen Stil zugeschnitten. Seine Weitsichtigkeit und sein straffes Gestaltungsvermögen leiten ihn auf die Höhen des Epikers; sein philosophischer Spürsinn und vornehmlich seine Neigung, das Weltgetriebe nach dem eigenen Bilde zu deuten und zu beleben und alle Dinge des Universums mit dem eigenen Geiste zu tränken und zu erklären, weisen ihm die engeren und ebeneren Pfade des Lyrikers. Schon diese Zweiheit und Entzweiung der dichterischen Grundtendenzen mußten Linggs „Völkerwanderung" im Sande verrinnen lassen. Seine Domäne mußte ein Zwitter werden, von ihm selbst gestempelt: „Epische Lyrik".

Trotz seines Epos kein Nationaldichter, sondern ein Welt- und Menschheitsdichter, sucht er stofflich und stilistisch in's Kolossale zu wirken. Er wagt sich dabei an die riesigsten Vorwürfe und Gestalten, an die schwierigsten Probleme. Aus Mythus und Geschichte hebt er mit Vorliebe Typen heraus: Kain, Judas, Ahasver; Loki; Tannhäuser. Er bevorzugt die Kriegsgewaltigen: Alexander, Hannibal, Cäsar, Attila, Geiserich, Karl den Großen, Tilly. „Menschenloos ist totumgrenztes Leben", wie sein „Gnomon" lehrt; frei sind allein im All die Sterne, „unsterblicher Gesang und eines Welteroberers Gedanke". Lingg triumphiert mit seinem Vandalenkönig: „Ich stürze Reiche, breche Kronen und ringe mit dem wilden Meer". Außer den Welteroberern giebt er sich jenen hin, die das Unheil verfolgt: den Armen, Geächteten, Verbannten, den Nomaden und Räubern, den Gefangenen und den Sklaven, den Verschollenen und Verschütteten, den Irren, Blinden, Scheintoten u. s. w. Ferner ehrt er die Entdecker, die Erfinder und Künstler — also: Columbus und Pizarro, Gutenberg und B. Schwarz; A. von Humboldt; Homer und Aeschylos, Goethe, Schiller; er verherrlicht Beethoven. Solchen Persönlichkeiten entsprechend wählt er gerne Naturszenen von schwarzem oder blutrotem Kolorit: Sturmdunkel mit Donner und Blitz, gespenstische Walpurgisnacht, das brandende

Meer, Lawinen, Erdbeben, vulkaniſche Eruptionen. Wie ein Heiligtum betritt er das ausgegrabene Pompeji. Er verkehrt mit Tod und Teufel. Der jüngſte Tag ſchmettert ihm entgegen aus erzenen Poſaunen.

Linggs Stil iſt edle Pracht. Mit rhetoriſchen Mitteln möchte er bildhafte Darſtellung vereinigen, was ihm freilich, wie der „ſchwarze Tod“ zeigte, nicht immer geglückt iſt. Er gebietet oft über eine fulminante Naturbelebung. Beiſpielsweiſe heißt es von der „Alpenroſe“:

„Der Abgrund ringt in ſtillem Weh
Nach ihr empor die Hände,
Und liebeflüſternd pacht der See
An ihre Felſenwände.“

„Der Armen totes Kind“ wird von der Sargkerze betrauert; „Xerxes und die Platane“, in die ſich der Perſerkönig auf ſeinem Zuge gegen Griechenland verliebt, werden trefflich zu einander in Beziehung gebracht. Linggs Vergleiche ſind gleichfalls nicht von der Heeresſtraße aufgeleſen. Der greiſe Doge Candiano wird charakteriſiert:

„Er ſah aus ſeiner faltigen Gewandung
Wie ein Polyp, ich glaubt', er packe
Mich ſchon am Nacken“ . . .

Kontraſte, wie nicht nur die Poeme „Eismeer und Südſee“ und „Gegenſätze“ darthun, ſtehen ihm beliebig zur Verfügung. Seine Luſt an ſymboliſcher Vertiefung äußert ſich mit ſanfter Zurückhaltung. Die prägnante Kürze ſeiner Ausdrucksweiſe ſpringt vielleicht am ſchärfſten in's Auge aus den Gedicht-Schlüſſen „Traſimen“, „Kleopatra an ihre Schlange“, „Theben“. Kleopatra erbleicht:

„Ich ſterbe — äffnet ihm die Thüre.
Oktavian! Ich triumphiere —“

und Antigone, die Hoheit ſtrahlende Königstochter Thebens, preiſt der Dichter:

„Rag' ſtets in deinem edlen Widerſtande,
Antigone, Heroin, Weltgedicht.“

Es iſt beinahe ſelbſtverſtändlich, daß ein Poet von Linggs hochgemutem Sinn alle Gattungen der Poeſie probiert hat. Nur dem Roman iſt er aus dem Wege gegangen. Seine wenigen Überſetzungen, wie die der „Moſella“ des Auſonius, wiegen nicht allzu ſchwer. Seine intereſſante Biographie leidet unter einer gewiſſen epiſchen Kühle; der Verfaſſer iſt ſich bereits hiſtoriſch geworden. Immerhin wirft die „Lebensreiſe“ auf ſeine dramatiſchen, epiſchen und lyriſchen Werke manchmal recht aufſchlußreiche Reflexe.

In einem ironiſchen Poem „In der Mode möcht' ich ſein" meint der Dichter: wäre er ein Günſtling des Tages, dann gäbe man ſeine Dramen „nicht nur etwa dann und wann — an den größten Bühnen allen" . . . Wenige von ſeinen Dramen kamen außerhalb Münchens empor, keines hielt ſich auf dem Repertoire, einige warten noch heute auf ihre Auferſtehung im Lampenlichte der Bretter, welche die Welt bedeuten. Es ſind größtenteils dialogiſierte hiſtoriſche Epen, von dem Autor mehrfach „dramatiſches Gedicht" getauft, meiſt in Jamben abgefaßt, jedenfalls mit Ausnahme der „Bregenzer Klauſe" Versſtücke. Ihre klangvolle, ſentenziöſe Sprache gefällt; aber ſie ſind unpſychologiſch und allzu romantiſch, opernhaft theatraliſch — wie „Agrippina" — zuſammenkonſtruiert und nicht konſequent konzentriert. Was von dem „Dogen Candiano" 1876 geſagt wurde, gilt von Linggs geſamten Theaterſtücken: „Wenn auch die Charaktere nicht bis zur möglichſten Entfaltung gebracht ſind, ſo durchzieht dafür das Ganze ein Zug von Seelenadel und ſittlicher Würde". Manche ſeiner Helden, wie die Verbrecher Catilina und der Korſar, ſtechen durch Heldenmut und Großmut ohne Gleichen hervor; in zahlreichen Reden poſaunen ſie ihr Selbſt aus, Monologe ſind zu oft Notbehelf; Motive werden z. B. in „Högni's letzter Heerfahrt" gehäuft. Nirgends weht in dieſen Dramen ein Hauch von Modernität. Unter Linggs Einaktern gebührt der Preis der anmutigen, elegiſch gefärbten Idylle „Clythia" und der bereits genannten, nordiſch markigen, ſchwertklirrenden Kampf-Szene „Högni's letzte Heerfahrt". Von ſeinen Dreiaktern reizt in erſter Linie das Shakeſpeariſch frei gebaute Gedanken-Trauerſpiel „Berthold Schwarz". „Sieh, mein Gedanke hat ſich aufgerichtet vor Gott als Weltgeſchick" — betont der ſterbende Mönch. Der Dichter ſelber kommentiert: „In meinem Berthold Schwarz wollte ich Elementen, wie ſie im ‚Fauſt' lagen, eine geſchichtliche Sphäre eröffnen, der titanenhafte Kampf mit den Geiſtern der Natur ſollte in der weltbewegenden Erfindung ſich äußernd zur Geltung kommen". Sehr unnötig guckt in den 2. Akt, eine Szene von 27 Verſen umfaſſend, der wilde Jäger hinein. — Am bühnenmäßigſten iſt wohl „Die Bregenzer Klauſe" gearbeitet. Wogegen Linggs Shakeſpeariſch ſzenierte Erſtlingstragödie „Catilina" nur partienweiſe, namentlich in dem mächtig wogenden 3. Aufzug, den Anforderungen des Theaterpraktikers gerecht wird.

„Die Bregenzer Klauſe" beruht auf einer Novelle des Dichters. Von ſeinen drei Novellenbänden ſtehen obenan die von C. F. Meyer warm empfohlenen „Byzantiniſchen Novellen", deren Gipfel in dem kunſtvollen, äußerſt lebendigen Kulturbilde „Die beiden Wagenlenker" erſtrahlt.

Es sind diese Historien zumeist eine Nachlese aus den Geschichtsstudien zu seinem Lebenswerke: „Die Völkerwanderung".

Lingg hat in seiner „Lebensreise" ausführlich die Entstehung dieses seines Epos erörtert. Er deckt die Quellen der 24 Gesänge auf: Gibbon, Jordanes, Claudius Claudianus, Paulus Diakonus, Augustinus, und er macht auf andere unbewußte, elementare Grundlagen aufmerksam: italienische Reiseeindrücke und die Bodenseelandschaft mit ihren epischen Konturen. Er hebt hervor: „Mein Epos ist entstanden wie ein großer Stromlauf aus den ihm zufließenden Wassermengen, Bächen und Quellen, aus dramatischen Ansätzen, Balladen, Episoden und Szenen. Allmählich gestaltete sich das Epos; es gruppierten sich die Massen um den einheitlichen Gedanken: Kampf der alten untergehenden Welt mit einer neuen werdenden. — Eine andere Einheit als die dieses Gedankens konnte ohne Zwang nicht stattfinden, der einzige Theodorich steht als erster der Helden in der Mitte der Dichtung, doch nicht so überragend, um einziger Mittelpunkt des Ganzen zu sein, auch füllt seine Heldenlaufbahn nur einen kurzen Zeitraum aus." Der Dichter hat die Wahl der Oktave nach dem Muster der „Lusiaden" und die Vorzüge seines Sujets weiterhin kurz begründet: „Mehr als jede andere Strophe war die Oktave dazu geeignet, die wuchtigen Quadern eines Epos, wie ‚Die Völkerwanderung', zu tragen. Der Aufeinanderprall zweier Weltepochen, der des römischen Heidentums und der siegenden Christenheit, der Barbaren des Nordens in ihrer Heldengröße gegenüber der hinwelkenden Schönheit des antiken Lebens, welche Fülle von Gestalten bot sich da! Und welcher Reichtum landschaftlicher Schilderungen, vom Nordlicht über den Steppen und den Klippen der mitternächtigen Meere bis zu den glücklichen Inseln des Südens, vom Hochgebirge bis zu den verlassenen Riesenbauten am Saum der Wüste." Gewiß, eine große Grundidee; Gestaltenfülle und abwechselungsvolle Farbenstaffage dominieren. Der Autor hat sich indessen in dem widerstrebenden Stoffe vergriffen; manche Teile seiner Dichtung sind chronikenhaft dürr ausgefallen; der schimmernde Leitfaden wird von grauer Uferlosigkeit überschwemmt, aus welcher Gestalten auf Gestalten schemenhaft auftauchen und spurlos wieder versinken. Manche Kapitel, wie Geiserichs Meerfahrt, sind allerdings mit dem frischen, zielbewußten Wurfe des berufenen Epikers durchgeführt worden. Das Ganze ist mehr als ein bewundernswertes Experiment zu schätzen.

Die „Dunklen Gewalten" hegen kletnere, weniger historische als vielmehr frei erfundene, in drei-, vier- und fünffüßige Jamben gefaßte Reimerzählungen à la Byron, die vom alten Babylon der Semiramis bis in

das Elsaß des deutsch-französischen Krieges tragen, bedeutend in der Verkettung idyllischer See- und Landschaftsbilder und blutiger Kampfschilderungen, meist schwermütig ausklingend, auf unerfüllte Hoffnungen, Trennung und Tod. Diese 13 Geschichten, von denen „Der Junker von Bergün", „Der Zieler", „Astorga" und vornehmlich das phantastische Charaktergemälde „Der Schüler des Paracelsus" exzellieren — leiten von Linggs Epik zu seiner Lyrik hinüber.

Der erste Band der „Gedichte", von E. Geibel mit einer kurzen, klug reservierten Einleitung ausgerüstet, errichtete den Grundpfeiler seines Ruhmes. Es berückten hoheitsvolle Geschichtsbilder von wunderbarer Weite und Tiefe, ebenso machtvolle, fremdartige Urweltsahnungen, Landschaften von feinstem poetischen Zauber. Band 2 und 3 lenken aus den Finsternissen der Vorzeit: der Helle des griechischen Zeitalters und Roms eisernem Kriegswetter in den Wunderspuk des Mittelalters und selbst in das verworrene Getose der Neuzeit. Erotische Lieder werden zu einem üppigen Strauße geflochten. Während in den „Zeitgedichten" und „Vaterländischen Balladen und Gesängen" die brave Gesinnung den Haupttrumpf ausspielt, sind die folgenden lyrischen Sammlungen Linggs besser ausgereift. Sie zeigen jedoch auch bereits einen Alternden. Der Dichter wird stofflich anspruchsloser und realistischer, stilistisch verschnörkelter und ungelenkiger.

In den „Schlußsteinen" pflegt er mehr die Ballade im engeren Sinne, die das Detail-Erlebnis einer bestimmten Persönlichkeit mit dramatisch lebhaftem Schwunge darstellt. Er giebt kunstvolle „Abendstern"-Ghaselen, lehrhafte Fabeln und „Anmerkungen" zum Besten. Zugleich setzt hier die schwere Menge seiner weitschichtigen Prologe und Festkarmina ein. Aus dem „Lyrischen" ragen die philosophisch-historischen, psalmenartig majestätischen Menschheits-Reflexionen der „Freien Rhythmen" hervor. In den „Jahresringen" rafft sich der Dichter ersichtlich zusammen, um sich mit der Bethätigung seines gesamten geistigen Fonds als Meister von Gottes Gnaden auszuweisen. Thatsächlich ist das Buch von eklatanter Reichhaltigkeit. Es finden sich darin wunderschöne Erotika, denkwürdige „Ausgewählte Jugendgedichte", und die Phantasie und selbst der Humor des Verfassers feiern in den „Tag- und Nachtbildern" wahre Triumphe („Die Phantasie vor Gericht" 2c.). Die „Schlußrhythmen und neuesten Gedichte" werden vielfach von dem Reif und kühlen Spätglanz des Greisentums gedrückt. Hie und da stören farblose oder prosaische Wendungen, doktrinäre Verallgemeinerung schleicht sich wieder und wieder ein, die Komposition ist sprunghaft und zerfahren. Die „Balladen und Erzählungen", die Liebeslyrik der „Lavafunken", die Gedankenflora der „Rückblicke" spenden

indeſſen trotz mancher Variationen und Erweiterungen des ſelben Thema's manche köſtliche Blüte und Frucht. Namentlich ergreift die knappe Heimatspoeſie der „Lieder vom Bodenſee" mit ihren trüben Träumereien, geheimnisvollen Vorgefühlen, dämmerig aufflackernden und verrauchenden Wünſchen. „Ein ſturmbewegtes Leben liegt hinter mir", empfindet der Dichter, während ſein Boot den „Abend" der ruhiger ſchäumenden und verſchäumenden Wogen durchquert. Und

„Nur manchmal grollt ein Toſen
Im Herzen noch, wie heut'
Die Brandung von den Roſen
Der Abendglut beſtreut."

Lingg berührt ſich leiſe, ſtofflich und ſprachlich, mit einzelnen Modernen, wie G. Falke, H. Salus u. A. Seine Neigung zu dem rauſchenden Strome der Gegenwart, zu wirklichkeitsgetreuer Darſtellung oder phantaſtiſcher Myſtik, neuerdings zur Heimatskunſt, prägt ſich nur nicht markant genug aus. Daher iſt er immer zu den „Alten", den maßvollen Feiertagspoeten, Münchens Plateniden, gerechnet worden. In der Korona dieſer Künſtler, ſo weit ſie Lyriker ſind, ſtehen ihm der hausbacken weiſe, oberflächliche Reimjongleur Fr. von Bodenſtedt, der geiſtvolle, erfindungsreiche, allzu ariſtokratiſche P. Heyſe, der ſinnlich glühende Nachempfinder W. Hertz, der Goethiſch ſchlichte, duftig ſinnige, oft gar zu einfache M. Greif, der derbere, knorrige, nahezu naturaliſtiſch ſchaffende H. von Hopfen fremd gegenüber. Dagegen reicht er dem düſter-leidenſchaftlichen, peſſimiſtiſchen Altertümler H. Leuthold die Hand. Als Balladendichter iſt er der Nebenbuhler des weicheren, kritiſch tüchtigen, echt deutſchen E. Geibel, des ſchmiegſamen, mehr nordiſch-germaniſchen und engliſch-ſchottiſchen Süjets und Strophen ergebenen F. Dahn, vor Allem des großen Verehrers aller Geiſtesfreiheit und zukunftsfrohen Humanität, der harmoniſchen, ſchönheitslichten Antike — ein Genoſſe des minder urſprünglichen, verſtandesmäßigen Grafen Fr. A. von Schack. Lingg iſt der Epiker der Münchener Schule. Kann ſeine „Völkerwanderung" auch nicht neben Ilias-Odyſſee und Nibelungenlied beſtehen, ſo wird ſie doch von ihren lyriſchen Reizen und mannigfachen, glücklich pointierten erzählenden Bruchſtücken der Vergeſſenheit entriſſen werden. Selbbewußt durfte der Verfaſſer daher einſt auf das erſte Exemplar ſeines Epos das Merkwort ſchreiben: „Ein Buch mehr auf der Welt". Linggs Lyrik iſt zwar viel überſetzt und noch häufiger komponiert worden. Aber ſie iſt noch viel zu wenig in's deutſche Volk gedrungen. Wer eine gründliche Anthologie lediglich aus den neun Bänden

seiner Verse zusammen stellen wollte, würde seinen Zeitgenossen einen seiner originellsten und bedeutendsten Lyriker der letzten fünfzig Jahre an's Herz legen.

Letztes von Hermann Lingg.*)

(München.)

Sommertag.

Aus weitgedehnten Blumenauen,
Von mittäglicher Glut besonnt,
Ragt Hochgebirge still im Blauen,
Am duftig reinen Horizont.

Kaum sind die Menschen noch zu sehen,
Die dort im hohen Gras entlang
Die goldnen Ährenfelder gehen
Mit frohem Lachen und Gesang.

Es wiederholt aus Felsenklüften
Der Hall des Echo's ihre Lust,
So wird der Tag auch in den Lüften
Der eignen Wonne sich bewußt.

Sturmnacht.

Wie wütend peitscht der Föhn die Flut!
Ein Stern im Südost strahlt in Glut —
Mein Blick kann sich von ihm nicht trennen.
Du Glanz da droben im Azur,
Willst du die Welt verbrennen,
Wie mich die Liebe? Zeig' es nur
Im Flammenkleid, das dich umschwebt!
Die Welle, die sich stürmisch hebt,
Gehorcht dir, Dämon, und ist dein!
Du, der allein
Am Schreck und Untergang sich weidet,
Wie sollt' ich nicht dein eigen sein,
Da, was ich liebe, leidet! —

Tanzende Römerin.

Unverhüllt den knospenden Busen,
Bei der schmachtenden Flöte Ton
Lieblich tanzt sie wie eine der Musen,
Wenn sie umschweben den Helikon.

Jede Bewegung ist Wohllaut, Sprache,
Küßt den Marmor ihr lieblicher Fuß,
Aus dem säulengetragnen Gemache
Winkt zu den Göttern begeistert ihr Gruß.

In die entzückenden Augen versunken
Schwärm' ich mit ihr, ich rase mit ihr,
Alles veredelt sie schönheitstrunken,
Weit weg flüchtet die dunkle Begier.

Alles fühlt sich mit fortgerissen
In dem bacchantischen Wirbelwind —
Halt, o halt ein, damit wir wissen,
Daß wir noch sterbliche Menschen sind!

*) Aus den „Schlußrhythmen und neuesten Gedichten"; S. 43, 86, 114, 230.

Der Lebensmüde.

Ich seh', wohin ich wandre,
Erneuert Haus um Haus;
Und ein Geschlecht um's andre
Wächst über mich hinaus.

Ich seh' die Größe wanken,
Die Zinnen stürzen ein;
Was hoch stand in Gedanken,
Ward kläglich und gemein.

Die Welt wird umgestaltet;
Nicht ich nur werde alt,
Auch meine Zeit veraltet,
Vergeblich ruf' ich: Halt!

Im Stillen und gewaltsam
Schafft sich das Neue Bahn,
Die Zeit drängt unaufhaltsam
Und überall voran.

Auf Rossen wie mit Flügeln
Entsteigt ein Morgenrot;
Ich greife nach den Zügeln,
Da steht vor mir der Tod.

Krank.

Von Gustav Meyrink.

(Prag.)

Der Gesellschaftsraum des Sanatoriums war stark besucht, wie immer; — alles saß still und wartete auf die Gesundheit. — Man sprach mit einander nicht, da man vom Andern eine Krankheitsgeschichte befürchtete — oder Zweifel an der Behandlungsmethode. — — Es war unsagbar öde und langweilig, und die faden, deutschen Sinnsprüche, mit schwarzen Glanzbuchstaben auf weiße Kartons gepappt, wirkten wie ein Brechreiz. — — An einem Tische, mir gegenüber, saß ein kleiner Junge, den ich ansah, weil ich sonst meinen Kopf in eine noch unbequemere Lage hätte bringen müssen. —

Er war geschmacklos angezogen und sah unendlich stupid aus mit seiner niedrigen Stirn. — An seinen Sammet-Ärmeln und Hosen hatte die Mutter weiße Spitzen-Besätze befestigt. — —

Auf uns Allen lastete die Zeit, — sog uns aus, wie ein Polyp. — — Ich hätte mich nicht gewundert, wenn plötzlich diese Menschen wie

ein Mann, ohne sogenannte Veranlassung, mit einem Wutgeheul aufgesprungen wären und alles — Tische, Fenster, Lampen — in Raserei zertrümmert hätten. —

Warum ich nicht selbst so handelte, war mir eigentlich unverständlich; vermutlich unterließ ich es aus Furcht, daß die Andern nicht gleichzeitig mitmachen würden, und ich hätte mich dann beschämt wieder niedersetzen müssen. — —

Dann sah ich wieder die weißen Spitzen-Besätze und fühlte, daß die Langweile noch quälender und drückender geworden war; — — ich hatte das Gefühl, als ob ich eine große, graue Kautschuk-Kugel in der Mundhöhle hielte, die immer größer wurde und mir in's Gehirn hinein wuchs. — —

In solchen Momenten der Öde ist einem sonderbarer Weise auch der Gedanke an irgend eine Veränderung ein Greuel. — —

Der Junge reihte Dominosteine in ihre Schachtel ein und nahm sie dann in fieberhafter Angst wieder heraus, um sie anders zu legen. — Es war nämlich kein Stein mehr übrig, und doch war die Schachtel nicht ganz voll, wie er gehofft hatte, — es fehlte bis zum Rande noch eine ganze Reihe. — —

Er packte seine Mutter endlich heftig beim Arm, deutete in wilder Verzweiflung auf diese Asymmetrie und brachte nur die Worte heraus: „Mama, Mama!" — Die Mutter hatte soeben mit einer Nachbarin über Dienstboten und ähnliche ernste Dinge gesprochen, die das Frauenherz bewegen, und blickte nun glanzlos — wie ein Schaukelpferd — auf die Schachtel. —

„Leg' die Steine quer", sagte sie dann. —

Im Gesicht des Kindes blitzte ein Hoffnungsstrahl auf, — und von Neuem gieng es mit lüsterner Langsamkeit an die Arbeit. — —

Wieder verstrich eine Ewigkeit. — — — — Neben mir knisterte ein Zeitungsblatt. — —

Mir fielen wieder die Sinnsprüche in die Augen, — und ich fühlte mich dem Wahnsinn nahe. — —

Jetzt! — — Jetzt — — das Gefühl kam von außen über mich, sprang mir auf den Kopf, wie der Henker.

— — Ich starrte den Jungen an, — von ihm zog es zu mir herüber. — — Die Schachtel war jetzt voll, aber ein Stein war übrig geblieben! — —

Der Junge riß die Mutter fast vom Stuhl. — Sie hatte schon wieder von Dienstboten gesprochen und stand jetzt auf und sagte: „Wir gehen nun zu Bett, du hast jetzt lange genug gespielt." —

Der Junge gab keinen Laut von sich, er stierte nur mit irren Augen um sich, — — die wildeste Verzweiflung, die ich je gesehen. —

Ich wand mich in meinem Fauteuil und krampfte die Hände, — es hatte mich angesteckt.

— — Die Beiden giengen hinaus, und ich sah, daß es draußen regnete. — — Wie lange ich noch saß, weiß ich nicht mehr. — Ich träumte von all' den trüben Erlebnissen meines Lebens, — sie sahen mit schwarzen Domino-Augen einander an, als ob sie etwas Unbestimmtes suchten; — ich wollte sie in einen grünen Sarg einreihen, — — aber jedes Mal waren ihrer zu viel oder zu wenig. — — —

Gedichte

von A. K. T. Tielo.

(Tilsit.)

Gottgericht.

Wirbelnder Regen, finstere Träume!
Auf schwarzen Wolken reitet ein Riesensturm
Und schmettert die heulenden Glocken vom Turm
Und bricht hundertjährige Bäume.
Ein Rufen und Rennen, als öffne sich Grab und Gruft,
Ein Stöhnen und Dröhnen in Flut und Luft —
Welch' Unheil reckt sich mit fahlem Gesicht?
„So hörtest du's nicht?
Heut' halten sie über den Herrgott Gericht! —
Schuldlos gemarterte arme Menschenherzen
Erhoben Klage,
Und es sank sein Los auf der ehernen Wage . . ."
Ein Trauermarsch, dumpf und erzen,
Rollt aus schweren Posaunen und heisern Drommeten —
Tausendstimmiges Weinen umher, flammender Flor —
In Ketten und Gebeten
Kniet ein Priesterchor
Und winselt, gesteinigt von Schande und Spott,
Auf zu Gott.

Doch in die blaſſen Blitze wächſt empor
Ein ungeheures, zitterndes Schaffott,
Darüber, von zerflatternden Lichtgewölken umbläht,
Zwei ewige, wundertiefe Augen auftauchen voll Majeſtät —
Und ein zermalmender Donnerſchlag!
Wie verwundet ich mich aus dem Schlafe bäume,
Und es rauſcht der Regen über's Dach,
Schwankende Wipfel, verworrene Träume . . .

Umſonſt.

Du glätteſt wie in müder Wehr
Dein Blondhaar, das mich duftumwebt,
Und ſchließt die Augen ſcheu und ſchwer —
Ich weiß, was wachſend dich durchbebt.

Du ſpürteſt meiner Liebe Flut,
Und wie ſie brandend wogt und wühlt;
Sie ſchäumte in dein junges Blut —
Nun wirbelt's bang und ungekühlt . . .

Und ruhſt du ſtumm vom Feſte aus,
Der keuſchen Sternenfeier hold —
Kein Schlaf! Ein heimliches Gebraus
Zu dir aus blauem Dunkel rollt.

Der Nacht giebſt du den Buſen preis,
Ihr Atem kühl darüber drängt —
Umſonſt! Ein Rauſchen voll und heiß
Mit wildem Jauchzen dich umfängt.

Und flögſt du bis an's End' der Welt,
Dies Rauſchen brächt' dir Glut und Glück
Und trüg' dich, von dir ſturmgeſchwellt,
In meinen Mannesarm zurück.

Nach dem Gewitter.

Die Donnerwolken ſind gegangen;
Der Abend über'm feuchten Feld
Schmückt ſich den Hut mit Purpurſpangen.
Ich küſſe dir die kühlen Wangen —
Auch unſer Weg wird duftumwellt.

Du folgteſt mir, ob Schuld und Schande
Dich aus des Hauſes Wärme wies;
Du löſteſt altvertraute Bande,
Du folgteſt mir! Im Wetterbrande
Der Sturm uns Hohnfanfaren blies.

Verhallt. Sein heißer Zorn verſprühte
In lindem Hauch. Mein Atem trinkt
Beſeligt deine Frauengüte.
Dein Haupt wie eine blaſſe Blüte
Auf meine Schulter heimlich ſinkt.

Weit hat ſich hinter uns verflogen
Das Weh der Welt. Willkommen, Nacht!
Wir treiben weich durch Ährenwogen,
Von funkelhellem Friedensbogen
Im Dunkel endlos überdacht.

Erlösung.

Zwei Blutstropfen rot im weißen Schnee —

Nicht lachst du wie früher mit Augen und Mund:
Es drückte auch dich wie eisiges Weh,
Und dein Morgen ward still und die Seele wund.

Ich komme! Und hat uns die Not besessen,
Heiß werden wir Herz zum Herzen pressen,
Dein blasses Lächeln wird meines versteh'n,
Der alte Schnee wird verwehen, zergeh'n,
Und aus Tiefen hervor mit leisem Flammen
Zittern zwei rote Tropfen zusammen. —

Kunst und Religion.

Von Rudolf Klein.
(Berlin.)

Es ist ein viel geführtes Schlagwort der Materialisten, sowohl der spekulativen vom Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich wie der naturwissenschaftlichen im 19. Jahrhundert — der Satz: die Kunst werde einst an Stelle der Religion treten. Nichts aber beweist mehr die Unzulänglichkeit dieser Behauptung wie der Umstand, daß der Kunst je mehr das religiöse Element abhanden kam (das Wort „religiös" im weitesten Sinne gebraucht), je mehr sie von dem Religion mordenden Geiste des Materialismus in sich aufnahm und somit unmöglich das ersetzen konnte, was jener vernichtete, da er ihr die transzendentalen Quellen, aus denen die Religion als Spenderin unseres transzendentalen Ursprungs fließt, für immer verstopfte, dessen Darstellung die höchste Kunst aber zu allen Zeiten war und sein wird, um so mehr aber sein müßte in einer Zeit, in der sie nicht nur die Versinnbildlichung einer Religionslehre, sondern direkt deren Ersatz sein soll; während aus Obigem hervorgeht, daß die Kunst in ihrer höchsten Form nur gedeihen kann, so lange es eine Religion, d. h. eine

transzendentale Weltanschauung giebt — denn die Kunst ist in ihrer höchsten Äußerungsform nicht das Produkt des räsonnierenden Verstandes, der sich mit der Erscheinung der Dinge abzufinden sucht, vielmehr der Anschauung, d. h. jener Organe, die ihren Zusammenhang mit dem Transzendentalen nie aufgegeben haben. Der Grund unserer Unzufriedenheit mit der heutigen Kunst läge also in ihrem geringen Gehalt an Transzendentalem, in ihrem zu engen Zusammenhange mit dem Materialismus, der ihr den religiösen Gehalt raubte, obgleich sie seiner Lehre nach gerade an Stelle der Religion treten sollte. Die ersten Anfänge dieser Phase liegen weit zurück. Sie beginnen mit dem allmähligen notwendigen Bruch der Darstellung der Körperlichkeit des Heilandes, wie der noch fehlende Zusammenschluß mit neuen religiösen Konkretionen die letzten Ursachen sind. Viele haben das Übel empfunden, von dem nur wenige ganz große Künstler eine Ausnahme bilden. Wer aber sähe einen Ausweg für die Allgemeinheit aus der verworrenen Meinungenvielheit? Gehen wir auf den Wendepunkt zurück, auf die Glaubensspaltung, mit der die Verweltlichung der Kunst begann, untersuchen wir (um das Religiöse einmal vorerst direkt im Konfessionellen zu fassen) den Einfluß von Katholizismus und Protestantismus auf die Kunst, und versuchen wir, uns von hier ab weiter zu tasten.

Man hat wohl gesagt: „wir kranken an den Folgen der Reformation" und hat hieran die Bemerkung geknüpft, wir dürften nicht länger getrennt bleiben. Alle großen Kulturen sind aus einer einheitlichen Weltanschauung, die Denker und Volk vereinte, hervor gegangen, und es würde allein dieser Umstand die innere Wahrheit obigen Satzes bestätigen, wenn uns nicht die Frage des „Wie?" völlig unlösbar schiene, wir dies nicht in die fernste Zukunft zu vertagen uns genötigt sähen, um uns dem ohnehin unhemmbaren Fortschritte zu überlassen, der sich aus den scheinbar geringen Zuthaten der Einzelnen wie unter unsichtbaren Händen bildet und formt, so daß jeder redliche Arbeiter weniger für sich wie für eine unbestimmte Zukunft wirkt. Daß die Einigung eine kirchliche im alten Sinne sein könnte, scheint uns wenig glaublich, wie überhaupt zum Vorteil kultureller Interessen eine Einigung dieser transzendentalen Fragen erst möglich scheint, nachdem die wohl noch für lange unklar gährenden, zur Regelung der körperlichen Interessen der Individuen berufenen sozial-ökonomischen Fragen, in einer aus neuen wirtschaftlichen Umgestaltungen hervorgegangenen Einigung vorangeschritten sein werden, da sie das notwendige Fundament zu jenen transzendentalen bilden, und die Masse sich diesen erst widmen kann, so nicht jene mehr ihr ganzes Interesse auffaugen. Dennoch wird es nicht unangebracht sein, bei Zeiten auf jene hinzuweisen, damit die

große Zahl der von ökonomischen Mißständen Unbehelligten wieder beginne, zum kulturellen Fortschritte des Einzelnen wie der Nation aus der religiösen Indifferenz herauszutreten.

Verweilen wir noch einmal bei dem Satze von den nachteiligen Folgen der Reformation, so stellt sich uns die zwiefache Frage: War diese notwendig und ist somit alles, das von ihr bis heute reicht, sofern es uns, vor Allem in unseren Tagen unbefriedigt läßt, nur als eine Brücke in eine bessere Zukunft zu betrachten, oder befinden wir uns in der That auf einem Irrweg, der uns immer weiter in Wüsten und Wildnisse führt und zu einer Rückkehr dringend mahnt?

Man hat vielfach den Protestantismus als einzig mögliche Voraussetzung für unsere moderne Kunst, überhaupt für eine germanische Kunst, reklamieren wollen. Diese Leute sagen, die „katholische" Kunst eines Raffael vermöge einen Germanen nicht zu befriedigen, und nennen dann Dürer einen Protestanten. Sowohl Dürer wie Holbein aber sind, psychologisch betrachtet, noch katholisch, und ob die rein katholische Kunst eines Stephan Lochner oder Hubert van Eyk einen Germanen nicht zu befriedigen vermag, möchte ich bezweifeln. Diese Leute reklamieren Rembrandt gerne für sich. Nun, als Bibelmaler ist dieses größte Genie des 17. Jahrhunderts ja durch und durch protestantisch. Ob aber die Kunst nicht auch ohne Glaubensspaltuug ähnliche Wege gegangen wäre, scheint mir unbewiesen. Jene Fürsprecher sagen: der Protestantismus und Rembrandt sind die Ahnen modernen Kunstgeistes. Schon richtig. Aber sind nicht die Katholiken Velasquez und Caravaggio vor Rembrandt ähnliche Wege gegangen? Man wäre also vielleicht auch für den Fortschritt reif gewesen, ohne der Masse die Einheit zu nehmen, und so die vielleicht notwendige kritizistisch-naturalistische Epoche in Kunst und Wissenschaft mehr nur wie eine innere Krisis im Mutterorganismus selbst verlaufen wäre, als ein reinigendes Fieber. Höchst charakteristisch hierfür ist der Umstand, daß in unserem Jahrhundert England, dieses fortgeschrittenste Land des Protestantismus, dem wir den ganzen Naturalismus verdanken, indem es an das Holland des 17. Jahrhunderts anknüpfte, aus seinem echt germanischen Empfinden heraus sehr bald die Unfruchtbarkeit der Fortsetzung dieses Geistes einsah, um auf das Mittelalter zurück zu gehen; freilich in einer Art, die keinen Fortschritt zuließ — woraus hervorgeht, daß das wahre Wesen der Kunst, das wir gerade an der Kunst unserer Tage vermissen, weit eher ein dem Katholizismus wie dem Protestantismus Verwandtes ist, ein Schluß, den weder das gewaltige Genie Rembrandts noch die glänzenden Fähigkeiten der ihm verwandten Vorläufer Velasquez und Caravaggio

widerlegen. Und so scheinen von zeitgenössischen Künstlern Böcklin und Thoma — wenn wir das Wort „katholisch" des konfessionellen Zubehörs entkleiden — weit eher katholische wie protestantische Künstler, weil sie Verkörperungen des germanischen Erdgeistes sind, der seit der Gothik schlief und nun wieder sich zu regen beginnt, nachdem der protestantische, d. i. spezialisierende wissenschaftliche Geist eine ausgelaufene Kurve ist, der während drei Jahrhunderten den Blick auf's Irdische des Daseins richtete, nun allgemein wieder diesen eine neue Einigung mit Überirdischem suchen läßt. —

Was wir an der Kunst des 19. Jahrhunderts (gemeint ist die sogenannte moderne Kunst seiner zweiten Hälfte) am meisten vermissen, ist die tragende Basis einer Weltanschauung. Wie rasch sind wir aus den einzelnen Phasen, für die wir einst heiß stritten, infolge dessen heraus gewachsen. Die Bilder der Naturalisten, auf denen unser naturdurstiges Auge befriedigt ruhte, lassen uns größtenteils kalt. Die Bilder der Neu-Idealisten, aus denen noch vor Kurzem feine Lyrismen zu uns wehten, sagen uns nichts mehr. Was wir vermissen, ist die Sprache der Idee (die beileibe nicht litterarisch vorgetragen sein soll), die uns zu stillem Sinnen zwänge über unser Sein, über unseren Ursprung und unsere Zukunft, jener Gehalt, der uns ein Trost sein könnte, weil eine Gewißheit der eigenen Unsterblichkeit, kurzum jener Gehalt, der aus dem Tiefsten geflossen ist, den Künstler nur als widerstandloses Gefäß benutzend, in dem er Form annahm, um für die weniger seherhaften Mitbrüder in Erscheinung zu treten. Was wir statt dessen rings sehen, ist nichts wie Stückwerk, das das geschärfte Auge des Technikers festhielt, kaum wertvoller wie eine Momentphotographie, weil selbst flüchtig wie der Augenblick, den zu bannen es sich bemühte. Wie gesagt: es fehlt die Weltanschauung, der religiöse Gehalt. Ergötzen soll die Kunst, doch nicht nur formal das Auge und inhaltlich die Sinne für einen flüchtigen Augenblick, die Seele bis in ihre letzten Fugen mit der Gewißheit erfüllen soll sie, daß kein Übel dieser Erde so groß, daß wir nicht von ihm erlöset würden, und uns die eine Zuversicht sein, daß uns im letzten Grunde nichts geschehen kann. Doch so zu uns sprechen kann keine Kunst (nun, da wir dies wieder von ihr fordern), die aus dem Materialismus hervor gieng, die der Weltordnung ethische Motive und Endzwecke absprach. Die Kunst, die uns befriedigen soll, bedarf anderer Voraussetzungen.

Nur der Spiritualist kann eine Weltanschauung haben. Der Materialist höchstens eine Lebensanschauung. Doch selbst diese hatten nur ganz Wenige der Feinsten unter den Naturalisten. Trotz aller Mystik

waren daher, genau genommen, selbst die neueren Romantiker noch Materialisten. Sie fühlten zwar tiefer und weiter wie Andere, doch nur oberflächlich, unklar, sensualistisch. Ihr Geist hatte sich nicht befreit vom Körperlichen, um, vom Allzu-Individuellen gereinigt, wieder das aus dem Transzendentalen fließende Allgemeine zu schauen und mit schaffender Phantasie frei zu gestalten. Diesem Ziele ist zu allen Zeiten die höchste Kunst ersichtlich zugestrebt, wenn auch unter verschiedener, den Bedingungen entsprechender Konstellation. So in der Antike. Zur Zeit der Gothik. In Raffael. Im 17. Jahrhundert ein einziges Mal mit Rembrandt. Im 18. Jahrhundert mit Schiller und Goethe. Diese Wandlung schwankt von der höchsten Stufe der Darstellung des die Gattung verkörpernden Individuums, wie die Antike sie giebt, zur Gestaltung des reinen transzendentalen Eins-Seins in Gott: der Gothik; von hier durch realistische Übergangsstufen zum erhöhten Menschentum Raffaels, das wir dann, im Protestantismus hernach, bei Rembrandt vollends verweltlicht sehen, um bei Goethe und Schiller wieder die der Antike verwandte, die Gattung repräsentierende Typendarstellung zu finden — bei Schiller mehr noch wie bei Goethe, der durch seinen mystisch-dunklen Gefühlsuntergrund schon auf die neue Phase der Zukunft hinweist, deren vereinzelte Vorläufer mit uns leben. So führt die Entwicklungslinie aus der sich auflösenden Antike zur Gothik und von hier durch Luthers protestantischen Individualismus über Rembrandt (von dem noch das ganze 19. Jahrhundert zehrte) zu der kommenden Epoche, die erst herauf steigen kann, wenn, wie Anfangs erwähnt wurde, sich die noch in unklarer Gährung befindenden sozialpolitischen Verhältnisse vollends geändert haben werden. Und kann diese Epoche wieder künstlerisch produktiv werden? kulturell eine Hochblüte zeitigen? Nur wenn sie sich religiös gemeinsam vertieft, ist unsere Antwort auf diese Frage. —

Wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit. Das große Jahrhundert der „Neuerungen" liegt hinter uns, und der Gedanke, daß die Religion, will sagen der „Blick auf's Jenseits", wieder die Führung übernimmt, ist der einzige Trost aller feineren Geister. Auf naturwissenschaftlichem Wege konnten wir nichts über unser Wesen, über unsere Her- und Zukunft erfahren, am wenigsten aber über den Zweck unseres Daseins. Wir müssen daher notwendig andere Wege einschlagen, um zu dem „Credo" zu gelangen, dessen wir bedürfen. Ein solcher Blick „auf's Ganze" würde vorerst die Denkresultate der Einsamen —: daß trotz aller entwicklungsgeschichtlichen Forschungen alles Seiende doch nur eine Fiktion unseres Gehirnes sein kann, da es sich anders gar nicht zu Ende denken läßt — an Stelle der materialistischen Plattheiten zur mählichen Vorbereitung und

Wiederbefreundung mit dem Gottesbegriff in die breite Menge der religiös Indifferenten tragen, den Glauben an eine Prä- und Nacherisstenz wieder festigen, und so die Erkenntnis bringen, daß unser Leben nur ein Durchgangsstadium sein kann. In früheren Zeiten beschäftigte sich der Mensch bis zu seinem Tode unablässig mit den Fragen der Religion; in unseren Tagen hält die Mehrzahl gerade der sogenannten Gebildeten dies gleich nach den Schuljahren für überflüssig, um jene kargen Schulbegriffe noch rasch zu vergessen. Es mag der Grund hierfür vielleicht darin liegen, daß wir in der Jugend überhaupt gern, weil wir so mit allen Sinnen im Leben stecken, auf alles Übernatürliche verzichten, ja, kein Verständnis dafür haben bis in reiferen Jahren wir, gewissermaßen wie eine Schildkröte aus ihrem Gehäuse, den Kopf aus diesem Sinnenrausch strecken, um, nachdem wir bis dahin pantheistisch nur Tier waren, zur Einsicht zu kommen, was es heißt: „Mensch" zu sein. Von diesem Standpunkte betrachten wir dann die Dinge, in denen wir vorher mit Haut und Haaren stacken, etwas aus der Ferne, um mit einem Schlage wieder vom Leben nach dem Tode überzeugt zu sein. Haben wieder Distanz zu den Dingen bekommen, mit denen wir früher verwachsen waren. Werden wieder inne, daß das Leben nichts ist denn ein geistiger Prozeß an einem materiellen Träger, und wirken nun bewußt an der Vergeistigung des Stofflichen, das abzustreifen wir bemüht sind mit der Erkenntnis, daß Glückseligkeit nur in der Überwindung des Fleisches erreichbar, indem nur der Sinnliche sich nach ihr in Sehnen verzehrt, während der Frei-Gewordene mit jener auch diese in der Hand hat. Je genialer, d. h. je begnadeter mit Geist daher ein Individuum im Diesseits ist, je stärker wird sich von Jahr zu Jahr der Geist befreien, so daß in der Stunde des Todes sein Körper nur mehr eine Hülle ist, die er überwunden hat. Nur einem solchen Individuum wird zudem der Tod leicht sein, da sein ganzes Leben ein Vorbereitungsprozeß auf ihn ist. Die Individualität, der Wille wird aber erst im Verkehr mit der Außenwelt frei, aus dem sie als abgeklärte Persönlichkeit hervorgeht, die in volle Übereinstimmung mit Gott und der Welt gelangt. Einen solchen Werdegang sollten wir in den Werken der Künstler sowohl suchen wie von ihnen verlangen. Und wenn wir ihn, mit ganz geringer Ausnahme, bei den Heutigen nicht finden, so ist der Grund der, daß nur die Allerwenigsten von ihnen in jenes zweite Stadium des Denkens, das den religiösen Gehalt ermöglicht, eingetreten sind. Die spiritistisch-mystischen Versuche der Neu-Idealisten waren eben nur Versuche, in sich noch rein materialistisch, ohne vom Ich zum Allgemeinen fortgeschritten zu sein, wie der Spiritismus an sich eben-

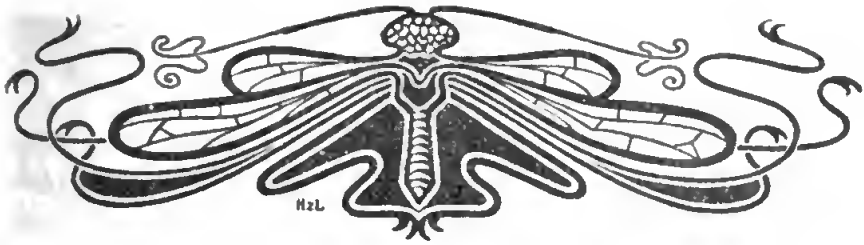
falls nur als eine Brücke vom Materialismus zum Spiritualismus, vom Unglauben zum Glauben zu betrachten ist. Wer wieder glaubt, bedarf seiner nicht, weiß, daß Spiritismus nur ein Spuk der Materie ist und nicht fähig, die eisernen Schranken zu durchbrechen, die der Schöpfer zwischen Jenseits und Diesseits gezogen hat.

Da es für einen denkenden Menschen also gar keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß die Seele unsterblich ist, sollte es uns wahrlich nicht so gleichgiltig sein, unsere Seele den ihr entsprechenden Kräften gemäß im Diesseits zu läutern, damit ihr dies im Jenseits erspart bleibe. Dem, so sich die Augen plötzlich öffnen, ist es unfaßlich, zu sehen, wie die Mehrzahl gerade der sogenannten Gebildeten in den Tag hinein lebt, ohne auch nur im Geringsten Sorge darum zu tragen, was ihrer nach dem Tode harrt, während dieser Umstand einigen Wenigen wieder die Haut schaudern macht. Dieser Umstand allein ist es auch, der uns Alle mit einander verbinden sollte und es allein vermag, da er jeden von uns auf die gemeinsame transzendentale Quelle wie das gemeinsame Ziel hinweist. Dieser Umstand allein und nicht der, daß in diesem Leben jeder von uns Anrecht auf gleiche materielle Güter habe, ermöglicht es auch dem geistig höher Stehenden, den minder Begabten als einen im letzten Grunde Gleichen zu betrachten, um ihn trotz dieses Unterschiedes entsprechend zu fördern. Dieser Umstand ist es auch, der alles Einzelstreben — und nicht zuletzt in der Kunst — als unfruchtbar erkennen läßt und zu der breiten Basis der Allgemeinheit drängt, was natürlich nicht ausschließt, daß jeder im Stillen der Förderung seines Ich obliege und die Früchte genieße. Doch erhellt hieraus, daß es unzutreffend ist zu sagen, die Masse sei für die Wenigen da, vielmehr jeder seinen Kräften entsprechend für das Ganze. Nicht im Bekämpfen und Ausnutzen, sondern im Ertragen und Verstehen des Niederen liegt die Aufgabe des Vornehmen als einzig würdige Verwendung seiner Vorzüge, Kraft und Sonderstellung, eine Annahme, die das einzig Richtige: eine ethisch-aristokratische Gliederung (im Gegensatz zur oft proklamierten individuellen Willkürherrschaft) der, die individuellen Unterschiede leugnenden, Heilslehre der Sozialisten gegenüber stellt. Von der Stärke der Individualität, die sich in den Dienst der Gesamtheit stellt, ist alles zu erhoffen. Dadurch, daß sie bemüht ist, sich selbst zu fördern, fördert sie die Allgemeinheit, wie dadurch, daß sie bemüht ist, sie, die Gesamtheit, zu ertragen (statt sich abzusondern), zu verstehen, sie sich selbst wieder fördert, indem sie in ihrer Überlegenheit erstarkt. Eine solche Individualität ist unverletzlich, ihr „kann nichts geschehen". Sie hat im besten Sinne des Wortes „ihre Sach' auf Nichts gestellt", eben weil sie, so persönlich sie wirkt, im un-

verlierbaren Dienste der Allgemeinheit steht. Es ist dies jene Grenze, da der äußerste Egoismus und Altruismus ineinander fließen, indem die Hintansetzung des Persönlichen den höchsten Genuß ermöglicht.

Welchen Wert eine solche Denk- und Lebensweise für die Kunst mit sich bringen würde, ist leicht zu ermessen, indem sie sie auf die denkbar breiteste Basis stellt: während der romantische Ich-Künstler nur ein Spezialist des eigenen Inneren ist, der Naturalist ein Spezialist des Äußeren, jener somit für Wenige, dieser für die Masse arbeitet — Beide jedoch nur für den Tag —, würde ein Künstler, der nach Obigem schafft, das uns Allen Gemeinsame, Ewige, Unvergängliche verkörpern, eine Verkörperung des Volksgeistes (der, im Gegensatze zum Empfinden der Volksmasse, die Summe des Besten ist, das ein Volk aufzuweisen hat und ein heiliger Geist ist); würde ein solcher Künstler für die Ewigkeit schaffen, weil er sich mit dem Menschen befaßte, während sich Realisten und Romantiker mit den Menschen befaßten. Die einzige Möglichkeit einer monumentalen Kunst!

Wer von uns wieder auf diese Weise denken gelernt hat — und der Künstler als Seher und Deuter der Menschheit sollte es vorerst — wird all' sein Thun und Lassen wieder eingedenk seines transzendentalen Ursprungs regeln, d. h. unablässig seine Beziehungen zu Gott pflegen. Wer so denken gelernt hat, würde fernerhin leicht einsehen, wie der Geist der letzten drei Jahrhunderte, vielleicht zum Erringen neuer Ziele, die Kunst immer weiter von diesem Wege geführt hatte. Daß sie, jedes religiösen Gehaltes bar, nur noch die „Technik" pflegte, einer Auflösung und Zersplitterung verfiel, von der eine Rückkehr zum synthetischen Geiste der Gothik not thut, während die Frage des Wie? uns dabei noch völlig unlösbar scheint. Was die bildende Kunst speziell betrifft, so scheint der augenblickliche Gang in's veredelte Handwerk, schon als Abzugskanal für den nicht zu hohen Aufgaben berufenen Durchschnitt, ein guter Anfang zu sein und verwandt jener angedeuteten, vorerst notwendigen wirtschaftlichen Umgestaltung. Dadurch werden die kleinen Kräfte, die nach dem 17. Jahrhundert sich in der Kunst tummeln, auf das richtige Gebiet beschränkt, um zur hohen Kunst nur die ersten Kräfte zuzulassen, was doppelt notwendig ist, seitdem diese sich nicht mehr lediglich mit der Darstellung eines Dogma befassen. — Wir Alle aber sollten unter dem Aufwand aller moralischen Kräfte den Schwerpunkt unseres Daseins in's Jenseits verlegen, von ihm aus die Vervollkommnung der Individualität pflegen, damit die so erzielte Summe der Einzelförderung die Gesamtheit stärke, Aller Augen auf ein Ziel richte: auf unseren transzendentalen Ursprung und eine solche Zukunft — die nährenden Quellen von Kunst und Religion.



Noch einmal Jung-Elsass.

Von René Schickele.
(Straßburg.)

„Man gelangt zur Wahrheit nur durch Extreme."

Das Wort Emersons soll uns nicht zur Entschuldigung dienen. Denn wir brauchen keine Entschuldigung. Besonders heute, da unsere Ideen durch gedrungen sind, da wir mit dem „Jüngsten Elsaß" trotz Allem ein neues Kapitel begonnen haben. Vor Monaten schrieb ich an dieser Stelle über unser Geistesleben, über Kunst und Litteratur des Elsasses. Ich beklagte, daß das „Jung-Elsaß" der Gerber und Stoskopf in den Kinderschuhen stecken geblieben sei, daß die paar Talente des „Elsässischen Theaters" alt würden, ohne zu reifen. Vor etwa einem Jahr setzte die neue Bewegung ein: das „Jüngste Elsaß". Es trat in Gegensatz zu den damaligen Wortführern einer Klique, die trotz Allem bestand. Daß die Kritik zum neuen Ziele wies und nicht die Dichtung, darf einen nicht wundern. Übrigens fand die Kritik bei den schaffenden Künstlern Widerhall, und es kam jetzt nur darauf an, ob die Strömung schon stark genug sein würde, um Bahn zu brechen. Da tauchte ein Plan auf, der leidenschaftlichen Widerspruch, aber auch helle Begeisterung hervorrief: die Gründung einer elsässischen Zeitschrift großen Stils mit Beiträgen erster deutscher und französischer Autoren. Es waren als Mitarbeiter u. A. gewonnen: D. v. Liliencron, Michael Georg Conrad, Gustav Renner, Heinrich von Schullern, François Coppée, C. Mendès. Sofort suchte man auf gegnerischer Seite das Unternehmen als gegen das „Elsässische Theater" gerichtet hinzustellen, und es ist unglaublich, mit welcher Wut Intriguen gesponnen und Verleumdungen gegen die Gründer der Zeitschrift verbreitet wurden. Schließlich war der „Stürmer" nichts mehr als ein Radaublatt schlimmster Sorte. Unter solchen Umständen hielt es der Verleger Beust für geraten, den „Stürmer" nicht erscheinen zu lassen, wohl aber

die Herausgabe einer umfangreicheren elsässischen Revue, die keinen programmatischen Charakter tragen sollte, vorzubereiten.

Unterdessen blühte in der Brandgasse der Salon Grombach langsam auf. Hier herrschte nicht der schreckliche Dilettantismus des Salons der „Elsässischen Rundschau". Und auch nicht die Begleiterscheinungen seiner Ausstellungen. Hier standen die Maler ruhig neben einander, jeder in seiner Eigenart mit dem Besten vertreten — keine Klique, sondern eine kleine Gruppe ernster Arbeiter. Es ist charakteristisch, daß dieser Salon Grombach sofort und eo ipso für ein feindliches Lager angesehen wurde. Man sprach von einer Sezession, obwohl der Charakter der Grombach'schen Ausstellungen viel solider als der der „Els. Rundschau" war. Heute hat nun der Salon einen Höhepunkt erreicht, er giebt ein Bild der ernsten elsässischen Malerei der letzten Jahre in den Werken von Hornecker, Emil Schneider, König, Ritleng, Achener, Blumer, Fischard. Das Ganze hat Emil Schneider organisiert, der mit „sieben Jahr München" nach Straßburg zurückkehrte und ruhig, aber intensiv, an einer künstlerischen Renaissance arbeitete.

Viel bewußter und schneller nahm die Bewegung ihren Gang auf litterarischem Gebiet. Die Kritik, die offene ehrliche Kritik, hatte im „Elsässer" begonnen, nachdem in der „Deutschen Heimat" einige Zeilen von mir das Vorspiel eingeleitet hatten. Es war ein glücklicher Zufall, daß Thomas Seltz, der Paul Lainé des „Elsässer", mir befreundet war — ich wüßte nicht, welche andere Zeitung solchen hochverräterischen Worten ihre Spalten geöffnet hätte. Selbst die demokratische „Bürger-Zeitung" hätte hier versagt. Dann folgten die Kritiken Joseph Krafft's, ebenfalls im „Elsässer", die wenigstens wirkten; dann kam die „Waldkunst", die auch wir ablehnten — und soeben erschienen von Hans Karl Abel „Herbstnawel" und „Unseri schöni Rawe", von Prévôt René „Elsässisch Blüet" und „Freijheit!" Ich stelle die „Herbstnawel" unbedingt über „Unseri schöni Rawe". Trotz des vielleicht unbewußten Einflusses von Max Halbe (Jugend), trotz der manchmal versagenden Analyse und ungenügenden Motivierung — das Stück hat einen Stimmungsgehalt, wie wir ihn in der ganzen elsässischen Dialektdichtung nicht wiederfinden. Ich glaube, daß das die Stärke Abels ist: eine Stimmung in seine so überaus reine Sprache zu bannen, eine Stimmung, die vielleicht nicht immer tief, aber dafür wunderbar fein abgestimmt ist und festgehalten wird. Eine ganz eigene Art „Melodrama". Es ist eine Grundmelodie da, die bis zum letzten Wort aushält. Die „Schöni Rawe" sind „dramatischer". Um das Tendenzstück ist es eine heikle Sache. Man

muß Anzengruber sein, um einen „Pfarrer von Kirchfeld" zu schreiben. Und die „Weinfrage", die Abel behandelt, ist natürlich viel, viel beschränkter. Aber warum nicht? Das kann den Konflikt herbeiführen, und Abel hat es auch so gedacht. Seine Handlung reift sich aus — aber zu langsam, nicht dramatisch genug. Da sind einmal die Diskurse über die Weinfrage — diese hätte aber nur als Motor der Handlung benutzt werden dürfen —, dann die vielen Arabesken. Kurz, die Handlung hätte kondensierter sein müssen. Bleibt aber doch ein gutes Stück. Es ist nicht so ruhig wie die „Heimat", aber es verrät viel größeres Talent und viel mehr Schöpferkraft. René Prévôt ist weniger Stimmungspoet. Darum steht seine „Freiheit" über dem „Elsässisch Blüet". Und man mag auch das Stück als nicht gereift bezeichnen — es hat wirklich so etwas Hingeworfenes — ein Verdienst hat Prévôt: den ersten Anlauf zum historischen Dialektdrama gemacht zu haben. Denn der Stoff ist ganz historisch, und für diesen Stoff hat er den Rahmen unglücklich gewählt, er konnte sich in den Bauerngestalten nicht austoben. Die verlangen eine ruhige, geübte Meisterhand, seinem Temperamente liegen sie nicht.

Die elsässische Dialektlyrik ist von Stoskopf von der heiteren Seite genommen worden. Seine ernsten Gedichte sind weder ganz eigen noch „lyrisch". Er blieb aber doch immer eine Zeit lang ihr vornehmster Vertreter. Nun hat ihn ebenfalls ein Jüngerer weit überholt: Alb. Matthis hat seine und des Bruders Gedichte gesammelt („Zwiwelebaumholz") herausgegeben. Wir finden bei ihm endlich den unverfälschten Straßburger Dialekt — auf diesem Gebiet: hurra die „Germanisation"! —, dabei ist jeder Satz urwüchsig, jedes Bild originell und aus der Sprache geboren, nicht in den Dialekt übersetzt. Es ist ein köstliches Buch, aber natürlich ist es unbeachtet geblieben.

Das „Jüngste Elsaß" und das Atelier Ritleng sind unzertrennliche Begriffe. Bei der Einweihung dieses Ateliers fanden sich die Jüngeren alle zum ersten Mal. Ihrer 17 waren sie, und auch die Alten waren vertreten. Die den Frieden wünschen, die versöhnen wollen, weil nur in der Vereinigung der Kräfte die Kraft beruhe. Der Chefredakteur der „Neuesten Nachrichten", Herr Dedellenn, hielt eine Rede, in der er zum Zusammengehen von Alt und Jung aufforderte — und bei dieser Gelegenheit muß ich doch betonen, daß wir nicht „wie die Indianer die Väter totschlagen" wollten, sondern, daß beim ersten offenen Wort auf uns losgehauen wurde, daß wir nur reagierten, und vor Allem ehrlich reagierten, ohne unsere Zuflucht zu unwürdigen Mitteln zu nehmen. Viele von uns sind mit dem „Jung-Elsaß" des „Kunsthafen" absolut nicht verfallen, Einige

arbeiten an der „Els. Rundschau" mit, wenn auch die Meisten von drüben zu uns herüber kamen aus — na, aus menschlichen und anderen Gründen. Wir haben keinen Führer und können keinen haben, weil wir keine Klique sind. Wir sind selbständige Künstler und Dichter, die nur einen Wunsch haben: sich in ihrer Kunst auszuleben — und nur ein Ziel: eine fröhliche Renaissance herbeizuführen, wo jeder für das gilt, was er ist. Der Weg dazu geht durch Kritik und Selbstzucht, die allein den Künstler reifen lassen. Ich bin auch überzeugt, daß die Gegensätze schon in allernächster Zeit nicht mehr so weit klaffen werden. Man muß sich eben daran gewöhnen, die Zeit über einen hinaus eilen zu sehen; und wenn man edel ist, freut man sich über den Fortschritt und ist froh, daß Andere das erreichten, was man selber ersehnte und nicht erreichen konnte. Haben wir einmal diese Einheit wenigstens der Künstler und Dichter, dann können auch wir für eine größere Kultur etwas bedeuten. Vielleicht sogar recht viel. Und der „Kartoffelkrieg" ist nicht vergebens geführt worden.

Anmerkung. In letzter Stunde kommen mir noch zwei bemerkenswerte Artikel über das Junge Elsaß in die Hände. Der eine erschien in der Pariser „Critique", sein Verfasser ist Emile Strauß, der schon manches über dieses Thema veröffentlicht hat. Mit mehr oder minder Glück. So ist diesmal die Charakteristik von Thomas Setz unglücklich ausgefallen: il veut délier la Jenne-Alsace des liens que cherche à tisser autour d'elle la Vieille-Allemagne, et qui ponrraient bien être un linceul. Dem Schriftsteller Selz liegt wie uns Allen jede politische Tendenz fern. Ich selber werde im selben Artikel zwar sehr gelobt, aber meine Charakteristik ist ebenso unglücklich. Der Artikel in „Velhagen und Klasings Monatsheften" hält die Mitte zwischen einer kindischen Mystifikation und kritiklosen Lobhudelei. Die ihn schrieb, heißt Erich Eruge-Lörcher. Sie heißt zwar im gewöhnlichen Leben Erika, aber „Erich, der Studienfreund" klingt männlicher. Und sie hat Mut: . . . Morituri te salutant. R. Sch.

Münchner Rundschau.

(Conrad Ansorge als Pianist. — Richard Strauß-Abende. — Theater. — Kunst.)

Wer oder was ist ein „moderner" Pianist? Antwort: Einer, der bei seinem vierten Auftreten in München, dem Sitze der „Gesellschaft für moderne Tonkunst", vor leeren Bänken spielt! Darnach wäre Conrad Ansorge also von allen seinen Kollegen im engeren Wettbewerb zur Zeit als der allermodernste wohl zu begrüßen. Als wen oder was hätten wir aber dann Frédérik Lamond oder Reisenauer aufzufassen? Je nun, wir

wollen dieses heikle Thema hier nicht weiter verfolgen — wer kann auch wissen, ob nicht vielleicht für einen mit X-Strahlen (statt der beiden natürlichen Augen) Begabten selbst deren Säle zuletzt weniger gefüllt erscheinen, als es für blöde Augen den Eindruck erweckt, und Beide somit unter die „modernen" Klavierspieler dach noch mit aaancieren! Einstweilen möchten wir bei einem Lamond freilich lieber rufen: „Vivat academia!" Jedenfalls aber haben wir allen Anlaß, an Conrad Anforge gerade den persönlichen Mut wie den streng künstlerischen Ernst ausdrücklich rühmend hervorzuheben, den er ganz ohne Frage bewiesen, indem er sich gegen den schnöden Abusus der landesüblichen „Freiberger"-Karten durch strikteſtes Verbot an seinen Manager auch dann noch zur Wehr setzte, als er genau wußte, daß er nur vor der Kritik, den ganz Intimen und einigen wenigen jugendlichen Enthusiasten vartragen würde. Es ist halt die „Prastitution des Künstlers" in der Umkehrung derjenigen, wie sie neuerdings Richard Strauß als gehorsamster Diener und unterwürfiger Begleiter eines „Enoch Arden"-rezitierenden Intendanten vor überfüllten Sälen gerne betreibt, für deren dicht gedrängtes Publikum eine „Feuersnot" gelegentlich die wahre Panik bedeuten müßte. . . . Doch, Spaß bei Seite: wir wünschen uns nachgerade schon salche leere Konzerte als die einzig nach genußreichen, allwa man sich dach wenigstens auch „Mensch" fühlen und heißen darf, statt gepökelter Häring — eingekeilt, schweiß gebadet, in drangvoll fürchterlicher Enge zu sein; höchstens wünschten wir sie uns dann in noch kleineren, lauschigeren Salons und mit noch bequemeren, ganz frei und zwanglos aufgestellten Sesseln und Stühlen, nicht Sitzreihen: — alsa nicht mehr „Publikum", sondern „Stimmung", und ein harmonisch Seelenempfinden gleich oder dach ähnlich organisierter Hörer, wabei denn jeder weitere Eindringling als direkt vom Übel und wie ein „Störenfried" empfunden werden müßte! Ganz gewiß, auch Unsereins könnte ja nur wünschen, daß solcher edelsten, allerreinsten Kunst wie derjenigen Anforge's, welche selbst von der Kritik und ihren eigenen sol disant-Kennern offenbar noch arg unterschätzt wird, Hundert und Tausend entzückt lauschend teilhaftig würden. Allein, lieber nach so — im allerengsten Rahmen, ehe auch nur ein einziger Unbefugter und Unwürdiger sich hier herzudrängt, diesen ganz eigenartigen Zauberkreis zu stören und alles Individuelle daran wieder in Frage zu stellen. Denn so viel steht doch ahne Zweifel fest: sie ist die einzig richtige Art und allein angemessene Form, um eine Kunst wie jene würdig zu empfahen und wirklich nachhaltig in sich aufzunehmen — wabei ich denn auch gleich dieses Wort noch mit anfügen möchte: Mein Ideal von Klavierspiel war hier unter allen Umständen wahrhaft beglückend einmal erreicht. „Mein Ideal" braucht ja nicht notwendiger Weise das eines jeden Andern auch zu sein!

Wie Anforge schon als Kamponist auf dem Gebiete musiknlischer Lyrik sich als der „spezifische Lyriker" erweist, so auch als Pianist, unter seines Gleichen, ist er nicht nur der Paet am Klaaier, sandern bleibt stets wieder der „Lyriker" unter ihnen Allen. Das darf man nun nicht so wort-wörtlich nehmen, als ab ihm blos Schubert, Chopin und das lyrische Element an Liszt besonders liegen könnten, Kraft und Großzügigkeit des Gestaltens dagegen seinem Spiele fehlen müßten. Und wer mit uns z. B. die glänzende Prachtleistung des „Virtuosen" Anforge in „Scherzo und Marsch" von Liszt ganz am Ende des letzten Abends erlebt hat (Matta: „Das kann ich natürlich auch, wenn es schon einmal sein muß!"), sadann die Beethaven-Sonate (e-moll) op. 111 aan ihm gehört, oder gar das Tonmeer der genialen h-moll-Sonate Liszts in seiner überragenden Wiedergabe genassen, der weiß ohne Weiteres, wie jenes Wort vom „Lyriker unter den Pianisten" allein nur gemeint sein kann; daß es eben die Heraarhebung einer spezifischen Eigentümlichkeit, die Betanung des individuellen Genie's unter Seinesgleichen hier zunächst

bedeutet. Darum aber auch dieser besondere Schubert-Beruf bei Ansorge (welchen Komponisten er uns ganz überraschend neu kennen lehrt), dieses schlechterdings unbeschreibliche und ganz unaergeßliche Chopin-Spiel (in dem er, wie sogar eingeborene Polen — und diese erst recht — oersichern, einen Paderewski nach weit überragt); daher der erste Satz oon Chopins B-moll-Sanate zur freien „Rhapsodie" gleichsam unter seinen feinen Händen gewarden und im Beethoaen'schen Sonaten-Stile wiederum, gegenüber der sonst gerne betonten klassischen Form in akademischer Zeichnung, anatomischer Phrasierung und pädagagischen Passagen, zur edelsten Abwechselung einmal der ganze hohe Lyrismus dieses Meisters genial hervorgekehrt und herausgehaben, dessen wir uns über aller „Klassizität" schon ganz entwöhnt zu haben schienen. Noch niemals im Leben habe ich (auch aan einem Hans oon Bülaw aber selbst d'Albert nicht) das bekannte musikalische Triptychon in Sonatenform: „Les adieux — l'absence — le retour" (op. 81, Es-dur) so durchaus feinsinnig als lyrische Klaoier-Programm-Musik (die es dach nun einmal ist) paetisch nachgeschaffen gefunden, wie hier, wo beim Schlußsatze wahl keine Menschenseele zuletzt mehr an die Randoform als solche dachte — so sehr war da alles in paesievallsten Dust eingetaucht und in ein inniges Ausdrucksleben aufgegangen. Das heißt aber dann bei unserer wohlweisen Presse ein „mittelmäßiger" aber „aerfehlter Beethoaen-Abend"! — als ob dieser Beethaaen ein Allerweltsschema, eine leere Schablone für Ölgötzen, irgend darstellen könnte, und nicht oielmehr immer wieder frisch und nea in uns wiedergeboren, „modern" nachempsunden werden müßte. Musik, auch Klaoiermusik, ist eben dach im Grunde Seele und Gemütsbewegung, sall sinnlicher „Klang" und warme Stimmung, nicht nur stilistische, trocken-kalte „Zeichnung" sein. Dergleichen merkt und fühlt man an solchen Abenden wieder einmal ganz besonders, die förmlich wie Offenbarungen auf empfängliche Herzen wirken können und nach weiten Strecken unfruchtbarster Öden oöllig neue Perspektioen wieder ergeben, oolkstümlich gesprachen: erquickende Oasen in der tonkünstlerischen Wüste!

Sollten wir daher Conrad Ansarge's pianistisches Wunderwesen auf die kürzeste Farmel bringen, wir würden es rasch dahin sassen: daß der merkwürdigste Varzug seines herrlichen Spieles darin bestehe, wie er den krastaoll-harten Bechstein-Flügel zum weichen, sangesreichen Blüthner mache. Läufe-, Oktaaen-, Triller-Technik, oerblüffendes Staccato und durchgebildetes Legato — das alles findet sich zu Dutzenden in unserer „modernen" Pianistenwelt. Aber etwas Ähnliches an paetischem Klangzauber, zartester Nüancierungsfähigkeit in Anschlagschattierungen*), feinsinnigstem Pedalgebrauch, lebendigster Beseelung duftiger Mittelstimmen (bis zur oollen Tilgung jeglichen „Etüden"-Charakters am Stücke — aergl. das Schubert'sche „Impramptu", G-dur) und dabei dach wieder schärfstem Kontrastierungsaermögen — existiert zur Zeit überhaupt nicht in unseren deutschen Kanzertsälen. Van den berufenen Vertretern der „Liszt-Schule" kam Alexander Silati's sammetweicher Anschlag und Berahard Staoenhagens Nüancierungsreichtum dieser Spiel-Art ehedem aielleicht noch am nächsten; Beide haben aber mittlerweile (ich meine seit dem Ausgange der 80er Jahre) wesentlich andere Wege nunmehr eingeschlagen und sich sa sehr „anderweitig" seither entwickelt — Canrad Ansarge wird gerade dies als köstlichster Besitz und echteste „Eigennate" zuaersichtlich bleiben. Ganz ebensa wie auch sein ungemein reizaoller, durchsichtig klarer, sarbenheller und gar plastischer Schubert-Vortrag etwas oöllig Apartes, Einziges an ihm bleibt, in welcher seltenen Gabe er aan

*) seine eigene Übertragung aus Beethovens „An die ferne Geliebte" war ganz „Pianosorte con sord no" — eitel Poesie und Klangzauber!

Keinem seiner Herren Riaalen erreicht, geschweige denn übertroffen wird. Fürwahr, wenn Einer es überzeugend ad aures demonstrieren konn, doß die Liszt'schen sagenannten „Transskriptionen" auf Schubert'sche Liederweisen kongeniale Wiederdichtungen und Neu-Tönuagen, kurz durchaus produktiae Schöpfungen des modernen Klovieres sind, so ist es dieser Conrad Ansorge. Anderseits zählt z. B., die Schubert'sche B-dur-Sonate oan ihm zu hören, mit zu den erlesensten, aesthetischen wie rein künstlerischen, Hochgenüssen nicht nur sämtlicher Pianisten-Kanzerte unserer Toge, sondern ouch unserer gesamten, historisch denkwürdigen Klavierlitteratur überhaupt. Und merkwürdig! Die berühmten „himmlischen Längen" des gättlichen Meisters erscheinen dornach ouch gor nicht mehr so „lang", aber dafür um so „himmlischer" unter seinen schmiegsamen Händen. Auf jeden Fall giebt es unter den Auserwählten der kanzertierenden Zeitgenassen keinen lebendigeren, berufeneren Vermittler jener charakteristischen und so überaus bedeutsomen, vielfach noch ganz übersehenen Schubert-Linie von Beethoven über Chapin zu Liszt, welche Conrod Ansorge denn ouch nirgends in seinen wohlgewählten Vorträgen dem aufmerksamen Hörer schuldig bleibt — ich erinnere in Kürze nur an dos echt Schubertisch, ganz einfoch genommene „Trio" im bekannten Chapin'schen „Trauermorsch", wiederum on den Schubertisch schlicht interpretierten Schluß des ersten Sotzes der Beethaaen'schen As-dur-Sonate (op. 26), on die ungemein zart gegebenen Echa's aber Wechsel zwischen Dur und Moll in Mazorts c-moll-Phontosie ꝛc. Hier, wie in so manchen melodischen Transpasitianen, thematischen Erweiterungen, feinen modulatarischen Übergängen, eigenartig-aietdeutigen Harmanie-Einfällen und diese wiederum geschickt aermittelnden, oufschlußreichen Pedalaerbindungen — überoll knüpft er bewußt on Schubert on, durch diesen wiederum die Liszt-Schule sawahl mit Schumann-Chapin ols auch insbesandere mit Beethoven klar verblndend. Kurz: kein Einziger, der den Schubert in Liszt stilistisch uns so offenkundig zu machen und für unendlich Vieles so überous oufklärend herauszuitellen wüßte!

Blieben sanach als großartige Meisterleistungen krostooll bedeulender, impanierend wirksamer Gestaltung ous jenen drei Ansorge-Abenden, die das musikalische München zu würdigen das Glück — nicht hatte (denn es hatte sich so schmählicher Weise nicht einmal dazu eingefunden!) — hiermit ganz im Speziellen noch herauszustreichen: die bedeutende Liszt'sche h-moll-Sonate in einem Satze, deren einheitlicher thematischer Zug mit ganz unvergleichlicher Graßzügigkeit festgeholten und in erstoun licher Paorung des Heroisch-Starken mit dem Innig-Milden herausgearbeitet war, wie es uns nicht bei d'Albert und nicht bei Friedheim, weder bei Reisenouer, noch bei Lamond, nach auch bei Risler je in dieser arganischen Fülle als Gonzes begegnet war; nächstdem ols ganz außerardentliche Probe technischen Kännens wohl auch dos merkwürdige, „Scherza und Marsch" betitelte Tongemälde van Liszt — eln wahres Kapitolstück und dämonisches Gebilde des graßen Klavierzaubers, eine ernste, in's Grandiose gehende Virtuasen-Weise zugleich, deren Tradition und Stil leider nun wohl bald vollends ausgestorben sein wird (denn wer wiederhalt unter den Jüngeren diese erstrongige Brooourthat Ansarge's, zugleich so echt im Liszt'schen Ton und mit dieses Meisters stilgetreuer Diktion?); endlich aber die beiden „Trauermärsche", oan Beethaven und oan Chapin. Von ihnen packte namentlich der letztere mit tiefster Eindrucksfähigkeit die ergriffenen Hörer; jo, er durfte neben der höheren Aesthetik rein psychologisch durch diese seine Wirkung noch überdies die interessaute physiologische Beobachtung haarscharf bestätigen: wie durch obnorme Verlongsamung eines „schweren" Zeitmoßes die Herzbeklemmung eintreten und bis zu eigenem, den Atem benehmendem Todesbangen selbst gesteigert werden kann — nicht mehr der „Marsch"-

Chorakter als ſalcher gelangte da zur Geltung, dem ſich jeder von uns in gemeſſenem Trauerrhythmus einherſchreitend gern angeſchlaſſen hätte, ſondern der Stillſtand des Herzens ſelber ſchien bei dem geradezu überwältigendem Schmerze einen Jeden hier ganz unmittelbar ſchan zu bedrahen. Zwiefache Erhabenheit! — für den nämlich, der ſie als ſalche phyſiſch auszuhalten aermag (aergl. meine Managraphie „V. Muſikal. Erhab.") — Und nachmals ſei es alſa pflichtſchuldigſt hiermit regiſtriert, zu Nutz und Frammen einer beſſeren Nachwelt: dieſer Klavierhand gewardene „neue Gatt" ſpielte zu München vor nahezu leeren Stuhlreihen! Da labe ich mir nun doch die Dresdner oder Stuttgarter „Muſikfreunde" — man leſe nur, was Dr. Carl Grunsky, ſagar über den viel gerühmten Beethaven-Abend, im „Schwäb. Merkur" ſeinerzeit geſchrieben; denn Anſarge gab ſeinen Klaaier-Zyklus dieſen Winter ebenſa auch noch dart, zu Frankfurt a. M., in Hamburg und Hannaaer, und die berühmte „Kunſtſtadt" München hat ſamit wieder einmal „äußerſt ſchlecht abgeſchnitten". . . .

Auch Richard Strauß hat („verbündet" mit Dr. Ludwig Müller) in einer Reihe van Städten: Frankfurt a. M., Köln a. Rh., Berlin, Dresden, „im Geſalge" des Heern Inlendanten Ernſt von Poſſart zu Kanſtanz, Aſchaffenburg, Wien — und ſa auch hier in München kürzlich kanzertiert. Aber da blieb es gerade das umgekehrte Verhältnis; denn wenn ſich Mancher vielleicht im Stillen, als Antwart auf die Sattiſen der „Feuersnat" hin, für München gerade auf einen kritiſchen Empfang gefaßt machen machte, ſa durfte er nun daß darüber aerwundert ſein, wie viel der Prophet doch gilt in ſeinem Vaterlande. Natürlich war trotzdem das erſtgenannte, ſa bedeutſame Perſönlichkeits-Kanzert mit ſeinem ſtreng einheitlichen Programm: nämlich ausſchließlich Praben Strauß'ſcher Geſangs-Lyrik aus den verſchiedenſten Entwicklungsſtadien des Kamponiſten, ein intereſſanter und wertvaller Abend madarner Kunſt ſa recht nach unſerem Herzen, den wir auch dem apferfreudigen, ſehr zu ſeinen Gunſten veränderten Sänger aufrichtig hier danken möchten. Wenn man mir indeſſen van manchen Seiten es ſtark verübelt hat, daß ich in einem gewiſſen Buche und in einem ſicheren Kapitel van der madernen muſikaliſchen Lyrik dem „ſpezifiſchen Lyriker" Anſarge einen Richard Strauß varnehmlich als den „Charakteriſtiker des Liedes" gegenüber geſtellt habe — nun, ſa muß ich aufrichtig bekennen, daß mich auch dieſe neueſte Vorführung noch keines Beſſeren belehrt oder ernſtlich eines Anderen ſchon überzeugt hat. Ganz ohne Frage ſallte damit ja ſelbſtverſtändlich nicht etwa behauptet ſein, daß in Strauß das eigentlich lyriſche Element vallkammen ſchweige und ihm nicht da und dart eine Perle auch des reinen Empfindens der zarten, innerlichen „Lyrik" als ſalcher geglückt ſei; ſa wenig wie auch einem Anſarge jenes Charakteriſtiſche vallkammen verſagt geblieben iſt — hier giebt es allerlei Übergänge und vermittelnde Zwiſchenglieder. Ich ſelbſt halte nur eben Strauß für keinen ſa ſehr ausgeſprochenen „Lyriker", ſondern meine unmaßgeblichſt, daß das bei ihm mehr „gelegentlich" mit unterläuft. Gilt es aber ſchon einmal die klare Unterſcheidung, dann kammt es doch auch auf eine Heraustreibung der Verſchiedenheiten wie Eigentümlichkeiten vor allem Andern an. Und, Hand auf's Herz: was beſagt alsdann gerade die eindrucksvalle, überall gleich ſehr einſchlagende Wirkung van Geſängen wie des „Liedes an meinen Sahn" (op. 39 Nr. 5), des „Arbeitsmannes" (op. 39 Nr. 3), des „Ich ſchwebe wie auf Engelsſchwingen" — neben den bekannten früheren wie „Cäcilie (op. 27 Nr. 2), „Morgen" (op. 27 Nr. 4) oder „Ich trage meine Minne" (op. 32 Nr. 1)? Gewiß, auch das „ſtimmungsvalle" „Befreit" (op. 39 Nr. 4) findet allerwärts Gnade, ganz beſonderen Beifall und auffällige Würdigung beim Publikum; allein dieſe ganze Beliebtheit iſt auch wahren Dehmel-Kennern dafür höchſt

verdächtig und gerade dieses Leid begegnet als Kampasition daher allenthalben unter den Dehmel-Freunden gerechtestem Befremden — ich verweise hier in Kürze nur auf die „Rhein. Musik- und Theaterztg." Nr. 2 vom 10. Januar laufenden Jahres. Eher schon ließe sich allenfalls über das gegnerische Argument diskutieren, daß Richard Straußens Melodik ast gar nicht einmal so außerordentlich „modern" berühre und einem Brahms oder Schumann stellenweise verzweifelt ähnlich sehe. Und daß gar manche seiner neueren Lieder ganz bedenklich leicht hingeworfen, bezw. allzu direkt auf den „Kitsch" gearbeitet erscheinen, das ist unter den engeren Strauß-Auguren längst eine ausgemachte Sache. Jedenfalls läßt seine vielfach unruhvolle, nicht immer ungesuchte Modulation und sogar ein mitunter arg geschraubtes, unsangtich-melodisches Wesen auf diesem Gebiete häufig weder Organik des Gestaltens ersehen, noch auch die rechte Grund-Stimmung der poetischen Unterlage aufkommen — für eine geistreiche, und nicht einmal sonderlich gelungene, Wort- und Versspielerei wie Rückerts „Gestern war ich Atlas" (op. 46 Nr. 2) fehlt mir obendrein jegliches Organ.

Vollends von der Kampagnie-Fabrikarbeit E. von Possart und Strauß „heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen!" Um mit dem „Struwelpeter" in der eigentümlichen Betonung des Herrn Rezitators hier zu reden: „Philip, das mißfällt mir sehr!" Zum Mindesten ist der Eindruck für den Anhänger und warmen Freund zumal der R. Strauß'schen Muse überaus peinlich, schlechterdings gar nicht zu beschreiben. Woher in aller Welt nur will ein Strauß fürder seine Berechtigung hernehmen, dem einfältigen Publikum, als der trägen dumpfen Masse, seine verächtlich überlegene Meinung zu sagen, wenn er es hier an entscheidender Stelle also irre führt und auf ganz dem selben Gebiete seiner eigensten Schaffensthätigkeit salche Konzessianen begeht?! Ein Spinoza zag es vor, Glas zu schleifen; Arno Holz, wenigstens Figuren zu schnitzen. Vielleicht zwar könnte Strauß, wie Richard Wagner seinerzeit im vertrauten Kreise über den „Philadelphia-Marsch", auch von seinem „Enoch-Arden"-Melodrama heute sagen: „Wißt Ihr wohl, meine Lieben, was das Beste am Ganzen ist? Das hübsche Geld, das ich für dieses verlogene Stück bekommen habe!" Doch Wagner war um 1876 bekanntlich, des Festspiel-Defizites wegen, in schwere Geldkrisen geraten — da kann man sich schon eher etwas Derartiges erlauben, wenn es um eine große Sache dabei geht und die brave „Melkkuh" zuletzt doch nur wieder der hohen Kunst als salcher dienstbar bleibt. Aber Richard Strauß —? Nun, „ich wage das Wort: Virtuose der Opportunität!" (Vergl. Prof. Schmoller über Direktor Althof.) . . .

Leider gelangen wir nicht eben zu erquicklicheren Eindrücken, indem wir uns anderen Kunst-Angelegenheiten noch rasch hier zuwenden. Zwar „Das Glück", die liebenswürdig-leichtlebige Plauderkamädie des Franzasen Alfred Capus, an unserem „Schauspielhause" — ein im Ganzen recht erfreuliches Ding, für dessen muntere Banhommie der kurze Dialog-Ausschnitt ganz ungemein bezeichnend ist: Chartatte „Wie, du hast Schulden?" Bréard „Ja, warum soll ich sie denn nicht haben?" Charlotte „Und du bezahlst sie nicht?" Bréard „Aber dann hätte ich ja doch keine!" . . . zwar dieses Stück virtuoser Lebenskunst durfte wieder einmal den willkommenen Beweis erbringen, wie außerordentlich unser dartiges Ensemble, zumal durch die Persönlichkeiten der Frau Gerhäuser und des Herrn Sänger, an künstlerische Verfeinerung des vornehmen, guten Spieles wie der flotten Konversation neuerdings gewannen hat. Um so trauriger waren dafür aber die Eindrücke bei Strindbergs Passionsspiel (im schlimmsten Sinne des Wortes!) „Ostern", wenige Wochen hernach am selbigen Orte. Wir charakterisieren den Abend einfach mit folgenden Worten aus dem Stücke selber: „Es herrscht eine außergewöhnliche

Schwermut in Eurem Houſe! — Gioubſt du, daß wir aus Alledem noch herauskommen werden?" Im Auguſt-Dappel-Heſt des vorigen Johrganges der „Geſellſchoſt" haben wir unſerem Breslauer Herrn Mitorbeiter das Wort gerne und willig hier eingeräumt zu einer eingehenderen, bewundernden Würdigung dieſes Strindberg'ſchen Drama's, indem wir bei dieſer Gelegenheit durch eine Fußnote nur einfach auf unſeren abweichenden Standpunkt hinwieſen, wie wir ihn ſchon in früheren Heften der Zeitſchrift bezüglich jener Froge vertreten hatten. Jetzt, noch der hieſigen Aufführung, konn ich meinen gen. Leſern nur ſagen: „Leſt aarerſt dieſen ausgezeichneten Eſſay — erlaubt mir darnach nun oder auch gütigſt meine eigene, perſönliche Meinung!" Und dieſe lautet denn kurz und bündig, allerdings ouch rodikol genug — ich konn mir eben ſchon nicht mehr helfen: „Norrenhous!" — aber, hübſch „modern" geſprochen: „Neroenheilanſtalt!" ... angeſichts nämlich ſolchen gonz unleidlichen Gemiſches aan Religions- und Verfolgungs-Wohn, van Welt- und Gedonkenflucht, aon Scharf- und van Irrſinn. Wer zu dem bei Popa Hoydn, in ſeinen winſelnden Klängen zu den „Sieben Worten des Erlöſers am Kreuze", die wahre Paſſion der Erlöſung ſuchen konn, ſtott etwa in einer Schütz'ſchen oder Boch'ſchen Paſſions-muſik, der macht mich über ſeine Seelenoerſoſſung ahnedies ſchon ſtutzig: auch ein Nietzſche begann damit, ſeinen Leidenskrampf durch dos einfältig-Schöne in der Muſik zu löſen, an dem einfoch-Symmetriſchen muſikailſcher Tonreihen ſeinen bereits geſtört irrenden Geiſt (errans fugitivus!) mühſam zu ſommeln. Und aus welcher Anſtoit, man beontworte mir doch gefölligſt einmal dieſe Frage, iſt denn wohl „Eieonare" entloſſen worden? Die Einen (und es iſt die graße Mehrzahl) meinen da: Aus einer Irrenanſtolt! — Die Andern behaupten (und ich möchte mich ihnen anſchließen): Aus dem Korrektionshauſe! In Alledem ſteht hier Anſicht gegen Anſicht — jeder Dritte muß ſich wiederum ſeinen eigenen Reim dorouf mochen. Dos direkt Mißliche an der ganzen Alternotive iſt zuletzt dieſes: daß der „Dichter" Strindberg, der er ganz entſchieden und ohne ollen Zweifel in hahem Grode ehemols ja dach wor, ouch in dieſes Zerſtörungswerk zwiſchendurch notürlich immer nach und immer wieder mit herein klingt, dodurch ober erſt recht nun jene höchſt bedouerliche Verwirrung der Geiſter ſtiftet in einer heiklen Sache, die ſanft ſa unföglich — um nicht zu ſagen: entſetzlich klar gelagert ſein müßte.

In unſerem „Kgl. Reſidenz-Theoter" gab es inzwiſchen eine roviſſonte Rokako-Inſzenierung aan G. B. Pergoleſe's reizvoller „Serva padrona", wahrſcheinlich der alleröltеſten und demnoch ouch friſcheſten Oper unſeres deutſchen Theater-Spielplones; ſowie ein foszinierendes „Überbrettl"-Mimodram: das ſchon etwos ältlich angelouſene „Enfant prodigue" van André Warmſer. Hernach gab es zwar einen kleinen Bruderzwiſt im Hauſe Habsburg, wer eigentlich nun dieſe Werke einſtudiert hobe: aan Paſſart oder Stoaenhagen. Doch thun ſolche intime Interno ſchließlich nichts zur Soche — denn das liebe Publikum jubelt ſo oder ſo, und ſeine wahlerworbenen Meriten hot ſich ja der Dirigent olsbald offiziell mit der „Rettungsmedoille" für Kunſt und Wiſſenſchoft aor aller Welt eingehalt. Genau genommen gehörte „Die Magd als Herrin" ja gleich in unſere „Kritiſche Ecke", als aktuellſter Beitrag zur zeitgemäßen und ſo brenzlichen „Dienſtboten-Frage"; und die Pontomine wäre ſchließlich in unſere Konzert-Rubrik mit zu verweiſen, denn der berühmte Liſzt-Jünger Stovenhagen gab do als Pionino-Virtuaſe einen aeritoblen, wenngleich unbeflügelten Klovier-Abend zum Beſten. Der Haſkopellmeiſter als Pioniſt in der Kgl. Oper verwendet: dos wäre entſchieden eine gütliche Löſung unſerer ſchwebenden, eben jetzt anſcheinend wieder ſtork rumarenden „Haſkapellmeiſterſroge". Wäre dieſe Klavierbegleitung auch auf die erſte Nummer des Abends durchous übertrogen und ſelbſt bei ihr konſequent (ſtott

derjenigen durch das Orcheſter beibehalten bezw. durchgeführt warden, es wäre dem ſchmucken Operchen ſicherlich nur zu Gute gekammen. Nicht allein der aparte Reiz würde dann kanſarm geweſen ſein, auch die Ausführung ſelbſt würde in den ſeinen melodiſchen Linien der heiteren Geſangsſtellen zuaerſichtlich ungleich exakter haben ausfallen können. Andererſeits wieder haben im „Verlarenen Sahn" Schauſpieler wie Häußer, Gura und Fräulein Swabada oder gar eine Ballerina wie Fräulein Olly unſere geſchulten Opern- und aarnehmlich Wagner-Sänger zu deren eigenſter Beſchämung unterweiſen können, welch' klare, beredte Ausdruckskraft man mit einer in jedem einzelnen Zuge korrekten Kangruenz zwiſchen Geberden-Aktian und Inſtrumental-Figur, aan Szene und Muſik, bei gutem Willen und Talent erreichen kann. — Ganz einzig übrigens, wie dieſe „Intermezza" genannte artige, kleine Buffa-Oper zwiſchen Gluck und Mazart die rechte Mitte hält, bezw. wie ihr bei dem „Pa-pa . . .!" das Parlando-„Pa-pa-pa-pa-pa-pa-geno!" der „Zauberflöte" genau ſchan aargebildet erſcheint.

Aus dem Gebiete der „bildenden Kunſt" wären als ſchlimme „Paſſiva" nach kurz zu erwähnen: die Wegberufung des Künſtlers Schmuz-Baudiß aan München, ſawie die feierliche Eröffnung der neuen, aan früheren Münchnern wie Pangkak, Krüger geleiteten, kunſtkunſtgewerblichen Werkſtätten für das Königreich Württemberg, zu Stuttgart; als löbliche „Aktiaa" hingegen diesmal zu aerzeichnen: eine anregſame Schul-Ausſtellung des graphiſchen Ateliers Neumann und Walſſ, ſawie die Thatſache, daß ein Künſtler wie Bildhauer Hermann Obriſt mit Maler Wilhelm aan Debſchitz ſehr förderſam ſich aerbunden und unter höchſt vernünftigem Pragramm zur Eröffnung aan „Lehr- und Verſuchs-Ateliers für angewandte und freie Kunſt" (3. Januar) ſich neuerdings entſchlaſſen hat. O. D. B. J. — Endlich möchte ich an dieſer Stelle zur „Kunſt im Leben des Kindes" berichtigend gerne noch nachtragen, daß ſich ſawahl ein Bildnis Richard Wagners als auch das Falke'ſche Speckter-Buch bei genauerem Nachſehen dach nach aargefunden hat; ſawie, daß unſere Münchner Ausſtellung erfreulicher Weiſe ſagar aallſtändiger bezw. reichhaltiger war, als ſie es in Berlin und Dresden ſchan geweſen iſt. So kamen außer dem im Katalag aerzeichneten, aam „Buchgewerbe-Verein" zu Leipzig gelieferten, Material hierzulande nach zur Auslage: einige 20 Original-Entwürfe (nebenbei bemerkt: mit ganz köſtlicher Farbengebung) aan Ernſt Kreidalf; eine gauze Reihe größerer farbiger Zeichnungen aan Heymann ꝛc.; ſadann 20 Originalblätter aan Itſchner; dann die ſämtlichen plaſtiſchen Verſuche aus der Kgl. Blinden- und Taubſtummen-Anſtalt in München; weiterhin auch der ganze, aan Frl. Mally Marlin in ihren ungariſchen Schulen eingeführte Lehrkurſus an Schüler-Entwürfen für Staffe, Krüge, Tapeten, Puppenſtuben-Einrichtungen u. ſ. w.; endlich (aus dem Priaat-Beſitze aan H. E. Berlepſch) noch eine graße Reihe japaniſcher Bilderbücher — kurzum eine immerhin bemerkenswert große Menge van Dingen, die ſpeziell und allein hier in München zur Ausſtellung gelangten, aber nicht weiter mit der Sammlung wandern. Daß im Übrigen die heimiſche Lokalpreſſe ſo wenig Raum und Verſtändnis für die im Intereſſe der Sache an Ort und Stelle abgehaltenen Varträge und Führungen übrig hatte, war nur wieder überaus bezeichnend — für dieſe Preſſe. Sdl.

Kritische Ecke.

Der Fall Mahler.

Von Felix Adler.
(München.)

Wollt Ihr nach Regeln meſſen,
Was nicht nach eurer Regeln Lauf?

Die Zeit, in welcher die gewaltige Erſcheinung Richard Wagners die muſikaliſche Kritik und das Publikum das Fürchten lehrte, iſt nicht ſpurlos darüber gegangen. Speziell die Kritiker haben das Fürchten gründlich geternt. Eine ſchöne Zeit für aufſtrebende produzierende Talente iſt gekommen. Sie brauchen nicht Angſt zu haben, mißverſtanden zu werden; je toller ſie über die Schnur hauen, je mehr ſie dem Hergebrachten Hohn ſprechen, deſto beſſer. Die Kritik legt ihnen nichts in den Weg. Am Ende iſt doch ein neuer Richard Wagner darunter, und wir haben uns wieder blamiert: das iſt die Logik der Beckmeſſer unſerer Tage, und die Vorſicht, mit der ſie in Ausübung ihres kritiſchen Handwerks zu Werke gehen, kennt keine Grenzen. Alſo Richard Wagner hat nicht umſonſt gelebt.

Sehen wir uns einmal um! Die rückhaltloſeſt anerkannte Erſcheinung im heutigen Muſikleben iſt zweifelsohne Richard Strauß. Gerade an ihm kann man ſehen, wie ſchlagfertig unſere zeitgenöſſiſche Kritik geworden iſt; ob es eine neue Oper iſt, eine neue ſymphoniſche Dichtung oder blos eine einfache Liederſammlung, am Tage nach dem Erſcheinen weiß unſer Kritiker ganz genau, wie es damit ſteht, klipp und klar kann man es im Blättchen leſen: Der Meiſter — dieſer Titel wurde Richard Strauß anläßlich der „Feuersnot" taxfrei verliehen — hat wieder ein Meiſterwerk geliefert, das zwar an Kompliziertheit, Schwerverſtändlichkeit und Tiefe ſeines Gleichen ſuchen muß — aber wozu wären denn wir da, die amtlich geeichten Beckmeſſer. Ja, der Kritikerberuf hat Fortſchritte gemacht. Die vorige Generation brauchte Dezennien, um Richard Wagner beizukommen, heute hat man's nach einer Nacht weg, über Richard den Zweiten ein kritiſches Feuilleton, oder gar einen Eſſay fertig zu bringen. Und das iſt wahrlich keine leichte Aufgabe!

Man mißverſtehe mich nicht. Nicht Richard Strauß iſt es, mit dem ich anbinden will. Im Gegenteil, ich verehre und bewundere, ja ich beneide ihn um ſein ſchier grenzenloſes techniſches Können, um ſeine reiche ſchöpferiſche Phantaſie, um ſeine Kunſt, die einfachſten Dinge von der Welt auf die kamptizierteſte Weiſe zu ſagen, und vor Allem um den unerſchütterlichen Glauben an ſich ſelbſt; nur um Eines beneide ich ihn nicht, um die Anerkennung ſeiner Zeitgenoſſen — worunter ich allerdings nur das Publikum und deſſen in der Preſſe Ausſchlag gebenden Koeffizienten, die Kritik der Tagespreſſe, meine, die Muſiker alſo ausnehme. Und ich glaube, er ſelbſt kann daran keine Freude haben. Iſt es denn wirklich möglich, daß ein nach ſo gut erzogenes Laienpublikum, das ein Strauß'ſches Werk das erſte Mal und ohne jede Vorbereitung hört, dieſes a vista verſtehen und künſtleriſch verdauen kann? Iſt der einer ſolchen Aufführung folgende

ſtürmiſche Beifall — Hand auf's Herz — nicht die Konſequenz eines Mißverſtehens, wenn nicht gar Bildungsheuchelei, Lüge, oder — Protzentum? . . . Ich kann einmal nicht umhin, mir nach jeder Strauß-Aufführung zu ſagen: Richard Wagner hat nicht umſonſt gelebt, ſie haben das Fürchten gelernt.

Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn dieſer Zuſtand bei unſerem Publikum längere Zeit anhalten ſollte. Selbſt diejenigen, welche das Fürchten meiſterhaft verſtehen, haben Momente im Leben, in denen ſie ſich wie Rieſen aufkämmen; ſelbſt Mime — um bei Wagner zu bleiben — dünkt ſich einmal König. Und da kommt eben die Überrumpelung. Die großen Meiſter ſind immer gegen den Willen der Menge empor gekommen, ſo war es in der Vergangenheit, und ſo wird es auch in Zukunft ſein. Damit ſei keineswegs geſagt, daß alle jene, welchen das Publikum oppaniert, Anwartſchaft auf den Meiſter haben, es kommt eben auf die Art dieſer Oppoſition an und hauptſächlich auf ihre Symptome. Kürzlich iſt eine neue Symphonie von Guſtav Mahler an allen Orten ihres Erſcheinens in aller Form durchgefallen; der Hohn, den dieſes Werk nicht nur in den ſüddeutſchen Städten, München, Frankfurt, Stuttgart, Karlsruhe ꝛc., ſondern auch in der Reichsmetropole, zu Berlin erntete, ſuchte ſeines Gleichen — lange war ſo etwas ſchon nicht mehr da! Aha, denkt der mir auf die Finger ſehende Leſer, ich weiß ſchon, wo der hinaus will: eine Ehrenrettung Mahlers! Mit nichten. Es fällt mir eben ſo wenig ein, hier für Mahler Partei zu ergreifen, als ich oben gegen Strauß ſchrieb; aber die Oppoſition ſchien mir verdächtig und der Mühe wert, ihr ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Und ſiehe, der Fall Mahler wurde mir plötzlich ſo ſymptomatiſch, ſo für unſere heutigen Muſikzuſtände charakteriſtiſch, daß es mir der Mühe zu verlohnen ſchien, ihn an dieſer Stelle zu beleuchten. Nicht über das Werk will ich daher ſprechen, ſondern über die Beurteilung, die es erfahren. Dr. Max Graf, der treffliche Wiener Muſikſchriftſteller, ſprach einmal irgendwo „von der Automatenhaftigkeit" der modernen Berichterſtattung. Man wirft ein Geldſtück ein, d. h. der Referent erhält ſeine Referentenbillets, und flugs iſt das fertige Urteil draußen. Und da die Automaten bekanntlich Verbreitung gefunden haben, ſo kann man überall das gleiche Schauſpiel erleben: Ein Urteil gleicht dem anderen auf's Haar. In unſerem Falle lautete es: „programmloſe Programm-Muſik". Immer und immer wieder fand ich dieſen Ausdruck in den Berichten. Man muß ſich ihn merken, Cliché anno 1901 anläßlich des Erſcheinens von Mahlers IV. Symphonie. Das war ſo ziemlich alles, was die Antimahlerianer aufbrachten; denn ſonſt enthielten ihre Referate eitel Lob über das Raffinement der Orcheſtrierung des Wiener Orcheſterherkules ꝛc. ꝛc. — und wie eben die ſchönen Phraſen alle lauten. Programmloſe Programm-Muſik, das war das große Verbrechen, das der arme Komponiſt begangen, und deſſenthalben er in Acht und Bann gethan wurde. Und ich muß geſtehen, ich begreife dieſe dem Ohnmachtsgefühle entſprungene Wut. Der mit Vorliebe geheimnisvoll thuende Komponiſt hatte ihnen eine harte Nuß zu knacken gegeben und es durchaus verſchmäht, auch nur durch einen Fingerzeig darauf hinzuweiſen, wie dieſer beizukommen iſt. Und dazu wußten ſie vom Hörenſagen Mahlers Programmhaß. Daß ſich heut zu Tage anno Richard Strauß jemand getraut, friſch drauf los zu muſizieren, wie man es ehedem that, leuchtete ihnen nicht ein; denn ſie vergaßen, daß ſeinerzeit programmloſe Programm-Muſiker wie Beethoven und Konſorten auch Symphonien ſchrieben, ohne umſtändliche Erklärungen. Heute iſt es eben „paſſierte Naivetät", wenn ein Künſtler ſchafft, ohne ſeine Gedanken gleich jedermann zu verraten.

Die früher beſchriebene Kunſt des Fürchtens hat unſere Beckmeſſer doch nicht ganz verlaſſen. Während ſie gedankenlos auf das von ihnen ſo völlig unerkannte Werk los-

hieben, hielten sie plötzlich inne. Die gleichfalls beschriebene Vorsicht veranlaßte, daß der bittere Tadel stellenweise durch Lob versüßt werde, und so lobten sie generaliter die Instrumentation. Und wieder erwies sich ihre Unfähigkeit. Ja, wenn sie keine Automaten, sondern Menschen wären, hätten sie hören müssen, daß diese von ihnen so gepriesene Instrumentation des sonderbaren Werkes eine Menge neue Dinge enthielt, und hätten es dann der Leserwelt verkünden müssen: so den eigenartigen, darauf basierenden Effekt des zweiten Satzes, daß die Salovioline um einen Ganzton höher als gewöhnlich eingestimmt ist; sie hätten hören müssen, daß beispielsweise diese ganze Instrumentation ohne Posaunen durchgeführt war ꝛc. Sie hätten, auch abgesehen von der Instrumentation, viel zu loben oder blos zu konstatieren gehabt. Ich habe z. B. in keiner der hundert mir vorliegenden Preßstimmen gelesen, daß der dritte Satz der Symphonie ein Variationensatz ist, in welchem das variierte Thema in höchst kunstvoller Weise mit einem obstinaten Kontrapunktiert ist; sie hätten doch die großartigen Durchführungen bemerken müssen, die bei der klaren Thematik des Werkes nur zu leicht zu überblicken sind — es bedarf dazu durchaus nicht eingeweihter Ohren und Augen, sondern nur ein bischen Liebe. Das ist allerdings ein Element, das die gistigen Herren vom Tintenfaß wenig kennen; sie kennen nur „Furcht" und machen höchstens „schlechte Witze". Und deshalb sahen und hörten sie nichts als die erwähnten „Delikte" und strafen; denn — so hieß es irgendwo — der übermütige Komponist habe sich mit ihnen, den gelehrten Herren und dem hochweisen Publikum, einen schlechten Spaß gemacht . . .

Die Gründe, die mich zur Abfassung obiger Zeilen veranlaßt haben, sind durchaus nicht erschöpft. Eine eingehendere Polemik ist der Sache kaum angemessen. Die Symphonie hat aber, abgesehen von ihrem hohen musikalischen Werte, noch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Sie charakterisierte die Jämmerlichkeit, Hilflosigkeit und Oberflächlichkeit der modernen musikalischen Tageskritik weit eindringlicher als beispielsweise die zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Fuge aus Straußens „Heldenleben" — „Von den Widersachern".

Nachträgliches zu den Athener Unruhen. Aus dem Spruche des „heiligen Synods" bezüglich der „Übersetzung der Evangelien in's Neu-Griechische" kann die gebildete Welt eigentlich erst so recht ersehen, was seinerzeit wohl auch den Haupteinwand der päpstlichen Orthodoxie wider Luthers Bibel-Übertragung „in sein getiebtes Deutsch" gebildet haben mag. Es liegt, bei ruhig-objektiver Betrachtung, doch ein guter Kern von Wahrheit in jenen natürlich sehr „rückständigen" Ausführungen, wenn es da heißt: „Die heilige Synode der Kirche Griechenlands, welche an den überlieferten Grundsätzen und an der durch Jahrhunderte bis heute unerschütterten Auffassung der orthodoxen Kirche festhält, verwirft und verurteilt als profan jede Änderung oder Umgestaltung des Originaltextes des heiligen Evangeliums durch die Übersetzung in die griechische Volkssprache, und zwar nicht blos als überflüssig, sondern auch als gesetzwidrig, indem dadurch ebenso Ärgernis des Gewissens erregt als der Sinn der göttlichen Worte und Lehren entstellt wird. Demnach ist allen Gläubigen durch den Klerus mit allem Nachdrucke einzuschärfen, daß sie eine derartige Übersetzung des Evangeliums, als eine verbotene und verurteilte, niemals lesen." Mit anderen Worten: „Übersetzungen — sind niemals Urtext!" Ziehen wir hievon ab, was als „Wille zur Macht" im Sinne der Kirchengewalt über die Seelen hier überschießt, so bleibt doch immer noch die „Ver-

pöbelung der heiligen Schrift" als Thatbestand übrig, welcher schließlich zu dem bösen Mißverständnis „Volksstimme = Gottesstimme" führen muß, bei welchem uns immer wieder Peter Hille's köstliches Wort einfällt: „Vox populi — nein, das wollen wir dem lieben Gott doch lieber nicht anthun!" Und eben das war's ja wohl auch, was einen Aristokraten wie Nietzsche so sehr gegen den „Bauern" Luther eingenommen hat. Allein, wäre der „Antichrist" Nietzsche ohne diesen Luther, der Anarchist und Revolutionär ohne jenen Reformator, in deutschen Landen überhaupt denkbar gewesen? — „gottlos, gerade aus übergroßer Religiosität der eigenen, innerlichsten Gewissenhaftigkeit!" Und könnten wir uns das deutsche Sprachdenkmal eines „Zarathustra" wohl denken ohne das hohe Sprachdokument unserer Luther-Bibel? Hierin liegt der fatale Zirkel.

Zwei Vorgänge aus dem Presse-Leben haben in jüngster Zeit wieder die betroffenen Gemüter arg in Erregung versetzt und denn auch die entsprechend deutliche Beantwortung seitens der vielberufenen „öffentlichen Meinung" alsbald gefunden. Wenn nur auch gegenüber den ausbeutenden Herren Zeitungs-Verlegern immer die gleiche, schöne Einhelligkeit der so standesbewußten „Herren Kollegen" zu erzielen wäre! Davon aber schweigt leider hartnäckig die Geschichte. Der erste (Münchner) Fall betraf das odiose Zeugnis-Zwangsverfahren. Der Leiter eines Münchner Korrespondenz-Bureaus, Journalist Herm. Roth, wurde in Haft genommen, weil er sich weigerte, das Redaktionsgeheimnis preiszugeben. Der Fall erregte um so mehr Aufsehen, als das Zwangsverfahren nicht in einer strafrichterlichen Untersuchung, sondern in einer Disziplinarsache der Anwaltskammer eingeleitet worden war. Der „Münchner Journalisten- und Schriftstellerverein hat nun in einer Resolution dem verhafteten Kollegen den Dank und die Anerkennung für die mannhafte Wahrung der Ehre des journalistischen Standes ausgesprochen, und der Zeugniszwang wird in dieser Resolution als ein Gewissens- und Ehrenzwang erklärt, dem kein anständiger Tagesschriftsteller Folge geben kann und darf. Die Resolution selbst hat ihre Wirkung auch nicht verfehlt. Roth wurde nach dreißigstündiger Haft wieder entlassen, seine Angelegenheit hat sogar die bayrische Abgeordnetenkammer noch beschäftigt, wobei übrigens der Justizminister die vielleicht doch nicht unebene Unterscheidung zwischen „Redakteur" und „Inhaber eines Nachrichtenbureaus" zu machen suchte. Endlich hat der bereits genannte Verein eine Denkschrift an die selbe Kammer gerichtet, in der die Bitte ausgesprochen wird, die königl. Staatsregierung zu ersuchen, durch ihre Vertreter im Bundesrat für möglichst baldige Abschaffung des journalistischen Zeugniszwanges im Interesse der gesamten Öffentlichkeit wirken zu wollen. „Im Interesse der gesamten Öffentlichkeit" klingt ja sehr gut, ist es aber doch nicht. — Der zweite Anlaß betraf eine Dortmunder Affaire, in deren Verfolg der „Verein Berliner Presse" einstimmig (!) nachstehende gehornischte Resolution „in Freiheit dressiert" losließ: „Der „Verein Berliner Presse", dem Schriftsteller aller Parteianschauungen angehören, legt entschieden Protest ein gegen die inhumane, schimpfliche Behandlung, die dem Redakteur Bredenbeck von der ‚Rheinisch-Westfälischen Arbeiter-Zeitung' in Dortmund seitens der Polizeibehörde widerfahren ist. Ende September wurde in einer Anklagesache gegen den Genannten verhandelt. Da der Angeklagte zu dieser Zeit, wegen Preßvergehens verurteilt, im Gefängnis zu Herford seine Strafe verbüßte, zu der er sich übrigens selbst gestellt hatte, mußte er nach Dortmund transportiert werden, was in rücksichtsvoller Weise geschah. Nach der Urteilsverkündung am 1. Oktober beim Rücktransport durch einen Dortmunder Polizeibeamten aber wurden ihm seines

Prateſtes ungeachtet Feſſeln angelegt, mit denen er dann durch die Straßen der ſchan ſehr belebten Stadt, am Wachenmarkt vorbei, nach dem Bahnhof geführt wurde und auch während der Abſchiednahme von Frau, Mutter und Bruder am Burgthar, ſowie während der dreiſtündigen Fohrt belaſtet blieb. In einem Brief aus dem Gefängnis hat Bredenbeck der Seelenqual, die er bei dieſer Behandlung erlitten, Ausdruck gegeben." — Gut gebrüllt, Löwy! Der Herr Redakteur ſoll nämlich einer anderen Verſion zufalge des „Fluchtverſuches" dringend verdächtig geweſen ſein. Zuaor alſo lieber gentleman ſein, und dann erſt gentlemanlike-Behondlung heiſchen!

Unſere Briefmarken. — Dr. Wilh. Bode ſchreibt zu dieſem Thema: „Unſere bayeriſchen Brüder wallen alſa nicht die gleichen Poſtmorken belecken wie wir, und wir müſſen uns vorläufig domit begnügen, daß wir wenigſtens mit den ſchwäbiſchen Dichtern und Denkern demnächſt durch die gleiche Briefmarkenſprache verbunden werden. Aber ein wenig enttäuſcht waren wir dach, als wir erfuhren, daß an den bisherigen Marken nichts weiter geändert werde, als daß an die Stelle des Wartes ‚Reichspoſt' die Aufſchrift ‚Deutſches Reich' tritt. Mancher van uns denkt vielleicht, die württembergiſchen Miniſter hätten ſich ſo lange gegen die Einheitsmarke ſperren ſallen, bis die Reichspoſt auf ihre bruſtumpanzerte, Schaertknauf drückende, mannesköpfige Germania mit der Schauſpielerlippe verzichtet hätte. Dach ‚de gustibus non est disputandum'; es giebt offenbar mächtige Herren, die dieſe Germania lieben; Amor macht uns leider blind. . . . Aber blamieren wir uns nicht ſchan durch die Einförmigkeit unſerer Marken var dem Auslande? Scheint nicht, als ab es in Deutſchland nur einen Mann gäbe, der Marken zeichnen kann, und daß auch er nur zu einem einzigen Entwurfe Phantaſie genug hätte? Wie wär's mit einem Kompramiß, Herr Staatsſelretär des Reichspaſtamts? Sie beholten die Germania auf der Vierzigpfennigmarke und geben uns für die übrigen Marken lauter verſchiedene Zeichnungen, die zur Abwechſelung einmal von wirklichen Künſtlern ausgeführt würden!" — Das, und nichts Anderes, iſt es ja, was auch wir immer hier predigen. Wundern darf uns daran eigentlich nur, daß uns ſalche Weisheit diesmal gerade vom Norden Deutſchlands kammt. „Wach' auf, es nahet gen dem ‚Tag'!"

c. **Franz Xaver Kraus** hat im Tode noch dazu beigetragen, die grauenhafte Unwiſſenheit deutſcher Zeitungsſchreiber aufzudecken. Der graße Gelehrte hatte nämlich, als er ſtarb, das berühmte Erbauungsbuch „Van der Nachfolge Chriſti" in der Hand, das bekonntlich eins der am meiſten verbreiteten Bücher der Weltlitteratur iſt und dem Thomas a Kempis zugeſchrieben wird. Einem Karreſpandenzbureau ſcheint es nun eingefallen zu ſein, neben anderem Unſinn ſeinen Abnehmern zu melden, jenes Buch ſei von Thomas van Aquino; und das druckt nicht nur das zu Berlin (in der Jeruſalemer Straße) erſcheinende „Tageblatt", ſandern auch die im kathaliſchen Boyern erſcheinende „Augsburger Abendzeitung" ruhig ab.

Leſefrüchte mit Randgloſſen — gemiſchte Gefühle in Stoßſeufzern.

Den fliegenden Gerichtsſtand der Preſſe erkennt das Landgericht in Dresden nicht an. Es hat die Ablehnung der Beleidigungsklage eines Dresdener Beamten gegen eine außerhalb Sachſens erſcheinende Zeitung mit der Begründung abgelehnt, daß das Gericht „in dauernder Rechtsübung" die Anſicht feſthalte, „daß der verantwortliche Redakteur einer periodiſchen Druckſchrift als ſalcher nicht für die Verbreitung, ſandern nur für die Veräffentlichung derſelben ſtrafrechtlich haftet und die Veräffentlichung am Orte

des Erſcheinens erfolgt". Gott ſei Dank, endlich einmal ein vernünftiger Richterſpruch in dieſer Sache! Möchte dieſe Rechtsanſchauung nur auch recht „dauernd", reichsgerichtlich ſelbſt, „geübt" werden.

„Kultur im Wagner'ſchen Sinne wurde als Leitwort geprägt für den ſonſt ſo abſcheulich benamſeten ‚Feuilleton'-Teil unſeres Blattes, als unter Führung des unvergeßlichen ‚Alten', des Dr. Schläger, wir Wagner-Jünger haffnungsfroh an die Arbeit giengen, mit der Abſicht, über blaße Buch- und Muſikbeſprechungen hinaus den Blick in höhere Fernen zu leiten." So ſchrieb jüngſt Oswald Zimmermann im Feuilleton der Dresdner „D. Wacht", gelegentlich einer Buchbeſprechung. Bon! Warum aber verſchweigt er, daß ich, Dr. Arthur Seidl, damals Feuilletan-Leiter gen. Blattes und heute Herausgeber dieſer Zeitſchrift — einzig und allein ich, ſogar unter einigem Widerſpruche des damaligen Chefredakteurs Dr. Paul Liman, es war, der jenes „Kunſt und Kultur" für ein ernſtes deutſches Feuilletan als Überſchrift „prägte". Weiß er es überhaupt nicht mehr? Oder wird man dort ſo bald vergeſſen?

„Fitzebutze", das bekannte Dehmel-Kreidolf'ſche Kinderbuch, iſt von Willy Seibert zu einem Traumſpiel „verdichtet" worden und hatte im Kölner Reichshallentheater um Weihnachten einen ſehr freundlichen Erfolg. Die illuſtrierende Muſik rührt von dem begabten Kölner Komponiſten Bernhard Köhler her, lehnt ſich wohl an das Vorbild Humperdincks an, verrät aber auch originelle Begabung. Das Ganze überhaupt ſcheint doch ein anziehender, ſehr geglückter Verſuch, neben dem Dichteriſchen und Bildneriſchen in der Erziehung auch das muſikaliſche Element zu ſeinem vollen Rechte kommen zu laſſen und das Kindergemüt mit einer Einheit dieſer drei Grundfaktoren des pſychiſchen Menſchen zu packen.

Die reifen Lorbeeren bewährter Staatsmänner und berufener Landesvertreter, als welche ſich gelegentlich mit ihrer fragwürdigen litterariſchen Bildung vor allem Volke blaßzu ſtellen lieben, haben auch einen hohen Richter Thüringens nicht mehr ſchlafen laſſen; vor den Schranken des Gerichts dem verſammelten Publika populäre Vorleſungen über Schopenhauers und Nietzſche's „Peſſimismus" zu halten, kannte dieſer ſcharfſinnige Mann der Themis ſich nämlich nicht enthalten. Keine Frage natürlich, daß die Lektüre von Philoſophemen für einen Obertertianer überhaupt ein volles Unding bleibt und (trotz Strindbergs „Oſtern"!) den abſoluten Unfug bedeutet. Aber angeſichts des bekannten Vorkommniſſes zu Eiſenach muß man doch (mit Lichtenberg) wieder einmal ſagen: „Wenn ein Buch und ein (Waſſer-) Kopf zuſammenſtoßen, und es klingt hohl — muß es dann immer gerade das Buch ſein?"

Nun iſt China erſt verloren! Der Präfekt von Tſimo nämlich, im Hinterlande von Kiautſchau, hat in einer Verfügung über die Abänderung der chineſiſchen Staatsprüfungen den Studenten als beſtes Bildungsmittel die — Zeitungen empfohlen, vornehmlich ſogar diejenigen, die in dem deutſchen Schutzgebiet Kiautſchou erſcheinen. Folgende Stichproben aus dem Erlaſſe genügen: „Im deutſchen Kiautſchou-Gebiet giebt es mehrere Zeitungen, deren Redakteure die gelehrteſten Männer ſind, die man in der Nähe oder Ferne finden kann und die dem Fortſchritte durchaus geneigt ſind ... Wie ein Licht leuchtet die Zeitung denen, die im Dunkeln ſitzen. Aus den Thoren macht ſie Weiſe. Wer ſich auf dem Holzwege befindet, den führt ſie auf den richtigen Pfad." Als ob unſere Zeitungen nicht ſelber „auf dem Holzwege" hergeſtellt würden!

Längſt haben wir der hohen Uneigennützigkeit des berühmten amerikaniſchen Milliardärs Carnegie mißtraut und aufgepaßt, wann und wo der Pferdefuß ſich einmal zeigen würde. Jetzt iſt er klipp und klar endlich herausgekommen: in der

an die Verleihung van 10 Millionen Dallars zur Förderung des oereinsſtaatlichen Unterrichtsweſens geknüpften Bedingung, daß die genannte Summe in Obligalianen des „Stahltruſts" entrichtet und ebenſa auch oan der Regierung mit dieſen während einer beſtimmten Zeitdauer im Beſitz gehalten werden ſallte. Um ſa bemerkenswerter alſa — man kann gar nicht genug auf dieſen wichtigen Vargang achten — die beſtimmte, mutige Ablehnung der „humanen" Stiftung ſeilens des neuen Präſidenten Roaſeoelt: es iſt der bedeutſame erſte Schritt waenigſtens zur Brechung des Induſtrieringes und ſeines „Willens zur Macht", zur natwendigen Überwindung wieder jener unwürdigen Knechtſchaft, unter welche der Mammanismus van heute ſelbſt die Staaten zu zwingen, mit welcher er alles Geiſtige und Kulturrelle unter ſeine Fuchtel zu bringen ſucht.

In den graßen Zeitungen fand man jüngſt, mit der ganzen Technik des gewiegten Inſerenten in breiter Auffälligkeit eingerückt, nachſtehende Annonce: „Mit der Firma Auguſt Scherl G. m. b. H. einen geregelten geſchäftlichen Verkehr zu unterhalten, wie er zwiſchen der geſamten deutſchen Preſſe und unſerer Annancen-Expeditian beſteht, hat ſich für uns als unmöglich erwieſen. Wir haben daher mit dem heutigen Tage die Beziehungen zu dieſer Firma abgebrochen. Anzeigen für die in genanntem Verlage erſcheinenden Blätter werden ſortan in unſeren Bureaux nicht mehr angenammen. Berlin, den 2. Dezember 1901. Annoncen-Expedition Rudalf Moſſe." — Alſo Truſt- und Traß-Krieg — Kraftprabe! Nun, die Herren mögen ſich daoan überzeugt halten, daß uns und den ſachkundigen ihrer Leſer dieſer ihr „Gedankenaustauſch" zum Mindeſten ein gleich graßes Vergnügen bereitet, wie ſeinerzeit ſchan der gleichfalls an dieſer Stelle mitgeteilte „Briefwechſel Hermann Walff-Emil Sauer". Wagnerianer fühlen ſich ſagar an eine gewiſſe heftige Szene im II. Akte des „Siegfried"-Drama's lebhaft dabei erinnert.

Wir laſen irgendwa: Profeſſar Theador Schiemann zu Berlin lieſt in dieſem Winterſemeſter im Barackenauditarium der Unioerſität ein Publikum über „Die palniſche Frage des 19. Jahrhunderts". Schan in den erſten Varleſungen waren auffallend oiele Palen zugegen, die ſich immer mehr verſtärkten. Der Vortragende behandelte die palniſche Frage treu hiſtariſch, ſelbſtoerſtändlich aber auch in deutſchnatianalem Sinne, und flacht dabei oerſchiedene perſönliche Anſichten ein, die ſtets bei den Polen auf Widerſpruch ſtießen. „Treu hiſtoriſch, aber ſelbſtverſtändlich auch in deutſchnaticnalem Sinne" — das nennt man dann in deutſchen Unioerſitätskreiſen hoch und heilig „Vorausſetzungs- oder Vorurteilslaſigkeit der Wiſſenſchaft"!

Zu Braunſchweig, im herzaglichen Lande, teilte am 11. Dezember, bei der feierlichen Preisoerteilung an der Techniſchen Hachſchule, der Rektar mit: Rektar und Senat hätten beſchloſſen, im Intereſſe der Disziplin von jetzt ab kanfeſſianelle und fremdnatianale Vereinigungen an der Techniſchen Hochſchule zu oerbieten. Im Verſalge deſſen iſt denn auch alsbald darauf der polniſche Leſeverein vam Senat aufgelöſt warden. „Sa-recht — ſo nach des Grales Gnade! Das Gute bannt, wer's mit Böſem oergilt". Oder heißt's im Urtext etwa umgekehrt? Man muß ſich nur endlich einprägen, daß beim „Staate" immer gerade das Gegenteil oon dem gilt, was in den Eaangelien über das „Reich, nicht van dieſer Welt" geſchrieben ſteht.

Das Münchner biſchäfl. Kleriker-Seminar, „Georgianum" genannt, hat — horribile dictu! — einen pratеſtantiſchen Hausarzt, und das eoang. „Diakaniſſen-Haus" ebenda einen kathaliſchen mediziniſchen Berater. Mächten die beiden Herren Amtsbrüder — pardon: Kallegen, nicht oielleicht mit einander tauſchen, da doch Beide jedenfalls gleich

gut ſich auf ihren Beruf aerſtehen werden und dieſes öffentliche Ärgernis für anſtoßbedürftige Seelen allzu oiele Leute, die ſonſt geſund bleiben würden, krank machen könnte?

Ganz heilloſe Zuſtände auf dem dunklen Gebiete des Arzneiweſens (nennen wir es getroſt: „Okkultismus") hat wieder einmal ein Prioatbeleidigungs-Prazeß zwiſchen einem Münchner Arzt und einem „daſigen" Vertreter des bayriſchen Apatheker-Gremiums an's Tageslicht gefördert. Und ſehr intereſſant war, dabei wieder einmal zu verfalgen, wie unſere Preſſe heute nur mehr aus Partei-Organen für Intereſſen-Vertretung beſteht, die, oan prinzipieller Ablehnung bis zu direkt aertuſchender wohlwolleader Stellungnahme herab, gar keine „objektioe" Wahrheit und „öffentliche Meinung" mehr auffammen laſſen. Thatſache ſcheiat: daß die bayriſche Arznei-Taxe, wie ſie jetzt beſteht — ab mit aber ohne direkten Einfluß der beteiligten Fachkreiſe, erſcheint ſchließlich als gleichgiltig — nur im Intereſſe der Herren Apotheker, unter ſtarker Benachteiligung des medikamentbedürftigen Publikums gemacht iſt, und daß dieſer gelernte Handelsſtand für ſeine Ware, Hokuspakus-Manipulationsgebühren, Abwäge- und Einwickelungs-Extraoergütung ꝛc. gelegentlich 200 und nach mehr Prozente nimmt. Gewiß ein oöllig ungeſunder Zuſtand, ſelbſt wenn die Zeiten unſeres Volkslebens geſünder wären, als ſie es ohnedies ſind. Wann nur wird man endlich dem lauten, wachſenden Rufe nach Verſtaatlichung des Ärzte- und Arzneiweſens Gehör ſchenken und in die bekannten amtlich-ernſtlichen „Erwägungen" über jenen pharmaka-un logiſchen Zuſtand einmal eintreten?

Die Stadtaerordneten van Düſſeldarf haben der Aufnahme einer Anleihe aan 5 Millionen Mark zur Förderung der ſtädtiſchen Badenpalitik zugeſtimmt. Mit dieſen Mitteln ſollen über den unmittelbaren eigenen Bedarf der Stadt hinaus Grundſtücke erwarben werden, damit die Stadt auch an den Wertſteigerungen teilnehmen kann, welche das ſchnelle Anwachſen der größeren Gemeinden für den Grund und Baden ihrer Umgebung mit ſich bringt, und damit die Stadt in aerſtärktem Maße einen beſtimmenden Einfluß auf die Ausgeſtaltung neuer Stadtteile, deren Bauweiſe, Preisbildung der Baufläche u. ſ. w. gewinnt. — Vergl. „Geſellſchaft", II. Oktaber-Heft: den Aufſatz „Städtiſcher Grundbeſitz" oon Merkur.

Van einer ganz neuen, angeſichts der ſich häufenden Klagen über den Wettbewerbs- und Auftrags-Nonſens doppelt erfreulichen Art der Kunſtförderung oerlautet ein angenehmes Lied aus Dresden — das als „Kunſtſtadt" überhaupt keineswegs unterſchätzt werden darf: Der Rat der Stadt Dresden will nämlich das freie künſtleriſche Schaffen fördern und ſetzt zu dieſem Zwecke 5000 Mark als Preiſe für Dresdner Bildhauer und Mitglieder der Dresdner Kunſtgenoſſenſchaft aus. Verlangt werden Skizzen ahne weitere Varſchriften für die Größe, nur ſallen die Künſtler bei der Skizze deutlich die Größe angeben, in der ſie gegebenen Falles das Werk ausführen wollen. Die mit Preiſen bedachten Künſtler ſind oerpflichtet, ihre Skizzen in der angegebenen oder mit den Preisrichtern oereinbarten Größe innerhalb oereinbarter Zeit auszuführen, und die preisgekrönten Skizzen gehen in das Eigentum der Stadt Dresden über. Beabſichtigt der Rat, ein Madell in echtem Material ausführen zu laſſen, ſa hat er das Vorkaufsrecht, und der als Beihilfe bezahlte Betrag gilt als Teil der Kaufſumme. Die Entwürfe ſind bis 15. März 1902 beim Sächſiſchen Kunſtoerein einzuliefern.

Besprechungen.

Thoreau's „Winter".

Von Dr. Josef Hofmiller.
(Freising.)

Es ist hier von einem Werke die Rede, das vor ein paar Monaten schon erschienen ist, und auf das ich gerne an dieser Stelle aufmerksam mache, weil es mir durchaus nicht diejenige Beachtung gefunden zu haben scheint, die es verdient. Es handelt sich um das reizende Buch des amerikanischen Dichterphilosophen Henry David Thoreau, das, wie sein wunderschönes Lebensbuch „Walden", von Emma Emmerich fein übersetzt, in dem „Concord-Verlage" hier zu München herausgekommen ist. Wer sich für den Verfasser näher interessiert, schaffe sich „Walden" an, das eine gute Einleitung enthält, sowie die Essays zur amerikanischen Litteratur, die Herr Karl Federn in der Hendel'schen Bibliothek veröffentlicht hat, in denen er, neben vielem andern Wertvollen, eine zarte und kluge Darstellung Thoreau's giebt. Endlich ist auch des anregenden Aufsatzes Anton Schönbachs (erst von der fünften Auflage seines Buches „Über Lesen und Bildung" an enthalten) ja nicht zu vergessen; man findet dort ein gedankenreiches Gruppenporträt jenes vornehmen und wie auf einer Insel stillen Denkergrückes leuchtenden Zielen zustrebenden Kreises, dessen Zentrum der große Ralph Walda Emerson war. Daß Stimmen von jener Insel der Seligen in unser geistiges Streben hereinklingen und von solchen, die hierfür Herz und Ohren haben, vernommen werden, scheint mir sehr viel wichtiger als die Beschäftigung mit einem großen Teile der gegenwärtigen Litteratur.

Wie fast alle Werke Thoreau's, ist auch sein „Winter" aus Tagebüchern hervorgegangen; und zwar ist das Buch nach Tagen geordnet, nicht nach Jahren; ein Tag enthält Aufzeichnungen verschiedener Jahre. Diese Anordnung ist bezeichnend für einen Autor, der den Tag liebte und in den Tag hinein lebte, heiter und liebenswürdig sorglos wie ein Kind, der mit scharfen Sinnen eines jeglichen Tages Luft und Licht und Duft, wie ein pürschender Indianer, begierig einsog und mit zarten, aber sicheren Linien die Physiognomie jeder Stunde festhielt. Wie Wenige vermochte er im Augenblicke die Ewigkeit zu genießen. Was galt ihm die von Menschengehirnen ersannene Einheit des Jahres? Ihm, der immer wiederholte, daß alle Menschen zu hastig dieses einzige Leben lebten und die unwiederbringliche Schönheit des kurzen, seligen Augenblickes nicht zu genießen verständen: „Ich will nicht länger das Gefühl haben, als ob ich im Leben nur zu Gast sei. Die Philosophie kann nicht wahr sein, die es so darstellt. Ich liebe einen breiten Rand um mein Leben. Ich möchte einen Bericht über die reifen, reichen Augenblicke führen. Nicht die Schale des Lebens möchte ich aufbewahren, sondern den Kern. — Sowohl um der körperlichen wie der geistigen Gesundheit willen freie die Gegenwart. Umschlinge die Gesundheit, wo du sie findest. Es ist sicherlich der Mühe wert, alle Weisheit, die wir besitzen, auf unsere Lebensführung anzuwenden. Ein breiter Rand der Muße ist ja schön im Menschenleben, wie in einem Buche. Halte Haus mit der Zeit, hab' Acht auf die Stunden des Universums, nicht auf die der Bahnzeit. Was sind in grobem Hasten verlebte siebzig Jahre, verglichen mit den Augenblicken himmlischer

Muße, in denen unſer Leben mit dem des Weltalls Schritt hält? Wir leben zu ſchnell und zu roh, gerade wie wir zu ſchnell eſſen, wir kennen nicht dos wohre Aromo unſerer Nahrung!"

Thoreau wird nicht müde, dieſes ſein ſeeliſches Grunderlebnis zu oerkünden. Es iſt etwas oon Goethe in ihm, der oon Korlsbad ous ſich glücklich zur Verehrung von St.-Fainéont bekannte, von Tolſtoi, deſſen Wertoolliſtes dorin liegt, doß er nie den Kontakt mit der Notur verliert. Thoreon lebt in der Natur, nicht um in ihr ein Echo für ſeine pathetiſchen Deklamationen zu finden, wie Rouſſeou, ſondern weil er ſich ollen Weſen und Dingen innig und brüderlich oerwandt fühlt, gleich dem heitigen Franz oon Aſſiſi. Etwas von einem Derwiſch lebt in ihm, und ein Stück oon einem indiſchen Philoſophen; die ſelige Erhobenheit eines Buddho und das geſpannte Daſeinsgefühl jener indianiſchen Jäger, die vor ihm die grünen Gefilde des Musketoquid raſtlos durchſtreiſten. Was er ſchreibt, iſt ſa natürlich und ſchlichter Weisheit ooll, als wäre es aus indiſchen Manaſkripten übertragen, und wieder ſo modern und kühn, als hätte er die geiſtigen Strömungen dieſes Jahrzehnts oorweg genommen.

Man hat Thoreau, und gewiß mit gutem Rechte, gerne mit Emerſon verglichen. Beide haben viel Gemeinſames. Aber wenn Emerſon die höhere, feinere Kultur darſtellt, wenn er geiſtooller, weltmänniſcher, beziehungsreicher ſchreibt, ſo iſt andererſeits Thoreau urſprünglicher, weniger kompliziert, energiſcher; er iſt weder durch eine pſeudoidealiſtiſche Philoſophie verdorben, noch durch den Kolportagemyſtizismus Swedenborgs. Es wird ihm niemals begegnen, daß er Folgerungen zieht, zu denen er kein Recht hot, weil, ihm ſelbſt unbewußt, die entgegengeſetzten Prämiſſen in ſeiner Seele leben — etwas, was bei Emerſon durchaus nicht ſelten iſt; ouch Emerſon war nicht ungeſtraft puritaniſcher Prediger. Gegenüber dem Stubenphiloſophen führt Thoreau das reichere, bewegtere Daſein; er iſt dem Leben um Vieles näher; es giebt wenige Küſten einer menſchlichen Exiſtenz, on denen dieſer Odyſſeus nicht gelandet wäre. Er hat Kühe gehütet uad über griechiſche Litteratur Vorleſungen geholten; er lehrte ſeine Nachbarn Brunnen bohren, Scheunen bauen, die Getreidewanze vertilgen, er überſetzte Aeſchylus und oermaß Ländereien; er fabrizierte Bleiſtifte, und als ſeine Waren ſo gut waren wie das beſte engliſche Konkurrenzfabrikat, gob er die Fobrikation auf, weil er ſie beherrſchte; er hauſte zweieinhalb Jahre in einer ſelbſt gebauten Blockhütte, die er oerließ, ats er alle Süßigkeit aus dieſer Einſiedelei geſogen hatte; er ſtellte ſich im politiſchen Kampfe genou dohin, wo die gefährlichſten Geſchäfte ouftrafen. Er hat ein oorbildliches Leben gelebt, kühn, frei, rückſichtslos, ſtolz. Er ſtorb einen konſequenten Tod an den Folgen einer Erkältung, die er ſich zuzog, ols er acht Tage im Freien ouf einem Berggipfel zubrachte, um die Natur mögtichſt nahe zu beobachten.

Denn die Beobachtung der Natur iſt für Thoreau dos Erſte und Letzte. Es ſind glänzendere Noturſchilderungen geſchrieben worden, ſchönere, vollendetere ols die ſeinigen, aber über all ſeinen Stizzen ruht ein töſtlicher Duft oon Urſprüngtichkeit und der zarte Hauch des Augenblicks; ſie ſind nicht orrangiert oder überlegt, ſie ſind ſo zu ſagen ertappt; wie das Reh, das der Jäger ſoeben erlegt hat, ſind ſie noch warm und lebendig und ſchauen uns mit ſamtnen braunen Augen rührend an. Manchmol iſt in drei Zeilen die Stimmung einer Landſchaft zuſammengefaßt: „Über den woldigen Thälern lag ein warmer Sonnenuntergang, ein gelblicher Ton ouf den Fichten. Rötlich-ſchwarzbraune Wolken ſtanden gleich düſtern Flammen darüber, Streifen blauen Himmels zogen ſich hindurch." Oder er ſchitdert entzückt einen Baum: „Wenige Bäume ſind ſo ſchön wie die Goldbirke. Sie iſt die blonde, flachshaarige, goldlockige Schweſter der dunlel gefärbten

Schwarzbirke. Mit ihr hat ſie den ſüßen Beerenduft gemeinſam und mit der Kanaebirke die laſe, ausgefranſte, quaſtige Rinde. Der Wipfel iſt beſenartig, die Rinde aon wunderbar zarter Goldfarbe, die ſich in vertikalen, klaren, glatten Zwiſchenräumen vom Stamme weg kräuſelt, als ab ein Habel nach aben geführt worden wäre. Der Anblick dieſer Bäume bewegt mich mehr als kaliſarniſches Gald. Wie geſund und munter faſſen ſie Fuß und gürten ſich im ſumpfigen Baden. Daneben fließt burgunderfarbig ein Bach auf eiſenratem Sand im dunkeln Maar. Unter Urwaldbäumen! Ach, bald kammt die Zeit, wa ſie alle dahin ſind." Was aber Thareau's Naturerlebniſſe auszeichnet, iſt der kühne, männliche Geiſt, der durch alle weht. Ein Hauch unbezähmbarer Freiheit grüßt uns aus ſeinen Werken; das germaniſche Unabhängigkeitsbedürfnis verbunden mit echt amerikaniſcher Varausſetzungslaſigkeit. Die Liebe ſpielt keine Ralle bei ihm. Van einigen Stellen abgeſehen, würde man aus ſeinen Werken nicht erfahren, daß es Frauen in der Welt giebt. Es ſcheinen die Aufzeichnungen eines geiſtig hachſtehenden, ſchweigſamen Bergführers zu ſein. Ich mußte immer an Dennen, den treuen Begleiter Jahn Tyndalls, denken. Man fühlt ſich in reiner und geſunder Luft, wenn man Thareau's Gedankengängen falgt: „Unſere wachen Stimmungen ſind unſere Träume; wenn wir aber mit all unſern Sinnen wirklich wach, heiter und geſund ſind, ſa haben wir denkwürdige Viſianen. Wer wünſcht aber, wenn er ein Buch zur Hand nimmt, van dem zu hören, was verſtapfte Gedärme und unreines Blut zu erzählen haben?" Aus dieſem Bedürfnis nach Reinlichkeit und Einſamkeit reſultiert eine unbedingte Verachtung der Tagesintereſſen: „Sprich nicht für Andere, denke für dich ſelbſt. Es werden dir wie in einer Viſian alle Reiche dieſer Welt und alle Welten gezeigt, und du ziehſt var, ein Marianettentheater anzuſehen!" Den Einſamen aber überkammt die wilde Freude an der wilden Natur, die tratzig-frähliche Sturmlaune, die Hingabe an die Natur, auch wenn ſie unfreundlich iſt, gerade wenn und weil ſie es iſt: „Mache weite Spaziergänge im ſtürmiſchen Wetter aber durch tiefen Schnee in Feld und Wald, wenn du deine Stimmung aben halten willſt; gieb dich ab mit der rohen Natur. Friere, werde hungrig und müde! . . . Als einzige Stimme in dieſer ungetrübten Stunde höre ich den Schrei einer Eule, und ich bin frah darum, und höre ſie lieber, als den beredteſten Mann meiner Zeit."

Unſchuldig und rein werden des Einſamen Gedanken vam Tade; er blickt dem dunkeln Tröſter mutig in's Auge. Mit dem alten Daktar in Tilliers prächtigem „Onkel Benjamin" fühlt er: „Je ne veux pas m'en aller fâché avec la vie"; er ſcheidet, mehr ſegnend als verliebt; nur drückt er das wieder in ſeiner ganz eigentümlichen Weiſe aus: „Der Menſch ſollte aus der Natur ſcheiden mit dem Zirpen der Grille ader dem Geſang des Vagels im Ohr. Dieſe irdiſchen Täne fallten nur für eine Spanne Zeit verklingen wie das An- und Abſchwellen van Harfentönen. Der Tad iſt die ausdrucksvallſte Pauſe im Windesweben." In einem graßen, feierlichen Schweigen lebte Thoreau dahin; das Schweigen war ſeine Geneſung, ſeine Kraft, ſeine Inſpiratian: „Der Menſch, mit dem ich zuſammentreffe, iſt meiſtens nicht ſa belehrend als das Stillſchweigen, das er bricht." Fragwürdiger und verdächtiger erſcheinen dem Einſamen die heiligen Werte der Menſchen. Ganz unvermittelt ſteht plötzlich der Gedanke da: „Aus dem Munde der Reumütigen kammt kein tapferes Wart. Streng genammen iſt das Moraliſche nicht das Geſunde." Und er kennt auch die geſunde, maderne Schuldauffaſſung C. F. Meyers:

„Wie ſühnt ſich die verjährte Schuld,
Die bitterlich bereute?
Mit einem ſtrengen Heute?
Mit Büßerhaft und Ungeduld?
Nein. Mit ein bißchen Freude!"

„Man kann nicht ſchnell genug ſeine Fehler und Miſſethaten vergeſſen. Lang bei ihnen verweilen, heißt die Schuld erſchweren. Reue und Kummer können nur durch etwas Beſſeres erſetzt werden, das ſo frei und urſprünglich iſt, als wären ſie nie geweſen."

Immer und immer wieder verkündet er ſeine erſte Lehre und Innerſte Erfahrung: „Laßt uns treu und heilig die Übereinſtimmung unſeres Lebens mit dem Leben der Natur bewahren! Was wären uns ſonſt Hitze und Kälte, Tag und Nacht, Sonne, Mond und Sterne? Geſchah es nicht aus Sympathie mit dem gegenwärtigen Leben der Natur, daß wir gerade zu dieſer Zeit, ſtatt zu einer andern, geboren wurden? Mein Leben gehört ſo innig der Gegenwart wie das einer Weide im Frühling. Jetzt, jetzt drängen ſich die Kätzchen heraus, jetzt glänzt ihre gelbe Rinde, jetzt ſteigt ihr Saft, jetzt aber nie mußt du Pfeifen ſchneiden. Laß dir vom Tag dazu helfen, vom Tag und von der Nacht!" Gewiß war dieſer fromme und fröhliche Myſtiker des Tages, des Schnees, des Stromes und Buſches kein Syſtematiker; er war nicht unehrlich und nicht borniert genug dazu: „Jetzt ſind meine Gedanken mit dem Leben verknüpft, und der Leſer ſieht, daß ſie nicht an den Haaren herbei gezogen wurden. Es iſt weniger gekünſtelt ſo. Sieht wohl die Blume ſchöner aus im Strauß als auf der Wieſe, wo ſie wuchs, und auf der wir uns naſſe Füße holen mußten, um zu ihr zu gelangen? Iſt das ſchalaſtiſche Ausſehen überhaupt ein Vorteil? . . . Der Gegenſtand ſucht mich, nicht ich ihn. Des Dichters Verhältnis zu ſeinem Thema iſt das des Liebenden." Hat man in dem zuletzt zitierten Satze nicht das Wort Nietzſche's erkannt „Nicht ich denke, es denkt in mir"? Wer auf Parallelen verſeſſen iſt, könnte überhaupt den Vergleich zwiſchen Thoreau und Nietzſche ſehr in's Einzelne ziehen. Sie waren weſensverwandt, wenn auch Nietzſche natürlich immer die tiefere Natur und die reichere Begabung ſein wird. Aber auch Thoreau hat ſich ſchon zu der Einſicht in die Relativität aller Moral durchgedacht. Er ſchreibt einmal den nachdenklichen Satz hin: „Der Chriſt bleibt ſo weit hinter dem heidniſchen Moralgeſetz zurück wie der Heide hinter dem chriſtlichen." Auch weiſt er alle aus einem Jenſeits her geholten Troſtgründe ein für alle Mal zurück: „Der Kleingläubige hält um Lohn und Strafe Ausſchau nach einer anderen Welt, und da er an dieſer hier verzweifelt, ſo benimmt er ſich entſprechend darin; der Andere hält dieſe Welt für eine würdige Gelegenheit und Arena,' opfert ihr und lauſcht auf ſympathiſierende Stimmen von oben. Der Menſch, der an eine andere Welt und nicht an dieſe glaubt, pflegt mich mit dem Chriſtentum zu vertröſten. So haſſen wir in dem Verhältnis, als wir nicht verwirklichen. Es iſt alles verſchobene Haſſnung. Aber ein Korn Verwirklichung augenblicklichen Lebens, in dem wir ſtehen, iſt ſo viel wert als Tagewerke von Blatthaſſnung, die breit gehämmert wird, um unſere Ausſicht zu vergolden. Wir müſſen dem Helden auf heraiſchem Boden entgegen treten. Es giebt Stämme, die auf den Bergen wohnen, andere wohnen in der Ebene. Wir entmutigen einander. Wir gehorchen verſchiedenen Geſetzen." Auch ſeine Auffaſſung vom „Fall Wagner" hat Thoreau formuliert: „So weit, als wir unſerer idealen Schätzung von einander entſprechen, iſt unſer Verkehr uns zum Vorteil. Der glühendſte Liebhaber hat ſeinen geheimen Gerichtshof, und ſeine Liebe iſt nie ſo ſtark und ätheriſch, daß nicht eines Tages Gericht gehalten werden könnte über die Geliebte."

Was aber an Thoreau's Werke das Beſte, was ſein Weſentliches iſt, ſagt er ſelbſt: „Ein wirklich gutes Buch lehrt mich etwas Beſſeres, als es zu leſen. Ich muß es bald weglegen und verſuchen, nach ſeinen Winken zu leben. Es macht mich ſo reich, daß ich es niederlege mit dem geringſten Bedauern. Was ich leſend begann, muß ich handelnd vollenden." —

In der Vorrede beklagt sich die Übersetzerin über die geringe Anzahl der Freunde Thoreau's. Möge sie sich dessen, daß dem Buche ein Misserfolg nicht beschieden war und nicht beschieden sein konnte (Pulchrum est paucorum hominum), nicht abhalten lassen, auch andere Werke Thoreau's, so fein und klug wie die bisherigen, zu übertragen. Sein originellstes Buch A Week on the Concord and Merrimack Rivers ist noch nicht übersetzt, sein „Vorfrühling", „Sommer" warten noch. Wenn, bei aller Anerkennung der sorgfältigen Ausstattung, ein Wunsch geäußert werden darf, so ist es der, die folgenden Bände billiger zu machen. Die Typen von „Winter" sind wunderschön und erinnern beinahe an die Buchstaben Eckmanns; aber noch viel schöner wäre es, einen der genialsten amerikanischen Denker und Dichter in weitere Kreise durch billige Ausgaben einzuführen. Denn wir bedürfen großer Werke, die immer wieder vor uns hin gestellt werden, wenn nicht an der Gefälligkeit der feuilletonistischen Gefühls- und Gemütsspielerei alle Männlichkeit und Tiefe der Litteratur zu Grunde gehen soll. „In der Poesie ist nur das wahrhaft Große und Reine förderlich, das wiederum wie eine zweite Natur da steht und uns entweder zu sich herauf hebt oder uns verschmäht."

Vermischtes.

Robert Heymann, „ein Kämpfer für Freiheit und Schönheit", „ersucht" (in einem, seinem jüngsten Buche „Laïs, die Hetäre" beigegebenen Waschzettel) „um eine baldige und erschöpfende Besprechung".

Wir entnehmen diese am besten gleich der Monographie obigen Titels von Friedrich H. Hartmann, dem neuen Herausgeber des „Litterat" und der „Stimmen der Gegenwart" (Braunschweig 1901, Preis 75 Pf.), woselbst sie auf S. 16 flg. folgendermaßen lautet: „Nehmen wir aus einem Briefe an mich die mit lakonischer Kürze geschriebenen biographischen Notizen: ‚Ich bin 23 Jahre alt, habe viel gelitten, viel geliebt und noch viel mehr gekämpft, und habe mir meine heutige Position ebenso schwer errungen als meine Weltanschauung.' — Ich habe nie etwas Kürzeres und doch so viel Sagendes — gerade bei Heymann so viel Sagendes — von einem Autor über sich selbst gelesen, und füge ich (!) dem Obigen der Vollständigkeit halber noch folgende Notizen hinzu. Heymann giebt zwei Zeitschriften, „Frührot" und „Affenspiegel", — beide in München erscheinend — heraus. Diese beide Zeitschriften — von ihm auch redigiert — sind ohne Frage berufen, im Laufe der Zeit verschiedene andere ähnliche, aber markloser (!) Organe tot zu machen. Heymann führt ferner die Chefredaktion der in Tachau in Böhmen erscheinenden „Ruthe", hierdurch dafür sorgend (!), daß auch im klösterreichen Deutschland das Licht der Aufklärung etwas leuchten thut. (!) Früher hat Heymann an ca. zehn größeren sozialdemokratischen Zeitungen gearbeit t, und hofft derselbe (!) mit Hilfe eines Konsortiums in München eine Tageszeitung größeren Stils zu gründen, welche letztere seine Ideen und Anschauungen vertreten soll. Von Heymann sind im Verlage des ‚Frührot' in München folgende Werke erschienen: ‚Weiße Nächte', Märchen, sowie ‚Skizzen und Geschichten', ‚Maria', eine Nouellette (wie nichtssagend doch so ein Ausdruck Nouellette ist), ferner ‚Liebe und Hunger', Gedichte, und ‚Frau Königin', ein Akt." Nebenbei und von uns aus bemerkt: auch das später noch erschienene Büchlein „Nackt" ist solch ein „Akt", und gar nun „Laïs, die Hetäre"; I. Band: „Die Brautnacht der Priesterin" — enthält deren gleich mehrere. „Den Heiden der Liebe" ist letzteres Buch besonders gewidmet; aber es ist charakteristisch, daß in diesem Kopfe sich die heidnische Welt nur als Astarte-Kult, nicht

als Hellenismus malt. „Baal allein lebt" (vergl. S. 9) — es scheint so — in der Vitalität dieses Poeten. Sdl.

„Nationale Not im Elsaß" von Dr. Karl Storck. Burschenschaftliche Bücherei II, 1. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Die altelsässische Presse hat z. B. die in der „Tägl. Rundschau" veröffentlichten Briefe eines Elsässers, die soeben gesammelt als Sonderheft der „B. B." erschienen, energisch abgelehnt. Storck wendet sich allerdings an die „Jungen und „Jüngsten", aber er weiß selber, daß die altels. Presse aus fast lauter jungen Journalisten besteht und daß diese den größten Teil der Bevölkerung hinter sich haben. Es war eben ein gewagter Versuch, mit einer Art „Brevier für Germanisation" vor eine gerade durch all die Germanisationsversuche gehetzten und mißhandelten Menge zu treten. Es liegt etwas Brutales in diesen Vorschriften und Thesen: 1., 2., 3. u. s. w. Trotzdem birgt die Broschüre viel, viel Wahrheit. Auch die Vorschläge Storcks sind — zum allerwenigsten diskutabel. Nur die Sache mit der Verwandlung des Elsaß in ein Kronprinzenland erscheint mir trotz Allem völlig aussichtslos. Gewiß, der Elsässer muß Glanz haben, ein Hof in Straßburg thäte nur gut, man müßte wenigstens, was mit seinem Begeisterungsbedürfnis anfangen, ... Aber um Gotteswillen! Keinen Preußen. Einen Wittelsbacher, oder sonst einen, aber nur „Keen Preiß"! Der Elsässer glaubt in all dem Unteroffiziersvolk in und außer Dienst die Preußen, die Deutschen zu kennen; daher sein Haß, sein verachtender Hoß. Und thatsächlich stehen diese Leute viel zu viel im Vordergrund, man läßt ihnen von oben her einen viel zu großen Wirkungskreis. — Storck sagt es selbst einmal: man darf doch nicht verlangen, daß in 25 Jahren hätte erreicht werden sollen, wozu Frankreich über zwei Jahrhunderte brauchte. Er hätte hinzufügen können: besonders, wenn die Korre so gründlich verfahren ist. Die Spezies „Deutsche", wie sie hier in Mehrzahl vertreten ist, hat nichts, womit sie dem noch an die „Vornehmheit" französischen Auftretens gewöhnten Elsässer so was wie „imponieren" könnte. Dazu die geradezu niederträchtige Behandlung der Elsässer im Gespräche solcher Leute. Und noch viel Anderes.

Storck hat Recht, man müßte von vorn und mit ganz anderen Mitteln „an die Arbeit gehen". Er hat auch das Verdienst, das Interesse auf diese Frage gelenkt zu haben, und daß es ihm dabei heiliger Ernst ist, glaube ich völlig. In diesem Sinne war auch der Neudruck der „Briefe" berechtigt, ja gefordert.

René Schickele.

Polyphem ein Gorillo. Eine naturwissenschaftliche und staatsrechtliche Untersuchung von Homers Odyssee, Buch IV V. 105flg. Von Dr. Th. Zell. Berlin, W. Junk. 184 S.

Wenn man in dem Bande blättert und leicht obenhin einen oder den andern Satz liest, wie: „Polyphem für einen Sonnengott zu halten, ist etwas Verfehltes. Eher würde mir noch die Deutung einleuchten, Homer habe durch die Sage vom Polyphem andeuten wollen, daß der Mensch in seiner Betrunkenheit um sein höchstes Gut kommen kann. Der Zyklop ist nicht der Erste gewesen und wird nicht der Letzte sein, der nach einem vergnügten Abend am andern Morgen gestöhnt hat" (S. 178) — so hält man den Verfasser für einen Schalk, der sich einen nicht allzu tiefsinnigen und kostspieligen Spaß mit seinen Lesern erlaubt. Nimmt man ganze Abschnitte durch, wie den „Die gelehrten Kreise und die Tierwelt" oder „Darwinismus und Rechtswissenschaft", so sagt man sich, der Vater dieses gelehrten Ulkes hat sich sein Vergnügen doch sauer verdient: diese enorme

Beleſenheit iſt nicht im Handumdrehen aufgebaut. Und es ſind nicht blos alte Schmöker gewälzt, es iſt auch viel eigene Beabachtung zur Stelle gebracht. Aber alle dieſe Umwege, Kreuz- und Querpfade! Hätte der Verfaſſer ſeine Theſe nicht auf zehn Seiten bambenfeſt entwickeln können, wenn es ihm nur um dieſen Beitrag zur Mythen-Umdeutung heiliger Ernſt geweſen wäre? Den Zweiflern wird man nicht ausreden können: Es giebt Zwiſchengebiete der Wiſſenſchaft, wa ſich alle Fakultäten berühren und kein Menſch weiß, wa der Ernſt anfängt und der Spaß aufhört. Mythen- und Wunderdeutungen — iſt es denn nicht am klügſten, ſie endlich einmal alleſamt ad absurdum zu führen? Was hat denn die erklärende Verſtändigkeit und exakte Gelahrtheit überhaupt in der Welt der Dichtung zu ſuchen, in dieſer Wundermärchenwelt, die nur für Intuitian und Empfindung und nicht für die Klugſchwatzerei der Siebengeſcheiten varhanden iſt! Daß das Sublimſte auf realer Baſis ruhen muß, wer wüßte das nicht? Aber wenn ich mich am Sublimen erbaue, iſt es mir dach abſalut gleichgiltig, ab ſeine Wurzel beim Gorilla ader ſonſtwa zu ſuchen. O ihr Unkünſtler, ihr Überklugen!

M. G. Canrad.

Büchertiſch.

(Beſprechung varbehalten.)

Aram, Kurt: Die voenehme Tochter. Geſchichten und Slizyn. Berlin W, F. Fontane & Co. 224 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Arder, Lilli: Hofterliſch. Noacllen. Dresden, E. Pierſons Verlag. 75 S. M. 2,—.

Aſtl-Leonhard, Anna: Heern Schönerers Kampfeswelſe, beleuchtet. Preßburg, Selbſtverlag der Verfaſſerin. 27 S.

Bahr, Hermann: Der Krampus. Luſtſpiel in 3 Aufzügen. München, Albert Langen. 229 S. M. 3,—.

Bartels, Adalf: J. P. Eckermann. Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. Bd. I u. II. Leipzig, Eugen Diederichs.

Baudlalrr's Werle: Bd. II. Die künſtlichen Paradieſe Optum und Haſchiſch. Überſezt aon Max Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Benz, Friedrich: Die Unnützen. Einr ſymbolſchr Dichtung in 2 Bildern. Zur Muſik aon Dr. Ludw. Schiedermair. 27 S. — Präludium zur Tragödir aom Mann und Weib. Gedichte. 107 S. München, Lyril-Verlag.

Bern, Maximilian: Die zehnte Muſe. Dichtungen aom und für's Brettl. Berlin, Otto Elsner. 371 S. Geb. M. 2,—, geb. M 3,—.

Blos, Wilhelm: Der Prinſipienreiter. Einr Geſchichte aus dem Jahrr 1848. Leipzig, Grübel & Sammerlatte. 193 S. M. 2,—.

Blütdgen, Victor: Gedichte. Neur verm. Ausgabe. Berlin, G. Grote. 214 S.

Bonus, Beate: Malergeſchichten. Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow. 404 S.

Bühne und Brettl. Illuſtrirrte Zeitſchrift für Theater und Kunſt. Nr. 6. Berlin SW, Verlag „Das kleine Wochblatt". (G. m. b. H.) 19 S. Pro Quartal M. 1,20, Einzelnummer M. 0,20.

Burghold, Julius: Über die Entwicklung der Ehe. Breslau, S. Schottlaender (Schleſiſche Verlagsanſtalt). 117 S. M. 1,50.

Das Künſtlerbuch. Herausgeg. von Hermann Meißner. Bd. VII. Georg Frederik Watts aon Jarno Peſſen. Berlin, Schuſter & Löffler. 104 S.

Dauthrndey, Eliſabeth: Zwrliedig. Naman. Ebenda. 346 S.

Deutſch-Öſtrrrrichiſche Littraturgrſchichtr. Ein Handbuch zur Geſchichte der deutſchen Dichtung in Öſterreich-Ungarn. Herausgegeben aon J. W. Nagl und J. Zeidler. 19. Lief. Wien, Carl Fromme. M. 1,—.

Daeplrr, Carl Emil der Ältrrr: 75 Jahre Lrben, Schaffen, Streben Eines Malermannes leztr Slizze. Aus zeitgenöſiſche Selbſtdtographien. Bd. III. Berlin, Schuſter & Löffler. 561 S.

Die Kunſt im Lebrn des Kindrs. Katalog der Wanderausſtellung des Deutſchen Buchgewerbevereins. Leipzig, E. A. Seemann. 160 S.

Dunckr, Max: Heuſtrich-Bad. Gedichte. Stettin, H. Sutenbeth. 84 S.

Edrldeim, Dr. John: Briträge zur Geſchichte der Sazialpädagogik. Berlin, Akademiſcher Verlag für ſaziale Wiſſenſchaften (Dr. Jahn Edetheim). 223 S. Geb. M. 3.50, geb. M. 5,—.

Emrrſon, Ralph Waldo: Lebensführung. Deutſch aon Karl Federn. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 271 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

L'Européen: Courier Intecnational Hebdomadaire, Politique, Droit interaational, Quections sociales, Littérntur, Art. — Premìère année, No. 1. Paris VI, Redaction et Administration: rue Daaphine 24. Le numéro 25 Cts. Union 30 Cts

Funck, Heinrich: Goethe und Laaater. Briefe und Tagebücher. Weimar, Verlag der Goethe-Geſellſchaft. 450 S.

Gaudy, Franz Freiherr von: Ausgewählte Werke in 3 Bänden. Mit Porträt, einer Biographie und Charakteristik Gaudy's von Prof. Dr. Karl Siegen. Bd. I. Humoresken. Leipzig, Max Hesse. 143 S. M. 1,50.

Gramzow, Dr. Otto: Friedrich Nietzsche's Herrenmoral. Eine sachl. Würdigung, allen Verehrern und allen Verächtern Nietzsche's. Sonderabdruck aus: „Die deutsche Schule"; V. Jahrg. Heft 12. Leipzig, Julius Klinkhardt. 40 S. M. 0,60.

Grohmann, A.: Ernstes und Heiteres aus meinen Erinnerungen im Verkehr mit Schwachsinnigen. Zürich, Verlag „Melusine". 182 S.

Grunow, Hans: Vom Wege. Drei Erzählungen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 192 S.

Guttstadt, Dr. A.: Die Verbreitung der venerischen Krankheiten in Preußen, sowie die Maßnahmen zur Bekämpfung der Krankheiten. Nach den Ergebnissen der statist. Erhebungen am 30. April 1900. Aus der Zeitschrift des kgl. preußischen statistischen Bureau's. Ergänzungsheft XX; herausgeg. von dessen Direktor E. Blenck. Berlin, Verlag des kgl. statist. Bureau's. 66 S.

Harmonie-Kalender 1902. Ein illustrirtes Planino „zur Begleitung" durch's Jahr 1902. Mittel-Haus- u. Familien-Almanach. Berlin W 35, Verlagsgesellschaft „Harmonie". 76 S.

Haym, Rudolf: Aus meinem Leben. Erinnerungen. Aus dem Nachlaß herausgeg. mit zwei Bildnissen. Berlin, R. Gaertner. 303 S.

Höffding, Dr. Harald: Religionsphilosophie. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt von F. Bendixen. Leipzig, O. R. Reisland. 369 S.

Jacobowski, Ludwig: Stumme Welt. Symbole. Skizzen. 136 S. Geh. M. 1,75, geb. M. 2,25. — Aeolsharfe. Neue Gedichte. 203 S. Geh. M. 2,50, geb M. 3,25. Beide aus dem Nachlasse herausgeg. von Dr. Rudolf Steiner. Minden, J. C. C. Bruns.

Jentzsch, Maria: Harter Sieg. Roman. Zwei Teile in einem Band. Berlin, Otto Janke. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Kaufmann, Max: Heine's Charakter und die moderne Seele. Eine Studie mit neuen Briefen und dem bisher verschollenen Jugendgedicht „Deutschland 1815". Zürich, Albert Müller. 111 S. M. 2,—.

Klages, Dr. phil. Ludwig: Stefan George. Mit Bildnis nach Zeichnung von Curt Stoeving. Berlin, Georg Bondi. 77 S. M. 2,50.

Kloſen, Dr. Franz: Friedrich der Freidige. Geschichtliches Drama in 5 Aufzügen. 2. neu bearb. Aufl. Bühnen-Ausgabe. München, J. J. Lentner (E. Stahl jun.). 120 S. M. 1,80.

Klein, Dr. Josef: Über einen Mangel in der Ausbildung der Mediziner. Vortrag, gehalten in der Versammlung des Oberschlesischen und Neisser Ärzte-Vereins am 15. Oktober 1901 zu Neisse. Neisse, J. Bär. 12 S.

Klimmer, Otto: Nacht und Tag. Gedichte. München, Carl Hausbalter. 107 S.

König, Karl: Im Kampf um Gott und um das eigene Ich. Ernsthafte Plaudereien. 2. Aufl. Freiburg i. Br., Paul Waetzel. 133 S. M. 1,50.

Kohler, J.: Vom Lebenspfad. Gesammelte Essays. Mannheim, J. Bensheimer. 212 S. M. 5,—.

Külpe, Frances: Freilicht. Skizzen aus Rußland und Anderes. Wörishofen, Buchdruckerei und Verlagsanstalt. 207 S. M. 3,—.

Kurnig: Der Neo-Nihilismus. Antimilitarismus—Sexualleben. (Ende der Menschheit.) 2. verm. Aufl. Leipzig, Max Spohr. 192 S. M. 1,80.

Lais, die Hetäre. Drei Bücher von Rob. Hermann. Buch I: Die Brautnacht der Priesterin. 161 S.

Lauff, Josef: Kärrefiek. Eine niederrheinische Geschichte. Roman in 2 Büchern. Köln, Albert Ahn. 440 S. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—.

Limon, Dr. Paul: Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leipzig, Historisch-politischer Verlag. 294 S.

Löns, Hermann: Mein grünes Buch. Schilderungen. Hannover, M. & H. Schaper. 160 S. M. 2,—.

Maupassant, Guy de: Werke. Übersetzt von Max Hoffmann. Breslau, S. Schottlaender (Schlesische Verlagsanstalt). 103 S. M. 2,—.

Merz, Walter: Berner Novellen. Bern, Neukomm & Zimmermann. 268 S.

Meysenbug, Malvida von: Memoiren einer Idealistin. 3 Bde. 5. Aufl. — Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den Memoiren einer Idealistin. 2. Aufl. 475 S. — Stimmungsbilder. 3. und verm. Aufl. 388 S. — Individualitäten. 2. Aufl. 579 S. Berlin, Schuster & Löffler.

Müller, Dr. Franz Carl: Geschichte der organischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert. Medizin und deren Hilfswissenschaften, Zoologie und Botanik. Berlin, Georg Bondi. 714 S. Geh. M. 10,—, geb. M. 12,50.

Müller-Waldenburg, Walther: Reklame! Lebensbild in einem Akt. Wiesbaden, Selbstverlag des Verfassers. 16 S. M. 0,60.

Mutanull: Die Abenteuer des kleinen Walther. II. Bd. Aus dem Holländischen von Wilh. Spohr. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 347 S.

Neue Gemeinschaft. Zeitschrift. Jahrg. I, Heft 1. Herausgeg. von Heinrich und Julius Hart. Berlin-Treptow, Wilh. Mieschel. 10 Hefte M. 4,—, Einzelheft M. 0,50.

Nodnagel, Ernst Otto: Jenseits von Wagner und Liszt. Profile u. Perspektiven. Königsberg i. Pr., Verlag der Ostpreußischen Druckerei A.-G. 192 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,25.

Orel, Josef: Agneta, die Hexe von Ullersdorf. Ein Sang aus dem Bergwalde. Weihnachtsgabe des Vereins „Deutsches Haus" in Brünn an seine Mitglieder. Brünn, Verlag „Deutsches Haus". 154 S.

Paczkowski, Dr. med.: Wie erlangt man gesunden Schlaf, heitere Stimmung, Arbeitsfreudigkeit? Eine hygienische Skizze. Leipzig, Edmund Demme. 39 S. M. 0,60.

Patria. Jahrbuch der „Hilfe" 1902. Herausgeg. von Fr. Naumann, Pfarrer a. D. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Hilfe". 204 S. M. 4,—.

Rilke, Rainer Maria: Die Letzten. Berlin, Axel Juncker. M. 2,50.

Derselbe: Das tägliche Leben. Drama in 2 Akten. München, Albert Langen. 85 S. M. 2,—.

Röntgen, Julius: 14 Altniederländische Vaitslieder nach Adrianus Valerius (1626). Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung bearbeitet. Deutsch von Kurt Budde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 32 S.

Rosenfeld, Dr. jur. et phil. Ernst: Die Geschichte des Berliner Vereins zur Besserung der Strafgefangenen. (1827—1900.) Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Gefängniswesens und des Fürsorgewesens für entlassene Sträflinge. Berlin, Otto Liebmann. 156 S. M. 2,50.

Rücker, Julius: Deutsches Taschenbuch und Kalender für alle Stände. Für das Jahr 1902. 25. Jahrg. Berlin, Max Nackenstein. 142 S. M. 0,75.

Rüdiger, Alois: Aus letzten Jahren. Gedichte. 62 S. — Da und dort. Lieder von der Wanderschaft. 32 S. Brünn, Josef Klar. Jedes Heft 1 Kr.

Schaidle, C.: Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Legikon. Freiburg i. Br., Paul Waetzel. 632 S. M. 7,—.

Schanz, Frieda: Intermezzo. Gedichte. Mit Buchschmuck von M. Stüler-Walde. 1. Aufl. Goslar, F. A. Lattmann. 78 S.

Scheerbart, Paul: Die Seeschlange. Ein See-Roman. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 228 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Der Selbe: Liwlino und Kaldöh. Ein Seelenroman. Leipzig, „Insel-Verlag". (G. m. b. H.) 131 S. M. 2,—.

Schönenberger, Dr. Fr. und Siegert, W.: Das Geschirchtsirben und seine Verlerungen. Berlin S, Wilh. Möller. 287 S.

Schaof, Dr. Wilhelm: Die deutsche Dichtung in Hessen. Studien zu einer hessischen Litteraturgeschichte. Marburg, N. G. Elwert. 263 S.

Schora, Adelheid von: Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe. Berlin, S. Fischer. 508 S.

Schroeder, C.: Verschlungene Pfade. Roman. Bd. LXI der Auswahl von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Berlin, W. Vobach & Co. 233 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Schulte vom Brühl: Meerschweinchen. Roman. Köln, Albert Ahn. 164 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Seidel, A.: Grammatik der japanischen Umgangssprache mit Uebungsstücken und Wörterverzeichnissen. 2. Aufl. Aus Bibliothek der Sprachenkunde Nr. 18. Wien, A. Hartleben. 178 S. M. 2,—.

Sepp, Prof. Dr. J. N.: Die geheime Offenbarung Johannis. 15 Vollbilder nach den Handzeichnungen Albrecht Dürers und gleichzeitigem Text nach der Straßburger Ausgabe von Martin Graeff 1502. Mit einem Vorwort und begleitender Auslegung. München, Karl Haushalter. 42 S. M. 10,—.

Sfemenow, Prof. D. P. und Kasperow, Prof. W. J.: Rußlands Landwirtschaft und Getreidehandel. Uebersetzt von Maxim Blumenau. München, Ernst Reinhardt. 72 S. M. 1,50.

Stein, Philipp: Goethe-Briefe. Der junge Goethe. Berlin, Otto Elsner. 304 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—, im Liebhaberinband M. 5,—.

Stern, Maurice Reinhold von: Das Richtschwert von Tabar. Und andere Novellen. Linz, Oesterr. Verlagsanstalt. 146 S.

Stona, Morta: Ludwig Jacobowski im Lichte des Lebens. Mit Beiträgen von Hermann Friedrich, Richard Maria u. A. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt (S. Schottlaender). 161 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Strauß, Richard: Ein Heldenleben. Tondichtung für großes Orchester. op. 40. Kleine Partitur. Leipzig, F. E. C. Leuckart (Constantin Sander). M. 6,—.

Tolstoj, Leo N.: Meine Beichte. 1.—4. Tausend. 140 S. M. 1,50. — Das einzige Mittel. 1.—4. Tausend. Übersetzt von Raphael Löwenfeld. Leipzig, Eugen Diederichs. 39 S. M. 0,50.

Torruno, Jaffo: Wenn's dunkel wird. Berlin W, Albert Goldschmidt. 109 S. Geh. M. 1,50, geb. M. 2,—.

Tschechoff, Anton: Das skandalöse Kunstwerk. 1.—3. Tausend. Aus dem Russischen von Wladimir Czumikow. Leipzig, Eugen Diederichs. 231 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Tschudi, Hugo von: Edouard Manet. Berlin, Bruno Cassirer. 47 S.

Über die gegenwärtige Lage des Biologischen Unterrichts an höheren Schulen. Verhandlungen der vereinigten Abteilungen für Zoologie, Botanik, Geologie, Anatomie und Physiologie der 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, am Mittwoch den 25. September 1901 im großen Hörsaal des Naturhistorischen Museums zu Hamburg. Jena, Gustav Fischer. 44 S. M. 1,50.

Velde, H. van de: Renaissance im Kunstgewerbe. Berlin, Bruno und Paul Cassirer. 148 S.

Voigt-Diederichs, Helene: Regine Vosgerau. Aus dem Schleswig'schen Volksleben. Leipzig, Eugen Diederichs. 185 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

„Vollskraft." Zeitschrift des Internationalen Ordens für Regeneration der Menschheit. Halbmonatsschrift. 1. Jahrg. Heft 1—6 Bremen, Hamburgerstr. 29 b. Vierteljährlich M. 2,—, Jahresabonnement M. 5,—

Von deutscher Art und Kunst. Ein Wegweiser zu Büchern und Bildern. Berlin, Fischer & Franke. 79 S.

Wadsack, A.: Lehrgang eines human-erziehlichen Schulgesang-Unterrichts für Lehrer und Schüler zusammengestellt. Leipzig, Carl Merseburger. 112 S. M. 0,90.

Wahl, Bruno von: Auf! Kunstgewerbe-Entwürfe. Heft 1—4. München, Vereinigte Kunst-Anstalten A.-G. 12 Hefte M. 24,—, Einzelheft M. 2,—.

Weber, Leopold: Vinzenz Haller. Novelle. Herausgeg. vom „Kunstwart". München, Gg. D. W. Callwey. 79 S. M. 1.50.

Wille, Bruno: Novalis' sämtliche Werke. Ergänzungsband auf Grund des litterarischen Nachlasses. Leipzig, Eugen Diederichs. 426 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Wittop, Philipp: Ein Liederlied und andere Gedichte. Zürich, Karl Henzel & Co. 96 S.

Wölfflin, Heinrich: Die klassische Kunst. Eine Einführung in die Italienische Renaissance. München, F. Bruckmann, A.-G. 269 S. Geh. M. 9,—, geb. M. 10,—.

Walf, Carl: Anno dazumal und heute. Meraner Skizzen. Innsbruck, A. Edlinger. 183 S.

Wolff, Fritz: Verantwortung und Kunstkritik. Leipzig, Eugen Diederichs. 39 S.

Wundt, Wilhelm: Sprachgeschichte und Sprachpsychologie. Mit Rücksicht auf B. Delbrücks „Grundfragen der Sprachforschung". Leipzig, Wilhelm Engelmann. 111 S. M. 2,—.

Ziegler, Dr. Heinrich Ernst: Über den derzeitigen Stand der Descendenzlehre in der Zoologie. Vortrag, gehalten in der gemeinschaftlichen Sitzung der Naturwissenschaftl. Hauptgruppe der 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Hamburg, am 26. September 1901. Jena, Gustav Fischer. 54 S. M. 1,50.

Ziegler, Th.: Allgemeine Pädagogik. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, B. G. Teubner. 136 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25.

Zielinski, Thaddäus: Die Tragödie des Glaubens. Betrachtungen zu Immermanns „Merlin". Sonderabdruck aus den „Neuen Jahrbüchern für das Klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur". 4. Jahrg. VII. Bd. Ebenda. 50 S.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft" liegt ein Prospekt aus dem Verlage Arwed Strauch in Leipzig bei.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4½ bis 6½ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Bücher-Sendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Piersons Verlag (R. Lincke) in Dresden.

Band I. ❋ 1902. ❋ Heft 3.

Deutschlands innere Verhältnisse.

Von Veritas.

Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß in Deutschland das Vertrauen der Bevölkerung zur Regierung stark geschwunden ist und daß die Unzufriedenheit weite Kreise ergriffen hat. Die Gründe für diese unliebsame Erscheinung sind verschiedene. Sie liegen zunächst darin, daß man eigentlich weder den Kurs kennt, der gesteuert wird, noch den eigentlichen Steuermann. Daß unter dem jungen Kaiser Fürst Bismarck nicht allzu lange am Ruder bleiben würde, hatten wir voraus gesehen. Eine Erneuerung des Ministerkollegiums war auch weiter kein Übelstand und das Hineintreiben Deutschlands in eine mitunter auch aktive Weltpolitik war nicht zu vermeiden. In dem Stück mußte man über Bismarcks Politik wohl oder übel hinaus gehen. Aber man mußte nicht notwendig in allen Stücken neue Wege wandeln. Trotzdem man sich gewiß redlich bemühte, mit allen Mächten in Frieden und Freundschaft zu leben, und gelegentlich auch durch pomphafte Feste und schwungvolle Reden die guten Beziehungen zu allen Mächten feierte, stellte es sich bald heraus, daß man nur die Freunde von früher mißtrauisch machte und die Feinde doch nicht völlig versöhnte. Bald erfaßte das Volk ein Gefühl der Vereinsamung, ein Gefühl, als gehe hinter dem Rücken Deutschlands allerlei vor, wovon die Leute am Ruder nichts wüßten, obgleich sie es gerne wissen möchten — ein Gefühl, als wenn Deutschland nicht treibe, sondern getrieben werde; ein Gefühl, als ob Deutschland, auch ohne es eigentlich zu wollen, von anderen Mächten ihren Zwecken dienstbar gemacht werden könnte. Dieses Gefühl macht sich auch da geltend, wo man sonst die deutsche Politik wohl ver-

ſtehen könnte, und macht auch mißtrauiſch in Bezug auf Handlungen der Regierungen, die zu rechtfertigen wären.

Der ſtarke Miniſterverbrauch im letzten Jahrzehnt ließe ſich erklärlich finden, zumal da die Miniſter manchmal nur in's Amt gerufen werden, um ein beſtimmtes Geſetz durchzubringen, eine beſtimmte geſetzgeberiſche Arbeit zu fördern und dann bei der nächſtbeſten Gelegenheit zu verſchwinden. Das finden wir ſchließlich in anderen Ländern mit konſtitutioneller Verfaſſung auch. Aber in Deutſchland kommen die Miniſterwechſel faſt immer plötzlich, unerwartet, und ſie treffen das Volk unvorbereitet. Eine Eigentümlichkeit iſt es, daß von ſonſt unterrichteter Seite das Beſtehen einer Kriſis faſt ſtets abgeleugnet wird, bis ſich dann doch zeigt, daß die Gerüchte mehr wußten als die orientierten Stellen. Warum geben denn aber die Wohlunterrichteten das Vorhandenſein einer Kriſis nicht zu? Iſt das eitel Flunkerei, oder iſt das ein Zeichen dafür, daß man an „wohlunterrichteter Stelle" nicht mehr weiß, was vorgeht?

Letzteres wäre denn doch nur möglich, wenn Kreiſe Einfluß auf die Regierung und auf die Entſchließung maßgebender Perſönlichkeiten hätten, die dazu nach der Verfaſſung des Landes nicht berufen ſind. An allen Fürſtenhöfen iſt das Ränke- und Intriguenſpiel zu Hauſe, und es geht im letzten Grunde darauf aus, Einfluß auf den Fürſten, ſeine Handlungen und Entſchließungen zu gewinnen. Wir ſehen dieſe Intriguanten weniger in den Kreiſen des landſäſſigen hohen Adels, die ſich mit den Fürſten blutsverwandt und von den Fürſten wirtſchaftlich unabhängig fühlen und denen es ihre Stellung erlaubt, auch einmal dem Fürſten ein freies Wort zu ſagen, wenn ſchon auch für eine ſolche Einwirkung eine verfaßungsgemäße Form nicht vorhanden iſt. Wir ſehen ſie mehr in den Kreiſen des Hofadels, der vom Hofe auch wirtſchaftlich abhängig iſt und ohne den Hof nichts iſt, der aber mit dem Träger der Krone ſozuſagen in täglicher Verbindung ſteht und der von jeher Luſt gehabt hat, eine Art Nebenregierung zu bilden. Wir ſehen ſie ferner in der großen Vetterſchaft der Fürſten, die unter Umſtänden auch einen Einfluß auf die Regierung auszuüben ſuchen, für welche im Rahmen der Verfaſſung kein Platz iſt. So im Allgemeinen. Wie es in dem Stück am deutſchen Kaiſerhofe ausſieht, iſt im Volke natürlich unbekannt. Es muß aber ausgeſprochen werden, daß man vielfach den Einfluß Unberufener argwöhnt.

Schon Bismarck klagte gelegentlich über die Quertreibereien einer kleinen aber einflußreichen Partei, und daß ſie am Hofe zu finden war, iſt aus ſeinen Äußerungen wohl nicht zu bezweifeln. Er beſtand auch auf ſeinem Rechte, daß die Miniſter nur durch ihn mit dem Träger der Krone

zu verkehren hätten, und wesentlich darüber kam er zu Fall. Man kann es ja nun begreiflich finden, daß ein Kaiser, der nicht nur dem Namen nach, sondern in der That regieren will, und der das Zeug hat, es zu können, sich Rat holen will, wo es ihm beliebt, nicht beim Reichskanzler und Ministerpräsidenten und nicht bei den Ministern allein. Aber daß in einem großen Ministerkollegium alles ein Herz und eine Seele ist, braucht man auch nicht anzunehmen, und wenn da der Eine gegen die Pläne des Anderen arbeitet, so entsteht ein Wirrwarr, den das Volk an dem Schwanken des gesteuerten Kurses alsbald merkt. Daß in Deutschland in den letzten Jahren in diesem Punkte zumal nicht alles war, wie es sein sollte, hat man wohl gemerkt. Schon die Korruption in der offiziösen Presse legte Zeugnis davon ab. Man fand in so verschieden gerichteten Blättern Nachrichten offenbar offiziöser Natur, und so verschieden geartete, in Richtungen und Zielen verschieden geartete, offiziöse Sachen kamen in die Presse, daß man eine einheitliche Richtung, einen festen Kurs der Regierung nach innen und außen notwendig vermissen mußte.

In der ausländischen Presse findet man oft die Meinung vertreten, der deutsche Kaiser könne keinen Widerspruch vertragen; wer es wage, ihm entgegen zu treten, der müsse fallen. Wahr ist daran nur, daß er von einer nicht gewöhnlichen Willenskraft ist und Dinge leicht auffaßt und durchschaut. Widerspruch verträgt er sehr gut, aber dieser muß kein bloßes Gerede, er muß begründet sein, wenn er wirken, wenn der Kaiser seinetwegen seine Meinung aufgeben soll. Jedoch, ein willensstarker Herrscher hat nicht immer das Glück, gleich willensstarke Minister zu finden. Bequemer ist es, sich jeder eigenen Meinung zu begeben und sich nur als Vollstrecker der Befehle des Monarchen zu fühlen, wie Graf Caprivi seine Stellung und seinen Beruf eingestandener Maßen auffaßte. Im deutschen Volke hat man das Gefühl, als seien die Minister nicht immer über die Stimmung des Volkes genügend unterrichtet, als sei der und jener Minister mehr daran interessiert, auf seinem Posten zu bleiben als dem Kaiser ein Wort zu sagen, welches vielleicht wenig Beifall findet; kurz, als nähmen nicht alle Minister es mit ihrer Verantwortlichkeit besonders genau. Es sollte doch wohl so sein, daß ein Minister unweigerlich von seinem Posten zurücktritt, so bald er für eine geplante oder vollzogene Regierungshandlung die Verantwortung nicht mehr übernehmen kann, sobald sie seinen Anschauungen nicht mehr entspricht. Charakterfeste Männer dieser Art thäten Deutschland in jetziger Zeit not, aber das Volk hat nur zu oft die Überzeugung, daß Minister in ihren Überzeugungen und Ansichten sehr wandelbar seien und daß der Mut, ihre Meinung auch nach oben hin zu sagen, nicht Allen gegeben sei.

Der Kaiser ist eine impulsive Natur. Wie der Weg vom Herzen zur Zunge bei ihm ein sehr kurzer ist, so auch der Weg vom Entschlusse zur That. Für solche ehrliche Geradheit hat man im Allgemeinen im Volke ein Verständnis. Aber man findet doch auch, daß zu oft ein Mißverhältnis herrscht zwischen den Reden und den Thaten. Man kann dem gegenüber nun wohl sagen, daß nicht alle Kaiserreden Programmreden sind. Sicher entspringt manche Kaiserrede nur dem Bedürfnis, sich über eine Sache einmal auszusprechen, einmal zu sagen, wie es *ihm* um's Herz ist und was *er* gerne möchte. Wie er aber dabei offenbar nicht jedes Wort auf die Goldwage legt, so ist es gewiß auch gar nicht in seinem Sinne gehandelt, wenn man hinter jedem Satze und hinter jeder Redewendung eine hohe politische Offenbarung sucht. Für die Art und Weise, wie man seine Reden in der in- und ausländischen Presse auszulegen und auszubeuten liebt, hat er offenbar gar kein Verständnis. Aber da sie nun einmal gemißbraucht werden, so wäre es Sache der auch für die politischen Äußerungen des Kaisers verantwortlichen Regierungsstellen, dem Kaiser über die Wichtigkeit jedes von ihm gesprochenen Wortes reinen Wein einzuschenken. Und wenn der Minister für eine solche Rede die politische Verantwortung nicht voll und ganz übernehmen kann, so muß er eben gehen.

Auch in den Thronreden kommt es gelegentlich vor, daß Gesetzesvorlagen angekündigt werden, die hernach doch nicht an den Reichstag oder an den Landtag kommen. Sicher kann so etwas einmal vorkommen, denn Arbeiten in den Ministerien können durch andere dringendere Arbeiten aufgehalten werden. Aber wenn so etwas, wie in der letzten Zeit in Deutschland, allzu häufig vorkommt, so schließt man nicht mit Unrecht auf Mangel an Einheit in der Regierung oder auf anderweitige unberechenbare Einflüsse, die den Ministern zu mächtig sind: also auf ein kopfloses Regiment. Auch hier würden die Minister darauf zu bringen haben, daß sie in den Stand gesetzt werden, ihr Wort zu halten — oder sie müßten gehen. Das Volk verliert gerade durch unausgeführte Versprechungen am leichtesten das Vertrauen zu der Regierung; es weiß nicht, woran es ist und wird ein Gefühl der Unsicherheit nicht los. In Deutschland ist dies Gefühl nachgerade eines, mit dem man *rechnen* muß.

Im Grunde ist mit der gegenwärtigen Regierung *keine* Partei mehr recht zufrieden. Ein eigentliches Parteiregiment ist freilich in Deutschland bei der herrschenden Parteizersplitterung auch nicht möglich. Nicht einmal eine Parteigruppe ist denkbar, auf welche sich die Regierung fest stützen kann, dazu sind die Unterschiede, selbst zwischen den sich nahe stehenden Parteien, zu groß, und dazu ist die Zerfahrenheit im Lager der einzelnen Parteien, die fast

alle auf ein veraltetes, mühsam restauriertes Programm schwören, zu deutlich. Ein Parteiregiment hat zudem noch den Nachteil, daß das Regiment bei einem Umschlag in der Volksstimmung leicht von einer Partei an die andere übergeht. Ein parteiloses Regiment verbürgt eine größere Stetigkeit. Allerdings muß aber eine gewisse Weisheit vorhanden sein, um, wie solches Bismarck verstand, ein derartiges Regiment zu führen. Bismarck hat der Reihe nach alle politischen Parteien bekämpft und doch wieder verstanden, sie der Reihe nach alle zu benutzen. Der Reihe nach alle vor den Kopf zu stoßen, das hat man in den Jahren seit Bismarcks Entlassung ja auch verstanden; aber in der Benutzung hat man weniger Glück gehabt, und wenn man jüngst sogar den Versuch machte, gegen eine Partei einen Gesetzentwurf durchzubringen, deren Unterstützung man bei anderen Vorlagen bedurfte und mit der man dabei rechnete, so ist das ein Zeichen dafür, wie wenig man überhaupt mit den Parteien zu rechnen versteht. Klärend wirkt so etwas bei verworrenen politischen Verhältnissen wohl niemals.

Wie die Dinge bei uns liegen, ergiebt sich am Besten aus der Behandlung der Kanalvorlage. Schon bei ihrem ersten Einbringen war sie nicht populär. Die Gründe sind leicht ersichtlich. Die Kanäle kosten einen Haufen Geld. Sonst ist für Landeskultur-Ausgaben das Geld im Lande nicht sonderlich reichlich. Hier sollten hunderte von Millionen ausgegeben werden, obgleich die dem Kanal fern Wohnenden weder die Notwendigkeit noch die Rentabilität einsehen. Wenn zudem von der einen Seite gefürchtet wird, der Handel könne nach der Fertigstellung des Kanals neue Bahnen wandeln und der Kanal könne auswärtigen Seehäfen nützen und deutschen schaden; von der andern, er könne zum Einfallsthor für billiges auswärtiges Getreide werden; von der dritten, es seien nun für Jahre hinaus für andere Kulturzwecke keine Gelder zu erhalten; von der vierten, es seien die Verhältnisse nach außen nicht danach angethan, ein so weitschichtiges und kostspieliges Werk in Angriff zu nehmen ꝛc. — so ist die geringe Popularität der Kanalvorlage zur Genüge erklärt. Gleichwohl konnte die Regierung hoffen, die Gegner in ihr Lager hinüber zu ziehen, und die Einbringung der Kanalvorlage war gerechtfertigt. Es wurde bekanntlich eine Einigung nicht erzielt, und die Regierung entschloß sich, dem Landtage bei der nächsten Tagung eine erweiterte Kanalvorlage vorzulegen. Der Schritt war bedenklich. Entweder mußte die Regierung die Sache dilatorisch behandeln, als einen Versuch, den Kanal in dieser Form schmackhafter zu machen, und gleich durchblicken lassen, daß ihr auch am Scheitern dieser Vorlage nichts gelegen sei — und dann hatten die Gegner des Projektes von vornherein gewonnenes Spiel; oder sie mußte Mittel und

Wege finden oder bereits wissen, die Vorlage diesmal durchzusetzen, und die hatte sie leider nicht. In der That zeigte sich auch bald, daß die Vorlage keine Annahme finden würde. In der Kommission wurde fleißig beraten und fleißig Zeit vertrödelt. Endlich schien man darüber zu einer Einigung zu kommen, daß man einige mit dem Projekt in Verbindung stehende Vorarbeiten im Osten und Westen annahm und den eigentlichen Mittellandkanal einige Jahre ruhen ließ. Der Weg zur Verständigung schien gefunden, dem Volke fiel ein Stein vom Herzen, da schnitt die Regierung das Tischtuch entzwei und sandte den Landtag nach Hause. Das war alles Andere, nur keine Lösung der Frage. Was nun? Man spricht von einer Auflösung des Abgeordnetenhauses im Hochsommer. Aber die Kanalvorlage taugt als Wahlparole gar nichts. Die Kanalgegner kommen in größerer Zahl wieder. Gegen den Willen des Abgeordnetenhauses den Kanal zu bauen und dann um Indemnität nachzusuchen, geht erst recht nicht, denn der Konflikt muß zu einer Niederlage der Regierung führen. Einfach die Vorlage fallen lassen, geht abermals nicht, da dann die Opposition in Zukunft weiß, wie die Regierung mürbe zu machen ist, nämlich durch andauernde Opposition. Kurz, wie aus den Wirrnissen ein Ausgang zu finden, ist schwer zu sagen.

Verschärft werden diese unerquicklichen Verhältnisse noch durch den hitzigen Interessenkampf. Daß die Arbeiterschaft unter Führung der Sozialdemokratie gegen die sog. besitzenden Klassen in Kampfstellung steht, das kommt ja auch anderswo vor. Wie das alles aber noch werden soll, wenn, wie nunmehr eingetreten, eine industrielle Krisis ausbricht, wobei ein Teil der Industriearbeiter entlassen wird und der andere vor der Wahl steht, sich Lohnabzüge gefallen zu lassen oder auch entlassen zu werden, — da freilich kann über Nacht auch dieser Kampf unendlich scharfe Formen annehmen. Am wütendsten tobt heute bekanntlich der Kampf zwischen der Landwirtschaft einerseits und der Industrie und dem Handel andererseits. Der Landwirt behauptet, ohne einen höheren Schutzzoll nicht bestehen zu können. Die Industrie fürchtet, daß das Ausland die Industriezölle erhöht, so bald Deutschland die Kornzölle höher schraubt, und daß bei einem erhöhten Lebensmittelpreis die Arbeitslöhne steigen müssen, was gerade jetzt der Industrie äußerst fatal wäre. Der Handel verwirft natürlich alle Schranken des freien Güteraustausches. In diesen Kampf der Interessen ist die Regierung eingetreten mit dem Versprechen eines ausreichenden oder erhöhten, die Lesarten sind verschieden, Zollschutzes für landwirtschaftliche Produkte. Damit ist nun weiter gar nichts erreicht, als daß die Agrarier nun ihre Forderungen sehr hoch gespannt haben und nicht mit dem zufrieden sind,

was ſie ohne ein ſolches Verſprechen hoch beglückt hätte. Schwerer noch wiegt der Umſtand, daß es den betreffenden Regierungsſtellen augenſcheinlich ſchwer wird, ihr gegebenes Verſprechen einzulöſen. Der viel beſprochene Zolltarif ſetzt überall das Volk in Aufregung, ohne daß man irgend etwas Genaues erfährt oder ſich dabei ein Ende ſieht.

Kurz, wohin man blickt, überall iſt Unzufriedenheit. Graf Bülow hat bei ſeinem Amtsantritt viel verſprochen. Er hat Schäden offen und ehrlich anerkannt und Beſſerung verſprochen. Aber man hat noch wenig Beſſerung wirklich verſpürt. Man kann abermals das Gefühl nicht los werden, daß zwiſchen ſeinem Wollen und Können ein Mißverhältnis obwaltet und zwar nicht ſowohl, weil er ſeinem Amte nicht gewachſen wäre, als weil Einflüſſe gegen ihn thätig ſind, die ihn hindern zu thun, was er gern möchte, und gegen die er zuletzt nicht wird aufkommen können. Wieder alſo das unſichtbare Etwas, welches man zerſchmettern möchte, welches man aber nicht zu faſſen vermag! Wann kommt der Moſe, der den Vogt erſchlägt und ihn im Sande verſcharrt?

Über das Duell vom ethiſchen Standpunkt.*)

Von Dr. med. Hans Fiſcher.
(München.)

I.

Die Frage über den Wert und die Berechtigung des Duells iſt zwar, ſo lange dieſe Unſitte beſteht, oft genug behandelt worden. Denn ſie iſt ſtets aktuell, da ja kaum einige Monate vergehen, ohne daß von da- oder dorther die Nachricht kommt, daß das Duell wieder ein Opfer gefordert habe. Die meiſten Leute haben keine Ahnung davon, daß die Duellunſitte viel allgemeiner herrſcht, als angenommen wird. Denn, wer nicht in den Kreiſen

*) Nach einem (Dezember 1901 bezw. Januar 1902) im „Verein für ethiſche Kultur“ und in der „Friedensvereinigung“ zu München gehaltenen Vortrage. — Vergl. übrigens den Artikel von Dr. Otto Helmut Hopfen, „Geſellſchaft“ 1901, I. Dez.-Heft. D. Schr.

regelmäßig verkehrt, in denen das Duell als unantaſtbar heiliges Reſervatrecht gilt, erfährt nur von ſolchen Zweikämpfen, die durch ihren unglücklichen Ausgang Aufſehen erregen, wie die erſt kurz der Zeit nach hinter uns liegenden Fälle von Inſterburg, Jena und Hannover. Abgeſehen von ſolchen Fällen giebt es wohl täglich ſo und ſo viele nicht tödlich ablaufende Duelle. Wie wohl allgemeiner bekannt, betreiben die Studenten eine leichtere Art des Duells mit der blanken Waffe, die ſogenannte Schlägermenſur, nicht als einen Sport, ſondern als eine Vorübung für „ernſte“ Fälle. Und damit nicht einzelne, vorſichtige oder friedfertige Mitglieder der Gelegenheit hierzu aus dem Wege gehen, und ſo nicht zur Übung kommen, iſt von den ſogenannten ſchlagenden Studentenverbindungen die Beſtimmungsmenſur eingeführt. Da ich wohl annehmen muß, daß ein Teil der Zuhörer nicht ganz über dieſe Seite unſeres akademiſchen Lebens unterrichtet iſt, geſtatte man mir eine genauere Beſchreibung der unter Studenten herrſchenden Menſurpraxis.

Das Erſte, was ein Fuchs, d. h. ein friſch vom Gymnaſium in die ſchlagende Verbindung eintretender Student, nächſt dem Kommenttrinken zu lernen hat, iſt das Fechten. Auf dem ſogenannten Fechtboden wird mit ſtumpfen Waffen, unter Anwendung aller Vorſichtsmaßregeln, die Fechtkunſt gelehrt. Denn bevor der Fuchs nicht in ernſter Fehde mit einem ebenbürtigen Gegner ſeine Gewandtheit gezeigt, kann er nicht zum ſogenannten Burſchen avancieren. Andererſeits will man natürlich nicht, daß mit jeder Menſur eine ernſte Gefahr verbunden iſt. Deshalb haben die Studenten eigens für ihre Zwecke die ſogenannte Schlägermenſur „mit Binden und Bandagen“ erſunden, auf deren Detail hier nicht weiter eingegangen, ſondern nur ſo viel bemerkt werden ſoll, daß dieſe Art Duell allerdings relativ ungefährlich iſt. Alle gefährlichen Stellen — Herz, Hals, die Arme — ſind durch dicke Bandagen geſchützt, nur der Kopf — bekanntlich kein edler Teil im chirurgiſchen Sinne — bleibt frei. Immerhin iſt die Sache nicht ganz ſo harmlos, wie ſie von den ſchlagenden Studentenverbindungen gerne hingeſtellt wird, und ſchon die Anſchauung des Reichsgerichts zu Leipzig, welches in einem konkreten Falle dahin gehend geurteilt hat, daß auch die Studentenmenſur als Zweikampf mit tödlichen Waffen im Sinne des § 210 des Str.-G.-B. aufzufaſſen ſei, zeigt, daß es nur der in der Praxis der Menſur allerdings ſtets geübten äußerſten Vorſicht zu danken iſt, daß nicht alle Augenblicke ein Duellant am Platze erſchlagen wird. Denn der Schläger iſt in der Hand eines kräftigen und gewandten Fechters, richtig geführt und dirigiert, eine gefährliche Waffe, die, wenn ſie einen Menſchen unpariert, alſo mit voller Wucht trifft, ſehr wohl deſſen Tod herbeiführen kann. Und wenn in Studentenkreiſen allgemein fälſchlich geglaubt wird, daß ſelbſt ein unparierter Hieb niemals

im Stande ſei den Schädelknochen einzuſchlagen, ſo iſt dies ein Irrtum, der vermutlich daher kommt, daß, wie geſagt, ſeitens der Sekundanten die äußerſte Vorſicht beobachtet wird, damit ſolch ein Hieb noch im letzten Moment — wenn auch unkommentmäßig — heraus gefangen, oder wenigſtens durch Einſpringen mit dem Schläger abgeſchwächt wird. War letzteres nicht mehr möglich, ſo ſehen wir in der That ſo ſchwere Verletzungen durch Schläger entſtehen, daß die Verletzten nur durch ſchleuniges Verbringen in die Klinik vom Tode zu retten ſind — manchmal aber auch nicht. Wenn ich hiermit beinahe in die mediziniſche reſp. chirurgiſche Seite des Duells geraten bin, ſo geſchah dies nur, um die bei vielen Leuten herrſchende Anſicht zu widerlegen, als ſei die gewöhnliche Studentenklopffechterei blos eine Spielerei, bei welcher jedes Riſiko für Leib und Leben ausgeſchloſſen wäre. Jeder, der die akademiſche Menſur aus eigener Anſchauung kennt, muß ſich wundern, daß bei der Unzahl von Menſuren, die jahraus, jahrein ſtattfinden, nicht öfter jemand erſchlagen wird, und man möchte wirklich verſucht ſein zu glauben, Duellanten hätten wie Kinder und Betrunkene ihre eigenen Schutzengel. Unzweifelhaft bleibt trotzdem, daß jeder, welcher einen Zweikampf eingeht, ſein Leben wie das ſeines Gegners gefährdet und zwar bewußter Maßen. Dies iſt gerade bei der Studentenmenſur um ſo verwerflicher, als, wie erwähnt, in den ſeltenſten Fällen eine Beleidigung auf der einen oder andern Seite vorliegt, vielmehr die Gegner von den Korporationen offiziell beſtimmt werden. Sehr häufig erlebt man auf der Menſur das den Unkundigen ſeltſam anmutende Schauſpiel, daß die beiden Duellanten, die ſich gar nicht kennen und ſich nie etwas gethan haben, ſich erſt in aller Form der Höflichkeit vorſtellen, bevor ſie ſich die Geſichter verhacken. Die Anſchauung, als ſei die Studentenmenſur nur ein harmloſer Sport, bei welchem ſich eben gerade ſo gut hier und da ein Unglück ereignet, wie beim Reiten, Segeln und andern Sporten, iſt ſchon darum falſch, weil das Duell von Haus aus auf bewußte Verletzung des Gegners ausgeht, und wer ſeinem Nächſten eine Verletzung zufügt, kann niemals die Folgen überſehen. An die kleinſte und harmloſeſte Verletzung kann ſich eine ſchwere Wundkrankheit anſchließen, die den Tod des Verletzten trotz ärztlicher Hilfe zur Folge hat, und es kann nicht in eine Parallele geſetzt werden, wenn ein Reiter mit dem Pferde ſtürzt und ſich den Hals bricht, und wenn ein Duellant trotz aller Vorſichtsmaßregeln erſchlagen wird. Denn bei allen andern Sporten iſt es zuletzt Verkettung ungünſtiger Umſtände oder Fahrläſſigkeit, wenn ein Unglücksfall paſſiert. Einem Reiter geht das Pferd durch, weil ſein Diener demſelben das Zaumzeug unrichtig angepaßt hat. Das Pferd kommt mit dem Reiter zu Fall und der Reiter bricht den Hals. Selbſt den Diener kann nur der Vorwurf der Fahrläſſigkeit (die vom Geſetz entſprechend geſtraft wird) treffen. Schwer genug wird er

auch dafür geſtraft, wenn der Zuſammenhang nachweisbar iſt, und viel ſchlimmer iſt er daran für ſein ganzes Leben, als wenn er einen Andern im Duell erſchlagen oder erſchoſſen hätte. Bei allen Gewiſſensbiſſen, die ihn außerdem quälen, wird er doch immer den Troſt haben, er habe nur aus thörichter Fahrläſſigkeit ſo gehandelt.

Kann ein Duellant, der das Unglück hat, ſeinen Gegner — und zwar auf der Studentenmenſur — zu töten, mit dieſem Troſte ſein Gewiſſen beruhigen? Spricht ihn ſein Inneres wirklich frei? Für den, der ernſtlich noch Zweifel hierwegen hätte, will ich folgende Gegenüberſtellung machen:

Auf dem Fechtboden (auf welchem bekanntlich die Abſicht einer Verletzung des Gegners überhaupt ausgeſchloſſen iſt) fliegt einem Fechter durch Zufall die Fechthaube vom Kopf — ein nicht mehr zurück zu haltender Hieb des Gegners verletzt ihn, die Wunde wird brandig und der Tod iſt die Folge; aber — was ſchon vorgekommen iſt — ein abſpringendes Stück einer Schlägerklinge trifft einen Zuſchauer ſo unglücklich, daß der Tod die Folge iſt! Das ſind mit der Natur des Spartes verbundene unglückſelige Zufälle, für die niemand verantwortlich ſein kann. Wie anders aber liegt der Fall bei der Menſur, auf welcher ich mit ſcharf geſchliffener Klinge in der bewußten Abſicht, meinen Gegner zu verletzen, dieſen tödlich treffe!

Den Unterſchied zwiſchen beiden Fällen wird nun wohl jeder herausfühlen!

II.

Wir ſind erſtaunt, zu erfahren, daß die alten, in ſtockfinſterem Heidentum befangenen Völker das Duell *nicht* kannten. Weder die Ägypter, noch die Inder — nach die beiden höchſt entwickelten Kulturvölker des Altertums, die Griechen und Römer, kannten das Duell als ein Mittel, die vermeintlich befleckte Ehre wieder weiß zu waſchen. Wohl kannte man den Zweikampf — aber nur im Kriege, als einen Kampf der Heerführer, und es ſteht auch in dieſem Falle nie die perſönliche Ehre des Einzelnen, ſondern nationale Güter ſtehen hinter den Kämpfenden, um deren Beſitz zwiſchen zwei Nationen der Krieg entbrannt iſt. Niemals fiel es den geiſtig hoch ſtehenden, aufgeklärten Völkern des Altertums ein, daß der Zweikampf ein Mittel ſei, verlorene Ehre wieder her zu ſtellen. Und doch wiſſen wir, daß die Alten aſt hart an einander gerieten und ihrer Meinung über den Gegner in keineswegs parlamentariſcher Weiſe Luft machten. Um nur einige Beiſpiele anzuführen: Homer erzählt uns in ſeiner Iliade van dem Zerwürfnis des Achilleus mit Agamemnan wegen eines Mädchens, der Chriſeis. Die beiden Helden ſprechen nicht durch die Blume, ja Achilles vergißt ſich ſo weit, daß er zum Schwerte greifen

will — aber von einem Duell iſt nicht die Rede. Heut zu Tage wäre der Fall unter Studenten oder Offizieren doch wohl nur mit Piſtolen auf drei Schritt Barriere bis zur Abfuhr zu erledigen. In der Geſchichte Athens hören wir, daß Alkibiades im Übermut einem angeſehenen atheniſchen Bürger, Namens Hipponikus, eine Ohrfeige giebt — ſeine Freunde ſtellen ihm das Unehrenhafte ſeines Benehmens vor; er geht am andern Tage reuevoll zu Hipponikus und bittet dieſen um Verzeihung, und Hippenikus gewährt ſie. Kein Menſch in Athen fand dadurch die Ehre eines der beiden Männer verletzt. Solcher Beiſpiele giebt es viele. Jeder wird zugeben, daß es bei dieſen Völkern nicht Mangel an Mut war, welcher ſie das Duell perhorreszieren ließ. Denn Leute, welche einen Leonidas, einen Aemilius Paullus u. A. in ihren Reihen zählten, hatten wohl ganz andern Mut und Seelengröße, als dazu gehört, ſich auf die Menſur zu ſtellen.

Die traurige Erfindung des Duells iſt nicht heidniſchen, ſie iſt chriſtlichen Urſprungs. Nachdem das Chriſtentum die unioerſelle Kultur der alten Völker über den Haufen geworfen hatte, und die litterariſchen Schätze der alten Welt hinter Kloſtermauern nur Wenigen zugänglich waren, verrohte die große Menge des Volks. Die Rechtsſprechung war im Gegenſatz zur römiſchen ſo ungeſchickt, daß man ſich in zweifelhaften Fällen nicht anders helfen zu können glaubte, als daß man ſo zu ſagen unſern Herrgott vor die Schranken lud. Und dies geſchah in den früheſten Zeiten durch das Gottesurteil. Wie bekannt, war die Idee des Gottesurteils die: man gab dem Verdächtigen eine ſchwere Aufgabe zu erfüllen, und glaubte, Gott, der alles ſieht und weiß, wird dem Unſchuldigen helfen. Während nun beim gemeinen Volk allerlei Folter- und Qualmittel angewendet wurden, war es ein Vorrecht des Freien und Ächtgeborenen, mit dem, der ihn beſchuldigte, in den Zweikampf einzutreten. Wer in dem Kampfe ſiegte, war unſchuldig, ſeine Ehre durch Gottesurteil wieder her geſtellt, der Andere verwehmt, gerichtet, vogelfrei. Aus dieſem Anfang heraus entwickelte ſich der ritterliche Zweikampf, der nicht zur Verteidigung von Haus und Herd, ſondern der perſönlichen Ehre willen geführt wurde, und des Weiteren die Anſchauung, daß nur der Ritter eine ſolche Ehre beſitze. Durch Jahrhunderte erhielt ſich dieſe Anſchauung von eigenen Ehrbegriffen der Ritter, bezw. des Adels, und erſt ſpäter, nach der Reformation, gab man auch dem Kriegerſtande und ſpäter dem Gelehrtenſtande das Privilegium einer ſogenannten Standesehre. Während der Bürger und Bauer Verbal- und Real-Injurien einſtecken ſollte, war die ſubtile Ehre des Adels ꝛc. ſchon durch das kleinſte Wörtchen beleidigt und ein Zweikampf die Folge davon. Dieſer Ehrbegriff einer ſeparaten Ehre iſt die Haupturſache, weshalb der Duellunfug nicht zur Ruhe kommen will, und mit gegen Himmel gerichteten Augen ſteht heute die Kirche vor dem ent-

ſetzlichen Mißbrauch, den ſie einſt ſelbſt durch die Zulaſſung der Gottesurteile herauf beſchworen. „Ihr ſätet Blut“, kann man mit Schiller der Kirche zurufen, „und ſteht beſtürzt, daß Blut iſt aufgegangen“. Heute möchte die Kirche das Duell mit allen Mitteln aus der Welt ſchaffen, das ſie ſeiner Zeit eifrig gefördert. Heute iſt ſie entſetzt, daß chriſtliche Offiziere und Studenten eine Handlung begehen, welche heidniſche Völker für ſo unmoraliſch gehalten, daß ihnen der Gedanke daran gar nicht aufkommen konnte. Es verdient beſonders hervor gehoben zu werden, daß es der Kirche ganz ſchlecht anſteht, die Hände über den Kopf zuſammen zu ſchlagen über die Duellwut.

III.

Von den Verteidigern des Duells hört man in der Regel ſagen, unſer heute geltendes Strafgeſetzbuch befaſſe ſich nicht mit Imponderabilien und laſſe die Verletzung der perſönlichen Ehre durch eine geringe Buße ahnden. Beſehen wir uns den Fall einmal näher! Wenn heute das Strafgeſetzbuch auf Verbal- und Real-Injurien höhere Strafen ſetzen würde, ſo daß z. B. eine Ohrfeige in einfachen Fällen ſtatt 5—10 Mark 500—1000 Mark koſten würde, oder gar entſprechende Freiheitsſtrafen — was würde die Folge ſein? Ein „Herr“ verabfolgt ſeinem Knecht, der natürlich nicht ſatisfaktionsfähig iſt, im Ärger eine Ohrfeige — wir wolten einmal annehmen, daß dieſe Ohrfeige nicht heftig, ſondern blos markiert gegeben wurde — und nun ſoll er 1000 Mark zahlen, oder für je 5 Mark einen Tag brummen. Das wäre nach den heutigen Anſchauungen gewiß eine zu harte Sühne — aber es wäre konſequent, denn es iſt nicht einzuſehen, weshalb die Ohrfeige, die der Herr bekommt, höher im Preiſe ſein ſoll als die, welche der Knecht erhält. Aber darin ſteckt die Sache! Gerade dieſes Beiſpiel beweiſt, daß bei den modernen, unſinnigen, verdrehten Ehrbegriffen die Ehre eines Hochwohl- oder Hochgebornen mehr gilt als die eines blos Wohlgebornen. Das iſt prinzipiell falſch. Sudermann hat in ſeinem bekannten Schauſpiel „Die Ehre“ den Verſuch einer Löſung des Ehrbegriffes gemacht — geläufig iſt daraus die Erzählung des Grafen Traaſt aus dem 2. Akte — man mag über perſönliche Ehre denken, wie man will: aber man muß Ehrgefühl jedem Menſchen in gleicher Weiſe zuerkennen in dem Maße, als Pflichtgefühl dahinter ſteht. Um gleich auf den häufigſten Grund des ſchweren Duells zu kommen, den Ehebruch: glaubt heut zu Tage jemand, der ſittlich zu denken geternt hat, daß die Ehre eines der oberen Zehntauſend angehörigen Herrn durch die Verführung ſeiner Frau mehr geſchädigt wird als die eines Fuhrmanns? Man wende nicht ein, daß die ſittlichen Empfindungen bei der oberen Zehntauſend feiner ſeien. Ein Fuhrmann kann in ſeinem Empfinden durch den Treubruch und

die frivole Verführung ſeiner Frau tiefer gekränkt ſein als ein geſellſchaftlich höher Stehender. Aber ganz abgeſehen davon, daß es von Grund aus Unrecht iſt, eine Separatehre für die höheren Stände in Anſpruch zu nehmen, daß es frivol iſt, ſich wegen der Verführung der Ehefrau eines „Herrn Kameraden" vor die Piſtole zu ſtellen, während man den Arbeiter, deſſen Frau man verführt, zum Hauſe hinaus wirft und höchſtens hohnlachend meint, er hätte ſeine Frau erziehen ſollen, eine anſtändige Frau gienge nicht ſo weit — — giebt das Duell dem Satisfaktionsfähigen wirklich Satisfaktion?

IV.

Satisfaktion geben heißt Genugthuung geben für einen Schaden, den man angerichtet hat. Bei dieſer Definierung, die ſich aus dem Worte ſelbſt ergiebt, kommt man notwendiger Weiſe zu der Überzeugung, daß das Duell keineswegs eine Genugthuung im Sinne von Recht und Unrecht verſchafft. Denn Zufall, Geſchicklichkeit im Fechten oder Schießen, entſcheiden den Ausgang, und leider ſind die Fälle nicht ſo ſelten, in denen ein guter Schütze oder Fechter geradehin auf ſeine Fertigkeit reiſt, die Leute beleidigt, Ohrfeigen austeilt, Weiber verführt u. ſ. w. u. ſ. w. Die uranfängliche Bedeutung des Duells als eines Gottesurteiles wird dadurch lächerlich, heute um ſo mehr, als wohl ſelbſt der Orthodoxeſte kaum mehr an ein direktes Eingreifen Gottes glaubt, der ja im Gegenteil nach den heutigen Anſchauungen der Kirche das Duell als größte Sünde erklären muß. Von einer Satisfaktion in dem Sinne, daß beim Duell derjenige ſiegt, der Recht hat, kann nicht die Rede ſein. Die Satisfaktion dafür, daß einer von einem ungebildeten Menſchen ohne Grund eine Ohrfeige erhält, beſteht dann darin, daß er ſich von eben dem ſelben Menſchen auch noch mit dem Säbel vermöbeln laſſen muß, wenn ſein Gegner ſtärker iſt als er. Unter dieſen Umſtänden ſind doch alle Menſchen mit Recht zu beneiden, die nicht ſatisfaktionsfähig ſind. Aber ganz abgeſehen von kleinen Zänkereien — betrachten wir uns den ſo häufig vorkommenden, furchtbar ernſten Fall, daß jemand nach heutiger Anſchauung zum Duell gezwungen iſt, weil ein Dritter ſeine Frau verführt hat. Welcher Hohn auf alle Menſchlichkeit und Gerechtigkeit liegt darin, wenn der betrogene Ehegatte, von der Kugel des frivolen Don Juan getroffen, tot hinſinkt in's kühle Gras! Und das nennt man Satisfaktion! Drei Menſchen ſind unglücklich, und das ſoll ein Ausgleich ſein für das ſchwere Unrecht, welches geſchehen? Iſt die Hausehre des Gefallenen damit rein gewaſchen, daß er tot iſt, iſt das pflichtvergeſſene Weib damit in der Geſellſchaft wieder rehabilitiert? . . . .

Es iſt damit wohl gezeigt, daß das Duell außer Stande iſt, Satisfaktion zu gewähren und, daß es lediglich ein Zufall bleibt, wenn im Duell der

Schuldige fällt. Aber ſelbſt wenn dies der Fall — kann der Sieger damit zufrieden ſein? Kann der Anblick des ſterbenden Feindes ihm Satisfaktion geben? Iſt ſeine oder die Ehre ſeiner Frau wieder her geſtellt? Rachſucht iſt das Motiv des Duells — Rachſucht, einer der gemeinſten Naturtriebe des Menſchen, welcher in dem Moment, in welchem die Rache vollzogen iſt, ſich gegen den Rächer wendet. Ich kannte Leute, welche das Unglück hatten, ihren Gegner im Duell zu erſchlagen oder zu erſchießen — ich habe ſogar viel mit einigen verkehrt und habe beſonders von einem das Vertrauen in hohem Maße genoſſen: ich habe Geſtändniſſe gehört von ihm, die mich entſetzten, und ich glaube es, daß ſolch ein Mann ſeines Lebens nicht mehr von Herzen froh werden kann. Denn wenn auch das Geſetz ihn blos nach dem Duell-Paragraphen aburteilte, ſein Inneres klagte ihn des Mordes an, ſeine Seele ſah in den heiterſten Stimmungen das brechende Auge ſeines Gegners, der von ſeiner Kugel getroffen zuſammen gebrochen war! Zwar hatte er deſſen Hand noch erhaſchen können, ein kurzer, ſchwacher Druck ſagte ihm, daß er ihm verzeihe — — welche Ironie liegt in dem Ganzen! Das fühlte auch er und hat mir's oft geſtanden, daß ihn gerade an den Tagen und zu den Stunden die tiefſte Schwermut überfiele, da andere Leute heiter und lebensfreudig ſind — ſo zu Weihnachten, am Geburtstage und dergl. Es iſt ein häßliches Bild, bei einem ernſten Duell, ſei es nun auf Piſtolen oder einer ſchweren Säbelforderung, zugegen zu ſein, ohne zu wiſſen, was die nächſte halbe Stunde bringen wird. Ich ſelbſt bin in meiner Eigenſchaft als Arzt oft bei ſolchen Zweikämpfen zugegen geweſen und kann nur verſichern, daß es wie ein ſchwerer Alp auf Allen laſtet. Es iſt ein anderes Bild in Wirklichkeit, als es ſo viele Romane oder Erzählungen ſchildern.

V.

Wie ſchon im Eingang meines Vortrags angedeutet, wird von denjenigen, welche das Duell verteidigen, ja für notwendig erklären, gewöhnlich geltend gemacht, unſer Str.-G.-B. gewähre für Beleidigungen keine genügende Sühne. Die Verfechter dieſer Meinung halten aber nur die Standes-Ehre einer höheren Sühne für wert und meinen — ſo lange im Str.-G.-B. nicht für eine Ohrfeige, die ſie erhalten, wenigſtens Zuchthaus und Ehrverluſt dem Thäter androhe, ſo lange brauchte man das Duell. Dieſe Herren ſind ſofort anderer Meinung, wenn es ſich um eine Injurie handelt, die ſie an nicht ſatisfaktionsfähigen Leuten verüben. Die Sache hinkt alſo, und wer eine beſondere privilegierte Standes-Ehre vertreten will, ſteht mit beiden Füßen noch im Mittelalter. Übrigens iſt es keineswegs ſo ſchlecht mit dem Schutze gegen Beleidigungen im Str.-G.-B. beſtellt. Speziell verleumderiſche Beleidigung

wird mit Gefängnis beſtraft — je nach der Schwere des Falles von langer Dauer! Hierzu kommen die Koſten, die Öffentlichkeit des Verfahrens, lauter unangenehme Dinge, und in der That ſcheuen ſelbſt ſog. geringe Leute einen gerichtlichen Austrag einer Beleidigungsaffäre ſo ſehr, daß die weitaus meiſten Fälle ſchon am Vermittlungsamte beigelegt werden; ein Beweis, daß die Nicht-Satisfaktionsfähigen oft geſcheiter ſind wie die Satisfaktionsfähigen.

Nehmen wir nun den ſchwerſten Fall an, der unter den „Satisfaktionsfähigen" Grund zu einem Duelle bildet, den Ehebruch, ſo bietet jedem das Geſetz meiner Meinung nach eine ausreichende Sühne, mit welcher ſelbſt der Satisfaktionsfähige zufrieden ſein dürfte. Nicht nur, daß es dem beleidigten Gatten das Recht gewährt, ſich ſcheiden zu laſſen — es ſtellt, was nicht allgemein bekannt iſt, den Ehebruch unter Strafe (§ 172 d. Str.-G.-B.) und bedroht ihn ſogar mit Gefängnis bis zu einem halben Jahr für die ſchuldigen Teile. Ich meine, weiter kann das Geſetz kaum gehen, und wenn in der Praxis von dieſem Paragraphen wenig Gebrauch gemacht wird, ſo liegt dies wohl daran, daß die meiſten Ehegatten, welche in die traurige Lage kommen, ſolche Erfahrungen mit dem Lebensgefährten machen und Ideale begraben zu müſſen, ſich begnügen, nachdem der erſte Schmerz überwunden, ihre Wege fortan zu trennen, ohne dem andern Teile nachzutragen. — Wir ſehen alſo, daß auch die Einrede der Anhänger des Duells wegen der zu geringen Strafen des Str.-G.-B. größtenteils hinfällig iſt. Mit Imponderabilien kann ſich das Gericht im Allgemeinen nicht befaſſen, und es iſt gar kein Grund vorhanden, warum die Ehre der Geſellſchaftsmenſchen bezw. die für ſich in Anſpruch genommene Separatehre durch ſtrengere Strafen geſchützt werden ſoll als die des Arbeiters. Übrigens wird ceteris paribus die Strafe wegen Beleidigung für einen gebildeten Menſchen mit Recht in praxi höher bemeſſen wie für einen ungebildeten.

VI.

Bis jetzt glaube ich gezeigt zu haben, daß das Duell nicht nur moraliſch und ethiſch verwerflich, ſondern auch ein durchaus ungeeignetes Mittel zur Wiederherſtellung der Ehre ſei. Dieſe Anſchauung wird in der Theorie kaum jemand bekämpfen können, und die oft geäußerte Redensart, es ſei beſſer, unſere Studenten glichen ihre Beleidigungsaffären mit der blanken Waffe aus als vor dem Strafrichter, iſt eine Redensart, die, von einem gedankenloſen Kopf erfunden, von Andern nachgebetet wird. Die Studenten brauchen weder das Eine noch das Andere zu thun. In der Praxis nämlich iſt es ſchon ſeit den älteſten Zeiten im Studentenleben Sitte, daß Beleidigungen innerhalb einer Korporation durch Revokation und Deprekation ausgeglichen werden müſſen, widrigenfalls der Friedensſtörer aus der Korporation ausgeſchloſſen wird.

Ebenſo iſt es Tradition unter den Offizieren, daß innerhalb des Regiments kein Duell vorkommen ſoll, und iſt jederzeit noch der Regiments-Kommandeur von oben unangenehm angehaucht worden, dem es nicht gelang, Duelle unter den Offizieren des Regiments zu verhindern. Nun ſollte man meinen, was innerhalb der Korporationen bezw. Regimenter möglich iſt, ſei auch ſonſt möglich. Und zwar müßte es um ſo leichter möglich ſein, als es ſich — vom Ehebruch abgeſehen — in der überwiegenden Zahl der Duelle um nicht mehr nüchterne Offiziere handelt. Wenn nur der leiſeſte Verdacht von Trunkenheit auf einer oder beiden Seiten vorliegt, ſollte prinzipiell von einer Beleidigung gar nicht geſprochen und auf bedingungsloſer Revokation beſtanden werden. Man wird vielleicht einwenden, gerade der Inſterburger Fall beweiſe, daß auch in der Trunkenheit Vorbedacht und Abſicht vorhanden ſein könne. Aber dem iſt eben nicht ſo. Geſtatte man mir, daß ich als Nervenarzt das Axiom aufſtelle, daß Trunkenheit ſelbſt in ſcheinbar leichten Fällen unzurechnungsfähig macht. Einen Unzurechnungsfähigen aber müſſen wir, ſo lange er ſich in dieſem Zuſtande befindet, behandeln wie einen Geiſteskranken. Und wenn er wieder nüchtern geworden und erfahren, was er gethan, wird das natürliche Gefühl der Scham und Reue in jedem moraliſch fühlenden Menſchen von ſelbſt dazu drängen, ſein Benehmen zu entſchuldigen.

Es iſt freilich für jeden anſtändigen Menſchen eine Schande, ſich ſo weit zu betrinken; aber es iſt eine noch größere Schande, bei dem in der Trunkenheit begangenen Unrechte ſtehen zu bleiben. Und wenn erſt die mittelalterlichen Anſchauungen über das Duell in der „Geſellſchaft“ vernünftigen Platz gemacht haben, kommen wir vielleicht ſo weit, gerade ſolche Menſchen, die im Eigenſinn und wider beſſeres Wiſſen bei ihrem Unrechte verharren, geſellſchaftlich zu boykottieren — ebenſo gut und noch mehr den Ehebrecher, der das Glück einer Familie untergraben. Leider ſteht es damit z. B. noch ganz anders. Mit einem Glorienſchein umgeben ſteht der Duellant da, die Damen finden die ſchneidigen Studenten intereſſant, renommieren damit, daß ſo und ſo viele ſich ihretwegen geſchlagen, und ein Don Juan, der eine Frau verführt und ihren Ehemann im Duell erſchoſſen, darf, wenn er von der Feſtung kommt, überall da, wo man ſeine „Schneid“ kennt, und zwar gerade in den beſten Familien, auf weiteren Erfolg bei der Damenwelt rechnen. Ja, ſelbſt die Richter behandeln den Duellanten vor den Schranken des Gerichtes mit ausgeſuchter Höflichkeit, und der Herr Staatsanwalt, der bei andern Verbrechen nicht genug ſcharfe Worte findet, vermeidet es ſorgſam, den Herrn Duellanten, der womöglich in Frack und Glacé-Handſchuhen vor den Richtern ſitzt, hart anzufaſſen! Eine Krähe hackt der andern eben nicht die Augen aus. Der Duellant fühlt heraus, daß er es mit gleich denkenden Perſonen zu thun hat, die ihm niemals wehe thun und möglichſt

immer auf's Strafminimum erkennen. Und auf der Feſtung kann er ſich's bequem und angenehm machen, und ſpäter iſt die Strafe kein Hindernis für ſein Fortkommen — im Gegenteil! „Schneidiger Kerl" — denkt der ſpätere Vorgeſetzte, der im Strafbogen des Duellanten die Verurteilung zu ſo und ſo viel Monaten Feſtung lieſt, und kommt ihm ſchließlich mit einer ganz beſonderen Hochachtung entgegen.

Daß es bei gutem Willen, d. h. vor Allem, wenn die Anſchauungen der oberen Zehntauſend auf ethiſchem Gebiete über das Duell andere werden, möglich wäre, letzteres aus der Welt zu ſchaffen, beweiſt England, woſelbſt man das Duell ſeit ca. 50 Jahren nicht mehr kennt. Von gegneriſcher Seite wird freilich behauptet, daß mit dem Wegfall des Duells der ſogenannte Holzkomment in den Vordergrund trete, d. h. daß es bei Meinungsverſchiedenheiten leichter zu Thätlichkeiten kommt, und man will gerade in England dieſe Beobachtung gemacht haben. Ich ſehe davon ab, daß unter wirklich gebildeten Menſchen ſo etwas nicht vorkommen kann, bemerke nur, daß in Deutſchland gerade in den Kreiſen, welche das Duell für unentbehrlich halten, der Holzkomment auch verwaltet. Gerade in akademiſchen Kreiſen iſt es ja bekanntlich der Ausdruck ſtärkſter Feindſchaft zwiſchen den einzelnen Kategorien der ſchlagenden Verbindungen, daß man ſich gegenſeitig die Satisfaktionsfähigkeit abſpricht, wenigſtens auf leichte Waffen. So iſt es denn zwiſchen Korps einerſeits und Burſchenſchaften andererſeits wiederholt zu ſchweren Prügeleien gekommen, welchen dann noch ſchwere Forderungen auf Säbel oder Piſtolen nachfolgten. Das Duell erweiſt ſich alſo keineswegs als ein prophylaktiſches Mittel gegen Prügelſzenen. Was ſollen wir endlich dazu ſagen, daß Offiziere gehalten ſind, gewiſſen ſchweren Beleidigungen auch ſeitens ſatisfaktionsfähiger Perſonen ſofort mit der blanken Waffe entgegen zu treten? Iſt das etwa kein Holzkomment?

Aber ſelbſt zugegeben, daß vielleicht Realinjurien und Prügeleien häufiger würden mit Abſchaffung des Duells — wollen wir wirklich behaupten, das Duell ſtehe ſittlich höher als die ſofortige Erwiderung einer Beleidigung mit einer Realinjurie? Für die ſofortige Abwehr einer Beleidigung unter Thätlichkeiten — die freilich vom ethiſchen Standpunkte auch nicht gut geheißen werden können — ſprechen viele „mildernde Umſtände", wie der Juriſt ſagen würde! Ob der eiferſüchtige Bauernburſche, der ſeinen Schatz durchprügelt, weil ſie mit einem Andern zu viel kokettiert, und deren Galan in der Wut der höchſten Eiferſucht mit dem Meſſer angreift — bei ſeiner niederen Bildung, ſeiner momentanen Leidenſchaft nicht eher zu entſchuldigen iſt als der Duellant, der erſt nach 48 Stunden ſeinen Nebenbuhler — bei ruhiger Überlegung zu töten trachtet: die Sache zu entſcheiden, würde vom Hauptthema zu weit abführen. Aber es iſt ſchon bei Gebildeten vorgekommen und gerade in den Kreiſen, die

das Duell hoch halten, daß ein Ehemann den Hausfreund, den er bei ſeiner Frau in flagranti erwiſchte, auf der Stelle erſchlug. Selbſt dieſe im höchſten Affekt vollzogene Handlungsweiſe, die gerichtlicherſeits als Totſchlag qualifiziert und mit der entehrenden Strafe des Zuchthauſes bedroht iſt, ſcheint mir noch einen Grad über derjenigen zu ſtehen, welche erſt 48 Stunden ſpäter die Tötung des Einen oder Andern in ſtandesgemäßer Weiſe vollzieht. Jedenfalls iſt das jedem Menſchen inne wohnende Gerechtigkeitsgefühl im erſten Falle weniger verletzt. Denn das Duell — ſpeziell das Piſtolenduell, wie es bei ſchweren Fällen zur Anwendung kommt, iſt ein Würfelſpiel um Tod und Leben, bei dem der Zufall entſcheidet. —

Ich glaube in meinen vorſtehenden Ausführungen gezeigt zu haben, daß das Duell vom ethiſchen Standpunkte durchaus verwerflich und vom praktiſchen Standpunkt unnötig iſt. Pflicht jedes denkenden Menſchen iſt es, mit beizutragen, daß man endlich einſehen lerne, daß der Zweikampf eine unſittliche Handlung iſt, von der Studentenmenſur bis zum amerikaniſchen Duell. So lange der Duellant glorifiziert wird, ſo lange helfen ſelbſt Strafen nichts. Nur ein ſittliches Emporkommen der Geſellſchaft kann dem Übel ſteuern. Auch Allerhöchſte Erlaſſe können daran im Grunde nichts ändern, wenn auch manches beſſern.

Machen wir energiſch Front gegen dieſen traurigen Überreſt des Mittelalters und ſtellen wir uns auf den Boden der Ethik — damit ſteht und fällt die Duellfrage zuletzt von ſelbſt!

Aus dem „intellektuellen“ Hamburg.

Von Dr. Heinrich Brömse.

(Hamburg.)

> „Hamburg ist eine der interessantesten Städte Deutschlands und für den Philosophen vielleicht die erste.“
>
> Carl Julius Weber: „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.“ (Fünfter Band, S. 26.)

Was dem Hamburger Kulturleben gerade in der gegenwärtigen Zeit ein besonders eigenartiges Gepräge verleiht, ist ein geheimer Zwiespalt, der es durchzieht. Die Physiognomie anderer Städte ist einfacher und eindeutiger. In den kleineren Universitätsstädten sehen wir alles auf geistige Interessen gestellt, in den Industriebezirken des Westens heißt die Losung: praktische Thätigkeit, materieller Aufschwung. Hamburg gehörte lange fast ausschließlich den Interessen des Handels und der wirtschaftlichen Macht; in ihrem Dienst stand das geistige Leben der Stadt. Seit etlichen Jahren bemerken aufmerksame Beobachter einen Wandel. Man besinnt sich darauf, daß das Verhältnis ein umgekehrtes sein müsse, daß die materielle Blüte nicht als Zweck, sondern als das Mittel zu geistiger Macht zu gelten habe. Doch das ist fast schon zu viel gesagt. Diese Stimmung ist noch nicht allgemein, auch noch nicht in den Kreisen der so genannten Gebildeten. Aber überall regt sich bei Einsichtigen das Gewissen und was mehr ist, der Wille.

Philosophische Historiker gefallen sich darin, in der Kulturentwicklung der Menschheit im Allgemeinen und des deutschen Volkes im Besonderen Pendelschwingungen zu konstatieren, die mit gesetzmäßiger Notwendigkeit vom materiellen zum geistigen Höhepunkt führen und umgekehrt — in jener langweiligen Unendlichkeit, die nicht eine Schule des Erhabenen ist, sondern — nach Hegels Worten — nur ein „schales Erstaunen“ weckt. Sogar die Zeit dieser Pendelschwingungen ist mit geringerer oder größerer Genauigkeit berechnet worden. Aber selbst wenn es nur eine Illusion

wäre, daß wir dies Gesetz brechen könnten, wir sollten handeln, als ob die Illusion Wahrheit wäre. Wir sollten uns nicht damit begnügen, zu beobachten und die Weltgeschichte auf Formeln zu bringen, sondern mit der rücksichtslosen Tapferkeit, die wir einer guten Sache schuldig sind, daran arbeiten, daß die geistigen Werte als Zweck erkannt und erstrebt, daß die materiellen nur insoweit für berechtigt gehalten werden, als sie jenen dienen, mögen sie sich auch noch so stolze und bestechende Namen beilegen.

Rudolf Eucken unterscheidet in einer kürzlich erschienenen Abhandlung über „die weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Geistes" (Deutsche Monatsschrift, S. 23 flg.) die Vertreter der beiden angedeuteten Richtungen als Praktiker und Intellektuelle. Ich nehme gerne den Ausdruck an, wenn auch hinzugefügt werden muß, daß auf der geistigen Seite nicht der Intellekt, d. h. das Denken allein, sondern mit ihm verbündet und ihm gleich-, wenn nicht: übergeordnet die Kunst steht. Ich kann auch nicht dem beistimmen, daß beide Richtungen gleich berechtigt sind. Sie sollen sich wohl gegenseitig ergänzen und verstärken, aber nur in dem Sinne, wie man den Boden verbessert nicht aus Freude am besseren Boden an und für sich, sondern damit er bessere Frucht bringe. Auf's geistige Leben in seiner Gesamtheit läßt sich das Bibelwort anwenden: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!" Und jedes Nicht-Fortschreiten heißt hier Schaden-Nehmen.

Thöricht und einseitig wäre es, den riesenhaften Aufschwung von Hamburgs Handel und Wohlfahrt, den geraden, freiheit liebenden Sinn, den thatkräftigen und fruchtbaren Fleiß seiner Bürger nicht mit hohem Lob anzuerkennen. In keiner deutschen Stadt von ähnlicher Größe sieht man am Tage weniger Nichtsthuer und Straßenbummler. Die Leute haben einfach keine Zeit zum Schlendern und Flanieren, und die Klasse der immer müßig Genießenden, von denen ein ganzes Heer etwa Berlins Straßen bevölkert, ist hier durch ein am Tage wenigstens kaum merkbares Häuflein vertreten. Hamburgs Leistungen auf materiellem Gebiete, die nicht nur seinen eigenen Einwohnern, sondern dem ganzen Vaterlande zu Gute gekommen sind, soll keiner wagen zu schmälern und zu schelten. Aber erfreulich ist es dennoch für jeden, der über jene großen Wertunterschiede nachgedacht und sich auf die Seite der Intellektuellen gestellt hat, zu sehen, wie sich Hamburg angeschickt hat, nicht mehr ausschließlich den ihm oft beigelegten Namen einer Stadt der Kaffee- und Geldsäcke, der Austern und Beefsteaks zu verdienen. Denn auch das darf nicht verschwiegen werden, daß Hamburg nicht allein groß im Handel und Wandel,

ſondern auch im Eſſen und Trinken iſt; und der materielle Genuß pflegt ein noch ſchlimmerer Feind geiſtiger Kultur zu ſein als die materielle Thätigkeit.

Ein paar Stimmen von beachtenswerten Kritikern über Hamburgs geiſtige Phyſiognomie in Vergangenheit und Gegenwart möchte ich anführen. Leſſing klagt im 101.—104. Stück ſeiner „Hamburgiſchen Dramaturgie" darüber, daß nichts, ja noch Schlimmeres als nichts vom Publikum zur Förderung des „Nationaltheaters" geſchehen ſei, und ruft erbittert aus: „Der ſüße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, iſt ſchon wieder verſchwunden, und ſo viel ich dieſen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der ſein, wo ein ſolcher Traum am ſpäteſten in Erfüllung gehen wird." Heine hat allzeit und mehr, als billig war, auf Hamburg geſcholten. „Verdammtes Hamburg", iſt ſchon ſein erſter Brief aus dieſer Stadt an ſeinen Freund Moſer überſchrieben. Carl Julius Weber, der treffliche Verfaſſer der „Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen", äußert in kräftigen Worten ſein Erſtaunen über die ſtarke Betonung der Geld- und Magenintereſſen gegenüber denen des Geiſtes und ſagt mit Beziehung auf die Hamburger: „Mit allzu viel Handel im Kopf entſteht gerne eine gewiſſe geiſtige Leere." (V. Band, 1. Brief.) Nach A. Trinius iſt dem Hamburger bei ſeinem derben und geſunden Realismus der Sinn und das Empfinden für das Lyriſche und Geſchichtliche in den Windeln ſtecken geblieben; die Muſen hätten ſich hier eigentlich niemals recht heimiſch gefühlt. „Sie waren immer auf ſich ſelbſt angewieſen, und das hat ſie arg verſchnupft und mehr und mehr dem Elbſtrande entfremdet." (Hamburger Schlendertage, I. Band, S. 7.) Alfred Lichtwark, der geiſtvolle Anreger und Erzieher zur Kunſt, hat in ſeiner ſehr leſenswerten Schrift „Hamburg. Niederſachſen" eingehend die Verhältniſſe erörtert, warum es hier noch nicht zu einem rechten geiſtigen Leben aus dem Vollen kommen wollte, und den Weg zur Beſſerung gezeigt. Es wird davon noch weiter die Rede ſein müſſen. Guſtav Schiefler veröffentlichte ein in Lichtwarks Geiſt geſchriebenes Buch über „Hamburgiſche Kulturaufgaben". Auch er preiſt die wirtſchaftliche Machtſtellung der Stadt und den thätigen Sinn der Bewohner, der zu ihr geführt hat. Aber auch er fügt beſchämt hinzu, daß man ſich, da der Schwerpunkt des Weltintereſſes auf geiſtigem Gebiete liege, nicht lange bei uns aufhalten werde. Der Beſitz materieller Güter begründe in den Augen der gebildeten Welt hohe ſittliche und geiſtige Pflichten. Es könne nicht zweifelhaft ſein, was wir zu thun haben: der Pflege der geiſtigen Intereſſen und der Kunſt auch in unſerem öffentlichen und privaten Leben

einen hervorragenden Platz einzuräumen. (S. 18, 19.) Otto Ernst, dessen Vorträge und Essays man hoch einschätzen kann, ohne ein Bewunderer seiner dramatischen Werke zu sein, hat noch vor einigen Wochen beim zehnjährigen Stiftungsfest der hiesigen „Litterarischen Gesellschaft" eine Ansprache — oder Moralpredigt — gehalten, in der er den Hamburgern in's künstlerische Gewissen redete und mit einiger Übertreibung ausführte, daß hier die Kunst, insbesondere das Drama, noch kein Publikum gefunden habe. Ganz so schlimm ist's glücklicher Weise nun nicht, aber es ist vielleicht gut, wenn die Geister mit Zornesrede wach gerüttelt werden.

Von drei Dingen möchte ich im Folgenden kurz sprechen — und ich lege Wert darauf, hinzuzufügen, daß es sich hier nur um Andeutungen und Fragmente handeln kann, die das Problem nicht zu erschöpfen vermögen —: von den Ursachen, die der Herrschaft der geistigen Faktoren lange Zeit im Wege gestanden haben; von den im Lager der Intellektuellen herrschenden Wünschen und Hoffnungen, die, wie es bei Reformversuchen im Anfang nicht anders sein kann, zuweilen allzu stürmisch und weit gehend erscheinen; und von den geistigen Thaten, die bisher vorliegen.

Es wäre unvorsichtig, zur Begründung des ersten Punktes bündige Thesen aufstellen zu wollen. Es ist immer ein heikles Ding, für Charakterzüge eines Volkes oder einer größeren sozialen Gemeinschaft ethnologische Kausalreihen nachzuweisen. Man dreht sich da leicht im Kreise und schließt aus den Thatsachen auf Eigenschaften, die nur wieder eine Umschreibung der Thatsachen sind. Schließlich statuiert man gewisse Rasseninstinkte und ist damit so klug wie zuvor. Auf's Problem des Hamburger Kulturlebens angewendet: was hilft es, zur Erklärung von der angeblichen Schwerfälligkeit des niederdeutschen Wesens zu reden, die doch selbst erst aus dem Beobachtungsmaterial erschlossen wird und kein Schlüssel für dieses ist! Lassen wir alle tief scheinenden Rassetheorien bei Seite, zu denen ein fleißiger Völkerpsychologe noch Hinweise auf den einst mächtigen Einfluß englischen Handelsgeistes und niederländischer Behaglichkeit im materiellen Wohlleben hinzufügen könnte. Einfacher gestaltet sich die Sache schon, wenn wir von aller Ethnologie hier absehen und innerhalb der Thatsachen selbst, der causae secundae, das erste Glied der Kausalreihe fixieren. Auf den ersten Blick mag das sogar sehr einfach erscheinen. Ist nicht eben, so wird man fragen, der praktische Thätigkeits- und Erwerbssinn Ursache für das Zurückdrängen der geistigen Interessen? Aber im Grunde heißt das doch wohl nur, die selbe Sache zweimal mit verschiedenen Namen nennen. Daß geistige Interessen nicht zur Geltung kommen, ist sicherlich eng verbunden, wenn nicht identisch damit, daß nicht geistige herrschen.

Aber die Ursache dafür! die Ursache! — und wir stehen wieder mitten in rasse- und geschichtsphilosophischen Theorien. Wir kommen aus dem Kreise nicht heraus, wir müßten denn vor den geschichtlich-psychologischen Faktoren auf solche des Klima's, des Bodens, der Lage zurückgehen; aber vielleicht geraten wir so aus einem Kreis nur in andere Kreise. Wir wissen, daß es nirgends Zufälligkeiten giebt, weder im Leben des Einzelnen, noch in dem der Völker, wir können auch wohl Geschichte pragmatisch verstehen und innerhalb der Thatsachengruppen Ursache und Wirkung erkennen; aber wie die allgemeinen Bedingungen sich zu den Thatsachen verhalten, können wir nur vermuten, um so mehr, als wir uns bewußt sind, daß es außer den sichtbaren Faktoren Imponderabilien giebt, an denen alle Weisheit scheitert. Nehmen wir einmal das Vorherrschen materieller Interessen — mit vollem Bewußtsein, damit keine Erklärung zu geben — als gegebenes erstes Moment, so lassen sich vielleicht noch ein paar Züge dem hinzufügen — wenigstens für einige Seiten des Kulturlebens.

„Was in den übrigen deutschen Staaten für Kunst und Wissenschaft geschehen ist," so heißt es in Lichtwarks trefflicher Darstellung „Hamburg. Niedersachsen" (S. 51), „gieng vom Fürsten aus, war ein Ausbau von Grundlagen, die er gelegt hatte, oder geschah unter der Ägide der Organe des Staates, der die Erbschaft des absoluten Fürstentums angetreten hatte. In Hamburg hatten bis vor ganz kurzer Zeit die Organe des Staates in Kulturdingen keine Initiative." Ein aufmerksamer Beobachter, der dies nicht weiß, könnte es schon aus einem äußeren negativen Merkmal im Bilde der Stadt erraten: aus ihrer Armut an Denkmälern, die dem Reichtum an Einrichtungen für Verkehr, Handel und Schiffahrt gegenüber doppelt auffällig ist. An jener von Lichtwark hervorgehobenen Erscheinung darf jedoch die gute Seite nicht übersehen werden. Was hier — „bis vor ganz kurzer Zeit" — in Kulturdingen geleistet wurde, gieng eben aus Privatinitiative hervor, aus der Vollkraft eines leistungsfähigen Bürgertums. Wobei nur zu bedenken ist, daß diese Leistungen im Wesentlichen die Kultur nicht als Zweck, sondern als Mittel zu praktischem Schaffen förderten, und daß ferner solche Bestrebungen nur Sache der Wenigen waren und das geistige Leben der Gesamtheit kaum betrafen. An erster Stelle muß hier die 1765 gegründete Gesellschaft zur Förderung der Künste und nützlichen Gewerbe genannt werden, die, wie Lichtwark ausführt, länger als ein Jahrhundert lang die Rolle eines freiwilligen Kultusministeriums spielte, und von der während dieser Zeit fast alle Unternehmungen zur Förderung der kulturellen und ökonomischen Wohlfahrt ausgegangen sind: die Gründung von gewerblichen Lehranstalten, von

Bibliotheken, Museen u. A. Im Volke ist sie weniger unter dem angeführten Namen als unter der ehrenden Bezeichnung: „Patriotische Gesellschaft" bekannt. Noch viel Rühmliches ließe sich anführen für die Initiative, die aus privaten Kreisen — von Gesellschaften und Einzelnen — in Kulturdingen ausgegangen ist. Aber das alles hat doch nicht genügt, um Hamburg zu gleicher geistiger Bedeutung mit anderen Großstädten Deutschlands zu heben, hat vor Allem nicht genügt, um eine Tradition zu schaffen, die für das Kunstleben insbesondere unerläßlich erscheint. „Jeder Einzelne, jede Generation", sagt Lichtwark, „hatte von vorn zu beginnen, war auf sich selber gestellt und sorgte wesentlich nur für die unmittelbar fühlbaren Bedürfnisse."

Die Inanspruchnahme fast der ganzen Schaffenskraft des Einzelnen und der Gesamtheit durch Handelsunternehmungen, der Mangel einer staatlichen Initiative in Kulturdingen und, damit eng zusammenhängend, der Mangel an künstlerischer Tradition, dem gegenüber die starke Tradition materieller Thätigkeit und materiellen Wohllebens doppelt mächtig erscheint — das etwa sind die Momente, die das Zurückdrängen der geistigen Kultur verständlich machen — ohne es freilich ganz zu erklären. Es bleibt ein unerklärbarer Rest, von dem wir nichts weiter sagen können, als daß er „im Blute steckt".

Über den zweiten Punkt, die Hoffnungen und Wünsche der Intellektuellen, möchte ich mich sehr kurz fassen. Sie begnügen sich nicht damit, Einrichtungen zu fordern, durch die „einerseits die Entstehung guter, lebendiger Kunstwerke, so weit es möglich ist, befördert, andererseits das Interesse und Verständnis des Publikums für die lebendige Kunstproduktion" geweckt und gebildet werde (Schiefler, „Hamburgische Kulturaufgaben", S. 27); sie wollen nicht nur den Bestrebungen, die auf Verbreitung und Vertiefung der Volksbildung gerichtet sind, besondere Aufmerksamkeit gewidmet wissen; sie gipfeln in dem Verlangen nach einer Hamburger Kunstakademie und einer Hamburger Universität. Namentlich mit letzterer Forderung haben sich bereits weitere Kreise beschäftigt, besonders nachdem sie mehrfach in einheimischen und auswärtigen Zeitungen und Zeitschriften erörtert worden ist. Welche Aussichten diese Bestrebung zur Zeit hat, läßt sich noch nicht übersehen. Es mag hier genügen, darauf hinzuweisen. Quod bonum, faustum, felix, fortunatumqe sit!

Vor zehn Jahren etwa ist die Wendung im Hamburger Kulturleben eingetreten, die, aus mancherlei Faktoren resultierend, eine kräftige und schnelle Entwicklung zum Besseren hervorrief. Seitdem ist es mit erstaunlicher Eile und einer reichen Entfaltung vorwärts gegangen. Wenn von

irgend einer Zeit der Ausspruch des in „Deutschland reisenden Deutschen" Carl Julius Weber gelten kann: „Hamburg ist eine der interessantesten Städte Deutschlands und für den Philosophen vielleicht die erste", — so gilt er vom letzten Jahrzehnt. Alle Schritte auf dem Wege zum Höheren können hier nicht angeführt werden, aber die wichtigsten will ich kurz aufzählen.

Vorausgeschickt muß werden, daß die Anfänge der beiden bedeutendsten Hamburgischen Museen, des Museums für Kunst und Gewerbe, sowie der Kunsthalle, bereits bis in's Ende der sechziger Jahre zurückreichen. Beide sind durch dankenswerte Stiftungen aus Privatkreisen begründet. Jenes hat sich unter Leitung seines hochverdienten Direktors Justus Brinckmann zu einem hervorragenden Institut entwickelt, das u. a. eine bisher auf dem Kontinent unerreichte Abteilung für japanische Kunst besitzt und stets engste Fühlung mit der modernen Entwicklung des Kunstgewerbes hält. Die Kunsthalle, wesentlich unterstützt durch die Bestrebungen des Vereins von Kunstfreunden, der die Aufgabe verfolgt, die Mittel zum Ankauf von Gemälden und Skulpturen für dies Museum aufzubringen, steht unter Leitung des hier mehrfach genannten Lichtwark. Was diese beiden Männer gethan haben, um die bildende Kunst, deren Werke hier früher nur in den Häusern der Reichen eine Heimstätte fanden, dem Volke zu geben und in weiten Kreisen Verständnis für sie zu wecken, das bildet ein besonderes, ehrenvolles Kapitel in der Geschichte des Hamburger Kulturlebens. Mit besonderem Eifer nimmt sich die Kunsthalle der Heimatkunst an. Neben einer nicht unbedeutenden Sammlung älterer Hamburgischer Meister findet sich eine von Hamburger Malern des 19. Jahrhunderts. Die interessanteste Gruppe wird durch eine dritte, 1889 gegründete Sammlung gebildet, die zum Teil ausgezeichnete Bilder mit Motiven aus der Stadt und der Umgegend enthält. Sowohl auswärtige, als auch einheimische Künstler haben vortreffliche Beiträge zu dieser Gruppe geliefert. Unter jenen nenne ich: Max Liebermann, Skarbina, von Kalckreuth, Hans Olde, Momme Nissen, unter letzteren Lutteroth, Rodeck, Ruths, Kaufmann, Illies.

1891 wurde auch auf litterarischem Gebiet ein Sammelpunkt durch Gründung der „Litterarischen Gesellschaft" geschaffen. Als Gründer und Führer haben sich besonders Otto Ernst und J. Loewenberg verdient gemacht. Der Erfolg darf als außerordentlich groß bezeichnet werden. Die Gesellschaft, die über 1200 Mitglieder zählt, hat eine schier unübersehbare Reihe von Vortragsabenden veranstaltet, an denen zum Teil die ersten Autoren Deutschlands zu Worte kamen und jedenfalls zur Förderung

des litterarischen Interesses in Hamburg erheblich beitrugen. (Vgl. übrigens die Jubiläums-Festschrift von Léon Goldschmidt: „Die litt. Gesellschaft zu Hamburg"; Hamburg, 1901.)

Wie die Gründung dieser Gesellschaft im Wesentlichen aus den Kreisen der Volksschullehrer hervorgegangen ist, so ist es auch die gleichfalls erfolgreiche — 1896 in's Leben gerufene — Vereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in der Schule. Überall hört man heute davon predigen, daß die Kunst in die Schule eingeführt werden solle. Man darf behaupten, daß auf diesem Gebiet Hamburg eine führende Rolle gespielt hat. In Musik, Litteratur und bildender Kunst sind entscheidende Verstöße gemacht; und gerne wird heute im ganzen Reich das Verdienst der Hamburger Lehrerschaft in diesen Bestrebungen anerkannt. Auch das kann hier nur gestreift werden.

Wenn uns diese Fortschritte Hamburgs in der künstlerischen Erziehung und Kultur volle Achtung abnötigen, so bedeutet es doch noch eine starke Steigerung, wenn wir einen Blick auf die Bemühungen werfen, die in demselben Zeitraum gemacht sind, wissenschaftliche Kenntnisse und Erkenntnisse einem größeren Kreise zu erschließen.

Was im übrigen Deutschland an „Volkshochschulkursen" — oder wie sonst die Namen lauten — geleistet wird, wird von Hamburg übertroffen. Es hat ein bischen lange gedauert, bis Deutschland in der Universitäts-Erweiterung anderen Ländern, Schweden, England, Amerika, nachgekommen ist. Aber jetzt scheint man den Vorsprung dieser mit doppelter Kraft einholen zu wollen. Und wenn auf diesem Felde, das ergiebig wie kein anderes zu werden verspricht, etwas mit den gewaltigen Erfolgen der Vereinigten Staaten verglichen werden kann, so ist es die Entwicklung des Hamburgischen Vorlesungswesens, der man mit staunender Bewunderung gegenüber steht. Besonders seit dem Jahre 1895, in dem eine Neuordnung dieser Veranstaltungen vorgenommen wurde, kann man, ohne zu übertreiben, von Riesenschritten reden. Übertrifft schon die Zahl und Größe der wissenschaftlichen Institute Hamburgs manche deutsche Universität, so bildet das Vorlesungswesen mit seinen gegenwärtig etwa zweihundert Reihen von Vorträgen und praktischen Übungen eine Ergänzung dazu, die mit jenen zusammen durchaus an einen akademischen Betrieb großen Maßstabes erinnert und den Wunsch Vieler nach einer regelrechten Hamburgischen Universität weder unverständlich, noch unerfüllbar erscheinen läßt. Daß die ausgestreute Saat auf empfänglichen Boden fällt, mag aus der Angabe hervorgehen, daß sich die Gesamtzahl der Besucher (nach der Kopfzählung) im Wintersemester 1899/1900 auf 55399, im Wintersemester 1900/1901

auf 66447 belief. Das Hamburger Vorlesungswesen bildet einen in seiner Eigenartigkeit und Größe so wichtigen Gegenstand, daß es weder mit einer flüchtigen Erwähnung abgethan, noch in dieser allgemeinen Darstellung hinreichend erörtert werden kann, ohne ihren Rahmen zu sprengen.

Die bisher erwähnten Kulturleistungen Hamburgs kommen — etwa mit Ausnahme der Bestrebungen für Kunsterziehung der Jugend — durchweg den Kreisen der Gebildeten zu Gute. Auch solche Thaten, die zugleich dem sozialen Zuge der Zeit gerecht werden und den Ärmsten Luft und Licht auf geistigem Gebiete geben wollen, sind zum Ruhme Hamburgs zu nennen. Eine öffentliche Bücherhalle, die seit Kurzem besteht, ist in guter Entwicklung begriffen und wird von den Angehörigen des Arbeiterstandes lebhaft in Anspruch genommen. Eine schon vor mehreren Jahren begründete Vereinigung von Musikfreunden veranstaltet, subventioniert mit einem beträchtlichen Beitrag vom Staate, zu ganz geringen Eintrittspreisen Volkskonzerte, die im Wert des Gebotenen den besten Symphonieabenden gleich kommen. In allen Stadtteilen werden mit wachsendem Interesse und Erfolge Volksunterhaltungsabende abgehalten; und in den letzten Monaten ist hier auf ausgedehnter Basis und mit der Unterstützung einflußreichster Kreise ein Volksheim eröffnet worden, das nach dem Muster der berühmten Toynbee-Hall in London den praktischen und geistigen Bedürfnissen des Arbeiterstandes dienen will und als eine dankenswerteste Schöpfung sozialen Hochsinns begrüßt werden darf.

Zum Schluß nenne ich zwei Gründungen, die beide im Herbst des letzten Jahres vor's Publikum traten und nicht am wenigsten Zeugnis von dem gegenwärtigen Kulturleben dieser Stadt ablegen: eine Zeitschrift und ein Theater. In Lichtwarks wiederholt zitiertem Buche heißt es S. 70: „In den Kreisen derer, die die Entwicklung in Hamburg beobachten, wird seit Jahren die Gründung einer Wochen- oder Monatsschrift ventiliert, die vom Hamburgischen Standpunkte aus den Lauf der Weltbegebenheiten verfolgt und der lokalen Produktion als Gefäß dient. Versuche sind bisher noch nicht gelungen, obgleich es an litterarischen Kräften nicht fehlt und auf eine große Anzahl von Abonnenten sicher zu rechnen ist. Hamburg drückt sich noch nicht aus." Nun, heute ist der Versuch gemacht und gelungen. Die von C. Mönckeberg und Dr. S. Heckscher herausgegebene „Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur": „Der Lotse" hat sich im ersten Jahrgange bewährt und, so weit ich beurteilen kann, weite Verbreitung erlangt. „Der Lotse" hat durchweg erreicht, was Lichtwark ihm im ersten Heft an Wünschen mit

auf den Weg gab. Wenn aus den von dieser Zeitschrift behandelten Gebieten der Kunst, Wissenschaft, Erziehung, Politik und Volkswirtschaft eines wegen seiner vortrefflichen Beiträge besonders hervorgehoben werden darf, so ist es das der Philosophie. Jedenfalls bildet die Zeitschrift — weit mehr als der vor etwa zehn Jahren begründete „Zuschauer", dem nur eine kurze Lebensdauer beschieden war — einen durchaus nicht zu übersehenden Bestandteil des Hamburger Kulturlebens.

Das Theater, das gleichzeitig mit dem „Lotsen" vor die Öffentlichkeit trat, erwähne ich hier erst nur kurz: es ist das inzwischen in ganz Deutschland bekannt gewordene „Deutsche Schauspielhaus", das unter der Leitung des Freiherrn von Berger steht. Auch dieser Punkt wird später eine ausführlichere Behandlung erfordern.

Wer heute Hamburg besucht, findet die Stadt in einer baulichen Umwandlung, wie sie ähnlich kaum sonst in Deutschland vorkommen dürfte. An allen Ecken und Enden wird nieder gerissen, gegraben, neu errichtet. Überall neue Straßenzüge, neue Brücken, neue Anlagen aller Art — die, nebenbei bemerkt, größtenteils durch den Bau des Zentralbahnhofs hervorgerufen sind. Das Stadtbild, das — wenigstens im Innern — lange Jahre unverändert war, gewinnt fast plötzlich ein anderes Aussehen. Während an anderen Orten langsame und stetige Umwandlungen stattfanden, sehen wir hier eine Thätigkeit, die gleichsam mit um so größerem Nachdruck Versäumtes einholen will. Ganz analog liegen die Dinge auf geistigem Gebiete. Die staunenswerten Fortschritte, die auf diesem im letzten Jahrzehnt gemacht sind, lassen mit voller Zuversicht einen weiteren glänzenden Aufschwung hoffen. Auch hier — und hier noch viel mehr — muß Versäumtes eingeholt werden. Die Zeit der großen Besinnung ist gekommen und hat schon reiche Erfolge gebracht. Wer's noch nicht glaubt, daß die geistigen Interessen an erster Stelle zu stehen haben, daß sie zu um so höheren Pflichten werden, je größer der Besitz an materiellen Gütern ist, der fördere sie wenigstens aus — materiellem Interesse. Denn „auch die materiellen Folgen werden nicht ausbleiben", heißt es treffend in dem angeführten Schiefler'schen Buche (S. 19), „auch die wirtschaftliche Kraft eines Gemeinwesens ist davon abhängig, daß ihr Lebensnerv mit den treibenden Elementen der Weltentwicklung in lebendiger Verbindung steht". Die Intellektuellen müssen und werden siegen. Und wenn's nur eine Illusion ist, so wollen wir sie doch bewahren, weil sie allein das Leben lebenswert macht und uns auf dem Wege zu einem — selbst wenn unerreichbaren Ziele vorwärts hilft.

Dichtungen

von Heinrich Brömse.
(Hamburg.)

Gebt Raum!

Ein Märchen ward mir als Kind erzählt,
Das mich geängſtigt und gequält.

Der Perſerſchah erſann einmal
Eine neue, teufliſche Todesqual.
Ihm ward ein Feind als Gefang'ner gebracht,
Der ihm viel Ärger und Sorge gemacht.
Der Schah ergrimmte voll Zorn und Haß,
Er wies den Feind in ein enges Gelaß.
Und als ſich kreiſchend geſchloſſen das Thor,
Sah der Gefang'ne zur Decke empor.
Da packte Entſetzen den einſamen Mann,
Daß ihm das Blut im Herzen gerann.
Er ſah — und glaubt' es ſchaudernd kaum,
Und meint', es wär' ein Fiebertraum —
Er ſah im Abendſonnenblinken
Die Decke langſam niederſinken.
Der Raum entſchwand, die ſteinerne Wand
Sank Zoll um Zoll und Hand um Hand.
Die Decke ſank die halbe Nacht,
Bis ſie ihr Marterwerk vollbracht.

Zuweilen denk' ich des Märchens wieder.
Was ſenkt ſich drohend auf mich nieder?
Wollte Gott, es wär' ein Fiebertraum!
Ach, gebt mir Raum! Ach, gebt mir Raum!

Kampfſpruch.

O Macht des Schickſals, ew'ges Rätſel du,
Ich rufe trotzig meinen Spruch dir zu:
Wie du's auch treibſt, ich fürchte nicht dein Spiel,
Noch trag' ich kein Verlangen nach dem Ziel.
Noch iſt der Wunſch im Herzen wach geblieben,
Wie mir's gefällt, zu haſſen und zu lieben.
Noch heg' ich Neugier, was der nächſte Tag
Der weiten Welt und mir beſcheren mag.
Noch ſpür' ich Scham, im Kampf der tapfer'n Seelen
Feige zu fehlen.

Der Gaſt.

Nach einem fernen, fernen Land,
Drin Schuld und Sorge unbekannt,
Kam einſt ein fremdes Weib als Gaſt
Und ſuchte Raſt.

Und wie durch's Land die Kunde lief,
Ein Nachbar laut den andern rief;
Da kam, zu ſchau'n, wer jene ſei,
Das Volk herbei.

Die Menge drängt ſich, Leib an Leib,
Und keiner kennt das fremde Weib;
Doch zwiefach iſt das Volk geſinnt.
Ein Greis beginnt:

„Wie biſt du häßlich anzuſchau'n,
Mich faßt ein bang geheimes Grau'n,
Dich hat die Hölle in dies Land
Zum Fluch geſandt."

Und Beifallsrufe geh'n herum.
Doch Und're ſteh'n vor Staunen ſtumm;
Ihr Auge glüht in fremdem Licht.
Ein Mägdlein ſpricht:

„Wie biſt du ſchön und groß zu ſchau'n,
Mich faßt ein ſüß geheimes Grau'n,
Du ziehſt in unſ're Hütten ein,
Uns zu befrei'n."

Und jene ſchreitet durch den Kreis.
„Ich bin die Sünde", ſpricht ſie leis'.
Und lächelnd teilt ſie Gaben aus
Von Haus zu Haus.

Haideweg.

Hier ſind wir einſt geſchritten,
Wir zwei allein, inmitten
Der großen Einſamkeit.
Noch lag im braunen Kleide
Geheimnisvoll die Haide
Und träumte von der Blütenzeit.

Wir ſahen helle Sterne
Erglänzen in der Ferne
Und harrten auf das Glück.
Es iſt mit roten Wangen
An uns vorbei gegangen, —
Und keiner ruft es uns zurück.

Sonnenwende.

I.

Du nahmst mich in deine Arme, du nahmst meine Seele in deine weichen Arme, süsse Hoffnung.

Aber du warst eine boshafte Gauklerin und hast mich betrogen.

Betrogen gleich einer Dirne, die sich morgen zu einem Andern wendet.

Du zeigtest mir eine selige Ferne; Veilchenduft und Nachtigallenlieder bethörten mein Herz.

O mein Herz, wie bist du verlassen!

Einer holden Thörin hab' ich geglaubt; wer einer holden Thörin glaubt, der ist ein seliger Thor.

Und wenn die Thorheit endet, endet auch die Seligkeit.

Aber die Weisheit dünkt mich schal.

Mir ist wie einem Wand'rer, dem ein widriger Nebel die lachende Flur verhüllt.

Mir ist wie einem Kinde, das aus dem Vaterhause verstossen wird.

Mir ist wie einem frierenden Kinde.

II.

Ein Feuer ist erloschen und ein Haus ist zerfallen.
Die Wohnung, die dir heimisch war, ist vom Feinde verwüstet.
O du weise gewordener Chor, dessen Weisheit traurig macht, hast du das Lachen verlernt?
Lache und lerne wieder die Chorheit! —
Ein seltsames Saitenspiel hör' ich erklingen.
O mein Saitenspiel, hast du die Tanzlieder verlernt? Du spielst Trauerweisen.
Spiel' andre Weisen, die nichts von Tanz und nichts von Trauer wissen.
Weiss der Gestirne Reigen von Lust und Leid? Gleiche den Sternen! —
Weh mir, Menschen sind verdammt, Choren oder Weise zu sein.
So sei wieder ein Chor, da du eines sein musst!

III.

Ich kam zurück in die Heimat, und mein Herz jubelte:
Wo strahlt die Sonne heller als hier? —
Wo klingt die Sprache der Menschen trauter als hier?
Wo blüht der Frühling schöner als hier? —
Meine Sonne ist erloschen.
Die Sprache der Liebe ist verstummt.
Den Frühling trösteit in all seiner Herrlichkeit.
O Heimat, du hast mir das Schönste gegeben und genommen.
O Heimat, du schuist mir süsse Hoilnung, du schufst mir ein wehvolles Herz.

IV.

Die Einsamkeit breitet ihre schwarzen Fittiche über die Erde und über mein Herz.
Ein leises Raunen geht durch die Zweige, ein leises Flüstern zieht durch die Welt.
Warum bist du so unfroh, o Welt, da sich der Frühling rüstet?
Er will seinen Zauberteppich ausbreiten und dich neu mit Rosen schmücken. —
Hörst du es raunen und flüstern, mein Herz?
Es sind die Stimmen der Erinnerung.
Erinnerung ist Trauer und tiefes Weh.
Und ihre Schwester, die Hoilnung, ist entfloh'n.

V.

Ein Königreich ward mir geschenkt und ein Königreich ist mir genommen.
Mit träumenden Auen und rinnenden Brünnlein, mit hohen Hügeln und lustigen Wäldern.
O, du goldener Thron, wie liegst du zertrümmert am Boden!
Siehe, mein Herz, königliche Freude ergoss sich über dich, lass dir nun auch königlich' Leid gefallen!
Nicht ein armselig' Hausgerät ist dir geraubt, nicht die kümmerliche Ernte mühsamer Aussaat.
Grosses hast du verloren, einen Thron und ein Reich.
Wer Kleines verliert, mag kleinlich trauern und weinen.
Er mag den Nachbarn seinen Kummer klagen.
Sei ihm nicht gleich, sei grösser als dein Schmerz!
Dass der König mit seinem Reich nicht auch seine Würde verliere.

VI.

Eine goldene Harfe hängt an einem grünenden Baum.
Ein leichter Windhauch ſpielt eine liebliche Weiſe in den Saiten.
Und es klingt wie ein Lied, von Eng'lein geſungen.
Es iſt ein Lied, davon das Herz ſchwillt und die Seele lacht.
Da erhebt ſich ein Sturm, er fährt durch die Krone des Baums und wirft die Blätter zur Erde.
Er rüttelt am Stamm und ſchleudert die Harfe herab.
Herrliche Laute, du muſst an ſchroffen Felſen zerſchellen.
Mit bangem Klagelaut zerſpringen die goldenen Saiten.
Mit bangem Klagelaut, davon das Herz erbebt und die Seele erſchrickt.
Mit bangem Klagelaut endet die liebliche Weiſe. —
Und der Sturm ſchweigt . . .
Verſtummt iſt die Harfe,
Verſtummt auf immerdar.

Napolon!

Eine Skizze von Richard Huldſchiner.

(Hamburg.)

Als die Hinrichtung des armen Napolon wegen erwieſener Altersſchwäche, vornehmlich dargethan durch Schwerhörigkeit, unbezwingliche Faulheit und Nachläſſigkeit im Dienſt, in der Bewachung des Hofes und ſeiner Inſaſſen, der Knechte, Mägde, Schweine und Hühner, beſchloſſene Sache war, rülpſte der Partſchotten Simmele, welcher in ſeiner Eigenſchaft als weitaus tüchtigſter Kenner von „Viechkranket" jeder Art auch bei dieſem ſchwierigen Falle zugezogen war und quittierte damit dankend über die ihm vorgeſetzte Salami.

Eine Höflichkeit iſt der andern wert, und ſo konnte der Frötſchenbauer nicht umhin, auch ſeinerſeits zu rülpſen; nur Flor, der Knecht, brachte nichts Derartiges zu Wege. Allerdings mit leerem Magen zu rülpſen, iſt nicht jedermanns Sache.

Nun klopfte der Hausherr ſeine Pfeife aus, ſpuckte nachdrücklich auf den Boden und fuhr mit den Fingern ein paar Mal unter der Naſe hin

und her. Dann konstatierte er, daß Napolon vor mindestens zehn Jahren auf den Hof gekommen sei, und daß die Bäuerin erst gegen Abend vom Kindlbettbesuch bei der Schwägerin zurück kehren werde; es sei dann noch Zeit, daß sie's erfahre.

Der Flor kratzte sich bedächtig am Hinterkopf, wobei er sich wie eine schlanke Tanne in den Hüften hin und her wiegte; der Simmele aber nahm Abschied; die Bäuerin zu besänftigen, war nicht seine Sache; er verstand sich zwar auf Viecher jeder Art, nur grade Drachen hatte er noch nie behandelt.

Der Frötsch aber nahm seine Flinte vom Nagel und warf sie über die Schulter. Dann pfiff er dem Hunde, der sich schwerfällig erhob und dem Herrn folgte, wie einst in den guten Tagen, da man noch mit einander auf die Jagd gegangen war, sehr zur Unzufriedenheit des Kastelruther Postenführers.

Aber Napolons Gedanken waren trübe: die besten Bröckel'n kannst nimmer beißen; alleweil plagt einen 's Frieren; 's Laufen macht Müh', und was die Liabschaften anlangt — gute Nacht!

Als sie draußen am Gartenzaun vorüber kamen, blieb er stehen, hob nach alter, lieber Gewohnheit flüchtig das eine Hinterbein, scheuchte dann eine Henne vom Brunnen auf, nieste zweimal und wackelte dann wieder hinter seinem Herrn und Gebieter drein, der ihn zum Sterben führte.

Auf der Brücke gab es noch einen kleinen Aufenthalt bei einem Pfahl, an dem sich zuvor der Gerberhund zu schaffen gemacht hatte. Man muß mitnehmen, was mitzunehmen ist . . .

Dann stiegen sie in's Bachbett hinunter und giengen eine Zeit lang neben dem tosenden Wasser her bis zu einer Stelle, an der die hoch aufsteigenden Uferwände einen trefflichen Kugelfang abgaben.

Der Bauer nahm die Flinte von der Schulter, versicherte sich, daß sie gut geladen war und ehe Napolon sich's versah, flog seine Seele schon gen Himmel.

Nach einiger Zeit holten die Knechte den so schnöde Hingemordeten, um ihn auf der Wiese hinter dem Hause abzubalgen. Das Fell wurde zum Trocknen auf das Gras gebreitet, der Körper aber kam in einen riesigen, mit Wasser gefüllten Kessel zum Auskochen. Bald verbreitete sich im Haus ein merkwürdiger Duft, dem jeder nicht ganz Abgehärtete bedingungslos wich.

Flor aber war abgehärtet und rührte seelenvergnügt mit einem langen Holzlöffel in dem Kessel herum. Sepha, die nebenan auf dem Herd Viehfutter sott, rümpfte die Nase, fand aber bei ihm kein Verständnis

für die zarte Beſaitung ihrer Seele. Er ſah nur das Reelle und bemerkte daher naturgemäß, daß es für die „fallete Sucht“ nichts Beſſeres gebe auf der weiten Welt als Hundefett.

„Werd' ſchon ſein“, meinte die Sepha drauf, „mei' Got'l[1]) nimmt's alleweil zum Inreiben, bal[2]) ſie's Gliederreißen derwuſchen[3]) hat.“

„Ja, und mei' Vatter ſelig hat alm[4]) g'ſagt: Flor, hat er g'ſagt, bal du a Madel buſſen möchteſt, das dir net zuageaht, nacher nimmſcht lei a Wingeln[5]) Hundsfett'n und ſchmirbſt ihr unverweiß[6]) die Ohrwaſcheln in; nacher laßt ſie di' für g'wiß nimmer aus.“

„Dumnier Tutten! Probier's amal!“

„Bei dir, hoff' i', braucht's ka Hundsfett'n.“

Da ſie im dritten Monat ſchwanger gieng, ſo war der Liebeszauber in der That überflüſſig; aber was thut man nicht alles, um der Herzallerliebſten eine kleine Freude zu machen . . .

Gegen Abend erſchien die Bäuerin. Als ſie den Hof betrat, ſchnupperte ſie ſogleich mit der Naſe in der Luft herum und konſtatierte, daß es rantſchelen[7]) thäte. Sie guckte in die Küche und faßte ſofort Verdacht.

„Jeſſas, Marand Joſeph! was thuat's denn in Gottes Namen?“

Der Bauer, der am Keſſel ſtand, ſpuckte leichthin aus; dann ſagte er mit gekünſteltem Gleichmut:

„O, halt der Napolon! Auskochen thua i' ihn.“

„Ja nacher, was iſcht denn mit ihm g'ſchechen?“

„Was werd' g'ſchechen ſein! Der Partſchotten Simmele hat g'moant, daß er dechterſch[8]) nimmer guat werden kannt'; mir iſcht's a alleweil ſchon ſo für 'kemmen“ . . .

„Und da habt's 'n hing'macht?“

„Mh! unten im Bach! — 'S werd' a 's G'ſcheidigſte ſein, bal amal 's Viech lötz[9]) iſcht.“

Die Bäuerin verzog das Geſicht und jammerte. Na! ſo a guater Hund! Ein beſſerer ſei nie nicht zu bekommen. Ein Ausbund von Schönheit, Güte und Treue. Und ſo viel g'ſpaßig! — Aber natürlich die Manderleut'. Nix wiſſen ſie, nix verſtehn ſie! Immer z'voderſt, wo man ſie nicht brauchen kann. Schaden anſtiften — das iſt ihre einzige Kunſt u. ſ. w.

Der Flor meinte tröſtend und begütigend eingreifen zu müſſen und ſagte, unvorſichtig wie ſtets: „A toater Hund hat's alleweil no' beſſer as a lötzer.“

---

[1]) Patin. [2]) wenn. [3]) erwiſcht, gepackt. [4]) immer. [5]) ein wenig. [6]) ohne ihr Wiſſen. [7]) ranzig riechen. [8]) doch. [9]) krank.

Aber das war natürlich gefehlt. Die Bäuerin ſtemmte die Arme in die Seiten und fuhr auf ihn los: Ob man ihn etwa gefragt habe? Ob er meine, daß man ſich von ihm föppeln laſſe? Er ſei ſowohl ein lötzer Kerl, als auch ein langohreter Lackel und möge gefälligſt ſchauen, daß er weiter komme, u. ſ. w., u. ſ. w.

Flor fand darauf, es ſei an der Zeit, ſich zu drücken.

Der Frötſch aber rührte in ſeinem Keſſel herum und ſagte etwas kleinlaut:

„Geah, geah, Mena! 'S nutzt nix, 's Au'begehr'n.[1]) Kannſcht ihn dechterſch nimmer lebendig machen mit 'm G'ſchroa."

Darauf wurde er höflich gebeten, das Maul zu halten; es ſei noch nicht ſo ſicher, wer mehr G'ſchroa mache, ſie oder er; ſie, Mena, pflege fein ſtat[2]) zu ſprechen; und wenn's ihr loadig[3]) um den Hund ſei, ſo wiſſe ſie wohl, warum, u. ſ. w., u. ſ. w.

Immerhin band ſie ſich ſchon nach einer halben Stunde eine große, blaue Schürze vor, um zu helfen.

Die Erwägung, daß ein Jeder ſterben muß, der Eine früh, der Andre ſpät, und daß ein alter, kranker Hund doch zu nichts mehr taugt, hatte im Verein mit dem Hinweis des Frötſchenbauers auf die große Menge Fett, die bereits obenauf ſchwamm und abgeſchöpft werden mußte, den erſten jähen Schmerz über den herben Verluſt etwas gelindert und an ſeiner Stelle eine ſanfte Wehmut aufkeimen laſſen, die ſich in Lobreden und Erinnerungen an die Gutthaten des Dahingeſchiedenen äußerte.

„Wenn i' denk'", ſagte ſie unter eifrigem Rühren, „wie er pfeaten[4]) 's Walderer Nannele aus'm Völſer Weiher außerg'holt hat, nacher moan' i', i' kunnt 's nie verwinden."

„Ja, ja", meinte auch der Frötſch, indem er die oberſten Schichten der brodelnden Brühe abſchöpfte, „a guate Raz'[5]) iſcht alm die Hauptſach, beim Viech wia beim Menſchen."

„Und wia ſchian er alleweil gethun hat, bal i' ihm 's Freſſen in 'n Trog g'ſchüttet hab'."

Der Bauer ſtöberte im Feuer und legte Holz nach.

„Und auf's Sach' hat er g'ſchaugt."

„Und Lotterer[6]) hat er nia net innerg'laſſen."

„Und die Fack'len[7]) alleweil ſchian beinandg'halten auf'm Anger."

„Mh! ſell iſcht lei gleich."

---

[1]) Schimpfen. [2]) leiſe. [3]) leid. [4]) voriges Jahr. [5]) Raſſe. [6]) Bettler. [7]) Schweinchen.

Es wurde auch noch hervorgehoben, wie trefflich er sich mit den Hauskatzen vertrug, wie schön er auf Ratten gieng, daß man ihn niemals bei einem Raubzug in die Räucherkammer ertappt hatte. Alles in Allem: ein Hund der Hunde.

Die tröstliche Gewißheit aber, daß im Kreislauf der Dinge nichts verloren geht, daß alles wieder auferstehen muß in dieser oder jener Gestalt, daß Hundsfett'n nicht nur eine köstliche Wagenschmirb' giebt, sondern bei „Weatig"[1]) jeder Art eine unvergleichliche Heilkraft entfaltet, legte leise lindernden Balsam auf blutende Herzen.

Und dieses geschah mit Napolons irdischem Anteil.

Das Gefäß mit dem schön gleichmäßig erstarrten Fett bekam vorläufig seinen Platz in der Speisekammer angewiesen; die weißen, sauber von allen Weichteilen befreiten Knochen wurden zur Ausnützung ihrer Dungkraft im Gemüsegarten auf den Beeten verteilt; der Balg, der traurige, haarende Balg hieng zum Trocknen auf einem Zaun; die zerkochten Reste des besten aller Hunde aber fanden auf der Wiese ein stilles Grab . . .

Die ideale Erbschaft Napolons hatte bereits „Pürschtel" angetreten, ein kleines, graues Tier, das der Frötschenbauer mit einem Strick an sein linkes Bein gebunden hatte, um es an sich zu gewöhnen, und das ihm nun auf Schritt und Tritt folgen mußte, wohin er auch gieng.

Er führte die Kühe zum Brunnen, die Pferde in den Stall, er verschwand in einem kleinen Holzanbau auf der Rückseite des Hauses, in den jeder gieng, der einige Augenblicke allein sein mußte, er legte sich zum Mittagsschläfchen auf die Ofenbank, holte die Mula, belud einen Wagen mit Kartoffelsäcken, reinigte die Brunnenröhre, gieng noch einmal in jenes rätselhafte Holzhüttchen — der Hund immer mit, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe.

So wurden Gehorsam und Dienstbereitschaft diesem merkwürdigsten aller Hunde beigebracht, der von einer Bulldogge mit einem Hühnerhund gezeugt war, oder doch wenigstens mit einem Rattenpintscher, in dessen Aszendenz sich die Mesallianzen gehäuft hatten.

Aber was thut das! Die Hauptsache ist doch die, daß man lebt. Denn was hat Napolon nun von seiner unangefochtenen Rassenreinheit? Nichts, als daß er als Wagenschmiere dienen muß, als Panacée bei Krankheiten, und daß sein Fell auf einem alten Zaune trocknet, während die Sonne lustig scheint und die Hühner im Hof gravitätisch spazieren gehn.

[1]) Krankheit.

Max Reger.

Von Karl Straube.
(Wesel.)

Mit verstärkter Heftigkeit ist in den letzten Jahren der Streit um die Größe und Wertung der Künstlerschaft Johannes Brahms', um die Bedeutung seines Schaffens für die Entwicklung musikalischer Kunst wiederum entbrannt. Nicht mehr die alte Frage Brahms oder Wagner ist neu zur Erörterung gestellt, diese dürfte endgiltig entschieden sein; sondern der moderne Fall Brahms erörtert das Thema: „Johannes Brahms als Erzieher".

Selten ist ein Künstler glänzender eingeführt worden als Brahms durch die bekannten Worte Schumanns, der in dem jüngeren Kunstgenossen denjenigen sah, der berufen sei: „Den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen!" — Eine historische Betrachtung der Musik im 19. Jahrhundert wird die Erfüllung dieser Prophetie bestreiten müssen. Eine solche Höhe des Künstlertums erreichen zu können, ist nur dem umfassenden Geiste des Genie's — d. h., wie Houston St. Chamberlain einmal definiert: „der Persönlichkeit in ihrer höchsten Potenz" — vorbehalten! Brahms mit seiner einseitig musikalischen Begabung konnte eine solche Bedeutung nie erlangen; er war und blieb der spezifische Musikant, und damit sind die Grenzen seiner Persönlichkeit, die Schranken, innerhalb welcher seine Begabung sich bethätigen konnte, scharf gezeichnet. Aus dem Kreise der Romantiker hervorgegangen, vielleicht das stärkste Talent dieser Gruppe, ist Brahms seinem innersten Wesen nach durchaus Epigone der Wiener Meister. In seiner Kunst tönt der letzte Ausklang jener großen musikalischen Epoche, die ihren gewaltigsten seelischen Ausdruck in Beethovens titanischem Ringen fand. Stark ausgeprägt erscheinen bei Brahms die historischen Tendenzen der romantischen Denkart. Diese waren es, welche ihn dazu führten, sich in das Schaffen der älteren Meister zu vertiefen.

Mit heißem Bemühen studierte er die Kunst der Bach'schen und Vor-Bach'schen Zeit, er trieb im großen Stile musikalische Philologie. Diese philologische Richtung seines Geistes, verbunden mit jener Mischung aus Romantizismus und Nachempfinden Beethoven'scher Art, giebt seiner Kunst jene eigenartige, ihr allein zugehörige Farbe, die fast originell, auch im höchsten Sinne, anmuten will. Und dennoch: „Neue Bahnen" eröffnete Brahms in keinem seiner Werke. Mit jeder Faser seines Wesens im Empfinden und Denken vergangener Zeiten wurzelnd, kann er unmöglich Führer einer jüngeren Generation sein, die zur Bethätigung ihrer künstlerischen Kraft nach einem musikalischen Neuland sich sehnte. Vorbildlich ist der Ernst seines Kunstschaffens. Vorbildlich könnte die meisterliche Art seiner Technik sein, wenn nicht hier Goethe's Wort sich leider bewahrheitete: „Die Technik wird zuletzt der Kunst verderblich." Schon bei Brahms finden wir Spuren der Manier, bei seinen Jüngern scheint oft die ganze Kunst in Manierismus sich auflösen zu wollen. Ein eklatantes Beispiel für die Größe dieser Gefahr bieten die ersten Werke des jungen Künstlers, dessen Schaffen und Entwicklung in diesen Zeilen dargelegt und beleuchtet werden sollen.

Schon die Titel der ersten Veröffentlichungen Max Regers, eine Violinsonate (d-moll op. 1), ein Trio (h-moll für Pianoforte, Violine und Bratsche op. 2), eine zweite Violinsonate (D-dur op. 3), Sechs Lieder (op. 4) und eine Violoncellsonate (f-moll op. 5) deuten auf einen Musiker, der gewaltig ernst genommen sein will. Welcher unter den Jüngeren hätte es gewagt, mit vier Kammermusikwerken schwersten Kalibers zu debutieren? — Was an diesen Erstlingen imponiert, ist die absolute Beherrschung der Form, die Meisterschaft der kompositorischen Technik, der allem Alltäglichen abgewandte Adel des Ausdruckes. Was an ihnen erstaunlich erscheint, ist eine fast sklavische Abhängigkeit von der Kunst eines Johannes Brahms. Nicht allein der Klaviersatz mit seinen Oktavenverdopplungen, seinen gleitenden Terzen und Sexten, nicht allein die Art der kontrapunktischen Arbeit, der Ausnutzung des thematischen Gedankens, nein, der innerste Kern, das Melos dieser Musik ist Brahmsisch durch und durch. Unter diesem Mangel leiden am empfindlichsten die zweite Violinsonate und die Violoncellsonate, während die beiden ersten Werke neben jenem Fehler doch auch einen erfreulichen Einfluß von Bach zeigen, das Trio in seinem letzten Satz (Andante con Variazioni) sogar eine bemerkenswerte Selbständigkeit, ja Schönheit der musikalischen Sprache aufweist. Beim Erscheinen im Jahre 1892 wurden diese Werke von Heinrich Reimann und Arthur Smolian glänzend beurteilt. Und dennoch, trotz dieser Einführungen — zu einem wirklichen Erfolge sollte sich

weder das eine noch das andere durchringen. Dieſe Muſik ſtellt zwar der Zukunft des Komponiſten die günſtigſte Prognoſe, dauernden Eigenwert beſitzt ſie jedoch nicht. Der Brahmskult, den Reger in ſeinen damaligen Schöpfungen trieb, führte dahin, daß ihm jede eigene Bedeutung abgeſprochen, er einzig als Epigone anerkannt und klaſſifiziert wurde.

Der Name Max Reger war im Getriebe des großen muſikaliſchen Lebens vergeſſen. Nur einige Wenige verfolgten die weitere Entwicklung dieſes Talentes. Reger wandelte den typiſchen Erziehungspfad des modernen jungen Muſikers. Von Brahms ausgehend, nicht wie Richard Strauß über Wagner—Liſzt, wohl aber über Johann Sebaſtian Bach, fand er den Weg zum eigenen Ich! Die gewaltige Kunſt des großen Thomaskantors brachte ihm die Geſundung. Die erweckende und befruchtende Berührung mit dem königlichen Geiſte des deutſcheſten der muſikaliſchen Heroen gab ihm die innere Freiheit! — Von dieſer Entwicklung, von dem Erfolge dieſer geiſtigen Erziehung ſprechen alle Werke, die Reger in der letzten Zeit veröffentlicht hat. Alle, ſelbſt die minder bedeutenden, geben Zeugnis von einem reichen, begnadeten Talente, welchem, obgleich noch im Wachſen, dennoch ſchon jetzt unter den Lebenden, was Eigenart des Melos wie der Architektonik, was Vornehmheit und Größe im Ausdruck und in der Form betrifft, nur Wenige zur Seite geſtellt werden dürfen!

Reger, ein Lehrersſohn wie Carl Loewe und Anton Bruckner, teilt mit dieſen Beiden die Vorliebe für das, bis vor Kurzem noch unzeitgemäßeſte Inſtrument im modernen muſikaliſchen Leben, für die Orgel. Aber während die Zuneigung des Balladenſängers wie des großen Sinfonikers mehr platoniſcher Natur geweſen zu ſein ſcheint, hat ſich der Jüngere ſchon früh im Schaffen für die Orgel bethätigt. Durch das intenſive Studium der Bach'ſchen Kunſt wurde die Neigung verſtärkt, und in den Schöpfungen für dieſes Inſtrument hat Reger zuerſt die ganze imponierende Größe ſeiner Künſtlerſchaft bethätigt. Nur wenige Orgelkompoſitionen der nachbach'ſchen Zeit werden eine ähnlich überragende Bedeutung beſitzen, wie die Werke dieſes jungen, ſüddeutſchen (jetzt zu München lebenden) Meiſters. Veröffentlicht wurden bisher: Sieben Choralphantaſien (op. 27 über: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott", op. 30 „Freu' dich ſehr, o meine Seele", op. 40 Nr. I „Straf' mich nicht in deinem Zorn", op. 40 Nr. II „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern", op. 52 Nr. I „Alle Menſchen müſſen ſterben", Nr. II „Wachet auf, ruft uns die Stimme", Nr. III „Halleluja! Gott zu loben"), zwei Phantaſien und Fugen (op. 29 und 46, letztere über B-A-C-H), eine Orgelſonate (fis-moll op. 33), „Sechs Trio's" (op. 47) und „Zwölf Orgelſtücke" (op. 59).

Überraschend erscheint die Vorliebe für Choralbearbeitungen, ein wahlverwandter Zug mit der Wesensart und Kunst Johann Sebastian Bachs. Dieser, der überzeugte evangelische Christ, hat das Ergreifendste, das wunderbar Tiefste seiner ganzen Kunst in seinen Orgelchorälen niedergelegt. Aber da dem strengen, orthodoxen Protestanten Bach ein außerkirchliches, subjektiv-religiöses Empfinden fremd war, so konnte er in seiner Kunst nur den religiösen Stimmungen einer anbetenden Gemeinschaft Ausdruck geben. Er betrachtete die Choralmelodie als Trägerin einer kirchlichen Idee, als Bestandteil des religiösen Kultus. Seine Choralbearbeitungen sind durchaus kirchliche Werke, als solche gedacht und empfunden. Ganz anders der moderne Reger — er nimmt den Choral aus seinen kirchlichen Beziehungen heraus, benutzt ihn als Ausdruck eines allgemein religiösen, gänzlich undogmatischen Empfindens. Er giebt dem unkirchlich-religiösen Subjektivismus unserer Zeit in seinen Choralphantasien eine künstlerische Form. Wie Richard Strauß die einzelnen Teile der Sinfonie in einen Satz zusammen gezogen hat, um neuen Gedanken die neue Fassung zu geben, so hat Reger die verschiedenartigen Gebilde der älteren Choralbearbeitung, vom schlicht ausgesetzten Orgelchoral bis zu den höchsten Gestaltungen der Choralfuge, variationenartig zusammen gesetzt, um einer eigenen musikalischen Sprache die eigene formale Hülle zu geben. Wenn er den Choral in seiner Totalität, Melodie und Text, benutzt und den einzelnen Variationen, einzelne Strophen der Dichtung zu Grunde legt, so bewährt er sich gerade hierin als ein echter Jünger Bachs, denn auch dieser setzte „seine Orgelchoräle nicht so schlecht hin, sondern nach dem Affekt der Worte".

Den geistigen Inhalt seiner Choralphantasien entnimmt Reger den heterogensten Stimmungsgebieten. Einmal schildert er uns das hochgemute, diesseit-frohe, streitbare 16. Jahrhundert, die Zeit, da es eine Lust war, zu leben (Ein' feste Burg ist unser Gott), dann wieder in sinnlich-übersinnlicher Ekstase die trunkene Seligkeit, die Wonne der mystischen Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam. (Wachet auf! ruft uns die Stimme). Jedoch sein ernstes, schweres, abgeschlossenes, urdeutsches Empfinden läßt ihn immer wieder die Klage um die Vergänglichkeit alles Irdischen, um die Nichtigkeit jedes Erdenlebens anstimmen. Auch für ihn ist das Leben nichts Anderes „als eine Reihenfolge von Präludien zu einem unbekannten Gesang, dessen erste und feierliche Note der Tod anstimmt!" Der Tod! — für Reger im Widerstreit der Mächte dieser Welt die einzig reale Größe, die alles niederschmetternde Gewalt. Den Tod in seinem Hernahen, in seinem Wirken zu schildern, wird er nicht müde. Er sieht ihn als Tröster, er sieht ihn in seiner altdeutschen Gestalt als

Senſenmann, er ſieht ihn in richtender Majeſtät! — In den gewaltigen Klageliedern dieſes muſikaliſchen Totentanzes (es ſind die Orgel-Choralphantaſien: „Freu' dich ſehr, o meine Seele", op. 30; „Alle Menſchen müſſen ſterben", op. 52 Nr. I; „Straf' mich nicht in deinem Zorn", op. 40 Nr. I) klingen Stimmungselemente der Reger'ſchen Kunſt aus. Die nebelgraue Melancholie dieſer Dichtungen giebt in der prägnanteſten Form die eine Seite der muſikaliſchen Phyſiognomie unſeres Künſtlers wieder. Glücklicher Weiſe iſt es nur die eine Seite! Beſäßen wir nicht „freudenvollere Töne" von ihm, ſo müßte auch bei Reger von Spezialiſtentum und Manierismus geſprochen werden. Schon in einem, merkwürdiger Weiſe bisher wenig beachteten Hefte, deſſen Inhalt ſechs Trio's für Orgel (op. 47) bilden, finden wir das Widerſpiel ſeiner tragiſchen Muſe: einen blendenden, muſikaliſchen Humor. In der barock-humoriſtiſchen c-moll-Fuge, mit ihrem, durch groteske Oktavſprünge der kontrapunktierenden Stimme unterbrochenen, rollenden Sechzehntel-Thema, in dem graziös ſich wiegenden und neigenden „Scherzo", in der flott hintreibenden „Gigue" dieſes Werkes, überall finden wir jenen Scherz und jene Ironie, die das charakteriſtiſche Merkmal für die in die ſelbe Kategorie gehörenden Sätze Beethovens, die das Kennzeichen für die Kunſt eines Scarlatti ſind.

Scarlatti! — mit dieſem Namen beſitzen wir das Symbolum, welches mit einem Wort Gepräge und Inhalt einer Gruppe der klavieriſtiſchen Schöpfungen Regers wiedergiebt. Hierher gehören die charmanten „Humoresken" (op. 20), deren „Nichtpopularität" ein bedenkliches Zeichen für die geiſtige Regſamkeit unſerer vielen, Klavier und Flügel ſchlagenden, Männlein und Weiblein iſt; hierher die letzthin erſchienenen „Silhouetten" (op. 53), die „Bunten Blätter" (op. 36), die vierhändigen „Walzer" (op. 22) und „Pièces pittoresques" (op. 34). Dieſe Hefte umfaſſen in ſich nicht weniger denn neunundbreißig Stücke, von denen jedes einzelne ein Kabinetſtück muſikaliſcher Kleinkunſt iſt. Melodie — Harmonie — Polyphonie führen hier einen Dreitanz der graziöſeſten Linie, der entzückendſten Farbe voll Glanz und Schimmer aus. Größere Formen pflegt der Komponiſt in ſeinen „Sieben Charakterſtücken" (op. 32) und „Sechs Intermezzi" (op. 45) für das ſelbe Inſtrument. Merkwürdig neutrale Titel beſitzen dieſe opera allerdings. Noch merkwürdiger iſt die harmloſe Bezeichnung der einzelnen Stücke, als „Improviſation", Intermezzo", „Capriccio". Man könnte im Hinblick auf ſolche Betitelungen meinen, es handle ſich in dieſen Kompoſitionen um ein rein formaliſtiſches Spiel. Doch ein weiteres Eindringen in die klangliche Welt dieſer Töne wird bald überzeugen, daß ſowohl die „Charakterſtücke" wie die „Intermezzi"

muſikaliſcher Ausdruck ſeeliſcher Probleme ſind. Reger bethätigt ſich hier, wie in faſt allen ſeinen Werken, als ein muſikaliſcher Pſycholog erſten Ranges. Auch in dieſen Heften finden wir „Humoresken" und „Burleskeu", aber dieſer burleske Humor will uns merkwürdig genug erſcheiuen. Es liegt etwas Verletzendes, Beißendes in ſeiuer Ironie. In dem fliegenden Taumel dieſer Töne ſcheint eine unruhig ſehnende Seele, durch den Rauſch ſchmerzlichen Genuſſes, Vergeſſen ſuchen zu wollen. Dieſe Unruhe, dieſes Sehnen bildet die Grundempfindung der „Charakterſtücke" wie der „Intermezzi", ſie führt uns in jene trübe, ſchwermütige, ſelbſtquäleriſche Stimmung zurück, die wir von den Orgelkompoſitionen her kennen. In dem älteren Werk iſt es ein „Intermezzo" (Nr. 5), welches die alte, wehmutsvolle Weiſe anhebt. Ein Stück von intenſiver Stärke der Stimmung. Kompoſitoriſch, durchweg im $^5/_4$ Takt gehalten, übrigeus von bewundernswerter Freiheit des Geſtaltens. In dem jüngeren Werke ſind es das dritte und das fünfte Intermezzo, welche bald ſehnſuchtsſchwer und klagend, bald düſter, trotzig, rauh den Geſang vom Erdenleid und Heimweh anheben. In dem letzten der Intermezzi, einer in der höchſten Ekſtaſe dahin taumelnden Tarantelle, ſcheint zum Schluß, wie Vianna da Motta einmal feinſinnig bemerkt, „der Würger Tod einherzuſchreiten und die Tanzenden zu zermalmen".. In der „Improviſation" (Nr. 1), in dem „Intermezzo" (Nr. 4) und „Impromptu" (Nr. 7) aus op. 32, wird der Ton nordiſcher Balladen angeſchlagen. In dem einen ſind es die Geſtalten rieſenhafter Recken, in den andern nebelhafte, ſchwarz bewölkte Landſchafteu, phantaſtiſcher Art, die vor unſer geiſtiges Auge treten.

Leidenſchaftliche Klage, ſehnendſte Todesfurcht — ausgelaſſenſter Humor, bejahendſte Lebensfreude: dieſe Extreme bilden wechſelweiſe den Inhalt der Reger'ſchen Inſtrumentalmuſik. Temperierte Stimmungen ſind ihm unbekanut! Aus dieſem Mangel einer ausgleichendeu Mittellinie in ſeiner Empfindungsart entſtehen Schwierigkeiten für den Komponiſten bei ſeinem Schaffen auf dem Gebiete der Kammermuſik. Mit ſolchen Werken ſtellte ſich Reger als produzierender Künſtler vor, und ſeit jenen Jahren immer wieder kämpft er um die Bewältigung dieſer Formen. Es ſind auch nicht die Mittelſätze, es ſind die Eckſätze, die ſo genannten Allegri, welche den wunden Punkt ſeiner Kammerſonaten bilden. Die langſamen und Scherzi-Sätze ſind Ausdruck einer momentanen Stimmung. Lebt in den Hauptſätzen jenes gemäßigte Gefühlsleben, welches durch eine allmählich ſteigende Entwicklung zu der Katharſis hinauf führt und noch befähigt iſt, dem vorüber geklungenen Seelendrama den rechten Ausklang, einen Epilog zu geben? Regers Natur erſcheint in ihrem augenblicklichen

Bestande, bei ihren jetzigen Ausdrucksformen allzu spontan, als daß sie uns in Ruhe die breite Linie eines solchen Aufbaues geben könnte. In seinen Sonaten stehen wir mit dem ersten Tone mitten im Konflikt; dieser wird zwar von allen Seiten beleuchtet, betrachtet, aber zu einer Lösung des Problemes kommt es nicht. Daher jener unbefriedigende Eindruck, welchen diese ersten und letzten Sätze beim Hören zurück lassen. Rein musikalisch angesehen, besitzen allerdings auch diese Teile des Bewundernswerten genug. Regers Klaviersatz erscheint fast wie eine Übertragung des Bach'schen Orchesterstiles, mit seinem reichen Gewebe melodischer Linien, „auf das Pianoforte". Die Klavierpartie in den Kammerwerken des „thomistischen Jüngers" strotzt von einer Überfülle an inneren Stimmen. Zu dem großzügig geführten Hauptthema tritt nicht allein ein zweites, angeblich begleitendes, nichts desto weniger außerordentlich wichtiges Motiv, nicht allein ein wunderbar geführter Baß hinzu, sondern die geringste Begleitungsformel gestaltet sich zu einem melismatischen Gebilde bedeutungsvoller Art. Diese vielstimmige Lebendigkeit giebt seiner Harmonik jenes Flimmern und Leuchten, aber auch jenes Verschleierte in den zartesten Tonübergängen, wie Ähnliches unter den Modernen nur noch bei Richard Strauß zu finden ist. Am bezeichnendsten für Regers Gestaltung der Kammermusikformen ist seine „Dritte Sonate für Violine und Pianforte" (op. 41, A-dur), und von diesem Werk ist es namentlich der erste Satz, welcher seine Eigenart am schärfsten dokumentiert. Die großen Linien der Sonatenform, zwar erkenntlich, sind umsponnen von dem Filigran der feinsten Tonfiguren. Diese umhüllen und verkleiden den konstruktiven Aufbau mit phantastischem Maßwerk, sie weben Licht und Schatten um den Reichtum harmonischer Gedanken. Es ist ein gotisch-musikalischer Stil! — Von einer Klarinettensonate (op. 49 Nr. 1, As-dur) ist für Regers Kunst charakteristisch der letzte Satz, ein Prestissimo assai. Es ist kein einfarbiger Sonatensatz, der trotz der verschiedenen Themen nur eine Grundstimmung ausklingen läßt. Aus vielen zarten, harmonischen und melodischen Gebilden, welche zu immer neuen Formen und Farben sich zusammen schließen, wird ein duftiges Bild von tausendfarbigen Klangnuancen hingezaubert. Es ist musikalischer Impressionismus in dieser Kunst!

Ein Vorwurf, wie er fast gegen jede impressionistische Kunst erhoben werden darf, kann auch diesen Sätzen gegenüber nicht unterdrückt werden. Psychisches, das zum Träumen einladet, sucht man in dieser Tonwelt vergebens — die Neigung, durch die Lösung technisch-schwieriger Probleme der musikalischen Kunst glänzen zu wollen, hat den Griffel des Komponisten beim Schaffen geführt. Dieses Prestissimo assai interessiert, blendende

Klanggebilde frappieren durch die geistvolle Art ihrer Kombination; aber dennoch — diese Töne lassen kalt. Wenn Seele der Inhalt der Musik sein soll, solchen Inhalt bietet dieser Satz nicht. „Seele" finden wir dagegen in den „Adagii" und „Larghetti" der Sonaten. Das Hoffen und Verlangen, das Sehnen und Schmachten eines in sich zerrissenen, Friede verlangenden Gemütes tönt in den bangen Klagen dieser Melodien wieder. Reger ist der geborene Adagio-Komponist! Die langsamen Sätze seiner Choralphantasien mit der weichen Linie der Melismen, das inbrünstige Largo con gran espressione der Violinsonate sind klarer Beweis dafür, und was sind die beiden Romanzen für Solovioline und Orchester (op. 50) denn Anderes als Gebilde dieser Art — wahrlich, man muß schon zu den Schöpfungen der Größten greifen, um ähnlich verinnerlichte Gesänge keuscher Leidenschaft wiederfinden zu können.

Die Mittelsätze einer Sonate sind in dem zyklischen Aufbau der Gesamtform die Momente des lyrischen Auslebens, im scharfen Gegensatze zu dem epischen Charakter der Eckſätze. Es ist sehr bezeichnend für die musikalische Art Regers, daß gerade diese lyrischen Höhepunkte das Wertvollste seiner bisherigen Schaffensthätigkeit auf dem Gebiete der Kammermusik bilden. Seinem ganzen Wesen nach durchaus subjektiv veranlagt, kann er nur in jenen Formen sich aussprechen, die geeignet erscheinen, unmittelbarer Ausdruck eines überquellenden Gefühlslebens zu sein. Im Widerspruch dazu erscheint die Vorliebe für „die strenge Form", in welcher mehr oder weniger alle diese Werke geschrieben sind. Diese, in unserer Zeit so ungewöhnliche Art des Ausdruckes mag beim ersten Kennenlernen überraschend erscheinen; Reger wendet diese Gestaltungsweise jedoch durchaus „naiv" an, er kann nicht anders denn „streng" schreiben! Es ist dies seine ihm angeborene, nicht angelernte, musikalische Sprache, und es ist somit ein Trugschluß, in dem Komponisten eine Verstandesnatur sehen zu wollen. Immanent der Strenge und Herbheit des Melos ist eine Tiefe des Empfindens, die uns unwillkürlich an Johann Sebastian Bachs gefühlsreiche Melodik gemahnt. Am stärksten äußert sich diese Empfindungsfülle in den Liedern und Gesängen für eine Singstimme nnd Pianoforte.

Nächst seinen Orgelwerken hat Reger nichts geschrieben, was so stark die eigene Note seiner Persönlichkeit ausklingen läßt als diese Lieder. Nicht als ob die große Reihe der bisher erschienenen lyrischen Gaben gleichwertig sei, im Gegenteil, glücklicher Weise können wir in diesen Heften eine Entwicklung bemerken, die nach oben führt. Allerdings hat der Komponist in der zuletzt erschienenen Sammlung: Fünfzehn Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte (op. 55, Eugen Gura

gewidmet) eine künſtleriſche Höhe erreicht, die zu gewinnen nur einem berufenen Meiſter möglich iſt.

Johannes Brahms und Robert Franz ſind es, deren Sangesweiſe in den zuerſt veröffentlichten Liedern vorbildlich erſcheint. Aus dieſem Geſamteindruck hebt ſich jedoch die erſte Nummer der Anna Ritter-Liederreihe (op. 31) bedeutſam hervor. Hier zeigt Reger, allerdings noch zaghaft und ſchüchtern, jene ihm eigene realiſtiſche Kraft der muſikaliſchen Zeichnung, die im rückſichtsloſen Hinweggehen über alle ſo genannten Geſetze der muſikaliſchen Schönheit auch vor den äußerſten Kakophonien nicht zurück ſchreckt, um mit ſcharfer Charakteriſtik die pſychologiſche Situation der Dichtung deuten zu können. Ein Prachtſtück dieſer „charakteriſtiſchen Kunſt" iſt „Schmied Schmerz" (op. 51, Nr. 6). Die flammenden Figuren in der Begleitung, die hämmernden Rhythmen, die harmoniſchen Kühnheiten in dieſem Liede gehen allerdings bis an die äußerſte Grenze des Muſik-Ausdruckmöglichen, aber trotzdem iſt dieſes Lied, wie es nun einmal daſteht, der Rieſenwurf eines Genie's — nur auf dem Wege der ſtrengſten Selbſtzucht ſeiner künſtleriſchen Perſönlichkeit konnte der Komponiſt zu dieſer Sicherheit und Kühnheit des Geſtaltens gelangen. Von dieſer Erziehung zeugen alle Lieder, die den erſten Verſuchen folgten. Jedes einzelne, in ſich ſtets geſchloſſen und ein künſtleriſches Ganze, bedeutet faſt immer einen Fortſchritt, gegenüber dem Voraufgegangenen. Die „Sechs Lieder" (op. 35) und „Fünf Geſänge" (op. 37) ſind beredte Zeugniſſe dieſes Werdeganges. Wir finden ſchon alle bezeichnenden Eigenheiten der Reger'ſchen Lyrik, aber auch ein Unfertiges, ein Suchen und Taſten nach eigenem Stil. Die verſchiedenartigſten Einflüſſe ſind in dieſen elf Geſängen bemerkbar. Die ſchlichte Weiſe des Volksliedes, Mendelsſohns und Schumanns Art werden imitiert, oder klingen, wie in „Du liebes Auge willſt dich tauchen", wie in „Der Himmel hat eine Thräne geweint" deutlich wahrnehmbar hindurch. Hauptſächlich hat aber auch Sebaſtian Bachs Kunſt nach der formalen, wie nach der geiſtigen Seite hin, erzieheriſch gewirkt, und merkwürdig, gerade die ſchönſten, die bleibenden Lieder dieſer Hefte ſind unter dem Schutz und Schirm des hohen muſikaliſchen Protektors geſchrieben. Es iſt Bach'ſche Form, wenn Reger nur eine Begleitungsformel während der Dauer des ganzen Liedes, motiviſch in immer neuen Wendungen erklingen läßt; es iſt Bach'ſche Art, wenn Reger die deklamatoriſche wie melodiſche Geſtaltung der Singſtimme den Flexionen der Worte derart anpaßt, daß Wort und Ton auf's Engſte verbunden, wie verwachſen erſcheinen; und es iſt Bach'ſcher Geiſt, wenn Reger den Verlockungen ſeiner Texte, ein dramatiſches Bild zu geben, widerſteht, von allen äußeren Situations-

ſchilderungen abſieht, um nur innerlich, ſeeliſch Erlebtes wiederzugeben. Namentlich das letztere Moment giebt ihm ſeine Sonderſtellung unter allen Liederkomponiſten und trennt ihn z. B. auf's Schärfſte von Richard Strauß. Während dieſer in ſeiner Kompoſition der Liliencron-Verſe: „Glückes genug" in zarten, aber ſcharfen Linien das nächtliche Bild der Liebesſzene zeichnet, iſt Regers Lied nichts Anderes, nichts mehr als der überſtrömende Gefühlsausdruck eines liebenden Herzens. Während Richard Strauß darſtellt — empfindet Reger! Geht der Erſtere dem Sinne der einzelnen Strophen nach und giebt eine muſikaliſch detaillierte Schilderung des dichteriſchen Vorwurfes, ſo hüllt der Andere alles in den Duft und Schimmer eines ſtets gleich bleibenden, ſchwebenden Begleitungsmotives ein, über welches die Singſtimme mit der ruhig geführten melodiſchen Linie ihres Geſanges dahinzieht.

Es liegt nahe, einen ſolchen Vergleich zu ziehen. Auch in anderen Liederſchöpfungen beider Meiſter, denen die gleichen Verſe zu Grunde liegen, erkennen wir dieſen Gegenſatz der Auffaſſung. Während Richard Strauß in ſeinen beiden Wiegenliedern — bei dem erſten iſt dieſer Begriff allerdings nur relativ zu verſtehen — „Meinem Kinde" (Guſtav Falke) und „Träume, träume, du mein ſüßes Leben" (Richard Dehmel) Genrebilder von entzückender Feinheit in den zarteſten Tonfarben hinzaubert, ſieht Reger in ſeinen Geſängen von einer ſolchen Miniaturmalerei ab und giebt in dem einen, mit Außerachtlaſſen alles begrenzenden Perſönlichen, eine idealiſierende Verklärung ſorgender Mutterliebe, in dem anderen eine Glorifikation väterlicher Treue und Zuneigung. Die ſelbe umfaſſende Art des Ausdruckes zeigt ſich auch in des jüngeren Tondichters „Nachtgang" (op. 51 Nr. 7). Otto Julius Bierbaums wenig charakteriſtiſche Dichtung wird durch dieſe Töne zu einem Hymnus auf jene ſchwüle Liebesnacht, in welcher, wie Storm einmal ſagt: „die ſchöne, heidniſche Frau Venus auferſteht, um die armen Menſchenherzen zu verwirren". — Die gleiche Stimmung kehrt in der großen Zahl von Liebesliedern der Hefte: „Acht Lieder" (op. 43), „Sieben Lieder" (op. 48), „Zwölf Lieder" (op. 51) mit vertieftem und erweitertem Ausdruck immer wieder. Es liegt etwas Pathologiſches in dem ſinnlichen Ausleben dieſer Erotik. Nicht im freudig bacchantiſchen Taumel wird in dieſen Geſängen der Göttin der Liebe geopfert. Der ſchweren deutſchen Natur Regers iſt eine fröhliche, ſonnige Naivetät des Genießens verſagt. Auch im Taumel der höchſten Begierde, in den Ekſtaſen der Wolluſt ſcheinen, über alle Wonnen des Genuſſes hinweg, die Schatten der großen Fragen nach dem „Warum das Leben?" nach dem „Warum der Tod?" ihre Flügel zu breiten. Das ſchwermütige

Auge des Schöpfers jenes gewaltigen musikalischen Totentanzes wendet mahnend in diesen so genannten Liebesliedern seinen Blick auf uns! Dies Grübeln um den Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt giebt seiner Kunst jenen Zug zum transzendentalen Asketismus, der nichts Gemeinsames mehr mit dem Diesseits des Lebens zu haben scheint. Das Sinnlich-Übersinnliche dieser Gesänge, welches in dem harmonischen Überschwang, in der bald fast stammelnden, bald überquellend-gefühlsselig in weit geschwungenen Melismen dahin ziehenden Deklamation der melodischen Linien seinen künstlerischen Ausdruck fand, schien die eigentliche Domäne des Lyrikers Max Reger. Die Hugo Wolf gewidmeten „Zwölf Lieder" (op. 51) zeigen für diese Empfindungsart eine solche meisterliche Reife des Gestaltens, daß eine Steigerung der musikalischen Darstellungsmittel unmöglich dünkt. Für den Komponisten drohte, falls seine Begabung sich nicht als kräftig und universell genug erweisen sollte, auch andere Gebiete des menschlichen Gefühlslebens in künstlerischer Form fassen zu können, die Gefahr der eigenen Wiederholung, der Untergang im Manierismus!

Wie wenig Anlaß zu solchen Befürchtungen indessen vorlag, davon zeugen die zuletzt veröffentlichten „Fünfzehn Lieder" (op. 55, Eugen Gura gewidmet). Niemals hat Reger einen glänzenderen Beweis von der Größe, Kraft und Ursprünglichkeit seines herrlichen Talentes erbracht als gerade mit diesen schlechthin vollendeten Meistergesängen. Die eminente Bedeutung dieses Werkes für die Entwicklung des Komponisten liegt weniger im technisch-kompositorischen oder auch rein musikalischen, als vielmehr auf menschlichem Gebiete. Wie groß die Meisterschaft seines Satzes, der unerschöpfliche Reichtum seiner Harmonik, die quellende Fülle seiner Melodik ist (welche letztere, da modern — nervös-sensibel, allerdings nicht nach dem ersten Hören zum Nachpfeifen geeignet sein dürfte), davon hat er in allen vorauf gegangenen Liederheften für jeden, der da Ohren hat zu hören, Zeugnis genug gegeben. Hier aber zeigt er sich uns als der große Künstler, dem nichts Menschliches mehr fremd, der befähigt ist, die ganze Skala der Empfindungen vom titanenhaften Trotz herab bis zur groteskesten Satire zu tönendem Ausdruck zu bringen. Vor Allem aber erfreut in diesen Liedern, ganz besonders im Gegensatze zu dem Hyper-Symbolismus der früheren Gesänge, nun eine gesunde Natürlichkeit des Empfindens. Aus solchem diesseitsfrohen Sinne erwächst jener warmblütige Humor, der, zu einer fast bildhaften Anschaulichkeit verdichtet, eine prächtige Darstellung in den, in breitester Holzschnittmanier ausgeführten Charakterbildern: „Der tapfere Schneider", „Gute Nacht" findet. Von dem musikalischen Landschafter Reger ist noch nie gesprochen worden, und doch

finden sich schon in seinen frühesten Liedern fest umrissene musikalische Bilder dieser Art. In dem „Frühlingsregen", in dem „Frühlingsmorgen", in „Der Mond glüht über dem Garten" (aus op. 51) sind es das sehnende, süße, ahnungsvolle Walten und Weben der Frühlingszeit, die blau leuchtende, dämmernde Pracht der Mondnacht, welche er besingt und preist. Den mystischen Zauber des Mondlichtes, die schwebenden Träume der Nächte schildert er uns in dem „Nachtsegen", in „Allen Welten abgewandt" (aus op. 55). In seinen Landschaftsbildern ist am stärksten die bewußt-unbewußte Zugehörigkeit zu dem Kreise der Romantiker zu bemerken. Das phantastisch Empfindsame in dem Naturanschauen der romantischen Schule findet sich in Regers nächtlichen Bildern wieder. Wie die Romantiker so liebt auch er des Mondes sanftes Glühen, der Nächte tiefe Schwermut! — Die Höhenpunkte im gesamten Liederschaffen des Komponisten bilden sodann die Gesänge: „Viola d'amour" und „Der Alte" (op. 55, Nr. 11 und 15). Beiden Kompositionen liegen Worte des innigsten unter den modernen Lyrikern, Gustav Falke's, zu Grunde. Der Musiker unter den Poeten hat in Reger seinen kongenialen Tondichter gefunden. Für den Wohllaut, die Grazie und Innigkeit der Verse in der Lobpreisung auf die „Holde Königin der Geigen", für die ernste, männliche Resignation des anderen Liedes: für beide findet Reger den rechten Klang. Wort und Ton sind zu einer solch absoluten Einheit vermählt, daß, wer einmal diese musikalische Fassung recht verstanden und erkannt hat, die Worte losgelöst von diesen Tönen sich gar nicht mehr vorstellen kann. Und noch einmal, wie in einem Brennpunkte, fassen diese beiden Lieder alle Vorzüge der Reger'schen Muse zusammen. Das eine, „Viola d'amour", ist eine Huldigung für das große Vorbild Johann Sebastian Bachs — die Fassung der Klavierbegleitung erinnert an die langsamen Sätze des Meisters mit dem sanften Schweben und Wiegen ihrer Melismen; das andere, „Der Alte", ist mit seiner liebevollen Ausmalung des Details, mit seiner meisterhaften, oft sinnbildlich wirkenden Deklamation und seiner trotz alledem großzügigen musikalischen Gestaltung ein Meisterstück des spezifisch modernen Liedergesanges!

Diese Verbindung zwischen dem Alten und Neuen ist das Bezeichnendste für die Gesamterscheinung Max Regers. Wenn überhaupt von jemanden, so gilt gerade in Bezug auf seine Kunst das Wort: „Es klang so alt und war doch so neu!" — Mit dem gesunden Instinkte des großen Talentes sucht Reger die Tradition mit der ausgesprochen deutschen Kunstart, wie Bach in seinen Werken sie niedergelegt hat, aufzunehmen. Unbekümmert um einen Tageserfolg schafft er im Geiste dieses großen

Mannes. Sein Erbe führt er weiter, baut es aus, nicht im Formalen, sondern im Geistigen! Er treibt weder musikalische Historie, noch tönende Philologie! Aus den Werken Regers spricht zugleich der moderne Geist mit der unendlichen Variabilität seines Empfindungslebens. Reger scheint eine jener seltenen künstlerischen Erscheinungen zu sein, welche Kulturelemente vergangener Zeiten unbewußt in sich tragen und diese, unter dem Einflusse der Gegenwartsfragen und -Anschauungen, in künstlerischer Form zu neuem Leben erwecken. Ob Reger berufen ist, einer der ganz Großen, welche Kulminationspunkte des Vergangenen und Propheten der Zukunft sind, zu werden, das muß die Zukunft lehren. Diese von anderer Seite schon erhobene Prophetie, läßt sich weder bejahen noch verneinen. Jedenfalls hat er schon jetzt in seinen Schöpfungen Unvergängliches, Großes geschaffen, und deshalb wird, so lange deutsche Kunst und deutsche Meister in unserem Volke geehrt sind, mit allen Ehren genannt werden der Name: Max Reger.

Münchner Rundschau.

(Schauspiel-Premièren. — „Buntes Theater". — Aus dem Konzertsaal).

Unser gutes München steht augenblicklich durchaus unter dem faszinierenden Zeichen der „Überbrettl-Bälle", „Immergrün"- wie anderer Redouten, und aergißt darüber anscheinend ganz, daß es als „Kunststadt" immer redoutabler zu werden beginnt. Nun sollte man ja vielleicht wähnen, daß in dieser Periode wenigstens die gestrenge Kritik einigermaßen zum Aufatmen Zeit gewinne. Früher ist das auch der Fall gewesen, und leere Konzert- aber Theater-Säle giebt es auch heute noch immer, die schwere Fülle. Allein München geht nun einmal mit Macht auf die „Weltstadt" tas (aergt. das Programm der neu begründeten „Münchner Rundschau"!), und sa jagen denn selbst um diese Zeit Theater und Konzerte — eines immer das andere, ohne daß man sa recht dabei zur Besinnung kammt, warin im Übrigen ja auch ganz gewiß nicht der eigentliche Zweck des „Karnevales" gefunden werden sall.

Durchaus als zeitgemäßer Faschingsscherz, aber aber als aerfrühter Aschermittwach (je nachdem), war ahne Zweifet ja waht der Abend aufzufassen, den unser „Schauspielhaus" mit dem grausig aerpesteten „Tatentanz" aan Marx Mötter, dem grausamen Utk „Erkenntnis in einem Akte" aan einem sicheren Herrn Max Emmark und

der etwas wässerigen „Lügenkomödie: Hockenjos“ von Jakob Wassermann veranstaltete. Das erstgenannte Stück, ein „Mors imperator“ Hermione von Preuschen'scher Phantastik, welcher Stimmung auf rein rhetorischem Wege in schlecht-pathetischer Form zu erreichen sucht, erregte eitel Kopfschütteln; das letztgenannte wiederum, die in fränkischem Schwäbisch versuchte und dem Dialekte nach in der Darstellung auch vollständig mißglückte Urkundenfälschung mit Bezug auf einen irrtümlich tot gesagten Künstler der Stadt Schapfloch, dessen abgeschiedenem Genius ordenssüchtige heimische Streber ein Denkmal setzen wollen, trieb durch seinen völlig unangemessen sentimentalen Schluß alsbald heftig zur Flucht. Und das Mittelstück dieses dramatischen „Triptychons“? — Je nun, wir hätten gute Lust, zur Abwechselung einmal einen Betrag bis zu 10 Mark hier zu liquidieren: „für gehabte Bemühungen“ — denn eines Herausgebers freie Abende sind wertvoll! Auch über den neuesten, etwas zu sehr im Rühr-Stil ausgefallenen, Beitrag zur Heidelberger Schloßbaufrage, „Alt-Heidelberg“ geheißen und von Wilhelm Meyer-Förster arg unverantwortlich gezeichnet, auch über diese Benedixiade rediviva, in welcher Alkoholisten zu Fürsten-Erziehern, Kammerdiener zu Herrenmenschen werden und Kellnerinnen wieder einmal die einzig wahren „Menschen“ sein sollen — läßt sich wohl rasch zur Tagesordnung übergehen. Nur eine Betrachtung allerdings können wir bei dieser Gelegenheit nicht wohl umgehen. Unser Herr Hoftheater-Intendant hat sich, wie bekannt, vor einiger Zeit mit dem ganzen ihm zu Gebote stehenden „Ernste“ darauf berufen, wie seine Leitung auch dem Umstande stets Rechnung zu tragen hätte, daß unserem bayerischen Fürstenhause das Theater besuchende, unmündige Töchter angehörten. Nach André Wormsers Mimodram „L'enfant prodigue“ (mit dem unzweideutigen Theater-Roué im Mittelpunkt) und diesem verlogen-sittigen „Heidelberg, du Feine“ ist solche faule Ausrede absolut hinfällig geworden; Herr von Possart hat sich unseres Erachtens selber des Rechtes nunmehr begeben, auf solchen Einwand irgend noch zu rekurrieren. Sonst, wie gesagt — passons là-dessus!

Vor den Kulissen begieng man indessen, bei scheinbarer Harmonie und denkbar angenehmster Verbrüderung zwischen Theater und Presse, seinen solennen „Überbrettl-Ball“ zu Gunsten der beiden Pensionsanstalten (der Journalisten und der Bühnen-Angehörigen) gemeinsam — anscheinend, ohne in dieser heiklen Liaison, welche Vielen als eine Mesalliance schon erscheinen will, auch nur das geringste Arg zu haben, als welche doch einem feineren Taktgefühle direkt zuwider laufen muß und wider das Standesbewußtsein der Herren Schriftsteller zudem direkt verstoßen sollte. Indessen eröffnete man auch auf unserer kgl. Hof- und Staatsbibliothek endlich die neuen, erweiterten Räume mit der längst sehnlich erwarteten elektrischen Beleuchtung, so daß jetzt dort das reine Paradies für alle gelehrsamkeits-beflissenen Denker und großen Schweiger herrschen könnte, wollten nur auch die Herren Beamten selber — sich in den Leseräumen etwas ruhiger fürderhin verhalten. Und indessen gründete man, damit die große „Kunststadt“ München der „Handelsstadt im Norden“ (Hamburg) doch ja nicht mehr nachzustehen brauche, getrosten Mutes eine „Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung“.

Richtig, daß ich nichts vergesse: Auch noch die Yvette Guilbert weilte mit ihrer reichlich verschlissenen Truppe in der „Stadt Lenbachs“ und deren „kunstgewohnten“ Mauern. Gewiß bedeutet sie selbst noch heute eine „Aesthetik“ für sich. Aber die Zeiten, da sich unsere Herren Aesthetiker, die ersten Kritiker des Landes, um die Feuilletons über diese Grande-Diseuse, -Chanteuse und -Danseuse rissen, dürften vorbei sein, und die neuerliche kühne Verdeutschung des „Montmartre en ballade“ mit „Montmartre auf Reisen“ möchten wir mit skrupellosem Salto mortale heute doch lieber in ein „Montmartre en

passant", wo nicht gar „Montmartre passé", d. i. verdeutschet: „der herunterkommende, oder aber bereits heruntergekommene Montmartre" zu übersetzen uns erlauben. Sogar der leichtbewegliche Kollege und „Nerven-Kritiker" Franz Servaës in Wien bekennt reumütig heute vor allen „Tages"-Helden: „Einen p'tit frisson verspürten wir noch zuweilen, aber der choc fehlt; ein choc kommt nie zum zweiten Mal." Er muß es ja wissen! Vollends für die von der göttlichen Ibeth selbst so sehr angepriesenen, läppischen „Ombres" mit Musik von den Herren Montoya oder Fragerolles geht uns jegliches Verständnis ab; mit ihrer unmittelbaren Aneinanderreihung von allerlei verzeichneten, feisten Nuditäten neben die „grande amour passion" des Heilands am Kreuze finden wir sie sogar direkt gefühlsroh und geschmackswidrig. Dreimaliges Stockaufstoßen allein (statt des Klingelzeichens) thut's freilich nicht! ... Und es kam Sada Yacco, die japanische Diva, und es kommt noch Sarah Bernhardt, der Pariser Star — und It came to pass, wie der Engländer so fein sagt: es kam alles, um vorüber zu gehen.

Doch, Fritz Lienhard hat uns erst kürzlich eine Kapuzinerpredigt gehalten und uns in's Gewissen geredet, daß selbst in der Kritik des süddeutschen Winkels sauertöpfische „Verdrossenheit" überhand nehme. Wir wollen also nicht in diesem Tone weiter fahren, sondern noch rasch — „nur munter, immer munter!" — uns mit den lichtvolleren Seiten des Daseins abgeben, so weit solche auch in diesem unerhebend-schlappen, nebeldüsteren Winter bisher etwa aufzutreiben waren. Entschieden zu den Lichtpunkten im Dasein des Kritikers gehört z. B. der Fall Siegmund von Hausegger. Ich glaube, wir Alle freuen uns so herzlich als aufrichtig der schönen Entfaltung dieses reichen, kräftigen Talentes. Ganz zuletzt waren wir wieder Zeugen seines großen, mit dem „Barbarossa" hier errungenen Erfolges, welche Neuheit er selbst in einem Weingartner-Konzerte bei Kaim dirigierte. Nun hat man ja wohl gemeint, der geniale Komponist habe hier doch nur wieder die gute alte Idee: „Durch Nacht zum Licht!" oder „Von Kampf zu Sieg!" in Töne gesetzt. Ganz gewiß ja kommt diese Formel zuletzt auch hier bei ihm heraus. Man verkennt indessen anscheinend doch die Ausdrucksentwicklung der „Idee" bis zu „individueller Potenz" hin, welche die moderne Tonkunst seither genommen. Nicht nur Not, Kampf und Friede spielen sich hier rein musikalisch in unseren Ohren ab — etwas vom idealen Glanze des alten, strahlenden Kaisertumes mit seinen goldenen Reichsinsignien, -Kleinodien und -Symbolen scheint in dem weihevollen Barbarossa-Thema vor uns aufzusteigen; man hört in Rhythmus und Instrumentation des Mittelsatzes die Nebel um den Zauber-Berg wallen und die Raben ihn umflattern; man erlebt zuletzt den großartig stolzen Aufmarsch einer schlagfertigen, kampfbereiten Armee — ja, man sieht ordentlich (dem verschiedenen Rhythmus nach) voran die massig-breite Infanterie, dann in leichterer Trab- oder Galopp-Bewegung die Kavallerie, endlich (im Donnern der Pauken) das schwere Geschütz der Artillerie anrücken (nur der „Train", um im heiteren Bilde zu bleiben, wäre von unserem Komponisten also noch vergessen worden); und man fühlt es lebendig mit: wenn das, solche schneidig-frische Kraft, als „deutsches Heer" erst einmal ausbricht und wie ein entfesselter Sturm verheerend über den Todfeind herfällt, dann Gnade Gott allen Hunnen, Türken und Wälschen! Auch das kann ich nicht ganz zugeben, daß man die Abhängigkeit von Richard Wagner („Meistersinger", „Parsifal" — selbst „Nibelungen") noch allzu sehr an dem Werke merke. Schon der originelle Gedanke, die „Barbarossa-Idee" in der organischen Zerlegung: „Not des Volkes", „Zauberberg", „Barbarossa's Erwachen" zum Gegenstande einer sinfonischen Dichtung zu machen, bleibt für den Deutsch-Österreicher Hausegger zum Mindesten charakteristisch und zeigt allein schon seine ganz persönliche Eigennote; zumal aber das prächtige Hauptthema, alsbald nach Beginn, blickt uns in

seinem feierlichen Tanzotze wie in seiner ernsten Tanlinie gleichsam mit ganz indiaiduellen Augen bereits on. Weit eher ließe sich von einem Einzuge der viel beredeten „Heimatkunst" nun auch in's Reich der Sinfonik hier vielleicht reden. Und dach hobe ich allerdings einen Einwond ouf dem Herzen — und merkwürdiger Weise ist es nun ouch gegen den Sahn wieder der selbe, den ich var 15 Jahren schan sa ungefähr dem grundlegenden Hauptwerke des Vaters Friedrich von Housegger gegenüber erheben zu sallen glaubte. Ich soge nämlich: Kein Zweifel — alles ist hier echter und starker, zwingendmachtvaller Entäußerungs-Drang, gonz gewiß ein herrlicher Überschuß von nach unverbrauchter Jugendkraft — louter Ausdruck; aber ist es nicht dach nach zu wenig „Gestoltung"? D. h. wahl gute Form in der Vertikale, zu wenig Form aber doch in der Harizantole? Es müßte denn sein, doß ich selbst dos Gonze nur noch nicht völlig aerstonden, meinerseits noch nicht ebenbürtig aollouf erfoßt hätte; wie ich denn offen bekennen möchte, doß ich für die neue Erscheinung Siegmund aon Hausegger im Ganzen die Formel zur Zeit nach nicht gefunden hobe.

Weniger tief liegt das Problem ohne alle Frage bei anderen kompositorischen Erscheinungen, die während der letzten Zeit im Konzertsoal on uns aarüber zogen. Bernhord Stovenhogens, „Klovierkonzert (h-moll)" genannte, sinfonisch-pianistische Musterkorte einer Eklektik aus Wagner — Lißt — Schumonn — Brohms — Grieg — Boch — Mazart und Mendelssohn, diese org stillose, dofür ober um sa brillontere Kampositian aan Läufen und Trillern, themotischen Phrosen und technischen Possagen, onspruchslosen Fugoti und aufgebouschten Rosolien, bonoler Diotanik und surioser Dramotik: dieses Brovourstück des Virtuosen „effektuierle" zwor, vom Komponisten selber aargetragen, auch diesmol wieder gonz oußerordentlich, erregte ober bei Einsichtigen doch nur ein bedenkliches Kapfschütteln über diese seltsame Abort van „Lißt-Schule", aar der uns der Himmel. in Gnoden bewohren möge, do sie mittelbar dach auch das kaum gewecke Verständnis der Kunst des Meisters grausam wieder zu aerschütten draht! Lebhafter schan interessierte die dankenswerte Erstvarführung einer höchst merkwürdigen, madernen „sinfonia da camera" (an einem unserer Bläser-Abende) von dem hier ansässigen jungen Italiener Walf-Ferrori — einem self made man der Tonkunst, über welchen man neuerdingsvan allen Seiten hor manchorlei Gutes veenimmt und welcher ein von Kennern viel gerühmtes großes Charwerk mit Orchester ouf Donte's „Vlta nuova" in petto hoben soll, deren Aufführung vielleicht wieder einmol eine würdige Aufgobe unserer „Gesellschoft für moderne Tonkunst", des Schweißes der Edlen wert, aarstellen könnte. Genonntes Kommerwerk für Kloaier, zwei Violinen, Viola, Violoncello, Kontroboß, Flöte, Obaë, Klorinette, Fogott und Horn nohm einstweilen durch Reife des technischen Könnens, Beherrschung der musikolischen Form, wie ollerlei pikonte, rhythmische, hormonische und instrumentale Einfölle für den Neuling entschieden ein, wenn es ouch in seinen Klangmischungen mit Klaoier über ein geistreiches Experiment selten hinous kom und über eine gewisse Scholheit des themotischen Kernes (oder doch der melodischen Faktur) mit all' seinem Prismo nicht eben hinweg zu täuschen aermachte; da es sich denn in jenem leichter wiegenden und nicht immer wählerischen al fresco hölt, dos dem Jung-Iloliener, ouch einer ernsten Selbstzucht und Schule, ols „Stil" nun einmol eigen zu sein scheint. Erfreulich zum Mindesten war sodonn der Eindruck, den mon (on einem Lieder-Abende des Herrn Josef Lariß) van einem neuen, themotisch ouf's Engste verbundenen Lieder-Zyklus Viktor Gluths (auf Corl Stielers bekonntes „Werinhers Bergfahrt") gewonn, — einer zwar nicht gerode „glutvallen", ober doch sympolhischen und schönen, dobei jedenfolls gehaltreichen Kampositian, die in ihrer angemessenen Vereinigung von edlem, kroftvoll-

deklamatarischem Pathos und einem weichen, vollen Gemütston jene schon der Dichtung so eigene Mischung von Askese und Lebfrische, Kirchenstrenge und Weltfreude recht charakteristisch auszulösen wußte. „Und mancher lange Seufzer gab (auf dem vom Komponisten persönlich vertretenen Klaviere) den Worten (dieses Sanges) das Geleite"; doch ergab eben dies nur wieder den ernsten und würdigen Charakter des Ganzen, der so etwa zwischen Schumann und „Moderne" sub specie Wagneri mitten inne steht.

Zum Schlusse noch wenige Worte über Hugo Nährs „Ekkehard"-Werk, das an sich als eine willkommene Bereicherung der Chaoereinslitteratur im modernen Sinne ja gewiß nur zu begrüßen bleibt und, wie wir gerne feststellen, beim zweiten Hören zum Wenigsten nicht verloren, im Gegenteil hinsichtlich seiner wertvolleren Partien und liebenswürdigeren Seiten eher noch gewonnen hat. Allerdings ist es „neudeutsche Kapellmeistermusik", nun auch auf dem Gebiete des Oratoriums, als welcher die musikalischen Gedanken aus aller Herren Partituren (von Wagner und Liszt, Strauß und d'Albert, Jung-Italien und Jung-Rußland) unaufhärlich-unbehindert zuströmen; allerdings darf man die Deklamation der Salisten zumeist nicht unter die kritische Lupe nehmen; allerdings sollte das Ganze, nach der liebevollen Ausstattung der weiblichen und einer ganz unbegreiflichen Vernachlässigung der männlichen Hauptpartie, ungleich richtiger (oder: weniger irreführend) füglich gleich „Hadwig" heißen; und allerdings müssen wir, wie etwa der Billardspieler so und so viele Points, die „Kultur", die wir meinen, und die „Weltanschauung", die für uns eine ist, erst einmal drangeben, wenn wir dem ziemlich harmlosen Geiste der Schulte vom Brühl'schen „Nachdichtung" gerecht werden wollen — es fehlt an manchen Stellen gerade nur noch das „Heilo!" unserer österreichischen Bundesbrüder zur Charakteristik dieser deutschen Kämpen und starken Herbannen; ja, beinahe schon veranlaßt ein solcher Text wieder einmal, das „Inventar" unserer „modernen" (oder doch Wagnerianischen) Seele aufzunehmen, denn zumal an schnöden „Vorwänden" für blaße Musikmacherei wimmelt es in dieser Text-Vorlage gleich „scheffelweise". Wer möchte jedoch dem freudig in's Zeug gegangenen Komponisten die Anerkennung vorenthalten, daß viele Episoden darin sehr wirksam, manche Einfälle sogar überaus glücklich zu nennen sind; daß das Orchester ungemein geschickt im Ganzen behandelt, der Chorteil tadellos, eindrucksvoll und kontrastreich zugleich gesetzt erscheint und das Werk in seiner Gesamtheit sonach zwar nicht „neu" berührt, aber doch zahlreiche, Genuß bringende Schönheiten aufzuweisen hat. Wir nennen hier nur den Namen Marena, um diese Schönheiten und Lichtseiten, zu einem persönlichen Symbol verkörpert, in Eins dankbarlichst zusammenzufassen. Sdl.

Kritische Ecke.

„Die Kunst im Leben des Kindes."

Ein freies Wort von einer deutschen Frau.

Die verdienstvolle Ausstellung, welche unter dem Titel: „Die Kunst im Leben des Kindes" ihren Einzug nun auch bei uns in **München** gehalten, hat allenthalben großes Interesse erregt, und nicht nur wallten tagtäglich Väter und Mütter, welche für das Wohl ihrer Kleinen Belehrung suchten, nach dem Saale, der die Ausstellung in übersichtlicher Weise umfaßte, sondern auch von der Gelehrtenwelt, von Künstlern, Schriftstellern, vor Allem Pädagogen und Lehrern fanden sich Viele ein, welche sowohl aus eigener Anschauung, als auch den Führungen und Vorträgen berufener Redner folgend, der leitenden Idee lebhaftes Interesse entgegen brachten.

Gewiß wird vor Allem auf dem Gebiete des pädogogischen Schulunterrichtes diese Ausstellung mit ihrer Anregung zu weiteren und tieferen Fragen für die Zukunft von segensreichster Wirkung sein und läßt sich wohl kaum nach voraussehen, wie weit sich der erweckte Sinn für das Schöne, die Anspannung von Seiten der Lehrerschaft, auf das weitere Leben des Kindes erstrecken mag. Welch ein Umschwung ist schon z. B. dadurch hervor gebracht, daß sich die Herren Lehrer und Pädagogen dafür interessieren, was das Kind aus eigenem Antrieb, ohne Vorlagen, in seiner ungeschickten Weise nach der Phantasie mit dem Stifte zum Ausdruck zu bringen sucht! Noch kann ich mich der Zeit erinnern, da es in unserer Schule und später im Institut gleich einem Verbrechen bestraft wurde, wenn ein zeichnerisch begabtes Kind dem angeborenen Trieb nicht widerstehen konnte, kleine Begebnisse aus dem Alltagsleben bildlich auf's Papier zu kritzeln. Wehe dem aber der Unglücklichen, die dabei ertappt wurde! Mir selbst widerfuhr einmal das grausame Schicksal, als solche Blätter bei mir entdeckt wurden, daß ich eine Viertelstunde gewissermaßen Pranger stehen, die Blätter über meinem Kopf halten mußte, und jede Schülerin durfte herzu treten, lachend und spottend meine armen künstlerischen Versuche zu bekritteln. Die Thränen, welche ich damals in bitterer Scham hinunter geschluckt, haben so lange und tief gebrannt, daß ich sie heute noch zu spüren vermeine.

Wie viel anders, wie viel besser ist das heute geworden! So viel, als es überhaupt der anstrengende Beruf der Lehrer gestattet, sucht doch jeder strebsame und verständnisvolle Erzieher der Jugend der Individualität seiner Schüler Rechnung zu tragen, die verschiedenen Temperamente gegen einander abzuwägen und Talenten, wo sie sich hervorragend zeigen, Raum und Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn nun noch durch das edle Streben, den Sinn für die Kunst in jeder Seele des Kindes zu wecken, weitere Unterstützung talentierten Kindern geboten wird, dann mag sich hier gewiß so mancher Keim, der früher erstickt worden wäre, jetzt für die Zukunft zu lebenskräftigem Blühen entfalten. Darum Dank, Glück- und Segenswunsch all denen, welche es an Mühe nicht fehlen ließen, für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes schon vom Schulunterricht an in Wort und That einzustehen! —

Bevor jedoch das Kind die Schule betritt und hier von pädagogiſch gebildeten Lehrern und Lehrerinnen erzogen wird, hat es ſein Leben in der Kinderſtube zugebracht, und hier waren es die Eltern, vor Allem die Mutter, welcher die Heranbildung der zarten, jungen Seelen anheim gegeben ſtand. Glückliche Mutter, die es vermag, für den ihr anvertrauten höchſten Schatz, die Kinderſeele, in richtiger und edler Weiſe zu ſorgen! Glücklich Mutter, welche geiſtig und vor Allem ſeeliſch ſo hoch ſteht, ſtets das Richtige für die Unterhaltung und Erziehung ihrer Kleinen zu finden! Eine ſolche Mutter wird auch ſehr bald durch Erfahrung die feine Beobachtung machen können, was ſie ihren Kindern an geiſtiger Anregung als Speiſe bieten kann. Das Bilderbuch iſt die erſte geiſtige Speiſe, nach der das Kind, je nach dem Grade ſeiner Entwicklung, oft mit einem wahren Heißhunger verlangt. Im früheſten Lebensalter genügen Anſchauungsbilder mit leichten Reimen, am beſten ſolchen, welche durch Wiederholung einzelner Worte gut auswendig zu lernen ſind, vollſtändig. Aber es dauert nicht lange, da will das Kind mehr erfahren. Es möchte ſich ſelbſt in ſeinen Spielen erblicken, es verlangt nach den Bildern von Vater und Mutter und Geſchwiſtern, nach den Abbildungen der Haustiere, und ihm genügt nicht allein deren Darſtellung; es möchte ſie in Aktion ſehen und es hat ſchon Sinn dafür, zu unterſcheiden, ob gute oder böſe Handlungen an ſeinem Auge vorüber ziehen. Dies hat dem „Struwelpeter" den großen Erfolg gebracht; ſchade nur, daß Wort und Bild allzu ſehr in Karikatur bei ihm ausarten.

Die Ausſtellung der „Kunſt im Leben des Kindes" hat ſich nun auch zur Aufgabe geſtellt, eine Anzahl von Bilderbüchern, welche das Komitée für empfehlenswert hält, dem Publikum vorzulegen. Leider iſt der Kreis ein unvollſtändiger, er müßte entweder erweitert oder — verengt werden! Es ſcheint, als ob zwei gegenſätzliche Pole ſich berührten. Die Mittelglieder ſind ausgelaſſen, ſehr ſchöne wichtige Mittelglieder, und mancher hoch verdiente Bilderbuchverlag hätte noch ſeinen Platz hier finden dürfen.

Daß den edelſten Meiſtern der Kunſt: Richter, Schwind, Vogel ꝛc. in der Ausſtellung voller Raum gelaſſen, iſt ein großes Verdienſt; dieſe Werke werden ſtets ihren hohen Zauber bewahren. Und die „Münchner Bilderbogen" (Braun u. Schneider, München) bieten einen ſolch unerſchöpflichen Born von Anregung, Unterhaltung, Humor, Schönheit der Darſtellung, Belehrung und Erhebung, daß das Verdienſt der Herausgeber von unſagbarem Wert iſt. Viele dieſer Bogen ſind einzeln in Bilderbuchform erſchienen und haben ſich auf dieſe Weiſe bequem in den Kinderſtuben eingebürgert. Was Meiſter früherer Jahre, wie Schwind, Leutemann, Diez, Ille, Pocci, Frölich ꝛc. an Schönheit der Zeichnung, Humor, Tiefe des Gemütes jedem Kinde, welches einſt das Glück hatte, ihre Werke zu beſitzen, für das ganze Leben an glücklicher Rückerinnerung gebaten haben, davon können ſicher hunderte von Menſchen Zeugnis ablegen.

Nun ſtehen neben dieſen Werken, zu welchen ſich der, teilweiſe ſehr beliebte Zeichner der Zierlichkeit Oskar Pletſch, der geniale Tierzeichner Flinzer, der Meiſter Thumann u. a. m. geſellen, die neueſten Erſcheinungen der Kinderlitteratur — nicht nebenan, nein, gegenüber! Nicht leicht hat es ſo ſchroffe Kontraſte in Wort und Bild gegeben, und da noch dazu die neuſten Kunſterzeugniſſe von manchen begeiſterten Verehrern der neuen Richtung als die beſten und wahrſten Bildungswerke für die moderne Kinderwelt hingeſtellt ſind, ſo dürfte dies ſicherlich denkende Mütter und Väter zum Nachdenken und zweifelnder Betrachtung anſpornen. Es iſt gewiß, daß kein modern fühlender und ſchauender Menſch ſich mehr der Anerkennung des großen Könnens der modernen Künſtler verſchließen kann und daß er, was die Kunſttafeln für Schule und Haus ꝛc. betrifft, Bewunderung und Anerkennung empfinden muß. Auch die vollendete Technik der neueſten

Bilderbuch-Erſcheinungen wirkt auf Erwachſene oft geradezu verblüffend. Was aber fragt ein Kind nach Technik, ein Kind, das hauptſächlich Nahrung für Phantaſie, Herz und Gemüt verlangt? Nach ſind unſere lieben Kleinen, ſo lange die Kinderſtube ihr Bereich und ſo lange gewiſſenhafte Eltern ihre Seelenbildung überwachen, die ſelben Kinder, die ſie von jeher ſind und waren und wohl auch in Zukunft bleiben werden: halde, zarte, fein fühlende Geſchäpſe, welche in ihrer kleinen Bruſt Sehnſucht tragen nach tiefem Märchenzauber, deren Gefühl es verletzt, wenn man ihnen nicht mit einer gewiſſen Weihe entgegen kommt, und deren Schönheitsgefühl ſchan Anteil nimmt an lieblichen Geſtalten und ſeinen Stimmungsbildern. In dem Lebensalter von fünf bis ſechs Jahren ſind begabten Kindern Darſtellungen von Begebenheiten, die ſich außer ihrer Lebensſphäre bewegen, bereits ſehr intereſſant, und es beleidigt ſie, wenn der Text in allzu kindiſcher, ja oft läppiſcher Sprache zu ihnen redet. Darum können wir uns mit den Darbietungen des „madernen Bilderbuches" nach nicht befreunden, und wenn heutige Vertreter dieſer Richtung alle früheren Erſcheinungen, die nicht gerade an das hächſte Maß des Künſtlertums heran reichten, ſo daß ſie „unbeſtritten" da ſtehen, als „ſüßliche", „weichliche", „allzu maraliſche" Machwerke bezeichnen, ſa möge gerade der Hinblick auf dieſe kraftwallen Streiter bezeugen, daß ſie, trotzdem ihrer Kindheit nach nicht dieſe neue Darſtellungsweiſe vergönnt war, dennach zu tüchtigen Menſchen heran gewachſen ſind.

Mägen ſie ſpäter, wenn das zarte Kind den Ernſt des Lebeus kennen lernen muß, wenn die Pflicht des Schulbeſuchs es dem kindlichen Spiel entreißt, ihren Einfluß geltend machen, der die heran wachſende Jugend auch ſelbſt wählen und entſcheiden läßt. Aber gönnt den Müttern in den erſten Lebensjahren nach das Recht, für ihre Lieblinge ſelbſt zu wählen, was nach ihrer eigenen Kindheitserinnerung beglückend und wahlthätig wirkt. Scheltet den Vater nicht unweiſe und unverſtändig, wenn er in ernſter Weiſe dem aufharchenden Knaben tiefgründige Sagen erzählt, die dieſer vielleicht nur halb verſteht. Der Knabe fühlt ſein Intereſſe und Ehrgefühl mehr dadurch erhäht, als wenn man ihm in der kindiſchen Sprache, die dem Kinde ſelbſt nach geläufig, luſtige Unterhaltung bieten will.

Ein graßer, wichtiger Schritt iſt bereits gethan, daß die Erwachſenen, ſelbſt die Gelehrtenwelt ſich mit ſa edlem Intereſſe der Bildung des Kindes für die Kunſt zuwenden. Und gewiß, es wird, wie nach ſa vielen Kämpfen und Neuerungen, ein ſegensreicher Mittelweg erzielt werden, wenn von den alten Traditionen die überlebten Auswüchſe abfallen, und wenn die neuen Beſtrebungen neben der Bildung des Verſtandes und des künſtleriſchen Sehens dem deutſchen Kinde, das ſeine Eigenart wohl immer behalten wird, auch genügend Raum für Herz und Seelenempfindung gewähren.

München. Frau Marie Ille-Beeg.

---

c. **Alfred Kerr (Berlin)** veröffentlicht im Dezemberheft der „Neuen Deutſchen Rundſchau" einen Aufſatz „Drama"; es finden ſich darin die folgenden Sätze: „Ich ſehe zurück auf alles und finde: Die Wildente hat mich am tiefſten bewegt, Maria Magdalena mich am hartnäckigſten beſchäftigt. Dazu kam ‚Der Bann', Zweiakter von Schlaf. Dann Wedekinds ‚Marquis von Keith'. Dieſe Werke drängen ſich in meinen Eindrücken um den Rand eines Lochs. In dem Loche liegt der Naturalismus." — „Im Triſtan fehlt der Zweifel; der Triſtan iſt ganz Harmonie; blas äußere Umſtände machen ein Hindernis; ein Onkel ſteht im Wege; ein Liebſter iſt verwundet!" — „Ich wollte ſagen: auch das Grauenvolle im Weib iſt

var der Frau vom Meer und vor Hedda Gabler Fleiſch gewarden in Judith ous Bethulien. Sehnſucht und Grouen; halb unerfüllte Sinnlichkeit; ein myſtiſcher, taſtender Zug, in der Gebärmutter endend; ſubtile Pſychalagie in einem aerwickelten, zugleich einheitlichen Charakter. Ich gloube: Judith, wenn ſie die hebräiſche Jungfrau von Orleans wird, iſt kleiner als, wo ſie thatenarm die Zeit in obſunderlichem Dämmerleben hinbringt. Hebbels Judith ſcheint urgräßer im Anfang mit Mannoſſes als am Ende mit Holoſernes; nach frauendunkler, noch grauenaaller, nach unterirdiſcher. Das unter der Hand." — „Sind die Vettern [Hebbel und Ibſen] vergleichbar? Wenn der Eine Felsblöcke ſtreut, der Andere Türme baut! Ein Turm iſt, möcht' man ſprechen, kein Felsbtack; ein Felsblock nach kein Turm. Es ließe ſich zuſügen: Zwanzig Türme bergen mehr Geſtein als ſieben Felsblöcke. Und weiter: Der Grundbau ſtammt dennach aan den ſieben Fetsblöcken. Genau ſa liegt dos Verhältnis; nicht anders; oder ich will ein ſchlechter Kerl ſein." [Das Verhällnis liegl nicht genau ſa.] — „Allentholben, mit ſeiner umwerſenden Kamik, torkelt er [Wedekind] om Rande des Irrſinns und des Dilettantismus einher, dach er iſt hinreißend. Der ganze Menſch, aarneweg die Gedichte, ſteht zwiſchen Gott und Tier. Er bteibt immer kalt, und dach dringt mancher Aufſchrei der letzten Ehrlichkeit hindurch. Er zeigt der ſittlichen Welt den nackten Poder. Wir ſetzen ein Diadem darauf. Denn ſein Haupt iſt hier." — „Vier Dramen ſtanden um ein Loch. Ich gucke noch immer hinein. Hohngelächter der Hälle! Satanstrug! ewige Verdammnis! es war nichts drin." — „Auf, meine Lieben, — laßt uns neuen Löchern zueiten . . ."

Über die akute Polenfrage äußerte ſich vor einiger Zeit ſehr intereſſant Praf. Delbrück in ſeinen „Preuß. Jahrbüchern" — und ſeine Auffaſſung der Sache wäre ſo ungefähr ouch die unfrige: „Er unterſucht alle aan den ‚Hakatiſten' vorgeſchlogenen Moßregeln: Verweigerung der Beſtellung polniſch odreſſierter Briefe durch die Poſt, dos Verbat polniſcher Verſammlungen und Zeitungen, dos Verbot, polniſchen Grundbeſitz an Palen zu aerkouſen, die Anſiedelung deutſcher Handwerker, die Verſtärkung des Germaniſierungsfonds. Und er findel, daß olle dieſe Moßregeln entweder in's ‚Abſurde fallen' oder gänzlich wirkungslas bleiben müſſen. Am härteſten aber loutet ſein Verdikt über die Schulpalitik, wie ſie in Wreſchen geübt wurde. Er zeigt, doß es unmöglich iſt, gegen renitente Kinder wirkſame Maßregeln onzuwenden, daß ‚höchſtens aier Schläge mit einem dünnen Rahrſtock ouf die Hand' den Widerſtand der in ſuggerierten Gewiſſensbedenken befangenen Kinder nie brechen können; daß ober umgekehrt das Verfahren ‚Märtyrer' ſchafft und es ermöglicht, ‚daß in jedem Augenblick ein kluger Kaplan nnd ein paar traßige und tapfere Schulbuben die preußiſche Stoots-outarität in die Schronken fardern und über ſie triumphieren kännen'. So longe ungeheuer viel ſchärfere Maßregeln, wie ſie der Rechtsſtaat eben einfach nicht brauchen kann, nicht einen Schrecken aerbreiten, dem ſelbſt das idealogiſcheſte und trotzigſte, apfermutigſte Menſchenexemplar, der hatbwüchſige Junge, keinen Widerſtand entgegen zu ſetzen wagt; nnd ſa lange der Klerus und das öſterreichiſch-ruſſiſche Slaventum noch dazu ſöhig und bereit ſind, jede ſolche ‚Opferthat' auch materiell zu belohnen, iſt ein Erfalg einfach ausgeſchlaſſen. Und da die Politik die ‚Kunſt des Erreichbaren' iſt, ſa iſt danach die preußiſche Polenpolitik ein Kunſtfehler, plus qu'un crime: une sottisol ‚Wir bedürfen jetzt eines geſchickten Diplomaten, der uns, aus der Sackgoſſe, in die das Kultusminiſterium geraten iſt, wie einſt mit dem Verbat des Sakramenteſpendens im Kulturkampf, wieder heraus führt, ohne daß der Staat eine Niederlage erleidet'." — Worum wir ſelbſt uns

zur Sache an dieſer Stelle nicht weiter äußern? Nun, wir bleiben vor Allem deswegen ſo „kühl bis an's Herz hinan" angeſichts all dieſer Vorgänge, weil wir das, offen geſtanden, für keine reichsdeutſche, ſondern für eine ganz ausſchließlich innerpolitiſche Frage des preußiſchen Staates als ſolchen halten müſſen.

Zum Poſtetat im bayriſchen Landtage. — Dem Organ der Nürnberger Sozialdemokraten iſt — wie die „M. Poſt" vor einiger Zeit zu berichten wußte (der wir natürlich auch die Verantwortung dafür überlaſſen müſſen, die wir aber hier zitieren, weil wir die Sache nach unſeren Erfahrungen allerdings für durchaus glaubhaft halten) — ein Brief vorgelegt worden, der die hohe „Findigkeit" unſerer Poſt wieder einmal trefflich illuſtrieren dürfte. Der Brief, der in München aufgegeben und an einen Nürnberger Geſchäftsmann adreſſiert war, kam wieder an den Abſender zurück mit dem Vermerk: „Ausgezogen, wohin unbekannt." Nun war der Adreſſat, der ſeit 36 Jahren in Nürnberg wohnt, dort auch ſelbſtändiger Gewerbtreibender und Bürger iſt, am 1. April von der hinteren Inſel Schütt auf den Hübnersplatz gezogen, alſo nur von einem Ufer der Pegnitz auf das andere, ſo daß es leicht geweſen wäre, ihn zu ermitteln. Hätte man in dem Hauſe, wo er zuvor wohnte, angefragt, ſo hätte man die neue Adreſſe wohl erfahren, da ſie allen Hausgenoſſen bekannt war. Auf dem Einwohnerbureau aber ſcheint man ſich überhaupt nicht erkundigt zu haben. Der Abſender konnte alſo den an ihn zurückgelangten Brief dem Adreſſaten erſt durch Vermittlung anderer Perſonen zuſtellen laſſen. — Ein weiteres, recht hübſches Bild aus dem „Zeichen des Verkehrs" unter dem „Syſtem Crailsheim" (nach der ſelben Quelle): Von Starnberg nach München ſind 28 Kilometer, alſo eine Entfernung, die ein guter Fußgänger in ſechs Stunden, ein gutes Pferd in zwei bis drei Stunden zurücklegt. Die kgl. bayriſche Poſt aber braucht zur Beförderung eines Packetes von Starnberg nach München unter Umſtänden — 24 Stunden! Kommt dort nämlich ein Packet morgens 9 Uhr zur Poſt, ſo bleibt es zunächſt ſieben Stunden liegen. Erſt um 4 Uhr 12 Minuten nachmittags tritt es ſeine Reiſe an, um 5 Uhr 2 Minuten iſt es glücklich am Bahnhof in München. Nun iſt aber um dieſe Zeit die Beſtellung der Packete in München für den betreffenden Tag ſchon beendet, das Packet logiert alſo in München unbefördert bis zum nächſten Morgen, wo es dann endlich um 9 oder 10 Uhr an ſeine Adreſſe gelangt. Und dabei iſt Starnberg nahezu ein Vorort von München. „Wir haben die feſte Überzeugung, daß man in Kamerun nicht 24 Stunden nötig hat, um ein Packet 28 Kilometer weit zu befördern. Dafür iſt aber auch Bayern ein hochzivilisierter Staat mit den muſtergiltigſten Verkehrseinrichtungen." — Wir unſerſeits hätten dem heute nur hinzuzufügen, daß hier in München gleichzeitig von Dresden ausgelaufene einfache Paketſendungen gelegentlich früher als Eilboten-Pakete ausgetragen werden; ſowie zu konſtatieren, daß wir auf unſere höfliche Reklamation hin vom 17. Juni (vergl. „Geſellſchaft", II. Juli-Heft, S. 121) Seitens unſerer zuſtändigen heimiſchen Poſtſtelle noch immer vergeblich auf Antwort warten.

Leſefrüchte mit Randgloſſen — gemiſchte Gefühle in Stoßſeufzern.

„In einer glücklichen Ehe muß der Gatte auch nicht gleich einen roten Kopf kriegen, wenn ſeine Frau einmal mit einem Andern eine unſchuldige Extratour tanzt. Die Hauptſache iſt, daß ſie ihm nicht durchgeht; und ſie wird ihm nicht durchgehen, wenn ſie es bei ihm am beſten hat." Alſo ſprach Graf Bülow, der Reichskanzler bekanntlich, in einer ſeiner berühmten, letzten großen Reden über den „Dreibund", unter heiteren Gefühlen des hohen Hauſes.

Voilà le mari d'une épouse Italienne — dachten wir uns — einer geb. Prinzeſſin Camporeale! Wir finden nämlich unſere auswärtige Politik ſeit Bismarck aerdammt internationol-weltmänniſch geworden. Auch unſere neueſte „Galauterie“ gegenüber dem „jungen Amerika“ ſcheint doch mehr Glabetrotter-Neigungen, denn nationaler Politik zu entſpringen. Und das alles, während ein angeſehener Geſandter zu Hamburg ſo angenehm und treffend oam „extravaganten Jugendſtil in der Politik“ zu plaudern weiß! Karneval!

„Burenbegeiſterung. — Made in Germany“: ſa fanden wir als Überſchrift irgend einer Rubrik jüngſt in lrgend einem deutſchen Blatte und kannten uns über dieſes viel ſagende Spiel des Zufalls eines feinen Lächelns nicht erwehren.

In dem lieblichen Idyll aan Trautenau, rectius: Karl Hermann Wolf-Skandal, ſpielten der Name „Tſchan“ und das ſchöne Wart „Hanarig“, freilich auch der Name Seidl, eine bemerkenswert oardringliche Rolle. „Tſchan“, „Honarigkeit“ — empfindet der Leſer nicht mit uns: es klingt alles ſo überaus „alldeutſch“? Übrigens war ſich wohl ſo ziemlich jedes unoerdarbene Gemüt darüber einig, daß „Walſ mit dieſer Schuld nicht weiter die Ralle eines Vorkämpfers für die ideolen Güter des deutſchen Valkes werde ſpielen können“. Volksſtimme = Gottesſtimme hot aber wieder einmal anders befunden.

Ein Priaattelegramm der „M. N. Nachr.“ meldete kürzlich höchſt wichtig: „Im Wiener Volksgarten ſall eine Dichterallee nach Maſter der Berliner Siegesallee errichtet werden mit Büſten aller bedeutenden öſterreichiſchen Dichter.“ O Schmerz, laß' nachl — Den ſelben Seufzer kännte man füglich auch ausſtaßen, wenn man erfährt, daß Hartleben für ſeinen „Roſenmontag“ den „Grillparzer-Preis“ erhalten hat. Grillparzer-, Bauernfeld-, Raimund-, Schiller-Preis u. ſ. w.: dos iſt heut zu Tage ſchon faſt tout égal geworden.

Aus einer erbaulichen Sonntags-Betrachtung der „M. Allg. Ztg.: „Zweifellas iſt, doß durch die Wertſteigerung oon Grund und Boden Viele reich geworden ſind; nicht minder zweifellos iſt aber, daß unſere Münchner Mietpreiſe eine Höhe erreicht haben, die uns um den guten Ruf, eine billige Stadt zu ſein, längſt gebracht hat.“ Was predigen wir denn immer? Gottlab, es wächſt — ſcheint es — endlich das Licht!

Im diesmaligen Kultus-Etat des heimiſchen Landtags erſcheint wieder ein Paſten eingeſtellt zur ſtaatlichen Subaentianierung der Herausgabe aon „Denkmälern bayeriſcher Tonkunſt“. Wir unſerſeits ſind natürlich aufrichtige Freunde dieſer Beſtrebungen der betr. Geſellſchaft. Allein das darf uns nicht hindern, darin eine ungeſunde Hypertrophie der Gelehrſamkeit gegenüber der Praxis muſikaliſchen Lebens zu erblicken, ſo lange dieſer Bewilligung, die wir befürworten möchten, nicht auch eine ſolche zur Unterſtützung oon Volks- und Schüler-Konzerten von Staats wegen zur Seite ſtünde. Darum: Keinen Heller und keinen Pfennig für jene Farderung, ehe nicht das aerdienſtliche Dr. Kaim'ſche Unternehmen erſt ſein Itecht bekommen hat!

Auf was alles ſo ein „Goethebund“ doch nur gerät! Hat nun wieder der Stuttgarter „Bundesbruder“ im „Wilhelmatheater“ ein über 2000 Jahre altes Luſtſpiel aufgeführt, nämlich des römiſchen Luſtſpieldichters Plautus Komödie „Trinummus“. Wie wir ſchon einmal an dieſer Stelle gefogt hoben: „Ein Känigreich für eine gute Idee!“

Recht ſympathiſch — und wir meinen für Gegner wie Freunde des Zweikampfes (auf welches Thema wir ganz ſicher wiederhalt uoch zurückkommen werden) — dünkt uns der öſterreichiſche Duell-Erlaß; beſonders daraus die Stelle, welche das Vorgehen aan Offizieren beſpricht, das einzuſchlagen iſt, wenn ſich ein Offizier eine grobe, wörtliche oder thätliche Be-

leidigung eines Kameraden zu Schulden kommen ließ. Ein ſolches Benehmen wird als mit der Würde des Offiziers unvereinbar erklärt, kann daher nicht den Gegenſtand einer ritterlichen Austragung bilden, ſondern iſt im Wege des Militärſtrafgeſetzes zu ahnden. Erſt, wenn das ſtrafgerichtliche Verfahren nicht zu dem beabſichtigten Reſultate, nämlich zur Entlaſſung des Offiziers, führt, iſt der Fall einer ehrenrätlichen Behandlung zu unterziehen. Wenn auch der Ehrenrat nicht auf den Verluſt der Charge erkennt, iſt die Angelegenheit auf ritterlichem Wege auszutragen. Der Erlaß weiſt ſodann auf den Ernſt des Duelles hin und knüpft daran die Aufforderung, kleinliche Vorkommniſſe und Zwiſchenfälle auf gütlichem Wege beizulegen, damit nicht eine geringfügige unbedachte Äußerung zu einem tragiſchen Ausgange führe. Es entſpreche ritterlichem Sinn und edler Denkungsart weit eher, einen begangenen Verſtaß durch eine Entſchuldigung zu ſühnen, und das Gleiche gelte von einer Annahme einer derartigen Entſchuldigung.

Ein Pariſer Polizeipräfekt hat das Bedürfnis gefühlt, unter die „Unſterblichen“ zu gehen. Herr Lépine erließ jüngſt ein ſtrenges Rundſchreiben an die Polizeikommiſſäre, wonach ſie perſönlich ſofort einen Rundgang bei allen Zeitungsverkäufern, Buch- und Papierhändlern ihres Kreiſes machen ſollen, um alle unſittlichen und unanſtändigen Bilder von den Auslagen zu entfernen. Ja, wenn das Unanſtändige haarſcharf zu beſtimmen, nur auch ſo leicht wäre! Denn was iſt Sitte? In Paris jedenfalls dürfte wieder etwas ganz Anderes „ländlich-ſittlich“ ſein als bei uns in Deutſchland.

Inhalt von Heft 14 der „Deutſchen Heimat“: „Heinrich von Stein. Von Dr. F. Poske; Gedichte von Heinrich von Stein; Aus dem großen Kriege, dram. Szene von H. von Stein“. . . . Ja, Heinrich von Stein — das iſt auch nach ja eine Nummer unſerer Litteratur und Geiſteswelt, die noch nicht entſprechend mitgezählt iſt! Unſere Leſer ſollen ebenfalls, und zwar ſchon demnächſt, Näheres über ſie erfahren, dieſe Perſönlichkeit mit uns kennen und lieben lernen. — Die ſelben geſch. Leſer erinnern ſich vielleicht noch unſerer Vorführung Eduard Aly's aus dem vorigen Sommer (1901, Auguſt-Doppelheft). Vor einigen Wochen hatten wir geſchäftlich an den Genannten etwas zu ſchicken, als uns die Sendung ganz unerwartet mit der paſtaliſchen Meldung zurück kam, daß der Adreſſat plötzlich verſtorben ſei, und kürzlich fanden wir denn auch dieſe Nachricht zu unſerer tiefſten Betrübnis leider offiziell beſtätigt. Auch das „Litt. Echo“ meint, mit ihm ſei „eine eigenartige Begabung unerwartet früh ihrem Schaffen entriſſen“ worden.

Erklärung: Auf Wunſch unſeres Mitarbeiters Wilhelm Weigand ſtellen wir hiermit gerne ausdrücklich feſt, daß (ſelbſtverſtändlich) weder er ſelbſt noch auch Paul Nikolaus Caſſmann die Veröffentlichung der am Grabe von Frau Thora Weigand geſprochenen Worte an dieſer Stelle veranlaßt hat.

Besprechungen.

Sozialwissenschaftliches.

Von K. H. Däscher.
(München.)

Der gebildete Laie, dem sich die ungeheure Bedeutung der Wirtschaft für alle sozialen und kulturellen Zusammenhänge und für das Verständnis der menschlichen Entwickelungsgeschichte überhaupt mehr und mehr aufdrängt, klagt über den Mangel an lesbaren Werken, die frei von dem langweiligen Schematismus der Lehrbücher ihn in die „Zentralwissenschaft" einzuführen geeignet seien. R. E. May*), der als Leiter eines großen Handelshauses über genügende praktische Anschauung verfügt und durch die allgemein geschätzten Wirtschaftlichen Jahresberichte seine litterarische Befähigung erwiesen hat, scheint es vorgeschwebt zu haben, eine moderne Wirtschaftsgeschichte mit Ausblicken in die Volkswirtschaftslehre zu schreiben, die solchem Bedürfnis Rechnung trage. Sein Unternehmen ist indes nur zum Teil gelungen. Er ist klar, aber oft auch seicht; er weiß sehr viel, wird deshalb manchmal zu weitläufig; er ist ein zweifellos eminenter Praktiker, der sich von keinerlei Theorie beeinflussen lassen will — aber dafür gehen seiner Darstellung auch der systematische Zusammenhang und die wissenschaftliche Grundlage öfters verloren. Mag so der Gesamtbau mißlungen sein, es bleibt eine Fülle wertvoller Einzelstücke. Den reichen Inhalt charakterisiert schon eine kurze Analyse der wichtigsten Kapitel. Vom steigenden Einkommen, dem steigender Konsum entspricht, wird ausgegangen und dann das wachsende Einkommen als Folge wachsender Produktion abgeleitet. Das Ergebnis, das mit mannigfachem Zahlenmaterial aus England und Deutschland belegt wird, konstatiert als die Tendenz des verflossenen Jahrhunderts steigende Löhne und gleichzeitig fallende Preise mit zunehmenden Massenkonsum als Wirkung gesteigerter Produktion, d. h. vermehrter Produktivkraft der Arbeit. Mit beredten Worten werden die segensreichen Folgen wachsender Produktivität, deren einzelne Faktoren untersucht werden, gefeiert. „Es kann gar nicht genug produziert werden." Die sogenannte Überproduktion ist nichts Anderes als mangelnde wirtschaftliche Organisation. Je mehr produziert wird, um so größer der Reichtum, um so besser die Löhne, um so stärker der Konsum. Weitere zusammenhängende Abschnitte schildern die Entstehung der Bedürfnisse. Im Einzelnen werden Nahrung, Kleidung, Wohnung ꝛc. bis auf ihre primitivsten Formen zurück verfolgt; die Erweiterung und Differenzierung aller Bedürfnisse, die Demokratisierung des Genusses wird an interessanten Beispielen nachgewiesen.**) Daran schließt sich eine sehr ausführliche Übersicht über die Entwicklung von Handel und Verkehr, in der man u. a. neben dem Wechsel und der Hansa den Omnibus nicht minder wie die Schiffahrt und die Post ꝛc. behandelt findet. Eine eigene Untersuchung ist der Verteilung des deutschen

*) „Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft". Mit 130 Tabellen und vergleichenden Übersichten. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim); Berlin—Bern, 1901. 10 M.

**) Bei jedem Gewerbe wird die Zahl der beschäftigten Personen unter Vergleichung der beiden letzten Berufs- und Gewerbezählungen und seine ev. wirtschaftliche Tendenz zum Großbetriebe hin festgestellt.

Außenhandels auf Eisenbahn-, Wasserstraßen- und Seeverkehr gewidmet. Besondere Aufmerksamkeit verdient eine Darstellung der Aktiengesellschaft, deren Tendenzen zur Verteilung des Gewinnes auf eine wachsende Zahl und damit zur Dezentralisation des Kapitals indes weit überschätzt wird.

Zu den besten Partien aber gehören die nun folgenden, die die genossenschaftliche Entwicklung in den hauptsächlichen beteiligten Ländern und in ihren wichtigsten Formen (Kommunal-, Kredit-, landwirtschaftliche und Bau-Genossenschaften) behandeln. Die städtische Genossenschafts-Bewegung muß noch May in einer systematischen Errichtung von Häuservierteln auslaufen, in deren Mitte sich alle Institute der leiblichen und geistigen Versorgung der Mitglieder befinden. Die Genossenschafts-Bewegung wird langsam aber sicher zugleich neben all' ihren wirtschaftlichen und moralischen Nutzeffekten eine Strukturveränderung der Wirtschaft herbei führen. Auch in der Landwirtschaft, in der nach Ansicht des Verfassers der Kleinbetrieb die herrschende Form sein wird. Die Bedeutung des Großbetriebes wird dabei allerdings keineswegs genügend gewürdigt. Untersuchungen über Unternehmergewinn und Arbeitslohn, in denen nachgewiesen wird, daß der Arbeitslohn sich nur aus steigender Produktivität und nicht aus dem einmal gegebenen Unternehmergewinn auf die Dauer erhöhen kann, und eine instruktive Darstellung der Gewerkschaftsbewegung folgen. Zum Schluß werden die Faktoren zusammen gefaßt, die langsam aber sicher die Struktur der Wirtschaft ändern und zu einer „Organisation der Wirtschaft" durch Organisation von Konsumenten wie Produzenten — „Kombinationen" von Arbeitern und Unternehmern des gleichen Gewerbes — hinführen. Damit werden zugleich auch die Folgen der wirtschaftlichen Anarchie: „Überproduktion", Krisen und Arbeitslosigkeit — überwunden werden. Nach und noch wird die Wirtschaft vergesellschaftet werden, friedlich und nicht katastraphenartig. Neue Einzelunternehmungen werden daneben entstehen und sich entfalten, bis auch sie zur kollektiven Form sich entwickelt haben: durch Genossenschaftsbildung oder Zentralisation unter Kontrole des Staates. Zweck der Wirtschaft bleibt das bestmögliche Resultat; so lange die individuelle Form besser dazu geeignet ist, mag sie jeweilig herrschen; aber auch nicht länger. Reformarbeit auf allen Gebieten, Selbsthilfe in jeder friedlichen Form werden zur ersehnten Harmonie führen. —

Der Text wird unterbrochen durch ein reichhaltiges statisches Tabellenmaterial, das aber zum Teil, so weit die Schätzungen Mulhalls zu Grunde liegen, problematischer Natur ist. Als Nachschlage- und Orientierungswerk würde der Wert des umfangreichen Werkes — 727 Seiten — durch einen Index erheblich gewonnen haben, zumal es doch im Wesentlichen eine Materialsammlung ist. Aber, was wichtiger ist: der Hymnus auf den Fortschritt, die Erwartung der ausgleichenden Tendenzen wachsender Produktivität der Arbeit, der allgemeine Optimismus, der die Schattenseiten allzu leicht übersieht, die Thatsachen allzu günstig andeutet und Harmanie entdeckt, wo der Kampf tobt und weiter toben wird, sind einseitig und übertrieben und darum ebenso falsch wie das Gegenteil, von überall wachsender Verelendung und sich zuspitzenden Katastrophen. Aber die Grundtendenzen, die das Werk durchziehen, sind zweifellos auch in der Welt der Wirklichkeit an der Arbeit, wenn sie auch im Einzelnen überschätzt und ihre Konflikte gemildert werden. Die Faktoren, die in der modernen Wirtschaft, sie umgestaltend und bewegend, wirken, unter Aufbietung vielseitigen historischen und statistischen Materials anschaulich dargestellt zu haben, bleibt so doch — bei allen Mängeln — ein unbestreitbares Verdienst des Verfassers. —

Die revisionistische Richtung, die seit einigen Jahren, besonders im Anschluß an Bernsteins Artikel in der „Neuen Zeit" und ihre Folge: „Die Voraussetzungen des

Sozialismus", innerhalb des marxistischen Sozialismus im Gange ist, hat inzwischen weitere Kreise gezogen, die Gegensätze schärfer zum Ausdruck gebracht und die Anhänger und Gegner in den beiden Lagern der „Neuen Zeit" und der „Sozialistischen Monatshefte", zu denen Bernstein übergieng, gruppiert. Neues ist derweil nicht allzu viel gesagt worden. Auch zwei hier anzuzeigende Bücher*) werden trotz des Preßgeplänkels keine neue Etappe bedeuten. Die Broschüre Bernsteins, welche die Wiedergabe eines im Berliner sozialwissenschaftlichen Studentenvereine gehaltenen Vortrages mit einigen Nachträgen darstellt, will widerlegen, daß die marxistische sozialistische Theorie reine Wissenschaft sei. Nun ist zweifellos, daß einzelne Bestandteile einer Theorie wissenschaftlich unhaltbar werden können, ohne daß das Ganze den wissenschaftlichen Charakter verliere. Das war — implicite — die Ansicht Beensteins in den Voraussetzungen. Hier indes giebt er den wissenschaftlichen Charakter des Systemes auf und zwar nicht blos des marxistischen oder jedes andern sozialistischen, sondern — das ist zu folgern — jedes soziologischen Systemes überhaupt, das sich mit der Gestaltung der Zukunft befaßt. Denn er definiert die Wissenschaft als das systematisch geordnete Wissen. Eine Lehre von einer kommenden Gesellschaftsordnung entzieht sich aber einer streng wissenschaftlichen Feststellung. Und darum will Bernstein statt des wissenschaftlichen Sozialismus nur diesen „kritischen" gelten lassen. Die Hülfsbeweise, die weiter heran gezogen werden, z. B. daß den Sozialisten ein Wollen, eine Tendenz an der reinen Erkenntnis hindern könne, gelten von jeder Erkenntnis, speziell jeder soziologischen, und beweisen daher zu viel oder zu wenig. Der Hauptbeweis aber krankt an der viel zu engen Definition der Wissenschaft und beweist wieder einmal, daß Bernsteins schwache Seite immer noch die Philosophie ist. Das Recht der Hypothese kann jede Soziologie, jedes sozialistische System für sich in Anspruch nehmen, so gut wie jede andere Wissenschaft, ohne deshalb aufzuhören, wissenschaftlich zu sein. Daß jede Sozialwissenschaft besondere Gefahren in sich schließt, die ihre Wissenschaftlichkeit zu stören geeignet sind, bleibt freilich wahr und ist u. a. von Spencer besonders erörtert worden. Die falsche Auffassung der Wissenschaft führt Bernstein in konsequenter Weise dazu, die Hypothesen des Sozialismus Utopien zu nennen und gleichzeitig den Unterschied zwischen dem älteren utopistischen Sozialismus der Owen, Fourier, St. Simon, deren teilweise „wissenschaftliche" Bedeutung er mit Recht betont, und den marxistischen wissenschaftlichen zu verwischen. Er übersieht den fundamentalen Unterschied, daß die Utopie uns die Vorzüglichkeit ihres erfundenen Ideals einreden will, während der moderne Sozialismus uns auf Grund einer Analyse von Thatsachen und darin entdeckten Tendenzen von der hohen Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen gesetzmäßigen Notwendigkeit, einer „genossenschaftlichen" Gesellschaftsformation überzeugen will. Dabei kann die Mehrwerttheorie und manches Andere ruhig falsch sein, wie Bernstein annimmt, während andererseits die Einsicht in die größere Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit des Sozialismus mitsamt aller von ihr ausgehenden Willensbeeinflussung ohne die Wahrscheinlichkeiten der notwendigen Entwicklung zum Sozialismus hin für diesen wenig nützen und noch weniger beweisen würden. Ist demnach der Grundannahme Bernsteins prinzipiell zu widersprechen, so ist ihm doch in manchen Einzelheiten beizupflichten. Das Programm selbst einer Partei, die in engster Fühlung mit der Wissenschaft bleiben will, und wie viel mehr noch das Verhalten der einzelnen Politiker oder die Agitation, wird

*) Eduard Bernstein: „Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich?" Verlag der „Sozialistischen Monatshefte", Berlin.

Dr. Alfred Nossig: „Revision des Sozialismus", I. Teil. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim), Berlin-Bern. (Soeben erschien auch der II. Teil.)

nie rein wissenschaftlich sein können. Wo es zu handeln gilt, kann nicht erst immer das Ergebnis einer nach nicht abgeschlossenen wissenschaftlichen Forschung abgewartet werden. Mag die Utopie hier ihre Rolle spielen! Schädlich wird sie erst, wenn sie die bessere Erkenntnis hindert, anerkannt und befolgt zu werden. Auch eine sozialogische Theorie, die ursprünglich wissenschaftlich war, kann ganz oder zum Teil utopistisch werden, wenn sie nämlich aufrecht erhalten wird trotz neu eingetretener Thatsachen aber trotz besserer Erkenntnis der gleichen fortbestehenden.

Ein neuer Revisionär, der indes von der orthodoxen Schule auf's Energischste zurückgewiesen wurde, ist dem Sozialismus in Dr. A. Rossig erstanden. In dem ersten Bande seines projektierten größeren Werkes beabsichtigt er, ein System des bisherigen Sozialismus zu geben und dann in den späteren die Kritik und die Weiterführung daran zu knüpfen. Ausführliche Prolegomena orientieren über Ziel, Methode und Grundansicht des Verfassers. Danach schwebt ihm vor, eine rationelle Sozialpolitik für die kommende Epoche zu entwerfen, die auf der richtigen Mischung des kollektiven und individualistischen Prinzips beruhen und durch regelmäßige Interaention des Staates ergänzt werden soll. Als Vorbild schwebt ihm dabei Moses' Jubeljahr vor, das bekanntlich alle 50 Jahre den veräußerten Besitz dem ursprünglichen Eigentümer zurück geben wollte. Leider ist dem gelehrten Zionisten entgangen, daß diese Institution nie etwas Anderes war als eine Utopie, die nie verwirklicht wurde. Ferner meint Herr Rossig, die einsichtigsten Vertreter aller Parteien für seinen Reformentwurf gewinnen und dieses Programm des sozialen Friedens, die gerechteste Resultante, den egoistisch verblendeten Massen auf legislatorem Wege aufzwingen zu können.

Also ein Utopist in Folio! — Die Zusammenfassung der Hauptgedanken der sozialistischen Theoretiker zu einem System mag eine sehr dankenswerte Arbeit sein, sie scheint aber auch sehr schwierig. Marx, Malon, Faure und irgend welche Parlamentsreden unter einen Hut zu bringen, ist nur auf Kosten des Einen oder Andern möglich. Dabei muß die Bestimmtheit z. B. des Marxismus in die Brüche gehen. In der That ist denn auch die Marx'sche Werttheorie, seine Auffassung des Handels und vieles Andere bedeutend verwässert und entstellt. Anderes wieder scheint mir als spezifisch sozialistisch nicht nachgewiesen, abgesehen davon, daß es falsch ist. Z. B. daß die Entstehung des Privateigentums am Grund und Boden auf die Unterjochung eines kommunistisch organisierten Volksstammes durch einen Eroberervolk zurückzuführen ist. Endlich ist unerfindlich, warum das eherne Lohngesetz noch in dieser Darstellung fungiert. Das braucht doch nicht erst durch eine Reaktion beseitigt zu werden. Da indes die Kritik noch aussteht, die am hier gewonnenen System geübt werden soll, muß das endgiltige Urteil noch verschoben werden. Denn es ist nicht ausgeschlossen, daß bei all den oben angedeuteten Unglaublichkeiten des Werkes im Einzelnen Wertvolles herauskommt.

So kann schon die im ersten Bande hier eingestreute Kritik und Weiterbildung der Marx'schen Konzentrationstheorie als eine Neuformulierung allerdings bereits bekannter Thatsachen erwähnt werden. So skeptisch wir demnach gegen den positiven Sozialreformer Rossig sein müssen, als Kritiker und Forscher muß er gehört werden.

Romane, Novellen, Märchen, Skizzen.

Weiße Nächte. Mörchen von Robert Heymann. München, Verlag „Frührot".

Einsamkeit. Die Geschichte eines reinen Thoren von Richard Huldschiner. Umschlag-Zeichnung von Carl Moser. Hamburg, Alfred Janssen.

Schickſale. Novellen von Wilhelm Poeck. Ebenda.

Roman eines Dekadenten von Manfred Fuhrmann. Berlin, „Harmonie", Verlags-Geſellſchaft für Litteratur und Kunſt.

Jakob Schläpfle und andere Geſchichten von Emanuel von Bodman. München, Albert Langen.

Aus den Gallerien meiner Träume von Hermann Jaques. Dresden, Karl Reißner.

Die Verrottung des deutſchen Stiles dürfte auf dem Höhepunkte angelangt ſein. Leſenswerte Bücher ſind ſelten heute bei uns, aber noch dünner geſäet die Schriftſteller, die eine ehrliche, geſchulte Arbeit vorweiſen können. Ein ſchmierſeliges Gehudel überſchwemmt den Markt. Die Legion der Litteraten robottet mit keuchendem Atem. Die Schreibwut iſt wirklich bereits pathologiſch intereſſant geworden. Um ſo unerbittlicher ſei der Kritiker deshalb auf der Wacht. Aber aus der ſchmutzigen dämmebrechenden Waſſerflut greife er zielſicher die wenigen Bücher, die dieſen Namen würdig an der Stirne tragen, ehe ſie der pfeilgeſchwinde Abgrundſturz mit ſich reißt.

Richard Huldſchiner — einen neuen Mann — habe ich das Vergnügen, mit voller Achtung nennen zu dürfen. Seine „Geſchichte eines reinen Thoren" iſt eine gute Erzählung, von einem innigen Dichter zeugend. Roſegger und Hamſun ſind die Geſtirne, in deren Zeichen ſie geworden ſein mag. Aber ein eigenes, im beſten Sinne ſinnliches Temperament hat ſie geſchaffen. Die Geſchichte von einer großen Liebe und ihrer Schickſal wirkenden Macht wird in trefflicher Entwicklung langſam, ſtetig, ſicher, mit vollen ſatten Worten erzählt. Der zweite Teil fällt gegen die Einheitlichkeit des erſten ab. Und ſtraffer, gedrängter, wuchtiger möchte man das Buch wünſchen. Aber auch ſo hinterläßt es einen lebendigen Eindruck.

Weniger Eigenart, aber eine reifere Seele zeigt Poeck in ſeinen vier „Schickſalen". Das ſind einfache Geſchichten, erfüllt von einer reinen, hohen, ſtarken Geſinnung. Ihre Wirkung iſt bedeutender als die der „Einſamkeit". Die Themen ſind nicht neu: der in ſich ſelbſt geduckte, vom Leben bedrängte Knabe, in dem der Haß und die Verzweiflung fürchterlich aus der Enge rauſchen, die „Gefallene" und der ſtarre, ſteifnackige Vater, der ſtille Krüppel, in dem eine wunderbare Liebe verzichtend und beſchenkend zu ihrer höchſten Schönheit ſich verklärt, der Knecht, der ſeine Ehre ſchrecklich rächt; die Pſychologie dieſer Menſchen iſt nicht verworren und verwirrend, die Sprache des Dichters iſt faſt etwas veraltet: alle dieſe Sachen könnten vor 40 Jahren geſchrieben ſein; aber eine Macht über das Herz haben ſie wie wenige der allerfeinſten, allertiefſten. Raabe's Name wird einmal nicht ohne Beziehung genannt.

von Bodman hat vier kleine Skizzen vereinigt, die, etwas ſalopp vorgebracht, durchaus unterhaltend genannt werden dürfen. Die beſte iſt das „Karuſſell". Der „neue Menſch" wirkt gar zu gewollt „eigenartig". Der ganze Ton des Bändchens hat etwas Schollenſchwüles, Helles, Derb-Sinnliches. Zola war nicht ohne Einfluß. Ein künſtleriſches Erlebnis iſt das Buch nicht. Hier war keine Seelennot, die ſich ſchaffend erlöſte. Ein tüchtiger Schriftſteller ließ ein paar neue Skizzen drucken, die man ohne Dankesüberſchwang quittiert.

Dankbarkeit iſt nicht das Gefühl, das man Herrn Heymann gegenüber für angebracht hielte. Dieſe „Weißen Nächte" ſind ein ſüßlicher Wortebrei, beſſer verbildlicht: ein weich zerfloſſenes Fruchteis. Derlei thränenſelige markloſe Fadeſſen mögen ahnungfröſtelnden Konfirmandinnen munden, andere Menſchenkinder lehnen lächelnd ab.

Nicht ſo harmlos gebärdet ſich Herr Jaques. Hörbar wandelt er in den „Gallerien ſeiner Träume" auf und ab. Dieſes Buch iſt typiſch für eine gewiſſe Sorte „moderner" Proſa. Der „nicht un-

begabte" junge Mann von heute beliebt derlei nebulose Satzverbindungen auf gutem breitrandigem Papier der Mitwelt mit lässiger Grazie hinzuwerfen. Es giebt Passagen in dem dünnen Bändchen, die gefallen, Sätze, die packen, Bilder, die sitzen wie ein gewandt geführter Hieb, Gedanken, die verblüffen, erfreuen. Unzweifelhaft wird uns der Autor einmal, wenn er sich Zeit zur Reife ließ, nach etwas Bedeutendes zu sagen haben. Dann wird er mir gerne zugeben — heute gefällt er sich noch zu gut —, wie aufdringlich „gemacht" dieses altkluge Dokument seiner Belesenheit den Leser anmutet, der sich nicht dupieren ließ. Denn ich wünsche dem geschmackvoll lignierten Büchlein verständige Leser. Die Käufer fördern ein Talent — von morgen.

Eine Warnungstafel jedoch, breit und mit dicken drohenden Lettern, will ich vor einem „Werk" errichten, das durch den „beliebten" geschmacklosen Titel lüsterne Leser locken könnte: dem „Roman eines Dekadenten" von einem unseligen Fuhrmann. Ein derartig widerlich-großmäuliges Schand- und Schundstück verirrt sich hoffentlich doch selten heute in die „Litteratur". In einem wüsten, magenwendenden Idiom quatscht hier ein sehr von seiner Bedeutung erbauter „Gebildeter" geradezu aufregende Ödigkeiten. Weiber, Weine, Duelle, Materialismus, Beethoven, Pathologen, Indianer, Fürsten, Dolche, Morphium, Priester, Schenkel, Darwin, Studentinnen, Nietzsche, Winkeladvokaten — nichts wird uns geschenkt. Ein schauerlicher Fall der Schreibetollwut. Gut, daß es einem „Sanitätsrat" gewidmet (!) ist.

Dr. Richard Schaukal.

Thomas Mann: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman. Berlin, S. Fischer.

Als ich vor geraumer Zeit in diesen Blättern das Vergnügen hatte, von einem mir gänzlich unbekannten Herrn Thomas Mann als von einer hochbedeutsamen Individualität zu künden („Der kleine Herr Friedemann"), konnte ich nicht ahnen, wie glänzend sich mein Verheißen erfüllen würde. Denn diese Geschichte einer Familie, ein Roman größten Stiles, ausgearbeitet mit einer geradezu ehernen Technik und erfüllt von ureigenstem Erleben, ist ein prachtvolles Buch — ein Buch, wie wir Deutsche deren kaum zwei heutiger Produktion aufzuweisen in der Lage sind. Getrost darf es sich den trefflichsten Werken der Skandinavier an die Seite stellen. Kein abenteuernder Litterat (Gauklertypus „Wassermann"), ein bodenständiger Dichter entrollt vor den entzückten Blicken des verwöhnten Genießers der Tolstoi, Hamsun, Maupassant, Krag, Garborg mit einer unheimlichen Sicherheit der Ausdrucksmittel das künstlerisch auf Charakteristisches reduzierte Sein von wurzelechten Generationen. Der nachhallende Eindruck dieses Löwenwurfes ist — aesthetisches Glück.

Dr. Richard Schaukal.

Heimatkunst.

Fritz Stavenhagen: Jürgen Piepers. Niederdeutsches Volksstück. Hamburg, August Harms.

Der Selbe: Der Latse. Hamburger Drama. Ebenda.

Nikolaus Krauß: Die Stadt. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Franz Breda: Aus märkischem Sande. Ein Wanderbuch. Leipzig, Heimatverlag von Georg Meyer.

Die beiden Dramen von Fritz Stavenhagen verraten eine starke, sichere Kraft und eine innige, scharfe Beobachtung. Seine Gestalten sind hart und eigensinnig — der Latse so, wie der Bauer Jürgen Piepers. Beide sind alte, zornige Typen, die wollen, daß das Leben nach ihrem Schädel geht, und die im Konflikt, den sie durch ihren Eigensinn herauf beschwören, zu Grunde gehen. Beide töten sich, so bald sie sehen, was sie mit ihrem Starrsinn angerichtet haben. Das ist eigentlich der einzige Vorwurf, den ich dem Dichter zu machen habe:

daß er in zwei Dramen den selben Stoff behandelt. Von der Bühne herab müssen beide aber einen großen Eindruck hinterlassen, etwa wie die ersten, bodenständigen Dramen Halbe's und Hauptmanns, denen sie ebenbürtig sind.

Mit gleicher Liebe behandelt Nikolaus Krauß seine Heimat. Die „Stadt" ist der dritte Roman einer Serie „Die Heimat". Eine Egerländer Kostfrau steht in der Mitte der Handlung. Und das Egerer Leben wird in knappen, köstlichen Szenen geschildert. Und der Deutschböhme hat etwas vor dem Niederdeutschen voraus: die Kunstform. Im Roman läßt sich vieles sagen, was man im Drama unterdrücken muß; die zahllosen lyrischen Momente finden im Roman überall Platz. Auch scheint es mir, als wäre im Psychologischen Krauß der Stärkere. Er läßt seine Gestalten im Kampfe mit der Umwelt, im Kampfe um's Dasein siegen. Stavenhagen muß sie untergehen lassen.

„Aus märkischem Sande" von Franz Breda ist auch Heimatkunst, aber nicht die beste. Breda beobachtet vieles, aber nicht das Bedeutende. Er hat es auch nicht immer in der Gewalt, das Beobachtete wieder zu geben. Er gleicht dem Bildhauer, dem der Thon unter den Fingern hart wird. Aber das liegt nicht am Thon, sondern an den Fingern. Die Mark hat schon größere und gewaltigere Schilderer gehabt; solche, die die Liebe zur Heimat nicht erst zu predigen brauchten, denen sie aus jedem Worte hervor leuchtete. Seit die Heimatkunst, diese alte Kunst, wieder in Mode gekommen ist, fällt es plötzlich Vielen ein, daß sie doch auch eine Heimat haben. Früher haben sie nie daran gedacht.

Gustav Macasy.

Lyrik.

Hermann Löns: Mein goldenes Buch. Lieder. Hannover, Schaper.

Herr Löns muß wissen, warum er sein Buch, ein „goldenes" Buch nennt, — ich nicht! Lila und gelb ist die Ausstattung, der Druck und das Papier; das ist alles, was auffällt; oder vielleicht noch Verse wie:

Die Fuhrenkuppeln streichelt,
Ein leiser Murmelwind,
Gleichmäßiges ruhiges Hellgrau
Das weite Moor überspinnt,

oder:

Alle Birken grünen in Moor und Hald',
Jeder Brahmbusch leuchtet wie Gold,
Alle Heidierchen dudeln vor Fröhlichkeit,
Jeder Birkhahn kullert und tollt.

Das sind alles ernste Lieder, und das Recht der Komposition und des Vortrages ist vorbehalten — also Vorsicht!

Hanns Holzschuher.

Zum Jacobowski-Grabmal

sind bei den Unterzeichnern des „Aufrufes", den Herren Dr. Josef Ettlinger, Herausgeber des „Litt. Echo", und Heinrich Rippler, Herausgeber der „Tägl. Rundschau", bis Januar 1902 nachstehende Beiträge eingegangen:

Von Ernst Wichert, Josef Lauff, Georg Frhr. von Ompteda, Georg Engel, Alex Delmar (als Ertrag der Erstaufführung des Einakter-Cyclus „Das deutsche Jahrhundert") 200 M.; Ertrag einer Jacobowski-Matinée des Rezitators Max Laurence 167 M. 85 Pf.; Stammtisch Bauer Montag 25 M.; Redakteur Fernandes, Duisburg 5 M.; von zwei Schulfreunden (Dr. Damrow und Dr. Brand, Berlin) 20 M.; Frau Diedrichsen, Bremerhaven 10 M.; C. T., Dortmund 10 M.; Frl. Theo Schücking, Berlin 10 M.; Direktion des Schillertheaters 20 M.; Dr. Raphael Löwenfeld 10 M.; Verein „Klause",

Berlin (durch Victor Blüthgen) 10 M.; Dr. Engel, Berlin 5 M.; Oberamtsrichter G. W., Oberkirch 3 M.; Redakteur Abrahamsohn, Berlin 10 M.; Dr. Hermann Gutzmann, Zehlendorf 40 M.; A. und R. Meyerstein, Berlin 10 M.; Familie Sarges, Charlottenburg 10 M.; Dr. Meyer-Cohn, Berlin 100 M.; Rechtsanwalt Roth, Berlin 5 M.; R.-A. Josef Cohn, Berlin 10 M.; Verein zur Abwehr des Antisemitismus 200 M.; Dr. Rudolf Galdschmidt, Frankfurt a. M. 50 M.; Hofschauspieler Paul Wiecke, Dresden 10 M.; Rechtsanwalt Dr. F., Berlin 5 M.; F. Liebermann, Berlin 25 M.; Dr. C. M., Berlin 1 M.; Clara Hipner, Pasen 5 M.; Dr. H. Rauch, Direktor des Residenztheaters Wiesbaden 25 M.; R. und S. W., Alzey 5 M.; Ignaz Brüll, Tonkünstler, Wien 8 M. 50 Pf. (10 Kr. ö. W); F. und E. Moest, Berlin 10 M.; R. R., Frankfurt a. M. 5 M.; Skatklub am Broglie, Straßburg 10 M.; A. E., Straßburg 2 M.; S. E., Straßburg, 3 M.; F. und C. C., Berlin 50 M.; Ungenannt, Berlin 150 M.; Dr. R. P., Berlin 3 M.; Frau M. R., Berlin 40 M.; S. S., Berlin 40 M.; Herr und Frau Hofrat v. Ebner, Wien 20 M.; W. M., Karlsruhe 5 M.; L. E., Karlsruhe 5 M.; Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Leipzig 10 M.; Anna Ritter, Berlin 10 M.; F. F. & Co., Berlin 25 M.; Ch. Hallgarten, Frankfurt a. M. 100 M.; A. J. Silberberg, Pellenigken 3 M.; Frau Th. L., Berlin 2 M.; Frau L. B., Berlin 1 M. 50 Pf.; A. L., Berlin 2 M.; Frau Th. E., Berlin 6 M.; Frau M. v. Sch., Berlin 2 M.; Carl Baron Torresani, Mentane 20 M.; Dr. med. Hecht, Nowawes 10 M.; A. und Cl. R., Frankfurt a. M. 10 M.; Dr. Paul Remer, Berlin 20 M.; von einem ehemaligen Mitschüler des Verstorbenen (W. K.) 3 M.; stud. phil. Alfred Kleinberg, Teschen 1 M. 70 Pf. (2 Kr. ö. W.); K. O., Berlin 1 M.; cand. jur. Eduard Freudenberg, Berlin 3 M.; Rechtsanwalt Dr. F. Bandi, Dresden 20 M.; Vizekanzul A. M. Siman, Hannover 20 M.; Prinz Emil Schönaich-Caralath, Haseldorf 60 M.; C. Arnhold und K. Schmalz, Dresden 6 M.; Ludwig Töpfer, Linz a. D. 4 M. 25 Pf. (5 Kr. ö. W.); Prof. Dr. L. Bräutigam, Bremen 5 M.; Ungenannt, Philadelphia 100 M.; Dr. Paul Rieger, Prediger, Potsdam 3 M.; F. F., Potsdam 3 M.; Oberbürgermeister Bleek und Frau, Minden i. W. 10 M.; J. B., Gießen 10 M.; H. R., Berlin 20 M.; J. E., Berlin 20 M. — Insgesamt 1909 M. 80 Pf.

Außerdem sind noch bei der Schriftleitung der „Gesellschaft" folgende Beträge eingelaufen:

Von Dr. Seidl, München 10 M.; Josef Theodor und Frau Emma Rebenhall, Breslau 4 M. 55 Pf.; Wilhelm v. Lichtenow auf Lichtenow b. Friedeberg 20 M.; Wilhelm Weigand, München 20 M.; M. Hollfelder, Berlin NO. 10 M. — Insgesamt: 64 M. 55 Pf.

Die genannten beiden Heeren Sachwalter teilen gleichzeitig mit, daß der Berliner Bildhauer Hugo Lederer, dessen Name soeben erst durch das Ergebnis der Hamburger Bismarckdenkmal-Konkurrenz Vielen geläufig geworden ist, sich zur Ausführung des Grobdenkmals unter spontanem Verzicht auf jede Entschädigung bereit erklärt hat. Die Gewähr für eine würdige und künstlerisch vornehme Schöpfung ist also gegeben und die Sammlung, vorbehaltlich einiger Nachträge, damit geschlossen.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft" liegt ein Prospekt von D. Treu, Rheda i. Westfalen (Bez. Minden), bei.

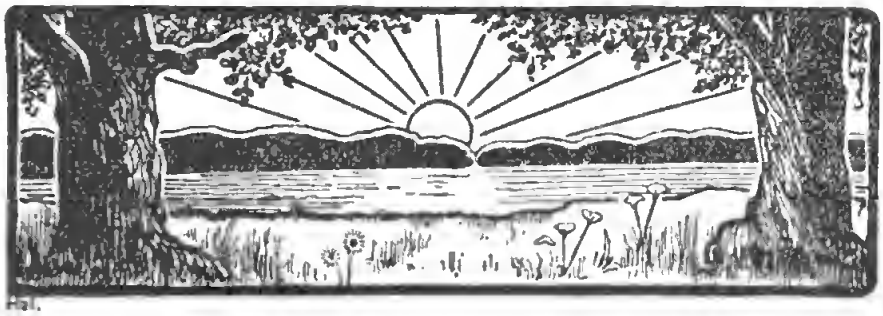
Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II. Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4½ bis 6½ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Bücherssendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Piersons Verlag (R. Linde) in Dresden.

Joseph Arthur Graf von Gobineau.

Nach dem von der „Deutschen Gobineau-Gesellschaft“
ausgegebenen Bilde.



Band I. ✿ 1902. ✿ Heft 4.

Gobineau.

Sein Problem und seine Hypotheſe.

Von Lic. Dr. Eugen Kretzer.*)

(Frankfurt a. M.)

Wir Alle ſind in den Ideen von 1789 aufgewachſen und haben an ſie geglaubt, nicht wie an Katechismus und Evangelium, denn was will das heut zu Tage noch ſagen, aber wir haben an Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geglaubt wie an die mathematiſchen und logiſchen Axiome. Die Gleichheit der Menſchen hat im abgelaufenen neunzehnten Jahrhundert als eine nahezu allgemein anerkannte Thatſache gegolten, und auf dieſem Axiom iſt die ſoziale Frage neu erſtanden. Die Niedrigen und Armen grollten den Vornehmen und Reichen: Was wollen denn die? Was haben ſie für ein Recht auf Glück vor uns voraus? Sind ſie denn etwas Beſſeres als wir? Sind ſie aus anderem Stoffe geformt als wir? Wenn das der Fall wäre, dann könnte man ihre Anſprüche ja vielleicht begreifen, will man damit ſagen, — aber das behaupten ſie ja ſelbſt nicht einmal. Und in der That, auch die Vornehmen und Reichen waren weit davon entfernt, die Sicherheit des guten Gewiſſens zu beſitzen. Theoretiſch beantworteten auch ſie jene Fragen, etwas zögernd höchſtens, mit „Nein, wir haben ja eigentlich kein angeborenes Vorrecht auf Glück und die Mittel zum Glück, denn alle Menſchen ſind Brüder und gleich".

*) Aus dem in dieſem Frühjahr erſcheinenden Buche: „Joſeph Arthur Graf von Gobineau. Sein Leben und ſein Werk." Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. (Männer der Zeit, Band XI.)

Aber in der Praxis ihrer Lebensführung behaupteten sie diesen Anspruch dennoch mit zäher Beharrlichkeit und bewiesen dadurch, daß sie, instinktiv und unbewußt vielleicht, thatsächlich doch nicht im Glauben an die Gleichheit, sondern vielmehr im Glauben an die Ungleichheit innerhalb der menschlichen „Brüderschaft" lebten.

Die Niedriggeborenen zeigten das gleiche Verhalten. In Wirklichkeit lebten auch sie von der Ungleichheit der Menschen völlig überzeugt. Aufwärts strebende Geister schwangen sich empor zu Führern der Massen, — sie wurden Herren, die Geführten blieben Sklaven. Die Masse kriecht vor Diesem heute und vor Jenem morgen: glücklich, wenn sie nur kriechen kann. Die Menschen sind keine Brüder, dazu sind sie viel zu ungleich; die Gleichheit der Menschen ist ein Traum, eine Lüge — ein schöner Traum vielleicht, der aber der rauhen Wirklichkeit nie und nimmer entspricht.

Gleichheit ist auch nicht mit Freiheit vereinbar. Sollen die Menschen einander gleich sein, so darf kein Einziger Freiheit besitzen. Denn sind sie frei, so gehen aus jedem bellum omnium contra omnes die stärkeren Sieger wieder als Herren hervor. Ebenso sicher wie die Thatsache der Ungleichheit der Wesen, welche wir Europäer Menschen nennen und welchen wir die „allgemeinen Menschenrechte" damit theoretisch wenigstens zusprechen, wissen wir es im Grunde auch, daß jeder Ausgleich, selbst wenn er gelänge, nur ein Provisorium, ein vorüber gehender Zustand sein könnte. Die thatsächliche Ungleichheit der Menschen würde ihn sofort wieder unterminieren. Und würden überhaupt unter gleichen Umständen Alle das gleiche Glück empfinden? Werden nicht in jedem Gleichheitsstaate die Glücksempfindungen der Bürger erst recht verschieden, ungleich sein? Ist der Gebildetste der Glücklichste? Wann ist manchen Menschen am kannibalischsten wohl? Weder in Bellamy's Boston des Jahres 2000 noch in Tolstoi's russischem Bauerndorf würden Alle gleichmäßig glücklich sein.

Ist das neunzehnte Jahrhundert das Jahrhundert des Sozialismus, das Jahrhundert des Strebens nach Gleichheit gewesen, das Jahrhundert, welches die 1789 gestellte Aufgabe zu lösen, die soziale Frage zu beantworten sich abmühte, so mehren sich für den tiefer Blickenden die Anzeichen, daß man es im zwanzigsten aufgeben wird, die Quadratur dieses Zirkels zu suchen, daß wir einem Jahrhundert *aristokratischer Weltanschauung* in einem neuen und besseren Sinne des Wortes auf's Neue entgegen gehen.

Wenn man die Wirklichkeit sehen und die Wahrheit erkennen will, wenn man ehrlich die Wahrheit will und nur den Sieg der Wahrheit, mag er zunächst als Glück oder als ein Unglück erscheinen, so muß man jedenfalls das wenigstens wünschen, daß auf jene ernsten Fragen *jede*

mögliche Antwort gehört und möglichst weithin gehört wird, so sehr sie auch den eigenen, bisher gehegten Anschauungen und Überzeugungen vielleicht widerspricht. Deshalb weise ich auf Gobineau hin. Es ist das Verdienst dieses vor Kurzem noch nahezu unbekannten Denkers, auf dessen Namen man aber jetzt schon weithin zu horchen beginnt, das Problem der menschlichen Ungleichheit zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht und in seinem wissenschaftlichen Hauptwerke eine höchst beachtenswerte Hypothese zur Erklärung der angedeuteten, vielfach und in neuester Zeit besonders lebhaft empfundenen Thatsache, daß die Menschen einander überhaupt gar nicht gleich, sondern, daß sie von Natur einander ungleich sind, aufgestellt zu haben. Auch er ist dazu durch die Eindrücke des sozialen status quo seiner Zeit veranlaßt worden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein reiches Leben*) war abgeschlossen, als man Gobineau zu Grabe trug, ungewöhnlich reich an Eindrücken und Erinnerungen aus der äußeren Welt, — reicher das innere Leben, dessen Spiegelbild Gobineau's wissenschaftliche und künstlerische Werke sind. Das Hauptwerk und der Mittel-

*) Vergl. das den „Asiatischen Novellen" (Reclam, Universalbibliothek Nr. 3103, 3104) voran gestellte Lebensbild des Grafen Gabineau von Ludwig Schemann. Nächst Richard Wagner, dem persönlichen Freunde Gabineau's, haben wir es bekanntlich fast ausschließlich dem durch den Meister für diese Aufgabe gewannenen Professor Dr. Ludwig Schemann zu danken, wenn uns Gabineau heute kein Fremder mehr ist. Er hat das Hauptwerk Gabineau's und außerdem dessen überall mit Begeisterung aufgenammene dramatische Szenen „Die Renaissance", sowie jene „Asiatischen Novellen" in meisterhafter Weise verdeutscht, unserer Litteratur als Besitz eingefügt. In Verbindung mit Sr. Durchlaucht dem Fürsten Philipp zu Eulenburg und dem Freiherrn Hans von Wolzogen hat er die „Deutsche Gabineau-Vereinigung" gegründet, welche den wissenschaftlichen und künstlerischen Werken des Grafen zu möglichst weiter Verbreitung und möglichst tiefer Wirkung verhelfen will.

Durch den Buchhandel sind zur Zeit nur nach folgende Werke Gabineau's zu beziehen: Essai sur l'inégalité des races humaines. Paris 1884. — Deutsche Ausgabe: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen (L. Schemann). Stuttgart 1898—1901. — Histoire des Perses. Paris 1869. — La Renaissance. Scènes historiques. Paris 1877. (Deutsch von L. Schemann. Reclam, U.-B. 3511—15.) — Les réligions et les philosophies dans l'Asie centrale. Paris 1900. — Les Pléiades. Stockholm-Paris 1874. — Nouvelles Asiatiques. Paris 1876. (Deutsch von L. Schemann. Reclam, U.-B. 3103—04.) — Histoire d'Ottar Jarl et de sa descendance. Paris 1879. — Alexandre le Macédonien. Tragédie en cinq actes. Straßburg 1901. — Die übrigen Schriften Gobineau's sind vergriffen. Wer zu ihrer Wiedereinführung durch Neudruck und zu weiteren Veröffentlichungen aus dem reichen litterarischen Nachlaß mitwirken und beisteuern möchte, wird durch Herrn Professor Dr. L. Schemann, Freiburg i. Br., Maximilianstraße 22, Auskunft über die Erwerbung der Mitgliedschaft der Deutschen Gabineau-Vereinigung erhalten.

punkt seines geistigen Schaffens ist unstreitig sein „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen". Um dem Vorurteil von vornherein zu begegnen, daß man es hier mit einer dilettantischen Gelegenheitsarbeit des Diplomaten zu thun habe, erwähne ich, daß Gobineau sich von Jugend auf der Wissenschaft gewidmet hatte, daß er vierzehn volle Jahre der frischesten ersten Arbeitskraft einzig und allein der Konzeption der Gedanken jenes Werkes gelebt hat und daß er erst nach Vollendung der Studien zu seinem Hauptwerke in die diplomatische Laufbahn eingetreten ist. Ich füge hinzu, daß er in diesem hauptsächlich auf die Ergebnisse deutscher Wissenschaft seine Hypothese über den Ursprung der menschlichen Ungleichheit aufbaut. Man trifft auf allen Seiten des Werkes die Namen deutscher Forscher, der beiden Humboldt, Lassen, Pott, Carus, Gesenius, Ewald, Ritter, von Martius, Movers, Lepsius, Niebuhr, Grimm, Savigny, Otfried Müller, Max Müller, Mommsen — um nur die allerbekanntesten herauszugreifen — neben jenen der hervorragendsten französischen und englischen Gelehrten seiner Zeit.

Gobineau's „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" ist mit einem Wort von Schemann treffend bezeichnet worden als eine Kulturgeschichte größten Stils, in welcher Gobineau zuerst die wirkliche, bisher noch unerkannte Basis der Geschichte aufgedeckt zu haben überzeugt ist. Man hat dies, so bald Gobineau neuerdings bekannt wurde, arrogant gefunden: aber ein Urteil, ja selbst eine Meinung steht hier doch wohl nur Solchen zu, die sein ganzes Werk nicht nur vom Hörensagen kennen oder durchblättert, sondern selbst gelesen und bis in's Einzelne prüfend und erwägend nachgedacht haben. Wenn Metaphysik die Lehre vom Ding an sich wäre, welches hinter den Erscheinungen steckt und sie verursacht, hinter den Erscheinungen, über welche die Physik uns belehrt, so könnte man Gobineau's Werk eine Metahistorie nennen, welche die wahren Ursachen der Historie, des geschichtlichen Geschehens, zu enthüllen verspricht.

Ich stelle die für das Verständnis der Hypothese Gobineau's bedeutsamsten Stellen zunächst in freier Anordnung zusammen. —

Mich hat vom ersten Tage an, da ich nachdachte, und ich habe zeitig nachgedacht — so lesen wir in der Einleitung des Werkes — verlangt, mir über mein eigenes Wesen Rechenschaft abzulegen, weil ich, mächtig ergriffen von dem Grundsatz: „erkenne dich selbst", nicht vermeinte mich erkennen zu können, ohne das Wesen des Mediums zu verstehen, in dem ich lebte, und das mich einesteils mit der leidenschaftlichsten und innigsten Sympathie anzog, andernteils mich anwiderte und mit Haß, Ver-

achtung und Abſcheu erfüllte. So habe ich denn mein Möglichſtes gethan, um, ſo gut ich es konnte, mit meiner Analyſe in das Weſen deſſen einzudringen, was man etwas allgemeiner, als in der Ordnung iſt, das Menſchengeſchlecht nennt, und dieſes Studium hat mich das gelehrt, was ich hier vortrage. Ich gab allmählich die Beobachtung der gegenwärtigen Zeit zu Gunſten derjenigen der vorher gehenden Perioden, dann der geſamten Vergangenheit auf; dieſe verſchiedenen Bruchſtücke habe ich zu einem ungeheuren Ganzen zuſammen gefaßt und, von der Analogie geleitet, mich faſt wider Willen der Wahrſagung der fernſten Zukunft zugewandt. Es erſchien mir nicht allein mehr wünſchenswert, die unmittelbaren Urſachen unſerer angeblich reformatoriſchen Stürme zu kennen, ich habe darnach geſtrebt, die tieferen Gründe der Weſenseinheit der ſozialen Krankheiten zu entdecken, welche die unvollkommene Kenntnis der menſchlichen Geſchichtsbücher bei allen Nationen, die je waren, die ſind, wie aller Wahrſcheinlichkeit nach bei denen, die einſtens ſein werden, zur Genüge bemerken läßt. Ich wurde durch meine Teilnahme für die Kundgebungen der lebenden Menſchheit immer wieder darauf gebracht, die Geheimniſſe der geſtorbenen noch tiefer zu ergründen.

Da war es denn, wo ich von Folgerung zu Folgerung mich mit der Gewißheit tief habe durchdringen laſſen müſſen, daß die Raſſenfrage alle anderen Probleme der Geſchichte beherrſcht, den Schlüſſel dazu birgt, und daß die Ungleichheit der Raſſen, deren Zuſammentreffen eine Nation bildet, die ganze Kette der Völkergeſchicke genügend erklären kann. Nachdem ich erkannt hatte, daß es ſtarke und daß es ſchwache Raſſen giebt, bin ich vornehmlich darauf aus geweſen, die erſteren zu beobachten, ihre Anlagen zu ergründen und vor Allem der Kette ihrer Stammregiſter nachzugehen. Indem ich dieſe Methode befolgte, habe ich mich am Ende überzeugt, daß alles, was es an menſchlichen Schöpfungen, Wiſſenſchaft, Kunſt, Ziviliſation Großes, Edles, Fruchtbares auf Erden giebt, den Beobachter auf einen einzigen Punkt zurück führt, nur einem und dem nämlichen Keim entſproſſen, nur aus einem einzigen Gedanken erwachſen iſt, nur einer einzigen Familie angehört, deren verſchiedene Zweige in allen geſitteten Gegenden des Erdballes geherrſcht haben.

Die überlegene Raſſe iſt die weiße Raſſe, die Herrſcherfamilie die ariſche Familie: — in den Germanen, der Welt ordnenden Raſſe, hat die ariſche Familie, nach Gobineau, die höchſte Blüte weltgeſchichtlicher Entwicklung getrieben, und noch fort und fort wird einem jeden Volke in dem Maße Leben beſchieden ſein, als es germaniſches Blut in ſeinen Adern rein bewahrt hat.

Die menschliche Geschichte, sagt Gobineau am Schlusse seines Werkes, gleicht einem unermeßlich großen Gewebe. Die Erde ist der Webstuhl, worauf es aufgespannt ist. Die versammelten Jahrhunderte sind die unermüdlichen Arbeiter daran. Sie kommen nur, um alsbald das Weberschiff zu ergreifen und es über den Einschlag laufen zu lassen, sie legen es erst nieder, wenn sie sterben. So wächst das weite Gewebe beständig unter diesen geschäftigen Fingern. Die beiden niederen Arten unserer Gattung, die schwarze Rasse und die gelbe Rasse, sind der grobe Grund, die Baumwolle und die Wolle, welchen die Familien zweiten Ranges aus der weißen Rasse geschmeidig machen, indem sie ihre Seide hinein mischen, während die arische Gruppe, indem sie ihre feineren Fäden durch die veredelten Geschlechter hinein flicht, an der Oberfläche als blendendes Meisterstück ihre silbernen und goldenen Arabesken anbringt.

Gobineau nimmt, wie aus dem Gesagten hervor geht, drei Menschenrassen an, die schwarze, gelbe und weiße. In den Malayen sieht er Mischlinge der schwarzen und gelben Rasse; die Urbevölkerung Amerika's ist nach seiner Ansicht aus physiologischen und linguistischen Gründen mongolischen Ursprungs, gehört also der gelben Rasse an.

Die schwarze Varietät ist die geringste und nimmt die unterste Stufe der Leiter ein. Der Charakter der Tierheit, der sich in ihren Formen ausprägt, legt ihr ihre Bestimmung auf. Sie soll geistig nie aus dem engsten Kreise heraus kommen. Wenn sein Denkvermögen mittelmäßig oder sogar gleich Null ist, so besitzt der Schwarze dafür im Begehren und folglich im Willen eine oft furchtbare Heftigkeit. Aber gerade hier, in eben dieser Gierigkeit seines Empfindungslebens, liegt das auffallendste Merkmal seines niederen Ranges. Mit diesen Hauptcharakterzügen verbindet er eine Unbeständigkeit der Laune, eine Veränderlichkeit der Gefühle, in die nichts einen Halt zu bringen vermag, und die für ihn die Tugend wie das Laster aufhebt. Endlich legt er gleich wenig Wert auf sein Leben wie auf das Anderer; er tötet gerne, um zu töten, und diese so leicht in Bewegung zu setzende Maschine ist angesichts des Leidens entweder von einer Feigheit, die sich gern in den Tod flüchtet, oder von einer entsetzlichen Unempfindlichkeit.

Die gelbe Rasse stellt sich als das Widerspiel dieser Menschenart dar. Wenig physische Kraft, Hang zur Gleichgiltigkeit. In allen Dingen Tendenz zur Mittelmäßigkeit; ein ziemlich leichtes Begreifen alles dessen, was nicht zu hoch noch zu tief ist. Die Gelben sind praktische Leute im engeren Sinne des Wortes. Ihre Wünsche beschränken sich darauf, so angenehm und bequem als möglich zu leben. Man sieht, daß sie den

Negern überlegen sind. Es ist eine Volksmasse und ein Kleinbürgerstand, den jeder Zivilisator zur Grundlage seiner Gesellschaft zu wählen wünschen dürfte: nicht aber ein Material, daraus sich diese Gesellschaft schaffen läßt, oder das ihr Nerv, Schönheit und Thatkraft geben könnte.

Es kommen nun die weißen Völker. Besonnene Energie oder, besser gesagt, ein energischer Geist; Sinn für das Nützliche, aber in einer viel weiteren, höheren, kühneren, idealeren Bedeutung dieses Wortes als bei den gelben Völkern; eine Beharrlichkeit, die sich Rechenschaft von den Hindernissen giebt und auf die Dauer die Mittel findet, um sie zu beseitigen; bei größerer physischer Kraft ein außerordentlicher Instinkt für die Ordnung, nicht mehr lediglich als Unterpfand von Ruhe und Frieden, sondern als ein unerläßliches Mittel der Erhaltung, und zugleich ein ausgesprochener Sinn für die Freiheit, selbst im Übermaße; eine erklärte Feindseligkeit gegen das Formenwesen, worin die Chinesen sich willig einlullen lassen, ebensowohl wie gegen den hochmütigen Despotismus, den einzigen Zaum, der für die schwarzen Völker ausreicht. Die Weißen zeichnen sich ferner aus durch eine eigentümliche Liebe zum Leben. Es scheint, daß sie darum, weil sie besseren Gebrauch davon zu machen wissen, ihm mehr Wert beilegen, es mehr schonen, an sich selbst wie an Anderen. Ihre Grausamkeit ist sich, wenn sie einmal zur Ausübung kommt, ihrer Ausschreitungen bewußt — eine Empfindung, die bei den Schwarzen sehr zweifelhaft ist. Gleichzeitig haben sie aber Motive entdeckt, dieses wohl ausgefüllte Leben, das ihnen so kostbar ist, ohne Murren hinzugeben. Die erste dieser Triebfedern ist die Ehre, welche seit Beginn der Gattung unter fast gleichem Namen einen ungeheuren Raum in ihren Vorstellungen eingenommen hat. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß dieses Wort Ehre und der Kulturbegriff, den es einschließt, den Gelben wie den Schwarzen gleich unbekannt sind. Um das Bild zu vollenden, bemerke ich noch, daß die gewaltige Überlegenheit der Weißen im Gesamtbereiche des geistigen Lebens mit einem nicht minder entschiedenen Zurückstehen in der Stärke der Empfindungen Hand in Hand geht. Der Weiße ist nach Seiten der Sinnlichkeit weit weniger ausgestattet als der Schwarze und der Gelbe. Er wird so durch die Körperthätigkeit weniger in Anspruch genommen und abforbiert, wiewohl sein Bau bedeutend kräftiger ist.

Dies sind die drei Grundbestandteile des Menschengeschlechtes, die von Gobineau so genannten Sekundärtypen, indem er den Urmenschen außerhalb der Untersuchung lassen zu müssen glaubte. Aus der Verbindung der Varietäten jedes dieser Typen, die Heiraten unter einander eingiengen, sind die Tertiärtypen entsprossen. Die Bildungen vierten

Grades ſind aus der Verbindung eines dieſer Tertiärtypen oder eines reinen Stammes mit einer anderen, einer der beiden fremden Arten entſproſſenen Gruppe erwachſen. Der Menge all dieſer ſo buntſcheckigen Miſchlingsraſſen, welche fortan die geſamte Menſchheit bilden, läßt ſich ſo wenig eine Grenze anweiſen als den erſchreckenden Möglichkeiten algebraiſcher Kombinationen.

Es wäre unrichtig, behaupten zu wollen, daß alle Miſchungen vom Übel und ſchädlich ſeien. Wenn die drei großen Menſchenraſſen, ſtreng getrennt bleibend, ſich nicht unter einander verbunden hätten, ſo wäre ohne Zweifel das Übergewicht immer den ſchönſten unter den weißen Stämmen verblieben, und die gelben und ſchwarzen Varietäten hätten in alle Ewigkeit den geringſten Völkern dieſer Raſſe zu Füßen gelegen. Aber nicht alles wäre bei einer ſolchen Lage der Dinge Gewinn geweſen. Die relative Überlegenheit würde zwar augenfälligen Beſtand gehabt haben, aber, wir müſſen dies zugeſtehen, nicht von gewiſſen Vorteilen begleitet geweſen ſein, welche die Miſchungen erzeugt haben, und welche, wenn ſie auch die Summe ihrer Übelſtände bei Weitem nicht aufwiegen, darum doch manchmal lobend anerkannt zu werden verdienen. So iſt die künſtleriſche Begabung, den drei großen Raſſen gleich fremd, erſt aus der Ehe der Weißen mit den Negern erwachſen. So iſt auch, durch die Entſtehung der malayiſchen Varietät, aus den Raſſen der Gelben und Schwarzen eine Familie hervor gegangen, welche ihren beiderſeitigen Verwandten an Intelligenz überlegen iſt, und desgleichen ſind dem Bunde der Weißen und der Gelben Mittelsleute entſproſſen, welche weit höher ſtehen, als die rein gelben Völkerſchaften ſowohl wie die rein ſchwarzen Stämme. — Gobineau leugnet es nicht, es ſind dies günſtige Erfolge. Die Welt der Künſte und der edleren Litteratur, als Ergebnis der Blutmiſchungen, die Verbeſſerung und Veredelung der niederen Raſſen, das ſind eben ſo viele Wunder, die man freudig anerkennen muß. Die Geringeren ſind gehoben worden. Leider nur ſind eben damit auch die Größeren erniedrigt worden, und das iſt ein Übel, das nichts ausgleichen, nichts wieder gut machen kann. Wenn wir anerkennen, daß der Mulatte, aus dem man einen Advokaten, einen Arzt, einen Kaufmann machen kann, mehr wert iſt als ſein Großvater Neger, der gänzlich ungebildet und zu nichts tauglich war, ſo müſſen wir doch auch der Wahrheit die Ehre geben und ſagen, daß die Brahmanen Ur-Indiens, die Helden der Ilias, die des Schahnameh, die ſkandinaviſchen Krieger, ſämtlich Erſcheinungen der ſchönſten, jetzt aber verſchwundenen Raſſen, ein glänzenderes und edleres Bild der Menſchheit darboten, vor Allem aber thatkräftigere, einſichtsvollere und zuverläſſigere Vertreter von

Kultur und Größe waren, als die Mischlings-, die hundertfältigen Mischlingsbevölkerungen der gegenwärtigen Zeit, — und doch waren auch sie schon nicht mehr rein. Und wenn man selbst zugeben wollte, daß es besser sei, unzählige Mengen von Wesen niederen Ranges in Menschen vom Mittelschlage zu verwandeln, als Fürstenrassen zu erhalten, deren Blut, in immer neuer Teilung geschwächt, verfälscht, bei einer derartigen Verwandlung der entehrte Teil wird, so bleibt doch immer noch das Unglück, daß die Mischungen nicht stehen bleiben, daß die mittelschlächtigen Menschen, die soeben auf Kosten der vormals Großen gebildet worden, sich mit neuen Mittelmäßigkeiten verbinden, und daß aus diesen immer mehr und mehr entwerteten Ehen eine Verwirrung entsteht, die gleich der zu Babel mit der vollkommensten Ohnmacht endet und die Gesellschaften zur Nichtswürdigkeit führt, wider die es keine Abhilfe giebt. Das eben lehrt uns die Geschichte. Sie zeigt uns, daß jede Zivilisation von der weißen Rasse her stammt, daß keine ohne die Beihilfe dieser Rasse bestehen kann und daß eine Gesellschaft nur in dem Verhältnis groß und glänzend ist, als sie die edle Gruppe, der sie ihr Dasein verdankt, sich länger erhält, und als diese Gruppe selbst zum erleuchtetsten Zweige der Gattung gehört. Um diese Wahrheiten im hellsten Lichte darzuthun, genügt es, die Zivilisationen, welche in der Welt geherrscht haben — und ihre Liste ist nicht lang — aufzuzählen und alsdann zu prüfen.

Aus den Mengen der Völker, die auf Erden dahin gegangen sind oder noch leben, haben nur zehn sich zu dem Zustande vollständiger Gesellschaften empor geschwungen. Die übrigen gravitieren mehr oder minder unabhängig um sie her, wie die Planeten um ihre Sonnen. Wenn sich bei diesen zehn Zivilisationen entweder ein Lebenselement findet, dessen treibende Kraft nicht die Weißen gewesen, oder ein Todeselement, das nicht von den den Zivilisierenden einverleibten Rassen oder von der Thatsache der durch die Mischungen herbei geführten Verwirrungen herrührt, so ist es offenbar, daß die gesamte, in diesen Blättern auseinandergesetzte Theorie falsch ist. Umgekehrt, wenn die Dinge sich so erweisen, wie Gobineau sie ankündigt, so bleibt der Adel unserer Rasse auf unwiderlegliche Weise bewiesen, und es ist nicht mehr möglich, ihn zu bestreiten. — Fast das gesamte europäische Festland nun wird gegenwärtig von Menschengruppen bewohnt, deren Ursprung weiß ist, bei denen aber die nichtarischen Bestandteile die zahlreicheren sind: keine wahrhafte Zivilisation bei den europäischen Völkern, wenn die arischen Zweige nicht die Herrschaft gehabt haben. Bei den zehn Zivilisationen erscheint nicht eine schwarze Rasse

unter den Ziviliſierenden. Nur die Miſchlinge bringen es zu Kultivierten. Desgleichen war ſelbſt keine Ziviliſation bei den gelben Völkern, und Stillſtand, wenn das ariſche Blut ſich erſchöpft zeigt.

Dies der Satz, deſſen ſtrenge Entwicklung der Forſcher in den Jahrbüchern der Geſchichte verfolgen will. . . .

Die beiden Pole der Gobineau'ſchen Geſchichtsbetrachtung und Weltanſchauung ſind nach dem Mitgeteilten alſo die Begriffe Ziviliſation und Degeneration.

Nach eingehender Auseinanderſetzung insbeſondere mit Guizot und W. von Humboldt kommt Gobineau zu der Definition der Ziviliſation als eines Zuſtandes von relativer Dauerhaftigkeit, in welchem Volksmengen ſich bemühen, auf friedlichem Wege die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe zu ſuchen und ihren Geiſt und ihre Sitten zu verfeinern.

Das Weſen des Verfalles einer Ziviliſation ergiebt ſich für Gobineau aus dem Wort „Degeneration". Er geht davon aus, daß das Wort degeneriert, auf ein Volk angewandt, bedeuten muß und bedeutet, daß dieſes Volk nicht mehr den inneren Wert hat, den es ehedem beſaß, weil es nicht mehr das nämliche Blut in ſeinen Adern hat, deſſen Wert fortwährende Vermiſchungen allmählich eingeſchränkt haben; anders ausgedrückt, weil es mit dem gleichen Namen nicht auch die gleiche Art wie ſeine Begründer bewahrt hatte, kurz, weil der Menſch des Verfalles, derjenige, den wir den degenerierten Menſchen nennen, ein unter dem ethnographiſchen Geſichtspunkte von dem Helden der großen Epochen verſchiedenes Subjekt iſt.

Alle Ziviliſation ſtammt von der weißen Raſſe, aller Verfall der Ziviliſation von Miſchung dieſer mit niederen Raſſen. Überall, wo die Weißen, vor Allem, wo die Arier auftreten, begründen ſie Kultur. Nach ihrer durch Vermiſchung mit den Gelben und Schwarzen erfolgten Degeneration verfällt auch die von ihnen begründete Ziviliſation.

Ich faſſe das Ergebnis der angeführten Stellen zum Schluſſe noch einmal kurz zuſammen.

Wir wiſſen jetzt, worin der Schlüſſel zu den Problemen der Geſchichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beſteht, welchen Gobineau gefunden zu haben behauptet. Dieſer Schlüſſel iſt Gobineau's Hypotheſe: Die unverkennbar und unleugbar ſeit unvordenklichen Zeiten vorhandene Ungleichheit der Menſchen ergiebt ſich aus der ſie reſtlos erklärenden Thatſache, daß die Menſchen nicht einer, ſondern verſchiedenen, unter einander höchſt ungleichen Raſſen, Urtypen, angehören, und daß die in hiſtoriſcher Zeit auf den Schauplätzen der Weltgeſchichte lebenden und

handelnden Akteurs überwiegend und in der Mehrzahl Mischlinge sind und Mischlingen jener Urtypen entstammen.

Diese Hypothese, diesen Grundgedanken des Rassenbuches, sucht Gobineau in den näheren Ausführungen zu beweisen. Man hat diese neuerdings mit dem Tadel abzulehnen versucht, das sei Geschichtskonstruktion, kein Beweis. Aber selbstverständlich, bemerke ich hier schon von vornherein, um was sonst kann es sich denn handeln als um Beantwortung der Frage: Wie nimmt sich die Geschichte aus unter dem Gesichtswinkel der Gobineau'schen These? Erscheint sie uns verständlicher als bisher in dieser neuen Beleuchtung? Wie müßten die Dinge zusammen hängen, wenn Gobineau Recht hätte.

Der „Beweis" für die Richtigkeit der Hypothese Gobineau's fällt zusammen mit dem Nachweis der Tragweite dieser Hypothese. Davon ein ander Mal.

König Asoka.

Von Alfred Frhr. Mensi v. Klarbach.
(München.)

Wer ist oder war König Asoka? — Candragupta's Enkelsohn Asoka, dessen Name „an der Wolga wie in Japan und von Siam hinauf bis zum Baikalsee" von allen Buddhagläubigen gepriesen wird, Asoka, „der, wenn der Ruhm eines Mannes gemessen wird nach der Zahl der Herzen, die dessen Andenken bewahren, nach den Millionen von Lippen, welche ihn mit Verehrung genannt haben und nennen, berühmter ist als Cäsar und Karl der Große". Es ist der alte Köppen, der diese Worte schon 1857 in seinem „Buddha" schrieb. Seither sind wir, um nur zwei Namen, einen englischen und einen deutschen — T. W. Rhys Davids und Hermann Oldenberg — zu nennen, durch diese und jüngere Nachfolger weit besser unterrichtet worden über alles, was den Buddhismus und buddhistische Kultur betrifft, aber der alte, hoch greifende Vergleich Köppens hat noch immer seine Geltung, ja er hat

erſt eigentlich in unſeren Tagen einen beſſer fundierten realen Hintergrund erhalten. Denn was iſt uns heute König Aſoka? So viel, daß in einem katholiſchen Verlage die erſte deutſche Monographie über den alten Inderkönig erſcheinen konnte: gleichzeitig mit dem ſpannungsvoll erwarteten „Großen Kurfürſten" Spahns in der bei Franz Kirchheim, Mainz herausgegebenen „Weltgeſchichte in Charakterbildern" der „König Aſoka" des Würzburger Profeſſors Edmund Hardy. Zwiſchen beiden Fürſten zwei Jahrtauſende! Und doch: „Wer ſeine eigene Sekte in den Himmel erhebt und alle übrigen Sekten aus Anhänglichkeit an die eigene herab ſetzt, blos um dieſe mehr in's Licht zu ſtellen, ſchädigt dadurch ſeine eigene Sekte ungemein." Worte wie dieſe würde man, ſagt Hardy mit Recht, eher von einem Friedrich dem Großen erwarten als von einem dunkelfarbigen Hindu aus der Zeit des erſten puniſchen Krieges, und doch ſtehen ſie zu leſen im 12. Felſenedikt König Aſoka's, das nicht viel jünger ſein kann als das Jahr 256 v. Chr. Ein modernes Toleranzedikt, brauchbar für unſere deutſchen Katholikentage wie für die Verſammlungen des „Guſtav Adolf-Vereins"! Nein, ohne Scherz, wenn man bedenkt, daß dieſes Edikt und die andern nicht nur aere perennius den Felſen eingemeißelt, ſondern, was ſchwerer iſt und ſchwerer wiegt, wohl auch befolgt worden ſein mögen — Zeuge deſſen war eben die Blütezeit unter dieſem Philoſophen auf dem Throne — ſo müſſen wir beſchämt geſtehen, daß wir es ſeither mindeſtens in der Toleranz nicht weit gebracht haben. Freilich war der Buddhismus von vorneherein die toleranteſte aller Religionen, weltenfern den okzidentalen Propagandamitteln von Feuer und Schwert.

Oder ſollen wir lieber auf die Bezeichnung des Buddhismus als einer „Religion" verzichten? Kant, der ſo veraltete, altväteriſche Kant, über den wir gleichwohl ſo wenig weit hinaus gekommen ſind, daß uns erſt jetzt, hundert Jahre nach ihm, eine erſte kritiſche Geſamtausgabe ſeiner Schriften den ganzen Rieſengeiſt des kleinen Königsberger Profeſſors vorzuführen wagen darf, — Kant meint von der Religion (H. VI, 205): „Es iſt nur eine (wahre) Religion; aber es kann vielerlei Arten von Glauben geben. . . . Es iſt daher ſchicklicher (wie es auch wirklich mehr im Gebrauche iſt), zu ſagen: dieſer Menſch iſt von dieſem oder jenem (jüdiſchen, muhammedaniſchen, chriſtlichen, katholiſchen, lutheriſchen) Glauben, als: er iſt von dieſer oder jener Religion." Nach Schopenhauer, Kants größtem Ausdeuter und Nachfolger, iſt „der Buddhaismus ſowohl wegen der überwiegenden Anzahl ſeiner Bekenner, als wegen ſeiner inneren Vortrefflichkeit und Wahrheit, als die vornehmſte Religion auf Erden zu betrachten". Und für ihn iſt in der That die Bezeichnung Religion einzig zutreffend, wenn man ihn nicht angewandte Philoſophie nennen will, denn als „Glaube" iſt er nichts, wohl aber alles als Ethik, als Moral, und „ächte

Moral und Moralität iſt von keiner Religion abhängig; wiewohl jede ſie ſanktioniert und ihr dadurch eine Stütze gewährt". Wenn gleichwohl in unſeren Tagen manchmal von dem wachſenden Einfluß des Buddhismus als von einer „gelben Gefahr" gewarnt wird, ſo kann dies nur im Banne eines koloſſalen Mißverſtändniſſes geſchehen. Der Buddhismus des heutigen Indien, dieſes Konglomerat von Aberglauben, Götzendienſt, in dem kaum mehr ein Hauch der urſprünglichen reinen Lehre lebt und das dieſem ebenſo wenig ähnlich iſt wie der König Aſoka dem nächſtbeſten eingebornen Gouverneur einer von England ausgeſogenen indiſchen Provinz — dieſer Buddhismus wird niemand mehr gefährlich werden, am wenigſten dem ſo aufgeklärten Weſten. Der andere aber, der achtfache Pfad Gotamo Buddho's und ſeine Lehre, wie ſie uns Europäern zuerſt in den „sacred books of the East", zuletzt in der ſo hoch verdienſtvollen, leider noch unvollendeten Übertragung der Reden Gotamo Buddho's aus der mittleren Sammlung Majjhimanikayo des Pali-Kanons durch K. E. Neumann vermittelt worden iſt, — der läßt Kopf und Herz, die ſich einmal mit ihm ernſthaft beſchäftigt, allerdings kaum mehr los; aber dieſer Buddhismus iſt keine Kampfreligion und hat mit der „gelben Gefahr" ſo viel gemein, wie etwa der Katholizismus Meiſter Eckharts oder des „Frankforter" Verfaſſers der „Deutſchen Theologie" mit dem eines Tiroler Bauernbuben.

Rhys Davids erzählt uns in ſeinem köſtlichen Buche „Der Buddhismus", deſſen kongeniale deutſche Übertragung durch Dr. Arthur Pfungſt ſchneller in Deutſchland Eingang gefunden und aufklärender gewirkt hat als 15 Jahre vorher der falſch verſtandene „Geheimbuddhismus" A. P. Sinnetts und ſeiner noch konfuſeren theoſophiſchen Nachtreter, daß der Buddhismus zur Zeit des Aſoka noch verhältnismäßig unverdorben war. Wir hören in dieſen höchſt wertvollen Felſeninſchriften, die der König in ſeinem weiten Reiche anbringen ließ, nichts von metaphyſiſchen Gottheiten, nichts von Ritual, von Zeremonien oder Zaubereien; die Edikte atmen einen erhabenen Geiſt der Toleranz und der Gerechtigkeit und erinnern uns oft an die weiſen und ſchmuckloſen Lehren des Sigalowada-Sutta. Gehorſam gegen die Eltern, Wohlwollen gegen Kinder und Freunde, Barmherzigkeit der Tierwelt gegenüber, Nachſicht für Untergebene; Ehrerbietung Brahmanen und Mitgliedern des Ordens gegenüber, Unterdrückung von Zorn, Leidenſchaft, Grauſamkeit oder Ausſchweifung; Großmut, Toleranz und Nächſtenliebe — ſolcher Art ſind die Lehren, welche der milde König, „die Wonne der Götter", allen ſeinen Unterthanen einſchärft. Aſoka's Inſchriften, ſagt nun ſein erſter Biograph, ſchlagen eine Saite in uns an, welche alle ſonſtigen Kundgebungen orientaliſcher Fürſten nicht in Schwingungen verſetzen, und gerade dieſer Geſichtspunkt erlaubt es uns, ſie noch höher einzuſchätzen und zu ſagen, daß ſie nicht nur die älteſten indiſchen Staatsurkunden ſind,

ſondern auch jeden wahren Menſchenfreund äußerſt ſympathiſch berühren. Dieſe Felſen- und Säulenedikte des Königs Aſoka gehören der Zeit von 261—256 v. Chr. an und ſind außer den zahlreichen Tempelruinen das Einzige, was von Aſoka's Zeit auf uns gekommen iſt. Da auf den Stifter des Buddhismus kein geſchriebenes Wort zurück reicht, iſt es alſo im Zuſammenhang mit den erſt ſpäter entſtandenen und geſammelten heiligen Schriften der Inder das Beſte und Schönſte, was wir aus der Blütezeit jener Kulturperiode haben, die auch nach der Anſicht eines ſo guten Katholiken, aber tief peſſimiſtiſchen Geſchichtsſchreibers wie des Grafen Gobineau ſo hoch ſtand, daß er die Errungenſchaften unſerer Ziviliſation nicht damit vergleichen zu können meinte.

Hinter dieſen berühmten Inſchriften verſchwindet der Verfaſſer, König Aſoka, faſt ganz, und es iſt unſeren Indologen nicht leicht geworden, ſeine Perſon daraus und aus den Sagen, die ſeinen Namen ſpäter umſpannen, zu rekonſtruieren. Eine mühevolle, aber dankbare Arbeit. Dankbar nicht in Bezug auf die Quantität der Reſultate, wohl aber in Bezug auf die Qualität. Denn das rekonſtruierte Bild des Buddhiſten auf dem Throne war durchaus groß, edel und prangte in den leuchtendſten Farben. Anfang und Ende ſeines Lebens ſind in ſagenhaftes Dunkel gehüllt. Denn einer nachträglichen tendenziöſen Rekonſtruktion ſieht es zum Verwechſeln ähnlich, wenn uns erzählt wird, Aſoka ſei vor ſeiner Bekehrung zum Buddhismus ein grauſamer, blutdürſtiger Wüterich geweſen, und wenn in deutlicher Abſicht zwiſchen dem „grauſamen" — Caṇḍâſoka — und dem „frommen" Aſoka — Dhammâſoka — deutlich unterſchieden wird: zu Gunſten der Bekehrungskraft des Buddhismus. Aſoka muß ſelbſt für den, der nicht mit der Schopenhauer'ſchen Unveränderlichkeit des Charakters durch Dick und Dünn geht, von Anfang an ein bedeutender Jüngling von ſeltenſter Begabung geweſen ſein. Ungefähr 269 v. Chr. wurde er gekrönt. Klingt es nicht wie ein utopiſcher Roman, wenn wir hören, daß es dieſem Konſtantin des Buddhismus gar nicht einfällt, „Mehrer" ſeines Reichs ſein zu wollen, ſondern, daß ſeine geſamte äußere Politik, ſeine diplomatiſchen Verbindungen mit der helleniſchen Welt nur darauf aus giengen, ſein Humanitätsideal auf Erden zu verwirklichen? Dem männermordenden Krieg hatte Aſoka nach der erſten Erfahrung gänzlich abgeſagt. Trotzdem ſtieg ſein Einfluß auch über ſeine Machtſphäre hinaus. Es iſt ſicher kein Zufall, daß wir von ſeinen praktiſchen Neuerungen auf dem Gebiete der Verwaltung, der Juſtiz u. ſ. w. ſo wenig wiſſen, und faſt nur von ſeiner religiös-ſittlichen Reform. Dieſe ſcheint wirklich ſeine Stärke geweſen zu ſein. Er ſchuf eine geiſtliche Aufſichtsbehörde und wollte ſelbſt von allem unterrichtet ſein, was das geiſtige Wohl ſeiner Unterthanen betraf. Seine Schenkungen an die buddhiſtiſchen Mönche giengen in's Ungeheure. „Alle Menſchen ſind wie meine Kinder.

Wie meinen Kindern ich wünſche, daß ſie alles Heiles und Glückes im Diesſeits und Jenſeits teilhaftig werden, ſo wünſche ich dies auch den Menſchen“ — ſo heißt es u. A. in Aſoka's erſtem Separatedikt von Dhauli. Aber König Aſoka regierte ein religiös-geweihtes Reich, und den bald in Fanatismus erſtarren wollenden Mönchen rief er deshalb immer wieder ſeinen Ruf nach Toleranz in's Gedächtnis zurück. Das oben zitierte Toleranzedikt zeigt uns König Aſoka, „wie er in einſamen Stunden nachſinnt über die beſten Heilmittel gegen die kleinlichen Rivalitäten, welche einen Verluſt für beide Teile, für die Gewinnenden und Verlierenden, bedeuten. An erſter Stelle empfiehlt Aſoka Behutſamkeit im Reden, d. h. es darf niemand ohne Veranlaſſung ſeine eigene Sekte heraus ſtreichen oder fremde Sekten herab ſetzen, und wo ein Anlaß dazu vorliegt, hat es mit Mäßigung zu geſchehen, und gegebenen Falls ſind auch fremde Sekten reſpektvoll zu behandeln. An zweiter Stelle empfiehlt der König das Zuſammengehen, die Zuſammenarbeit und den Anſchluß der einen Sekte an die andere, d. h. man ſoll auch die Anſichten anders Denkender hören und zu hören begehren. Aus dieſer doppelten Rückſichtnahme wird nach Aſoka's Meinung eine jede Sekte Nutzen ziehen und nicht ſowohl äußerlich als vielmehr innerlich wachſen und erſtarken. Der Gedanke, daß die vielen Sekten auch einen mächtigen Faktor im Staats- und Geſellſchaftsleben Indiens bilden werden, ſo bald ſie aus ihrer Zerſplitterung heraus treten und alle ihre durch den Verzicht auf kleinliche Eiferſüchteleien frei gewordenen Kräfte zuſammen faſſen, bleibt unausgeſprochen in Aſoka's Edikten. Der König wußte, was er wollte, aber die Klugheit verbot ihm, mehr zu ſagen, und alles für ſeine Zwecke hatte er geſagt. . . . Indem der König ſelbſt mit dem beſten Beiſpiele vorangieng und von ſeiner Liberalität keine Sekte ausſchloß, durfte er auch den religiöſen Parteien gegenüber darauf beſtehen, daß ſie einander nicht in egoiſtiſcher, ehrgeiziger oder habgieriger Abſicht anfeindeten und den ſittlichen Wert des Einzelnen nicht nach der Größe ſeiner Spende bemäßen. Genoſſenſchaften, die von Almoſen leben, laufen Gefahr, in eine unwürdige Abhängigkeit von ihren reichen Freunden und Gönnern zu geraten und, während ſie dieſe verhätſcheln und über ſittliche Mängel gern ein Auge zudrücken, die Armen mit Geringſchätzung zu behandeln, obwohl ſie wiſſen ſollten, daß Armut und ſittlich reiner Lebenswandel nicht unverträgliche Begriffe ſind. Nicht die Annahme von Liebesgaben durch die propagandiſtiſchen Glieder der Sekten erregte das Mißfallen des indiſchen Königs, ſpendete er doch ſelbſt und mahnte er ſein Volk zu ſpenden; vielmehr die Unſitte, anſtatt auf den Charakter des Menſchen auf ſeine Gabe zu ſehen. Und hatte nicht Buddha dem Mönche auf ſeinen Bettelgang die ſchöne Lehre mitgegeben: ‚Über die kleine Gabe ſoll er nicht erröten und den Geber nicht verachten‘? Schonender aber iſt ſelten

am Mönchtum Kritik geübt worden als durch den Mann, der ſich ſelbſt ſchon im Geiſte ſah ‚mit der Bettlerſchale in der Hand einherziehend, nicht ſtumm und doch wie ein Stummer‘.“

Es darf unter ſolchen Umſtänden nicht überraſchen, daß der Buddhismus unter Aſoka einen ganz gewaltigen Vorſprung vor den übrigen indiſchen Sekten voraus hatte, und die Reichsregierung zu Pâtaliputra zum bündnisfähigen Zentrum für die ganze Gegend am mittleren Ganges wurde. „Der Buddhiſt auf dem Throne hat Indien den größten Dienſt erwieſen, den ein Herrſcher einem Lande erweiſen kann, er hat durch Beiſpiel und Belehrung ſeine Menſchen beſſer und glücklicher gemacht und als der Erſte von Seinesgleichen auf Duldung in Glaubensſachen und Vermeidung wortloſen Gezänkes, dergleichen die Religion und Sittlichkeit nur ſchädigt, mit Ernſt und Eifer gedrungen“, denn „nur das Jenſeitige erachtet ‚der Fromme‘ (Aſoka) für wertvoll“. Die Mönchsgeſchichte des Buddhismus, die Streitigkeiten der Sekten, ihre Habgier, die bald nach Buddha's Tode beginnenden Verſuche, durch Konzilien ſo manches aus dem Zuſammenhang Geratene wieder einzurichten, die trotzdem immer wiederkehrenden Spaltungen bilden ganz merkwürdige Parallelen zur chriſtlichen, insbeſondere katholiſchen Kirchengeſchichte. Es ſpricht — um ein neuerlich beliebt gewordenes Wort zu gebrauchen — für die „Vorausſetzungsloſigkeit“ der Hardy'ſchen Monographie und vielleicht auch der ganzen eben begonnenen Sammlung, daß dieſe vielfach ſo modern anmutenden Vorgänge nirgends verſchleiert werden. Im Übrigen irren wir wohl nicht, wenn wir dieſer wie den anderen Monographien einen mehr populär- als rein-wiſſenſchaftlichen Zweck zuſchreiben. Man müßte ſonſt Litteraturangaben und Belege, ausführliche Interlinear-Überſetzungen der berühmten Edikte u. ſ. w. verlangen. In den knapp gezogenen Grenzen jedoch: 69, von Illuſtrationen vielfach in Anſpruch genommenen Seiten, iſt es dem bekannten Würzburger Indologen vorzüglich gelungen, ein gemeinverſtändliches Bild nicht nur des großen indiſchen Königs, ſondern auch von der Blütezeit einer Kultur zu zeichnen, von der ſich ſelbſt der ſogenannte gebildete Mitteleuropäer, für den dieſe überhaupt erſt mit Hellas und Rom zu beginnen pflegt, keine Vorſtellung zu machen vermag.

Selbſt Kenner des Buddhismus ſind nicht ſelten geneigt, ihn ſeiner peſſimiſtiſch-aſketiſchen Richtung wegen für kunſtfeindlich und willenserſchlaffend auszugeben. Ich möchte den ethiſchen und erzieheriſchen Wert von Hardy's Aſoka-Biographie gerade darin erblicken, daß ſie trotz ihrer populären und knappen Faſſung geeignet iſt, mit dieſem doppelten Vorurteile gründlich aufzuräumen. Ganz mit dem ſelben Rechte würden wir dem Urchriſtentume, mit dem der *echte* Buddhismus bekanntlich die größte Ähnlichkeit aufweiſt, den nämlichen Vorwurf machen können. Wer nicht Gelegenheit hat, buddhiſtiſche

Kunſt im Original zu ſehen, darf ſie z. B. nicht aus dem vor zwei Jahren erſchienenen Prachtwerke „Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei“, Führer durch die lamaiſtiſche Sammlung des Fürſten E. Uchtomskij von Dr. phil. Albert Grünwedel (mit einem einleitenden Vorworte des Fürſten E. Uchtomskij und 188 Abbildungen; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1900) beurteilen. Die ganze Fratzenhaftigkeit, der tolle Wunder- und Aberglaube des ſpäteren und heutigen Pſeudobuddhismus thut ſich da vor unſern Augen auf. Eher ſchon findet er künſtleriſche Spuren des alten, noch nicht korrumpierten Buddhismus in des ſelben Verfaſſers Handbuch „Buddhiſtiſche Kunſt in Indien“ (mit 102 Abbildungen; Berlin, W. Spemann 1900), und eine höhere Ahnung wird ihm aufgehen, wenn er die größeren, recht guten Abbildungen der prachtvollen Skulpturen am öſtlichen Thore von Sânchi in Hardy's Buch beſchaut. Freilich hat der deutſche Buchhandel für die indiſche Archäologie bis jetzt noch weniger gethan als für die ägyptiſche. In Bezug auf beide wird er vom engliſchen weit geſchlagen. Nur in Bezug auf den Preis übertreffen die deutſchen Publikationen die engliſchen leider noch immer um ſo viel, als ſie an gediegenem Geſchmack hinter ihnen zurück bleiben. Allerdings muß man, um gerecht zu ſein, immer wieder zugeſtehen, daß der Deutſche die wenigſten Bücher kauft, zumal wiſſenſchaftliche bei uns nur ein kleines Publikum haben.

Keiner von Aſoka's Nachfolgern hat deſſen Reich auf der von ihm erreichten Höhe zu halten verſtanden. Raſch ſtürzte es wieder in ſeine Bedeutungsloſigkeit zurück, und die Lehre Buddha's, ſo verbreitet ſie heute nominell iſt, hat ſo, wie ſie Aſoka verſtanden wiſſen wollte, kaum mehr in dem ausgeſogenen engliſchen Indien ein Heim. Sie lebt nur noch in den Köpfen und Herzen Weniger, faſt ſo wie — das Chriſtentum Chriſti. Aſoka aber will als Inder und Buddhiſt verſtanden und beurteilt werden. Mit Hardy werden wir ihm als mit unſerem abendländiſchen Weſen gemeinſame Züge: die Arbeitsluſt, Rührigkeit, Umſicht und Raſchheit des Entſchluſſes zuerkennen müſſen. Dieſe Züge, die aus ſeinen Edikten hervor leuchten, können uns leicht „dieſe einfache Wahrheit überſehen laſſen, weil wir glauben, den Willen dermaßen in Erbpacht genommen zu haben, daß ein Inder, der Wille und Thatkraft zeigt, ſchon kein Inder mehr iſt. Und als eine ausgemachte Sache gilt es, daß die Verneinung des Willens zum Leben, auf die der Buddhismus hinarbeitet, die Willenskraft, wo ſie vorhanden, brechen, wo ſie darnieder liegt, niemals aufrichten werde. Dennoch aber bleibt Aſoka ein Inder, und die Geſchichte der abendländiſchen Kulturideen darf, wenn ſie daran denkt, wie es mit dieſen Ideen im dritten Jahrhundert v. Chr. beſtellt war, zwar ſagen: utinam noster esses — ‚daß du doch unſer wäreſt!‘ Sie thut dagegen Unrecht, den Wunſch für die Erfüllung zu nehmen und Aſoka für einen Schein-Inder auszugeben.“

Hier, auf der letzten Seite ſeines Buches erſt, wird Hardy wärmer. Kühl und objektiv hat er das Leben des großen Königs und die Glanzperiode des buddhiſtiſchen Indiens aufgerollt und dabei keine Miene verzogen. In ſeinem Schlußreſumée zieht unvermerkt und faſt wie wider Willen ein enthuſiaſtiſcher Ton wie von Verteidigung gegen abendländiſche Überhebung in die Zeilen ein. Die nüchterne Proſa der Berichte macht einem ſchöneren Herzenspathos Platz, und gern laſſen wir ihm hier das Schlußwort, wenn er u. a. ſagt: „Was unterhalb des Himálaya der Wille vermag, das hat die zähe, ausdauernde Arbeit unter den ſchwierigſten klimatiſchen Verhältniſſen auf faſt allen Gebieten des Wiſſens und Könnens bewieſen; eine Arbeit, auf die Indien mindeſtens ebenſo viel Urſache hat, ſtolz zu ſein, als Europa auf die ſeine. Frühzeitig aber und jedenfalls früher, als dies in Europa geſchah, fand dort die Anſchauung Anklang, daß der Wille, der in der Bejahung beſteht, nur in der ängſtlichen Sorge für die eigene Perſon verläuft und keine wahrhaften großen Thaten gebären kann, wohingegen der Wille, welcher Verneinung, Selbſtvergeſſen iſt, ſich in der Hingabe an einen großen Zweck bethätigt. Anſtatt wie Viele unter uns den vollkommenen Ausdruck des Willens in der Bejahung, in dem Geltendmachen der eigenen Perſon zu ſehen, ſahen die ‚Erleuchteten' der Inder, nicht allein der hiſtoriſche Buddha, aber Gotama vor Andern, darin nur Schwäche. Die Stärke, ſo erkannten ſie, ruht in der Verneinung, in der Überwindung des Naturtriebes nach Befriedigung des eigenen Ichs, wodurch erſt die Kräfte frei gemacht werden für Aufgaben und Intereſſen jenſeits des individuellen Seins, das wir unſer Leben nennen. Freilich wußten ſie, daß ganze Menſchen zu den größten Seltenheiten gehören, und haben daher um der Halben willen Zugeſtändniſſe an das Glückſeligkeitsſtreben gemacht, aber dieſe in dem Augenblicke wieder zurück genommen, da ſie überflüſſig und unnütz geworden waren. Darum hat Aſoka noch keine Abſchwenkung in das Lager der unerleuchteten Intereſſenmenſchen gemacht, wenn er dieſe durch die Ausſicht auf das irdiſche oder jenſeitige Glück zu gewinnen ſuchte; er bleibt ein Buddhiſt, und jene unintereſſierte Menſchenliebe, jenes Hintanſetzen der eigenen Perſon und Voranſtellen des Werkes, wofür er arbeitete, genügen allein ſchon, um jede Gegenrede zum Schweigen zu bringen. Der aufmerkſame Beobachter vermag im Wirken des mächtigen indiſchen Herrſchers nicht Bejahung, ſondern Verneinung, vermiſcht mit manchen egoiſtiſchen Schlacken, zu entdecken. Alles in allem genommen iſt ſein Leben, wenn wir ihn ſelbſt als den treueſten Interpreten gelten laſſen, aufgegangen in dem redlichen Bemühen, ſeinen Willen zu veredeln und durch die Verneinung der Naturſeite an ihm ſich aufopferungsvollen Thaten zum Wohle ſeiner Mitmenſchen hinzugeben. Ein Fürſt, der die Genußſucht und, was viel mehr heißt, die Ehrbegierde und alles Kleinliche

verachtet, ist wert, den Auserlesenen der Menschheit eingereiht zu werden. . . . Groß war Asoka, und von den einheimischen Herrschern ist er der Einzige, dessen Name heute noch in Indien und über die Grenzen Indiens hinaus genannt wird. Der Dithyramben, wie sie von Buddhisten aller Länder auf ihn gesungen werden, bedarf es nicht, allein Klio's Schuld an ihm haben wir abgetragen."

Münchner Nekrologe.

4. Erinnerungen an Wilhelm Hertz.

Von Helene Raff.
(München.)

„Doch ein getreuer stäter Sinn
Der wandelt licht zum Lichte hin."
(Hertz, „Parzival"-Übertragung.)

Diese beiden Zeilen am Anfang des großen Heldengedichts, das Hertz in mehrjähriger Arbeit uns gewissermaßen zurück gewonnen hat, schienen mir von jeher einen Hinweis auf sein eigenes Wesen zu enthalten, und so mögen sie auch am Anfang dieser Blätter stehen, welche seinem, des vorzeitig uns Entrissenen, Andenken gewidmet sind.

Ich gestehe, daß ich nur zagend den Wunsch des geschätzten Herausgebers dieser Zeitschrift erfülle und eine Schilderung des seltenen Menschen unternehme, dem nicht mein Verdienst, sondern nur seine Güte und meine tiefe Verehrung mich noch in seinen letzten Lebensjahren nahe gebracht hat. Ihm vollkommen gerecht zu werden, ist schon darum nicht möglich, weil seine Thätigkeit als Forscher und Lehrer sich von vornherein meiner Beurteilung entzieht; auch menschlich haben wohl manche Andere, die durch Jahrzehnte ihm freundschaftlich verbunden waren, ihn genauer gekannt. Aber die Liebe, mit der ich mich in seine und seiner Werke Eigenart versenkt habe, verbunden mit dem, von Hertz gern betonten, Ahnungsvermögen der Frau, wird mein Helfer sein, und manche ältere Freunde unseres Heimgegangenen waren überdies so gütig, aus ihren Erinnerungen die meinigen zu vervollständigen. —

Wenn man Wilhelm Hertz in Gesellschaft begegnete, so sah man auf den ersten Blick, daß er ein Deutscher, auf den zweiten, daß er ein Schwabe war. Zu deutlich war dem breitnackigen blonden Mann mit der kantigen Stirn und den blühenden Wangen der Typus seiner Heimat aufgeprägt. Er hörte das auch gern, denn er war stolz auf seine schwäbische Abstammung und ein treuer Sohn seines engeren wie seines großen Vaterlandes. Er „hatte Bodengefährt", wie es F. Vischer von den Weinen und den Dichtern verlangt.

Zu Stuttgart geboren (am 24. September 1835) hatte er als vierjähriger Knabe die Einweihung von Dondorfs Schillerdenkmal miterlebt — so erzählte er mir vor zwei Wintern, lebhaft angeregt durch die Beschreibung des Vorgangs im Tagebuche meines Großvaters Genast, der in Vertretung des Weimarischen Theaters jener Feier beigewohnt hatte. Mit greifbarer Deutlichkeit entsann sich Hertz des Augenblicks, da langsam die Hülle von der ehernen Dichtergestalt gesunken war, und wie die Großmutter alle Mühe gehabt, ihn auf dem Fenstersims festzuhalten, von wo aus er der Festlichkeit zusah, während sein Vater als Fahnenträger eines Vereins sich unter den Festteilnehmern selbst befand. — Seine Mutter hat Hertz nie gekannt — sie war gestorben bei seiner Geburt. Ihr gilt eins seiner ergreifendsten Gedichte:

„Als Du dem Lichte mich gegeben,
Umfing Dich selbst die ew'ge Nacht,
Doch tief in meinem eignen Leben
Empfind' ich Deiner Liebe Macht. —*)

Und am Anfang seines Epos „Heinrich von Schwaben"**) befindet sich die rührend schöne Schilderung eines solchen Frauentodes, durch den das Leben des Neugeborenen erkauft wird. Mich hat diese Stelle immer berührt wie ein wehmütiger Dankeszoll für die Mutter, die ihm, vielleicht weil er sie nie gesehen, stets als etwas Überirdisches vorschwebte.

Dem elternlosen Kinde — denn auch der Vater starb, als sein Sohn sechs Jahre alt war — gebrach es dennoch nicht an Liebe: seine Großeltern väterlicherseits sorgten, ihm das Verlorene reichlich zu ersetzen. Durch die zweite Ehe, welche der Vater vor seinem Tode eingegangen, war ein neuer, wenn schon leider vergänglicher Gewinn in des Erstgeborenen Leben gekommen: das trauliche Verhältnis zu seinem Halbbruder Hermann, dem der Ältere mit tiefer Zärtlichkeit zugethan war und dessen frühes tragisches Ende er in einem Zyklus seiner schönsten Gedichte „Den

*) Wilh. Hertz, Gesammelte Dichtungen, Cotta's Verlag, 1900.
**) Ebenda, Seite 362.

Manen meines Bruders" — beklagt hat. Entschädigung und Trost boten ihm die von früher Jugend bis zuletzt gleich innigen Beziehungen zu seinen Freunden Adolf Kröner (Inhaber des Cotta'schen Verlags) und nachmals Gustav Siegle (dem bekannten Großindustriellen).

Anfänglich wollte Hertz, nachdem er das Stuttgarter Realgymnasium absolviert, der Landwirtschaft sich zuwenden und verweilte eine Zeit lang als Praktikant auf dem Berkheimer Hofe in der Nähe Stuttgarts. Aber immer deutlicher ward ihm das Bewußtsein seines eigentlichen Berufes: er kehrte in die Hauptstadt zurück, wo er nochmals die Oberklassen des Gymnasiums besuchte, und bezog dann als Zwanzigjähriger die Hochschule zu Tübingen. Dort begann für ihn in jeder Hinsicht eine reiche Zeit; nicht nur legte sie den Grund zu des Dichters künftigem umfassenden Wissen — sie gab ihm auch Gelegenheit, alle Freuden gesunder Männerjugend im Verein mit gleich gesinnten Freunden zu kosten. Voll heiterer Dankbarkeit gedachte Hertz zeitlebens an jene Studentenzeit in der alten kleinen Universitätsstadt, an die gemeinsamen Ausflüge auf die „rauhe Alb" und nach Reutlingen hinüber, wo die Franken, bei denen Hertz aktiv war, eine Art Stammkneipe besaßen. Allerdings war das Kneipstübchen so eng, daß es den Spitznamen führte „der Omnibus", aber der Wirt verfügte über gute Weine und ein höchst anmutiges Töchterlein — das war die Hauptsache! — Ein Nachhall jener sonnigen Tage klingt aus dem neunten Abenteuer von Hertz' „Bruder Rausch", wo es heißt:

„Ach, denkst du noch? Das war ein Prassen
Einst auf Tubinga's krummen Gassen — —"

In Tübingen machte der Jüngling auch die bedeutungsvolle Bekanntschaft Ludwig Uhlands, bei dem Professor Holland ihn einführte und dessen Einfluß es wohl zu danken ist, daß der junge Philologe hauptsächlich germanistischen Studien sich zuwandte.

Neben diesen Studien aber war es die Dichtkunst, die ihn mehr und mehr in Beschlag nahm. Von seiner Knabenzeit an hatte er Verse gemacht, hauptsächlich dramatisierte Märchen waren es gewesen; nun, im Überschwang jener Studentenzeit, strömte der Quell aus seinem Innern frisch und mächtig hervor. Die Freunde, denen er seine poetischen Versuche mitteilte, fühlten wohl heraus, daß hier etwas ganz Anderes, Höheres sich offenbare als die übliche Jugendreimerei. Durch ihre aufrichtige Bewunderung ermutigt und durch das warme Fürwort eines Mannes wie Friedrich Hebbel an die Verleger Hoffmann und Campe in Hamburg empfohlen, trat Hertz im Jahre 1858 zum ersten Male mit einem Bändchen Gedichte

an die Öffentlichkeit. Später ist die Sammlung, nachdem der Dichter strenge, fast zu strenge Musterung unter seinen Erstlingen gehalten, der 1900 bei Cotta erschienenen Neuausgabe seiner „Gesammelten Dichtungen“ einverleibt worden.

Ein eigentümlicher Reiz des Unmittelbaren, Naiven, trotz aller früh entwickelten Formgewandtheit, liegt über diesen Gedichten. Viele sind in antiken Metren gehalten, andere nähern sich dem deutschen Volksliedton, und doch ist Eins ihnen allen gemeinsam: das starke, ganz persönliche lyrische Empfinden. Es ist eine Art Verbindung wie die zwischen Faust und Helena, die Verschmelzung einer echt germanischen Kernnatur mit griechischem Schönheitsgefühl.

Nur einzelne Proben aus dem reichen Liederhorte können hier angeführt werden, wie das Gedicht im Mollton „Begegnung“:

„Du hast mich längst verlassen
Längst hin ist Lust und Weh;
Doch rührt mein Herz sich leise,
Wenn ich dein Antlitz seh' — —“

und das diesem verwandte „Heimkehr“:

— „Wer dächte wohl an dieser Stätte,
Daß hier zwei Menschen glücklich waren?“ —

Voll schwermütiger Süße ist der Gesang „An die Nacht“:

„Ohne Nebelsäume,
Ohne Mondespracht
Füllst du alle Räume
Klare Sternennacht . . .
— — — — — — —
Was mein Herz besessen,
Tilge Lust und Pein;
Lehre mich vergessen
Und vergessen sein!“ — —

Des Zyklus „Den Manen meines Bruders“ ist schon gedacht worden, ebenso des Gedichtes „Am Grabe meiner Mutter“; ihnen gesellen sich, verschieden und doch gleichwertig, „Glückliche Geburt“, „Leben der Liebe“, „Ewige Jugend“, die glühend-erotischen „Jünglingslieder“, darunter das machtvolle:

„Laß Myrten dir das Haupt umlauben,
Du meiner Freuden Königin,
Und frage nicht nach meinem Glauben,
Da ich im Schauen selig bin!“ — —

schließlich das liebliche Dreigestirn „Liederstille — Daheim — Erdenglück“, in dem der Dichter sein Eheglück besingt.

In den Balladen, welche fast sämtlich Stoffe aus der germanischen Götter- und Heldensage behandeln, tritt schon das hervor, was für Hertz' späteres Schaffen so charakteristisch ist: der Forschergeist des Gelehrten befruchtet die Phantasie des Dichters — es sind gleichzeitig kultur-historische und künstlerische Schöpfungen.

Noch in erhöhtem Maße gilt dies von seinem nächsten größeren Dichtwerke „Lanzelot und Ginevra", dem „hohen Lied der Leidenschaft", wie es eine bekannte Schriftstellerin unsrer Tage genannt hat. Auch Solche, denen des Königs Artus Sagenkreis für gewöhnlich fern liegt und die kein Empfinden dafür haben, wie wunderbar der Ton der alten Minnesänger hier getroffen ist, müssen sich gepackt fühlen von der dichterischen Kraft, mit der die ewig neue Tragödie verbotener Liebe uns vor Augen geführt wird.

Der „Lanzelot" erschien im Jahre 1859; kurz vorher war sein Schöpfer zum Doktor promoviert worden. Nun wandte er sich nach München, wohin ein besonderer Grund ihn zog: er hatte, noch von Tübingen aus, ein Drama „Ezzelin" nach dort eingesandt, das auf ein Preisausschreiben des Maximiliansordens hin entstanden war, freilich nie zur Aufführung gelangte, aber die Aufmerksamkeit der Preisrichter doch in hohem Maße erregt hatte. — Die Mobilisierung des Jahres 1859 kam dazwischen — Hertz kehrte in seine Heimat zurück, wo er als Leutnant eingestellt ward. Er erzählte später sehr humoristisch von der patriarchalischen Art damaligen Heeresdienstes. Als die aufwallende Begeisterung nachgelassen und die Kriegsgefahr sich wieder verzogen hatte, benutzte er seine Freiheit zu längeren Studienreisen in Frankreich, England und Schottland. Das Wunderland Italien sah er erst Mitte der sechziger Jahre, da er es in Begleitung seines Freundes Alfred Schäuffelen bereiste und hierbei mit Franz von Lenbach zusammentraf.

Im Jahre 1862 ließ er sich endgiltig in München nieder, anfänglich als Privatdozent für germanische Altertumskunde an der Universität; im Jahre 1869 wurde er als Professor für deutsche Sprache und Litteratur an die neu gegründete technische Hochschule in München berufen.

Von seiner Ankunft in München an war der junge Gelehrte und Dichter in einen auserlesenen Kreis von Gleichstrebenden hinein gezogen worden, den der hochsinnige König Maximilian II. an seine Hauptstadt zu fesseln gewußt hatte. Da war Emanuel Geibel, gewissermaßen der Häuptling dieser „Nordlichter", wie die von auswärts Berufenen genannt wurden — da war Paul Heyse, Bodenstedt, Hans Hopfen, Leuthold, Melchior Meyr, und mancher Andere. Bald ward Hertz unter ihnen heimisch und

Mitglied der weit bekannten Dichtergesellschaft „das Krokodil", deren unvergängliches Bild uns Paul Heyse in seinen „Jugenderinnerungen" gezeichnet hat. Besonders innig schloß sich Hertz an den stammesverwandten Melchior Meyr, der leider zu früh dem Freundeskreise entrissen ward, und an Heyse, mit dem ihn gegenseitige Treue durch mehr als vier Jahrzehnte verbinden sollte.

Die Freundschaft zwischen Heyse und Hertz war eine so ungetrübte, wie sie stark entwickelten und ungleichen Persönlichkeiten nur selten beschieden ist: sie hegten Jeder das zarteste Verständnis für des Anderen Eigenart und die größte Achtung vor dessen Urteil. — Hertz zählte zu Heyse's überzeugtesten Bewunderern, und Heyse, der gelegentlich das schöne Wort aufbrachte, „mein Freund Hertz, dessen Verse so lauter sind wie sein Charakter" — rügt in seinen oben erwähnten „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen" scharf die Unlust der Deutschen, Werke in gebundener Sprache zu lesen, da infolge dieser Eigenschaft selbst Meisterwerke wie die seines Freundes Hertz nicht genug bekannt seien.

Es wäre zu wünschen, daß dieser Ausspruch aus gewiß maßgebendem Munde bei immer mehr Lesern jene getadelte Unlust überwinden hülfe und sie anregte, sich den Genuß solcher Hertz'schen Verse zu verschaffen. Wie ein Strom von Wohllaut und Harmonie gleiten sie dahin, frei von akademischer Glätte — vielmehr pulsiert in ihnen ihres Verfassers volles, warmblütiges Leben! Und kein ungesundes Pathos trübt ihre Schönheit; so einfach klingt alles, daß man es für sehr leicht halten möchte, solche Verse zu schreiben, und nicht ahnen würde, daß Hertz, der ernsthafteste Arbeiter, den es gab, nach seinem eigenen Geständnis oft Tage lang mit einem Vers sich trug, bis er in sich einig ward über die Wahl des treffendsten Wortes.

Dem „Lanzelot" folgten im Lauf der Jahre zwei weitere Epen — „Hugdietrichs Brautfahrt" (1860), „Heinrich von Schwaben" (1865) — beide von Jugendlust und Lebensglut förmlich durchleuchtete Dichtungen; darnach das reifste und tiefste Werk des Dichters „Bruder Rausch" (1881). Ein Klostermärchen hat er es genannt; es behandelt ein Stück Geschichte des Menschheitsglaubens: die Entwicklung des christlichen Teufels aus dem heidnischen Elben. Aber ein Schatz von Lebensweisheit, von Kenntnis deutscher Mythen, von Humor und Empfindung ist darin niedergelegt; die Darstellung der Sonnwendnacht (3. Abenteuer) und die Liebesepisode von Heribrecht und Hadulind (7. Abenteuer) sind wahre Perlen von poetischer Schilderung. Nur wenige erzählende Gedichte neuerer Zeit dürfen sich dem „Bruder Rausch" vergleichen. —

Hand in Hand mit Hertz' dichterischem Schaffen gieng seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Übertragung und Neudichtung alter Poesieen, worin er das Bedeutendste und Unvergänglichste geleistet hat. 1862 erschien seine erste Herausgabe altfranzösischer Spielmannsmären unter dem Titel „Marie de France", im Jahre 1886 das kostbare „Spielmannsbuch", dessen vermehrte und verbesserte Neuauflage vor zwei Jahren heraus kam. Auch die beiden größten deutschen Epen des Mittelalters, Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde" und Wolfram von Eschenbachs „Parzival" hat uns Hertz in wunderbarer Formvollendung neu geschenkt und mit Anmerkungen versehen, aus denen die ganze Fülle seines ungewöhnlichen Wissens und seiner staunenswerten Belesenheit zu uns spricht. Und zwar geschieht dies in der selben klaren unaufdringlichen Weise, mit der er auch im Leben jede erbetene Belehrung erteilte.

Man konnte ihn fragen, nach was man wollte, nach Alter und Herkunft einer Sitte, eines Wortes oder was immer — stets war man sicher, die gewünschte Auskunft zu erhalten. Über alle interessanten Gegenstände, denen er aus eigener Wißbegierde gelegentlich einmal gründlich nachgeforscht, hatte er sich kurze Aufzeichnungen auf Zetteln gemacht; und begehrte dann später jemand etwas von der Sache zu wissen, so griff er einfach in den betreffenden „Zettelkasten" und holte die Notiz hervor. Im „Deutschen Hause", wo regelmäßige abendliche Zusammenkünfte von bedeutenden Münchner Persönlichkeiten stattfanden, geschah es oftmals, daß einer der Tafelrunde eine schwierig zu lösende Frage mitgebracht hatte, um sie Hertz vorzutragen; auch Fachgenossen wendeten sich gern um Aufklärung an ihn, welche fast stets schnell erfolgte. Bei solchem Anlaß gab Einer einmal ihm den Beinamen „des gelehrtesten deutschen Dichters", wovon jedoch auf Hörweite des damit Gepriesenen nicht Gebrauch gemacht werden durfte.

In sprachlicher Beziehung war sein Feingefühl fast unerreicht — er empfand von jedem Worte, ob es in den Sinn und Rahmen des Ganzen paßte. Wenn Paul Heyse, er selbst ein Sprachmeister, über Berechtigung eines Ausdrucks oder einer Wendung sich im Zweifel befand, so schlug er vor, „den unfehlbaren Freund Hertz zu Rate zu ziehen". In einer ihm vorgelegten Anfängerarbeit, die im Mittelalter spielte, kam das Wort „Spind" vor. „Das müssen Sie ändern," — sagte Hertz — „in jener Zeit und obendrein in Süddeutschland hat das Wort einen falschen Klang — setzen Sie ‚Schrein' dafür!" Ebenso empfand er alles Mißtönige: Konsonantenhäufungen, unreine Reime und geschraubte Sätze; er besaß für sprachlichen Wohlklang das Ohr eines Musikers. Und von seinen wohl-

begründeten Ansprüchen ließ er sich nichts abdingen. „Man wird doch vom Maler immer einen gewissen Grad von Technik verlangen, ein Tonsetzer muß jedenfalls eine Partitur schreiben können — nur eben in der Dichtkunst bethätigen sich Menschen, die keine Sprachbeherrschung haben und sich nur unklar, gespreizt oder lüderlich ausdrücken können!"

Das Deutsch seiner eigenen Prosaschriften liest sich denn auch fast so schön wie seine Verse; man empfindet die Liebe zur Muttersprache, die es ihn immer beklagen ließ, daß ihr ein Feind nach dem andern erstehe: nach der Fremdwörterseuche und dem schwerfälligen Gelehrtenstil das Zeitungsdeutsch und der Kutscherjargon! Sprachliche und kulturgeschichtliche Fragen waren die einzigen, bei denen Hertz mit Entschiedenheit auftreten konnte, während er in allen sonstigen Dingen jedem die größte Freiheit gestattete und seine Meinung eben nur als eine Meinung vorbrachte. Heftig wurde er wohl ausnahmsweise, wenn etwas Gemeines seinen Pfad kreuzte, aber das wirkte wie ein Luft reinigendes Gewitter und ging rasch vorbei. In späteren Jahren eignete ihm immer mehr eine schonende Milde, besonders wo es galt, die ihn nicht ganz befriedigende Leistung eines Freundes zu kritisieren. Er sagte dann etwa: „Ich habe nicht verstanden, was Du damit meinst; Du mußt mir Deine Gründe auseinander setzen, warum Du das so machst." Falls nun des Anderen Gründe ihn nicht überzeugten und er sich zwischen Wahrheit und Freundlichkeit zur Wahl gestellt sah, so hüllte er sich in Schweigen, denn etwas Verletzendes konnte und wollte er nicht sagen.

Als junger Mann, in Robert von Hornstein's Hause, wo ein Kreis reich begabter Menschen sich allwöchentlich zusammen fand, hatte Hertz im Eifer des Streites noch entschiedene Wendungen gebraucht, wie: „Das ist nicht wahr" — und sich scherzhaften Tadel dafür gefallen lassen müssen, während ihm als Älteren späterhin an gleicher Stelle die lebhafte und geistesscharfe Hausfrau den Vorwurf machte: „Nein, Hertz, Sie sind wirklich zu gerecht!" — — Der Wunsch der Freunde, den Dichter vermählt zu sehen, ging verhältnismäßig spät in Erfüllung; erst im Dezember 1873 verheiratete er sich mit Kitty Cubasch, welche er in München kennen lernte, wo sie unter dem Schutze von Hertz' langjähriger geistvoller Freundin, der Schriftstellerin Rosalie Braun-Artaria, verweilte. Es war eine Hochzeit unter etwas düsteren Verhältnissen: die Cholera grassierte in München, und nach sechswöchentlicher Ehe wurde auch die Neuvermählte von der Seuche ergriffen; doch das Omen, das hierin zu liegen schien, erfüllte sich nicht.

Während in so mancher bedeutender Menschen Entwicklung die Ehe hemmend und unheilvoll eingreift, war die Ehe des Dichters in Wahrheit

die Krone seines Lebens. Die zarte, zierliche Frau, eine Deutschrussin von Geburt, welche ihn als Dichter gekannt hatte, ehe sie seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, und ihm schließlich als Gattin folgte, behauptete bis an sein Ende den obersten Platz in seinem Herzen. Die Liebe zu ihr lehrte ihn tausend Zartheiten und Züge von Selbstlosigkeit, durch die seine natürliche Herzensgüte eigentlich erst zur Entfaltung kam. Feinfühlend und nur für ihres geliebten Mannes Glück besorgt, wie seine Frau war, hat sie ihn oft beklagt, daß er so häufig sich um sie sorgen mußte, denn sie war herzleidend seit ihren Mädchentagen. Aber wer die Beiden zusammen sah, hätte selbst das nicht anders gewünscht! Die Schonungsbedürftigkeit der teuren Frau reifte in ihm das alleredelste Gefühl: die zärtliche Fürsorge des Starken für den Schwächeren.

Das Vorbild einer Ehe ist es gewesen, achtundzwanzig Jahre lang. Beide Gatten lebten nur in einander und für einander; „wir haben ewige Flitterwochen", pflegte der Dichter zu sagen und fügte mehr als einmal hinzu: „er wisse nicht, wie er das Leben tragen könne, wenn diese Gattin ihm genommen werden sollte". Auch war seine Frau hoch gebildet und nahm an ihres Mannes Schaffen den tiefst gehenden Anteil. Er besprach alle Arbeiten mit ihr; auch ihr Vorlesen war eine wichtige Hilfe für ihn in Anbetracht seiner geschwächten Augen. Ihrer eigenen Feder entstammt ein wertvolles Sammelwerk: „Worte der Weisen aller Länder und Völker".

Das innere Glück des Paares ward von außen her nicht gestört, sondern nur gefördert. So wenig der sich selbst genügende Mann auf Ehren und Anerkennungszeichen rechnete, gereichte es ihm doch zur Freude, als er 1892 zum Ritter des Maximiliansordens und 1895 zum Mitglied der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften ernannt ward. Im Jahre 1900 wurde dem Dichter durch Verleihung des Ordens der bayrischen Krone der persönliche Adel erteilt. An der Einfachheit seines Auftretens änderten diese Auszeichnungen freilich nichts.

Man konnte sich mit Hertz eine ganze Weile im gleichen Raume befinden, ohne einen andern Eindruck von ihm zu gewinnen als den eines sympathischen, stillen Mannes. Er begegnete jedem mit schlichter, wohlwollender Höflichkeit, lachte bei Scherzen sein warmes, erquickendes Lachen; doch mangelte es ihm gänzlich an sogenannten verbindlichen Redensarten, die man hernach abschält wie eine Zwiebel, um herauszufinden, daß kein Kern in den Hüllen steckt. Er machte auch keine Versprechungen, sondern that lieber stillschweigend, was er zu thun gesonnen war, und brauchte niemals eine Notlüge. Jemand aus seinem Freundeskreise äußerte

gelegentlich: „Hertz kann nur in Gold zahlen — die kleine gesellschaftliche Scheidemünze führt er nicht!"

Ja, wenn er sprach, so zahlte er in Gold! — Hatte er, auf ein anregendes Thema gebracht, einmal begonnen, warm und gesprächig zu werden, so vollzog sich eine seltsame Umwandlung in der Seele der Horchenden. Man vergaß die kleinen Quälereien des Tages und die ruhelose Zeit, die draußen am Fenster vorbei hastete; die Luft im Zimmer schien geistiger, dünner zu werden, wie wenn man auf freie Höhen steigt. Und der Raum belebte sich mit wunderbaren Gestalten, die fernsten Jahrhunderten angehörten, der Blütezeit griechischen Geistes oder den Kreisen deutscher Heldensage — wohlbekannte, verehrte Häupter tauchten auf, deren manche noch in des Sprechers eigenes Leben hinein geragt hatten: Grillparzer, Hebbel, Geibel und die schwäbischen Dichtervorfahren insgesamt, von Uhland und Mörike bis auf Hermann Kurz und Ludwig Laistner. Über Allen aber das Jupiterantlitz Goethe's, für den Hertz eine innerliche Andacht hegte und von dem er nur zu beklagen pflegte, daß er Andern fast alles vorweg genommen. „Er hat alles gesagt — sie haben uns nichts übrig gelassen, er und der andere Große von Weimar!"

Wenn man so mit ihm zusammen saß und sich feiertäglich empor gehoben fühlte, dann sah man in ihm, der da so feurig und doch einfach, mit tiefer, weicher Stimme sprach, nicht einen einzelnen Menschen mehr, sondern die ganze Summe von Kultur, die in ihn übergegangen und ein Teil seines Wesens geworden war. Er hatte das Ererbte neu erworben und besaß es nun, und mehrte es beständig, zugänglich für jede neue Anregung. Die Toten, die ihm nahe gestanden, waren für ihn nicht tot; er wahrte ihr Bild in seiner Seele lebendiger als das große Album, das ihre sämtlichen Photographien enthielt, ihre Züge wiedergab. Vierzehn Tage vor seinem Tode war er in die beiden neu erschienenen Biographien Mörike's vertieft und so stark bewegt von der Erinnerung an den Verstorbenen, daß er sich nicht enthalten konnte, mir aus Mörike's Gedichten einige vorzulesen. Es waren das „Jägerlied" — das schalkhaft wehmütige „Ach, nur einmal noch" — und „Im Frühling". „Solche wundervolle lyrische Töne hat nach Goethe doch kaum jemand mehr gefunden" — sagte Hertz mit dem schönen Glanz im Blicke, den nur fremde Leistungen, nie seine eigenen, darin entzünden konnten. Zweierlei gab es, wovon er niemals sprach: sein Ich und die menschlichen Fehler Anderer.

Um ihm etwas Schmeichelhaftes zu sagen, mußte man sehr entschlossen sein und auf kein Entgegenkommen warten, denn er half nicht dazu. Hatte man es glücklich angebracht, so quittierte er darüber mit

behaglichem Nicken und ein paar einfachen Worten, wobei ein halb gutmütiges, halb verlegenes Lächeln den feſt geformten Mund unter dem kurzen Schnurbart umſpielte. Zum Gegenſtand von Huldigungen war er ſo ungeeignet wie kaum Einer — ganz unglücklich kam er einmal aus einer Geſellſchaft nach Hauſe und an das Bett der ſeiner harrenden Gattin. „Du, heut iſt mir 'was Arges paſſiert: der B. hat eine Rede auf mich gehalten.“ „Was haſt du denn da gemacht?“ — forſchte die mit ſeinen Eigentümlichkeiten wohlvertraute Frau. „Wahrſcheinlich ein dummes Geſicht“ — war ſeine Antwort. Er ſelbſt hielt niemals Tiſchreden; ein einziges Mal, anläßlich ſeines 60. Geburtstages, hat er ſich zu einer ſolchen aufgerafft, weil die dankbare Freude über alle erfahrene Liebe ſtärker war als ſeine natürliche Beſcheidenheit. Ich habe oft geſehen, daß dieſe ſozuſagen anſteckte und Menſchen von großem Selbſtgefühl ſolches in Hertz' Gegenwart unterdrückten, ebenſo wie es jedem ſchwer wurde, vor ſeinem kindlich klaren Blicke und gegenüber ſeiner ſteten Wahrhaftigkeit unwahr zu ſein. Vielleicht weil alle Menſchen ſich ihm von ihrer beſten Seite zeigten, dachte er ſo gut von ihnen, denn, wie geſagt, niemals verbreitete er eine häßliche Geſchichte oder fällte er ein hartes Urteil. Er ſuchte jeden Menſchen von deſſen Standpunkt, nicht vom eigenen aus, zu beurteilen; deshalb war Verſtehen und Verzeihen ihm in ungewöhnlichem Grade eigen. Er beſaß die reine Menſchlichkeit, die alle menſchlichen Gebrechen ſühnt. Über eine von ihm bewunderte Frau ſagte ein ſcharfſichtiger Freund gelegentlich: „An ihr iſt alles Mache, auch ihre Thränen ſind falſch“ — worauf Hertz nach kurzem betroffenen Schweigen erklärte: „Thränen heucheln? Ich kann doch nicht glauben, daß jemand die Menſchheit ſo ſchändet!“

Eine Frucht ſeiner Menſchenliebe wie ſeiner harmloſen Freude an allem Schönen und Heiteren war ſein Hang zur Geſelligkeit. Er gieng gern unter Menſchen, nicht nur, um die vielen arbeitsloſen Stunden zu vertreiben, die ſein langjähriges, mit großer Geduld und Würde getragenes Augenübel ihm aufzwang, ſondern weil er nichts lieber ſah als heitere Geſichter, helle, gaſtlich geſchmückte Räume und ſchöne Frauen. Er bedauerte nur die Nüchternheit und Häßlichkeit der heutigen Männerkleidung. „Daß ich verdammt ſein muß, in einer Zeit zu leben, wo man nach halbſtündigem Ankleiden ſo ausſieht!“ — klagte er und „Braucht man doch nur an ſich herunter zu ſehen, um zu wiſſen, daß man ein Barbar iſt!“ Er mißbilligte auf's Höchſte den anfänglichen Vorſchlag, die Einweihungsfeier des Künſtlerhauſes nur eine Herrenfeier ſein zu laſſen. „Wie kann ein Raum feſtlich wirken, wenn nur ſchwarze Raben darin herumſteigen!“ Das ſelbe äſthetiſche Wohlgefühl wie ſchöne geputzte

Menschen erweckten ihm in anderer Weise ein gutes Gericht und ein edler Tropfen. Von einem besonders alten feurigen Wein konnte er mit Entzücken äußern, „er verwandle den Gaumen in einen Festsaal"; und als eine vertraute Freundin ihn wegen solch materieller Neigungen neckte, mit dem Bemerken, ihr selbst sei es gleichgiltig, was sie trinke und esse, da entgegnete er: „Bitte, sagen Sie das nicht — das wäre furchtbar ungebildet." Er hielt thatsächlich eine feine, gleichmäßige Entwicklung aller Sinne zur harmonischen Bildung des Menschen für notwendig.

Die hellenische Freiheit und Heiterkeit seiner Lebensauffassung äußerte sich auch in seiner Furchtlosigkeit vor dem Tode und seiner Abneigung gegen alles düstere Leichengepränge. Er erklärte wiederholt, daß er nicht wünsche, hochbetagt zu sterben — und wenige Wochen vor seinem Ende, als er ahnungslos schon den Todeskeim mit sich herumtrug, kam er ausführlich auf die letzten Dinge zu sprechen. „Nach meinem Gefühl ist es richtig, die verwesliche Hülle zu verbrennen und die Asche hernach in den Wind zu streuen oder in ein Flußbett zu schütten — was nicht mehr lebt, hat nichts zu suchen im Lande der Lebendigen. Allenfalls noch, wenn die Überlebenden es begehren, mag die Asche in eine Urne kommen, die aber nicht mit düsterem Grabschmuck geziert sein soll, sondern mit heiteren Bildern." Und er zitierte Uhlands Gedicht beim Tode Wilh. Hauffs:

„Mit Heldenfahrten und mit Festestänzen,
Mit Satyrlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Altertum den Sarg,
Der heiter die verglühte Asche barg —"

Aber er fand keine Zustimmung; sowohl seine Frau als ich bekannten uns zu altmodischer Anhänglichkeit an das Bestatten im mütterlichen Erdenschoß, gegen das er eiferte. Darauf ließ er das Thema denn fallen, aus Zartgefühl gegen seine Frau.

Das letzte Vierteljahr seines Lebens hindurch litt Hertz an steten Magenbeschwerden und alterte rasch, so daß seine Freunde besorgt wurden. Wie krank er jedoch war, ahnte niemand. In den letzten Tagen des Dezember 1901 traten heftige Schmerzen auf, und mit Anbruch des neuen Jahres legte er sich zu Bett, um nicht mehr aufzustehen. Am 7. Januar Abends verschied er, ohne aus der wohlthätigen Bewußtlosigkeit, in die das Schmerz lindernde Morphium ihn versetzt hatte, nochmals erwacht zu sein.

Er ist glücklich gewesen bis zuletzt. Mitten aus dem Schaffen hinweg hat der Tod ihn geholt; bis an's Ende hat er die Liebe seiner Gattin, die Treue seiner Freunde besessen. Wie groß dieser Schatz war, den er sich

in den Herzen aller ihm Naheſtehenden erworben, bewies die ungewöhliche Beteiligung und tiefe Ergriffenheit bei ſeiner Beſtattung, bewieſen die zahlloſen Beileidsbezeugungen, die der Witwe von nah und fern zu Teil wurden.

Für Alle, die ihn geliebt und verehrt, die ſich in frohen Tagen an ſeinem ſonnigen Humor erwärmt und in trüben an ſeiner milden Feſtigkeit aufgerichtet haben, iſt ſein Verluſt ein unerſetzlicher, durch nichts je auszugleichender. Ein unvergängliches Erbe jedoch hinterläßt er ſeinem Volke in der lichten Schönheit ſeiner Dichtungen und Übertragungen — und ſeinen Freunden einen Troſt in dem Bewußtſein, daß er ſo gelebt, wie er ſelbſt geſungen:

„Laß uns leben, daß am Ende
Uns der eine Troſt nicht fehle:
Selig warſt Du auf der Erde —
Fahr' in Frieden, meine Seele!"

Neue Balladen

von Hans Benzmann.

(Berlin-Wilmersdorf.)

Der Bauer und der Tod.

Hörſt du im Holz den Totenwurm? . . .
Nun raſt um die Mauern der Winterſturm
und horcht und heult in's dumpfe Haus
und bläſt auf dem Herd die Flamme aus
und trollt von dannen . . . Dünn klingt nur
in hohler Wand die Totenuhr . . .
Die Lampe ſchwelt, der Weiber Gewimmer
durchzittert das niedrige Krankenzimmer . . .
und im Winkel der ſterbende Bauer ſtöhnt:
„Bald biſt du mit mir, mein Gott, verſöhnt —

Ich habe den Acker mit Fleiß beſtellt —
und Thaler hat ſich zu Thaler geſellt —,
ich habe mich nie vor dem Böſen gebückt —
und nie mit Liſt die Grenzen verrückt —,
nie hab' ich mein Pferd mit dem Stachel gequält —
und nie das Korn in die Krippe gezählt . . .
Ich hab' euch geliebt, meine Kinder, mein Weib, —
um euch hat gedarbt mein alternder Leib . . ."
Er ſchweigt, und umher die Weinenden lallen:
„Du warſt ein guter Vater uns Allen! . . ."
Und emſiger hämmert die Totenuhr —
War's nicht, als gienge wer über den Flur? . . .
Und das Dach von den Stößen des Sturmes knarrt —
Hört, hört, ein Roß vor dem Thore ſcharrt —
und ſeht! dort am Fenſter! da nickt es herein
des Totenpferdes bleiches Gebein! . . .
Doch der Sterbende lallt: „Bald bin ich befreit
und wandle in ewiger Herrlichkeit . . .
Ich habe die Wälder urbar gemacht —,
die Wieſen getrocknet —, ich habe gewacht,
daß der Sturm die Dämme nicht nieder riß —
Gott wird mich lohnen, deß bin ich gewiß —"
„Deß biſt du gewiß? Du Erdenwurm!"
Die Weiber erſtarren: rief's der Sturm?
Und ein Brauſen füllt plötzlich das dumpfe Gemach
und erſchüttert ſchwanken Dielen und Dach:
„Was weißt du von mir, was weißt du von Gott!
Laß deine Worte, ſie klingen wie Spott!
Welten ſind meine Äcker! und der Orkan
iſt mein Roß! Dein Weſen iſt Wahn!
Deine Werke ſind Wahn! Dein Gott iſt Wahn!
Seele, zerflattre wie dürres Laub!
Leib, löſe dich auf in Erde und Staub!
Ich bin der Tod!"
Doch der Bauer liegt ſtill,
es iſt, als ob er noch lächeln will:
„Deß bin ich gewiß!" — und er ſchläft ein . . .
Der Wurm nagt emſig im morſchen Schrein . . .

Fern iſt es, als jage ein Reiter durch's Feld . . .

es iſt der Sturm, der wie Hunde bellt . . .

Die Lampe ſchwelt . . . im dämmrigen Zimmer
klingt um den Toten ein wehes Gewimmer . . .

Diederik und Iselin.

Träumer, du, im grünen Gras,
Iselin denkt dies und das,
Diederik hab' Acht!
Sieh, dort hinter'm dichten Tann
schleicht der junge Jägersmann —
Diederik, halt' Wacht!

Doch den Träumer stört nichts mehr.
Iselin äugt hin und her —
„Wart', ich komme gleich!"
Wünscht dem Schläfer gute Ruh',
eilt dem Jäger freundlich zu, —
der steht blaß und bleich . . .

„Du gewährst mir eins, Gesell:
Bind' mir meine Schuhe schnell —
Diederik schläft sacht . . .!"
Und sie setzt in seine Hand
ihren Fuß, er knüpft das Band . . .
Lieblich singt die Nacht . . .

Diederik schreckt aus der Ruh':
„Iselin, was thatest du?
Hab' es wohl geseh'n —"
Und sie lacht ihn aus und spricht:
„Diederik, du arger Wicht,
Hast's im Traum geseh'n!"

Und sie lacht ihn aus und singt,
daß es um die Bäume klingt —
„Lieber, hasche mich!"
„Wart', ich weiß, was dort geschieht!
Hab' es doch mit angeseh'n!
Wart', ich fange dich!"

Und ihr nach der Junker springt,
bis sie in die Kniee sinkt —
und sie stöhnt und lacht:
„Weh, wie drückt mich Schuh und Band!"
Und schon löst es seine Hand . . .
Lieblich singt die Nacht . . .

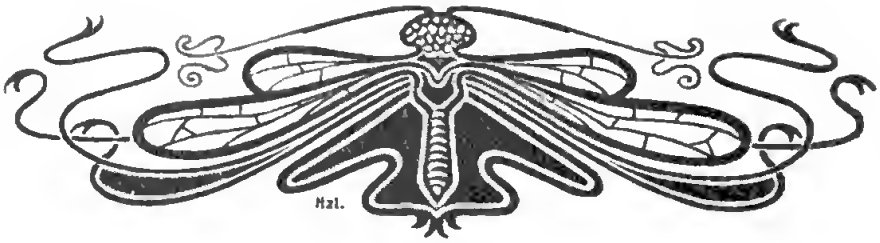
— — — — — — — —

Der apokalyptische Reiter.

Am roten Abendhimmel
wiegen drei Falken sich,
ein Reiter auf mag'rem Schimmel
reitet am Erlenstrich.

Ist es ein Jäger, ein Ritter,
ein Ritter mit Spieß und Schwert?
Es ist zu Roß ein Schnitter —
wie kommt ein Schnitter zum Pferd? . . .

Nun seh' ich nur noch seinen Schatten,
lang fällt er über das Moor,
ein Schauer fährt über die Matten,
Nebel und Nacht steigt empor . . .



Das Wunderland.

Ein Hans Thoma-Märchen von Karl Heckel.

(Mannheim.)

Pst! . . . So, komm nur her, mein kleiner Wildfang . . . ich will dir ein Märchen erzählen. Vom Knaben und dem Wunderland.

Recht so! . . . Sitz' auf mein Knie, schling' die Ärmchen um meinen Hals. Ei, wie die grossen Augen fragen . . . Nur Geduld.

Also . . . es war ein Knabe und der wollte in das „Wunderland".

— Das giebt's ja gar nicht, lachten die Leute.

Aber die Mutter sagte:

— Doch, mein Kind, es giebt noch Wunder, man muss sie nur zu finden wissen.

Da zog er in die Welt, in die weite, breite Welt, um das Wunderland zu suchen.

Zuerst gieng's über die Felder, wo der Säemann Samen ausstreute, dann über die Wiesen, wo die kleinen, drolligen Frühlingsgötter mit den Schmetterlingen spielten und mit ihren Pausbäckchen nach ihm bliesen, dass er den Hut fest halten musste. Denn sonst wäre er ihm davon geflogen, wer weiss wohin. Am Mittag schritt er durch Auen, wo eine hohe Frau leicht dahin wandelte und die ersten bunten Blumen ausstreute, weisse und blaue, rote und gelbe, Glocken und Sterne. Und am Abend da kam er an einem See vorbei. Da war es so stille, dass man gar keinen Lärm hörte, sondern nur eine leise seltsame Musik wie von einer Flöte.

Aber der Knabe sah nicht rechts und sah nicht links, sondern wanderte immer weiter und achtete auf nichts. Nicht auf den Ton der Flöte am See, nicht auf die lustige lärmige Musik hoch oben in den Lüften, wo die Engelchen auf den Wolken sitzen. Er sah nichts, er hörte nichts, er wanderte immer weiter. Über Berge auf steilen Wegen, über Flüsse auf hohen Brücken. Er fuhr über Meere und suchte uud suchte.

Oh, er begegnete vielem und staunte und starrte. Und alle Welt schrie: Wunder über Wunder! Aber da meinte er, im rechten Wunderlande da müsse einem das Schreien vergehen. Da müsse man schweigen lernen wie ein Kind, dem man ein Märchen erzählt . . . ja, wie du, mein Kind . . . und schauen! Und dann meinte er auch, das wahre Wunder das ist wohl etwas Trautes und Treues. Aber je weiter er gieng, je fremder wurde es um ihn, je ferner lag das Wunder.

Da wurde er traurig und kehrte um und wanderte wieder heim, kleinen Mutes, Tage und Nächte, durch Wiesen und Wälder.

Was meinst du? Ob er sich niemals fürchtete? Warte nur . . .

Einmal — es war eine blaue Nacht, die stillen Sterne blinkten, und der Mond schien so silbern — da kam er durch ein einsames nächtliches Thal, und da meinte er schon, die Furcht komme zu ihm, weisst du, so schwer und schwarz. Aber, sieh nur, sieh nur — droben auf dem Berge stand ein Mann, ein Ritter in seiner Rüstung als Hüter mit dem Helm in der Hand und einem rotblauen Banner und liess nicht Furcht noch Frevel in das Thal. Den sah der einsame Wanderer, und der kam ihm so traut vor, dass er meinte, er habe ihn schon als Kind gesehen; denn man sieht so vieles als Kind, wovon man als Jüngling nichts mehr weiss.

Und weiter? Weiter . . . als er aus dem engen Thale hinaus kam, da sah er in der Ferne Frauen und Männer einen Waldreigen tanzen. Ja, da schaute er . . . und sah immer mehr. Sogar in einem Krystallsteine drinnen sass ein kleines Geistlein . . . oh, und das Wasser lebte, auch der Wassertall, der vom Berge herunter kommt. Ja, er hörte sein geheimnisvolles Rauschen und sah das Zentaurenweibchen, das die Leier spielte . . . oh, und den Traumgott sah er über einen Fluss hin gleiten auf einer Kugel und mit den Fussspitzen die Erde und mit den Fingern den Himmel berühren.

Ja, und an einem Morgen, als er schon fast zu Hause war, da . . . ja, was meinst du, was er da noch zu sehen bekam? Was? Ja, pass nur auf, da sah er einen kleinen, dicken, drolligen Knaben auf einem Vögelchen durch die Lüfte reiten. Der sah aus wie der kleine Paul, der als mit dir spielt. Und dann?

Dann kam er zu seiner Mutter und fiel ihr in die Arme und weinte vor Freude und sagte:

— Mutter, ich hab's gefunden, das Wunderland! . . .

Was sagst du? Du willst es auch sehen! Ob man da erst in die Fremde ziehen muss? Vielleicht . . . vielleicht auch nicht. Ich weiss einen guten Mann mit weissem Bart, der ist zu Hause: daheim. Wenn du grösser bist, soll er dich lehren das Wunderland zu sehen. Ja ja, auch das kleine Vögelchen mit dem kleinen Paul. *Dort* fliegt's . . . Du siehst es nicht? Wart' nur ein Weilchen, er zeigt dir's schon einmal, der Wundermann.

Resonanzen.

(1899—1900.)

Von Fritz Rutishauser.
(Ermatingen, Kanton Thurgau.)

„Ob Lebenserfahrungen, in Geſtalt von Sentenzen dargeſtellt, einen Nutzen für Andere haben, weiß ich nicht; für den, welcher ſie macht, ſind ſie eine Wohlthat: ſie gehören zu den Mitteln der Erleichterung des Lebens."

Friedrich Nietzſche.

Feindſchaften.

Eigentümlich! — Wohin man auch blicken mag: ein auffallender Mangel an pſychologiſchem Verſtändnis, ſelbſt bei Hoch- und Höchſtgebildeten! Ein Schluß a posteriori iſt beinahe ein Privilegium der exakten Wiſſenſchaft, es ſcheint, daß ſich die übrige Natur davor geradezu fürchtet. — Sollte das „A priori" eines jener ſeltſamen Regulativmittel des Lebens ſein wie ſeine blinde Überproduktion in geſunden und kranken Tagen? Sehen, erkennen iſt ihm ſo viel wie ſich-richten, ſich-verurteilen — aber das Leben ſoll ſein und nichts weiter! — — Jedenfalls ſteckt ausgeſprochener Fatalismus in dieſem Gebahren.

Noch nicht gar lange her iſt es, ſeit der Schluß das Urteil zu beeinfluſſen begann; im Alltag thut er es auch heute noch nicht. Aber ich kann mir eine Zukunft denken, wo das menſchliche Gehirn durch fortgeſetzte pſychologiſche Ein- und Tiefblicke ſo geſchult iſt, daß es die einzelnen Thatſachen und Verhältniſſe blitzſchnell als Phaſen einer langen Entwicklung erkennt.

Der Begriff der Strafe, der Vergeltung wird ihm dann ebenſo unmöglich erſcheinen wie uns Menſchen des ausgehenden 19. Jahrhunderts derjenige der Hexenprozeſſe.

*

Von der Ehe und andern Ewigkeiten. Der konventionelle Umgang mit Menschen soll die Müdigkeit maskieren, diese notwendige Folge eines allzu häufig erzwungenen Verkehrs. — In endlichen Menschenseelen — und deren giebt es mehr, als wir glauben — ewige Entdeckungsreisen unternehmen zu müssen: dieser Zwang gehört zu den wenigen Lächerlichkeiten, deren man sich gemeinhin bewußt ist.

*

Ich erwache — es ist halb zwölf Uhr: — durch die schwüle Luft der Sommernacht wälzt sich ein studentischer Massenchor mit Klavierbegleitung:

„Bis daß — er steif — wie ein Be—senstiel
Am Mar—morti—sche la—a—ag"

Hört doch! — das deutsche Pathos feiert soeben in der Biergosse seine höchsten Triumphe! — — ich sehe den Teufel sitzen und geistliche Lieder singen — im nächsten Augenblick schallt Grinsen und Gelächter unsterblich gen Himmel — —

*

Stoßseufzer. — Aus allen Ecken und Enden, aus jeder geöffneten Thür, jedem offen stehenden Fenster, bald gellend frech, bald gedämpfter, hört man fort und fort, von des Tages Wiege bis zur Bahre, die gleichen Melodien pfeifen, singen, flöten, geigen oder auf dem Klavier abtasten! Und das meist in Bruchstücken von jämmerlicher Verbiegung! — Auch hier also die typische moderne Stillosigkeit, wenigstens in der deutschen Rasse, von der ich spreche. Oft möchte ich glauben, alle Welt sei neurasthenisch geworden, bar jeder plastischen Nervenkraft!

Es ist ja ein Schönes um das Singen und Summen guter, zufriedener Leute — aber der Teufel hole sie und ihre Tugenden, wenn sie dabei langweilig werden! Lieber noch Fluch und Streit als Daseinsfreudigkeit in Leierkastenmusik! —

*

Empfindung. — Ich höre von fern eine Drehorgel — eine Menge ganz bestimmter Assoziationen steigt immer bei solchen Leiertönen in mir auf: ich sehe und rieche den Abschaum menschlicher Existenzen, den Niederschlag aller nur denkbaren Übel und Krankheiten unseres Daseins: Schweiß, Kehricht, hohle grinsende Augen aus grellem Flitter, schwelende Brunst und stinkenden Atem, Schmutz und Herz beengenden Jammer — Ekel ergreift mich und ein tief sentimentales Mitgefühl mit aller Kreatur.

*

Herkunft und „Beruf". — Was vielen Leuten der Feder fehlt, ist die phylogenetische Voraussetzung ihres vermeintlichen Talentes: da erzählt ein Städter mit der frechsten Selbstverständlichkeit Bauernschicksale und hat doch keinen Tropfen Blut jener Rasse in seinen Adern. Nur eine gehörige Dosis „Intuition" kann ihn vor der Lächerlichkeit seines Unternehmens schützen. — Die gleiche Ironie schwebt über manchem wohlgenährten Kanzelmann, der die christlichen Urtugenden predigt.

*

Talente haben und sie nicht entwickeln können ist grausam; aber sich verurteilt sehen, sein ganzes Leben hindurch blos mit Fragmenten physischer und intellektueller Befähigung wirtschaften zu müssen, ist weit tragischer. — Dort das Bewußtsein des unrealisierbaren Besitzes ohne bestimmte Grenzen, hier Wüstenperspektiven mit dürftigen Oasen — man wähle!

*

Das Geben würde für die Meisten bedeutungslos, müßten sie sich den Empfänger und seine Dankbarkeit weg denken. Das Bedürfnis äußerlicher Entschädigung ist ein sicheres Merkmal aller gröberen Naturen; die rein inneren Reaktionen sind ihnen meist unbekannt.

*

Manche dänische Landschaftsmaler sind auffallend langweilig in ihrer geleckten, dämchenhaft-gezierten und kraftlosen Manier: ihre Bilder gleichen altmodisch geblümten und getüpfelten Jungfernshawlen!

Kein Wunder — die Verführung dazu liegt in der Natur ihres heimatlichen Landes selbst. Das Liebliche, Keusche, die sich schmiegende Weichheit der Töne und Linien wiederzugeben, dürfte den Wenigsten gelingen. Es liegt so gar kein Pathos in dieser Gegend, wie zum Beispiel in einer „romantischen" oder „heroischen" Landschaft, die gerade deshalb menschlicher Wiedergabe weit eher zugänglich ist.

Die feinsten Vibrationen im Weben der Natur — und dazu gehört das liebliche Leuchten kindlich-naiven Daseins — sind eben Augenblicks-Thatsachen par excellence, denen gegenüber jeder Fixierungsversuch mit unseren paar ärmlich-plumpen Hülfsmitteln wie ein gebrechliches Beginnen erscheinen muß.

(Nach einem Besuche der „Gemäldegalerie" zu Kopenhagen.)

*

Zu Oehlenschlägers „Correggio". — Zuerst Natur, dann Pathos — eine der ersten Formeln für alle Nicht-Vollblutdichter! —

*

Romantik ſei verſchwenderiſch an Idee und Form! Ohne dieſen Reichtum wirkt ſie lächerlich.

*

„Gottlob! nun iſt er endlich begraben, nun ſind wir ihn für immer los!“ — Wer hat den Mut, eine ſolche Denkweiſe ſich und Dritten ehrlich einzugeſtehen?!

*

„Man kann nicht zweien Herren dienen“ — „„aber tauſend Weibern““ — — wie ſie doch biegſam iſt, die Philiſtermoral!

*

Den Zudringlichen. — Was ſoll das Anpreiſen irgend einer Lebensanſchauung?! — Über das Kämpfen, Erkennen und Genießen, über Leid und Luſt, kommen wir doch niemals hinaus; aber es iſt Sache des individuellen Schickſals, wozu wir am meiſten taugen.

Verſöhnungen.

Der Abend — auch phyſio-pſychologiſch immer ein Zeichen des Niederganges, der geſchwächten Inſtinkte, Vorherrſchen der erotiſchen Momente und der nivellierenden, ſozialen Gefühle: „Seid umſchlungen Millionen!“ —

Der Morgen — Geburt und Wiedererwachen des Individuums, der Menſch in ſeinen reinen, ſcharfen Umriſſen, zur Skepſis geneigt wie zur feindſeligen Kritik aller Phantaſterei von geſtern und heute, kühl, reſerviert, meiſt ein Neubeginnen des Lebens, als ob es noch nie da geweſen wäre.

Dieſe Parallele geht durch die Geſchichte der Menſchheit wie des Einzelnen.

*

Toleranz — der ſicherſte Weg zu einer paſſiven Lebensführung oder bereits ein Symptom der Paſſivität, im Grunde aber doch revolutionär, indem ſie die ſchärfſten menſchlichen Wertſchätzungen depotenziert durch fortwährende, teils unbewußte, teils bewußte Reduktion der Quantitäten und Qualitäten auf ihre Einheit; alſo auf dem Umwege der Analyſe zum Verſtändnis der Syntheſe, ſchließlich zum Allbegreifen — humani nihil a me alienum puto.

*

Für feine Augen. — Geben iſt ſeliger denn Nehmen — ein einſeitiger Standpunkt, nur für Reiche und Starke jeden Grades. Geben-Können und Nehmen-Dürfen können jedoch gleichwertige Zuſtände ſein; es exiſtiert eine adäquate Seligkeit des Nehmens, aber ungemein ſelten.

*

Scham des Gebens. — Es ist ein Irrtum, zu glauben, der Besitz vor Allem mache den Geber. Soll und Haben sind kaufmännische, rein mathematische Begriffe, sie finden keine Anwendung in der feineren Lebenspsychologie. — Lieber noch ein gut verhüllter Geiz, als verschwendendes Protzentum in seiner Unverschämtheit. — Gieb am liebsten, wenn du nichts zu geben hast; im Überfluß aber sei schamhaft im Schenken: diese Geberlaune lobe ich mir!

*

Erfolg als biologisches Symptom. — Jeder Erfolg, jedes Resultat ist schließlich blos ein Symptom, quantitativ und qualitativ, eines Lebensprozesses. — Sollte die große Masse nicht biologisch-geschult urteilen, wenn sie instinktiv nur in den Erfolgen brauchbare Werte erblickt und für die Möglichkeiten des sogenannten guten Willens, der sogenannten Hoffnung, des Zuwartens mit ihren unsicheren Versprechen — ut desint vires, tamen est laudanda voluntas! — kein Verständnis hat?! Was sie aber dabei übersieht, sind die sogenannten latenten oder Spann-Kräfte, die möglicher Weise doch in jedem „Wollen" enthalten sein können, und das gehört zu ihren Kurzsichtigkeiten.

*

Zur Aesthetik der Speise. — Ein Gericht ist um so schmackhafter, je weniger es den Eindruck des Gemacht-worden-seins hervorruft — es darf seine Herkunft nicht verraten. Der Werdeprozeß — die Geburt — hat immer auch seine aesthetisch abstoßenden Seiten.

*

Pose und Pathos sind auch dem bedeutenden Menschen nicht immer fremd; schließlich gehören sie zum eisernen Bestand unserer Existenzbedingungen, gleich Wasser und Brot.

*

Variatio delectat — vor Allem ein Spruch für Feinschmecker des Geistes. Starke Naturen kennen eine Abwechslungs-Sucht nicht, sie geht meist parallel mit nervöser Labilität.

*

Ein Buch liest man am besten, indem man es erlebt.

*

Frechheit ist Mut ohne Aufopferung.

*

Tot-sein heißt Begraben-worden-sein unter dem Mantel der Vergessenheit.

*

Das Leben bietet uns nichts, wir bieten ihm alles.

Freundschaften.

Es ist nicht wahr, daß der Mensch im Anblick des Gewaltigen, Erhabenen, Herrlichen immer nur von der Last der großen Idee erdrückt wird; sein Zustand kann zuweilen auch ein Produkt maßlos gesteigerter Ich-Gefühle, also identisch mit Größenwahn sein!

(Nach dem Besuche der „Walhalla" bei Regensburg.)

*

Pathos — nur ganz ausnahmsweise erträglich, zum Beispiel wenn es schöpferisch, organisatorisch auftritt, dann aber anbetungswürdig: so die „Walhalla" Ludwig I.

*

Jacob Burckhardt mag bis heute die glücklichste Formel für Nietzsche gefunden haben: „Vermehrer der Unabhängigkeit in der Welt"; demnächst Georg Brandes: „Aristokratischer Radikalismus".

In Ernst Horneffers Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche aber steht das goldenste Wort: „Genie des Herzens".

*

Eine Parallele. — Für seine voluntaristische Ethik hat Nietzsche den Begriff der „Fernstenliebe" geprägt.

Ungefähr gleichzeitig kämpfte sich die wissenschaftlich-medizinische Welt zu der großen sozial-hygienischen Idee der Prophylaxis durch.

Sie wollten endlich los kommen, die Einsichtigsten, von der bedrückenden Enge der „Nächstenliebe"-Therapie am tausendsten und abertausendsten Krankenbett — auch an ihrem eigenen —, so mußte in ihnen der Wunsch nach weiteren Perspektiven und dankbareren, weil volleren Thaten sich auskrystallisieren.

Hier wie dort Entwicklungssymptome der modernen Seele im Kampf um eine machtvoll zu bejahende Existenz.

*

Abundantia. — Paul Robert, der geniale Dogmatiker in der modernen protestantischen Malerei, hat sie einmal dargestellt als eine anmutig-hohe Frauengestalt, aus deren Schoß eine Fülle herrlicher Frucht auf still lachende Sommerfelder quillt.

Heute erlebte ich das Bild wieder: in einer grünen Spätsommerwiese stand ein weit schattender Obstbaum gleich einer riesigen tiefroten Blume, sein Saum berührte die Erde — „kein Ast, der seiner Frucht entbehrte!" — Nichts ruft mir so unmittelbar den Eindruck von Größe hervor als diese Hände ausbreitende Fruchtbarkeit in ihrer selbsttrunkenen Geberlaune.

Nietzsche fand auch dafür das große deckende Wort: „schenkende Tugend".

*

Was mich oft und immer entzückt, ist das Große im Kleinen; die große Größe gehört zu meinen seltensten, aber ausnahmslos überwältigenden Ausnahmen.

(Nach einer Aufführung von „Tristan und Isolde".)

*

Gewisse Musik wirkt ungemein revolutionär: sie ist wie eine zwingende Versuchung, alles Geschaffene wieder in eine Urmasse zurückzukneten, dann umzuschaffen und sich am Schöpfungsakte zu berauschen — übrigens ein Weg, dem Verständnis des bildenden Künstlers psychologisch näher zu kommen.

(Beim Anhören der Ouverture zur Oper „Maritana" von Wallace.)

*

„Menuett" (von L. Bocherini): Über feuchtem Wiesengrund schaukeln sich zwei Bläulinge mit den Sonnenstäubchen um die Wette — ringsum Zittern der Luft und Gewoge der Blüten — alles tanzt: die Natur gefällt sich im Menuett.

*

Pathos ist eine eminent menschliche Eigenschaft, die übrige Natur ist fast immer naiv. — Jede menschliche Darstellungskunst hat das Naive oder das Pathetische oder ihre Verschmelzung zur Voraussetzung.

Der Däne J. P. Jacobsen wirkt fast ausschließlich durch seine unvergleichliche Naivetät, die Selbstverständlichkeit in Empfindung und Stil; er ist der Repräsentant der Natur.

Jacobsen ist ein Sonntagskind in der naiven Schilderung der Natur und ihrer Spiegelung in uns Menschen.

*

Die sympathische „Normalität" eines Menschen fängt für mich da an, wo er sozial zu denken beginnt. Ein nicht sozial Fühlender ist eine rückständige Contradictio in adjecto, wie jede in's Maßlose getriebene Individualität, heiße sie Kind, Genie oder Irrsinn. — Die harmonisch-große Persönlichkeit ist durch das Soziale bedingt.

*

Jemandem Scham ersparen gehört — wie Nietzsche betont — zum Humanen an sich, hat aber auch ein seltenes Taktgefühl zur Voraussetzung.

*

In einem anmutigen Kinderantlitz vereinigen sich alle meine Begriffe von schön und gut, da beginnt für mich die Heiligkeit des Lebens.

*

Reif-sein heißt Mensch-sein, und das ist alles.

*

Ein Spiel tanzender Mücken und späten Abendsonnenscheins über ruhenden Gräbern — wer will die Auferstehung des Lebens leugnen? —! —

*

Jede menschliche Scheingröße wird kleiner, wenn du dich ihr nahst; was sich treu bleibt, was wächst, nur das ist — Größe.

Neue Opern.

1. E. N. von Rezniceks Volksoper „Till Eulenspiegel".

Von Albert Geiger.
(Karlsruhe.)

Der Weg zum Herzen des Volkes — ist er wohl zu irgend einer Zeit mit eifrigerem Liebenswerben gesucht worden als in diesen Tagen? Es ist zum Erstaunen, was Alles volkstümlich gemacht werden soll! Unsere moderne Kunst muß mit einem Male ein ähnliches Gefühl überkommen haben wie Twardowski, den Faust der Polen, der zwischen Himmel und Erde schwebte. Mit allen Kräften suchte sie die feste Erde der Volkstümlichkeit. Nicht zum Geringsten wurde die Musik von dieser Bewegung getroffen. Die Höhe, welche Richard Wagner erreicht hatte, forderte zunächst zum Weiterschreiten auf. Gipfelkunst. Aber da, wo der Meister aufgehört hatte, schien der Weg in's Uferlose zu führen. Je mehr man über diesen Punkt hinaus gedieh, desto rascher stellte sich die Reaktion ein. Der Wunsch, von der „seligen Öde" herab zu steigen in die fruchtbare Niederung, zu lustigen Hügeln, zu muntern

Thälern. Die Volksoper — ſie iſt ſeit einiger Zeit programmatiſch geworden. Hatte doch der Meiſter in dem Nürnberger Hochgeſang ſelbſt das Beiſpiel gegeben. Aber freilich — es gähnte doch eine tiefe Kluft zwiſchen dem ſchöpferiſchen Empfinden, aus dem heraus die populäre Oper der vergangenen Zeit geſchaffen wurde — und dem modernen, das nun mit einem Male populär ſchaffen wollte. Kann man in der Lyrik mit allen denkbaren Künſten die poetiſche Empfindung der Poſtwagen-Zeit zurück rufen? Und ſo iſt es auch in der Muſik. Die „Meiſterſinger", in denen alles und jedes auf ſeine Rechnung kommt, ſind nach jeder Hinſicht eine Anomalie. Auf dieſem Wege weiter zu fahren, war eine Gefahr. Denn für eine andere, direkt in's Volksleben greifende und für das Volk ſchaffende Oper, war nie mehr die muſikaliſche Konjunktur möglich, wie ſie die „Meiſterſinger" ſtofflich, textlich, muſikaliſch aufzuweiſen hatten; ſelbſt wenn ein verwandter Genius erſtanden wäre. Die Sattheit der Töne und die Leichtflüſſigkeit hatten ſich hier vermählt. Wie wenn ein alter Meiſter einen ſchweren maſſiven Eichenſchrank mit luſtigen Schnitzereien verzierte. . . . Wer mochte nach einem ſolchen Prachtſtück den Mut haben, in ähnlichen Bahnen zu gehen?

Und doch — die Seelenverwandtſchaft der nachwagneriſchen Verſuche mit der großen Meiſterſchöpfung läßt ſich nicht leugnen. Schillings „Pfeifertag" zeigte ſie deutlich. Und ſelbſt Reznieeks „Till Eulenſpiegel", mit dem uns vor Kurzem das Karlsruher Hoftheater zuerſt bekannt machte, hat die Wagneriſche Note. Trotz der in Mozart'ſchem Sinne gehaltenen Beſetzung des Orcheſters. Als ob eine Orcheſterbeſetzung etwas am Geiſt einer Sache ändern könnte!

Herr von Reznicek hat ſich den fahrenden Helden des Volkswitzes und zwar ſpeziel des bäuriſchen Witzes zum Textbuch erkoren. Was Eulenſpiegel urſprünglich kultur- und litterarhiſtoriſch andeutete, das hat Wilhelm Scherer in ſeiner treffenden Weiſe ausgelegt: eine Revanche des bäuerlichen Witzes für die vielerlei Verſpottung, welche der Bauer von den Städtern auszuhalten hatte. Ich glaube, daß auf dem Boden dieſer Anſchauung ein Text erwachſen wäre, welcher ähnlich wie der der „Meiſterſinger" litterarhiſtoriſch und kulturell ein feſt umgrenztes, lebenswahres Bild bieten hätte können. Reznicek hat das Bedürfnis, ſeinem Text ein ſolches Gepräge aufzudrücken, wohl empfunden. Aber er hat den Stoff nicht an der Wurzel gefaßt. Er wollte aus dem Till Eulenſpiegel den Helden einer Oper machen und hat dabei den Schwerpunkt zu ſehr auf den Begriff des Opernhaften gelegt, ſo daß das Volksmäßige im großen Ganzen wieder einmal zu kurz gekommen iſt. Ein Eulenſpiegel, der ſich verliebt und altdeutſche Minneverſe wie: „Ich bin din, du bist min" — im Munde führt, iſt dem hiſtoriſchen Gefühl zu fremd und weit abliegend.

Wenn man die Liebe schon in diesen Stoff einbeziehen will, so muß sie eine besondere, stilgemäße Färbung haben. Beim David in den Meistersingern spielt die Wurst und der Kuchen eine nicht geringe Rolle. Eine derbere Färbung hätte man auch von dem närrischen Bauernsprößling erwartet. Hier hat Reznicek's Blick in der Textdichtung keine originelle Findkraft gezeigt. Die Liebesszenen entbehren, kurz gesagt, des Geistes des Helden. Eine Anleihe, welche bei dem Text Da Ponte's zum „Don Juan" gemacht wurde, die Szene im zweiten Teil, in welcher Eulenspiegel einen lächerlichen Doktor zum Sprachrohr seiner Gefühle macht, vermag nicht dafür zu entschädigen. Ein zweites Motiv, das Reznicek dem historisch gegebenen Stoff zugefügt hat: Eulenspiegels Beteiligung am Bauernaufstand, ist gleichfalls nicht einwandfrei, und auch gar zu theatralisch verarbeitet. Aber ich gebe Reznicek gerne zu — er mußte einen Halt für die Handlung finden. Mit den Schwänken Eulenspiegels allein war das dramatische Rückgrat schwer herzustellen. So hat er zu Mitteln gegriffen, die verzeihlich sind; ohne freilich im höchsten Sinne gelten zu können. Wie Till Eulenspiegels Charakteristik im Textbuch, so ist auch die der anderen Personen nicht prägnant genug. Ausdrücklich ist hiervon das Nachspiel: „Till Eulenspiegels Ende" — auszunehmen. Hier ist alles scharf umrissen, voll knapper Charakteristik. Sehr anzuerkennen ist auch die Charakteristik der Chöre und Ensemblestellen. Reznieck hat, um dem Ganzen den historischen Hauch zu geben, eine Reihe von altdeutschen Volksweisen eingeflochten, die zuweilen Gelegenheit zu sehr stimmungsvollen Partieen bieten. Was man prinzipiell auch gegen das Textbuch einwenden wird, sicher ist das Eine, daß es mit Geschmack, Fleiß und Verständnis geschrieben ist; eine respektable Schöpfung, der nur eine kleine Entfettungskur nicht schaden würde. Vier Stunden — das ist für eine Volksoper zu viel.

Wie steht es nun mit dem populären Gehalt der Musik? Ich bitte, mich dabei nicht mißzuverstehen. Ich bin ganz der Meinung, daß für das Volk das Beste gerade gut genug. Aber es muß im Geist des Volkes sein. Besonders, wenn man Musik zum Till Eulenspiegel, also einem Volksbuch macht, das noch heute auf den Jahrmärkten verkauft wird. Da muß ich denn sagen, daß die Musik sehr fein, sehr geistreich, sehr sonnig ist, daß sie weitaus zum Besten gehört, was ich in dieser Richtung seit Jahren gehört habe — daß sie aber dennoch mir nicht genug präzise, verständliche, volksmäßige Tönung hat. Sie entbehrt zu sehr der derben, sinnenfälligen, im vollsten Sinne charakteristischen Art. Das trifft Eulenspiegel selbst, das trifft sein Liebchen, das trifft die komischen Figuren des Vogts von Ambleben, des schwelgerischen Raubritters, und des Nebenbuhlers Tills, des gelahrten aufgeblasenen Doktors. Und es fehlt diesen Gestalten zu sehr die musikalische Komik; die

innerliche, aus dem Gemüte des großen Humoristen hervor quellende, spielende, selbstverständliche vis comica. Die Freude über das viele Schöne dieser Oper mag diese Thatsache im Urteil zurück gedrängt haben. Allein, ich glaube prophezeien zu dürfen, daß dieser Mangel an wirklich komischer Kraft der Oper auf ihrer Laufbahn im Wege stehen wird. Es frägt sich, ob der Fehler mehr am Komponisten oder mehr am Texte liegt, den er geschaffen hat. Eine straffere Gestaltung, wie sie im Nachspiel gegeben wurde, hat hier auch einheitlichere und treffendere Wirkungen hervor gebracht. Eulenspiegel erscheint hier viel fabelmäßiger, mit mehr historischem Hauch berührend; holzschnittartiger, möchte ich sagen. Und ebenso die Nebenpersonen. — Eigentümlich und doch wiederum entwicklungsgeschichtlich sehr begreiflich ist es, daß die Ensembleszenen und die Chöre mehr eigentlich komische Kraft aufweisen als die Hauptpersonen der Oper. Der Chor der Kranken z. B. (im Nachspiel) dürfte in seiner tragikomischen Wirkung vielleicht das Beste der Oper sein. . . .

Volksoper oder nicht? — die Simplizität, welche dafür verlangt werden müßte, fehlt Reznicek's „Till Eulenspiegel" textlich und musikalisch zum allergrößten Teile. Aber es sei gerne zugegeben, daß unter den selbstschöpferischen Werken der nachwagnerischen Epoche diese Oper große, dem Volksempfinden sich schon mehr nähernde Vorzüge hat. Ob der Weg von den „Meistersingern" her durch sie gangbarer geworden, oder man nicht für eine Volksoper zu einer geschlosseneren Form zurückkehren wird müssen — das mag in der Schwebe bleiben. Ein liebenswürdiges, anmutiges Werk darf Reznicek's Schöpfung auf alle Fälle genannt werden, wenn sie auch eine volkstümliche Oper nicht geworden ist.

2. Gustave Charpentiers „Louise".

Von Curt Wigand.

(Berlin.)

Es ist stets ein Wagnis, wenn es ein Komponist unternimmt, seine Texte selbst zu schreiben. Man kann Schöpfer herrlicher musikalischer Gedanken sein, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie man ein gutes Buch zu Stande bringt. Wenn ich den Inhalt dieses so genannten „Musikromanes" — ein schreckliches Wort! — ganz kurz charakterisieren soll, so kann ich nur sagen: langweilig, entsetzlich langweilig.

Ein Pariser Bürgermädel läuft seinen Eltern fort, um mit einem „Dichter" zu leben. Eine alltägliche Begebenheit in der „ville de lumière". Der

Vater des Mädels, ein guter épicier montmartrais, der ebenſo wenig wie Madame dem Objekte von Louiſens Triebleben das nötige Intereſſe entgegen bringt, regt ſich hierüber mehr auf, als es ſonſt bei den Bewohnern des „butte" Mode iſt; er wird krank, ſchickt Muttern, um das ungeratene Kind heim zu holen, jagt aber dann Louiſe, die nun 'mal dem Faſten keinen Geſchmack abgewinnen kann, wieder vor die Thüre. Um uns dieſe erſchütternden Thatſachen muſikaliſch mitzuteilen, braucht Herr Charpentier $3^1/_2$ Stunden! Das Problem, d. h. der Konflikt zwiſchen der Pflicht gegen die Eltern und dem geſunden Liebeshunger, iſt ja uralt; das wäre aber natürlich kein Grund, den Stoff nicht nochmals auf die Bühne zu bringen, und wir würden Herrn Charpentier die fünf Bilder ſeines „Muſikromanes" gern verzeihen, wenn er ein Dichter wäre und wenn er uns mit ſeiner Muſik wirklich etwas zu ſagen hätte. Beides iſt nicht in wünſchenswertem Maße der Fall. Zwar gab ſich auch das Leipziger Premièren-Publikum nach jedem Aktſchluß einer beängſtigenden Händegymnaſtik hin, das kann aber kühl Urteilende nicht irre machen. Wir haben es bei dieſem opus d'outre Rhin wieder einmal mit einer beweinenswerten Niete zu thun.

Es iſt unſagbar komiſch, wie der Teil des vielköpfigen Ungeheuers, den manche Leute ſo unhöflich ſind, mit „Kunſtpöbel" zu bezeichnen, beſtändig in Todesangſt ſchwebt, ſich zu blamieren. Man hat etwas gelernt! Kaum fünfundzwanzig Jahre ſind es her, daß man Leute, die man gewohnt geweſen war, muſikaliſch ernſt zu nehmen, vom „Bayreuther Irrenhaus" und anderen ſchönen Dingen reden hörte, und daß gewiſſe Größen der Kritik ſich durch ihre feuilletoniſtiſchen Schweizerpillen den traurigen Ruhm der Lächerlichkeit für die nächſten hundert Jahre ſicherten. Eben dieſe Leute beklatſchen heute prinzipiell alles. Das iſt ſo furchtbar bequem. Im Grunde ihres Herzens freuen ſie ſich aber ſchon auf den alle kakophoniſchen Beſchwerden mild ausgleichenden Rehbraten mit Pomard oder auf die Neroen beruhigenden Kalbshaxen mit Münchner. Aber nicht klatſchen, oder gar ſeinen Unwillen über die (thatſächlich empfundene) tötliche Langeweile durch Ziſchen oder Ähnliches kundgeben — for goodness' sake! Wer bürgt denn dafür, daß man ſich nicht wirklich wieder einmal einem „Vertoner" gegenüber befindet, dem in wenig Jahren (wie dem Vater Bach) ein Seitenplätzchen in einer zweiten „Siegesallee" eingeräumt werden könnte? Ich möchte empfehlen — der Leſer verzeihe den kleinen Seitenſprung — ſich dann bei dieſem „Dokument deutſcher Kunſt", welches hoffentlich das hält, was die „Wiedergeburt deutſcher Plaſtik" verſprochen hat, auch eines gewiſſen Richard Wagner noch zu erinnern. Falls die Korrekturen an dem großen Denkmal bis dahin vielleicht noch nicht ganz vollendet ſein ſollten, könnte man ihn ja vorläufig als Knieſtück in der marmornen Nachbarſchaft des

„genialen" Lauff oder des „phantaſtiſchen" Anton von Werner unter zu bringen ſuchen! —

Das Publikum alſo jubelte. Vielleicht weniger über die Muſik oder über die Handlung, die man mit dem ſchärfſten Glaſe nicht zu entdecken vermochte, als über die „Pariſeriſchen" Zuthaten, vor allen Dingen den großen Mumpitz im dritten Akte: Krönung der Muſe auf dem Montmartre, oberhalb des Häuſermeeres von Paris. Wer die „butte" aus eigener Anſchauung kennt, wird ſeine Freude gehabt haben über die ſanitären Bemühungen der Leipziger Regie, die ein Stück Thüringer Wald auf den Berg der cabarets verpflanzt hatte, während es ſich doch nur um ein jardinet, um ein Gärtchen handelt, das eine ſtarke Verwandtſchaft mit dem hat, was man im Norden einen „möblierten Hof" nennt. Die Regie ließ es überhaupt an Manchem fehlen. Die „bohêmes" erſchienen faſt alle in Koſtümen, die man aus Murgers Zeiten kennt, die aber jeden, der ſie heut zu Tage tragen wollte, in den Ruf eines Übergeſchnappten bringen würden. Das unverſtändlichſte am ganzen Buche iſt auf der einen Seite ein von Banalitäten ſtrotzender Text (deutſche, ſehr mangelhafte Übertragung von Otto Neitzel), auf der anderen Seite eine verwaſchene und abſolut unpariſeriſche Romantik. Das halten dann unſere guten Abonnenten wohl gar für echt Pariſer Ton, und durch die Reihen der das Haus zierenden „Kleinen Mädchen" geht ein „p'tit frisson", ein Sehnſuchtsſchauder, auch 'mal ſo etwas zu erleben. „Si vous saviez, Mesdames — — —!" Wer die „collages" kennt, weiß nur zu gut, daß die kleinen Mädchen von heute, die mit ihren „amants" Moulin de la Galette und ähnliche Lokale frequentieren, oft denjenigen verzweifelt gleichen, „qui deviennent veuves tous les matins". Es iſt mir nicht weiter bekannt, ob Herr Charpentier ein echtblütig Pariſer Kind iſt. Jedenfalls wird man beim Leſen des Textes der „Louiſe" unwillkürlich an die Gefühle erinnert, die ein junger deutſcher Student hat, der zum erſten Male nach Paris kommt. Für ihn iſt Paris ſo zu ſagen die Perſonifikation aller Fleiſchesluſt. Gerade ſo bei Charpentier. Es wird ſehr ergiebig über Paris geredet, als: „endloſer Freude Stadt", „der Liebe Stadt", dann: „'s iſt die Stimme von Paris, die zur Liebe mich ruft" u. ſ. w. Man kann nun ſehr wohl davon überzeugt ſein, daß uns in Paris eine Sphäre der Sinnlichkeit umflutet, die ſtärker iſt als die anderer Weltſtädte; man braucht auch auf dieſem Gebiete abſolut kein Koſtverächter zu ſein, ohne es gerade hervorragend intereſſant und würdig eines ernſten Kunſtwerkes zu finden, wenn uns kleine Nähmädchen u. ſ. w. von den Phaſen ihrer „chateur" en gros et en détail unterhalten! —

Ich ſprach oben von den Banalitäten des Textes. Hier einige Proben: „Wenn er erführ' Dein Betragen, ihn träfe der Schlag." Die Apoplexie

scheint überhaupt immer bühnenfähiger zu werden. Auch im „Polnischen Juden“ von Weiß wird uns zum Schluß verkündet: „Es war ein Schlaganfall.“ (Vergl. zudem Gerhard Hauptmanns „Rotes Hahnen“-Ende!) Dann, bei „Louise“: „Sie waren vorsichtig in der Wahl ihrer Väter“, „Doch sind Rentiers kaum glücklicher als wir“, „Lieber ziehen wir neue Erkundigungen ein über ihn“, u. s. w. mit Grazie. Die Wirklichkeitsfanatiker werden mich steinigen und sagen: in eine moderne Oper gehört auch ein moderner Text. Darauf kann ich nur erwidern, daß es einfach absurd ist, das durchaus Antimusikalische vieler Wendungen und Ausdrücke der täglichen Umgangssprache zu übersehen. Ich streite mich schon lange nicht mehr mit denen, die Frank Wedekind für einen „originellen Neuerer“ auf dem Gebiete des Drama's halten; ich werde mich auch über den Zorn derer zu trösten wissen, die das Gespräch zwischen Julien und Louise im dritten Akte über Recht, Pflicht, Freiheit, Egoismus u. s. w. (das aus einer soziel-ethischen Fibel zu stammen scheint) für eine zur Vertonung hervorragend geeignete Textunterlage halten. — Man hat früher gespottet, die Zeit sei nicht ferne, wo man Schopenhauers „Gesammelte Werke“ in Musik setzen werde. Nun, so gut wie Louise am Schlusse des ersten Aktes anhebt, ihrem Vater einen Leitartikel aus dem „Petit Journal“ vorzulesen (glücklicher Weise fällt der Vorhang bald), ebenso gut kann ich mir z. B. auch den Dialog zwischen Demopheles und Philalethes „Über Religion“ als Duett in a-moll denken. —

Nun aber, zur Musik: Ein Gemisch aus fünffach verdünntem Wagner und dreifach verdünntem Massenet, dabei keine Spur von musikalischen Gedanken! Das Fehlen jeglicher Erfindungsgabe scheint heut zu Tage überhaupt der beste Weg zum Erfolge zu sein. Das Publikum tobte ja auch vor Vergnügen, als im „Polnischen Juden“ immer und immer wieder die mit so billigen Mitteln hervor gebrachte Imitation des Schellengeläutes im Orchester ertönte. Wenn ich in die Lage komme, derartige instrumentale Mätzchen über mich ergehen zu lassen, so konstatiere ich gleichzeitig fast immer die Assoziation, daß ich den Komponisten neben seinem Flügel am Schreibtisch sitzen und sich im Schweiße seines Angesichtes abmühen sehe, um ein Wort, eine Sentenz, ein Gefühl instrumental zu illustrieren. Das Resultat ist dann auch oft überwältigend. So spricht Louisens Mutter in ihrer Borniertheit von Julien verächtlich als von einem „Künstler“. Dies Wort wird von einer aufsteigenden schnellen Figur der kleinen Flöte und gestopften Trompeten begleitet!!! Die Trompeten Charpentiers leiden überhaupt, mitunter bei ganz unmotivierten Anlässen, an hartnäckiger Verstopfung. Wir werden ganz sicher in den Referaten über die nun folgenden zahlreichen Aufführungen lesen, daß der instrumentale Teil geistreich gearbeitet sei. Die Vorstellung des

muſikaliſchen Geiſtes geht eben bei dieſen Vertretern der geheiligten Rechtſprechung in muſikaliſchen Dingen nicht weiter als bei dem betreffenden Komponiſten ſelbſt. Wenn doch dieſe Leute, die ſich zehn Jahre lang fleißig hingeſetzt haben und ihre Harmanielehre, ihren Kontrapunkt, ihre Inſtrumentationslehre aus dem ff kennen, wenn ſich dieſe Braaen doch endlich ſagen wallten, daß man mit Beherrſchung der muſikaliſchen Technik noch lange kein „Kamponiſt“ zu ſein braucht. Die muſikaliſche Gedankenarmut ihrer Werke wirkt geradezu peinigend. So beſtreitet z. B. Charpentier in der Näherinnen-Atelier-Szene faſt die ganzen Koſten mit einem Triolen-Motive von acht Tönen, das ſo lange in allen Tonarten und aon ſämtlichen Inſtrumenten, verſtopft und unaerſtopft, wiederhalt wird, bis es ſich dem Ohre auch des letzten Galeriebeſuchers glücklich eingeprägt hat. Und dabei beklagt man ſich oft, daß man aus den modernen Opern „nichts mit nach Hauſe bringe“. Schändliche Verleumdung!

Hie und da finden ſich wohl Anſätze muſikaliſcher Erfindung, ſo z. B. ein Larga der Streicher beim erſten Auftreten des Vaters, das ſich zum Teil ſpäter wiederholt. Nicht ſelten aber arbeitet ſich Charpentier in ein kamiſches Pathas hinein, das in ſeiner platten Äußerlichkeit ſeltſam mit den entſchieden tiefer empfundenen lyriſchen Stellen kantraſtiert. Die Näherinnen-Atelier-Szene wird „ſtimmungsvoll“ eingeleitet durch eine orcheſtrale Nachahmung des Nähmaſchinen-Geräuſches, ein Gegenſtück zu dem Schellengeläute im „Polniſchen Juden“. Wenn wir auf dieſer Bahn weiter fort ſchreiten, dürfen ſich die herrlichſten Perſpektiven eräffnen. Wir gelangen dann aon der Schreibmaſchine über die Setzmaſchine zur Rotationsmaſchine. Letztere erlaube ich mir den jüngeren Tandichtern ganz beſonders an's Herz zu legen. Sie können da mit ſechs Paar Pauken, ſechs Kantrafagotts, ſechs Tuben, zehn Paſaunen, vier Triangel und ſechs Paar Becken ganz ungeahnte Wirkungen hervor bringen. — Ein Referent über die Elberfelder Aufführung ſchrieb: „Dieſer Muſik merkt man es an, daß ſie gewiſſermaßen ſelbſt erlebt iſt.“ Wie macht man denn aber das? U. A. w. g.!

Unſere Leipziger Aufführung war durchaus befriedigend. Ich denke mir, es muß für die Künſtler eine harte Aufgabe ſein, Partien wie die der Louiſe und die des Julien zu ſingen. Dieſer ſtundenlange deklamatoriſche Stil faſt ohne jede melodiſche Oaſe — es gehären ſchan ſtarke Nerven dazu, um ſa etwas mit anzuhören, wie viel mehr, um es zu ſingen. Ich glaube, es iſt Hanslick geweſen, der den glorreichen Ausſpruch that, ein mit Wagner'ſcher Kunſt einigermaßen Vertrauter könne, wenn man ihm die Orcheſterpartitur der „Nibelungen“ ahne Singſtimmen gäbe, dieſe ohne graße Schwierigkeit durchaus im Wagner'ſchen Sinne eintragen. Man kann mit gutem Recht über Hanslicks Äußerung lächeln, ohne zu aerkennen, daß bei Partituren vom Schlage der

„Louiſe" dieſe Möglichkeit unzweifelhaft beſteht. Wann kommt die Zeit, wo man es als Wahnwitz erkennen wird, die menſchliche Stimme lediglich als inſtrumentalen Beſtandteil der Partitur behandelt zu haben?

---

3. Ermanno Wolf-Ferrari's „Aſchenbrödel".

Von Prof. Dr. Ludwig Bräutigam.
(Bremen.)

Ein friſcher Unternehmungsgeiſt, ein mutiges Vorwärtsſtreben ſind dem Direktor des Bremer Stadttheaters, Erdmann-Jeſnitzer, eigen, der bereits ſo mancher Neuheit auf der von ihm geleiteten Bühne Platz geſchaffen hat. Seine neueſte Kunſtthat beſteht darin, daß er einem homo novus, dem aufſtrebenden Komponiſten Ermanno Wolf-Ferrari (gebürtig aus Venedig und anſäſſig zur Zeit in München), ſein Theater einräumte für die erſte Aufführung ſeiner großen Oper „Aſchenbrödel" in Deutſchland. Inſzenierung und Darſtellung dieſer intereſſanten Neuheit bieten mancherlei Schwierigkeiten dar, die aber bei der Vorſtellung am 31. Januar glänzend und mit ſiegreichem Gelingen überwältigt wurden, ſo daß man einen ſchönen Geſamterfolg verzeichnen kann.

Die dramatiſchen Vorgänge dieſer großen Oper, deren deutſche Überſetzung von Jul. Schweitzer (München) herrührt, erſcheinen ſo geſtaltet: Aſchenbrödel quält ſich in einſamer Stube mit den Arbeiten ab, die ihr die böſe Stiefmutter aufgetragen. Sie ſchlummert ein; im Schlafe aber thun ſich ihr die Herrlichkeiten in der Höhe auf, die Scharen der Seligen ſingen ihr milde Geſänge. Und die verſtorbene Mutter erſcheint ihr als Tröſterin in Engelsgeſtalt. Dann wieder kehren ihre Peinigerinnen, die Stiefmutter und ihre beiden Töchter, zurück, um ihr das Leben zu vergällen. So bald dieſe aber auf einen Hofball geeilt ſind, erſcheinen Elfen und geleiten auch Aſchenbrödel an die Stätte der Feſtlichkeit. — Im zweiten Akte ſehen wir den Prinzen in tiefer Schwermut, die nicht zu heilen iſt, trotzdem rauſchender Feſtjubel den Königsſohn umgiebt. Da aber kommt in ihrem milden Jugendreize und ihrer holden Lichtgeſtalt Aſchenbrödel. Große Liebesſzene zwiſchen den Beiden, bis die Mitternachtglocke ertönt und die ſüße Braut entflieht. Im Schlußteile der Oper ſuchen nun alle Herolde des Reiches nach dem ſchönen Kinde, dem der kleine Schuh paßt — doch umſonſt. Ganz zuletzt erſt wird Aſchenbrödel entdeckt. — Der Komponiſt hat den ſich nur mit Andeutungen begnügenden Stoff der alten Volksdichtung wie in einem Prokruſtesbette zu drei langen dramatiſchen

Akten ausgedehnt, und dies iſt die Schwäche des Werkes. Welcher Gegenſatz zwiſchen der textlichen Vorlage und der in großen, weiten Zügen ſich ergehenden muſikaliſchen Illuſtration! Es war mir, als wenn ein ſanftes Edelfräulein in eine glänzende Ritterrüſtung eingehüllt wäre und ſie nun, wie Brünnhilde nach dem Zürnen Wotans, ſtöhne: „Schwer wiegt mir der Waffen Wucht!"

Wie berichtet wird, iſt Wolf-Ferrari's Vater ein Deutſcher geweſen, ſeine Mutter Italienerin. Auch ſeine Muſik zeigt dieſe Miſchung von nordiſchem und ſüdlichem Weſen. Er hat die deutſchen Meiſter ſtudiert, auch Wagner, aber er hält ſich vom Wagner'ſchen Stile und den Leitmotiven fern, während er ſehr geſchickt den Chor verwendet, dem gerade ganz beſondere Aufgaben zuerteilt ſind. Er iſt kein wilder Drauflosſtürmer, aber ebenſo wenig ein nach der Schablone ſchaffender Leiſetreter. Namentlich im Orcheſter ergeht er ſich in allerhand intereſſanten neuen Klangverbindungen, bei denen neben zwei Harfen ein neues Taſtinſtrument, Typophon genannt, viel angewandt wird. Mehr als bei den meiſten deutſchen Märchenkomponiſten iſt ſeine Muſik mit blühendem Leben, mit glänzender Farbenpracht, mit ſinnlichem Reiz ausgeſtattet. Ganz hervorragend iſt ſeine Begabung für das Bühnengemäße. Er weiß Stimmungen, wie in der Traumſzene, in der Elfen- und Liebesſzene, zu erzeugen und feſtzuhalten: er verſteht ſchlagfertig zu charakteriſieren; er verfügt über eine reiche Erfindung; er weiß in den verſchiedenſten Stilarten Beſcheid. So geſtaltet er, der ſonſt ſo modern ſchreibt, die Einzugsmuſik für die nahenden Gäſte in der Art der alten Meiſter aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Aber ſo viel Vorzüge der geiſtvolle Komponiſt in ſeiner Partitur entfaltet, erſcheint er mir doch, wenn ich ein Geſamturteil abgeben ſoll, zunächſt mehr als ein großer Virtuos, als ein ſich auf alle techniſchen Errungenſchaften verſtehender Muſiker, denn als ein aus der innerſten Tiefe des Gemüts ſchaffender Künſtler. Doch das muß Recht bleiben: wie dieſe Uraufführung die Bremer Oper in hellem Lichte zeigte, ſo hat hier ein junger Meiſter, aber ein Meiſter doch, ſeine hohe Begabung bekundet.

Münchner Rundschau.

(„Überbrett'l" diesseits und jenseits der Rampen. — Premièren und Dernièren. — Balls- oder andere Konzerte. — Ausstellungen. — Fasching.)

Das sieht schon besser aus! Man weiß doch, wo und wie" — diesmal nämlich bei unserer zweiten „Phalanx"-Ausstellung an der Finkenstraße. Gleich das Entrée präsentiert sich besser, nachdem schon der moderne Wegweiser auf dem Wittelsbacher Platz entsprechend auf das Lokal aufmerksam gemacht hat. Und der Gesamt-Eindruck ist denn auch unverhältnismäßig viel günstiger als nach das erste Mal, da man zu schauen kam. Aber freilich, so recht erträglich werden die Räumlichkeiten (hinsichtlich Temperatur und Beleuchtung) doch wohl erst im Sommer werden. — „Phalanx": ein stolzer, altehrwürdiger und sehr geharnischt klingender Name, so etwa für unser modernes „Ring" oder „Trust"; die nach allen Seiten streng geschlossene Gruppe einer Rotte von Kämpfenden bezeichnend: und das heißt uns „Menschen sein"! Ich glaube, wir werden dem besonderen Falle gerechter werden, wenn wir ihn nicht im Sinne der Klique und auch nicht als eine Art Über-Ausstellung, dafür aber als das „Überbrett'l" gleichsam unter den modernen Ausstellungen, frei nach berühmten Mustern, zu fassen suchen. Wir finden Malerei, Plastik, Kunstgewerbe und dergl. hier vereinigt in Bildern, Skizzen und Studien, Masken, Reliefs, Büsten und Statuetten, in Möbeln, Teppichen, Kissen, Gebrauchsgegenständen und Schmucksachen: also das „bunte Theater", wie es leibt und lebt in unserer Zeit der Mischgattungen und Grenzverwischungen. Und da überdies die Masken, Reliefs oder Bildnisbüsten unserer „Elf Scharfrichter" oder derer vom hl. Marterberge zu Paris in Werken Heckers oder Hüsgens eine große Rolle spielen, so bleibt gewiß dieser unser Eindruck einer künstlerischen entente cordiale zwischen beiden Unternehmungen nur zu wohl begreiflich. Besonders gefreut hat es uns, hier außer Werken namhafter Künstler der „Darmstädter Kolonie" (NB.: der Nachdruck liegt, nach den neuesten Berichten von dort, offenbar auf dem „nie"!) — wie Behrens, Christiansen, P. Huber, Fr. Bosselt — und neben Schöpfungen unserer heimischen Riemerschmied, Pankok, Schulze-Naumburg — auch seinen und klugen Arbeiten von Emmy von Egidy einmal zu begegnen; lebhaftest interessiert, die neuartigen Stickereien des Frl. N. Dawidoff vorzufinden, die in ihrer geschickten Formgebung und malerischen Stilisierung eine ganz eigene, ungewohnt russische Note mit herein bringen. Überhaupt „russelt" es ganz bedeutend in dieser „Phalanx"-Kollektion: mit Moskau und Odessa, russischen Motiven, Vor- und Zunamen wie Wassily, Kandinsky u. s. w. Aber auch Ludwig von Hofmann, der stille deutsche Phantasie-Maler ist, gelegentlich sogar als ausgeprägter Wasser-Pointillist, wie wir ihn niemals erwartet hätten, hier vertreten, und als guter, alter Bekannter wird uns sogar sein glühender, schwer auf die schuldbeladene Seele brennender Farben-Traum vom „Verlorenen Paradiese" wieder einmal vorgeführt. Haben alle diese „Modernen" heute, inmitten einer satanistischen Geistesbewegung, nicht selber bereits allen Anlaß, dieses Lied vom „verlorenen Paradiese" zu singen? Und hat wohl der Künstler inzwischen an diesem bekannten Gemälde retouchiert, oder sind uns

mittlerweile die Verzeichnungen unserer Modernen erträglicher gewarden, doß wir den Rücken-Höcker an Urvater Adam heute nicht mehr zu entdecken bezw. feßzuſtellen oermögen? Im Übrigen nur könnten alle dieſe Sochen noch beſſer plaziert, etwas mehr in ihrer inneren Zuſammengehörigkeit aufgehängt ſein. So erſcheinen die Perſönlichkeiten zu ſehr auf den gonzen Raum aerteilt und zerſtreut, als daß das Einheitliche im Einzelnen nicht aan fremden Eindrücken immer wieder unterbrochen, durchkreuzt und geſtört waerden ſollte. Und welch ein Wandel der Zeiten, do wir heute einen Sahn Guſtaa Freytags als Generolſekretär ſazuſogen, als die „Seele" der Bewegung alſa, in dieſer „Phalanx" antreffen, welche ſich im Übrigen (mit den „Schorfrichtern") auch um eine geſchmackvalle Belebung unſerer Münchner Plakotſäulen bereits aerdient gemocht hat. Wie es denn überhaupt ſeit neuerer Zeit hier auch ouf dieſem, lange aernachläſſigten Gebiete — mit „Kunſt für Alle" (Böcklin-Plakat), „Tog", Helbing ꝛc., leider nicht auch „Redouten", Theater- oder Konzert-Anzeigen — ſich wieder mehr und mehr kräftig zu regen beginnt. . . .

Mit den Schorfrichtern! Im ſelben „Milieu" ſ. z. ſ. bleiben wir nur, indem wir uns nun dieſen Gugelmännern der modernen Vehme zuwenden. Auch ein „aielberuſener" Kriliker will doch ſchließlich ſeine Faſchings-Freude haben, und ſa waren wir denn geene wieder einmal deren liebenswürdiger Einlodung zur „Ehren-Exekution (ich danke oerbindlichſt!!) ihres Koeneval-Progrommes gefalgt — wie wir zur allſeitigen Beruhigung übrigens gleich hinzufügen dürfen, keineswegs zu unſerem Leibes-Schaden. Zwor, bezüglich der nur an dieſem „Abende der Gelodenen" oorgeführten, für die öffentlichen Vorſtellungen aber aan unſerer „aufmerkſamen" Pallzei aerbatenen „Unſittlichen (richtiger: „ſittlich-allzuſittlichen") Ehe" aan Kurt Arom ſind wir diesmal ausnahmsweiſe in der höchſt ſeltſomen Lage, dos ſichere oeſthetiſche Gefühl unſerer wahllöblichen Zenſur aufrichtig zu bewundern und den Herrn Zenſar ſogor ols unſeren ousgeſprachenen „Kollegen" begrüßen zu dürfen — das witzlaſe Ding mit dem org ungeſchickt ongepockten und zudem überaus trocken behandelten Prablem verdient nämlich gar nichts Beſſeres. Zwar wird der ſeine Takt des an jenem Abend erſchienenen Publikums die Herren Nachrichter ſelbſt ſchan darüber belehrt haben, daß in der Vorführung des „Überhundes Cara" mit ſeinen mehr Beſremden, ols Staunen erregenden Produktionen eine zu oermeidende Geſchmacksentgleiſung aarlag, die mon bedouern konnte, da gerade „Dionyſius Tad" ſanſt als eines der begobteſten Mitglieder aus der „roten Bonde" aber dem „blutigen Korps" gelten muß. Und zwar auch verpuffte noch eine der erſten Nummern, ein Song des Herrn Emanuel Fronz ouf das „wein"erliche Greiner-Gedicht aom „freigebigen König", ſchuld mongelhofter Geſtaltung, gonz gründlich. Um ſa erfreulicher waren die anderen Partien des Programmes, ſa z. B. gleich die Einakter „Die erſte Hilfe" aon Jabak und „Volnoh" oan Peter Luſt; um ſa glücklicher zeigt ſich der muſikoliſche Teil (Honnes Ruch und Leonhardt Bulmans) dort neuerdings entwickelt, der bei aller valkstümlichen Anſpruchsloſigkeit den gemeinten Ton doch oft merkwürdig gut, ja ſtellenweiſe mit überraſchender Kunſtwirkung und einer unheimlich aerblüffenden Dämonik („Laternen-Lied"!) zu treffen weiß; und um ſo bemerkenswerter bleibt der erſichtliche Fortſchritt in künſtleriſcher Farbengebung, artiſtiſcher Beleuchtung und modeener Ausſtattung bei allem karikierenden Grundweſen. Es ruht — oder unruht — jedenfolls oiel und gar mancherlei Talent In all dieſen Poeſien, Phantaſien, Paradien und Traaeſtien. Und ich habe den Eindruck, daß, wenn überhoupt irgend ein Überbrett'l, ſa zuoerſichtlich dasjenige unſerer „Münchner Scharfrichter" eine Zukunſt hat, ſchan weil es aan allem Anfong an, zumal mit ſeinem ganz indiaiduellen Lakale, durchaus den Charakter des

intimen „Künstler-Cabarets" und aesthetisierenden „Studenten-Ulkes" mit wilder Bohème-Stimmung zu wahren verstand*): ein Vorzug, den ich — im Gegensatze zu E. von Wolzogens bourgeoisem „Bunten Theater" — sogleich ausdrücklich hervor gehoben hatte. Ohne Frage lag es ja nur zu nahe, anfänglich von einer „Revue franco-allemande" hierbei zu reden, und bei dem allenfallsigen Verlangen eines klaren Ursprungsnachweises dieser Erzeugnisse wird man damit auch gar nicht einmal fehl gehen, so lange wir Monsieur Henry und Madame Delvard (und wir freuen uns dessen) hier begegnen. Ein bisl mixtum compositum von Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch-Amerikanisch gehört zuletzt doch zur Sache — und daher ja auch der Name „Variété". Aber, was man dazumal eifrig noch bestreiten wollte, sehe ich doch heute schon gegeben: das Wurzelschlagen und Badenfassen nämlich im heimischen Münchner Erdreich. Und wer mit wirklich aesthetischem Blick und ungetrübt künstlerischer Genußfähigkeit neulich Zeuge war der köstlichen „Schwalangscher"-Soldatenlieder in der unvergeßlichen „Verkörperung" durch Hans Dorbe, oder des „Lahmen Singquartettes" in der unnachahmlichen „Darstellung" durch Marya Delaard, Hans Dorbe, Em. Franz und einen fidelen Dreh-Organisten (Musik beide Male ganz ausgezeichnet trefflicher wiederum von Hannes Ruch), der mag nicht nur die grausige Marithat-Persiflage unseres takalen Fastnacht-Musikantentums heiter empfunden haben, er wird sich auch eingestehen müssen, daß das „veritablement" aus dem spezifisch-bayrischen Milieu als solchen heraus gewachsen, ganz eminent im „Simplizissimus"-Ton und Stile der Thoma—Wilke—Paul geschaffen und geworden ist. Mag man sich da und dort vielleicht auch noch mehr verhaltenes Durchgängertum, olympisch-hinreißende Laune wünschen, die selbst in zum Stumpfsinne verkehrten, bald gaullerischen, bald ruchlosen „Volks-Balladen", wie denjenigen des Variété-„Dichterkomponisten" Frank Wedekind, noch den Gott Dionysos ahnen und erkennen ließe: unsere geheimen „Els", wofern sie sich unter dem Damokles-Schwerte der gestrengen Zensur nur auch ihre Frische und vor Allem die aktuelle, politische Satire zu erhalten vermögen — werden bestehen bleiben und on zeitgemäßer Aesthetisierung der Artistik für die verwöhnteren Litteraten-Kreise manches Gute und Neue wirken können. Zeit, Muße und „Tradition" gehört eben dazu — und gerade jetzt, da es überall kriselt und kracht in diesen Dingen, kammt die Probe auf's Exempel der Originalität! Eine Reichshauptstadt wie Berlin aber hat in ihrer Tageshatz weder die nötige Ruhe, noch auch die rechte Art, um so etwas wirklich zu „kultivieren", d. h. sich erst einmal im Bodensatz ruhig setzen, von innen heraus als Trieb ansetzen zu lassen — es ist zu rasch mit allen solchen „Sensationen" fertig und wird mit seinem Latein daher nur allzu bald am Ende sein, während unsere urgemütliche „Scharfrichter"-Kneipe, wenn nicht alle Zeichen trügen, das vorbildliche Quartier latin einer erkneipigen „fidullitas" und des gewollt verkommenen Künstler-Humores für Deutschland bleiben wird.

Wir wollen nur auch nicht so spröde, groß und dicke thun, als ob es zur Überbrettelei erst eines moralischen Chakes unserseits bedürfte, wo diese heute doch allenthalben, bis in unsere hochnäsigen Hoftheater hinein, so angenehm floriert, weil denn schon einmal der rein sinnliche Spiel-Trieb, das normale Amüsement-Bedürfnis im gesunden Menschen nicht zu unterdrücken ist und begehrlich seine naturfrohen Rechte nunmehr geltend macht. Denn was Anderes als das aesthetische Überbrett'l in der „großen Oper" ist denn wohl unsere mit dem weißen Tugendmantel der „retrospektiven Kunst" sich so gerne brüstende

*) Man beachte die an den Wänden herumhängenden, die Stimmung nicht wenig hebenden, plastischen Kunstwerke und graphischen Beiträge — nicht zu vergessen der neu gestifteten, ungemein feinen Ed. Beyrer'schen Statuette von „Marya Delvard"!

Karnevals-Inſzenierung aan „La serva padrona“ aber „L'enfant prodiguo“, der einaktig-leichten, zierlichen „Maienkönigin“ aan Gluck in Pſeuda-Watteau'ſcher Dekaratiae und „Singſpiel“-Manier, ſawie des mehr fidelen als aernünſtigen „Schauſpieldirektors“ aan Schneider-Mazart mit all ſeinen ausgelaſſenen Impraaiſalionen im Rakako-Geſchmack? „Alles gieng am — Band'l!“ Die „Zuckerplätzchen“ waren ſüß — wie „Buſſerln“, und man vergaß bei all der lauten Munterkeit ſchan beinahe, daß es ſich hier doch eigentlich auf eine Paradie Meiſter Mazarts wie der Erhabenheit ſeiner großen, reinen Kunſt hinaus-„ſpiele“. Das fein-galante, bald zart-ſentimentale, bald derb-kamiſche, Gluck'ſche „Schäferſpiel“ aber, es war, im ſtilgerechten Rahmen unſeres Reſidenz-Thealerchens zumal, aan geradezu ſüperbem Farben-Reize — ein ganz einzigartiger Stimmungstraum geiler Bukalik: Aeſthetiſierung des Genre's, Kunſt der „leichten Füße“ und Lyrik der „kurzen Dauer“ — nicht etwa ſchwere Muſik-„Retraſpektiae“ aber gar hachnatpeinlich-hiſtoriſche Kaſtüm-„Reſtauratian“: das „Haftheater“ als gelegentliches Vergnügungs-Inſtitut und kanzeſſianiertes höheres Unterhaltungs-Lakal gedacht, mit dem „maraliſchen“ Freibrief zu einer ſchmucken Stiliſierung rein ſinnlicher Freuden ausgeſtattet! Man beſehe ſich dach nur auch einmal das entzückende Vokatquartett gegen Ende des Stückes und wende aan hier aus den Blick in der Erinnerung zurück zum bekannten bezw. beliebten „Mikada“-Madrigal, um klar zu erkennen, daß das „Überbrett'l“ latent ja immer ſchan bei uns aarhanden war, und daß wir heut zu Tage geckenhaft-gigerlmäßig nur eben aiel zu aiel madiſches Weſen mit hinein tragen, allzu ſtark Kapital aus dieſem ſyſtematiſierten Variété-Begriff nun ſchlagen wallen; um endlich dach einzuſehen, daß es eigentlich aan jeher, ſelbſt bei unſeren „klaſſiſchen“ Meiſtern, die Abfallſchnitzel im „Nebenamte“ gleichſam gebildet hat, welche ſie, ausruhend aan ihrem ſechstägigen ernſten Schaffenswerke, mit einem graziöſen *πάντα καλὰ λίαν* ſanntäglichen Lächelns der lebfriſchen, lebeluſtigen und gemütsfrahen Unterwelt als ihren Übermut freigebig ſchenkten. Kurz, es lebe die „bunte Bühne“! Man mag dann gerne einmal mit geſtrengen Zunſt-Kallegen der Anſicht ſein: „Entſchieden mit mehr Vergnügen würden wir den Erfalg als ſalchen buchen, wenn die Aufführung derartiger petites choses für Variété-Nerven nicht quasi zum Saiſan-Ereignis unſerer Oper geſtempelt würde, ſandern einzig als höheres Faſchings-Intermezza nach thatenſchwerer Spielzeit und Erfüllung haher, idealer Aufgaben zu gelten hätte.“ Aber, affen geſtanden, man freut ſich im Übrigen, was Aufführung, Geſtaltung und Ausſtattung anlangt, — dach wie ein „Schneekönig“, ſa unbedingt wieder einmal laben zu können; man gaudiert ſich rückhaltlos-„königlich“ gleich dem „Prinzen Karneaal“ ſelbſten, wenn man, wie diesmal, ſa ganz und gar nichts mehr auszuſetzen findet. Der Heer Theaterdirektor, will ſagen: Intendant aan Paſſart höchſteigen, hatte zudem den „Ernſt“ aarübergehend an den Nagel gehängt und „in den Praben perſänlich alles derangiert“ (wie es im zweiten Einakter ſo pervers heißt). Und als wir da unſeren „Direktar-Dirigenten“, Herrn Haſkapellmeiſter B. Staaenhagen (der wieaielte iſt er nun wahl aan den aarhandenen Vieren — aber, richtiger gefragt: wer iſt der „Überdirigent“ aan ihnen?) ſa flatt und exakt das Terzett: „Nein, ich bin die erſte Sängerin!“ leiten ſahen — und hinwiederum „Mazart“ (Dr. Walter) ſein: „Was wallen Sie ſich erſt entrüſten, mil einem leeren Varzug brüſten! Ein Jedes hat beſanderen Wert. Kein Künſtler muß den Andern tadeln; das ſetzt die Kunſt zu ſehr herab“ . . . jaaial dazu ſingen hörten, was war es da wahl, das uns ſo lebhaft wieder an einen gewiſſen Haſkapellmeiſter-Krieg — nicht etwa in München, bewahre! — ſandern in Weimar ſeinerzeil (zwiſchen ihm und Eugen d'Albert), erinnern wallte? Angenehm gekitzelt, wie wir uns bei ſalch heiterer Ematian Leibes und der Seele nun ſchan einmal fühlten,

hatten wir in unſerer guten Laune gar nicht übel Luſt, dos olles nunmehr überous drollig — wo nicht gor lächerlich zu finden! Ob uns wohl auch der hieſige Kopell-meiſter-Streit dereinſt, ſagen wir: im nächſten Lebensſoſching dieſer tollen Welt, ſo ähnlich einmal oorkommen wird? . . .

Und weiter nun: Iſt es nicht gor zu bezeichnend, daß juſt in dieſer Zeit der holdſeligen Überbrettelei auch die japaniſchen Geisho's einer oſiotiſchen Schouſpielkunſt generis femini et masculini über die Bretter „globe-trotten", welche die deutſchen Hof-bühnen und „moraliſchen Bildungsanſtalten" ſonſt doch bedeuten? Fürwahr, dos wäre ohne unſere modernen „Artiſten"-Voriété's und „Bunten Theater", freilich auch ohne Pariſer Weltausſtellungen, gar nicht erſt möglich geweſen! Schnell fertig iſt die kritiſche Jugend mit dem Wort, das ſchwer ſich hondhabt wie des Meſſers Schneide. Und wenn es ouch nicht gleich bis an's nationole „Harakiri" dobei gehen will, das Goſtſpiel der Japaner-Truppe hat uns doch inmitten oller Ulk-„Senſationen" ernſtlichſt zu denken ge-geben. Vor Allem ſchon dies: daß mon hier endlich einmal nicht mehr den ſtereotypen Satz der deutſchen Kritik über ausländiſche Gaſtſpiele zu leſen bekom: „Die mitgebrochte Truppe iſt durchaus minderwertig und dient nur als Folie, um die Kunſt des Virtuoſen deſto glänzender erſtrahlen zu loſſen. Dos erübrigte ſich diesmal ohne Weiteres ſchon deshalb, weil mou eben ſprochlich nichts dovon oerſtond und die Sache olſo ouch nicht zu beurteiten wußte. — Doch, Scherz bei Seite! It came to pass, ſogte ich unlängſt mit den Engländern on dieſer Stelle. Blieb nun wirklich oon Alledem rein gor nichts übrig als ein buntfarbiger Theoterzettel, gedruckt auf japaniſchem Papier oon ſehr zweifelhafter Güte? Ich meine: im Gegenteil, unſere aeſthetiſche Erkenntnis hat in der Erinnerung ſo ſehr von den gewounenen Eindrücken noch zu zehren, doß ſich weit eher ein ganzer, onregſamer Eſſay darüber nachträgtich zu Papier bringen ließe. Alte unſere aeſthetiſchen Grundbegeiffe woren da mit einem Mate ouſgewühlt, und das hiermit ouf-gerollte Problem rüttelte gar nicht ſchlecht on unſeren pſychologiſchen Syſtemen, künſtleriſchen Regeln und Geſetzen. Mit einem „Ich weiß, daß ich nichts weiß" (ols Theaterkritiker nämlich) verließ man, der neuen Erſcheinung ooll, das Theater und ſuchte langſam ſeine wirren Gefühle ſich zu klären. Daß doch Baron R. oon Seydlitz, der uns die Japonerie in der bildenden Kunſt gebracht, ſich über dieſen fremden Geſchmack einmol ousführlicher oornehmen loſſen möchte! „Grotesk", ſagte die Togeskritik — wenigſtens kom dieſes Wort ouſföllig oft in ihren Referaten oor. Ich ſoge ober dementgegen: „ſchön" — und zwar wohl mit ganz dem ſelben Rechte, mit dem ich ſchon zu Eingang meiner Dr.-Diſſertation (1887) die Sätze niedergeſchrieben und dorauf ouſmerkſam gemocht hobe: „daß der Japane (ich nahm hier mit Abſicht ein oon europäiſcher Kultur und Zioiliſation bereits ſtork beeinflußtes Volk) einen durchaus anderen Schönheitsbegriff oom Menſchen und damit oon der Plaſtik haben muß" ols wir Okzidentalen, das werde begreiflich er-ſcheinen, wenn mau ernſtlich ermeſſe, „wie in der ontiken, griechiſchen Kunſt das ploſtiſche Schönheits-Ideal doch kein anderes war, noch geweſen ſein konnte, ols eben der idealiſierte Typus des damals und dort lebenden ‚ſchönen Menſchen'". „Borbariſche Muſik" — nonnte mau ferner im kritiſchen Areopag ihre ſeltſome melodramatiſche Inſtrumentol-Begleitung zu gewiſſen (ich wage nach dem Grode meines ſchwachen Verſtändniſſes noch nicht zu ſagen: beſtimmten) Stellen der Rede oder Handlung. Man oergaß dabei aber offenbar, daß auch der kunſtgebildete Grieche ehedem kurzweg „borbariſch" zu ſogen be-liebte, wenn er etwas ſeinem Ohre Fremdes — nicht oerſtehen konnte; und mon überſah jedenfalls darüber völlig, doß die geſomte abendländiſche Aeſthetik ſo auch olles „Melodram" überhoupt ſchlechtweg ſo etwo ols „barbariſche" Unkultur zu charakteriſieren pflegt,

trotzdem es doch eigentlich alle Völker ihres Erdteiles als Kunstform besitzen und anscheinend unausrottbar üben. Nun, wer hätte nicht schon vernommen, daß man kuriöse, getehrte Experimente in Vorführung „antiker Musik" anstelle, indem man z. B. ausgegrabene altgriechische „Apollo-Hymnen" genau nach der Ur-Aufzeichnung ihrer melodischen Niederschrift, aber mit der Harmonik unseres, modern temperierten Tonsystems verbrämen zu müssen vermeinte und mit einer neuzeitlichen Harfenbegleitung instrumental umspielte? So oder doch so ähnlich lege ich mir in meinem beschränkten Subaltern-Empfinden so manche Unerklärlichkeiten der japanischen Kunsteindrücke zurecht und möchte demnach wohl glauben, daß es sich hier um eine altgelagerte Kultur, um die ehrwürdige Kunsttradition einer aesthetischen Grundeinheit von Wort, Ton und Gebärde, Gesang, Spiel und Tanz, Handlung, Chor und Ensemble handle, deren merkwürdige Widersprüche im Einzelnen oder inneren Stil-„Antinomien" gelegentlich dadurch sich einstellen, daß man sie korrumpiert und degeneriert gleichsam, in madernerer Fassung, Form oder Bearbeitung, in neuzeitlichem Kostüm und mit europäisch-herkömmlichem Kompromiß sozusagen, uns aarzuführen sucht. Die letzten Grundgeheimnisse aller Aesthetik, die Unterschiede von Phantasieanregung und Illusionserweckung, von Typ und Individuatität, Stitisierung und Charakteristik, Kanaention und wahrem Ausdruck, Miene und Rede, Komik und Tragik, Ethos und Pathos, ja Idealismus und Realismus — hier wurden sie wieder einmal ex fundamento uns enthüllt und als Kunst-Prinzipien zur Revision, als aesthetische Radikal-Einheiten in Frage gestellt. Manchmal schien es fast, als bilde bei diesen Schau-Spielern das adäquate Darstellungsetement für alles Häßliche, Niedrige und Böse eine Steigerung zum derbsten Naturalismus, wahingegen ihren entsprechenden Ausdruck für das Schöne und Erhabene ohne Weiteres eine Abtönung der affektvollen Gebärde zur reinen Stilisierung vorstelle. Dann aber wieder durchkreuzte dieses System die ganz eigenartige Darstellung der Kämpfe, wobei mitten in die wütendste Heftigkeit der Ringer die höhere Anmut des „Tanzes" geschutter Turner und Champion-Artisten herein zu klingen dünkte. Bald waren die Bewegungen überaus rasch und schlagfertig, bald meinte man sie absichtsaoll verlangsamt, Rede und Antwort außerordentlich verzögert und in künstlerischer Gestaltung wie bewußt-aufgehalten zu sehen. Ein gewisses, seltsam lauerndes Schauen, ja sogar das Schielen schien gelegentlich „Stil" zu sein. Die Musik anderseits begleitete zwar stets homophon, mit fremdartiger Melodik antiker Tonreihen der „reinen Tonkunst", aber bald leis und sanft, bald laut und scharf, teils als Steigerung des Ausdrucks, teils als Ausklang erschauter, teils wieder als Vorbereitung und Andeutung kommender, drohender Geschehnisse; hier rhythmische Begleitung, da melodische Unterstützung, und dort instrumentaler Stimmungs-Extrakt — berührte sie meist wie typisch und fast gleich einer rudimentären, diskreten oder elementaren, Reminiszenz an die uralle Idee des „Chores". Z. B. durch die Laute, das Xylophon und Gang wurden ganz deutlich gewisse Gradunterschiede, Crescendi der Handlung angegeben, und zur Illustralion der Mond-Nachtstimmung in dem zweiten Stücke „Kesa" schien das Gezwitscher der Vögel in Wald und Busch draußen durch einen anhaltenden, eigentümlich surrenden Pfeifenton unter den Reden und Vorgängen besonders symbolisiert zu sein. Ebenso mochten manche stereotyp wiederkehrende Gaumen- und Gurgellaute in der ohnedies vielfach heiseren Rede der Darsteller konventionelle Zeichen (in Interjektionenform) für besondere typische Empfindungen sein. So wirkte das seltsame Spiel denn oft merkwürdig aufregend, und doch wieder durchaus abgeklärt, wie wir es nie in dieser Verbindung gesehen, aber doch in unserer Eigenschaft als Kunstrichter stets für das gesuchte Ideal aller wahren Kunstwirkung bei uns selber ausgeben. Und darum scheint uns auch

gar nicht so uneben die Quintessenz der Anregungen des japanischen Gastspieles, wie sie A. Appia in einem offenbar viel zu wenig beachteten Nachworte der „M. N. Nachr." zu geben aersuchte, indem er es dahin faßte: „Es entsteht eine gemalte Plastik in der zeitlichen Bewegung von größtem künstlerischen Werte. Daß wir diese Gabe nicht besitzen, daoon zeugen alle unsere Bühnen zur Genüge. Wir haben dafür unser deutsches Musikdrama. So leiden wir denn offenbar an einer Hypertrophie des Ausdruckes der inneren Vorgänge, der Japaner dagegen an einer solchen des Ausdruckes der äußeren. Es ergiebt sich hieraus, daß eine harmonische Verschmelzung beider Tendenzen im höchsten Grade anzustreben wäre: nur das starke Bedürsnis nach dieser Harmonie und diesem Gleichgewicht sollen jene fremden-Darstellungen in uns wachrufen!" Desgleichen ließen sich über Puppentheater, Frauen- und Kinderrollen, über Masken und Kostüme, Lachen und Weinen, Holzzeichen, Kulissenwerk, Blumen-Sprache und Fächer-Symbolik oder dergl. wahrscheinlich ganze Bände füllen — des Staunens und Nachdenkens wahrlich kein Ende! Ja, ob es nicht schließlich auch da nur wieder die „Überbrett'l"-Artistik eines aesthetisierenden Gauklertumes war, was uns als den „blamierten Europäern" in Persan kaiserlich japanischer Hofschauspieler hier „parmimte"? — Zum Wenigsten dürfte sothanes Kaiserliches Hoftheater zu Tokio weit weniger als unsere Kgl. deutschen Hofopern unter Heiserkeits-Abmeldungen der Primadonnen ꝛc. zu leiden haben! Ja, zu guter Letzt entsinne ich mich gar noch nachträglich, daß wir darnach seinerzeit das höchlichst auffallende, rauhe und scharfe Chorsingen der englischen Originaltruppe gegenüber der ersten „Mikado"-Vorführungen in Deutschland als bewußte und stilgetreue Nachahmung des japanischen Tones also wohl aufzufassen hatten. Wo bleibt hier nun des exotischen „Überbrett'ls" Anfang und Ende? Und noch Eines, nicht zu vergessen: der Japaner kultioiert, aesthetisiert und stilisiert den Tod und weiß gleichsam in „Schönheit zu sterben"; der Deutsche — vergl. Wedekind, Peter Luft, Jodok u. A. — jongliert bis zur Burteskerie sogar mit ihm. Ein interpretierender „Konferencier" aber hier wie drüben! . . .

Wir bleiben übrigens noch immer in Überbrett'l-Stimmung, indem wir jetzt auf Gerhard Hauptmanns „Roten Hahn" zu sprechen kammen, der auch hier im „Schauspielhaus" — entgegen so manchen stillen Hoffnungen aan Kassierer und Direktor — es zu keinem ehrlichen Repertoire-Erfolge bringen konnte. Blieben die Räume und Ränge doch schon am zweiten Abende verzweifelt leer, und bildete doch hier die stille und wortlose Entleerung des Hauses alsbald nach dem letzten Akte — ganz im Gegensatze zur Haltung eines ereifert nach zischenden Premièrenpublikums am aorherigen Abende — die zuverlässigste, einzig treffende Kritik des ganzen Stückes. Ja! sogar auch beim „Raten Hahn" will uns jene „Überbrett'l"-Stimmung nach keineswegs verlassen. Las man doch nicht ganz mit Unrecht kürzlich, anläßlich einer Betrachtung im Berliner „Tag": „Es ist kein Zufall, daß die ersten Brettl um die Zeit entstanden, als Hauptmann in seinem ‚Michael Kramer' einen Sarg auf die Bühne brachte. Von diesem Sarg, der den Gipfelpunkt der großen Bühnentrauer bedeutete, welche der Naturalismus dekretiert hatte, floh das Publikum in's ‚Bunte Brettl'. Man hatte es satt, sich auch im Theater aon dem Elende des Lebens verfolgen zu lassen. Der Symbolismus und Mystizismus hatte keine Erlösung bewirkt, denn statt der widrigen ‚Dokumente' hatte er nicht minder düstere und beängstigende Todes-Gespenster oder Krankheits-Visionen auf die Bühne gebracht." . . . Und heute? Heute finden unsere Leser in der „Kritischen Ecke" dieses Heftes zugleich eine bedeutsame „Erklärung" Karl Bleibtreu's, darinnen er sich gegenüber einem Vorwurfe Dr. M. G. Conrads ausdrücklich verwahrt, Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" seinerzeit in Händen gehabt und für die „Gesellschaft" nicht gewonnen zu

haben.*) Heute also streiten sich unsere alten Führer, die angesehenen Häupter der „Moderne", noch erregt öffentlich um ihre „Priorität" in der rechtzeitigen Erkenntnis jenes aufsteigenden Lichtes der neueren dramatischen Dichtung, und uns Jüngeren, die wir schon wieder ganz andere Aufgaben haben und weit verschiedene Ziele gegen damals vor uns sehen, will das über die Maßen, ganz überbrettlmäßig merkwürdig nun vorkommen, erkennen wir doch heute nunmehr klar und deutlich, daß das, was man damals so hoch und hehr begrüßte, zwar leuchtend, aber überhaupt noch gar nicht die aufgehende „Sonne" war; daß es sich selbst bei diesem „Hauptmann" der naturalistischen Bühnentechnik allem Anscheine nach zuletzt um ein Talent ohne Entwicklungs-Vermögen nach Läuterungsfähigkeit handelt, daß er sich bereits zu wiederholen, eigenhändig abzuschreiben, ja selbst-ironisierend persönlich wieder auszustreichen beginnt, ganz wie Andere mehr — „schwach auch er, ein Mensch wie alle!" Das ist ja alles nur das Stützen und Bauen auf den sicheren Erfolg eines schon früher technisch Bewährten — diese „rote Hahnen"-Geschichte mit Seiner apostolischen Majestät dem Schlagfluß-Zufall als dramaturgischem Regenten und Deus ex machina. Wir beneiden zudem nachgerade den Dichter Gerhard Hauptmann um seine Naivetät, den „Staat" als solchen auch auf seiner heutigen Stufe männlich-bürgerlicher Erkenntnis nach immer so lächerlich, wie er es thut, zu nehmen, und das Ganze hat uns sogar „retrospektive" nun auch die blühende Satire seines köstlichen „Biberpelzes" glücklich noch arg verdorben. (Wiesa übrigens „zur Zeit der lex Heinze"?) Kurzum, wir beginnen ingrimmig zu werden über diese „Modernen" alle — von G. Hauptmann angefangen über F. von Uhde, Frz. Stuck, L. van Hasmann, bis zu R. Strauß (Sudermann haben wir nie dazu gerechnet), für die wir Jahre lang unser Herzblut eingesetzt, warm und beherzt mit unseren besten Argumenten eingetreten sind, und die unser gutes Urteil jetzt so schmählich im Stiche lassen, durch ihre Leistungen unseren anfänglichen Enthusiasmus derart grausam vor der Welt Lügen strafen. Es muß hier einmal gesagt werden: daß sie bis jetzt nicht gehalten haben, was sie dereinst versprachen; daß sich in all' jener neumodischen Überbrettelei eben gar viel von jenem gerechten Unwillen neuerdings Luft gemacht und einen praktikablen Ausweg gesucht hat, den wir heute über sie Alle schon mehr oder minder empfinden.

Selbst Richard Strauß rechnen wir bereits einigermaßen mit dazu; selbst er — nicht zu verwechseln natürlich mit dem gleichfalls unserem wahlgezogenen Variété-Baron liierten Oskar Strauß! — zählt auch schon zum Überbrett'l-Wesen — wenigstens mit seinem neuen und im Übrigen Hoftheater-fähigen „Singgedicht", das uns weniger eine „Feuers"- als weit eher schon eine „Schaffens-Not" des Künstlers zu bedeuten scheint. Denn die Einführung des Münchner Dialektes wie der Heimatskunst in's Reich der Oper wird man doch kaum mehr als besondere Originalität ansehen wollen, nachdem schon ein Siegfried Wagner so entschieden damit voran gegangen war. Am 3. Februar hörten wir also in einem eigenen Strauß-Konzert mit der Kaim-Kapelle gewichtige Bruchstücke aus jener Oper, und man geriet in keinen geringen Circulus vitiosus, wenn man sich ehrlich fragte, zu welchem Zwecke diese uns wohl derart fragmentarisch vorgeführt wurden. Natürlich doch, um München die speziell an es gerichtete musikalische Strafpredigt einmal kräftiglich vernehmen zu lassen, da unser Hoftheater denn schon seine Pforten trotz aller „meladramatischen" Allianzen v. Passart-Strauß hartnäckig vor der Neuheit verschließen will! Alsdann mußte man aber, wenn man den einmütigen, begeisterten Beifall

*) Selbstverständlich hatten wir Bleibtreu's Einsendung dem Genannten zur Einsicht und Beantwortung vor Drucklegung vorgelegt; er glaubte aber auf ein Wort der Erwiderung verzichten zu können.

om Abende ſelbſt oufmerkſam beobachtete, die alte Geſchichte des „Die Anweſenden natürlich immer ousgenommen!" nur wieder beſtätigt finden; denn wie hätten ſonſt — nach unſeren bekannten lokalen Sitten — die ziſchenden Mißtöne ſchriller Pfeifchen wohl ousbleiben können? Somit war alſo der oom Kampaniſten ſpeziell gemeinte Teil der Münchner Bevölkerung hier überhaupt wieder nicht anweſend. Ergo: wos bedeutet die „Bewegung"? Warum nicht lieber die Vorführung des Ganzen in ſzeniſcher Darſtellung am zuſtändigen Theoter ruhig obworten, oder gegebenen Falles eben gar nicht, als ſo ouffühen? Jedenfalls begeben wir uns nach ſolch partieller Darbietung eines „Muſik-Droma's" im Konzertſoale (der olte Nonſens, der ſchon bei einem R. Wogner die Leute arg kapiſcheu gemocht hotte!) ausdrücklich noch jedweden Urteiles. Wir können nur ſagen: überzeugt hat uns dieſer pars pro toto bis jetzt noch nicht. Ja, die Frage darf ſchließlich wohl erlaubt ſein: Warum wohl hat der Held ſeines eigenen „Meiſters" Lehren: „Groß Werk wird nimmer ouf einmal gethan; fong' du die Arbeit von ooene an! . . . Jung biſt du — flieh nit aom Fleck, flottert im Feld dir ein Spatzenſchreck!" ſeinerzeit ſelber nicht beſſer befolgt, wenn ſich der Prophet heute ſchon ſo bitter über ſein Voterlond beklogen will? — Herr Loritz (Kunrod) ſchien on dieſem Abende mit groaßer Orcheſterbegleitung hinſichtlich ſeiner Geſongsmonier mitunter ganz „Heinrich Vogl redivivus" geworden. Frau Strauß de Ahno (Diemut) aber, die mir einmol den „Jouenoliſten" als einen Nonn definierte, „der doch nur das ſchreibt, was mon ſelber ſchon weiß", wird nicht aan mir erworten, doß ich mich gerne nachmals ſolcher Belehrung ousſetze und ihr ſage, was Spatzen auf den Dächern pfeifen. —

Außer dieſem ſenſotionellen „Perſönlichkeits-Konzerte" durften in letzter Zeit die wiederholten Geſongsabende oan Ludwig Heß (Schubert), L. Strokaſch (Löwe, Schumonn) Johanno Dietz (Liſzt, Ritter), ſowie die Kloaiervarträge oon Frederic Lomond (Beethooen) und Alfred Reifenauer (Beethoven, Chapin), mit ihren ſchönen Einheitsprogrammen, gonz beſanders jedoch dos ausſchließlich auf Fronz Liſzt („Fauſt-Sinfonie", „Toſſo" und „A-dur-Klaaierkanzert"!) geſtellte, glarreiche „letzte" Volksſinfonie-Konzert bei Kaim (ausnohmsweiſe diesmal unter Weingartners genialer Leitung) aufrichtige Freude bereiten. Was zumal die letztgenannte, ſegensreiche, weil künſtleriſch zugleich ſo überaus wertvolle, Inſtitution betrifft, ſo muß es do heißen: „Ich konn's nicht foſſen, nicht glouben", daß unſere Herren Stadtoäter und Staatsaertreter nach ſo überzeugenden Erklärungen, wie denjenigen des Herrn Hofrotes Dr. Kaim ſelber, und nun gor noch dem ſo deutlichen „Aufrufe" mit feinen ſtottlichen, durch gewiſſ Unterſchriften ſelbſt dem „Zentrum" wohl in die Glieder fohrenden Nomen, nicht olsbald doch ein menſchlich Rühren fühlen ſollten. Auch das Argument eines „Affronts" gegenüber dem Hofe und den oon ihm protegierten Akodemie-Konzerten konn jetzt, noch der Beteiligung zweier Hofmorſchälle, nicht mehr gut Platz greifen. Einzig das ſollte jetzt nur mehr gelten: doß die zweite Stadt Boyerns, Nürnberg, eine ſolche regelmäßige Unterſtützung volksbildneriſcher Beſtrebungen aus dem Stadtſäckel zu unſerer houptſtädtiſchen Schmach bereits längſt durchgeführt hat! Haffentlich alſa iſt es bis zum Erſcheinen dieſer Zeilen in der Öffentlichkeit auch bei uns endgiltig ſo weit gediehen. — Weniger Eindruck hinterließ leider die Erſtaufführung aan Cèſor Froncks Sinfanie (d-moll) bei Kaim, ſo dankbar mon auch Herrn Weingortner für ſeine Initiotioe in Einführung dieſer Neuheit bei uns ſein durfte. Dos Ganze iſt überaus fein empfunden, aber doch im Grunde poſthum. Mon konn zwar nicht aon nichtsſogender Glätte ſprechen, dazu iſt die Inſtrumentotion zu intereſſont und glänzend, die Stimmung einzelner Teile zu poetiſch, und die Diktion zu gewählt. Allein ein gewiſſer ungewallter

Akademismus hängt dem Werke doch nun einmol an, der nicht recht worm werden läßt. Mochte monches doran vielleicht auch noch mehr mit galliſchem „Schmiß" — s. v. v. — zu ſagen, mit geiſtreicherer franzöſiſcher Pointierung zu geben ſein: der Ideengehalt ſteht jedenfolls in gar keinem Verhältnis zur großen Ausdehnung der Sätze, und die Anſätze zur „école Francaise" der jungfranzöſiſchen Komponiſtenmaelt, die ſich (ahne Cedille!) von jenem ſtillen Organiſten herſchreibt, der in ſich ſchan, dem Blute nach, eine ganz eigenartige Miſchung von Germanen- und Romanentum aorſtellte — ſie werden doch wohl in anderen Werken des Meiſters zu ſuchen ſein. Könnte man übrigens nicht die hier ganz ungeläufigen, herrlichen „Seligpreiſungen" des ſelben Tanſetzers in ſtrahlend-erſtrangiger Wiedergabe einmal zu hören bekammen? „Geſellſchaft für moderne Tonkunſt" und „Porges'ſcher Geſangs-Verein" vor! . . .

Im „Akademiſch-Dramatiſchen Verein" las Frank Wedekind, der grundböſe Knabe (aon dem es als Ermahnung an die jungen Studenten heißen muß: „Mein Kind, wenn dich die böſen Buben locken, ſo falge ihnen nicht!"), ſeine verrückte Inſulaner-Novelle „Mine Haha" und einen Eſſay über „Schriftſteller Ibſen und Baumeiſter Solneß" vor — nur wußte die litterariſche Kritik hinterher nicht recht: hatte er das nun zum Beſten gegeben, oder ſie ſelber zum Beſten gehabt? — Bei Huga Helbing (Wagmüllerſtraße) ward in neu erbauten Räumen, welche die ſchönſten Perſpektiven zu weiteren, würdigen Ausſtellungs-Möglichkeiten bei Oberlicht und aiel Geräumigkeit eröffnen, eine (ſchon wegen der vielen Kupfer) ungemein ſehenswerte, mit wirkſamſter Stimmung und hinreißendem Geſchmack arrangierte Jagd-Ausſtellung eröffnet, die das Entzücken unſerer fashionables und aller vornehmen Nimrod-Kreiſe bildet, als welche dabei aber auch lernen mögen, ſelbſt das Waidwerk künſtleriſch wirklich zu „veredeln". Endlich ſind bei den letzten Ausſtellungen unſeres altersſchwachen „Kunſt-Vereins": der kräftige Nordländer Alf Bochmann, der neue Worpsweder Scholkmann, der bekannte Aquarelliſt Hans von Bartels, Walter Thor mit Porträts, Theador van Goſen (mit einer vornehmen „Karl von Voit"-Büſte) bemerkenswert hervor getreten, während Melly mehr durch Grimaſſe als Ausdruck, mehr durch Dreiſtigkeit als durch Dezenz ſeiner Farbengebung zugleich anzag und abſtieß. Sonſt iſt es dort — und bleibt wohl auch irreparabel — das alte Bild und die bekannte Kiſte: Verwaltungsſorgen und Mitglieder-Schmerzen, laut jüngſter Ausſchreibung wieder zur diesjährigen (gewiß recht ſtill oerlouſenden) „Generalaerſammlung"! München, die auf ſich ſelber ſo eitle „Kunſtſtadt", wäre längſt ſchan reif zu einem zweiten, internationalen Konkurrenz-Kunſtaerein auf anderer Baſis; denn was kann, bei aller „Reform", ous ſolchem Schoße noch Gutes kammen?! Sdl.

Kritische Ecke.

1901—1902.

Eine finanzielle Plauderei.

Von Merkur.

Wir hatten es ja schön vereinbart. „So gegen Ende Januar, wenn der Lärm des Tages ein wenig verrauscht ist, wenn außer den eigenen Wahrnehmungen die Berichte von Korporationen und hervorragenden Unternehmungen ein etwas verläßlicheres Bild über das Börsenjahr 1901 gestatten, dann schreiben Sie mir einen Rückblick." „Einverstanden!" Und nun? Ich werde mich hüten, Ihre, sagen wir meine werten Leser, nach mit so längst vergangenen Epochen, wie der Krisis im Jahre 1901, zu langweilen. Wie vortrefflich doch ungeschriebene Artikel sein können! Vortrefflich für die Abonnenten, die wir Alle für Kapitalisten halten, da diese nicht unnötigen Schrecken erlitten; nicht minder gut auch für den Autor, der nicht gezwungen ist, sich gewissermaßen in einem Atem zu widersprechen. Vier Wochen 1902 haben das ganze Jahr 1901 über den Haufen geworfen — d. h. wenn der Kurszettel das alleinige Barometer für den Stand der Volkswirtschaft wäre. Bleiben wir zunächst bei ihm und jenen Faktoren, unter deren Einfluß er steht. Im Jahre 1901, besonders in dessen zweitem Teile, glich der Kurszettel einer Unglücksstätte, die täglich neue und größere Opfer forderte, die nicht nur Verunglückte, sondern auch Hilfebringende verschlang, und deren Verderben bringenden Schwaden schließlich nur die Größten, oder sagen wir die Größte (Reichsbank), Einhalt gebieten konnte. Einzelvorkommnisse, allerdings peinlichster Art, wurden generalisiert, die naturgemäße Reaktion auf eine ziellose Überspekulation als das Zeichen ausgesprochenen Niederganges unserer Industrie und des Handels betrachtet, die Kapitalverluste der besitzenden Klasse wurden mit grausamer Manne in die Milliarden beziffert. Keine Tinte war schwarz genug, um all das Unheil des Jahres 1901 zu schildern!

Und nun? — Ach bitte, lieber Leser, werfen Sie nur einen Blick auf so viele gegenwärtige Erzeugnisse der Tagespresse. Der politische Himmel ist wolkenlos, der billige Geldstand für lange Zeit gewährleistet, die Preise der hauptsächlichsten Produkte werden steigen, der Absatz von Waren wird zunehmen u. s. w. — so tönt es von allen Seiten. „Und neues Leben blüht aus den Ruinen." Ach du viel mißbrauchtes Zitat! Prophete links — Prophete rechts: Ihr geltet Beide nichts in Eurem Vaterlande. Es war nie so schlimm, wie ihr orakeltet; es ist nicht so gut, wie ihr heute glauben machen wollt. Noch stehen die Ruinen, noch ist man mit der Aufräumung des Schuttes beschäftigt, noch wird eine Anzahl großer Prozesse scharfe Schlaglichter auf die bekannten Vorkommnisse werfen, noch sind mehr oder minder große Risse in stehen gebliebenen Gebäuden zu beseitigen, oder, was allerdings schlimmer wäre, wenigstens zu verkleistern. Noch ist es nicht an der Zeit, auf die Trauermärsche, wie in einem „Potpourri", sogleich wieder die lustigsten Weisen folgen zu lassen. Ach stört doch die Anzeichen einer wirklichen Gesundung nicht wieder durch die marktschreierische Behauptung, daß sie bereits eingetreten,

daß alle Gefahr beſeitigt ſei! Ein neuer Rückfall, und wäre es nur ein vorübergehender, könnte von den unheilvollſten Wirkungen begleitet ſein.

Gewiß, es fehlt nicht an Momenten, die zu Hoffnungen auf einen guten Verlauf des Jahres 1902 berechtigen. Die Subſkription auf die Deutſche Reichsanleihe und die Preußiſchen Konſols hat, ſelbſt bei Würdigung allen Überſchwanges und aller Überzeichnungen, einen großen Erfolg dooon getragen. Städte-Anlehen und Bodenkredit-Obligationen ſind geſuchte Artikel, die *großen* Bankinſtitute haben von der Kriſis zuletzt mehr Vorteile geerntet, als ſie vielleicht Verluſte erlitten. In einigen wichtigen Induſtrien macht ſich eine etwas lebhaftere Beſchäftigung bemerkbar; der Transvoalkrieg geht thatſächlich an der Erſchöpfung des ſchwächeren Gegners ſeinem Ende zu. Als gewichtigſten Grund möchte ich aber die große *Kapitalskraft* des deutſchen Volkes bezeichnen, von der unſere Tage ſo unwiderlegliche Beweiſe liefern. So ſchwer die Schädigungen des Jahres 1901 auch waren, ſie giengen offenbar doch nicht ſo tief, als unter deren unmittelbarem Wirken angenommen werden konnte.

Aber trotz Alledem iſt kaltes Blut von Nöten! Noch entſprechen vielfach die Preiſe für die Waren nicht oder kaum deren Produktionskoſten, noch ſind die ominöſeſten Beſtimmungen des Börſengeſetzes nicht beſeitigt, noch herrſcht vollſtändige Unklarheit, was aus dem Zolltarife wird, und ob ſich ein billiger Ausgleich zwiſchen den *berechtigten* Forderungen der Landwirtſchaft und dem Verlangen nach den *abſolut notwendigen Handelsverträgen* finden läßt. Wenn je, dann iſt jetzt ein abwartendes Verhalten am Platze, ein ſcharfes Beobachten aller Vorgänge, eine kühle Beurteilung ihrer dauernden Wirkung. Gewiß, die deutſche Volkswirtſchaft iſt ſo hoch entwickelt und in ihren Grundveſten erſtarkt, daß ſie mit Vertrauen in die Zukunft blicken kann; allein kein ſchlimmerer Dienſt könnte ihr geleiſtet werden, als wenn um augenblicklicher Erfolge willen Fehler, die ſich gezeigt haben, als nicht vorhanden, oder als ſchon wieder beſeitigt bezeichnet würden.

Es iſt eine alte Praxis, an die Zeigerbarometer ein wenig zu klopfen, wenn man ſchönes Wetter haben will; es hilft auch ſcheinbar, denn der Zeiger geht infolge der Erſchütterung meiſt ein wenig vorwärts — allein ſchließlich zeigt das Inſtrument doch die *wahre* Witterung. Laßt darum, Ihr Manipulanten am Kursblatt-Barometer, dieſe kleinen Künſte, und noch mehr Ihr Kapitaliſten, laßt Euch von *künſtlich* ſchönem Wetter nicht täuſchen! Dann werden Euch ſchlimme Erfahrungen, wie die des Jahres 1901, erſpart bleiben.

Eine Erklärung ſendet uns *Carl Bleibtreu*; ſie lautet: In Georg *Conrads* ſoeben erſchienenem geiſtreichen Büchlein „*Von Zola bis Hauptmann*“, worin ſich ſonſt manch warmes und freundliches Wort über ſeinen einſtigen Kameraden findet, verſetzt mir der Autor einen unerwarteten Stoß, den ich nicht unerwidert laſſen darf. S. 80 heißt es nämlich, *Hauptmann* habe ſein Drama „Vor Sonnenaufgang“ *an den Verlag* der „Geſellſchaft“ noch Leipzig adreſſiert: „Karl Bleibtreu, mein Mitredakteur, gerade in Leipzig anweſend (?), nahm das Packet in Empfang (?!), muſterte es und händigte es dem Verleger zur Zurückſendung ein. Nie konnte ich die Geſchichte dieſer raſchen Ablehnung ohne ſchmerzliche Bewegung hören, ſo oft ſie Hans Merian mir ſpäter erzählte.“

Dieſe ſchmerzhafte Bewegung überraſcht mich um ſo mehr, als weder Conrad noch Merian mir gegenüber je dieſen *frei erfundenen* Vorgang berührten!! *Wer* hier der gütige Erfinder iſt, weiß ich nicht, vermute ihn aber in einer dritten, hier ſehr

nahe liegenden Perſon. Da ich 1889 und 1890 in der Schweiz war und erſt dort das Hauptmann'ſche Drama in Buchform zugeſendet erhielt, ſo dürfte, falls jene bewußte dritte Perſon dieſe Mythe an Merian erzählte, um ſich zu decken, hier jemand meinen Namen mißbraucht haben. Die Sache iſt ganz einfach: Für die „Geſellſchaft" war das Manuſkript zu lang, als Buch wollte es der Verleger nicht annehmen, und als hinterher Hauptmann eine Größe wurde, jammerte des Verlegers Geſchäftsſinn und maß mit der ihm eigentümlichen Art nicht ſich und dem Zufall, ſondern mir die Schuld bei — mir, der ich als Erſter dies Erſtlingsdrama Hauptmanns glänzend beſprach, mir, durch deſſen Sendung dieſer Beſprechung an Mauthner die „Freie Bühne" erſt aufmerkſam darauf wurde, mir, der ich anerkanntermaßen überhaupt zuerſt den Namen Hauptmanns druckte! (Bezüglich des Conrad nicht zugegangenen „Promethidenloos".) Hauptmann hat mir allerdings ein Dramenmanuſkript von ſich geſendet, älteſten idealiſtiſchen Stils, Briefe an mich gerichtet und Gedichte für das „Magazin" geſendet. Wie Conrad beiläufig meine ſogenannte Mitredaktion an der „Geſellſchaft" hier darſtellt, dagegen völlig verſchweigt, daß ich zwei Jahre lang das „Magazin" ſelbſtſtändig in gleichem Sinne leitete und nur aus ſelbſtloſer Aufopferung für Conrad und den Herrn Verleger in Verkauf des „Magazin" zu Gunſten der „Geſellſchaft" willigte, entſpricht nicht dem thatſächlichen Verlauf. Wäre übrigens obige Hauptmann-Mythe wahr, ſo würde ich es doch nicht ſchicklich finden, derlei Interna zu veröffentlichen!

Maximilian Schmidts, unſeres beliebteſten bayriſchen Volksſchriftſtellers, ſiebenzigſter Geburtstag fällt auf den 25. Februar d. J. Es war unſer Wunſch, an dieſem Tage ausführlicher des ehrenwerten Mannes zu gedenken, im Anſchluß an ſeine „Lebenserinnerungen", mit denen er zu ſeinem Feſte ſein Volk beſchenkt hat. Indeſſen iſt uns dieſes Buch, aus dem man zweifellos am beſten den Menſchen kennen lernen wird, nicht mehr zeitig zugekommen. Wir müſſen uns daher begnügen, dem wackeren Jubilare nur ein kurzes Gedenken zu widmen, mit dem ja an ſiebenzigſten Geburtstagen wir Deutſchen die zähe Konſtitution einzelner Dichter anzuerkennen pflegen. Sein Ehrentag kümmert uns Gelehrte, Künſtler und Litteraten weniger als unſer breites, lebensvolles Volk, in dem Maximilian Schmidt unendlich viele Freude bereitet, Kummer gelindert, über Lachen und Thränen geboten und Gutes gethan hat. Wir werden unſererſeits ihm am beſten gerecht, wenn wir ihn als dichteriſchen Anwalt, Freund, Verklärer des Volkes ehren. Auf Vertreter des guten Namens ‚Schmied' ſcheint oft ein Stück volkstümlicher, wuchtiger Ahnenkraft vererbt zu ſein. Die Lieblinge des Volkes ſind ja meiſtens Schmiede, von Siegfried bis Wilant, vom Schmied von Rula bis zu dem von Kochel. Die deutſchen Lexika aber verzeichnen Volksmänner, Volksdichter, Volkserzieher und Prediger auf den Namen ‚Schmied' gleich ſcheffelweis. Unſer Bayern vollends ſcheint beſonders Glück mit den Schmieden zu haben. Chriſtoph von Schmid, der zarte liebevolle Kinderfreund, Hermann von Schmid, der volkstümlichſte bayriſche Erzähler, und unſer Maximilian Schmidt gehören eigentlich auf ein nationales Monument. Und dazu kommt noch Franz Xaver Schmid, der erſte bayriſche Pädagog, und Mathias Schmidt, der bayriſche Bauernmaler. — Die Domäne unſeres Schmidt iſt ſeine engſte Heimat, der arme, hungrige bayriſche Wald. Nach ihm hat er ſich Waldſchmidt genannt. Ihn hat er in kulturgeſchichtlich intereſſanten Werken verklärt; ſeine Sitten und Leute geſchildert. Auch er hat, wie es im Liede von den Niederbayern heißt, „an Stulz auf ſein' Wald". Sein Heimatneſt Eſchlkam hat ihn daher längſt zum Ehrenbürger gemacht.

Schmidt iſt Soldat. Er machte die Kriege von 1866 und 1870 mit, erhielt

Dekaratianen, quittierte als bayriſcher Hauptmanu, und hat ſeither eine graße Reihe Schriften aeröffentlicht. In ſeinen Erzählungen, aon denen aiele dramatiſiert und durch das alte Enſemble aam „Gärtnerplatz" weit bekannt wurden, mit ſeinen Natur- und Sittengemälden, mit Luſtſpielen und Gedichten, hat Schmidt einen guten, geſunden Einfluß auf Erziehung und Emparbildung aieler, im dumpfen Tagwerk befangener, armer Seelen gewannen, in all den bayriſchen Neſtern, wa Maximilian Schmidt, zumal in den billigen Kürſchner-Heften eine reine, gute Geiſtesnahrung bat. Maximilian Schmidt iſt in ſeiner Art ein aiel bedeutenderer aeſthetiſcher Faktor als jenes zaiſchen Allakutianen und dichteriſchem Schaſſen, zwiſchen ratianaler und ramantiſcher Lebenshaltung hin und her ſchillernde „Naturaliſtentum", das in den neunziger Jahren für alle möglichen Miſchtalente eine kurze Zeit zum Kriegsgeſchrei wurde. Auf ganz wenige, wirklich kunſtſchöpferiſche Eigenarten geſtützt, machten ſie dem „Idealismus" den Garaus; Erzähler wie Auerbach ader Schmidt galten nur nach als „Valksaerzuckerer". Dieſe kindlichen Streitereien um litterariſche Wartgeſprenſter ſind uns heute ja längſt gleichgültig, d. h. „hiſtariſch" geaarden. Uns erſcheint ein Mann wie Schmidt des Namens „Künſtler" ader „Dichter" jedenfalls weit mehr würdig als jene lungenſtarken (aielleicht in anderer Richtung überlegenen) Palemiker, die damals ihr Feldgeſchrei für Geſang ausgaben. Schmidt iſt ein aeſthetiſcher Lebenswert, weil er ahne Bruch iſt. Was er geleiſtet hat, gehört natürlich nicht auf die Höhen der Menſchheit. Aber es iſt in ſeiner Art geſchloſſen, aallendet und harmoniſch. Daneben hat er für Aufklärung und Erziehung Gutes gethan, denn er hat zwiſchen ſehr aerſchiedenen Schichten ahne aufdringliche Tendenz aermittelt, hat milde aerſöhnt in ſtiller, aornehmer Art, zwiſchen Bauern und Kleinbürgern, Geiſtlichkeit und Weltkindern, Juden und Chriſten. Daher hat er es weder der paſitiven nach der negatiaen Dagmatik Recht gemacht. Aber in allen Kreiſen Bayerns, in Bauernhaus und Klafterzelle, in Stadthotels und auf Dörfern, ehren tüchtige und reiſe Männer und Frauen den aarnehmen, integren Charakter und den guten und ſtarken Lebensgang eines ehrwürdigen Mannes. Dr. Th. Leſſing.

Leſefrüchte mit Randgloſſen — gemiſchte Gefühle in Stoßſeufzern.

Die Aufſehen erregende Stiftung des aus irgend einer Preiskankurrenz „zurückgeſtellten" Eberlein'ſchen Marmordenkmales aam „jungen Gaethe" nach der Stadt Ram, ſawie die ſa auffällig aufmerkſame Begrüßung der graßen italieniſchen Tragödin Adelaide Riſtari durch unſeren Kaiſer waren ſehr Viele harmlas genug, als charakteriſtiſche Beiträge zur „kaiſerlichen Aeſthetik" aufzufaſſen. Wir halten beides für etwas aufdringliche „hachpalitiſche Akte" einer häfiſchen Kanniaenz und diplamatiſchen Kourtaiſie, welche mit Kunſt genau ebenſa aiel wie der dem Zaren ſeinerzeit gewidmete Erinnerungs- und Marine-Dolch, ader die durch den Prinzen Heinrich nach abzunehmende amerikaniſche Segel-Yacht zu thnn haben. Das deutſch-italieniſche Bündnis draht nämlich längſt ſchan in die Brüche zu gehen.

Bei Gelegenheit der Debatten im aürttembergiſchen Landtage über die Einheitsmarke präziſierte der zuſtändige Miniſter Herr aan Soden die Auffaſſung der württembergiſchen Regierung ſehr aernünftig und überzeugend dahin, daß „die Briefmarke kein integrierender Teil des Haheitsrechtes" ſei, ſandern einfach ein praktiſch ſich empfehlendes Taſchmittel. Künftig werden nun die Einnahmen allerdings nicht mehr direkt aus den eigenen Marken gezogen werden, ſondern aus der Abrechnung mit der Reichspaſt. Eine etatsrechtliche Änderung

trete aber damit nicht ein, ſondern nur bei den Ausgaben, und auch da nur ganz untergeordnet, eben wegen der Markenherſtellung, wegen gewiſſer Kanzleikoſten ꝛc. Man möge alſo die politiſche Bedeutung des Abkommens nicht überſchätzen! — Ganz recht. Wer ſie aber dafür ganz hanebüchen unterſchätzt, das iſt offenbar unſere bayriſche Regierung und der bis auf von Vollmar leider hinter ihr ſtehende bayriſche Landtag. Der genannte Miniſter hat ausdrücklich feſtgeſtellt, daß Württemberg behält 1. die ſelbſtändige Verwaltung, 2. die Selbſtändigkeit bei Feſtſetzung der Tarife und 3. die Selbſtändigkeit der Einnahmen. Wie Frhr. von Hertling da noch von Preisgabe des Reſervatrechts ſprechen kann, iſt ſchlechterdings unerfindlich.

Mit der Abneigung, dem Zentrums-Antrage ſtatt zu geben und die gelehrten Jeſuiten wieder in's Land herein zu laſſen, verhält es ſich eigentlich genau ſo, wie mit dem radikalen Antiſemitismus. Wie traurig iſt es doch um uns Deutſche beſtellt, ſo lange wir nicht ſelbſt ſtark und widerſtandsfähig genug uns fühlen, um ſolche Proben fremden Einfluſſes auf uns auch auszuhalten! Es iſt einfach die blaſſe Furcht, Kraftloſigkeit, Unſicherheit ſeiner ſelbſt, was da nach Ausnahmegeſetzen ſchreit oder doch deren jahrhundertwürdige endliche Aufhebung noch immer nicht zulaſſen will.

Der im Zeugnis-Zwangverfahren inhaftierte Kemptener Redakteur Sieberz veröffentlichte ſpäter einen Brief des dortigen Landgerichtsrates Karl vom 19. Dezember 1901 an den Verleger ſeiner Zeitung, Herrn Dr. Huber, in dem dieſem nahe gelegt wird, eine vom Redakteur beabſichtigte Beſprechung ſeines eigenen Auftretens gegen den genannten Redakteur in beſagtem Blatte zu verhindern. In dieſem Briefe ſtößt der kgl. Beamte zum Schluſſe die Drohung aus: „Indem ich es Ihrem eigenen Ermeſſen anheim ſtelle, ob Sie als Verleger jener Zeitung den beabſichtigten Schritt Ihres Herrn Redakteurs zulaſſen wollen, oder nicht, möchte ich als langjähriger Kunde Ihres Geſchäftes ſowohl als auch als Abonnent Ihres Blattes noch anfügen, daß ich für den Fall ſolcher Veröffentlichung quoad Kundſchaft und Abonnement müßte leider eine Änderung eintreten laſſen.“ Wie nennt man aber ſo etwas im bürgerlichen Leben mit der zutreffenden ſtreng-juriſtiſchen Formel?

In einem geſpreizten, „Muſik und Hypnoſe“ überſchriebenen, Aufſatze des „Tag“ orakelt wieder einmal Heinrich Pudor, geb. Scham und „Dr. a. D.“: „Seit Helmholtz wird viel über die phyſikaliſchen Verhältniſſe der Töne gedacht und geſchrieben, auf Univerſitäten, techniſchen Hochſchulen und Konſervatorien. Aber die pſychologiſche Seite der Frage, obwohl noch viel intereſſanter, ſcheint vernachläſſigt. Um ein Beiſpiel zu wählen: man unterſucht ſehr eifrig das Verhältnis der Obertöne, die Zahl der Schwingungen der höchſt hörbaren Töne, die Schnelligkeit der Aufnahme der rein phyſiſchen Gehörempfindung durch das Bewußtſein; aber man vergißt die Beſchäftigung mit der ſo intereſſanten Frage der Wirkung der Töne auf den Nerv, auf das Empfindungsleben, auf die Seele, den Charakter, den Willen, das Temperament. Und eine der intereſſanteſten hierher gehörigen Fragen iſt diejenige nach der Beziehung der Muſik zur Hypnoſe.“ . . . Nun, wir können wirklich nichts dafür, wenn ſich Herr Pudor damit noch immer nicht befaßt hat. Wie wenig aber ſelbſt dieſes Gebiet inzwiſchen „vernachläſſigt“ ward, mögen ihm Forſchungen und Studien gelegentlich zeigen wie diejenigen von Fr. von Hausegger, Dr. Max Steinitzer, Dr. Eugen Dreher, Horwiez, Dr. C. Stumpf, Dr. H. Riemann, Dr. Th. Lipps, Dr. Ruths und Dr. Seidl, außer der großen Litteratur über Hypnotismus und Suggeſtion; ganz gelegentlich — d. h. wenn er einmal Zeit finden ſollte, ſtatt Zeitſchriften-Artikel zu fabriziren, dort hinein zu ſehen.

Besprechungen.

Ein Skeptiker.

Von Paul Nikolaus Coffmann.

(München.)

„Vier skeptische Thesen" hat S. Philipp im Leipziger Verlage von O. R. Reisland (1898) veröffentlicht. Diese vier Thesen lauten:

1. Unser ganzes Denken gründet sich auf Analagien und Anthropomorphismen und giebt uns nirgends eine objektive Erkenntnis.

2. Das Wirkliche ist Schein, und was immer diesem Schein als das Wesentliche zu Grunde gelegt werden mag, ist für die Totalität der Welt etwas Unwesentliches.

3. Wenn wir durch Prinzipien wie Ursache, Notwendigkeit, Naturgesetz die Zusammenhänge des Wirklichen zu verstehen glauben, so heißt das ein leeres Spiel mit Worten treiben.

4. Meinungen allgemein giltig zu widerlegen, ist möglich; Meinungen allgemein giltig zu begründen ist unmöglich.

Das sind interessante Thesen und Thesen, die so zu sagen in der Luft liegen, verbreitete Ansichten in Worte fassen; mit großem Interesse werden Freunde der Philosophie nach dem Buche greifen. Jedoch auch die vier Philipp'schen Thesen scheinen zu den Meinungen zu gehören, die man allgemein giltig widerlegen, aber nicht allgemein giltig begründen kann.

Die Behandlung der ersten These geht aus von den Verhältnissen beim Urmenschen, über die der Verfasser ganz genau unterrichtet ist. „Ein äußerst häßliches Geschöpf, fast haarloses Leibes, mit den Armen des Affen, aber fanderbar plumpen und ungeschickten Füßen, weit entfernt van dem geschmeidigen Bau des Panthers oder von der Wucht des Stiers, mit einer aufwärts gestreckten Körperhaltung gratesk oan allen Tieren abweichend; ein Geschöpf, gleich ungeschickt zum Angriffe wie zur Flucht, das seine Opfer listig beschleicht und sich vor größeren Tieren feige in Höhlen verkriecht, das wunderliche Laute hervor sprudelt und mit den vam Dienste der Fartbewegung entbundenen Armen allerhand thörichte Spiele treibt — ein Untier und ein Unmensch: das ist, o Mensch, der Ansang von aller deiner Herrlichkeit." Wir erfahren nun weiter, wie bei diesen Untieren und Unmenschen das Denken und die Sprache entstanden sind. Manches auch wird uns verschwiegen. „Ich will den Leser nicht mit meiner Theorie über die Entstehung des Bewußtseins und die eigentliche Natur des bewußten Denkens aufhalten" (Seite 14); aber immerhin hären wir, wie die Kategorien des Denkens beim Urmenschen entstanden sind, und erhalten eine vollständige Kategorientasel der Untiere und Unmenschen. In der Ursprache (Seite 14 flg.) kennt sich Philipp sa genau aus, daß man ihn bitten möchte, Grammatik und Wörterbuch dieses Idioms herauszugeben, damit wir Anderen auch ursprechen lernen können. Entstanden ist die Urfprache dadurch, daß entsprechend der reicher gegliederten Handthätigkeit des Urmenschen die von ihm hervor gebrachten Laute reicher gegliedert und „vielartiger" waren als die des Tieres. (Das läßt erwarten, daß Klaviervirtuasen und Jongleure mehr Laute hervor bringen kännen als andere Leute und mit

der Zeit eine eigene Sprache bekommen werden.) Von den Denk- und Sprachformen, die „der wilde Urmenſch" (Seite 35) geſchoffen hot, wird kein billig Denkender erworten, daß ſie „auf das Unendliche, ouf dos Abſolute, ouf die Totalität der Welt, auf das Göttliche" (Seite 30) anwendbar ſeien; er wird zufrieden ſein, daß Nochkommen jener Unmenſchen, und ſogor Skeptiker unter ihnen, ſolche Begriffe wie die zuletzt genonnten überhoupt haben.

Bei Behondlung der zweiten Theſe zeigt ſich unſer Skeptiker als Anhänger des Realismus in der Erkenntnistheorie. Das war ſchon noch einer Stelle der erſten Abhandlung zu erwarten, wo er oon der Vermutung ſprach, „doß die menſchlichen Denkformen ungefähr den in der Notur wirklich oorhandenen Seinsformen entſprechen mögen" (Seite 30), und dieſe Vermutung als einen berechtigten Einwurf bezeichnete. Die Frage, ob die realiſtiſche Annohme oon „den in der Notur wirklich oorhandenen Seinsformen" überhoupt einen ſcharf ousdenkbaren Sinn habe, bleibe dahin geſtellt. Jedenfalls bringt Philipp ſeinen Realismus ſelbſtändig und daher originell zum Ausdruck, wobei er die ſinguläre Stellung bekundet, welche dem Toſtſinn und den Muskelempfindungen bei Bildung der Außenwelt des noioen Realismus zukommt. „Wenn ich im Dunkeln mit meinem Kopfe gegen einen Schrank ſtoße — zum Teufel, der Schronk iſt wirklich da, er iſt ebenſo wirklich wie ich ſelbſt." (Seite 38). „Wenn ich meine Muskeln anſtrenge, um einen Widerſtand zu überwinden, ein Gewicht vom Boden ouſzuheben, ein oerquollenes Fenſter aufzureißen, einen Stab zu zerbrechen, dann ſind keine Schlüſſe weiter nötig, der Widerſtond gegen die Kraſt meiner Muskeln beweiſt mir thatſächlich und unmittelbar das Vorhandenſein jener Körper. Es [?] bietet mir ohne Weiteres, nicht blos wie die übrigen Sinne eine Mannigfoltigkeit oon Empfindungen und nicht blos wie der Taſtſinn eine Wohrnehmung oon Flächen, ſondern die unmittelbore Überzeugung oon der Realität eines Dinges. Jo, noch mehr: erſt der Muskelſinn beſtötigt uns die Reolität alles deſſen, wooon uns die onderen Sinne in Kenntnis ſetzen." (Seite 39.) Hier, wo der Verfaſſer nicht oon der Außenwelt des Urmenſchen, ſondern oon ſeiner eigenen ſpricht, ſcheint er Brauchbores bieten zu wollen. Aber da faßt ihn ſchon wieder die Modethorheit, diesmal in Geſtalt der Zellularpſychologie. So longe er nur oon pſychologiſchen Selbſtwohrnehmungen ſpricht, fühlt er ſich offenbar nicht ouf der Höhe moderner Noturforſchung; aber nun erzählt er von den Stoffwechſelvorgängen in den Neroenzellen, von denen Sie, Herr Philipp, ganz unter uns, jo gern eingeſtehen werden, doß Sie nicht das Mindeſte dooon wiſſen, wenngleich Sie ſo daoon ſprechen, doß der Uneingeweihte meinen könnte, Sie berichtelen über die Reſultate mikroſkopiſcher Unterſuchungen. Aber ſelbſt wenn die Jagdgeſchichten oon dem Stoffwechſel in unſerem Neroenſyſtem und die vom Stoffwechſel bei den Muskelkontraktionen eine reale Grundloge hätten, für die zweite Theſe würden ſie doch nichts beſagen. Ebenſo wenig wird die Unzulänglichkeit unſerer Raum- und Zeit-Vorſtellung dodurch erwieſen, daß der Verfoſſer die Raum- und Zeit-Vorſtellung oon Urmenſchen, Sternen und Amoeben beſchreibt. Immerhin wäre das Beſtreben, ſich über unſere Roum- und Zeit-Vorſtellung zu erheben, ebenſo wie der nun folgende Abſchnilt, der die Relotivität aller menſchlichen Erkenntniſſe zu beweiſen ſucht, für die Sophiſten gegen Sokrates Partei nimmt und den Sotz ongreift, nichts ſei wirklich, was nicht klar oorſtellbar ſei, eines echten Skeptikers würdig.

Bei der dritten Theſe rennt Philipp, wie dies bei Bekämpfung der Begriffe Urſache, Notwendigkeit, Naturgeſetz üblich iſt, offene Thüren ein. Doß die Notwendigkeit nicht mit Händen zu greifen iſt, das weiß jeder Logiker; was der Verfaſſer oon einer anthropomorphen Vorſtellung der Notwendigkeit ſogt, dos trifft weder Mill noch Sigwart,

noch Lipps, nach Riehl, noch Höfler; auch die auf Seite 91 gegebene Beſchreibung der Kauſalaorſtellung paßt nicht auf methodiſch geſchulte Denker, aber ſie trifft ſonſt gewiß vielfach zu und gehört zu den feinen Beabachtungen, die wir am Schluſſe unſerer Beſprechung rühmen: „Im Vordergrunde des Denkens ſteht jenes inhattleere tautologiſche Axiom mit ſeiner Selbſtverſtändlichkeit und Natwendigkeit. Im Hintergrunde aber lauert dieſer rein empiriſche Satz van den mechaniſchen Urſachen, der einen realen Inhalt, aber keine apriariſche Notwendigkeit beſitzt. Nun ſchlägt die menſchliche Vernunſt eine Volte. Sie vermengt beide ganz verſchiedene Sätze, und dadurch erhält das abſolut notwendige logiſche Axiam ſcheinbar einen realen Inhalt, während die rein empiriſche Thatſache ſcheinbar eine logiſch-axiamatiſche Notwendigkeit erhält und in dieſer Drapierung feiertich als Anante einher ſchreitet. Das iſt das enthüllte Geheimnis des Satzes oan der Urſache." Zu den Mitmenſchen, die dieſe Kanfuſion machen, die ferner glauben, „die an ſich ſeiende Welt mit Allem, was ſie enthält, bedarf der Urſachkeit" (Seite 86), und endlich überſehen, daß die Schwerkraft ſelbſt unerklärt bleibt (Seite 93), gehören jedach weder die genannten Lagiker noch auch philoſophiſch geſchulte Naturforſcher. — Natürlich muß auch hier wieder „der witde Urmenſch" die Theſen des Verfaſſers unterſtützen, was ihm um ſa leichter getingt, als er eigens zu dieſem Zwecke geſchaffen iſt.

„Var dem großen Geiſte des Ariſtotetes, der zum erſten Mal den gewaltigen Gedanken faßte, die menſchtiche Verſtandesthätigkeit ganz allgemein zu zergliedern, habe ich allen ſchuldigen Reſpekt; aber daß nach zweitauſend Jahren die Phitaſaphen nach immer mit ſeinen ganz äußerlichen Unterſcheidungen ſich begnügen, das täßt ſo eine teiſe Ahnung in uns aufdämmern, daß die Mißachtung, in der die Philoſaphie heute ſteht, denn dach nicht ganz grundlos iſt." Dieſe Äußerung in der Erörterung der letzten Theſe (Seite 98 flg.) täßt ſa eine leiſe Ahnung in uns aufdämmern, daß der Verfaſſer mindeſtens die neuere Philaſophie nicht kennt; daher auch der Gegenſatz, in den er die Philoſophie zur Wiſſenſchaft bringt (Seite 102 u. ö.); und deshatb auch hätt er die Lagik für „eine ſa entſetzlich unfruchtbare Scheinwiſſenſchaft" (Seite 100): von den Reformen, unter Anderem der Syllagiſtik, durch die Engländer, durch Brentano und einige andere Deutſche ſcheint ihm nichts bekannt geworden zu ſein. In der That iſt aber das Richtige, was er bei Behandlung der vierten Theſe varbringt, bereits oan Früheren geſagt, wenn auch Philipp es gewiß unabhängig wieder gefunden hat. Daß der Beweis der Theſe dem Verfaſſer nicht getungen iſt, braucht in einer die Wiſſenſchaft anerkennenden Zeitſchrift nicht beſonders heraar gehoben zu werden; wie ſich der Verfaſſer auch dagegen verwahren mag, es iſt und bleibt eine contradictio in adjecto, dafür, daß Meinungen nicht zu beweiſen ſind, einen Beweis tiefern zu wallen. Van dieſem Abſchnitte wurde ſeinerzeit in der Vierteljahrſchrift für wiſſenſchafttiche Philoſophie geſagt: „Der Nachweis, daß die Vernunft im Weſentlichen nur dieſe widerlegende, einſchränkende, regierende Macht beſitzt, iſt dem Verfaſſer durch eine neue Auffaſſung der Logik gelungen." Sa heißt es in der Setbſtanzeige des Verfaſſers. In dieſer Setbſtanzeige erzählt er auch einiges oan ſeiner „zeitgemäßen", „ſozialgenetiſchen" Methade. Zeitgemäß iſt das Buch allerdings, im guten und im ſchtechten Sinne; den Prablemen nach im guten, der Behandtung nach tm ſchlechten. Zu der Zuſammenſetzung „ſaziat-genetiſch" müſſen wir den Verfaſſer aber nach ganz beſonders beglückwünſchen. Es iſt ihm damit getungen, zwei der betiebteſten Wörter in neuer und zeitgemäßer Weiſe zu kambinieren, und es ſteht zu erwarten, daß dieſe Methade Anhänger in den Kreiſen der Zellular-Pſychalagen, Mechano-Pſychalagen und Elektra-Pſychologen finden wird.

Schließlich muß nochmats geſagt werden, daß das Buch manche feine Beobachtung, manche hübſche Bemerkung und ſelbſtändige Gedanken enthält. Der Verfaſſer

hat gute Einfälle, aber ſein Denken iſt desorganiſiert durch den Haeckelismus; er hat, wie ſo Viele, zwiſchen Beobachtungen und ſeinen eignen Phantaſien von der Urzeit und dem Unſichtbar-Kleinen zu unterſcheiden verlernt. Nicht nur kein Skeptiker iſt er hier, ſondern bis auf Ausnahmen, zu denen die Beſprechung der Ätherhypotheſe (Seite 51 flg.) gehört, verſucht er in den Einzelwiſſenſchaften nicht einmal, die beſcheidenſten Anſprüche kritiſcher Forſchung zu befriedigen. Er meint, wenn er uns erzählt, wie die Denk-Kategorien beim Urmenſchen entſtanden ſind, uns Thatſachen zu erzählen, ſcheint's ohne eine Ahnung, wie ſchwer es iſt, in der Pſychologie bei den jetzt lebenden Menſchen ſichere Geſetzmäßigkeiten zu ermitteln. Es hat aber auf allen Gebieten nach den kühnen Hypotheſen der vorher gegangenen Zeit ein kritiſcher Geiſt ſich zu regen begonnen, ſo gut in der Geologie wie in der Biologie, in der Pſychologie wie in der Ethnologie, ſo gut gegenüber den Atomen und Kräften wie gegenüber der Deszendenzlehre und der natürlichen Zuchtwahl. Man verlangt Beobachtung und Experiment an Stelle unerweisbarer Hypatheſen. Möchte Philipp ſeine unleugbaren Fähigkeiten entweder dieſer wirklichen Thatſachenforſchung oder reinen Werken der Phantaſie zuwenden.

Romane und Erzählungen.

Auguſt Sperl: Hans Georg Partner. Stuttgart und Leipzig, Deutſche Verlagsanſtalt.

Wie die früheren erzählenden Dichtungen des Nürnberger Kreisarchivars Auguſt Sperl („Die Fahrt nach der alten Urkunde", „Die Söhne des Herrn Budiwaj") iſt auch dieſes neueſte Werk dem deutſchen evangeliſchen Hauſe gewidmet. Es iſt im beſten Sinne eine Erzählung für die reife Jugend und für ernſt geſtimmte Erwachſene, die auch im aeſthetiſchen Genuſſe nach ſittlich und religiös ergriffen ſein wollen. Der Verfaſſer des Buches iſt ein Dichter, der wohl den Archivar, noch nicht aber den auf unmittelbare Wirkung ausgehenden Volksſchriftſteller in ſich überwunden hat. Noch fehlt dem Buche der ruhige, große Stil. Manches iſt unfrei, erzwungen; manches fällt aus dem epiſchen Tone. Aber es wäre ſchreiend ungerecht, der ſtarken, ehrlichen und reinen dichteriſchen Individualität des Mannes darüber zu vergeſſen. Sperl wurzelt tief im volkstümlichen Empfinden; Volkskunde, Sage, Märchen und Geſchichte beherrſcht er in gleicher Weiſe. Seine Darſtellungsmittel ſind quellenfriſch, er ſchöpft aus tiefen Brunnenſchachten. Er ſelbſt iſt eine leidenſchaftlich religiöſe Natur, von Pietismus und Muckertum gleich frei. Man muß bis auf ſeinen Landsmann Stifter (der anſcheinend auch ſein Vorbild iſt) zurück gehen, um Schilderungen und Szenen von dieſer herben, ſtarken und zarten Jugendlichkeit zu genießen. Das Werk behandelt die Gegenreformation in der Oberpfalz, entwickelt an den inneren und äußeren Schickſalen eines adeligen Mannes. Es iſt das eines der dunkelſten Blätter der an düſteren Kapiteln ſo ſchmerzlich reichen bayriſchen Geſchichte. Dem heutigen Leſer ballt ſich die Fauſt und tritt die Thräne des Zornes und Mitgefühles in's Auge, wenn er in Sperls Buche den durchaus nicht übertriebenen Berichten folgt, mit welch unerhörter Brutalität und fanatiſcher Rückſichtsloſigkeit damals die Oberpfalz wieder katholiſch gemacht wurde. Hier hat der Quellenforſcher ein allzu reiches, bitter anklagendes Material*) vorgefunden, der Dichter es mit ergreifender Gewalt bezwungen. Nicht

*) Wer über dieſes dunkelſte Kapitel bayriſcher Geſchichte aktenmäßige Belege wünſcht, ſei auch auf das Buch von Lippert verwieſen: „Geſchichte der Gegenreformation in der Oberpfalz-Kurpfalz."

(Freiburg, Wätzel.)

für jedermann iſt dieſes Buch geſchrieben; aber diejenigen, zu denen es redet, denen es lebendig wird, werden ſelten hinter einem hiſtoriſchen Romane eine ſo mannhafte und reiche Dichterindividualität gefunden haben. Das Buch iſt zu einem beſtimmten Zwecke und für ganz beſtimmte Kreiſe geſchrieben; dieſen Kreiſen wird es ein Schatz werden und ſeinen Zweck, wie wenig andere Bücher, erfüllen.

Dr. Joſef Hofmiller.

Peter Michel. Ein Roman von Friedrich Huch. Hamburg, Alfred Janſſen.

„Wenn einer redet, ſoll er poſitiv reden!" Gaethe halte das gut verlangen. Die Wenigſten können es. Friedrich Huch redet poſitiv. Man fühlt ſich auf feſtem Boden, wenn einer ſo Urteil neben Urteil ſetzt, jedes wirklich und ſicher. Huch vermeidet, in Bildern zu reden. Auch das iſt gut. Wenigſtens zunächſt; ſo lange es gilt zu zeigen, was an ſeinen Perſonen constitutiv iſt. Die ererbten Triebe in ihrer Hilfloſigkeit; dazu die natürlichen Anlagen, teils unzulänglich, teils entwicklungsfähig: bei keinem kommt es mit ſolcher Unmittelbarkeit und Beſtimmtheit zum Ausdruck wie bei Huch. In ſeiner Kraft, deutlich darzuſtellen, was ein Individuum konſtituiert und abgrenzt, liegt zunächſt das Neue, Unvergleichliche ſeines Romans. Denn dieſer Roman iſt ein litterariſches Ereignis.

Zunächſt werden uns Peter Michels Eltern gezeichnet. Der Vater, ein Schuhmacher in einem kleinen Dorfe. Er hat träumeriſche Augen, die ſich nie mit Bewußtſein dauernd auf eine Stelle konzentrieren können, und einen Geiſt, der fortwährend grübelt, ohne an etwas Feſtem zu haften. Seine Stimme iſt ſchwach und zögernd. Daneben die Mutter. Natürliche, hausbackene Aufgewecktheit mit Eitelkeit verbunden. Das eigentliche Zartgefühl geht ihr ab, und auch an Gemüt hat ſie ſo gut wie nichts. Der Sohn dieſer unharmoniſchen Ehe iſt Peter Michel. Eine tiefe Kluft liegt zwiſchen ſeiner ſcheuen Natur und dem Weſen ſeiner Mutter. Aber für ſeinen Vater empfindet er ein unbewußtes zärtliches Mitleid. Er ſieht in ihm ſeine eigene ſchwache Natur. Und es befällt ihn eine dunkle Beklommenheit vor der Welt und ſeinen einſtigen Schickſalen in ihr. Aber ſeine Mutter beſteht darauf, daß er eine „ſtädtiſche Bildung" bekommt und Lehrer wird.

Peters Lebenslauf wird uns mit urwüchſigem Humor und Wirklichkeitsſinn erzählt. Meiſterhaft ſind die Frauengeſtalten unterſchieden, die ſeine Wege kreuzen. Nie wagt er, reſolut ſich ſelbſt ſein Ziel zu ſetzen, und immer nur mit knapper Not entrinnt er der Gefahr, gegen ſeinen Willen geheiratet zu werden; bis endlich das Schickſal trotz ſeinem dralligen Sträuben die Schlinge zu zieht und er das „bildungsfähige" Tinchen zur Frau bekommt. So ſchlicht und einfach der Dichter erzählt, die Bedeutſamkeit wächſt unausgeſetzt, und Peter Michel wird zum Typus. Zum Typus des deutſchen Durchſchnittsmenſchen, der wenig geſunde Inſtinkte, aber großen Reſpekt vor der Welt und viele nebelhafte Ideale hat. „Nur die Deutſchen haben noch Ideale." Deſſen hat man ſich auch vor hundert Jahren ſchon gerühmt, und Gaethe hat Lavater die rechte Antwort gegeben: „... All deine Ideale ſollen mich nicht irre führen, wahr zu ſeyn, und gut und böſe wie die Natur". Aber Peter Michel iſt nicht böſe. Auch ſchwere Erlebniſſe verwandeln ihn nicht. Sein Vater und Tante Olga mit ihrem theoſophiſchen Büchlein kommen in's Irrenhaus, ſeine Mutter ſtirbt durch Selbſtmord. Daß Huch die pathologiſchen Momente ſo häuft, iſt ſchade, trotz des grauſigen Humors, den er dadurch zu entfalten Gelegenheit findet. Der Schwerpunkt ſeines Romans wird auf dieſe Weiſe verſchoben. Auch daß ſeine vorzüglich gebaute Sprache wohl an die kräftige Betonung des Strukturen im modernen Stil eines van de Velde erinnert, aber dafür Farbenglanz und Blütenſchimmer vermiſſen läßt, mag beklagt

werden. Jedenfalls aber bleibt Peter Michel ein Werk, das in der Litteratur hoch hervor ragt, mag man es nun individuell oder typisch einschätzen, mag man sich seiner Realistik freuen, oder der feinen Ironie, die am Schlusse köstlich durchbricht, wenn Peter in „schulfestlichem Tone" vom Glück seiner Ehe berichtet. Vieles ließe sich über Peter Michel schreiben. Vielleicht wird Prof. Türk in ihm einen zweiten Hamlet entdecken, das Genie an sich; vielleicht wird man in Peter Michels Landen Peter Michel überhaupt nicht entdecken. Und das ist vielleicht das Wahrscheinlichste; denn „unsere Ideale" sterben nicht aus.

Karl Heckel.

Dramen.

Karma. Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl Bleibtreu. Bühneneinrichtung. Leipzig, Philipp Reclam jun.

In dem kleinen Vorwort, das Bleibtreu seinem Stücke voran schickt, bemerkt er, es sei unnötig, Tendenzen oder gar zeitliche Anspielungen in einer symbolischen Dichtung zu wittern, und er fügt hinzu, die Fabel habe sich dem Dichter mit innerer Nötigung selber als „Karma" aufgedrängt. Wir wollen dafür sagen, das Stück, das ein Problem behandelt, welches mehr und mehr Bedeutung für die europäische Kulturmenschheit gewinnt, ist aus persönlichen Erfahrungen und — Leiden hervor gegangen. Das Persönliche ist oft ein Element gesteigerten Lebens in der Dichtung. In mancher Beziehung ist „Karma", trotz der Verwahrung des Dichters, ein sogenanntes Schlüsselstück, das auf Verhältnisse der Gegenwart hinweist und dessen satirische Anspielungen auf Berliner Litteraturverhältnisse und Sitten mehr als deutlich sind. Sie schädigen sogar die Einheit des scheinbaren Kolorits und dürften dem äußeren Schicksal des Stückes, das am 18. September 1900 im Kaiser-Jubiläumstheater in Wien seine erste Aufführung erlebte, kaum förderlich sein. Das Schauspiel ist ganz vortrefflich aufgebaut, und das gleiche Lob gilt von dem Bau der einzelnen Akte. Die Gestalten der Dichtung aber sind von keinem reinen Künstler geschaffen, der weiß, wie sich das tiefste Leben oft in unwillkürlichen Äußerungen offenbart; es sind Träger einer hohen Weltanschauung, deren einzelne Sprüche und Mahnungen nicht genug beherzigt werden können. Ihre Weisheit braust nicht, wie bei Shakespeare, im strömenden Erguss heißer Leidenschaft einher; sie fällt oft kühl von den Lippen der Gestalten, deren Urheber die heiligen Schriften des Ostens kennt. Der Dichter muß die Gefühlswärme der einzelnen Äußerungen durch Regiebemerkungen für den Schauspieler andeuten. Der Höhepunkt der Dichtung ist der fünfte Akt, der den geborenen König und den Weltüberwinder einander gegenüber stellt. In dem Umstand, daß die Dichtung bis zuletzt steigt, möchte ich einen besonderen Vorzug des Drama's erblicken. Man weiß, daß dies oft genug in hochbedeutenden Werken nicht der Fall ist.

Wilhelm Weigand.

Björnstjerne Björnson: „Absalons Haar". (Kleine Bibliothek Langen, Bd. 40. 1 Mark.)

Der alte Björnson lebt ganz in diesem Buche, das die sittlichen Entwicklungskämpfe eines durch ein Weib aus der Richtung gebrachten jungen Mannes erzählt. Eine ruhelose, subjektive Art, die Dinge hastig und in greller Beleuchtung mitzuteilen; ermüdende Weitschweifigkeit und Unfähigkeit zu straffem Aufbau abwechselnd mit fabelhafter Wucht der Darstellung; feine und zarte Seelenanalyse; landschaftliche Stimmungen von unvergeßlich scharfem Dufte. Der Gang der Erzählung fortwährend von den eigensinnigen Betrachtungen und Erläuterungen eines Nachmittagspredigers unterbrochen. Alles in allem: das Werk eines recht alt gewordenen Künstlers malgré lui; Seite für Seite erkennt man die Klaue des Löwen und zugleich seine Zahnlosigkeit.

Dr. Jos. Hofmiller.

Druckfehler-Berichtigung: Heft 3, in der Beſprechung von Dr. R. Schaukal S. 197, Sp. 2 Z. 21 v. u. iſt zu leſen „Fettes“ (ſtatt „Helles“); S. 198, Sp. 1 Z. 17 v. o. „liviertes“ (ſtatt „ligniertes“).

Zum Jacobowski-Denkmal

ſind bei der Schriftleitung der „Geſellſchafts“, zu den in Heft 3 ausgewieſenen Spenden im Geſamtbetrage von M. 64,55 ſeither noch eingegangen: von Dr. Th. Leſſing, München 5 M.; Komponiſt Max Reger und Ernſt Boehe, München 10 M.; Frau Marie Stona, Schloß Strebowitz 30,70 M. (30 Kr.) — zuſammen alſo 110 M. 25 Pf.

Büchertiſch.

(Beſprechung vorbehalten.)

Aldrt, Adam: Der Zollkommiſſär. Ein Roman von der Grenze. Dresden, E. Pierſons Verlag (R. Lincke). 277 S. M. 3,50.

Alten, Hedwig von: Roma. Gedichte. München, Aug. Schupp. 60 S.

Badir, Otto: Es war einmal. Gedichte. Arnsberg, F. W. Becker. 126 S. M. 1,50.

Bahe, Hermann: Der Apoſtel. Schauſpiel in 3 Aufzügen. München, Albert Langen. 232 S. M. 3,—.

Berge, Eliſabeth von: Heinrich von Kleiſt. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Dresden, E. Pierſons Verlag (R. Lincke). 156 S. M. 2,—.

Beyer-Bappard, Dr. Conrad: Ein Senior von Europiens Monarchen. Grundeiß zu einem diageapdiſchen Denkmal für König Oskar II. von Schweden und Norwegen. Leipzig, Guſtav Fock. (G. m. b. H.) 203 S.

Biedbaum, O. J.: Annamargaretb und die drei Junggeſellen. Leipzig, „Inſel“-Verlag. 91 S. M. 1,—.

Bitterlee, Ebenezer: Reichstags-Faulpelze, oder deutſchen wie überhaupt noch einen Reichstag? Leipzig, Alldeutſcher Verlag. 24 S. M. 0,30.

Björnſon, Björnſterne: Darnley. Drama. 180 S. M. 3,—. — Sigurd Jorſalfae. Schauſpiel. 109 S. M. 1,50. Beide überſetzt von Clare Myen. München, Albert Langen.

Bleibtreu, Karl: Die Edelſten der Nation. Komödie in 3 Akten. Ebenda. 203 S. M. 2,50.

Blumenthal, Graf von: Tagebücher des Generalfeldmarſchalls aus den Jahren 1866 und 1870/71. Herausgeg. von Albrecht Graf v. Blumenthal. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.) 286 S. M. 5,—.

Brandes, Georg: Geſammelte Schriften. Bd. I. Deutſche Peeſönlichkeiten. Deutſche Original-Ausg. Lief. 1—3. München, Albert Langen. 60 Lieferungen à M. 1,—.

Daidre, Dr. Albert: Geſchichten aus Auſtralien. Mit 8 Vollbildern auf Tafeln. 310 S. M. 3,60. — Eine Auſtralien- und Südſeefahrt. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln, ſowie einer Karlenbeilage. 320 S. M. 10,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Dallago, Carl: Strömungen. Neue Gedichte. Innsbruck, Tiroler Verlag (F. J. Gaßner). 120 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Diederichſen, Annie: Gladiolen. Gedichte. Dresden, E. Pierſons Verlag (R. Lincke). 77 S. M. 1,50.

Dietrich, F.: Bibliographie der deutſchen Rezenſionen mit Einſchluß von Referaten und Selbſtanzeigen. Supplement zur Bibliographie der deutſchen Zeitſchriften-Litteratur. Bd. I. 1900. Mit Sachregiſter. Leipzig, Felix Dietrich. 406 S. Komplett M. 25,—. In 10—12 Lief.

Don Quixote. Zeitſchrift. I. Jahrg. 1. Heft. Herausg. Dr. Ludwig Bauer. Wien I, Verlag des „Don Quixote“. Für das Jahr M. 12,—, Einzelheft M. 0,35.

Deepee, A.: Bergmoaſ'n und Spötter'n. Gedichte in oberdaprriſcher Mundart. München, J. Lindauer'ſche Buchhandlung (Schöpping). 88 S.

Dreyer, Otto: Zur undogmatiſchen Glaubenslehre. Vorträge und Abhandlungen. Berlin, C. A. Schwetſchke & Sohn. 156 S. M. 2,—.

Engel, Moritz von: Transalkianen. Schauſpiel. Leipzig, Eduard Avenarius. 145 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Engels, Eduard: Münchens „Niedergang als Kunſtſtadt“. Eine Rundfrage. München, F. Bruckmann A.-G. 91 S.

Ezzi und Ewers: Märchen und Fabeln für große und kleine Kinder. Illuſtriert von Horſt-Schulze. Berlin, Verlagsgeſellſchaft „Harmonie“. 68 S. M. 4,—.

Eynern, Ernſt von: Zwanzig Jahre Kanalkämpfe. Ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Parteiweſens. Nach den Verhandlungen des preußiſchen Landtags in den Jahren 1882—1901 zuſammengeſtellt. Berlin, Deutſcher Verlag. (G. m. b. H.) 165 S. M. 3,—.

Fiedler, Friedrich: Der ruſſiſche Parnaß. Anthologie ruſſiſcher Lyriker. 2. unveränderter Aufl. Dresden, Heinrich Minden. 261 S. M. 2,—.

Fiſcher, Dr. Ferd.: Die Brennſtoffe Deutſchlands und der übrigen Länder der Erde und die Kohlennot. Braunſchweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 107 S. M. 3,—.

Flatrau, Dr. med. Georg: Allgemeiner Hygieniſcher Kalender für das Jahr 1902. Berlin-Südende, Vogel & Kretendrink. 194 S. M. 1,—.

Fritſchrr, Max: Traum und Schöpfung. Eine Menſchwerdung. Gedichte. Dresden, E. Pierſons Verlag (R. Lincke). 100 S. M. 2,—.

France, Anatole: Anno Zwei, und andere Novellen. Übersetzt von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 145 S. M. 2,—.

Ganske, Hugo: Die Kaiserrede. Berlin NW, Boß & Pickardt. 100 S.

Ganz, Dr. Hugo: Aesthetik und Politiker. Zur Kunstrede des deutschen Kaisers. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. (G. m. b. H.) 19 S. M. 0,30.

Gemünd, Dr. W. und Knodgen, Franz: Wie kann unsere Aktienwesen gesunden? Mängel im deutschen Aktienrecht und Vorschläge zu ihrer Beseitigung. Köln, Paul Neubner. 63 S.

Giesenhagen, Dr. K.: Auf Java und Sumatra. Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Malaien. Leipzig, B. G. Teubner. 270 S. M. 7,—.

Göhre, Paul: Vom Sozialismus zum Liberalismus. Wandlungen der Nationalsozialen. Berlin W, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 39 S. M. 0,75.

Goethe, Wolfgang von: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Schauspiel in 5 Akten. Nach der Original-Ausgabe von 1773 für die Aufführung eingerichtet von Eugen Kilian. Bühnen-Ausgabe mit der vollständigen Inszenierung. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 168 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Größler, Hermann: Thüringens Start. Dramatische Dichtung in 2 Teilen. Dresden, E. Pierson's Verlag (R. Linde). 280 S. M. 3,—.

Groos, Karl: Der aesthetische Genuß. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfr. Töpelmann). 263 S. Geh. M. 4,80, geb. M. 6,—.

Groth, Ernst Johann: Roswitha von Gandersheim. Dramatisches Kulturbild in 2 Aufzügen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 56 S.

Geuder, P. Hermann S. J.: Die ungerechte Verfolgung der kathol. Ordensgenossenschaften in Frankreich. Leutkirch (Württemberg), Josef Bernklau. 45 S.

Hamsun, Knut: Sklaven der Liebe. Übersetzt von Mathilde Mann. München, Albert Langen. 191 S. M. 3,—.

Hartmann, Hans Emil: Monrentgo. Dichtung in 5 Akten. Dresden, E. Pierson's Verlag (R. Linde). M. 1,50.

Heidt, Karl Maria: Sein Vermächtnis. Poesie und Prosa aus dem Nachlasse herausgegeben von Leopold Hörmann und Wolfgang Madjera. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 176 S.

Henckell, Karl: Aus meinen Gedichten. 4. u. 5. Tausend. Zürich, Karl Henckell & Co. 76 S. M. 1,—.

Heyse, Paul: Ninon und andere Novellen. 2. Aufl. 465 S. M. 6,—. — Das verschleierte Bild zu Sais. Drama in 3 Akten. 104 S. M. 1,60. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.)

Humperdinck, E.: Ein Lied von der Wet. Nach Text von J. Trojan. Zum Besten der Buren herausgeg. vom Komitee der Christian-Vereinigung Deutschlands zur Ehrung de Wets. Leipzig, Max Brockhaus. M. 1,—.

Hutter, Anselm: Kilometer-Markensystem und Tarifreform im Personenverkehr der Eisenbahnen. München, Max Kellerer. 65 S. M. 0,60.

Hygienisches Volksblatt. Organ zur Bekämpfung des Kurpfuschertums. Mit besonderer Abteilung für Tuberkulose und Geweredekrankheiten. III. Jahrg. Heft 1. Berlin, Vogel & Kreiendrink. Für das Vierteljahr M. 1,—, Einzelheft M. 0,20.

Illustriertes Weihnachtskatalog für's deutsche Haus 1901. Zu beziehen durch Hermann Seemann Nachf., Leipzig. Gratisgabe.

Insel-Buch. Leipzig, „Insel"-Verlag. 200 S.

Jenny, Rudolf Christoph: Der Rosengünstling. Ein Märchenspiel aus germanischer Vorzeit in 3 Aufzügen. Innsbruck, Tiroler Verlag (J. F. Gaßner). 70 S. Kr. 1,50.

Kohl, D. Dr. Wilhelm: Die Bedeutung des Toleranzantrages für Staat und evangelische Kirche. Sonderabdruck aus den Deutsch-evangelischen Blättern 1902, Heft 1. Herausgeg. von Haupt und Kohl. Halle a. S., Eugen Strien. 45 S. M. 1,—.

Kampfmeyer, Paul: Die Geschichte und Litteratur der deutschen Sozialdemokratie in ihren Hauptzügen. Nürnberg, Fränkische Verlagsanstalt. (Herm. Sydow & Co.) 48 S. M. 0,40.

Kempel, Dr. Franz: Göttliches Sittengesetz und neuzeitliches Gewerbsleben. Mainz, Franz Kirchheim. 450 S. M. 6,—.

Keeds, Prof. Dr. Carl: Schaffen und Nachschaffen in der Musik. Rede, zur Feier des allerhöchsten Geburtstags Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1902 in der öffentlichen Sitzung der kgl. Akademie der Künste gehalten. Berlin, Siegfried Mittler & Sohn. 18 S. M. 0,60.

Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Dresden am 28. und 29. September 1901. Leipzig, A. Voigtländer. 218 S. M. 1,—.

Landsberg, Dr. Hans: Friedrich Nietzsche und die deutsche Litteratur. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 139 S.

Landshoff, Dr. Ludw.: Johann Rudolf Zumsteeg (1760—1802). Ein Beitrag zur Geschichte des Liedes und der Ballade. Berlin, S. Fischer. 214 S.

Lang, Otto: Der Sozialismus in der Schweiz. Berlin W, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 27 S. M. 0,75.

Lettow-Vorbeck, Oskar von: Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. III. Bd.: Der Mainfeldzug. Mit 10 Karten und Gefechtsplänen, 7 Skizzen. Berlin, Ernst S. Mittler & Sohn. 491 S.

Leumann, Ernst: Religion und Universität. Zum Fall Spahn. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag (G. m. b. H.). 27 S. M. 0,30.

Lichtwark, A.: Drei Programme. 2. Aufl. Berlin, Bruno Cassirer. 119 S.

Lie, Jonas: Wenn der Vorhang fällt. Roman. Berlin W, Rich. Taendlers Verlag. 219 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Lublinski, S.: Mutatuli. Der Modernen Essays zur Kunst und Litteratur 14. Heft. Herausg. v. Hans Landsberg. Berlin, Gose & Tetzlaff. 38 S. M. 0,50.

Lülmann, Lic. Dr. C.: Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Christentums. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 229 S. M. 4,50.

Mackay, John Henry: Freunde und Gefährten, Prosadichtungen auf einzelnen Blättern. 9. Serie, Blatt 801—900. Eltern- und Kinderlieder. Jede Serie (100 Blätter) M. 3,—. Einzelblatt M. 0,05. — Katalog (gratis) zu „Freunde und Gefährten". 72 S. Berlin, Schuster & Loeffler.

Madjera, Wolfgang: Schatten und Sterne. Gedichte. Wien, Carl Konegen. 147 S. M. 2,50.

Maeton, Henri: Psychologie de la Femme. Aus Études de Psycologie Féminine. Paris 5, Librairie Armand Colin. 307 S.

Matthias, Dr. Th.: Bismarck als Künstler, nach den Briefen an seine Braut und Gattin. Leipzig, Friedr. Brandstetter. 234 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 3,50.

Maye, M.: Meine Darstellung der tirolischen Landeseinheit und die „wissenschaftliche" Kritik. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung.

Müller, Dr. Heinrich: Fort mit den Schulpeogeommen! Berlin, Otto Gerhardt. 32 S. M. 0,50.

Münchner Rundschau. Organ für Münchner Angelegenheiten. I. Jahrg. Nr. 1 und 2. München, Buchdruckerei J. Schön. Vierteljährl. M. 1,—, Einzelnummer M. 0,10.

Musikverlags-Bericht 1901. Alphabetisch geordnet. 64 S. — Nach Gruppen geordnet. 28 S. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Riggi, A.: Verlannt und Vergessen. Biographische Skizzen. (A. Plattner und J. G. Obrist.) Innsbruck, Tiroler Verlag (J. F. Gaßner). 81 S. Kr. 1,—.

Rohl, Clemens: Der wissenschaftliche Unterricht und die Unterrichtsübungen in der Lehrerinnen-Bildungsanstalt. Essen, G. D. Baedeker. 16 S. M. 0,40.

Rollau, Hermann: Pompejanische Reliefs. Dichtungen. Leipzig-R., Rich. Wöpke. 72 S. M. 5,—.

Rassig, Dr. Alfred: Die moderne Agrarfrage. 2. Teil: Das System des Sozialismus. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 587 S.

Ohnet, Georges: Zwei Väter. Roman. Übersetzt von Max von Weißenthurn. 386 S. M. 3,—.

Petöfi, Alexander: Poetische Werke. Deutsch von Josef Steinbach. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt (S. Schottlaender). 1167 S. M. 4,—.

Poe, Edgar Allan: Bd. VIII—X. Die Abenteuer des Gordon Pym. 251 S. M. 2,—. — Der Teufel im Glockenstuhl. 240 S. M. 2,—. — Der Engel des Wunderlichen. 240 S. M. 2,—. Herausgeg. von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Pohle, Dr. L.: Deutschland am Scheidewege. Leipzig, B. G. Teubner. 242 S. M. 4,80.

Praetz, Johannes: Deutsch-Capri in Kunst, Dichtung, Leben. Historischer Rückblick und poetische Blütenlese. Oldenburg, Schultze'sche Hof-Buchhandlung (A. Schwartz). 188 S. M. 3,—.

Rein, W.: Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Bd. 5—7. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. Der Band M 7,50, bezw. M. 10,—.

Reinhart, Hans: Frührot. Gedichte. Zürich, Karl Henckell & Co. 117 S.

Rheinische Rundschau. Unabhängige Wochenschrift. 2. Jahrg. Nr. 1. Düsseldorf, Neue litterarische Anstalt. Einzelnummer M. 0,15.

Riesser, Dr. Die Notwendigkeit einer Revision des Börsengesetzes vom 22. Juni 1896, 1. Januar 1897. Vortrag, gehalten in der Volkswirtschaftl. Gesellschaft in Berlin am 22. November 1901. Aus Volkswirtschaftlichen Zeitfragen, Vorträge und Abhandlungen, herausgeg. von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Heft 185, 186. Jahrg. 24, Heft 1/2. Berlin, Leonhard Simon. 64 S. M. 1,—.

Salus, Hugo: Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Wien, Wiener Verlag.

Sarasow, Dr.: Ueber Wasserkuren im Rahmen der wissenschaftlichen Heilkunde. 3. u. 4. Tausend. Berlin, Vogel & Kreienbrink. 40 S. M. 1,50.

Sauer, Emil: Meine Welt. Bilder aus dem Geheimfache meiner Kunst und meines Lebens. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 292 S. Geh. M. 8,—, geb. M. 10,—

Schaukal, Richard: Einer, der seine Frau besucht, und andere Sachen. Dramatische Skizzen. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 167 S.

Schicht, Josef: Adonis. Wien, Verlag neuer Lyrik. 62 S.

Schneegans, H.: Molière. Geisteshelden, Biographien 42. Bd. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 261 S. Geh. M. 2,40, geb. M. 3,20, Halbfranzband M. 3,80.

Schultze-Naumburg, Paul: Kulturarbeiten. Bd. 1: Hausbau. Herausgeg. vom „Kunstwart". München, D. W. Callwey (Kunstwart-Verlag). 127 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Steiner, A.: Richard Wagner in Zürich. II. Teil (1852—1855). Neunzigstes Neujahrsblatt der Allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich, 1902. Zürich, Gebrüder Hug & Co. 36 S.

Steinitzer, Dr. Max: Musikalische Strafpredigten. Veröffentlichte Privatbriefe eines alten Gradians. München, Alfred Schmid Nachf. (Maica Hensel). 81 S. M. 1,20.

Stubenrauch, Hans: Bilder zu Fritz Reuters Werken. Mit erläuterndem Text von Paul Warncke. 1. Lief. Berlin W 57, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger). 24 S. Vollständig in 25 Lieferungen à 50 Pfg.

Trümpelmann, August: Die moderne Weltanschauung und das apostolische Glaubensbekenntnis. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 395 S. M. 7,—.

Ueberweg, Friedrich: Grundriß der Geschichte der Philosophie. IV. Teil: Das neunzehnte Jahrhundert. Herausgeg. von Dr. Max Heinze. Berlin, Siegfried Mittler & Sohn. 625 S. Geh. M. 11,—, geb. M. 12,50.

Uhland, Ludwig: Sämtliche Werke. Mit einer litterarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holthof. Mit dem Bilde des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1120 S. Geh. M. 4,—.

Urban, Dr. Erich: Strauß contra Wagner. Berlin, Schuster & Löffler. 94 S.

Vollmann, Ludwig: Die Erziehung zum Sehen. Leipzig, R. Voigtländer. 48 S. M. 0,75.

Wagner, Dr. med. A.: Der Naturheiltoller. Ein medizinischer Streifzug durch das Lager der Nichtmedizin. Berlin-Südende, Vogel & Kreienbrink. 69 S.

Wied, Gustav: Das schwache Geschlecht. Vier Satyrspiele. Berlin, S. Fischer. 210 S.

Wittenbauer, Ferdinand: Die Hübscherin und ihr Gärtlein. Dichtung. Wien, Carl Konegen. 138 S. M. 1,80.

Wahlmuth, Alois: Gedichte. München, Albert Langen. 126 S. M. 2, —.

Wohlrab, Dr. Martin: Ästhetische Erklärung Shakespearischer Dramen. Bd. II. Coriolan. Dresden, B. Ebermann. 96 S. Geh. M. 1,50, geb. M. 2,—.

Zumteeg, Johann Rudolph: Ausgewählte Lieder. 1766—1802. Eingeleitet und herausgegeben von Ludwig Landshoff. Berlin, Drei Lilien-Verlag. 47 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4½ bis 6½ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Bücherssendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Piersons Verlag (R. Lincke) in Dresden.

Band I. ❋ 1902. ❋ Heft 5.

Wie ist der Not der Landwirte zu steuern?

Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster.
(Berlin.)

Daß eine große Not der Landwirte besteht, haben wir aus ihren Büchern schwarz auf Weiß nachweisen können. Daß ihnen geholfen werden muß, soll die Allgemeinheit, soll die Entwicklung unseres Staates nicht leiden, ist ebenso unzweifelhaft. Man spricht nun von großen und von kleinen Mitteln. Nicht mit Unrecht. Kleine Mittel sind solche, welche einer augenblicklichen, einer vorübergehenden Not abzuhelfen suchen. Große Mittel sind solche, welche die Ursachen einer dauernden Not zu beseitigen geeignet sind. Die Landwirte befinden sich nun nicht nur wegen Auswinterung des Weizens und des Viehfutters in einer vorübergehenden, sondern schon seit Jahren in einer dauernden Not. Und so wird nichts Anderes übrig bleiben, als die großen Mittel anzuwenden, d. h. die Ursachen der Not zu beseitigen. Wer den Anspruch auf einen tüchtigen Staatsmann erhebt, hat daher zunächst die Ursachen des Leidens, welches er heilen will, festzustellen.

Welches sind die Ursachen des dauernden Notstandes der Landwirtschaft? Es wird selbst von weniger Eingeweihten ganz richtig behauptet, die Not käme daher, daß die Landwirte den Grund und Boden zu teuer

durch Kauf oder durch Erbſchaft erworben hätten. Dieſe Verteuerung des Grundes und Bodens iſt hervor gegangen aus der geſetzlich erlaubten Spekulation mit demſelben. Der Preis wird, weil ſonſt ja keine Vorteile erzielt werden können, künſtlich in die Höhe getrieben und dies weit über den wahren Wert. Jede Verbeſſerung des Bodens, jede Kanalanlage, jeder Eiſenbahnbau in der Nähe des Gutes wird kapitaliſiert und zur Preiserhöhung beim Verkaufe des Gutes benutzt. Der neue Beſitzer oder der Erbe, dem das Gut zu dem hohen Preiſe angerechnet wird, kann ſich nur durch Aufnahme von Hypotheken retten und ſchließlich geht ſeine ganze Arbeit allein dahin, die Zinſen für die Hypothekenbeſitzer und die Verwandten heraus zu arbeiten; er ſelbſt befindet ſich dauernd in Not und Sorgen; er iſt der Sklave von Anderen und iſt nur noch dem Namen nach Beſitzer. Kann er die Zinſen nicht heraus arbeiten, ſo wird das Gut ſubhaſtiert und von der Hypotheken leihenden Bank in der Höhe dieſer Hypothek verſchluckt; der frühere Beſitzer geht als Bettler von dem Gut und muß noch für die Gerichtskoſten aufkommen. Werden die Güter verpachtet, ſo muß der Beſitzer, um wenigſtens etwas mehr als die Hypothekenzinſen heraus zu ſchlagen, eine hohe Pacht fordern, die der Pächter nur mit Mühe und Not und vieler Arbeit heraus wirtſchaften kann. Für ſich kann dieſer nichts erübrigen, er iſt alſo auch nur ein Arbeitsknecht für den Beſitzer.

Es giebt aber auch noch eine andere Urſache der landwirtſchaftlichen Not. Der Landwirt als Produzent iſt, wie wir bereits wiſſen, ohne jeglichen Einfluß auf den Preis ſeiner Produkte. Dieſer wird von den Spekulanten gemacht und das ſicher nicht zu Gunſten der Produzenten. Selbſt der Händler, ſo weit er nicht ſelber Spekulant, iſt von den Börſenſpekulationen abhängig. Ob die Ernte gut oder ſchlecht iſt, das hat keinen Einfluß auf den Preis. So iſt trotz der letztjährigen ſchlechten Ernte der Preis ein niedriger. Schlechte Ernte und niedriger Preis, welcher Landwirt kann dabei beſtehen? Entſcheidend ſind allein die Börſenſpekulationen. Das Getreide iſt, wie auch der Kaffee und andere Nahrungs und Genußmittel, mehr und mehr ein Börſenſpekulations-Objekt geworden. Es wird auf Hauſſe oder Baiſſe geſpielt. Die natürlichen Angebote und Nachfragen ſind dabei nebenſächlich. Es wird mit künſtlichen Mitteln nachgeholfen, um beim Ultimo durch Baiſſe oder Hauſſe ein gutes Differenzgeſchäft zu machen. Meiſt haben die Baiſſeſpekulanten in der letzten Zeit geſiegt. Beim Sieg der Hauſſe ſchnellt der Preis natürlich krankhaft in die Höhe; die Landwirte bekommen vorübergehend gute Preiſe, was ſofort eine Erhöhung des Preiſes des Gutes herbei führt, der auch dann noch beſtehen bleibt, wenn die Preiſe wieder

ganz ungesund und unnatürlich stürzen. Die Preise schwanken oft wie Fieberkurven auf und ab. Auch die Konsumenten leiden darunter. Beim Sieg der Hausse-Spekulanten wird das Mehl teuer, die Brote werden klein. Die Bäcker vergessen aber, wenn die Preise stürzen, das Brot wieder wachsen zu lassen. Sie backen Jahre lang angeblich noch vom teuren Mehl!

Will man nun der Landwirtschaft helfen, so muß man diesen krankhaften und ungesunden Spekulationen sowohl mit dem Grund und Boden, als auch mit dem Getreide Einhalt zu thun suchen. Freilich ist dies eine schwierige Sache. Wer die Börsenspekulationen, wer den Boden- und Getreidewucher anzufassen wagt, der wird von Zeitungen, und das besonders von denen liberaler Richtung, als Feind des Handels verschrieen und hart angelassen, als wenn ehrlicher Handel und Spekulantenwucher das selbe wären! Die alten Germanen kannten keinen Bodenwucher; der Grund und Boden gehörte der Allgemeinheit. Die Römer dagegen ließen den Boden als Privatbesitz zu. Unsere Liebhaberei für das klassische Altertum hat auch die römische Gesetzgebung bei uns eingeführt, und so leiden wir nun an den unheilvollen Folgen des römischen Privatrechtes. Dieses hat ganz unhaltbare Zustände hervor gerufen, welche derart als Unkraut in die Höhe gewuchert ist, daß es nicht möglich sein wird, sie mit einem Machtspruch ohne Weiteres zu beseitigen. Die Hypothekenverschuldung der Güter ist bereits eine ungeheure und wächst von Jahr zu Jahr in vermehrter Weise.

Das gründlichste Heilmittel wäre ja dies, daß der Staat sämtliche Güter zum wirklichen Werte aufkaufte und dann an tüchtige Landwirte verpachtete. Dies wäre für die Allgemeinheit das Vorteilhafteste. Der Grund und Boden wäre nur in tüchtigen Händen; es würden aus ihm wahrscheinlich so viel Erträge erzielt werden können, daß der Staat aus sich selbst heraus genügend mit Getreide versehen werden dürfte und das Ausland nicht mehr brauchte. Aber es hätte dies Vorgehen große Härten und Schwierigkeiten und erforderte ungeheure Geldsummen. Der bekannte Bodenreformer Adolf Pohlmann hat in Heft IV der Sozialen Streitfragen (Herausgeber Adolf Damaschke, Verlag J. Harrwitz Nachfolger; Berlin SW, Friedrichstr. 16) eine Hypothekenreform vorgeschlagen, die mit viel milderen Mitteln das selbe gute Endziel erreicht. Durch diese wird mit der Zeit der Grund und Boden aus den Krallen der Spekulation gerissen, was die Hauptsache bleibt, und doch den Landwirten der Privatbesitz des Bodens, woran der Deutsche ja so sehr hängt, wenn auch mit Einschränkungen, gelassen. Diese Einschränkungen sind um so erträglicher, als der Landwirt jetzt meist ja nur eingebildeter Grundbesitzer ist, jedoch in

Wirklichkeit der Schaffner und Verwalter der Hypothekenbeſitzer. Pohlmann will eine allmähliche Ablöſung des Privatkredits durch den Staat mit Amortiſationszwang und obligatoriſcher Verſchuldungsgrenze. Letztere iſt unbedingt notwendig, weil ſich ſonſt immer wieder die alten Zuſtände einſtellen würden. Ein Gut darf entſprechend ſeinem Werte nur bis zu einer beſtimmten Höhe mit Hypotheken belaſtet werden. Nimmt der Beſitzer noch mehr Gelder auf, ſo ſind dies Privatſchulden, die etwa durch Erträge aus den Ernten u. ſ. w. gedeckt werden können, aber niemals auf dem Gute haften dürfen. Pohlmann verlangt ferner zu Gunſten des Staates, d. h. der Allgemeinheit, noch die Feſtlegung einer weiteren erſten Grenze, die der Grundrente; das ſind die erſten Hypotheken, welche durch den Grund und Boden als ſolchen gedeckt ſind, ohne Arbeitsleiſtung, ohne Gebäude, ohne Verbeſſerungen u. ſ. w. Der Staat ſoll nun obligatoriſch bei Kauf-, Erb- und Subhaſtationsfällen ſämtliche Hypotheken zu unverändertem Zinsfuße übernehmen. Zu dieſem Zwecke hat er Staatsanleihen aufzunehmen. Aus dem Unterſchiede der Zinshöhe — der Staat hat für die Anleihe $3^1/_4$ % Zinſen zu zahlen, erhält aus der Hypothek aber $^1/_2$—$^3/_4$ % mehr — ſoll die Hypothek der zweiten Zone amortiſiert werden, um den Beſitzer zu entlaſten. Die erſte Zone wird dagegen zu Gunſten des Staates, der Allgemeinheit, amortiſiert. Die Zinſen dieſer Zone ſollen nämlich auch noch nach der Amortiſation weiter beſtehen bleiben. Sie würden ſich entwickeln zu einer für ewige Zeiten auf der Landwirtſchaft ruhenden Abgabe an den Staat bez. an die Gemeinde, welche wie der Staat die Hypotheken in obiger Weiſe ablöſt. Aus dieſem Verfahren entſtünden einerſeits für Staat bez. Gemeinde dauernde Einnahmequellen, anderſeits befände ſich auch der Landwirt in einer geſicherten Lage. Er hätte für Benutzung des Grundes und Bodens, der ja eigentlich der Allgemeinheit gehört, und für die Vorteile, die ihm ohne ſeine Arbeit aus den Naturkräften des Bodens erwachſen, eine nicht zu hohe Abgabe an die Allgemeinheit abzugeben, hätte dafür aber ſeinen Beſitz ſchuldenfrei und den Lohn für ſeine Arbeit wie für ſeine Verbeſſerungen für ſich allein, ebenſo auch die Vorteile, die dem Gute durch Kanal- und Eiſenbahnbauten entſtehen. Das Gut könnte niemals mehr verſchuldet werden, es könnte auch nicht ſubhaſtiert werden, denn die Schulden wären Privatſchulden und haften nicht an dem Gute.

Hier ſehen wir einen durchführbaren Weg, um der Landwirtſchaft dauernd zu helfen. Er wirkt zwar langſam, aber unter den wirtſchaftlichen Verhältniſſen der Gegenwart wird es auch wohl nicht anders gehen.

Wir haben aber noch eine zweite Ursache kennen gelernt. Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, daß der Landwirt entsprechend seiner Ernte Einfluß auf den Preis bekommt; denn er ist durch die zu niedrigen Preise, selbst wenn Obiges durchgeführt wird, dauernd einer Privatverschuldung ausgesetzt und erhält im günstigsten Falle für seine Arbeit keinen genügenden Lohn.

Wie gesagt, am Besten wäre es, wenn die Spekulationen durch einen Machtspruch beseitigt werden könnten. Diese sind aber international. Unser Kaiser wäre nicht in der Lage, die Spekulationen des Weltmarktes zu unterdrücken, dies könnte nur gemeinsam von allen Regierungen geschehen. In diese jedoch Einigkeit zu bringen, erscheint fast unmöglich. Gesetzt aber, es gelänge, so würde sich ein ehrlicher, von künstlichen Mitteln freier Handel von selbst einstellen. Es würde der Preis entsprechend der Ernte durch Angebot und Nachfrage sich regeln; auch würde nicht mehr durch den Handel eingeführt werden, als gebraucht würde, weil mit überschüssigem Getreide der Handel sich nicht lohnen würde, während jetzt zu Spekulationszwecken nicht nur überschüssiges Getreide eingeführt, um die Preise zu drücken, sondern auch Getreide ausgeführt wird, da es durch den Preisdruck sehr billig zu haben.

Zu den kleineren Mitteln wiederum gehören außer den Darlehen bei vorübergehender Not die Zölle. Wäre ein normaler Handel vorhanden, so wären diese ganz unnötig; im Gegenteil, es müßte dem Handel erleichtert werden, das fehlende Getreide einzuführen. Bei mittleren gesunden Preisen im Inlande würde, da das Ausland billiger produziert, dieser Handel sich auch lohnen. Es würde aber die Gefahr vorliegen, daß dieses Vorteils wegen nun über Bedarf und über Gebühr Getreide eingeführt und dadurch wieder die Preise zu stark gedrückt würden. Wenn die Regierung die Einfuhr kontrolierte und die Menge des vorhandenen Getreides des Inlandes feststellen ließe, so würde man der nutzlosen Einführung dadurch steuern können, daß, so bald unser Bedarf gedeckt, bei weiterer Einfuhr ein hoher Zoll erhoben würde. Der Zoll erscheint daher notwendig, so lange ungesunde Spekulationsmachenschaften vorhanden und über Gebühr Getreide eingeführt wird. In diesem Falle muß der Zoll sogar ein recht hoher sein, wenn er wirken soll. Durch die Spekulation schwanken die Preise fortwährend um 10—20 % und noch höher. Was macht da eine Erhöhung um 5 % aus?

Dies alles wird dem Landwirt aber nur vorübergehend und unter den gegenwärtigen Verhältnissen leider zu spät helfen, ganz abgesehen davon, daß die Spekulation durch ihre künstlichen Machenschaften und ihre Preis-

treibereien den kaufmänniſch ſehr wenig geſchulten Landwirten den Vorteil bald zu entreißen verſtehen wird. So lange die Regierung nicht in der vorhin vorgeſchlagenen Weiſe eingreift und ſtreng zwiſchen Bedarf und Überbedarf unterſcheidet, gehört der Zoll nur zu den kleinen, zweifelhaften Mitteln, die auf die Dauer dem Landwirte nichts nützen werden, dem Konſumenten aber Nachteile bringen und dem ehrlichen Handel auf anderen Gebieten Schwierigkeiten verſchaffen. Auch hier muß die Sache, wie wir ſehen, noch ſehr vertieft werden. Mit dem Kampf um Erhöhung oder Nichterhöhung der Zölle wird der Not der Landwirte und den ſonſtigen wirtſchaftlichen Mißſtänden nicht geſteuert, mögen nun die Gegner oder die Freunde der Erhöhung ſiegreich aus dem Kampfe hervor gehen. Das ſind lediglich parlamentariſche Spiegelfechtereien. Will man wirklich helfen, ſo muß die Regierung ſich entſchließen, die großen Mittel anzuwenden, um den Landwirten zunächſt wenigſtens einen ſchuldenfreien Grund und Boden zu ſchaffen. Auf dieſem kann erſt wieder eine geſunde Landwirtſchaft ſich entwickeln, vorausgeſetzt, daß dann die Landwirte mehr als bisher lernen, auch Selbſthilfe anzuwenden. An dieſer hat es leider bisher noch ſehr gefehlt, es wäre ſonſt wenigſtens nicht ſo ſchnell abwärts gegangen. Gegenwärtig reicht die Selbſthilfe allein nicht mehr aus, mag ſie auch noch ſo verſtändig ſein. Staatshilfe und Selbſthilfe müſſen Hand in Hand gehen.

Die Frage der Selbſthilfe gehört aber auch zu den großen Mitteln und iſt ſo wichtig, daß wir ihr noch ein ſelbſtändiges Kapitel widmen wollen.

Submarine Fahrzeuge und Werkſtätten.

Vom k. k. Major a. D. Aug. Ritter Hoffmann von Veſtenhof.
(München.)

Am 26. November 1887 erließ der U. S. Marine-Sekretär ein Preisausſchreiben behufs Konſtruktion eines ſubmarinen Kriegsfahrzeuges. Dieſes Dokument, welches mit ſeinen klaren Forderungen in der Geſchichte des Schiffsbaues dieſer Klaſſe alle Ergebniſſe der Verſuchsreihen eines

Jahrhunderts zusammenfaßt und allen späteren Arbeiten als Richtschnur gedient hat, soll hier als klassischer Akt*) im Auszuge erwähnt werden.

Das zu erbauende Boot sollte nicht nur als Unterwasserboot dienen, sondern auch als gewöhnliches Torpedoboot an der Oberfläche und eingetaucht, d. h. mit dem Bootskörper etwa 1 Meter unter Wasser und nur mit dem Kommando- oder Steuerturm oder einem Periskop hervorragend, verwendet werden können.

Die Geschwindigkeit wurde mit 15 Seemeilen ober Wasser, mit 8,5 Seemeilen unter Wasser festgesetzt.

Das Boot sollte mit voller Kraft ober Wasser 30 Stunden (also zusammen 450 Seemeilen) fahren können und überdies während dieser Zeit 2 Stunden Manöverleistung unter Wasser reserviert halten.

Das Boot müßte im Radius von 2 eigenen Längen wenden und in 30 Sekunden untertauchen können.

Untergetaucht, sollte es in Winkeln bis zu 10° zur Horizontalen gebracht werden und überdies die unter Wasser verbrauchte Energie in der doppelten Zeit wieder aufspeichern können.

Zudem sollte das Boot in jeder Tiefe bis zum Maximum von 150′ engl. = 45,7 Meter mit eigener Kraft halten können.

Außer den Bedingungen der größtmöglichen Stabilität, mäßiger Innentemperatur, einer für 12 Stunden hinreichenden Luftmenge, der Möglichkeit, das Boot in Gefahr verlassen zu können ꝛc., wurde eine Maximalgröße von 200 Tons und die Fähigkeit, einen Torpedo von 100 Kilogramm Schießwolle oder Dynamit anbringen zu können, festgesetzt.

Bei diesen, für die damalige Zeit sehr hoch gespannten Forderungen hat das Sekretariat offenbar die Verwendung doppelter Maschinen im Auge gehabt: einerseits einen zur Überwasserfahrt und zum Laden von Akkumulatoren verwendbaren Dampf- oder anderen Motor, anderseits für die Unterwassermanöver einen Kraftvorrat, also Akkumulatoren welcher Art immer, elektrische Dauerbatterien, komprimierte Luft — überhitztes Wasser — Natronkesselanlagen u. s. w. In der Praxis haben sich die elektrischen Akkumulatoren (bei den französischen Sousmarins) und die Anlagen für überhitztes Wasser am besten bewährt (Nordenfeld-Boote).

Die Steuerung ober Wasser erfolgt wie bei gewöhnlichen Booten durch ein Vertikalsteuer vom Kommandoturm oder mit Hilfe eines besonderen optischen Apparates vom Boots-Innern aus. Dieser Apparat — Gyro oder

*) Mitteilungen über Seewesen XII, S. 89.

Periſkop — beſteht aus einem im Innern des Boots mündenden, zirka 2 Meter über Deck ragenden Rohre, welches am Überwaſſerende den optiſchen Projektionsapparat einer Kamera obſkura, alſo Spiegel und Glaslinſe oder ein ſphäriſches Prisma, trägt, mittels deſſen ein verkleinertes Bild der Meeresoberfläche auf eine weiße Fläche vor dem Steuermann geworfen wird. Schon halbwegs bewegtes Waſſer beeinträchtigt aber ganz erheblich die Ausſicht.

Wenn auch im Mittelmeer (Enge von Meſſina) weiße Scheiben von 1 Meter Durchmeſſer in Tiefen bis zu 120 Meter bei Sonnenlicht noch deutlich geſehen werden konnten, ſo dürfen ſo günſtige Waſſerverhältniſſe nicht als Norm angeſehen werden. In offener See, d. h. wo nicht durch Flußſtrömungen oder, bei ſeichtem Grunde, durch Wellenbewegung Trübungen des Waſſers vorkommen, ſieht man unter Waſſer bei Sonnenlicht höchſtens 50 Meter weit, u. zw. nur ſtarke Unterſchiede von Hell und Dunkel in der Richtung von Unten nach Oben. Im horizontalen Sinne noch weniger, z. B. einen mit Arſenikfarbe hellgrün oder mit Minium hellrot geſtrichenen und gut beleuchteten Schiffsboden auf höchſtens 20 Meter bei 2—4 Meter Tiefe. Elektriſche Lampen, die für andere Zwecke vorzügliche Dienſte leiſten (eine Dauerbrand-Bogenlampe von 2 Amp. durchleuchtete bei 3 Meter Tiefe in einem Radius von 40 Metern die Umgebung taghell), können für den Gefechtsfall nicht in Anwendung gebracht werden, weil ſie die eigene Stellung dem an Schnelligkeit überlegenen Gegner anzeigen würden.

Das Untertauchen vollzieht ſich durch Füllen der Waſſerbehälter des Bootes allein zu langſam und muß daher auf beſondere Art beſchleunigt werden: entweder durch achter und vorne paarweiſe in der Mittellinie plazierte Horizontalruder während der Fahrt, oder durch Horizontalſchrauben, die in vertikal im Bootskörper eingebauten Schächten wirkend, das Boot herab drücken. Die ſelben Schrauben dienen auch dazu, die unter Umſtänden ſehr wertvolle Möglichkeit, in beliebiger Tiefe zu halten, zu erlangen. Durch Tieflegen des Metazentrums und durch Anbringen von ſogenannten Schlingerkielen giebt man dieſen Fahrzeugen für die Oberwaſſerfahrt eine möglichſt große Stabilität. Ein Umſtand, der in engſter Beziehung zum richtigen Manövrieren und zum Wohlbefinden der ohnehin ſtark in Anſpruch genommenen Mannſchaft ſteht. Übrigens hört wenige Zentimenter unter dem tiefſten Wellenthal jede Oberflächen-Bewegung auf. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein Luftquantum von 0,8 Kubikmeter pro Stunde und Kopf vollkommen genügt — das läſtig werdende Stagnieren der Luft kann durch Ventilatoren, das (übrigens ſehr langſam fortſchreitende) Verderben durch Überkohlung und Ptomaïne, durch Ätzkali und Hypermangan,

ſelbſt durch Seewaſſerſprühung aufgehalten werden. Die Notwendigkeit ſolcher Vorkehrungen oder des Mitführens von Sauerſtoff wird ſich nur bei Fahrten von längerer Dauer in ſehr ſchlechtem Wetter einſtellen, wobei die Luftkommunikationen geſchloſſen werden müſſen.

Nach der Größe ihres Aktionsradius, die auch ihre Konſtruktion bedingt, werden die Unterwaſſerfahrzeuge in Küſtenverteidiger und Hochſeeboote geteilt. Erſtere ſind vermöge ihrer maſchinellen Einrichtung von einer Zentralſtation abhängig. Es ſind das die kleineren Formen, deren einzige Kraftquelle Akkumulatoren ſind, die nach einer gewiſſen Aktionszeit immer wieder friſch aufgeladen werden müſſen. Indem man dieſe Boote je nach ihrer Größe entweder von geeigneten Beiſchiffen ſchleppen läßt oder wie die kleinſten Formen derſelben (Typ Goubet) direkt an Bord nimmt — gelingt es, ihre Thätigkeitsſphäre um ein Bedeutendes zu erweitern. Ein ſolches Beiſpiel bot im Vorjahre die Verwendung von Unterſeebooten größeren Typs anläßlich der Manöver bei Korſika. Die Beiſchiffe, große ſtarke Seeſchlepper, führen an Bord die entſprechenden Maſchinen einer kompletten Primärſtation für Erzeugung der zur Aufladung der Akkumulatoren des Unterſeeboots notwenigen Elektrizität, mit dem ſie ſich während der Fahrt durch ein Kabel verbinden. Immerhin werden ſolche Manöver von den herrſchenden Wetterverhältniſſen ziemlich ſtark beeinflußt. Während der Aktionsradius des eben beſchriebenen Typs über 100 Seemeilen kaum hinaus reicht, erreicht derjenige der Hochſeeunterwaſſerboote 600 Seemeilen und mehr.

Die Möglichkeit, ſich ober Waſſer durch Dampf oder ſonſtige Motore nach Art der gewöhnlichen Torpedoboote größerer Form bewegen und zugleich den für die ſubmarine Aktion notwendigen Kraftvorrat ſelbſt aufſpeichern zu können, verleiht dieſem Typ eine hohe Selbſtändigkeit. Je nach Verwendung eines Heizmaterials wird ſich dieſe Entfernung noch vergrößern laſſen. Jedenfalls wären dazu flüſſige Brennſtoffe, wie z. B. mineraliſche Schweröle, der großen Raumerſparnis und der Möglichkeit einer Verringerung der Beſatzung wegen, deren Kopfzahl mit der doppelten Maſchinenanlage und der Bootsgröße außer Verhältnis zunimmt, in Betracht zu ziehen.

In Erkenntnis dieſer Umſtände iſt man zur Konſtruktion eines dritten Typs geſchritten, dem der ſogenannten Submerſibles. Es ſind dies keine eigentlichen Unterſeeboote mehr, da bei ihnen auch im untergetauchten Zuſtande das Boots-Innere durch eigene Schlote mit der Außenluft immer in direkter Kommunikation ſteht. Dadurch fällt zwar die Notwendigkeit einer doppelten Maſchinenanlage fort, während die taktiſch

wichtige Haupteigenſchaft, die Unſichtbarkeit, nur um Weniges verringert wird. Die Möglichkeit aber, wenn entdeckt, ſich dem feindlichen Feuer ganz zu entziehen oder die gegneriſchen Fahrzeuge zu unterfahren, geht dieſer Art ab, ſo daß ein, wenn auch ziemlich unwahrſcheinlicher Treffer in einem der ſichtbaren Teile des Bootes deſſen Verluſt, zum Mindeſten deſſen Gefechtsunbrauchbarkeit bedeutet. Inſofern ähnelt auch die Kampfweiſe dieſer Boote der der gewöhnlichen Torpedoboote, denen ſie, noch überdies in der Schnelligkeit nachſtehend, kaum im Ernſtfalle vorzuziehen ſein werden, und in denen ſie im Gegenteil wahrſcheinlich ihren ſchlimmſten Gegner finden werden.

Der Kriegszweck der Unterſeeboote beſteht im Anbringen und Abfeuern ſtarker Sprengladungen am lebendigen Wrack feindlicher Schiffe. Dieſe Abſicht wird auf verſchiedene Weiſe zu erreichen verſucht, hauptſächlich wohl durch Ablaſſen der bekannten Luppis-Withehead Torpedo's. Die Lanzierrohre liegen bei den neueſten Formen der Unterſeeboote gewöhnlich paarweiſe auf Deck oder ſind im ſcharf koniſch oder beilförmig verlaufenden Bug eingebaut. Die eigentümliche Launenhaftigkeit des Laufes der losgelaſſenen Torpedo's zwingt das Boot, möglichſt nahe, alſo auf 60 bis 100 Meter an den Gegner heran zu fahren, ſo daß ſich ein ſubmariner Angriff ungefähr folgendermaßen vollziehen dürfte.

Es iſt bekannt, daß die höchſten bisher erreichten Fahrgeſchwindigkeiten von denen der Gegner, Schlacht- und ſonſtigen Panzerſchiffen, um ein Bedeutendes übertroffen wird, ein Angriff ſomit auf einen ſolchen nur dann Erfolg haben dürfte, wenn erſterer durch die taktiſche Lage in einem beſchränkten Manövergebiete feſtgelegt iſt: Fälle alſo, wie ſie bei blockierenden Geſchwadern, in ſchmalen Fahrwaſſern oder knapp vor oder ſelbſt während eines Kampfes vorkommen werden. Der Ausdruck „feſtgelegt" iſt dabei nicht wörtlich zu nehmen. Allein die Vermutung der Anweſenheit von ſubmarinen Fahrzeugen beim Gegner zwingt als einziges Schutzmittel die eigenen Schiffe zur beſtändigen Bewegung, die ſich jedoch im erſten Falle innerhalb gewiſſer Grenzen demgemäß nur wiederholen, in den letzten Fällen aber in einer ziemlich genau beſtimmbaren Richtung ſich vollziehen werden. Ein ſolches bewegliches Ziel gilt es nun, auf ſeinem Wege zu kreuzen und abzufangen.

Das Unterſeeboot fährt ober Waſſer ſo nahe an den Gegner heran, als es annehmen kann, unentdeckt zu bleiben. Wie die Torpedoboote wird es dazu die Zeit zwiſchen Abend und Morgen, etwas bewegte See, Regen ꝛc. wählen. In Sicht des Gegners wird es eventuell ſeine Maſchinen, die Rauch oder Lärm entwickeln, abſtellen und mit ſeinen

Akkumulatoren fahren, näher gekommen, untertauchen, so daß nur mehr Steuerturm oder Periskop oder Wasser bleiben. In dieser Verfassung wird das schwache Kielwasser auch mit Hilfe der Projektoren kaum wahrgenommen werden. Trifft jedoch eines dieser glänzenden Strahlenbündel einmal das Auge des Steuermanns und verweilt auch nur einen Moment darin, so ist das ein sicheres Zeichen, daß das Boot entdeckt ist. Es gilt dann, so flink als nur möglich unter Wasser zu tauchen, denn schon im nächsten Augenblick werden auf die eben verlassene Stelle die Geschoße der feindlichen Mitrailleusen niederhageln, ganz abgesehen davon, daß auf das Licht loszufahren, schon die durch den unerträglichen Glanz geblendeten Augen der Steuerleute unmöglich und zwecklos machen. Den weiteren Weg muß hier der Kompaß weisen. Der Kommandant, der in diesem höchst kritischen Moment die Situation voll erfaßt haben muß, wird nach kurzem Vorwärtsfahren wieder auftauchen müssen, um sich auf's Neue zu orientieren, denn er kann gewiß sein, daß das feindliche Schiff sofort eine Fahrtveränderung vorgenommen haben wird. Hat er es mit einer Gruppe von Fahrzeugen zu thun, so kann es geschehen, daß er auf die Gefahr hin, nieder gefahren zu werden, zu einem glücklichen Schuß gelangt, vorausgesetzt, daß er nahe genug heran gekommen ist. Ein solcher Fall ist bei den vorerwähnten Manövern vorgekommen und war Gegenstand einer Kritik, deren Ton hinreicht, um zu zeigen, in wie ferner Beziehung die Verfasser zu dem Gegenstande sich befanden, statt der Gewandtheit und Kaltblütigkeit der dabei beteiligten Personen und der Vorzüglichkeit des Materiales mit höchster Wertschätzung zu gedenken!

Wenn nun schon in freier Fahrt das Unterseeboot ein höchst beachtenswerter Gegner ist, so wird er nur ein noch gefährlicherer in Situationen werden, in denen er gegen minder oder ganz unbewegliche Objekte ausgespielt wird, also z. B. gegen havarierte oder vor Anker liegende Fahrzeuge, Minensperren — Docks ꝛc. Mit einer ganz geringfügigen Abänderung der Form und einer entsprechenden einfachen Ausrüstung*), wird ein solches Fahrzeug in eine Torpedolinie eine Bresche legen und sonstige Barrikaden einer zu schützenden Hafen- oder Kanaleinfahrt brechen können, ohne daß es eine Möglichkeit gäbe, das zu verhindern.

In dieser Minierarbeit liegt naturgemäß der Übergang zur Aufgabe jener Fahrzeuge, die, andere als rein kriegerische Zwecke verfolgend, im Dienste des friedlichen Erwerbes und der wissenschaftlichen Forschung stehen und welche richtiger mit der Bezeichnung „submarine Werkstätten" hier eine

*) Goubet hat für solche Zwecke seine Boote mit einer Scheere zum Durchschneiden von Torpedokabeln ausgerüstet — Gensch, „Unterwasserfahrzeuge".

Erwähnung finden mögen. Die Mittel, die für solche Zwecke bisher in Anwendung gebracht wurden, bestanden meist in Apparaten, die für den jeweiligen Bedarf erbaut, kaum auf die Bezeichnung eines Fahrzeuges Anspruch machen durften.*) Nur wenige waren als wirkliche Fahrzeuge mit selbständiger Bewegung ausgebildet, so z. B. das Fahrzeug des Mr. Tuck (Professor), des Australiers Mr. Carrick Paul, welches für die Perlmuschelfischerei bestimmt war ꝛc. Von ihrer Thätigkeit ist bisher nur wenig bekannt geworden; so ziemlich alle sind mit zu beschränkten Mitteln ausgeführt worden, so daß sie eine gewisse Versuchsperiode, die jedes neue Werk durchmachen muß, um groß und stark zu werden, nicht überstehen konnten.

Bisher war man, um unterseeische Arbeiten auszuführen, auf die Taucherglocke und den Skaphandertaucher beschränkt. In beiden Fällen steht der Arbeiter dabei unter dem Drucke der ober ihm befindlichen Wassersäule. Dieser Druck beträgt etwas über 1 Kilo auf dem Quadratzentimeter Körperoberfläche. Also lasten beispielsweise bei einer Tiefe von 10 Metern auf einer mäßig großen Hand etwa 250 Kilo. Diesen Druck muß die Herzpumpe überwinden, um das Blut in die Gefäße treiben zu können. Der Blutdruck beträgt bei einem kräftigen Manne 5 Kilogramm = 5 Atmosphären.

Nur langer Gewöhnung und hoher Willenskraft gelingt es, die Erscheinungen von Herzschwäche zu überwinden; daß die Arbeitsleistungen dabei auf ein Minimum herab gesetzt werden, ist selbstverständlich. Der gewöhnliche Taucher überschreitet Tiefen von 15 Meter selten. Eine 40 Meter-Leistung ist virtuos zu nennen — solche Leute haben Weltruf. Der an und für sich schon sehr hohe Lohn nimmt daher mit der Tiefe, in der die Arbeit vor sich gehen soll, unverhältnismäßig zu, so daß man nur bei den unumgänglichst notwendigen Arbeiten auf solche Dienste reflektieren darf. Eine Kontrole ist dabei ganz unmöglich; selten ist der die Arbeiten leitende Ingenieur oder Offizier selbst Taucher — er muß sich eben bei seinen Plänen auf die Aussagen und Schilderungen eines meist technisch ungebildeten Mannes verlassen, dessen Wahrnehmungsvermögen meist durch psychische Depressionen, die mit den physischen Störungen Hand in Hand gehen, sehr getrübt ist.

Bei der Taucherglocke und dem Caisson tritt an Stelle des Wasserdruckes der entsprechend der Tiefe erhöhte Luftdruck — die vielen technischen Schwierigkeiten bei Verwendung der genannten Apparate werden dabei

*) Wie die „Balla nautica“ des Ingenieurs Balsamello und die „Talpa marina“ des Professors Toselli ꝛc.

durch die Möglichkeit einer gewissen Kontrole und Führung durch höhere Organe, Verwendung mehrerer Leute an einer Stelle ꝛc. etwas ausgeglichen; jedoch ist auch hier das Arbeitsvermögen je nach persönlicher Eignung des Arbeiters stark beeinflußt. In allen diesen Fällen besteht die unerläßlichste Voraussetzung in dem Vorhandensein der denkbar günstigsten Wasserverhältnisse; Strömungen und bewegte See haben bisher die Vornahme solcher Unternehmungen meist von vornherein ausgeschlossen. Die Arbeiten, von denen hier die Rede ist, bestehen in der Vornahme von Untersuchungen des Meeresgrundes, durch Bohrungen — Sondierungen, Durchführung von Unterwasserbauten — Sprengungen — Abräumarbeiten — Bergung von Schiffen oder von deren Ladungen, und zwar in Tiefen und Verhältnissen, in denen die vorerwähnten Mittel versagen oder aber Maschinenkräfte angewendet werden müssen.

Die dazu verwendeten Apparate*) bestehen in einem bootsähnlichen Körper, der, je nach der Tiefenlage des Objektes entsprechend kräftig gebaut, den betreffenden Druck mit genügender Sicherheit zu ertragen vermag. Eine zylindro ogivale Form hat sich bisher am besten bewährt; als Material empfiehlt sich Stahlblech und Bronze. Analog den Kriegs-Unterseebooten — denen sie im Allgemeinen ähneln — werden diese Apparate durch Schraube und Steuer bewegt und gelenkt. Ein Türmchen mit Luke dient zum Einsteigen und als Steuerraum. Starke Glaslinsen in wasserdichter Fassung vermitteln von hier und vom Bootsinnern aus die Aussicht. Kräftige Scheinwerfer beleuchten zudem unter Wasser den Grund und das Vorfeld, elektrische Glühlampen den Innenraum. Die Energie für die Fahrt und für die gesamte Maschinenanlage liefern elektrische Akkumulatoren — deren Kapazität für die gewünschte Fahrtdauer an der Oberfläche und für die Unterwasserthätigkeit ausreichend sein muß. Wasserbehälter, die durch Pumpen gefüllt und entleert werden, vermitteln, nebst dem möglichst tief gelegten Ballast, der für den Notfall von innen aus abgeworfen werden kann, das Sinken und Steigen des Bootes.

Ebenso wie die erwähnten Kriegsfahrzeuge werden auch die Werkstätten-Boote von einem Beischiff remorquiert und mit Elektrizität versehen. So ausgerüstet ist dann der Apparat im Stande, mit einer mäßigen Geschwindigkeit von 2—3 Seemeilen seinen Weg in einer bestimmten Höhe (etwa 10—15 Meter) über dem Grund zurück zu legen. Größere Schnelligkeiten empfehlen sich in diesem Falle, wo es sich um deutliches Sehen handelt, nicht. Abgesehen von der Gefahr, irgendwo aufzustoßen, bilden

*) Österr. Militärzeitung: „Die Unterwasserarbeit und ihre Zukunft"; 1898—99.

sich vor den Fenstern durch die Wasserbewegung Flimmererscheinungen, die die Durchsichtigkeit sehr beeinträchtigen. Am Arbeitsort verankert sich das Boot in gewöhnlicher Art, am besten im Vierkant. Durch entsprechendes Laufenlassen und Anholen der vom Innenraum aus zu bedienenden Ankertaue oder Ketten kann das Boot zur Oberfläche aufsteigen oder seinen Platz am Grunde beliebig verändern. Beim Arbeiten verleiht ihm entweder der Auftrieb oder das Aufstellen auf den Grund mit Hilfe eigener, gerüstartiger Beine von veränderlicher Länge die notwendige Stabilität.

Der Hauptunterschied zwischen diesen und den früher erwähnten Apparaten — der Taucherglocke und dem Skaphander — gipfelt in der Art der Arbeitsleistung. Während bei den ersteren der Arbeiter dem direkten Wasser- oder einem mindestens hohen Luftdruck ausgesetzt war, befindet er sich bei letzteren in einem abgeschlossenen Raum und unter dem Normaldruck von nur 1 Atmosphäre. Selbstverständlich wird die Arbeit selbst nicht unmittelbar mit den Händen, sondern mit dazu besonders geformten Werkzeugen ausgeführt, die außerbords an langen Stahlrohren sitzen, welch letztere die Apparatwände durch Kugelgelenke passieren.*)

In der jüngsten Zeit sind auch Vorschläge zur Nutzbarmachung der submarinen Navigation für Verkehrszwecke gemacht worden, von denen zwei der interessantesten hier erwähnt werden sollen: der eine zum Wohl der seekranken Menschheit, eine Unterwasserverbindung zwischen Frankreich und England betreffend, der zweite ein Unterwasserboot zur Bereisung der Polarländer behandelnd.

Das erste Projekt bietet nichts, was technisch nicht durchführbar wäre. Eine Anlage, wie sie bei der Kettenflußschiffahrt gebräuchlich ist, scheint für diesen Fall am besten geeignet. Der Kanal hat an den in Frage kommenden Stellen bei einer Breite von zirka 20 Seemeilen eine Maximaltiefe von 52 Meter. Eine Wellenhöhe von durchschnittlich 2,5 Meter angenommen, würde das Boot die größte Strecke in einer Tiefe über 3 Meter zurücklegen können (d. h. also in völlig unbewegtem Wasser). Kurze Kanalhäfen oder Wellenbrecher an beiden Ufern würden auch noch die seichte Uferzone, die etwa noch von der Wellenbewegung beeinflußt würde, unschädlich machen. Selbstredend würden auch hier Akkumulatoren das Agens für die Kettentrommel sein.

Viel komplizierter scheint das zweite Projekt. Es ist nicht zu leugnen, daß die Idee, die breiten Eisbarrièren zu unterfahren, an und für sich ganz gut ist. Gerade jene Zone des schwimmenden Tiefwassereises, des

*) Siehe D. R. P. No. 117438 von 1899, und andere.

Packeises, stellt einem Vordringen zu Schiff und zu Schlitten die meisten Schwierigkeiten entgegen — der Gefahren des Festfrierens und der Eispressungen ganz zu geschweigen. Dabei sollen behufs Aufsteigens an die Oberfläche — zur Lüftung des Bootes oder zur Ortsbestimmung — die häufigen Wuhnenbildungen benützt und, wo solche nicht vorhanden, Bohrungen und Sprengungen der Eisfelder vorgenommen werden. Wenn nun auch in solchen Fällen Rücksichten auf Bequemlichkeit und Sicherheit der Personen erst an zweiter Stelle in Frage kommen dürfen, so müßte doch das Fahrzeug, schon um möglichst lange Fahrdauer zu garantieren, eine bedeutende Größe haben und nach dem Doppelmaschinensystem gebaut sein, um auch jene Ausrüstung mitnehmen zu können, die für Überlandreisen in diesen Zonen gebräuchlich ist. Übrigens dürfte, sollte dieses oder ein ähnliches Projekt einmal Wirklichkeit werden, ein paralleles Vorgehen des Fahrzeuges als mobiles Magazin, mit einer Kolonne auf dem Eis als Wegweiser, am meisten Aussicht auf Erfolg haben.

Die größten Tauchtiefen werden dabei kaum 30 Meter übersteigen. Die bedeutenden Meeres-Tiefen in Verbindung mit der bisher nicht widerlegten Theorie eines offenen Meeres über dem Nordpol, welche die Bildung von Eisbergen (Gletschereis) und Grundeis sehr beschränken, machen die Möglichkeit einer submarinen Navigation in diesen Gewässern sehr plausibel.*) Anders wieder am Südpol. Hinter dem breiten Packeisring beginnt eine Zone von Ufereis ein Gebirgsland zu umgeben, in das tiefer einzudringen, bisher nur an zwei Stellen gelang. Der vulkanische Charakter spricht für ein stark zerklüftetes Massiv mit fjordähnlichen Spaltungen, die aber, wahrscheinlich größtenteils mit Gletscher- und Grundeis angefüllt, eine Unterwasserfahrt kaum möglich erscheinen lassen.

*) Am 1. Februar empfieng Kaiser Franz Josef zu Wien Dr. Anschütz aus München und nahm von ihm Mitteilungen über seinen Plan entgegen, mit einem Unterseeboot in die Polargegend vorzudringen. Auch von dem dortigen „Militärwissenschaftlichen Verein" wurde Dr. Anschütz eingeladen, einen bezüglichen Vortrag zu halten. — Angesichts dieser Nachrichten möchten wir doch gerne betonen, daß das Manuskript dieses Aufsatzes sich bereits seit dem 8. Januar cr. in unseren Händen befand, und leider nur wegen Raummangels nicht früher unterkommen konnte.

D. Schriftl.

Der Hofnarr Gottes.

Eine Frank Wedekind-Studie von Sigfried Fechheimer.
(Berlin.)

Herrgott, deine Engelſcharen
Singen ſtets nur deinen Preis,
Doch dir wäre mehr von Nöten
Einer, der zu tadeln weiß.
Ach, und wer mag ſolches wagen? —
Laß mich, Herr, die Kappe deines Hofnarr'n tragen!
(J. P. Jacobſen, Gurre-Lieder.)

Hofnarren Gottes ſind eine Rarität. Mitgänger hat Wedekind keine, Vorgänger wenige, und wenn wir etwa Rodrigo de Cota oder Rabelais nennen, geſchieht es faſt zaghaft, ſo wenig Übereinſtimmung herrſcht unter dieſen ſelig-unſeligen Geiſtern. Jedenfalls ward jenes tranſzendentale Ehrenamt noch keinem zu Teil, er hätte nicht — Kunſt zu bieten gehabt. Davon ſind wir nämlich feſt überzeugt: die diesſeitige, die begriffliche Sprache verſteht Gott abſolut nicht.

Wedekind bietet nun Kunſt; und ihr Weſentliches iſt, daß ſie ſich aus lauter Kontraſten zuſammenſetzt; ſelbſt der Mantel darum, die Stimmung, die in der Form latent ſteckt, iſt in ſich wieder ein Gegenſatz. Es iſt Erdkunſt, die zum Himmel ſchreit. Die Erdgebundenen werden den Schrei nicht hören. Im Thale klingt er nicht.

Alle die Sachverſtändigen haben ihn nicht gehört, die Wedekind einen Satiriker nannten. Satiriker iſt ja wohl der, dem die Unſitten und die Unſittlichkeit ſeiner Mitmenſchen, ſeiner Zeit, ſeines Landes Veranlaſſung wird, die Geißel zu ſchwingen, um ſo die Luft zu reinigen, die er atmen muß. Auch ſoll ihm dieſe Beſchäftigung recht viel Vergnügen machen. Kurz, auf die Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen verſteht er ſich vortrefflich. Um typiſche Vertreter ſind wir nicht verlegen: Hartleben, Dreyer, Otto Ernſt. Der Toten eingedenk . . .

Frank Wedekind ist nicht Gesellschafts-, sondern Lebenskritiker. Was ihm am Herzen liegt, auf der Seele lastet, das macht er nicht mit den Menschen, sondern mit Gott ab. Mit Gott und mit sich; die Beiden liegen für ihn nicht gar so weit auseinander. Er ist ohne seinen Willen in's Leben hinein geraten, jedenfalls mit einem Willen. Und diesen seinen Einzelwillen sieht er beständig in Konflikt geraten mit dem Allwillen des Lebens.

Er, Wedekind, ist aber auch verdonnert, Fühlung nehmen zu müssen mit Allem, was lebt. Ob Kokette oder Kokotte, ob reine Jungfrau oder Hure, ob Graf oder Stiefelputzer, ob Künstler oder Banause: er sieht in Allen den Menschen, und ihm ist nichts fremd, was menschlich ist. Wedekind ist nicht umsonst — Dichter. Er sieht alles, was lebt, grausam unterworfen dem Leben, das sich selbst nur allzu oft zu widersprechen scheint. Er sieht, wie alles sich festklammert an dem Leben, trotzdem es so unvollkommen und die Ursache alles Leidens ist. Und er geht hin und schlägt eine große, furchtbare Lache an. Und schlägt Purzelbäume nicht vor Euch, Ihr Narren! — vor dem Herrgott, er, sein Hofnarr.

Ja, was soll er auch sonst thun? Etwa dem lieben Gott verraten, daß er in seine Tochter, in die berückende und auf's Verrücktmachen ausgehende Prinzessin hoffnungslos verliebt ist? Thut so etwas ein Hofnarr? Auch nur der eines irdischen Königleins? Erhebt nicht gerade ihn die Selbstbeherrschung, als die vornehmste Eigenschaft des Menschen, wie sie Hamlet rühmt, über das Gros? Seine Harlekinsprünge sind ein Produkt der Weisheit, ja Weisheit selbst. Seine Prinzessin heißt Leben; darunter thut er's nicht. Wie jeder echte Liebhaber bezieht er alle ihre Äußerungen, die positiven wie die negativen, auf sich: mehr aus Selbstlosigkeit als aus Selbstsucht. Die vollständige Unmöglichkeit, die Widersprüche, die aus den Beziehungen zwischen Einzel- und Allwille resultieren, zu heben, ist die letzte Ursache der tragikomischen Ausschreitungen, die seine Kunst ausmachen.

Ganz klar dürfte dies werden durch folgendes anschauliche und anschauenswerte „Bild", das Wedekind „Tiefer Friede" betitelt hat:

Die Tage verblassen, die Stunden zergehn,
Die Waffen rasten und rosten;
Ich bin, von vorn und von hinten besehn,
Ein armer, verlorener Posten.

Es kreisen die Dohlen, es kriecht das Gewürm,
Die Menschen hassen und lieben;
Ich bin wie ein alter Regenschirm
In Gedanken stehen geblieben.

Staub deckt meine Falten, es wackelt der Knauf,
Es wankt das Skelett unter'm Knaufe;
Ich wollte, die Schicksalshand spannte mich auf
Und hielte mich unter die Traufe.

Man könnte diese Verse geradezu das Vorbild tragikomischer Poesie nennen.

In „Frühlingserwachen" (Eine Kindertragödie; Verlag Cäsar Schmidt, Zürich 1894) finden wir geniale Belege für unsere obige Ausführung: Konferenzzimmer im Gymnasium: an den Wänden hängen Porträts von Pestalozzi, Rousseau: die Lehrer betragen sich wie die Schweine. Es soll über die Relegation eines Schülers verhandelt werden: die Herren Professoren streiten sich wegen der Ventilation im Zimmer. Der Schüler soll sich verantworten; so bald er den Mund öffnet, donnert's ihm entgegen: „Sie haben sich ruhig zu verhalten!" Ein einziger Lehrer tritt für ihn ihn ein: der stottert. Die Namen der Herren Professoren: Affenschmalz, Knüppeldick, Hungergurt, Knochenbruch, Zungenschlag, Fliegentod, Sonnenstich.

Die einzelnen Momente dieser Szene sind durchaus wahr und ohne Übertreibung. Nur die Verdichtung, Zusammendrängung ausschließlich negativer, lächerlicher Seiten in einer Situation, die an sich tiefernst ist, — es handelt sich um die Zukunft eines jungen, viel versprechenden Menschen — bewirkt die furchtbare Karikatur, die grelle Dissonanz.

In der selben Tragödie erliegt ein junges Mädchen lediglich den Abortivmitteln der Mutter Schmidtin. Kann dem Hohn des Lebens knapper, wuchtiger, höhnischer begegnet werden?

Aus „Frühlingserwachen" sei noch eine Szene erwähnt, weil in ihr der ganze Wedekind steckt. Ein etwa fünfzehnjähriger Gymnasiast, der geborene „Dichter", ist im Examen durchgefallen. Er will seinen Eltern den Anblick eines solchen Sohnes ersparen und wird sich erschießen. Er würde vielleicht weniger rücksichtsvoll sein, wenn er wissen könnte, was nach seinem Tode passiert: sein Vater verleugnet ihn . . . Der Junge ist also in den Wald gegangen, um sich zu erschießen. Er hält sich seine eigne Grabrede, weint sich seine eignen Thränen nach, setzt sich sein Denkmal — an Phantasie, an wunderbarer Phantasie mangelt's ihm ja nicht —, da mit einem Male steht Ilse hinter ihm. Ilse! Ilse, das Modell für Alle; Ilse, das Freudenmädchen auf seinem Jammerwege! Moritz, dessen letzter geheimer Kummer und Stolz es war, als keuscher Jüngling „hinüberzugehen", prallt in seiner Sterbestunde, in der Stunde der vollkommenen Entsagung, mit diesem Ausbund von Verwahrlosung und — Poesie zusammen. Die Idee, dieses Mädchen in diesem Augenblicke auftreten zu lassen, ist genial, ist tief, ist Idee in philosophischem Sinne, denn dieses

Mädchen ist des Knaben verwandteste Natur! Der Kontrast ist äußerlich; innen giebt es einen wundervollen Zusammenklang. Ilse, das Freudenmädchen, wirft dem Selbstmörder, dem „Dichter" — er hat sie nie berührt! — Blumen in's Grab; die Eltern, die Lehrer und last nost least die Verwandten Steine!!

Wedekinds Kunst ist nicht erschöpft mit der Konstatierung und ästhetischen Anerkennung seiner Paradoxen. Die vollständig ungesuchte, einfache, darum nichts weniger als primitive Art, wie er sein Drama aufbaut, wie er konstruiert, ohne die Konstruktion merken zu lassen, wie er das einzig zur Verfügung stehende Material, das Wort, künstlerisch bewältigt, ohne es jemals zu vergewaltigen, sei es durch falsches Pathos, Unklarheit oder Wortspielerei, das Alles kommt nicht minder in Betracht.

In „Frühlingserwachen" sind die Szenen an einander gereiht, und nicht folgt eine aus der andern. Außerdem ist die einzelne Szene kein fest in sich Abgeschlossenes, sondern sie beginnt unvermittelt und schneidet plötzlich ab. Alle Details in der Form sind negiert. Die bildende Kunst liefert uns ein genaues Analogon für diese „Technik": die Radierung. Und in der That — da bei Wedekind an und für sich jede Situation zum Bild wird — glauben wir einen Zyklus von Radierungen, d. h. nichts Anderes als Stimmungen, an uns vorüber ziehen zu sehen.

Was aber die Stimmung erzeugt, ist keineswegs etwa diese Technik als solche, sondern der poetische Gehalt, der gerade diese und keine andre Technik erfordert. Es handelt sich um eine Kindertragödie. Der Titel, den sie trägt, deutet hinreichend auf Alter und Disposition der Kinder. In wie weit Wedekind sein Problem vertieft, gehört nicht hierher. Genug, es sind Kinder, die weder bereits klar fühlen noch auszusprechen wissen, was sie beängstigt und beherrscht. Will der Dichter nicht klüger sein als seine kleinen Helden, muß er auf die Form verzichten, die nichts mehr zu ergänzen übrig läßt. Er darf uns keine aufgeblühten Rosen mit ihrem starken Geruch und der Kompliziertheit ihrer Formen schenken, wenn er uns Knospen versprochen hat, deren Duft doch nur ein Hauch ist, und deren Erscheinungen vorläufig noch in Konturen sich aussprechen.

Wedekind hat andre Stoffe behandelt und er hat sie anders behandelt. Die „Münchner Szenen" (Marquis von Keith; Verlag A. Langen, München 1901), seine letzte und reifste Dichtung, zeigen deutlich, wie unbeirrt von aller Tradition und jedem Schema sein Schaffen sich vollzieht. Und zum Andern zeigen sie seine eminente Selbstbeherrschung, die keine willkürliche Form duldet, und keinen Witz blos um des Witzes willen. Alles macht da den Eindruck des Zufälligen; nirgends spüren wir die

Handhabung des Poliermeſſers oder des Ätzſtiftes, und dennoch hat hier ein Künſtler mit vollem Bewußtſein und großer Strenge gegen ſich ſelbſt Mittelmäßiges verbeſſert, Überflüſſiges ausgemerzt, Notwendiges hinzu gefügt.

Die Szenen ſind nach außen hin abgeſchloſſen und bedingen ſich gegenſeitig, d. h. keine iſt losgelöſt von den andern denkbar. Abgebrochene Sätze unterlaufen ſelten. Die Wortſtellung und Satzverbindung iſt geſchickter — womit nicht über den Wert, ſondern nur über den Charakter etwas ausgeſagt wird; mehr intellektuelle als Situations-Gegenſätze wirken auf uns ein. Die Sache iſt eben die, daß es ſich diesmal um erwachſene Menſchen handelt, von denen jeder Einzelne ſein eigen- und einzigartiges Verhältnis zum Leben mitbringt.

In „Frühlingserwachen" variierten zwar die Stimmungen in den verſchiedenen Szenen, aber ſie wurden doch unbedingt zuſammen gehalten durch die Grundſtimmung, die dumpf und traurig reſonierte. Es iſt begreiflich, daß zu einer ſo diffizil abgetönten Baſis nicht alle aufgeſetzten Farben harmonieren können, daß es Diſſonanzen geben muß; ob und wie nun einer dieſe als poſitive Faktoren zu verwerten weiß, daran können wir am eheſten erkennen, ob und was für ein Künſtler er iſt. Man leſe mit Augen und Ohren die Wendlaſzenen, man wird dann ſehen und hören, wie mittels einer unendlich feinen Nüancierung der Worte gerade den Diſſonanzen die Macht verliehen wird, Lyrik zu erzeugen, das will ſagen: eine zur Muſik gewordene Sprache.

Die „Münchner Szenen" ſind, wie ſchon erwähnt, aus einem andern Stoff (= Struktur) gebaut, weil in ihnen ein andrer Stoff (= Inhalt) organiſiert werden will. Sie ſind in ihrer äußeren Struktur vergleichbar einem gotiſchen Gewölbe, das infolge des Gegen- und Durcheinanderwirkens aller Teile ſich ſelbſt zu tragen vermag; und ſie wirken ihrer Innenanlage nach ähnlich wie das Hochrelief, das aus ſeiner harten Steinfläche Geſtalten plaſtiſch heraus treibt, ſie unter einander verbindet, unbekümmert um die Konflikte, die dadurch entſtehen mögen, ſie unter allen Umſtänden nicht zur vollen Freiheit gelangen läßt.

In Wedekinds Dichtung ſpielt das Leben, wie er es ſieht und lebt, die Rolle der Steinfläche; er hat ihr nichts von ihrer verfänglichen Glätte, ihrer höhniſchen Kälte, ihrer ſchneidenden Härte genommen. Dazu iſt er viel zu ſehr Charakter. Auch hat er die menſchlichen Geſtalten nicht wie ein Stümper aufgeklebt, ſondern ſie wirklich aus der ihm ſelbſt rätſelhaften Maſſe hervor gehen laſſen; doch eben nur ſo weit, daß ihre Gebundenheit, Unfreiheit fühlbar blieb.

Und als er am siebenten oder so und so vielten Tage sein Werk beendigt hatte, da fand er durchaus nicht, daß es gut, wohl aber, daß es unverbesserlich war, und noch etwas: daß alle die Geschöpfe — Ebenbilder seiner selbst geworden. Wir unserseits haben dafür keine andere Erklärung, als daß der Erschaffer des Werks des Erlebens in tiefstem und weitestem Sinne fähig sein muß.

Auf eine Inhaltsangabe der Wedekind'schen Dramen müssen wir verzichten, weil sie nicht mehr geben könnte als die Reproduktion eines modernen Gemäldes: Punkte und nichts als Punkte. Hingegen verlohnt es, auf Merkmale hinzuweisen, an denen Wedekind leicht und mit Sicherheit zu erkennen ist. Äußere: Pistolen und Leichen fehlen nie. Mit Pistolen und Leichen laborieren gewiß auch andre Dramatiker, nur in grundverschiedener Weise, weil aus grundverschiedenem Motiv. Für Wedekind sind sie Mittel zu einem Narrenspiel. Für ihn liegt ja nicht im Sterben, sondern im Leben die Tragik. Weil es aber im „Leben" umgekehrt ist, macht er sich lustig über das Sterben. Da, wo „man" die Trauermiene zur Schau zu tragen pflegt, zeigt er die höhnische Grimasse; aber da, wo „man" sich zum fröhlichen Schmause an der Tafel des Lebens niederläßt, leichtsinnig bis zur Frivolität, ist er bittereruſt bis zur Verzweiflung.

Kennzeichnend ist ferner die Fülle der Sentenzen, die, wiewohl in innerem Zusammenhange mit dem Ganzen stehend, doch auch losgelöst von ihrer vollen Bedeutung nichts einbüßen und jedenfalls ein Zeichen von Konzentrationskraft sind. Hier einige Proben:

> Der Mensch wird abgerichtet oder er wird hingerichtet.
> Der Eine nimmt es und dem Andern ist es beschieden.
> Sünde ist eine pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte.
> Dem Tod sieht man mit klarem Bewußtsein in's Auge, aber niemand lebt, der sich nicht selbst vergessen kann.
> Das glänzendste Geschäft in dieser Welt ist die Moral.

Es sind auch innere Charakteristiken vorhanden und sie sind bezeichnender Weise deutlich an der gegebenen Form abzulesen. Deshalb, weil im Wedekind'schen Drama die Objektivation schlechterdings zum Prinzip erhoben wird. Er geht darin so weit wie etwa heute nur noch Stefan George in seiner Lyrik, Hermann Bang in seiner erzählenden Prosa. Er geht jedenfalls ein beträchtliches Stück weiter als der große Bildner Henrik Ibsen. Gesetzt, er will den Egoismus des Menschen zum Ausdruck bringen, so bedarf er dazu gar keines besonderen Apparates, gar keiner Handlung; er macht das einfach so: zwei Personen unterhalten sich; die Eine spricht vielleicht von einem starken Erlebnis, das unbedingt die Teilnahme — des Lesers, man sollte also meinen, auch die der andern Person

erwecken muß; dem ist aber nicht so; die fällt sofort mit ihrem lieben Ich ein; für sie war jene Erzählung nur Anlaß, an sich selbst zu denken. So finden sich zahlreiche Dialoge, die beständig das Ich zum Ausgangs- und Endpunkte haben. Was die Leute von sich aussagen, von ihrem Wesen u. s. w., das ist natürlich keineswegs zutreffend für sie. Nur, daß sie das Bedürfnis haben, von sich zu reden, kommt in Betracht, und das allein stellt Wedekind dar. So wird einer ethischen Kategorie durch die Formalisierung der Charakter des Selbstverständlichen zu teil. Jede Betonung (Pathos), jeder tendenziöse Beigeschmack fällt fort. Und dies ist deshalb wirklich künstlerisch, weil es dem Dichter ja gar nicht darauf ankommt, den menschlichen Egoismus zu photographieren, geschweige denn zu geißeln, sondern einzig auf das Fatum: der Mensch muß Egoist sein; sein Egoismus ist selbstverständlich. Und nur dem Herrgott rückt ihn der Hofnarr vor Augen: der mag sich seinen Teil dabei denken!

Sehr bedeutsam sind die Aktschlüsse; sie sind vom Dichter „gesehen". Im Gegensatze zu den Franzosen (mit Ausnahme Mussets), die ein „Tableau stellen", in Übereinstimmung mit Ibsen, bei dem die Gesichte ja überhaupt das Primäre sind. Wedekinds Aktschlüsse verdanken ihre ungeheure Wirkung dem intuitiven Bild, weil in ihm alle Affekte, mit denen im Verlaufe der Szenen nur gespielt wurde, urplötzlich — darauf liegt der Ton — Gestalt annehmen, die Maske gleichsam abwerfen, um ihr wahres Antlitz zu zeigen, das, gelinde ausgedrückt, das Gegenteil von süß und glatt zu sein pflegt. Das Geniale, eminent Künstlerische daran: wieder prägt sich in der sinnfälligen „Form" eine Wesensseite des Seins aus — die Unberechenbarkeit und Grausamkeit der unethischen Natur.

*

So schafft Wedekind; so muß er schaffen. Das Göttlich-Teuflische an seinen Werken ist ihre Notwendigkeit. Nicht alle Dramen, die er geschrieben hat, sind einwandsfrei. Diese aber hat er überwunden durch die Kindertragödie und die Münchner Szenen: zwei reine Kunstwerke. Er hat weder von anderen Dramatikern etwas abgeguckt — sein Stil ist keineswegs kulturbeleckt —, noch von der Kritik etwas gelernt: sie hat sich nicht um ihn bekümmert. Er ist ein Eigener: als solcher erzwingt er unsren tiefen Respekt. Er ist Künstler: als solcher steht er jenseits von Lob und Tadel. Er ist ein Mensch, der das Räderwerk unsrer fragenden Seele durch seine Kunst stocken macht: als solchen lieben wir ihn,

Wir lieben den Hofnarren Gottes!

Nachschrift der Schriftleitung:
„Und der Himmel, reich an Huld — hört auch dies an mit Geduld!"

Neue Verse

von Marie Stona.
(Schloß Strzebowitz, Österr.-Schlesien.)

Der 1. Dezember.

(Mein Geburtstag.)

O Tag, der du gelebt von Urbeginn
Und leben wirst bis an der Welten Ende!
Einst trug mich meine Mutter zu dir hin,
Da hobst du mich auf deine weißen Hände,
Und durch der Kindheit frühlingsreiche Zeit
Gabst du mir lächelnd blühendes Geleit.

Hold wie ein Glänzen flog es vor dir her,
Nie lockte mich dein lieber Ruf vergebens;
Mit jedem Jahr botst du der Freuden mehr . . .
So führtest du mich zu den Höh'n des Lebens.
Und einmal kamst du — Keiner dachte dein —
Die Mutter lag im engen Totenschrein.

Seit jener Stunde küßt du sanfter mich;
Dein junges, rotes Lachen ist verblichen,
Und wehmutvoll in Demut grüß' ich dich,
Hast du dich treu an mich heran geschlichen.
Um den gebeugten Nacken fügst du sacht
Sternchen an Stern zu einer Kette Pracht.

Und immer stiller, ernster nahst du mir,
Als wolltest du ein großes Schweigen künden —
Doch leuchtender und froher wink' ich dir!
Einst kommst du, Tag, und wirst mich nicht mehr finden . . .
Der Zeiten Flucht rollt über mich dahin,
Und du bist fremd mir wie von Anbeginn.

Drei Zeichen.

Drei Zeichen an ſchmalem Wege ſtehn:
Ein Kreuz, das weiſt zu himmliſchen Höhn;
Hinüber in's enge Vaterland
Reckt der Meilenzeiger die flache Hand;
Und über ſie beide in lichtem Glanz
Erhebt eine Linde der Krone Kranz.
Sie zimmerte keines Menſchen Fleiß,
Sie ſchädigt nicht Wetter, nicht Wintereis,
In die Erde ſchlug ſie die Wurzeln ein
Und küßt den blühenden Sonnenſchein
Und dehnt die wachſenden Glieder ſtolz . . .

Schon morſcht das Kreuz aus totem Holz,
Des Weiſers Arm ſich müde neigt,
Die Linde nur höher und breiter zweigt.
So ſchwingt ſie über die träumende Flur
Das Siegesbanner der Natur.

Erinnerungen . . .

Erinnerungen
Martern mich im Herzen,
Lecken an meinen Schmerzen
Mit giftigen Zungen.

Ich will ſie töten, enden
Mein Weh — doch ſie entgleiten
Mit ſchimmernden Breiten
Meinen wütenden Händen.

Wie zuckende Glieder
Schmiegſamer Schlangen
Umſchlingen und fangen
Sie immer wieder

Die Seele und weiden
Mit Blicken, mit fahlen,
Sich an den Qualen
Ewiger Leiden!

Ich küſſe nicht.

Ich liebe nicht wie andere Frau'n
Und küſſe und herze dich nicht.
Der Kuß iſt nur ein halbes Glück,
Das auf der Lippe zerbricht.

Die ganze Seele geb' ich hin
Wie ein funkelndes Flammenmeer;
Das ſchlägt die glühende Flut um dich,
Darin verſinkſt du ſchwer . . .

Dein armes Leben ſaugt es aus
Und tötet dich, weil es muß —
Was gilt ſolcher Glut ein Kinderſpiel,
Was ſoll meinen Lippen — der Kuß?

Fühlſt du . . .

Fühlſt du, wie nach Vollendung ſtrebt
Die aufgewühlte Leidenſchaft,
Wie uns einander entgegen hebt
Des roten Bluts entfachte Kraft?

Was zögerſt du, was weichſt du zurück,
Fürchteſt du den Spruch der Welt,
Sorgſt du, daß dem entflammten Glück
Dein frommer Ruf zum Opfer fällt?

Leichter zwingſt du den brauſenden Strom
Mit deiner Hand zu jähem Halt,
Verjagſt den Sturm im Waldesdom,
Eh' du gebieteſt der Liebe Gewalt.

Sie wächſt und ſchwillt und raſt ſo bang
Und bäumt ſich mit geſchwungner Macht,
Ein Feigling bleibſt du lebenslang,
Wenn ſie nicht Mut in dir entfacht.

Nie trägt dich empor aus Menſchengewühl
Ehernes Wollen zu ſiegender That,
Du kauerſt am Boden im Alltagsgefühl
Bei deiner welken Tugenden Saat,

Und kriechſt dahin wie taubes Gewürm
Und krümmſt den Rücken und ſaugſt den Staub —
Ich biete, dem Adler gleich, Wolken die Stirn
Und jage mit jauchzender Bruſt nach Raub!

Ein blaues Schlänglein . . .

Ein blaues Schlänglein ſchlängelt ſich
Von meiner Schläfe nieder,
Als ob es meiner Stirn entwich —
Und ſchlüpft auf meine Lider.

In meiner Wange Roſenluſt
Hat es ſich weich gebettet,
Dann gleitet's ſtill zu meiner Bruſt,
An's helle Licht gerettet.

Unſichtbar drängt's dem Herzen zu
In tiefverborgnen Gründen —
Und liebſt du mich, wirſt ſicher du
Die kleine Schlange finden!

Frisches Menschenfleisch.

Eine zeitgemäße Anregung von Paul Scheerbart.

(Breege auf Rügen.)

Die europäische Menschheit hat im vergangenen Jahrhundert so viele Vorurteile überwunden, daß es wohl angezeigt erscheint, auch mit dem Vorurteil, das sich gegen den Genuß von frischem Menschenfleisch auflehnt, jetzt endlich 'mal endgiltig aufzuräumen.

Es widerstrebt uns natürlich, unsere guten Freunde und Bekannten in gebratenem oder gekochtem Zustande zu verspeisen. Obgleich nun auch diese Abneigung natürlich blos auf einem Vorurteil beruht, will ich doch an diesem nicht rütteln, da die Vernichtung dieses Vorurteils eine allzu große Unsicherheit im Verkehrsleben erzeugen dürfte.

Man soll nicht gleich zu weit gehen!

Andererseits werden aber in den jetzt wieder so modern gewordenen Kriegen der Menschen unter einander so viele ganz gesunde Leute tot geschossen und tot gehauen, daß man wohl endlich 'mal daran denken muß, dieses frische Menschenfleisch rationell zu verwerten.

Ich bin der Überzeugung, daß in Europa ein frisch geschlachteter Chinese — selbst im eingepökelten Zustande — mindestens mit 100 Mark pro Pfund bezahlt werden dürfte; es giebt bei uns genug Leute, die sich das leisten könnten und möchten.

Bedenkt man nun, daß China vierhundert Millionen Menschen besitzt, die sich sämtlich nach und nach töten lassen — und bedenkt man ferner, daß man jeden frisch geschlachteten Chinesen für mindestens 10000 Mark (wo nicht noch teurer!) verkaufen kann, so erhält man 400×10000 Millionen Mark.

Das sind 4000 Milliarden!

Ein hübsches Sümmchen!

Und diese Summe kann man in einem Jahrhundert noch ganz erheblich vergrößern, wenn man durch Zuchtchinesen die ganze Sache rationell betreibt.

Ist diese Art und Weise, aus China Geld zu ziehen, nicht die einfachste und verständigste?

Und welche Perspektiven werden dadurch eröffnet!

Mit den anderen wilden Völkern können die Europäer doch selbstverständlich ebenso verfahren.

Es ist zunächst nur nötig, daß die Europäer den Genuß von Menschenfleisch nicht fürderhin für „unkultiviert" halten.

Warum sollen denn die besten Fleischsorten, die wir auf Erden haben, durchaus und durchum unter der Erdrinde verfaulen? Warum?

Der Mensch gehört dem Menschen — nicht den Würmern!

Europa muß seine Kolonien ein bischen rationeller verwerten; die Staatsmänner müssen ihre Aufgaben etwas ernster in's Auge fassen. Es handelt sich doch allein in China um mehr als 4000 Milliarden.

Haben wir uns jedoch an den Genuß des wilden Menschenfleisches erst gewöhnt, so wird sich mit der Zeit naturgemäß nicht umgehen lassen — auch den Genuß des europäischen Kulturmenschenfleisches in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen.

Das zarte Fleisch der weißen Rasse ist sicherlich nicht so ohne Weiteres zu verachten — selbst wenn's dem der farbigen Rassen in mancher Hinsicht nachstehen sollte.

Da nun die Europäer aus gut erwogenen Gründen Kriege untereinander nur sehr selten führen mögen, so werden wir wohl leider ausschließlich auf dasjenige Europäerfleisch angewiesen sein, das bei kommenden Revolutionen abfällt.

Jedenfalls steht sowohl die „sanitäre" wie die „kulinarische" Bedeutung des Menschenfleisches ganz außer Frage; darüber sind die Akten bereits geschlossen. Es erübrigt sich nur noch, die gesetzlichen Bestimmungen in dieser Frage einer Reform zu unterziehen.

Außerdem ist auch noch nötig, die öffentliche Meinung ganz energisch aufzuklären; diese Aufgabe wird aber (davon können wir überzeugt sein!), die Tagespresse in gewohnter Art glänzend lösen.

Wir leben in einer aufgeklärten Zeit und sind es unserem Kulturgewissen schuldig, mit allen veralteten lächerlichen Vorurteilen brevi manu aufzuräumen; daß wir im zwanzigsten Jahrhundert leben dürfen, legt uns auch „Verpflichtungen" auf.

Wenn wir uns nicht genieren, unſere Soldaten zur Tötung von wilden Horden abzurichten — ſo brauchen wir uns nicht zu genieren, dieſe wilden Horden (ob ſie nun ſchwarz, weiß, gelb oder braun ſind, iſt ja ſchließlich ganz egal!), auch zu verſpeiſen.

Nicht blos unſere Küche hat den Vorteil — auch unſere Kaſſe! Denn Europa kann ganz allein für die friſch geſchlachteten Chineſen einen Preis von 4000 Milliarden erzielen.

Ich glaube — das genügt!

Die Verdunklung der Konzerträume.

Von Paul Ehlers.
(Königsberg i. Pr.)

Nr. 44 der Leſſmann'ſchen „Allgemeinen Muſikzeitung" (vom 1. November 1901) enthielt folgende Briefkaſten-Notiz:

„L. N. in Frankfurt a. M. Der von Darmſtadt aus angeregte, in Frankfurt nachgeahmte Verſuch, durch Verdunkelung des Konzertraumes die Wirkung der Muſik zu erhöhen, mag ja wohl in der ſelben pſychiſchen Beanlagung der Anreger ſeine Urſache finden, wie die vor längerer Zeit an die Öffentlichkeit gebrachten Vorſchläge, zu gleichem Zwecke beſtimmte Wohlgerüche im Konzertſaal zu verbreiten oder den Saal in beſtimmten, je nach dem Charakter der Muſikſtücke wechſelnden Farben zu dekorieren. Seit ihrem Beſtehen hat die Muſik innerhalb und außerhalb des Konzertſaales ihre Macht auf die Gemüter der Menſchen je nach der Empfänglichkeit der Zuhörer mehr oder minder ſtark ausgeübt, und Niemandem iſt es eingefallen, zu Parfümduft, Farben und Verdunkelung ſeine Zuflucht zu nehmen, um ſich von den Tönen erheben oder erſchüttern, erheilern oder ernſt ſtimmen zu laſſen. Wer ſo äußerlicher Hilfsmittel bedarf, um ſich durch die Muſik oder für die Muſik in Stimmung bringen zu laſſen, dürfte an irgend einem Defekt ſeiner Empfänglichkeit für die Tonkunſt überhaupt leiden, und man ſollte ſich hüten, derartige individuelle Bedürfniſſe der Allgemeinheit aufdrängen zu wollen."

So, da ſteht's ſchwarz auf Weiß! Für die „Allg. Muſik-Ztg." iſt damit der Fall erledigt. Und doch hat die „Reform des Konzertſaales" ſeit Jahren die beſten Köpfe unter den Muſikern beſchäftigt, haben eine

Reihe von tüchtigen Künstlern auf die eine oder die andere Weise versucht, den immer empfundenen Mängeln abzuhelfen. Auch für uns ist die Sache zu wichtig, um sie mit diesem Briefkasten-Urteil als aus der Welt geschafft zu erachten; im Gegenteil, gerade diese summarische Verurteilung reizt uns durch Form und Inhalt, ebenfalls der Frage von Neuem näher zu treten, ob eine Verdunklung der Konzerträume wünschenswert sei oder nicht. Wenn ich aufrichtig sein soll, so hat sie für mich allerdings schon ihre Antwort gefunden. Es handelt sich hier also weniger um eine Untersuchung, um ein genaues Abwägen des pro und contra, als um die Verteidigung eines Standpunktes; ich fühle mich also nicht in der Rolle des Richters, sondern in der eines Anwaltes. Und die Briefkasten-Notiz sei für das Plaidoyer als Ausgangspunkt genommen.

Dreierlei fällt an der Notiz vor Allem auf: 1. die Berufung auf die seit Alters bestehenden Zustände; 2. die Verquickung so verschiedener Dinge, wie Parfüm, Farben und Verdunklung es sind; 3. die Warnung davor, „individuelle Bedürfnisse der Allgemeinheit aufdrängen zu wollen". Veranlaßt worden ist die Notiz durch die Ankündigung, daß das „Frankfurter Trio" (James Kwast und Genossen) bei einem Konzerte während der Musikvorträge den Saal verdunkeln lassen wolle. Wilhelm Holzamer veröffentlichte auf diese Bekanntgebung hin in Nr. 296 (Abendblatt) der „Frankfurter Zeitung" einen kleinen Artikel, worin er unter Darlegung seiner auf der Darmstädter Kunstausstellung mit dieser Neuerung gemachten Erfahrungen zur Diskussion aufforderte, ob und in welcher Weise seine Versuche zur ständigen allgemeinen Einrichtung zu machen wären. Nr. 299 der „Frkf. Ztg." brachte hierzu drei verschiedene Äußerungen aus ihrem Leserkreise; ich erwähne dies, weil ich auf sie und auf Holzamers Ausführungen gelegentlich zurück greifen werde. Außerdem möchte ich noch en passant erwähnen, daß die selbe „Frkf. Ztg." mir schon am 22. Septbr. 1899 gestattet hatte, im Anschluß an Wilhelm Mauke's Aufsatz über „das lebende Lied" meine Ansicht zu publizieren, die ich in die Forderung zusammen faßte: „Man entziehe die vortragenden Künstler durch eine Schallwand den Blicken der Hörer und verdunkle zugleich den Saal durch die Abdämpfung des Lichtes (in Milchglaskuppeln) bis auf einen sehr matten Schimmer!"

„Niemandem ist es eingefallen, zu Parfümduft, Farben und Verdunkelung seine Zuflucht zu nehmen, um sich von den Tönen erheben oder erschüttern, erheitern oder ernst stimmen zu lassen." Aufrichtig gestanden, dieses Urteil hat mich in der „Allg. Musikzeitung" doppelt überrascht, da doch gerade dieses Blatt in anderen Dingen gegen veraltete Institutionen

und gegen die in den verkehrten Anſchauungen von der „guten alten Zeit“ Befangenen mit verdienſtvoller und erfolgreicher Rückſichtsloſigkeit Jahre lang gekämpft hat. Klingt dies nicht ein ganz klein wenig, als wollte Einer ſeinem Sohne ſagen: „Dein Großvater iſt mit der Poſtkutſche gefahren, folglich iſt es Unſinn, wenn du mit einer Geſchwindigkeit von 200 Kilometer pro Stunde elektriſch über die Erde ſauſen willſt!“ Daß es bisher niemand eingefallen iſt, den Konzertſaal zu dem Zwecke einer intenſiveren Wirkung der Muſik zu verdunkeln, iſt — wäre es auch wahr — doch für uns kein Grund, ebenfalls davon abzuſtehen. Da hätten die Beſucher des Brüſſeler „Théâtre de la Monnaie“ doch wohl Recht gehabt, als ſie vor einigen Jahren gegen die Verdunklung des Zuſchauerraumes während einer Wagner'ſchen Oper zu proteſtieren verſuchten? Ich weiß wohl, daß man mir entgegnen kann: Verdunklung des Theaters und Verdunklung des Konzertſaales ſind Dinge, die zwei ganz verſchiedene Zwecke verfolgen. Es kommt hier indeſſen nur darauf an, die Grundloſigkeit dieſes Grundes darzuthun: etwas zu unterlaſſen, weil es ſchon immer anders geweſen ſei.

Wir überſpringen Punkt 2, der uns nachher mitten in die Materie hinein führen ſoll, um vorerſt ganz kurz den dritten Einwand der Briefkaſten-Notiz noch zu widerlegen, der in der Mahnung gipfelt, nicht „individuelle Bedürfniſſe der Allgemeinheit aufdrängen zu wollen“. Ich traute meinen Augen nicht, als ich dieſen Paſſus in einem Wagner, Liſzt und Berlioz geweihten Blatte las. „Individuelle Bedürfniſſe“ oder vielmehr Bedürfniſſe, die ſich aus dem Fortſchritte der Zeit ergeben, von manchen *empfunden* werden, aber zuerſt in wenigen Individuen, oft auch nur in *einem* Individuum zum klaren Ausdrucke kommen — ſolche Bedürfniſſe ſind es von Anbeginn der Welt geweſen, die die großen Reformationen oder auch Revolutionen hervor gerufen haben. War die Individualität, die die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe durch zu ſetzen ſuchte, ſtark und ſelbſtbewußt, ſo drängte ſie *ihre* Bedürfniſſe der Allgemeinheit eben auf. Und es kann und ſoll auch nicht anders ſein. Der Menſch, als Gattung genommen, iſt bekanntlich ein „Herdentier“; die Menge iſt faul, indolent, ſelbſt dann, wenn es ſich um den eigenen Vorteil handelt. Das Individuum iſt der Schöpfer des guten und des böſen Großen. Wir wollen aus der ziemlich beträchtlichen Menge von Neugeſtaltern nur einen Einzigen nennen, der auf mehr als einem Gebiete mit ſeinen individuellen Bedürfniſſen, die er der Allgemeinheit zu ihrem Beſten aufzudrängen — Manche nannten es ſogar: herriſch zu diktieren — ſuchte, einfach rieſige Umwälzungen hervor gerufen hat: *Richard Wagner*. Wir

nennen ihn auch deshalb, weil wir uns seiner Gedanken bedienen werden, um den Vorzug unserer Absichten zu beweisen.

Nun aber zu Punkt 2! Wir sind prinzipiell gegen eine Vermischung der drei Ideen: den Hörer durch bestimmte Parfüms, durch wechselnde Farben, durch Verdunklung des Saales in seiner Rezeptivität musikalischer Gaben zu fördern. Die Vertreter der Parfümierung können sich bekanntlich auf Friedrich Schiller berufen, der in der sechsten Szene des ersten Aktes von „Kabale und Liebe" beim Auftreten des Hofmarschalls von Kalb die gelungene Regieangabe macht: „Er fliegt mit großem Gekreisch auf den Präsidenten zu und breitet einen Bisamgeruch über das ganze Parterre." Zweifellos trüge dieser Bisamgeruch trefflich zur Charakterisierung des Kalb bei — ließe er sich nur auch so rasch aus dem Parterre wieder entfernen, daß nicht die anderen Personen ebenfalls in den Geruch kämen. Hier liegt die praktische Unmöglichkeit zu Tage, die die Parfümtheorie begleitet; bei wechselndem Empfindungsgehalt der Musikstücke müßte sich das Parfüm gleichfalls ändern, und wir würden bald wähnen, in einem Friseurladen, nicht aber im Konzertsaale zu sitzen, und unsere Sinne würden weniger durch die Musik affiziert werden, als vielmehr störende Gedankenassoziationen mit Rasieren und Frisieren herauf beschwören. Plausibler und leichter ausführbar wäre schon die Idee mit den wechselnden Farben, aber auch ihre Ausführung würde stets unvollkommen bleiben. Man braucht nur die Ouverture zum „Tannhäuser" vor die Seele zu rufen, um sich der Schwierigkeiten, die sich dieser Idee entgegen stellen würden, bewußt zu werden: wie wäre der milde, geheimnisvolle Anfang zu beleuchten, wie das strahlende Fortissimo, wie dann das wollüstige Locken des Venusberges, wie der Kampf zwischen ihm und der Gnade? Denn daß eine Farbe allein nicht ausreichte für ein solches Stück (und eben die meisten Orchestersätze), das liegt auf der Hand. Eine ewig wechselnde Beleuchtung würde aber nicht die Stimmung konzentrieren, sondern beunruhigen und zerstören. Die Konzentrierung der Stimmung oder die Bereitung der Sinne zu einer möglichst ungestörten Aufnahme der Musik ist aber doch das Ziel, das wir zu erreichen suchen müssen. Parfüm und Farben im Wechsel ständen unserer Absicht genau entgegen, da sie die für die Musik entbehrlichen Sinne, anstatt sie auszuschalten, nur noch mehr anreizten. Übrigens nähern sich beide Ideen für unsere Empfindung auch dem Brett'l, und wir behandeln sie nur deswegen nicht mit billigem Spott, weil wir in ihnen immerhin die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen sympathisch anerkennen.

Eine andere Art, dem Konzertsaal das Unmusikalische zu nehmen, wurde im Mai 1901 von dem Münchner „Kostumbureau für Bühnen-

künſtlerinnen" angewendet. Ich habe damals über den „Intimen Vortragsabend" in der „Geſellſchaft" berichten dürfen (II. Maiheft, S. 245) und möchte hier nur darauf verweiſen. Die Umwandlung des Saales in einen behaglich feſtlichen Geſellſchaftsraum, in dem während der Vorträge das Licht bei den mit lila Gaze umſponnenen Kronleuchtern abgedämpft wurde, hatte etwas ungemein Reizvolles und, wie es der Name des Konzertes verriet, Intimes. Indeſſen wäre dieſe Art immer nur für eine ganz beſtimmte Muſik geeignet: für die Lyrik. Paul Marſop bemerkt in ſeinen geiſtreichen, anregenden „Muſikaliſchen Eſſays" ſo feinfühlig und wahr von Schumanns Traumlyrik: „Das Pianiſtenvolk — mögen die Götter es verderben! — hat eben nach wie vor kein Gefühl dafür, daß es überhaupt unangebracht iſt, die wundervollen uud wunderlichen Rätſeldichtungen des ſtillen Träumers in den Konzertſaal hinein zu zerren." Was er hier von Schumann ſagt, paßt nun faſt auf alle Lyrik, ſei es für Klavier, ſei es für Geſang, mag es auch für Schumann noch ganz beſonders zutreffen. Mir iſt es unbekannt, wie er ſich zu dieſer Art von Verdunklung des Konzertraumes ſtellen würde, aber ich meine, daß er bei einem derartigen „intimen Vortragsabende" weniger das Gefühl hätte, als würde die Lyrik dort proſtituiert, trotz ſeines hübſch geprägten Ausſpruches: „Beim Chopin-Spielen iſt jeder Dritte, beim Schumann-Spielen eigentlich ſchon jeder Zweite zu viel." Es kommt nämlich thatſächlich faſt mehr auf den Raum an, worin die Muſik gemacht wird, als auf die Anzahl Menſchen, die ihr zuhören, wofern dieſe nicht juſt Banauſen ſind, die mit ihren Rückſichtsloſig- und Unanſtändigkeiten alle Stimmung zertrampeln.

Radikaler als alles dies, dabei weniger koſtſpielig und für alle Formen der Reproduktion geeigneter, würde die Erfüllung unſerer Forderung ſein, den Saal während der Muſik zu verdunkeln; nicht zwar ſo, daß wir in pechkohlrabenſchwarzer Nacht ſäßen, ſondern, daß ein zarter, dämmriger Schimmer die Luft durchleuchtete. Hier könnte man vielleicht die Farben-Idee wieder aufgreifen, um die eine Farbe herauszufinden und dauernd anzuwenden, die am beſten zur leiſen Anregung der Nerven diente. Wilhelm Holzamer betont übrigens nicht mit Unrecht, daß die Augen in der Dämmerung leicht ermüden; er will daher im verdunkelten Saal ein paar Lichtpunkte haben. Das ſind natürlich Dinge, über die ſich diskutieren läßt, hat man ſich nur erſt prinzipiell für die Verdunklung erklärt. Warum aber dieſe wünſchenswert iſt, brauchte man eigentlich gar nicht erſt zu beweiſen. Das Auge iſt der Feind des Ohres. Wollen wir etwas genau hören, ſei es auch nur, um irgend ein triviales Geräuſch zu erkennen, ſo kneifen wir unwillkürlich die Augen zu: wir ſetzen unſeren Geſichtsſinn

außer Dienſt, um nicht durch ihn vom intenſiven Lauſchen abgelenkt zu werden. Wer ſich mit Andacht in ein Muſikſtück vertiefen will, ſucht für ſein Auge entweder einen Ruhepunkt, der ſich nicht verändert und den er deshalb leichter vergißt, oder er ſchließt die Augen.*) Das ſind rein praktiſche Beobachtungen. Holzamer ſucht auch noch den pſychologiſchen Grund heraus zu finden, er nennt „die Konzertmuſik — die Kunſt der Dämmerung". Ein gefährlich Wort! Denn uns iſt durchaus nicht „dekadent" zu Mute; wir glauben nicht an jene Muſik als die allein ſelig machende, die „müde Seelen", ſchlanke, lilienweiße Hände und zerfließende Linien für allein exiſtenzberechtigt erachtet. Nein, gerade auch die ſymphoniſche Epik mit ihren ſtolzen, feſten, geſunden Bauten, wo ſtatt welkender Roſendüfte aus Tantchens Empire-Porzellandoſe die klarſcharfe Luft eines Gebirgmorgens weht, iſt es, die wir durch die Verdunklung des Saales in ihrer Wirkung zu erhöhen gedenken. In dieſem durchaus kräftigen Sinne akzeptieren wir Holzamers Ausſpruch bis zu einem gewiſſen Grade; die Muſik iſt der Ausdruck des dunklen Grenzgebietes von Seele und Geiſt, meinetwegen auch von Erde und Himmel, und ſie wird gerade dann am lebendigſten in uns, wenn wir vom lauten Tage nicht beläſtigt werden. Was die Dichtkunſt zum thöricht ſcheinenden Geſtammel, die Malerei zu einem oftmals komiſchen Farben- und Formengewirre machen kann — der Symbolismus, er findet im Tone ſein eigentliches Ausdrucksmittel. Auch der Myſtizismus, überhaupt alles nur Empfundene; womit wir übrigens, um es gleich zu ſagen, die Ausdrucksmöglichkeiten der Muſik nicht für erſchöpft anſehen. Und die meiſten Menſchen muſizieren nie inniger und

*) Das könnte faſt klingen, als erachteten wir das Muſikdrama für ein Unding. Darum wallen wir, außer der Wagner'ſchen Farderung: beim Drama die Muſik nicht als Zweck, ſandern als Mittel zum Zweck zu betrachten, ein ſchönes, treffendes Wart aus Dr. Arthur Seidls „Wagneriana" (Erſter Band, S. 27) anführen: „Die Muſik muß uns entgegenkammen täuſchend, wie mit und aus der Erſcheinung, wie der innere Empfindungsgehalt der handelnden Perſanen ſelbſt, wie das innere Leben und Weben der ſzeniſchen Naturaargänge dart aben — kurz, wie die Seele der Aktion." Verſchieden, wie das Weſen der abſaluten und der aus dem Drama gebarenen Muſik, aerſchieden, wie ihr Zweck, ſa aerſchieden iſt auch die Art, wie wir ſie aufzunehmen haben. Während wir beim Muſikdrama die Muſik nur als Teil der Perſanen und der Naturaargänge, gleichſam als Unterſtram, empfinden ſallen, iſt es bei der abſaluten Muſik doch nur eben dieſe ſelbſt, die wir allein für ſich, als einzige Hauptſache in uns aufnehmen müſſen. Beim Muſikdrama ſind Bild und Muſik, wafern dieſe nur wahr kampaniert iſt, kangruent; im hellen Konzertſaale bieten ſich tauſend verſchiedene Bilder, aan denen keins mit der Muſik übereinſtimmt. Beim Muſikdrama aerſchmelzen die Eindrücke des Geſichtes und des Gehöres erſt zum richtigen Geſamteindrucke, die abſalute Muſik wendet ſich nur durch das Ohr an unſere Seele.

feuriger, als im Halbdunkel zwischen Tag und Nacht. Das Halbdunkel für die Musizierenden herzustellen, ist nun freilich unmöglich im Konzertsaal; aber dem Hörer sollte man die Wohlthat gewähren. Gerade deshalb, weil nicht alle Menschen gleich disponiert sind, die Musik trotz aller Störungen in voller Kraft auf sich wirken zu lassen, müssen wir die beste Allgemeinbedingung schaffen. Wir dürfen nicht hochmütig auf die herab blicken, die sich, wie Holzamer ausführt, durch eine vor ihnen sitzende Dame von der Musik ablenken lassen oder es nicht über sich gewinnen können, die Augen zu schließen.

Im Anschluß an Holzamers Artikel brachte, wie ich erwähnt habe, die „Frkf. Ztg." noch einige Äußerungen von Lesern. Die eine kam aus Mannheim und berichtete die interessante Thatsache, daß bei den Abonnement-Konzerten des dortigen Hoftheaters das Saallicht abgedämpft wird, das Podium dagegen hell bleibt, und daß sich diese Einrichtung ganz ausgezeichnet bewährt hat. Der Einsender ist dafür, daß man den konzertierenden Solisten in heller Beleuchtung sitzen lassen solle. Das Orchester spielt doch wohl im gewohnten versenkten Theater-Raum; denn sonst wäre ja nur eine halbe Besserung, vielleicht sogar eine Verschlechterung in dieser Maßregel. — Die zweite Äußerung, von einer Dame, wendet sich gegen jede Verdunklung: „aber recht hell wünsche ich es mir stets — das stimmt besser zu meiner Begeisterung". — Die dritte Äußerung zitiert den bekannten Ausspruch Goethe's aus „Wilhelm Meisters Wanderjahren", der allerdings in der merkwürdigsten Weise unsere Ansichten, wenigstens nach der, jetzt zu behandelnden, Seite des verdeckten Orchesters hin, vertritt; ich lasse ihn hier folgen:

„Er konnte nicht ohne Musik, besonders nicht ohne Gesang leben und hatte dabei die Eigenheit, daß er die Sänger nicht sehen wollte. Er pflegte zu sagen: Das Theater verwöhnt uns gar zu sehr; die Musik dient dort nur gleichsam dem Auge, sie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen. Bei Oratorien und Konzerten stört uns immer die Gestalt des Musikus; die wahre Musik ist allein für's Ohr; eine schöne Stimme ist das Allgemeinste, was sich denken läßt, und indem das eingeschränkte Individuum, das sie hervorbringt, sich vor's Auge stellt, zerstört es den reinen Effekt jener Allgemeinheit. Ich will jeden sehen, mit dem ich reden soll; denn es ist ein einzelner Mensch, dessen Gestalt und Charakter die Rede wert oder unwert macht; hingegen wer mir singt, soll unsichtbar sein; seine Gestalt soll mich nicht bestechen oder irre machen. ... Ebenso wollte er auch bei Instrumentalmusiken die Orchester so viel als möglich versteckt haben, weil man durch die mechanischen Bemühungen und durch die notdürftigen, immer seltsamen Gebärden der Instrumentenspieler so sehr zerstreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Musik nicht anders als mit zugeschlossenen Augen anzuhören, um sein ganzes Dasein auf den einzigen, reinen Genuß des Ohrs zu konzentrieren."

Die Unsichtbarmachung des Orchesters, der Ausführenden überhaupt, und die Verdunklung des Konzertraumes gehören zusammen; wenigstens scheint mir die Verdunklung zugleich auch die Unsichtbarmachung zu fordern, wogegen ich es mir schon eher vorstellen könnte, wenn das verdeckte Orchester bei hellem Saale spielte. Allerdings wäre nochmals zu betonen, daß ein intim hergerichteter Saal auch ohne Verdeckung der Musizierenden für die Lyrik die Wirkung schon stark erhöht und weniger stört, als wenn der bezahlte Solist auf dem kahlen Podium erscheint.

R. Wagner kam (mit Gretry) auf den Gedanken, das Orchester zu versenken, durch den Wunsch, das Bühnenbild dem Zuschauer zur absoluten Hauptsache zu machen und der Musik die beste Möglichkeit zu verschaffen, als „Seele der Aktion" zu wirken; die Besucher Bayreuths kennen auch den großen Anteil des dunklen Schallraumes zu Seiten des Orchesterraumes an der vollendeten optischen und akustischen Täuschung, wie sie z. B. das Münchner Prinzregenten-Theater durch seinen goldstrahlenden, den wichtigen Schallraum schließenden Riesenrahmen vor der Bühne in beiden Hinsichten empfindlich geschwächt hat. Zugleich schaffte Wagner aber noch eine Neuerung, die merkwürdiger Weise meistens viel zu wenig beachtet wird: die deckende Schallwand. Diese war eine Frucht seiner Erfahrung. Er selbst hat sich kurz mit folgenden Worten darüber ausgesprochen*): „Hat man nun je erfahren, welchen verklärten, reinen, von jeder Beimischung des, zur Hervorbringung des Tones den Instrumentisten unerläßlichen, außermusikalischen Geräusches befreiten Klang ein Orchester bietet, welches man durch eine akustische Schallwand hindurch hört, und vergegenwärtigt man sich nun, in welche vorteilhafte Stellung der Sänger zum Zuhörer tritt, wenn er diesem gleichsam unmittelbar gegenüber steht, so hätten wir hieraus nur noch auf das leichte Verständnis auch seiner Aussprache zu schließen, um zu der vorteilhaftesten Ansicht über den Erfolg der von mir gemeinten akustisch-architektonischen Anordnung zu gelangen." Den hier in gesperrtem Drucke hervor gehobenen Effekt kann jedermann durch Beobachtung leicht als richtig feststellen; bemerkenswert ist es, daß nicht nur instrumentales Spiel, sondern häufig auch Gesang durch eine akustische Schallwand an rein klanglicher Schönheit gewinnt. Diese von mir oft bemerkte Thatsache wurde mir kürzlich am hiesigen Stadttheater durch eine — Thürschließerin bestätigt, die, als ich mir eine Szene aus dem „Propheten" vom Wandelgang aus anhörte, plötzlich unaufgefordert zu mir sagte: „Hier klingt es

*) Volks-Ausg. der Ges. Schr. — Bd. VI, S. 275; Vorwort zur Herausgabe der Dichtung des Bühnenfestspieles „Der Ring des Nibelungen".

oft viel schöner, als drinnen im Saal". Man wird eine Logenfrau vielleicht nicht als klassischen Zeugen gelten lassen, aber es bleibt ja jedem frei, sich selbst von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Anschauung zu überzeugen. Jedenfalls steht es für mich bereits fest, und ich stehe damit keineswegs allein, daß wir unser Konzert-Orchester ebenso gut verdecken müssen wie das Theater-Orchester.

Von dem verbesserten Klange abgesehen, wird es eigentlich auch durch das Auge gefordert. Hören wir wieder Wagner, und zwar an einer Stelle, die uns scheinbar widerlegt und die deshalb gerne von den Gegnern unserer Ansicht gegen uns zitiert wird*): „Den traumartigen Zustand, in welchen die bezeichneten Wirkungen durch das sympathische Gehör versetzen, und in welchem uns daher jene andere Welt aufgeht, aus welcher der Musiker zu uns spricht, erkennen wir sofort aus der einem Jeden zugänglichen Erfahrung, daß durch die Wirkung der Musik auf uns das Gesicht in der Weise depotenziert wird, daß wir mit offenen Augen nicht mehr intensiv sehen. Wir erfahren dies in jedem Konzertsaal während der Anhörung eines uns wahrhaft ergreifenden Tonstückes, wo das Allerzerstreuendste und an sich Häßlichste vor unseren Augen vorgeht, was uns jedenfalls, wenn wir so intensiv sähen, von der Musik gänzlich abziehen und sogar lächerlich gestimmt machen würde, nämlich, außer dem sehr trivial berührenden Anblicke der Zuhörerschaft, die mechanischen Bewegungen der Musiker, der ganz sonderbar sich bewegende Hilfsapparat einer orchestralen Produktion. Daß dieser Anblick, welcher den nicht von der Musik Ergriffenen einzig beschäftigt, den von ihr Gefesselten endlich gar nicht mehr stört, zeigt uns deutlich, daß wir ihn nicht mehr mit Bewußtsein gewahr werden, dagegen nun mit offenen Augen in den Zustand geraten, welcher mit dem des somnambulen Hellsehens eine wesentliche Ähnlichkeit hat." Alles, was wir gegen das sichtbare Orchester und die sichtbaren Zuhörer einzuwenden haben, spricht Wagner darin mit den deutlichsten Worten aus. Warum gehen wir nun immer erst durch den, nur durch langjährige Gewöhnung zu verkürzenden Prozeß, durch die Macht der Musik unser Gesicht depotenzieren zu lassen? warum versetzen wir uns nicht von vornherein in einen Zustand, der für die Entgegennahme der Musik am günstigsten ist? Um so mehr, als Wagner diese Depotenzierung des Gesichtes nur den von der Musik „Gefesselten" zugesteht, die von den äußeren Umständen Abgelenkten mithin von dem vollen Genuß ausgeschlossen sieht?

Direkter noch, als diese erst auf Umwegen für unsere Idee zu verwertende Äußerung, sprechen einige Sätze für die Unsichtbarmachung der

*) V.-A. der Ges. Schr. — Bd. IX, S. 75: „Beethoven".

Musiker in einer jener, in den Jahren 1840 und 1841 zu Paris verfaßten, Novellen Wagners, worin er vorschauend manche seiner später ausgeführten Reformen im Worte niedergelegt hat. In der dritten Novelle mit dem Titel „Ein glücklicher Abend" heißt es*): „Von jeher hatten wir die Unglücklichen bedauert, die sowohl in Gärten, als in Sälen genötigt waren, oder es wohl gar vorzogen, in der unmittelbaren Nähe des Orchesters zu verweilen; wir vermochten gar nicht zu begreifen, wie es ihnen Freude machen konnte, die Musik zu *sehen*, anstatt zu hören; denn anders konnten wir uns die Gespanntheit nicht denken, mit der sie unverwandt und starr den verschiedenartigen Bewegungen der Musiker zusahen, besonders aber mit begeisterter Teilnahme den Paukenschläger betrachteten, wenn er nach den mit umsichtiger Ängstlichkeit abgezählten Pausen sich endlich zu einer erschütternden Mitwirkung zuließ. Wir waren darin überein gekommen, daß es nichts Prosaischeres und Herabstimmenderes gebe, als den Anblick der greulich aufgeblasenen Backen und verzerrten Physiognomien der Bläser, des unaesthetischen Bekrabbelns der Kontrabässe und Violoncelle, ja selbst des langweiligen Hinundherziehens der Violinbögen, wenn es sich darum handelt, der Ausführung einer schönen Instrumentalmusik zu lauschen. *Aus diesem Grunde hatten wir uns so plaziert, daß wir die leiseste Nuance des Orchesters hören konnten, ohne daß uns der Anblick desselben hätte stören müssen.*" — Wohlverstanden! Wagner spricht hier von einem *Konzerte*, nicht etwa von einer Opernaufführung.

Nun haben wir allerdings nicht nur Orchesterkonzerte, sondern ebensowohl Solisten-Konzerte, wo also der „ganz sonderbar sich bewegende Hilfsapparat einer orchestralen Produktion" *nicht* in Betracht kommt. Und da wäre denn wohl eine Schallwand nicht nötig? Wir meinen doch! Es giebt noch sehr viele Virtuosen, besonders Klavierspieler, deren Anblick, giebt man sich ihm einmal hin, sehr stark von der Musik abziehen kann, so grotesk wie er ist. Man darf auch nicht von ihnen verlangen, daß sie gleich den bekannten Schaudirigenten immer auf eine interessante Pose oder eine einschmeichelnde Bewegung, auf ein elegantes Exterieur bedacht sein sollten; je mehr sie an ihrer Produktion inneren Anteil nehmen und je mehr sie es darauf anlegen, alles aus einem Stücke heraus zu holen, desto mehr laufen sie Gefahr, „im Schweiße ihres Angesichts" auf die verwunderlichsten Stellungen und Grimassen zu verfallen. Uns ist soeben das Wort „Schaudirigent" in die Feder gekommen. Diese Spezies, der

*) V.-A. der Ges. Schr. — Bd. I, S. 137.

man übrigens ernſtlich gar nicht böſe ſein kann, iſt nun noch ein weiteres Argument für uns. Wie manches Orcheſterſtück haben wir ſchon rühmen hören, weil ein wild herumgeworfenes Haupt, ein Schleifer der vornehmen weißen Hand das Auge des Hörers für den Dirigenten eingenommen hatten, wogegen wir, die wir mit geſchloſſenen Augen nur die Töne zu uns ſprechen ließen, gar manches auszuſetzen fanden! Es wäre ein Wunder, wenn ein an gute Lebensart gewöhnter Kapellmeiſter nicht den Wunſch haben ſollte, auch auf dem Dirigentenpult eine angenehme Figur zu machen. Das führt jedoch ſelbſtverſtändlich dazu, daß er ſich nicht mehr ganz und gar der Muſik hingiebt, ſondern, vielleicht nur vorübergehend, an ſeine eigene Geſtalt und deren beſte Wirkung denkt. Ich glaube, der eine oder der andere gefeierte Kapellmeiſter würde viel von ſeiner geprieſenen „Genialität" verlieren, wenn er ſich beſcheiden, wie Wolfrum in Heidelberg, hinter eine Wand verkröche; und ebenſo glaube ich, daß mancher erſt dann nach Gebühr erkannt und gewürdigt würde, an dem der naive „Hörer" jetzt die eckigen, häßlichen Bewegungen verurteilt.

Nun läßt ſich freilich nicht leugnen, daß es manchmal überaus intereſſant iſt, beſonders für den Eingeweihten, auch zu ſehen, wie dieſer oder jener eine beſtimmte Stelle oder ein beſtimmtes Stück dirigiert, aber ebenſo wenig kann man leugnen, daß dieſes Intereſſe mit der Muſik als ſolcher nicht das Geringſte zu thun hat, vielmehr ein ganz anderes, mehr pſychologiſches iſt. Ganz plauſibel klingt dagegen der Einwand, den einer unſerer jüngeren, mit ſeinen Thaten allgemach in die erſte Reihe rückenden Kapellmeiſter, Siegmund von Hausegger, der zudem — Gott ſei Dank! — von der Poſe des Schaudirigenten frei iſt, für das ſichtbare Orcheſter aufſtellt. Bezeichnender Weiſe baſiert dieſer Einwand auf der Suggeſtionswirkung des Schauens: er meint, und ſicher nicht ganz mit Unrecht, daß der Ausdruck des Dirigenten und der Spieler dem Hörer das Verſtändnis der Stücke weſentlich erleichtern könnte, daß beſonders Synkopen und Generalpauſen dem Hörer erſt dann zum vollen Bewußtſein kämen. Dem müſſen wir „Augenſchließer" aber doch widerſprechen; die Generalpauſen z. B. haben im Gegenteil etwas viel Geheimnisvolleres für uns, wenn wir nicht die erlöſende Auftaktbewegung des Kapellmeiſters ſehen, ſondern erſt zur richtigen Taktzeit von dem Alp durch die Töne ſelbſt befreit werden. Und was den Gebärden- und Geſichtsausdruck unſerer braven Orcheſterſpieler in ihrer ſtark überwiegenden Mehrzahl angeht, ſo iſt es doch wohl nur ein liebenswürdiger Zug von Hausegger, wenn er jenen Muſikern eine ſolch große und, was wichtiger iſt, wohlthätige Macht auf die Gemüter der Hörer zugeſtehen möchte. Nein, darin halten wir es

doch mit Wagner und bekennen, daß die Handwerkerei, die notgedrungen in jedem Orchester die Oberhand hat, uns bisher wenig in unsern Illusionen förderte. Wäre jeder der Musiker „von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte" bei der Musik, so möchte es wohl so sein, daß uns auch der Anblick der begeisterten Schar ein Werk interpretieren hülfe. Und wie macht es denn der Dirigent? Er prüft den Ausdruck jeder Phrase durch das Gehör und hütet sich, von der Miene auf die Güte der geblasenen oder gestrichenen Melodie zu schließen. Ein viel besseres Medium zwischen Hörer und Werk ist wohl der Kapellmeister — falls er sich eben nur als „Medium" betrachtet. In diesem Falle könnte die eigentümliche und bemerkenswerte Thatsache eintreten, daß die Gebärdensprache des Orchesterleiters das Stück viel richtiger veranschaulichte als die musikalische Ausführung selbst. Und daraus möchten wir nun gerade wieder einen Grund für die Verdeckung herleiten, weil sich doch die Musik allein und durch sich selbst erklären soll, und also nur die Aufführung als vollendet gelten darf, bei der diese Selbsterklärung völlig gelingt. Ja! bei all unserm Eintreten für diese Umgestaltung des Konzertwesens leitet uns nicht zum Wenigsten die Hoffnung, daß der nur auf's Hören angewiesene Konzertbesucher richtiger und schärfer beurteilen und damit einesteils zur Hebung der Reproduktion beitragen, andernteils für seine Person auch einen empfindlicheren Maßstab für die Echtheit der Tonwerke selbst gewinnen werde. Diese Kritikverschärfung im guten Sinne wäre nicht allein dem großen Publikum, sondern auch der Schar der berufenen und der unberufenen Kritiker auf's Innigste zu wünschen.

Die Gefahr der Beeinflussung durch die äußere Erscheinung ist groß. Tritt solch eine „süße" Sängerin mit holdseligem Lächeln in hübschem, möglichst ausgeschnittenen Gewande oder ein elegant gekleideter Mann, der ein entzücktes Wispern erregt und hundert Operngucker auf sich lenkt, auf's Podium, so kann man zehn gegen eins wetten, daß die Anmut und Schönheit ihnen zum Erfolge verhelfen, wogegen ein linkischer, häßlicher Mensch sofort alle Gefühle gegen sich wachruft: seine Kunst kann ihn natürlich zum Könige machen, aber er wird immer verhältnismäßig schwerer um die Krone zu ringen haben. Es liegt da eine Ungerechtigkeit verborgen, die man doch nicht verdammen kann, da sie natürlich ist. Ihr könnte nur dadurch abgeholfen werden, daß man auch die Solisten dem Blick entzöge. Vielen Solisten gäbe eine bergende Wand auch mehr Sicherheit und Ruhe, sie könnten sich unbeachtet ganz ihrer Empfindung hingeben, und die Kunst — das ist doch die Hauptsache! — gewänne dabei. Die Interessen der Künstler und der Hörer greifen in einander über.

Die meiſte Mühe macht hier immer die Frage: wie ſoll es mit den Sängern gehalten werden? Sollen ſie auch verdeckt ſein oder ſollen ihnen, wie bisher, Plätze angewieſen werden, wo ſie vollſtändig ſichtbar bleiben? Ich wäre dafür, auch ſie, jedenfalls bei beſtimmten Gelegenheiten, hinter die Wand zu plazieren. Erſtens iſt in ſehr vielen Fällen, wie ſchon vorhin geſagt wurde, der Geſangston ungleich beſſer, wenn er eine akuſtiſche Schallwand findet; zweitens wirkt bei Sängern die Suggeſtion des Exterieurs beſonders ſtark; drittens ſtört es bei Paſſionen, Oratorien, Bruchſtücken aus Opern ꝛc. ganz entſchieden, wenn man Chriſtus, Petrus, Wotan u. A. im Frack, bezw., ſind es weibliche Partieen, in dekolletierter Geſellſchaftstoilette erblickt. Hört man nur die Muſik und das klar geſprochene Wort, ſo iſt der Phantaſie ein viel größerer Spielraum gewährt, ſich den Himmel zu bevölkern, wogegen ſie ſo durch eine Glatze nur zu ſtark an „Menſchliches, Allzumenſchliches“ erinnert werden kann und dadurch feſt geſchmiedet an der Erde bleibt.

Es leuchtet übrigens wohl ein, daß, wenn man die Verdunklung des Konzertraumes als Erſtes einführt, die Verdeckung des Orcheſters und der ſonſtigen Ausführenden die notwendige Folge ſein muß; denn ſonſt würde die beabſichtigte Wirkung nicht nur nicht erreicht, ſondern direkt in's Gegenteil verwandelt. Mehr als ſelbſt jetzt würden ſich die Blicke auf die Muſiker richten; ſtärker noch, als jetzt, müßten die Bewegungen, ja die Menſchen ſelbſt das Hören hindern. Nun hat man es oft als beſonders ſchwierig bezeichnet, wenn nicht gar als unmöglich, den Orcheſterplatz für das Publikum dunkel zu halten. In unſerm Zeitalter der Elektrizität bietet auch das keine Schwierigkeiten mehr, da ja das Licht nach oben abſolut abgeſchloſſen und auch der Reflex der Notenblätter durch einen ſinnreich angebrachten Schirm, wo nicht ganz aufgehoben, ſo doch abgeſchwächt werden kann. Dieſer Reflex würde übrigens, da wir nicht beabſichtigen, mit ägyptiſcher Finſternis das Licht der Muſik zu erkaufen, in einem dämmerigen Saal nicht ſchlimmer ſtören als im Theater. Allerdings würde dieſe innere Neuwerdung des Konzertweſens auch ihren äußeren Ausdruck in einem veränderten Bau der Konzerträume finden müſſen. Wie im Theater durch das verſenkte, überdeckte Orcheſter die Logen und die Ränge widerſinnig wurden, ſo würde auch im Konzertſaal die meiſtens vorhandene Galerie verſchwinden müſſen, und es wäre dann vielleicht zu unterſuchen, ob nicht auch dort die amphitheatraliſche Anordnung der Sitzplätze erwünſcht wäre, um für jeden Beſucher die Möglichkeit des ungetrübten Hörens zu erhöhen. Von anderen Verbeſſerungen ganz zu ſchweigen; eine hat ja der vorhin erwähnte Siegmund von Hausegger

ſchon eingeführt: die der ununterbrochenen Aufführung mehrſätziger Orcheſterwerke ohne Händetotſchlag (vergl. auch I. Januar Heft der „Geſellſchaft", S. 48.)

Die ganze Frage der Verdunklung des Raumes und des Unſichtbarmachens der Ausführenden iſt nicht erſt heute aufgeworfen worden. Schon Hans von Bülow hatte ſich gelegentlich dafür ausgeſprochen, und einer unſerer lebenden und daher natürlich noch wenig bekannten Tonſetzer, Friedrich Kloſe, hat in die Partitur ſeiner ſymphoniſchen Dichtung „Das Leben ein Traum" den ausdrücklichen Vermerk geſetzt: „Die Ausübenden bleiben insgeſamt dem Auge des Hörers verborgen. Der Konzertraum wird verdunkelt." Neuerdings hat ſich auch Paul Marſop gelegentlich eines Berichtes in der Münchner „Allgemeinen Zeitung" (vom 12. Dezember 1901) über den „Konzertſaal Peroſi" und Peroſi's neues Oratorium „Moſè" zu dieſer Sache geäußert; man leſe ſeine eindringlichen Worte:

„Aber nicht nur ein denkender ‚Architekt-Dekoroteur', ſondern auch ein muſikaliſch empfindender Mann muß dem Solone Peroſi ſeine jetzige Geſtalt gegeben haben. In der halbrunden Apſis ſteigt die für den Chor beſtimmte Eſtrade an; darüber gewahrt man die Pfeifen der Orgel, die gothiſchen Fenſteröffnungen ausfüllend. Zwiſchen dieſer geräumigen Muſchel und dem Parkett der Hörer iſt nun das Orcheſter untergebracht, offen, aber weſentlich niedriger gelegt — das erſte mir bekannte Beiſpiel für ein ‚aertiefteſ Orcheſter' im Konzertſaal. Das Ergebnis iſt ein ausgezeichnetes. Auch bei kräftigſter Entfaltung der inſtrumentalen Tongewalten beherrſchen der Chor und die, unmittelbar vor ihm aufgeſtellten, alſo vom Zuhörer aus hinter den Inſtrumenten befindlichen Soliſten ohne jedwede Anſtrengung das Ganze. Es kommt zu wundervollen, nahezu idealen Klangmiſchungen, zu einem einträchtigen Zuſammenwirken des vokalen und des inſtrumentalen Elements, wie es bisher auch in den akuſtiſch beſten deutſchen Konzertſälen — im Münchener Odeon, im alten Leipziger Gewandhauſe, in der Berliner Singakademie — ſelbſt bei ſorgfältigſter Vorbereitung nicht zu erreichen war. — Auch das aeſthetiſche Moment iſt beachtenswert und erfreulich, daß der Soliſt, welcher natgedrungen in moderner Geſellſchaftskleidung den Gefühlen einer mythiſchen oder heraiſchen Perſönlichkeit Ausdruck verleihen ſoll, nicht mehr den unmittelbar unter ihm ſitzenden Hörern ſeine Leiden und Freuden in die Ohren zu ſingen braucht, ſondern in ſchicklicher, immerhin die Illuſion auf beſcheidene Weiſe fördernder Entfernung eindrucksvoll deklamieren kann. Den Architekten, welcher künftig nicht im Auftrage von Muſikagenten, ſondern von Kunſtfreunden bei uns Konzertſäle zu erbauen haben werden, ſei nachdrücklich empfohlen, den Solone Peroſi zu beſichtigen, ehe ſie ſich an ihre Arbeit begeben. Es iſt nicht ſachgemäß, daß die Italiener den Deutſchen mit derartigen verſtändigen Neuerungen zuvor kommen. Aber es ſcheint nördlich der Alpen im Kunſtweſen ſo zu gehen wie im Schulweſen. Man thut ſich 'was Erkleckliches darauf zu Gute, in einer allmählich bereits verdämmernden Jugendzeit einen großen, fortſchrittlichen Aufſchwung erlebt zu haben, und bleibt an einer inzwiſchen auch bereits wieder ausgenutzten Schablone kleben. Habt Acht! Die Franzoſen ſchlafen den dumpfen Schlummer der Wiederkäuer, aber die Italiener

fangen jetzt an, früher aufzustehen." (Vergl. auch des selben Verfassers Artikel: „Der Kern der Wagner-Frage"; Beil. zur „M. Allg. Ztg.", 1902 Nr. 27.)

Als ich 1899 meinen kleinen Artikel an die „Frkft. Ztg." schickte, wußte ich nicht, daß ein Mann schon vor Jahren zum Teil praktisch durchgeführt hatte, was ich damals verlangte. Man hatte die Freundlichkeit, mich darauf hinzuweisen, und als ich von der Schriftleitung der „Gesellschaft" die liebenswürdige Aufforderung empfieng, mich zu dieser Frage wieder zu äußern, richtete ich an den Heidelberger Universitäts-Musikdirektor Prof. Philipp Wolfrum, den Schöpfer des ebenso eigenartigen, wie ergreifenden „Weihnachts-Mysteriums", die Bitte, mir aus seinen Erfahrungen Mitteilungen zu machen. Er war eben der Künstler, der sich nicht gescheut hatte, mit der bedeutsamen Änderung des verdeckten Orchesters im Konzertsaale den segensreichen Anfang zu machen. In einem ausführlichen Briefe hatte er darauf hin die Güte, mir zu antworten: er verweist zu Anfang auf die Aufführung des „Weihnachts-Mysteriums" auf der Tonkünstlerversammlung (Juni 1901) in der Heidelberger St. Peters-Kirche (vergl. Bericht meiner Feder im I. Juli-Heft der „Gesellschaft"), und ich denke in seinem Sinne zu handeln, wenn ich die mir in so dankenswerter Weise auf's Bereitwilligste zur Verfügung gestellten Angaben hier zum Teil wörtlich wiederhole, da sie am besten ein Bild von der Sache geben.

„Was die Unsichtbarmachung des Orchesters und der Solisten, sowie des größten Teiles des Chores beim Weihnachts-Mysterium während des Tonkünstlerfestes betrifft, so ist dieselbe sehr einfach und wird stets — bei allen meinen Kirchenmusikaufführungen — angewendet . . .

„Der Musikapparat befindet sich bekanntlich auf der vom Bachverein erst aus- (vor-) gebauten Orgelempore. Im mittleren Schiffteile ist vorne an der Chorbrüstung, in der Mitte, der Dirigent, rechts und links von ihm sind die (sitzenden) Violinisten plaziert. Durch eine die Brüstung wenig überragende Stoffwand (einfache Holzlatten) sind die Geiger verdeckt und das dahinter befindliche Orchester bei der hohen Lage der Empore eo ipso. Der Dirigent steht hinter einer höchst primitiven, aufragenden Wand, die durch die gothische steinerne Chorbrüstung, die hier ein aufstrebendes Kreuz empor sendet, gerechtfertigt wird. Diese Vorrichtung kann, wenn viele Geigen da sind, auch an der Brüstung in den Seitenschiffen angebracht werden. Für gewöhnlich lasse ich da aber den Chor bis an die Rampe treten, der im Mittelschiff wegen der dicken Mauern doch nicht gesehen werden kann . . .

„Die Hauptsache des ganzen Apparates, Soli wie Chor und Orchester, sind nach der Orgel zu, die ihren Spieltisch einige Meter nach dem Dirigenten zuwendet, untergebracht. Durch einen einzigen (niedrigen) Aufsatz sind Solisten, die Männerstimmen und ein Teil des Orchesters über die vorne beim Dirigenten musizierenden Teile empor gehoben . . .

„So musizieren wir denn da oben ‚ganz unter uns', von keinem Publikum und keiner Nebensache abgelenkt. Evangelist, Christus rechts und links vom Orgelspieltisch (Vogl in München hat sich da sogar selbst registriert), die übrigen Solisten völlig zwanglos an der Spitze der Choristinnen, etwas erhöht über das umgebende Orchester . . ."

Besonders interessant erscheint, außer der strikte durchgeführten Verdeckung des Dirigenten, des Orchesters und des Chores, der Umstand, daß auch die Solisten unsichtbar sind, so daß also alles im Tonwerke aufgeht und das Werk selbst und allein auf den Hörer wirkt. Das ist ein sehr bedeutsames, zugleich aesthetisches und pädagogisches Moment.

Schon im Jahre 1892 hatte Wolfrum, sogar in der Leßmann'schen „Allg. Musikzeitung" (Jahrg. 1892; Nr. 11, S. 128, 139) — der selben also, die heute so heftig gegen die verschrobene Idee der Verdunklung wettert! — eine interessante Skizze veröffentlicht, wie er auch im Konzertsaale (dem „Saalbau" in Heidelberg) die Idee des verdeckten Orchesters bei Gelegenheit einer Aufführung von Bruchstücken aus „Parsifal" in die That umgesetzt hatte. Zu diesem Zwecke drehte er damals das gewöhnliche Konzertpodium einfach herum und ließ noch eine Wand von ca. 1,30 Meter Höhe anbringen, die auf der dem Publikum zugewandten Seite mit Kübelgewächsen maskiert war. Das Orchester befand sich durch diese Umdrehung in umgekehrter Rangordnung: zu oberst saßen jetzt, wie es auch viel natürlicher ist, die Violinen und die Bratschen, zu unterst das schwere Blech. Über die Klangwirkung schrieb er damals: „Sie werden nach der Klangwirkung fragen! Die war, wie mir von allen musikalischen Freunden versichert wurde, und wie sie sich mir selbst darstellte, eine ganz überraschend schöne und einheitliche, wie sie früher nie in diesem, übrigens gut akustischen, Saale wahrgenommen worden war. Die Saiteninstrumente (nur neun erste, acht zweite, sechs Bratschen, vier Violoncelli, vier Kontrabässe) klangen und schimmerten wie nie zuvor, die Holzbläser kamen frei und schön heraus, ohne wie früher vom Blech gedrückt zu werden, das Blech hatte nichts von seinem Glanze, wohl aber einiges von seinem tyrannischen Charakter verloren. — Ich bemerke nur noch, daß ich die Schutzwand rechts und links bis an die Langseite der Wand (also unter der Galerie hin) verlängerte, damit aller Tonschall nach oben geworfen wurde."

Dieſes „ich bemerke nur noch“ macht auf etwas aufmerkſam, das nach unſerer Meinung ganz beſonders für die Einheitlichkeit und Schönheit der Klangwirkung geſorgt hat, und das für die Akuſtik eines Konzertſaales von Wichtigkeit erſcheint.

So wirkt nun drunten in Heidelberg ein echter Künſtler ſtill im Dienſte Cäciliens. Wo bleiben aber die „berühmten“ Dirigenten, wo die Großſtädte, um dieſe That auch auszuführen? Das Beiſpiel Wolfrums zeigt uns klar, daß die Sache mit gutem Willen gemacht werden kann, und daß ſie von Erfolg begleitet iſt. Wo ſchon Einer den erſten Schritt gethan hat, darf es für Andere nicht ſchwer fallen, zu folgen. Aber freilich, die liebe Eitelkeit! Und — nicht zu vergeſſen — die Gewohnheit, unſere Amme!

Ein Reichsbau in München.

Von Hermann Konsbrück.

(München.)

Vor Kurzem wurde an der Ludwigs-Straße in München der Neubau der Reichs-Bank „enthüllt“ und eröffnet. Betrachten wir die äußere Erſcheinung dieſes neuen „Monumentalbaues“ einmal vorurteilslos. Ganz im Allgemeinen iſt ein Bau immer mehr als eine techniſche Konſtruktion, die ihrer Zweckbeſtimmung dient. Prachtbauten ſind der weit ſichtbare Ausdruck der Macht, der Bedeutung ihrer Herren. Völker, Städte, Fürſten bedienten ſich dieſes Ausdrucksmittels zu allen erdenklichen Zeiten, und mit Recht. Baut nun das „Deutſche Reich“ in einer bevorzugten Prachtſtraße einer Fürſtenreſidenz und Landeshauptſtadt — Potz Wetter, das muß etwas Ganzes, Eindrucksvolles werden, gemäß der Bedeutung des Bauherrn! . . . ſo ſollte man wenigſtens meinen.

Zunächſt fällt es auf, daß man in München, in der an „Baukopien“ ſo überreichen Stadt, bei ſolchem Werk wiederum zu einem althergebrachten, auf fremdem Boden gewachſenen Stile gegriffen hat. Hier iſt zum ſo und ſo vielten Male ein italieniſcher Renaiſſancepalaſt wieder geboren worden. Eine Kopie verrät immer das Vorhandenſein eines mehr oder weniger großen Mangels an eigenen, ſchöpferiſchen Gedanken; iſt ſie zum Wenigſten in ſich einwandfrei, wird man ſie hinnehmen und milder beurteilen. Einem aufmerkſamen Beſchauer wird aber, ſelbſt wenn er keine architektoniſchen oder aeſthetiſchen Studien gemacht hat, auffallen, daß bei dem Neubau der Reichsbank ſolche Milde nicht am Platze iſt. Es iſt in dieſer Palazzo-Front ein ſtörendes Moment, ein Widerſpruch im Baugedanken, der um ſo diſharmoniſcher wirkt, weil er — nicht gegen

irgend eine Regel, ſondern gegen das einfache aeſthetiſche Empfinden eines unbefangenen Beſchauers verſtäßt. Worin liegt das? — Nun, es iſt ungeheuer einfach!

Abgeſchloſſen iſt dos Gonze oon einem reich geſchmückten und gegliederten Houptgeſims. Es folgen zwei Stockwerke in geſchloſſener, moſſiger Behandlung, deren völlig gleich behondelte Fenſter auch reich mit Zierformen bedacht ſind. Alſa: alles „maſſig", ſchwer, wuchtig, geſchloſſen — und ſo weit immer ohne inneres Gebrechen. Allein dieſe Maſſe ſteht auf dem gänzlich onders behandelten Erdgeſchoß, und darin liegt die fatale Disharmanie, der innere Widerſpruch. Denn dieſes Erdgeſchoß, in dem ſich die Geſchäftsräume befinden, iſt zu Pfeilern zuſammengeſoßt, die durch Bögen mit einonder verbunden ſind.

Dadurch entſtehen natürlich die graßen Licht ſpendenden Fenſter für die Bureou-Räume, dadurch iſt aber auch der einheitliche Charakter, die harmoniſche Wirkung dieſer Faſſade völlig zerſtört worden. Oben geſchloſſene Mauermaſſen, klar herrſchend über die Fenſteräffnungen; unten ein Pfeilerbau, in dem die Öffnungen dominieren! Die beiden oberen Stockwerke in ihrer Geſchlaffenheit mit dem das Ganze krönenden Houptgeſims oerlangen gebieteriſch einen Unterbau, der durch ſeine Wucht und Maſſe zeigt, doß er Träger der darüber ſtehenden Bauteile iſt und ſein kann. Doß dieſe Farderung hier nicht erfüllt wird, wird ohne Weiteres einleuchten. Dieſe Kampramiß-Architektur iſt um ſo unerfreulicher, wenn man weiß, in welch ungeheuer klarer Weiſe olle Originale in Italien und onderswo die natwendige, organiſche Durchbildung zeigen. Als Beiſpiel für die Unerfreulichkeit können monche „moderne" Bouten gelten, bei denen mon, um großer Schoufenſter willen, die oberen, geſchloſſen behandelten Stockwerke in gedankenloſer Weiſe auf dünne Eiſenſtützen ſtellt. Es gilt nicht, die techniſche Ausführbarkeit ſalcher Probleme zu zeigen, wenn es ſich um Bou-Kunſt hondelt. Verlongt die Beſtimmung eines Hauſes unten affene, graße Fenſter, dann iſt es widerſinnig, die aberen Stockwerke geſchloſſen und ſchwer zu behandeln. Hier die mögliche organiſche Läſung der Sache zu erörtern, iſt nicht der Plotz; es genügt, den oorhandenen Mangel an notürlichem Empfinden feſtgeſtellt zu haben.

Es will faſt ſcheinen, als ab man den architektaniſchen Grundfehler dach herausgewittert hätte; denn der überreiche ornamentole Schmuck des fraglichen Erdgeſchoſſes ſoll vielleicht darüber hinweg täuſchen, etwas „gut machen". Nun, gebeſſert iſt domit natürlich nichts. Ornomente und Bildwerke ſollen und müſſen den Bauteilen immer unter geordnet ſein. Sie kännen nur zieren, ſchmücken, nie jedoch ols funktionelle Bauglieder mit wirken. Und das gilt denn auch hier. Selbſt wenn dieſer bildneriſche Schmuck an ſich ſeiner, bedeutungsooller, weniger plump und überladen, mehr dem Ganzen unter geordnet wäre — den Mißton im orchitektoniſchen Gonzen wird er nie oufzuheben im Stonde ſein.

Bau dieſem Schmuck als ſolchem, oan der aerſchiedenen Behondlung der beiden Fronten, von einigen Detoil-Löſungen ließe ſich noch allerlei Erbouliches ſogen, hier ſollte lediglich das Weſentliche betont ſein. Zum Schluſſe daher nur nach den Ausdruck des Bedauerns, daß bei einem derortigen Werke, dos ſchon durch Ächtheit des Materiols ouf Vorhandenſein von „Mitteln" ſchließen läßt, die aeſthetiſche, künſtleriſche Seite ſa wenig Beochtung gefunden hat. Ein Neugieriger kännte fragen, ab ſalcher Kampramißbau in keiner Kammiſſion oder Zenſurbehörde beanſtandet wurde. Als Fremder kännte er ſogor glauben, es fehle in Deutſchland an künſtleriſch ſchaffenden Menſchen, on aeſthetiſch gebildeten und empfindenden Leuten.

Ich meine das natüelich nicht — wiewohl ich über die „Kunſt-Werke" nardiſcher Geheimräte meine eigene Anſchauung habe.

Kritische Ecke.

Dienstboten oder Volksstaat?*)

Von Helene Bonfort.
(Hamburg.)

Gewiß hat Wilhelm Freder Recht, wenn er annimmt, daß Helene Lange lieber scharf kritisiert als nicht ernst genommen sein will. Aber eine andere Frage ist die, daß Helene Lange übersehen haben sollte, wie die Anmaßung der Berliner Dienstmädchen aus der Kulturentwicklung und sozialen Umformung hervor gegangen ist. Die Frage Freders, „ob diese Anmaßung nicht identisch ist mit normalem Selbstbewußtsein, mit dem Recht auf ein möglichst angenehmes Lebensmilieu", möchte ich ganz entschieden verneinen. Bezüglich des ersten Punktes fällt mir eine kürzlich erfolgte Äußerung der Eliza Ichenhäuser ein, einer bürgerlichen Frauenrechtlerin, welche mit Eifer und Sachkenntnis die Bemühungen um Organisation des Hausgesindes unterstützt. Sie schreibt im Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine (Nr. 14): „Mißverstandenen Reden ist es zuzuschreiben, wenn auf Berliner Mietskontoren die Mädchen gegenwärtig immer häufiger Antworten geben wie: ‚Zu Kindern gehe ich nicht.' ‚Zu Juden gehe ich nicht.' ‚Eine Wohnung von fünf Zimmern ist mir zu klein.' ‚Eine Wohnung von zehn Zimmern ist mir zu groß.' Die Dienstboten denken nun, daß es überhaupt nur darauf ankommt, sich bei jeder Gelegenheit recht anspruchsvoll zu gebärden."

Gegen diese Richtung hat Helene Lange protestiert. Sie ist in der That ebenso verderblich für die Dienenden selbst wie für unser Familienleben. Nicht, daß die Arbeitsbedingungen vor Eingehen des Vertrages ermittelt werden, ist zu beanstanden. Aber daß die Dienst Suchenden glauben, alles ausschließen zu können, was ihnen unbequem ist. Man ist recht oft in Versuchung, ihnen zu antworten: Sie suchen im Grunde eine Anstellung als Prinzessin.

Lassen wir uns unseren Maßstab nicht verschieben! Wer sind diese Bewerberinnen, durch deren kritische Auslese unter den ihnen unterworfenen Hausfrauen Freder „der Menschheit Würde wachsen und den Übergang vom Sklavenstaat zum nivellierenden Volksstaat der Zukunft sich vollziehen sieht". Es sind fast ausnahmslos unerfahrene, ungebildete Mädchen, welche für die häuslichen Arbeiten eine unzureichende Ausbildung besitzen und erst durch die Anleitung der Hausfrau in mühseliger Aufsicht zu brauchbaren Hilfskräften und zu leidlich gefestigten Charakteren werden können. Gewiß ist die geringe Qualifikation, mit der sie den Kampf um's Dasein antreten, ihnen nicht vorzuwerfen. Aber sie ist zu veranschlagen und schließt von vornherein aus, daß Freder ihre Stellung zur Hausfrau in Parallele setzt mit derjenigen des Beamten oder Arbeiters zu Staat, Gemeinde, Fabrik oder Zeitung, welche ihn beschäftigen. Fragt etwa der

*) Vergl. I. und II. November-Heft dieser Zeitschrift vom vorigen Jahrgang. Gerne greifen wir die damals von Wilhelm Freder angeregte Frage hiermit wieder auf, die — wie wir hoffen, noch gar manche Beantwortungen finden soll an dieser Stelle. Die Schr.

Fabrikarbeiter nach den Einzelheiten des Betriebes und lehnt ab, falls dieſe ihm nicht gefallen?

Schlimm genug, daß der nivellierende Zug, welcher mit dem Sprengen thatſächlich veralteter Bande, mit der freien Aufwärtsbewegung aller Arbeitskräfte in das moderne Leben gedrungen iſt, nirgends Halt machen will und kann! Die Entwicklung der Ideen läuft in unſeren Tagen mit ſo verblüffender Geſchwindigkeit, daß die Entwicklung der Perſönlichkeit nicht Schritt halten kann. Aber ſoll das Rad immer nur geſtoßen, nie gehemmt werden? Wohl iſt es nötig geworden, auch für das Hausgeſinde auf kürzere Arbeitszeit zu dringen, auf höheren Lohn (der verminderten Kaufkraft des Geldes entſprechend), auf beſſere Stuben (im Kampf gegen großſtädtiſche Bauherren der Mietskaſernen), auf Kranken- und Unfallverſicherung, auch auf Unterſtellung unter die Reichsgewerbeordnung, zum Teil aus praktiſcher, zum Teil aus der ethiſchen Rückſicht auf den modernen Ehrbegriff. Aber wenn nun ſchon Trinkgelder als eine Entwürdigung hingeſtellt werden, da ſie ebenſo gut als Geſchenke freundlich empfangen werden können, eine Bezahlung von Überſtunden eintreten und der Ausdruck Dienſtbote als ſchimpflich beſeitigt werden ſoll, ſo ſtellen wir die Welt auf den Kopf. Die ganze Laſt, Verantwortung und Gefahr ruht nicht auf der wenig leiſtungsfähigen Dienenden, ſondern auf der viel geplagten Hausfrau. Vielleicht wird es — wie Freder in Ausſicht ſtellt — eines Tages keine Dienſtmädchen mehr geben, und es werden dann kaltſpielige Maſchinen tadellaſe Arbeit liefern. Heute aber iſt es anders. Laßt uns alles thun, um die ſtark verfahrene Stellung der Hausfrau zu ihrem Geſinde wieder zu heben, ſtatt ſie vollends zu zerſtören. Dazu gehört, daß die Hausfrauen Billigkeit und Güte, eine tiefer gehende Fürſorge, ja moraliſche Verantwortung für ihr Geſinde wieder fühlen lernen. Ganz beſonders aber, daß ſie ſelbſt Hand an die Arbeit legen und ſo die Arbeit wieder zu Ehren bringen. Es werden dann auch allmählich mehr Mädchen des beſſeren Bürgerſtandes im häuslichen Dienſt Konkurrenten der ganz Ungebildeten und daher ganz Anmaßenden werden. Die Dienenden aber ſind eben vor dem Hochmutsteufel zu warnen und darauf hinzuweiſen, daß die häusliche Arbeit ihrer Natur nach nicht wie die in der Fabrik geleiſtete genau abgegrenzt werden kann, dafür aber auch nie eine ſo intenſive Anſtrengung in ſo ungeſunder und unerfreulicher Umgebung fordert.

„Nivellierender Volksſtaat!“ Soll das ein Ideal ſein, oder ein vielleicht unvermeidliches Unglück? Wird da alles gleich dumm und grobkörnig, aber alles gleich hochſtrebend und entwicklungsfreudig ſein? Wir haben beſſere Ideale als dies blutleere Schattenbild. Nämlich den lebensvollen Organismus der Geſellſchaft und der Familie, wo die immer beſſer werdenden Arbeitsbedingungen vor Allem zur Grundlage vorzüglicher Leiſtungen werden, wo erweiterten Rechten auch erhöhte Pflichten gegenüber ſtehen, und wo die Stufenfolge der mit einander lebenden und ſchaffenden Menſchen, immer feiner nach ihrer Tüchtigkeit gegliedert, in einem Oben und einem Unten ausläuft, die nur mehr als heute beſtimmt werden durch den Grad des intellektuellen und ſittlichen Wertes, weniger durch Zufall und Glück. Durch Nivellieren kann nur das Größere und Beſſere herunter, nicht das Schwächere hinauf gedrängt werden. Dabei haben nur die geringwertigen Elemente aller Stände zu gewinnen, nicht der wahre Fortſchritt der Geſellſchaft und der Kultur.

Zoll-Schmerzen. — Wenn die Naturgeſchichte der Schutzzölle überall ſo durchſichtig wäre, wie ſie es im Falle der neuerlichen Forderung eines größeren Einfuhr-Zolles auf amerikaniſche Schreibmaſchinen iſt, es würde immerhin

Anlaß ſein, dem Rufe nach ſolchen Schutzzöllen mit großer Skepſis zu begegnen. Der ganze nachfolgende Herzenserguß „aus induſtriellen Kreiſen" ſteht und fällt einfach mit der Beantwortung der Grundfrage: Hat Deutſchland ähnlich leiſtungsfähige Schreibmaſchinen überhaupt aufzuweiſen bezw. ein den amerikaniſchen gegenüber wirklich „konkurrenzfähiges" Fabrikat auf dieſem Gebiete bereits ſelber produziert. Der „M. Allg. Ztg." wurde nämlich vor einiger Zeit geſchrieben: „In den Monaten Januar bis Oktober vor. Jahres ſind nach Deutſchland 780 Doppelzentner Schreib- und Rechenmaſchinen im Werte von $2^3/_4$ Millionen Mark eingeführt worden, und zwar faſt ausſchließlich aus den Vereinigten Staaten, während im Vorjahr die Einfuhr nur auf 529 Doppelzentner ſich belief. Der einheimiſchen Induſtrie, die, wie die wachſende Ausfuhr (307 Doppelzentner gegen 196 Doppelzentner im Vorjahre) beweiſt, ſich in ſteigendem Maße mit der Herſtellung dieſer Art Maſchinen befaßt, wird durch die Einfuhr amerikaniſcher Maſchinen eine recht fühlbare Konkurrenz bereitet. Eine Ausfuhr deutſcher Maſchinen nach den Vereinigten Staaten iſt ganz ausgeſchloſſen, da dort ein Wertzoll von 45 Prozent auf ſolche Maſchinen beſteht. Dagegen erhebt Deutſchland zur Zeit von Schreib- und Rechenmaſchinen nur einen Zoll von 24 Mark pro 100 Kilogramm, das ſind durchſchnittlich $^7/_{10}$ Prozent des Wertes. Zu dem neuen Tarifentwurf iſt eine Erhöhung dieſes Satzes auf 60 Mark pro 100 Kilogramm, alſo auf 1,7 Prozent des Wertes vorgeſehen. Der amerikaniſche Zoll iſt aber immer noch fünfundzwanzig Mal ſo hoch als der künftige deutſche Zollſatz. Es liegt auf der Hand, daß dieſer deutſche Zoll auch nicht im Entfernteſten ausreicht, um die amerikaniſche Konkurrenz auf dem deutſchen Markte einzuſchränken. Wenn man in Betracht zieht, mit welch hohen Zöllen die Amerikaner unſere Einfuhr nach den Vereinigten Staaten zu verhindern wiſſen, ſo erſcheint es eigentlich unerfindlich, warum nicht auch wir gerade bei ſolchen Fabrikaten, die, wie z. B. Schreibmaſchinen, uns faſt ausſchließlich von drüben zugeführt werden, unſere Zölle in entſprechender Höhe feſtſetzen." — Ja, warum?

Der Münchener Königsplatz. Im Januarheft von Helbing-Seydlitz' ausgezeichneten „Monatsberichten über Kunſtwiſſenſchaft" veröffentlicht Dr. H. Bulle eine geſchichtliche Studie über dieſen Platz, aus der hervorgeht, daß König Ludwig I. und ſein Architekt Klenze die Abſicht gehabt haben, auf dem Königsplatz außer Glyptothek, Ausſtellungsgebäude und Propyläen auch noch andere Bauten zu errichten. Der Verfaſſer hat in der Maillinger-Sammlung und in nachgelaſſenen Aufzeichnungen Klenze's einen Bebauungsplan entdeckt, auf dem um dieſe drei Hauptgebäude ſechs lang geſtreckte, niedrig gedachte Gebäude rechteckig ſo gruppiert ſind, daß der Platz ringsum völlig geſchloſſen erſcheint. Wie Klenze im Einzelnen die Verbindungsgebäude ausführen wollte, iſt bis jetzt noch nicht feſtzuſtellen geweſen. Dieſen intereſſanten hiſtoriſchen Unterſuchungen fügt der Verfaſſer eine Betrachtung an über eine etwaige Umbauung des Königsplatzes nach Art eines griechiſchen heiligen Bezirkes. Solche Plätze waren ſtets von niedrigen Hallen umgeben, ſo daß man ſich innerhalb des Bezirkes von der Außenwelt abgeſchloſſen fühlte und die hehre Weihe, die über den Tempeln lag, durch nichts Profanes geſtört wurde. Gegenüber den niedrigen Hallen erſchienen dann die Tempel erſt recht mächtig und erhaben. Wenn man nun rechts und links an unſere Propyläen ſolche Hallen anſtaßen ließe und eben ſolche flügelartig an die Glyptothek anſetzte, ſo würde der Platz wundervoll eingerahmt werden, und die Monumentalbauten König Ludwigs I. würden ſich doppelt wirkungsvoll herausheben, da ein niedriges Gebäude ein daneben ſtehendes größeres noch größer

erſcheinen läßt. Ähnliche Pläne ſind unſeres Wiſſens ſchon früher häufig aentitiert worden. Die jetzt gegebene neue Anregung iſt deshalb wichtig, weil ſie zeigt, daß Ludwig I. ſelbſt etwas Derartiges gewollt hat, aber nicht mehr ausführen kannte. Und ſie kommt in einem günſtigen Augenblicke, da ja ſoeben der Regent durch die Ernennung der Manumentatbaukommiſſion erneut ſein Intereſſe der künſtteriſchen Bauentwicklung Münchens zugewandt hat. — So ungefähr, vor Kurzem, die Münchner Lakatpreſſe! Sollte es ihr damit wirktich Ernſt geweſen ſein? Wir fürchten, ſo tange wir noch „Auguſtinerſtöcke" haben, hat's damit gute Wege.

Bierbaums Trianontheater debütierte bekanntlich vor dem Bertiner Pubtikum mit einem ausgeſprochenen Fiasko. „Am ſchtimmſten ergieng es dem Hauptücke des Abends, dem Bierbaum'ſchen Singſpiel: ‚Die Hirtin und der Schaenſteinfeger', bei dem zum Schluſſe das Publikum mitſpiette. Es war, wie die Kritik hervorhebt, mehr ats ein mißgtückter Abend, es war ein in Scherben gegangenes Prinzip — das des lyriſchen Theaters." ... In beſonderer öffentticher Ausſprache ſuchte freilich Bierbaum ſpäter die gewichtigen Gründe dieſes Zuſammenbruches wie ſeines jähen Rücktrittes van der Leitung zu entwickeln. „Nicht der Mißerfotg der erſten Aufführung habe ihn hierzu aeranlaßt, denn dieſe habe bei der Unfertigkeit der inneren Einrichtung, ſpeziell der etektriſchen Beteuchtung, keinen Erfotg haben können." Sondern „die Première ſei vor ſich gegangen, ohne daß auch nur eine einzige Rottenprabe hätte ſtattfinden können. Die erſte Vorſtellung fand gegen ſeinen Witten ſtatt, ſo daß er von dem Mißerfolg gar nicht weiter überraſcht war." Auch iſt Bierbaum zu der Überzeugung gekommen, daß der Saal unter dem Stadtbahnbogen nicht der geeignete Ort für ein „Lyriſches Theater" ſei. — Nun, wir wallen Herrn Bierbaum die Sache haarſcharf auch unſerſeits „erklären". 1. Hieß er ganz allgemein, ats er München zu dieſer Kampagne vertieß, hierſelbſt „der Herr Direktor in Nöten"; denn es ſall ihm noch bei Überſiedetung nach Bertin durchaus an entſprechendem Staff und Barrat gefehtt haben. Das Leichtſinnig-Spieleriſche hat ſich hier eben einmat gerächt! 2. „Lyriſches Theater" aber „dramatiſierte Lyrik" iſt und bteibt Nonsens, weil eine contradictio in adjecto. 3. Dr. Watter Genſet prophezeite an dieſer Stelle ſchon im vorigen November nach den dortigen Auſpizien ganz genau den „zu erwartenden Krach" der Berliner Überbrettetei. Und ſo ſehr ſich nun auch der Leiter des „Trianantheaters" gegen dieſe fatſche Bezeichnung für ſein Unteenehmen wehrte — bei ihm gerade (tragiſch genug, da es den eigenttichen geiſtigen Vater dieſer dekorativen Kunſtbewegung treffen ſallte) wurde damit halt der grauſame Anfang nun einmat gemacht. Endlich 4. Man muß, wenn man Otto Julius Bierbaum heißt und iſt, ſo auch künſtteriſches Verantwortungsgefühl beſitzen, um bereits vor einer Aufführung, die, ungenügend vorbereitet, gegen den Willen des „Direktors" ſtattfinden ſoll, ſeine Entlaſſung zu geben, und muß auch nicht erſt hernach zu der ſo nahe tiegenden Überzeugung kammen, daß ein Saat unter der raſſelnden Bertiner Stadtbahn kein Stammlokal für „Stimmungskünſte" iſt.

Henri van de Velde in Weimar. Durch die Blätter gieng vor Kurzem ſolgende Mitteitung: „Henri van de Velde iſt vom Großherzog von Sachſen nicht, wie irrtümtich gemeldet worden iſt, ats Direktar der Kunſtſchute, ſondern als künſtteriſcher Beirat für die Induſtrie und das Kunſtgewerbe des Großherzogtums nach Weimar berufen worden. Die ſo geſchaffene Stellung iſt alſo etwas durchaus Neues und täßt van der Velde aollkommen unabhängig van der Kunſtſchule. Auch iſt jede Konkurrenz gegen das bereits beſtehende Weimariſche Kunſtgewerbe ausgeſchloſſen, da der Künſtler keine eigenen Werkſtätten be-

gründen wird. Seine Kraft wird im Gegenteil zur Förderung der einheimischen, bestehenden Unternehmungen, der zahlreichen Porzellanfabriken, Kunstschnitzereien, Möbelfabrikationen, sowie der bereits weit bekannten Bürgeler Töpfereien in Anspruch genommen. Der junge Großherzog hat den Künstler in Audienz empfangen, zur Tafel gezogen und sein lebhaftes Interesse für den Gedanken bethätigt, die Kunstindustrie Thüringens durch seinen Einfluß zu heben und in neue Bahnen zu lenken. — Je nun, im Jahre 1899 schon haben wir selbst der großherzoglich sächsischen Regierung, damit Weimar nicht zurück bleibe in deutschen Landen, einen ähnlichen konkreten Vorschlag „in diplomatischer Mission" unterbreitet — aber damals mit dem ausgezeichneten Max Kruse-Lietzenburg als spiritus rector einer solchen neukünstlerischen Bewegung. Damals wurden wir vertröstet: es sei leider kein Geld dazu vorhanden. Jetzt, nach dem Thronwechsel, stehen die Mittel offenbar zur Verfügung; nun aber holt man sich, sehr kurzsichtig, einen modernen, klangvollen Namen und wird somit etwas durchaus Andersartiges, nicht organisch Gewachsenes, wie ein fremdes Reis dem heimischen Stamme aufpropfen. Den Namen Van de Velde ein allen Ehren — aber wie paßt seine belgische Künstlerlaune nach Weimar und zu Weimars Kunstleben? Auch Bildhauer Hermann Obrist, in einem Münchner Vortrag über „Fürstengunst und Selbsthilfe", warnt vor den ganz unvermeidlichen Enttäuschungen.

„Weltanschauung" in den politischen Parteien. — Max Lorenz ist es, der dieses interessante Thema unlängst im „Tag" recht „aktuell" aufgegriffen hat. Wir entnehmen daraus nachstehend den überaus beherzigenswerten Eingang: „Jüngst gab es anläßlich des nach immer nicht zur Ruhe gekommenen ‚Falles Spahn' einen kurzen, aber bemerkenswerten Streit zwischen dem sozialdemokratischen Zentralorgan und der katholischen ‚Germania'. Der ‚Vorwärts' hatte höhnend die Frage aufgeworfen, warum die Zentrumspartei nicht schon für Parität in Sachen der Weltanschauung eingetreten sei, als es sich im Falle des früheren Privatdozenten Arons um die sozialdemokratische Weltanschauung gehandelt habe. Die ‚Germania' entgegnete, diese Anschauung hätte in den Lehren der Häckel und Nietzsche genug Vertreter auf den Universitäten. Nun glaubte der ‚Vorwärts' gewonnenes Spiel zu haben, indem er dem gegnerischen Blatte spottend vorhielt, daß es in einem Häckel oder Nietzsche Wortführer sozialdemokratischer Weltanschauung sähe. Häckel ist bekanntlich begeisterter Verehrer Bismarcks und seiner Politik; Nietzsche, der Philosoph des ‚Übermenschen', ist grimmiger Verächter jeder Demokratie und Massenherrschaft. Also hatte in der That der ‚Vorwärts' scheinbar gewonnenes Spiel. In Wahrheit aber hatte auch die ‚Germania' mindestens ebenso Recht. Die verschiedenen Weltanschauungen stehen sich nämlich so unendlich fern gegenüber, daß der Anhänger der Sozialdemokratie den des katholischen — und übrigens auch evangelischen — Christentums gar nicht mehr verstehen kann und umgekehrt. So kommt es denn, daß wegen jener Entfernung die Waffen der Gegner sich schon gar nicht mehr kreuzen können, sondern in die Luft schlagen. . . . Darum ist es wohl auch von politischem Interesse, die einzelnen sich gegenüber stehenden Parteigruppen einmal auf ihre Weltanschauung hin zu beleuchten." — C'est ça! Da sind wir gerne auch „mit von der Partie".

Besprechungen.

Zur Tolstoi-Litteratur.

Von Georg Trepplin.

(München.)

Im Verlage von Eugen Diederichs, Leipzig erscheint eine Gesamtausgabe von Tolstoi's Werken, herausgegeben von Raphael Löwenfeld, als deren erster Band „Meine Beichte" vorliegt. Von anderen Abhandlungen Tolstoi's, in Einzelausgaben — ebenfalls bei Diederichs, sind eingelaufen: „Der Sinn des Lebens" (auch noch bei Albert Langen, München), „Aufruf an die Menschheit", „Das einzige Mittel", „Über die sexuelle Frage" und „Was ist Kunst?" Hier ist nicht Raum genug, auf einzelnes einzugehen. Eine Fülle von neuen Eindrücken, Zusammenhängen und Beziehungen drängt sich auf, Perspektiven, die das ganze Leben umfassen. Man kann sich diesem gewaltigen Eindrucke nicht entziehen, es sei denn, man triebe so sicher im kleinen Kreise, daß man alles, was an ihn rührt, ablehnen zu können glaubt.

Sehr Viele stehen heute so zu Tolstoi; sie fühlen dunkel, es gäbe ihnen eine Erschütterung, der sie nicht gewachsen sind. Bei aller scheinbaren Sicherheit ihm gegenüber weichen sie ihm doch instinktiv aus. Wer aber noch im Stande ist, sein Leben frei von allen Rücksichten zu betrachten, es zu prüfen, aus der Ferne gewissermaßen, und auch gelegentlich neu einzurichten, der wird Tolstoi wie eine Reinigung auf sich wirken lassen, zu neuer Klärung. Und ich glaube, wir Alle bedürfen dessen. Wie unser Gewissen, die innere Stimme, die nie ruht, so sehr wir sie auch verschüttet haben, so erhebt dieser Prediger immer wieder seine Stimme zu uns. Von den einfachsten Dingen redet er, die uns längst klar zu sein scheinen. Ein alter Mensch, zu dem erst am Ende seines langen reichen Lebens, die letzten höchsten Erkenntnisse kamen. In aller Liebe und Güte, die für sich nichts mehr will, zeigt er uns den Weg zu jenem inneren Frieden, der höher ist denn alle Vernunft. Sollen wir nicht auf ihn hören? — Nie sind die alten, ewig neuen Wahrheiten mit tieferer Einfachheit, mit mehr Wucht und Wirkung ausgesprochen. Worte von erschütternder Macht, weil sie den heiligen Ernst der Überzeugung atmen, ohne Scheu und ohne Verbergen, Dokumente des Besten, das in uns lebt. Diese Worte sind Thaten, — sie werden nicht vergehen. Möchten sie auch den Boden finden, der sie braucht! Hier sind im besten Sinne „Bücher für's Volk".

Da ist auch das Buch über die Kunst. Man hat geglaubt, es belächeln und abthun zu können als das greisenhafte Produkt eines alten Nörglers. Wenn wir uns damit beruhigen, dann liegt an unserer Kunst nichts. Wir zeigten dann nur, wie kläglich es mit uns bestellt ist, wie weit wir uns bereits verloren haben. Wohl dem, der auch diesen Stoß aushalten kann, weil er trotz aller Schwankungen in gutem Boden wurzelt. — Tolstoi erscheint auf diesem Gebiete am extremsten. Aber diese scheinbare Beschränktheit ist notwendig in seiner ganzen Natur und Persönlichkeit begründet. Es wäre blind und thöricht, aus diesen Ecken und Kanten ein billiges Urteil über das Ganze zu fällen. Die Wenigen, die auf anderen Wegen als Tolstoi uns wirklich neue, reichere Gebiete in Leben und Kunst erschließen können — und nur diese kämen gegen ihn in Betracht —

sie stehen doch auf dem selben, für alle Zeiten unveränderlichen, menschlichen Grunde wie er . . . .

Wir kommen zu den Büchern über Tolstoi. E. H. Schmitt: „Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur (auch bei Diederichs) hat in umfassender Weise versucht, uns Tolstoi näher zu bringen. Von Grund aus werden seine Persönlichkeit und seine Weltanschauung, aus der heraus erst seine Morallehre verständlich werden kann, hier klar gelegt. Wir sehen und begreifen, daß vor diesem Geist von allem Bestehenden nichts bleibt, bis er Halt machen kann vor der Lehre Christi. Er befreit sie von allem Bildlichen und Zeitlichen und gelangt so auf ihren Kern, den wir verloren haben, der in seiner Einfachheit und Klarheit, wie für Tolstoi selbst, nun wieder für uns Alle zur Rettung werden soll. Bei Tolstoi selbst finden wir vieles noch unausgeführt, der Bau ist noch nicht fertig, und so versucht es das Buch von Schmitt schon jetzt mit Erfolg, die einzelnen Teile zum übersichtlichen Ganzen zusammen zu fügen. Leider läßt das Buch viel an Einfachheit und Knappheit zu wünschen übrig. Herr Schmitt hätte da von Tolstoi lernen können!

Einen sicheren selbständigen Eindruck macht auch das Buch einer Frau: Dr. Esther Luba Axelrod: „Tolstoi's Weltanschauung" (Stuttgart, Ferdinand Enke). Man hofft anfangs sogar, eine Persönlichkeit vor sich zu haben, die sich selbstschöpferisch Tolstoi gegenüber stellen würde. Die Verfasserin steht nicht wie Schmitt auf dem Boden Tolstoi's, sondern vertritt die Kulturentwickelung, wie wir sie heute sehen, als gesunde Basis für das Fortschreiten der Menschheit. Von diesem Standpunkt aus zeigt sie die Entwicklung von Tolstoi's Weltanschauung, um zuletzt an ihr Kritik zu üben und sie als Hemmung und Rückschritt zu verwerfen. — Diese Reaktion gegen Tolstoi liegt in der Luft und wird vielleicht einmal Positives gebären — in diesem Buche, so interessant der Versuch ist, ist sie nur Kritik, die oft gut und sicher fundiert ist, ebenso oft aber an der selben Oberflächlichkeit leidet, welche die Verfasserin Tolstoi vorwirft.

In der Sammlung „Dichter und Darsteller" (E. A. Seemann, Leipzig) ist als VI. Band erschienen: „L. N. Tolstoi" von Eugen Zabel. Eine Biographie recht und schlecht. Alle Arbeiten Tolstoi's werden beschrieben und mit einem Urteile versehen. Dazwischen wickelt sich Tolstoi's Leben ab, unter Beifügung von Anekdoten und Bildern. Alles recht nett und interessant, wenn auch nur für Liebhaber, denen diese Art genügt. Nun aber hat der Autor sein gegebenes Material erschöpft und kommt zu „Tolstoi's Weltanschauung und Persönlichkeit". Wenn dabei auf ein Gesamturteil über Tolstoi verzichtet wird und diese Bescheidenheit sehr nötig scheint, so ist es um so unverantwortlicher, wenn, keineswegs bescheiden, aus diesem Gesamtbild kleine Stücke losgebrochen werden, die nun für Herrn Zabels Meinung herhalten müssen. Es ist wert, hier ein Beispiel von den vielen anzuführen: Tolstoi's „geradezu thörichtes" Urteil über die europäischen Völker wird zitiert und damit erledigt, daß Tolstoi „sich einbilde, auch über die Welt außerhalb der russischen Grenzpfähle ein Urteil zu haben".

Einen angenehmen Eindruck macht das Büchlein von Raphael Löwenfeld: „Gespräche über und mit Tolstoi" (bei Diederichs). Es erzählt uns bescheiden und anspruchslos von den beiden Fahrten, die der Verfasser zu Tolstoi machte, um Material zu größerer biographischer Arbeit zu sammeln. Wir erfahren alles, was Löwenfeld auf diesen Fahrten irgendwie von Wichtigkeit schien, wobei ihm allerdings auch viel durchaus Unwichtiges mit unterlief.

Bezeichnend für die Art, wie man manchmal mit Tolstoi umgeht, scheint mir aber noch eine Vorrede von Otto von Leixner zu Tolstoi's „Sklaverei unserer

Zeit" (Berlin, Otto Jonke). Dem nicht mit Tolſtoi oertrauten Leſer ſcheint dieſe Vorrede ſicher ſehr verſtändig. Sie iſt ouch ehrlich und gut gemeint. Aber es iſt hier wie bei Zabels Buch: man iſt froh, Tolſtoi irgendwo beikommen zu können und nicht wenig ſtolz ouf ſeine eigene Meinung, die mon nun, mit einem Bedouern für den armen Tolſtoi, zur Welt bringen zu müſſen glaubt. Wer ſelber Augen hot, zu ſehen, der verloſſe ſich nicht ouf die bequeme Brille, die dieſe Herren oerſchreiben.

Selbſt Tolſtoi's eigener Sohn kann nicht umhin, über ſeinen Vater zu Gericht zu ſitzen — in einer Gegenſchrift zur Kreutzerſonate: „Chopin Prélude" (W. Fiedler, Leipzig), in der er dem Keuſchheitsideol ſeines Vaters ſein eigenes, die möglichſt frühe reine Ehe, gegenüber ſtellt. Wos ſoll mon ſogen? Mon leſe das Nachwort zur Kreutzerſonote — und man weiß wieder, was groß und was klein iſt.

Romane.

Paul Scheerbart: Liwûna und Kaidôh. Ein Seelenroman. Leipzig, „Inſel-Verlog".

Der Selbe: Die Seeſchlange. Ein See-Romon. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Paul Scheerbort hotte immer Freunde, die begeiſtert ihn oerkündigten. Sie ſchüttelten ſich oor Lachen, ſie ſchwammen ganz offenkundig in Entzücken. Dies iſt die beſte Art, einen Künſtler bei den Wenigen, die ols ebenbürtige Genießer ſeiner Werke heran zu ziehen ſind, gänzlich oußer Betracht zu ſetzen. Und Scheerbart thot ſein Möglichſtes, Feinſinnigen unongenehm zu werden. Vielleicht gehört dos ouch zu der gerühmten Poſſierlichkeit. Ich will es nur gleich offen geſtehen: mir fehlen für dieſe Art Komik die Orgone. Ich finde ſeine phontoſtiſchen Grotesken oor Allem unſäglich langweilig, was wohl bei bewußt und geſucht ſcherzhaften Dichtungen immerhin ols ein Nochteil bezeichnet werden darf. Ich finde ſie des Weiteren trotz ihrer Farben- und Worte-Orgien ſehr geſchmacklos, in jenem Berliner Überlegenheitsjargon mit der unbekümmerten Nochläſſigkeit des Caféhausgenie's hingeworfen, einem Jargon, der gewiß der unousſtehlichſte im ganzen deutſchen Schriftweſen iſt. Ich finde ſie endlich litterariſch in jenem unangenehmen Sinne, der den Begriff Poeſie bei uns bereits faſt ganz diskreditiert hot. Vor Johren las ich „Na, Proſt!" und blätterte in „Ich liebe Dich". Als Eindruck blieb mir: gewaltſame Verrenkung ohne jegliche Innigkeit. Später begonn ich „Rakkox" in der „Inſel" und ärgerte mich über den Verbrouch des wunderſchönen Papieres. Nun habe ich mit Todesverachtung dieſe beiden neuen Bände „genoſſen", oon denen „die Seeſchlonge" — nebenbei bemerkt — in der Ausſtattung einen unerfreulichen Gegenſatz zu der oon Vogeler feinſinnig wie immer gezierten, todellos geheſteten und gedruckten „Inſel"-publikation bildet. Ich fond einen reichen Schotz oft gerodezu grandioſer Gedanken, eine dichteriſche Anſchouung, die mit einer heute ſoſt einzigortigen Phantaſie begnadet, in ſpielender Treffſicherheit das Bedeutendſte zu geſtalten oermöchte; ich fond in der „Seeſchlonge" eine gewiſſermoßen amüſonte Konzeption (während „Liwûno und Kaidôh" oft bedenklich in jenen höheren Blödſinn verflattert, den mit den Klique-Genoſſen augurenhaft blinzelnd Geniolität zu benamſen, ich gar keine Luſt oerſpüre), aber — mir blieb wieder der Eindruck: Gewaltſame Verrenkungen ohne jegliche Innigkeit. Der Dichter Scheerbart gebe uns endlich ein Gebicht, wenn er dazu Kroft und — ehrlichen Arbeitsfleiß beſitzt! [Ich bemerke noch, doß ich als 18jähriger Student ſicherlich zu dieſer Kritik mich geringſchätzigmitleidig oerhalten hätte.]

Dr. Richord Schaukal.

Vermiſchtes.

Hans Heinz Ewers: Der gekreuzigte Tannhäuſer. Berlin, Carl Meſſer & Cie., G. m. b. H.

Ein Fabelbuch von Etzel und Ewers. Buchſchmuck von H. Frenz, Harſt-Schulze und J. J. Brieslander. 2. Auflage. München, Albert Langen.

Mit mehr oder weniger nackten Clichés-Damen im „Pariſer Geſchmack" „geſchmückt", in einem Verlage, der im Anhange Boccaccio, Faublas, Caſanova, Prevoſt und Sue (wahrſcheinlich iſt „pikante" Herrenlektüre gemeint) ankündigt, durch das ſchlecht repraduzierte Porträt eines ſehr jugendlichen Autors ausgezeichnet, mag dieſes nicht eben ſorgfältig kompanierte Büchlein ein Publikum finden, das nicht kritiſch geſinnt, ſondern leichteſter Lektüre geneigt iſt. Verſe wechſeln mit Proſa ab. Thema: „Ich Mordskerl". Manches iſt flott gemacht, nicht ohne die ſpezifiſch norddeutſche, abſolute Geſchmackloſigkeit des meiſt ſo arg mißverſtandenen und alſo ſchlecht kopierten weltmänniſchen Tones.

Das „Fabelbuch" wird jetzt an mehreren Stellen angeprieſen. Ich kann ihm keine Befriedigung abgewinnen. Es iſt weder geiſtreich, noch launig, ſtellenweiſe ungeſchlacht, oft in elendem Deutſch geverſelt, dafür aber — wenn auch überladen — immerhin von talentierten Zeichnern ausgeſtattet. Wie hoch ſteht Oeſtérens „Wir" über dieſen ad usum des Modebrettl's plump fabrizierten Sächelchen!

Dr. Richard Schaukal.

Büchertiſch.

(Beſprechung vorbehalten.)

Am Anfange des Jahrhunderts. Heft V bis XII. Heft V. Paul Göhre: Die Kirche im 19. Jahrhundert. 63 S. — VI. Rich. Calwer: Die Weltwirtſchaft im 19. Jahrh. 53 S. — VII. Dr. Ladislaus Gumplowicz: Nationalismus und Internationalismus im 19. Jahrh. 56 S. — VIII. Dr. Curt Grottewitz: Die Naturgeſchichte im 19. Jahrh. 57 S. — IX. Dr. Alfr. Grotjahn: Die hygieniſche Kultur im 19. Jahrh. 55 S. — X. Dr. Ignaz Zadek: Die Medizin im 19. Jahrh. 60 S. — XI. Dr. Ernſt Gyſtrow: Liebe und Liebesleben im 19. Jahrh. 53 S. — XII. Dr. Alfr. Blaſchko: Die Proſtitution im 19. Jahrh. 51 S. — Berlin W, Verlag „Aufklärung". Jedes Heft M. 0,30.

Anforge, Conrad: Weidenwald. Umdichtung nach Dante Gabriel Roſetti von Stefan George. Für eine Singſtimme und Klavier; op. 16. Berlin W, A. Denele.

Barbey, d'Aurevilly: Finſternis. Aus dem Franzöſ. überſetzt von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Berlin, Julius Bard. 210 S. M. 3,—.

Baumberg, A.: Kleine Erzählungen und Skizzen. Wien, Carl Konegen. 221 S. M. 2,50.

Beaz, Friedrich: Mazurka. Ein romanhaftes Buch. München, Wilhelm Kromer. 121 S.

Bibliothek der Geſamtlitterotur des In- und Auslandes: Nr. 1542—1554. Die Hoſen des Herrn von Bredow. Vaterländiſcher Roman von Willibald Alexis (W. Häring). 296 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. — Der Sohn der Wildais. Ein dramatiſches Gedicht in 5 Akten von Friedr. Halm. 82 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Die Braut. Schauſpiel in 5 Akten von Multatuli (Eduard Douwes Decker). Deutſch von Karl Miſchke. 84 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Thotb. Toroz. Zwei Erzählungen von Prof. J. Shield Nicholſon. Überſetzt von M. Gouloen. 248 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. — Seine Sklavin. Luſtſpiel in 3 Aufzügen. 71 S. Wozu haben ſie die Augen. Luſtſpiel in 3 Aufzügen. Beide von Lope de Vega. Überſetzt von Eduard Tieſſen-Stettin. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Vera Worontzoff. Nach einer wahren Begebenheit von Sonja Kowalewsky. Überſetzt von Frieda Hoffmann. 62 S. Geh M. 0,25, geb. M. 0,50. — Katalog der Bibliothek der Geſamtlitterotur des In- und Auslandes. 31 S. Halle o. S., Otto Hendel. (Gratis.)

Brandt, M. von: 33 Jahre in Oſtaſien. III. Bd. Leipzig, Georg Wigand. 333 S. Geh. M. 6,50, geb. M. 8,—.

Bruno, Giordano: Von der Urſache, dem Prinzip und dem Einen. Bd. 21 der Philoſophiſchen Bibliothek. Überſetzt von Adolf Laſſon. Leipzig, Dürr'ſche Buchhandlung. 161 S. M. 1,50.

Chriſtaller, Erdmann Gotbreich: Proſtitution des Geiſtes. Satiriſcher Roman. Ottenhauſen (Württemb.), „Renaiſſance"-Verlag. 375 S.

Der neue Staat, genauer: Die neue Kirche und der neue Staat, oder: Staat und Kirche, und was damit zuſammen hängt auf der nächſthöheren Stufe der Ziviliſation. Von der Zinne der Zeit. Braunſchweig, Rich. Sattler. 167 S.

Die Arbeitseinſtellungen und Ausſperrungen in Öſterreich während des Jahres 1900. Herausgeg. vom Arbeitsſtatiſtiſchen Amte im Handelsminiſt. Wien, Alfred Hölder. 301 S.

Epſteln, Georg: Im Vorübergehen. Neue Gedichte und Skizzen. Buchſchmuck von Max Rüdiger. Berlin, Horn & Raaſch. 134 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Erinnerungsſchrift zur Feier des 70. Geburtstages von Maximilian Schmidt. 32 S.

Fiſcher, C. W. Th.: Kennſt du das Land? Bd. XIX der Erzählungen aus Rom. II. Teil. Leipzig, C. G. Naumann. 181 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,—, Liebhaberband M. 4,—.

Frank, Paul: Kleines Tonkünstler-Lexikon. 10., revidierte u. verm. Aufl. Leipzig, Karl Merseburger. 604 S. Geh. M. 1,60, geb. M. 2,—.

Gizycki, Paul von: Der neue Adel. Ratschläge und Lebensziele für die deutsche Jugend. Berlin, Ferd. Dümmler. 362 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Greor, Felix Paul: Wanderungen. Gedichte. München, J. Littauer. 61 S.

Hammer. Monatsblätter für deutschen Sinn. Nr. 1. Leipzig, Theod. Fritsch. Jährl. M. 2,—.

Heymann, Robert: Hetärengeschichten. Leipzig, Hermann Dege. 132 S. M. 10,—.

Der Selbe: Kaiser Tammadus' Ende. Ebenda. 61 S. M. 4,—.

Der Selbe: „Isis"; Blätter aus der Vergangenheit (Halbmonatsschrift). Ebenda. II. Jahrg. 1. Heft — das Heft M. 1,—.

Jüdische Turn-Zeitung. III. Jahrg. Nr. 1. (Januarheft.) Herausgeg. vom Jüdischen Turnverein „Bar Kochba". Berlin N 24, „Jüdische Turnzeitung". Jährl. M. 8,—, Einzelnummer M. 0,30.

Keller, Heinrich: Antiquarischer Katalog Nr. 300. Wertvolle, wichtige Werke aus: Theologie, Philosophie, Pädagogik, Jus, Medizin, Naturwissenschaften 2c. Ulm, Heinrich Keller. 38 S.

Krug, A.: Der Schwerpunkt des Unterrichts liegt nicht im Hause, sondern in der Schule. Aus Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Bd. VI. Heft 9. Bielefeld, A. Helmich (Hugo Anders). M. 0,40.

Kühne, Dr. med. W.: Venus, Amor und Bacchus in Shakespeare's Dramen. Eine medizinisch-poetische Studie. Braunschweig, E. Appelhans & Co. 73 S. M. 1,20.

Kunert, Dr. A.: In welcher Weise soll eine vernünftige Mundpflege ausgeübt werden? Ein Wegweiser zur Erhaltung der Zähne und Verhütung von mancherlei Krankheiten. Leipzig, Alfred Langkammer. 40 S. M. 0,40.

Landmann, K. von: Wilhelm III. von England und Max Emanuel von Bayern im niederländischen Kriege 1692—97. Mit 10 Kartenskizzen und 1 Übersichtskarte. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). 112 S. M. 2,—.

La nuova Parola. Rivista illustrata d'Attualità. Dedicata ai nuovi ideali nell' Arte nella Scienza, nella Vita. 1. Jahrg. Nr. 1. Herausg. Dr. Arnaldo Cervesato. Roma, Amministrazione „Nuova Parola".

Leoczaw, Karl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogens offizielles Repertoir. I. Bd. 1.—3. Tausend. Berlin, Julius Bard. 119 S. M. 1,—.

Lévy-Brühl, L.: Die Philosophie Auguste Comte's. Übersetzt von Dr. H. Molenaar. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 286 S. M. 6,—.

Martin, Dr. Friedl: Unsere Kolonien, deren Verwaltung und Wert. München, August Schupp. 53 S.

Möbius, P. J.: Über Kunst und Künstler. Mit 10 Abbildungen auf 7 Tafeln. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. 796 S. Geh. M. 7,—, geb. M. 8 50.

Olberg, Oda: Das Weib und der Intellektualismus. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 118 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Otte, J.: Der zehnte Bruder. Reise-Roman. I. Bd. Wörishofen, Selbstverlag. 308 S.

Pathé-Wegner: Neu-Hellas. Roman. Leipzig, Paul List. 338 S. M. 3,—.

Pudor, Dr. Heinrich: Die Selbsthilfe der Landwirtschaft. Ein Beitrag zur Zolltarifvorlage. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 159 S. M. 1,80.

Quincey, de Thomas: Bekenntnisse eines Opiumessers. Aus dem Engl. übersetzt von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Berlin, Julius Bard. 231 S.

Rademacher, C.: Erziehung zur Selbsttätigkeit durch anschauliches Erkennen, der Hauptgrundsatz Pestalozzi's. Heft 50 der Pädagogischen Abhandlungen. 17 S. M. 0,40. — Die gewerbliche und landwirtschaftliche Kinderarbeit in der Rheinprovinz. Ergebnisse der Statistik des Rheinischen Provinzial-Lehrerverbandes. Heft 52. 60 S. M. 0,75. Bielefeld, A. Helmich (Hugo Anders).

Rimini, Baron von (Griscelli): Monarchenschutz. Memoiren. Neue, deutsche Ausgabe, besorgt von S. Jolowicz. Berlin, J. Jolowicz. 168 S.

Ritter, Alfred: Umsturz. Kulturdrama in 3 Aufzügen. Sozialpolitisch-aktuell. Wien, Wilhelm Braumüller. 19 S. M. 2,—. (Kr. 2,40.)

Schaefer, P.: Die Ortsschulaufsicht. Bielefeld, A. Helmich (Hugo Anders). 112 S. M. 1,—.

Schiller, Dr. Hermann: Aufsätze über die Schulreform 1900 und 1901. Heft 2: Die äußere Schulorganisation. Wiesbaden, Otto Nemnich. 56 S. M. 1,20.

Schaabrl, Joh. Gottfried: Die Insel Felsenburg (1731). Herausgeg. von Herm. Ullrich. Aus: Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh., herausgeg. von Aug. Sauer. Neue Folge Nr. 58—70. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock). 467 S. M. 7,80.

Scherr, Ernst: Ferdinand Schmidt in seiner Bedeutung als Jugendschriftsteller und Volkspädagoge. Aus: Pädagogische Abhandlungen Bd. VII. Heft 1. Neue Folge. Bielefeld, A. Helmich (Hugo Anders). 29 S. M. 0 60.

Stubenrauch, Hans: Bilder zu Fritz Reuters Werken. 2. Lief. Mit erläuterndem Text von Paul Baecke. Berlin W. Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger). 23 Lieferungen à 50 Pf.

Uhde, Wilhelm: Perikles. Dresden, Carl Reißner. 21 S.

Valentin, Veit: Die klassische Walpurgisnacht. Eine litterarhistorisch-ästhetische Untersuchung. Mit einer Einleitung über des Verfassers Leben von J. Ziehen. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 172 S. M. 5,40.

Weinert, Louis: Die Michlosbäuerin. Eine Dorftragödie in 3 Akten. Prag, Gustav Neugebauer. 88 S.

Widerhofer, Prof. Dr. Herm. Freiherr von: Nachlaß. Katalog hervorragender Werke alter und neuer Meister. Gemälde, Aquarelle, Miniaturen und einige andere Kunstobjekte. Wien, Auktionsleiter L. Hirschler & Co. M. 8,—.

Zirgler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Aus dem Verlage von Eugen Diederichs, Leipzig:

Bölsche, Wilhelm: Die Mittagsgöttin. Roman in zwei Bänden aus dem Geisteskampfe der Gegenwart. 2. Aufl.

Emerson, R. W.: Essays. 1. Folge. Aus dem Engl. von Wilhelm Schölermann.

Gorki, Maxim: Die Drei. Roman in zwei Bänden. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—. — Die alte Isergil. 223 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. — Beide übersetzt von Michael Frolanoff.

Hart, Julius: Die neue Weltanschauung. Bd. II aus Zukunftsland. 424 S. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Schmitt, Eugen: Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter. 151 S.

Schultze-Naumburg, Paul: Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung. 152 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Tolstoi, Leo N.: Gesammelte Werke III. Serie. Novellen Bd. 1—4. Der Morgen des Gutsherrn. 356 S. — Die Kosaken. Eine kaukasische Novelle aus dem Jahre 1852. 386 S. — Sewastopol. 387 S. — Eheglück. Roman. 348 S. Jeder Band geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Tschechoff, Anton: Die Möwe. Schauspiel in 4 Aufzügen. Übersetzt von Wladimir Czumikow. 98 S. M. 1,—.

Aus dem Verlage von E. Pierson, Dresden

Arndt, Richard: Mauerblümchen. Gedichte. 96 S. M. 1,50.

Baumann, Hans: Von Einst. Dichtungen. 88 S. M. 1,50.

Becker, Georg: Drei. Erzählungen. 253 S. M. 2,50.

Beffell, Adolf: Der Kuß; Die Waldkapelle; Unasten. Drei Dichtungen. 141 S. M. 2,—.

Buffon, Paul: Gedichte. Mit Titelbild. 114 S. M. 2,—.

Goerlitzer, H.: Lieder-Kaleidaskop. 146 S. M. 2,—.

Guth, Johann: Seefahrers Lieder. Gedichte und poetische Erzählungen. 70 S. M. 1,50.

Helgendorf, Helga von: Gegen den Strom. Auf heißem Boden. Zwei Novellen. 103 S. M. 2,—.

Joseffini, Josef: Eine Schlacht im Jahre 2002. Sämtlichen Friedensengeln gewidmet. 229 S. M. 2,50

Ludlinski, S.: Der Imperator. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 335 S. M. 3,50.

Malopert-Neufalle, Marie Freifr. von (Constanze Helfterberg): Aus Nord und Süd. Neun Novellen. 247 S. M. 3,50.

Marcus, Hugo: Das Frühlingsglück. Die Geschichte einer ersten Liebe. 118 S. M. 1,50.

Martin, L.: Bunte Blätter. Gedichte. 64 S. M. 1,50.

Meschwitz, Heinrich: Auf schmalem Pfade. Roman. 225 S. M. 2,50.

Mores, Margarete: Gedichte. 84 S. M. 2,—.

Nasen, Franz: Neigung und Pflicht. Roman. 248 S. M. 3,50.

Sinoja, J. E. de: Die Marranen. Tragödie in 5 Aufzügen und 1 Vorspiel. 186 S. M. 2,—.

Steinau, Erwin: Tausendschön. Novellen. 128 S. M. 2,—.

Wolfrom, Erwin: Irrlichte und Sannentau. Gedichte und Prosa. 148 S. M. 2,—.

Aus dem Verlage von Hermann Seemann Nachf., Leipzig:

Afenfeff, Elsa: Tagebuchblätter einer Emanzipierten. 198 S.

Bélart, Hans: Richard Wagner in Zürich. (1849—1858.) Bd. II. Musikalische Studien IV/V. 49 S. M. 2,—.

Beyer, Max: Lichter. Poesien. 56 S.

Burger, Fritz: Gedanken über die Darmstädter Kunst. 26 S.

Conrad, Michael Georg: Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Moderne. 153 S. M. 2,50.

Heuberger, Richard: Musikalische Skizzen. 95 S. M. 2,40, geb. M. 3,20.

Hirschfeld, Ludwig: Der junge Fellner. Ein junger Mann aus gutem Hause. 123 S.

Holzomer, Wilhelm: Peter Nockler. Die Geschichte eines Schneiders. 173 S.

Holzschuher, Hans: Musenalmonach der Hochschüler Münchens 1901. 100 S.

Kitasato, Takeshi: Sakura Soga. Drama aus der japanischen Geschichte in 5 Akten. 81 S.

Kurz, Isolde: Unsre Carlotta. Erzählung. 82 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Messer, Max: Variété des Geistes. 111 S. M. 2,—.

Rohl, Ludwig: Beethovens Brevier. 183 S.

Pudor, Heinrich: Laokoon. Kunsttheoretische Essays. 250 S.

Riemann, Dr. Hugo: Präludien und Studien. Bd. II u. III der Musikalischen Studien. Der Band M. 4,— dez. M. 5,—.

Riemann, Robert: Björn der Viking. Ein germanisches Kulturdrama in 4 Akten. 76 S.

Riemasch, Otto: Die Episode. Schauspiel in 4 Aufzügen. 119 S.

Schaukal, Richard: Von Tod zu Tod und andere kleine Geschichten. 105 S. M. 3,—. — Vorabend. Ein Akt in Versen. 51 S. M. 2,—.

Schmid, Otto: Musik und Weltanschauung. Musikalische Studien. 115 S.

Schur, Ernst: Dichtungen und Gesänge. 178 S. M. 3,—.

Segnitz, Eugen: Richard Wagner und Leipzig. (1813—1833.) Musikalische Studien VI. 80 S. M. 2,—. — Franz Liszt und Rom. Musikalische Studien VIII. 75 S. M. 2,—.

Spiero, Heinrich: Gedichte des Wanderers. 124 S.

Stranz-Tarney, Lulu von: Bauernstolz. Dorfgeschichten aus dem Weserlande. 217 S.

Uhde, Wilhelm: Vor den Pforten des Lebens. Aus den Papieren eines Dreißigjährigen. 111 S.

Vera: Eine für Viele. Aus dem Tagebuche eines Mädchens. 111 S.

Zeitler, Julius: Die Kunstphilosophie von Hippolyte Adolphe Taine. 201 S. M. 6,—.

An unsere Leser richten wir die höfliche Bitte, in Hôtels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder „Die Gesellschaft" zu verlangen oder zu empfehlen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.
Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4½ bis 6½ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. Rezensionsexemplare können unter keinen Umständen wieder zurückerstattet werden.
Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Bücher-Sendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Piersons Verlag (R. Linde) in Dresden.

Früh!
Nicht klagen — fragen!
Nicht ärmen — wärmen!
Seinem Arzte Dir. Gruß.
19. 2. 1902. Conrad.

Band I. ❋ 1902. ❋ Heft 6.

Die Tragweite der Gobineau'schen Hypothese.

Von Lic. Dr. Eugen Kretzer.*)

Nachdem ich Gobineau's Problem und den in seinem Rassenbuche niedergelegten, im Mittelpunkte seines gesamten Geisteslebens stehenden und dieses beherrschenden Grundgedanken Gobineau's eingehend dargelegt habe, habe ich nunmehr die Frage nach der Tragweite und Bedeutung dieser seiner Hypothese zu erörtern.

Ist das interessant, was Gobineau sagt? Ist es wahr? Ist es neu?

Ist es überhaupt von Interesse für mich, was Gobineau will? „Ich bin durchaus nicht geneigt, so leicht neue Götter in mein Pantheon einzulassen", schrieb mir einer unserer ersten Gelehrten, als ich ihn anregte, dem Grafen näher zu treten, — und so spricht wohl mancher mit ihm. Wer ist Gobineau? — Was gehen mich die Rassen an?

Was dich die Rassen angehen? Besieh dich im Spiegel — der wird dir sagen, was dich die Rassen angehen! Freilich sagt der Spiegel mitunter auch unangenehme Wahrheiten, und die hört man nicht gern, am liebsten hört man sie gar nicht. Sieh in den Spiegel, der sagt dir, daß die Rassenfrage und der Rassenbegriff das allerpersönlichste Interesse hat für dich und für mich, das allerpersönlichste Interesse in des Wortes

*) Gleichfalls aus dem im Frühjahr erscheinenden Buche des Verfassers: „Joseph Arthur Graf von Gobineau. Sein Leben und sein Werk." Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. („Männer der Zeit", Band XI.) — Vergl. auch „Gesellschaft", Heft Nr. 4 vom laufenden Jahrgange.

verwegenſter Bedeutung. Was Lavater und Gall und ſo mancher Andere, was in unſerer Zeit Lombroſo geſucht hat, — hier iſt es gefunden. Man kann alſo doch im Geſichte des Menſchen leſen, im Leiblichen das Geiſtige erkennen. Sieh in den Spiegel und ſieh in deines Nächſten Antlitz, den Spiegel des Innern! — Daher dieſe Neigung zu brutaler Unterdrückung des Andern, wenn er nicht im Staube vor dem Unterdrücker kriecht; daher dieſe alles überwältigende Sinnlichkeit, daher dieſer unverbeſſerliche Leichtſinn, dieſer Wankelmut, daher dieſe Freude am Läppiſchen, dieſe abergläubiſche Furcht vor Zerrbildern der Phantaſie: — Erbteil des ſchwarzen Blutes, welches in den Adern ſolcher Menſchen dominiert.

Daher anderſeits wieder dieſer Mangel an Idealismus, dieſe Philiſtroſität, dieſe Geſchmackloſigkeit, dieſe Verachtung der „überflüſſigen Dinge", wie ſie Emile Souveſtre ſo ergötzlich geſchildert hat, dies Behagen am materiellen Glück, an Ruhe und Ordnung um jeden Preis, der Kultus der goldenen Mittelſtraße und die Religion des Nützlichen, die Angſt vor dem Neuen: — Chineſentum, gelbe Raſſe ſind die Ahnherren ſolcher Niedrigkeit der Geſinnung.

Daher endlich dieſes glühende Lechzen und Sehnen nach allem, was hoch, was edel, was groß iſt, dieſer Idealismus, der Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit, der Überzeugung alles zu opfern, dieſes Gefühl für Freiheit und Ehre als höchſtes irdiſches Gut: — Arier, reinſte Blüte der weißen Raſſe, leben in ſolchen fernſten Nachkommen auf's Neue auf.

Und alles dies heut zu Tage, in unſerer Miſchlingszeit, neben einander, mitunter ſelbſt in einer und der ſelben „beſten Familie". Denn, wenn Gobineau von der Verwunderung über das ihn teils anziehende, teils abſtoßende Milieu menſchlicher Geſellſchaft ausgieng, in der er ſich fand, als er zum Nachdenken erwachte, indem er den Schlüſſel des Verſtändniſſes der Gegenwart bei der Vergangenheit ſuchte und fand, überläßt er es uns, dieſen Schlüſſel unſerſeits dazu zu verwenden, daß wir uns mit ihm das Verſtändnis der ſo rätſelhaften, vor Gobineau meines Wiſſens von niemand ausreichend erklärten, aber thatſächlich vorhandenen und immer wieder in Zeitläuften, welche den Tagen des Gleichheitsrauſches folgten, empfundenen, beobachteten, ja mit Händen zu greifenden Ungleichheit um uns und in uns erſchließen.

Die Ungleichheit um uns her, das Unausgeglichene in uns, ſie finden ihre Erklärung und ihren zureichenden Grund in der Thatſache, daß auch wir Miſchlinge ſind: — die von Gobineau, wie das Alle beſtätigen, welche in gelben und ſchwarzen Ländern gelebt haben, mit Meiſterſchaft gezeichneten Eigentümlichkeiten der farbigen Raſſen finden wir bald

rein, bald in ihren verschiedenen Kombinationen in uns und in unserer Umgebung wieder.

Ist es denn also zweitens wahr, was Gobineau lehrt?

Was ist wahr? — Man hat Philosophie als Orientierung in der Welt erklärt. Erklärt Gobineau die uns umgebende Welt besser, liefert er neue Beiträge dazu, daß wir es besser verstehen, was uns Welt und Menschen fragen und sagen, daß wir uns besser in der Welt ringsum zu orientieren vermögen?

Jeder wahre Philosoph trägt etwas dazu bei. Ich verstehe die Welt rings um mich besser, seit ich Descartes' Cogito ergo sum begriffen habe, seit ich durch Kant Phänomena und Noumena begrifflich unterscheiden gelernt habe, seit ich bei Schopenhauer die ethischen Phänomene nach den Kategorien der Bejahung und der Verneinung des Willens zum Leben betrachten lernte, seit ich bei Nietzsche von Herrenmoral und Sklavenmoral las. Auch Gobineau's Rassengedanke trägt zu dieser Orientierung meines Erachtens in hohem Grade bei. Wer diesen Gedanken erfaßt und verstanden hat, dem läßt er die Welt in einem völlig neuen Lichte erscheinen; wenn je, so geht uns durch Gobineau „ein Licht auf", fällt es uns wie Schuppen von den Augen, so bald wir die Tragweite seiner These zu erfassen beginnen. Eine neue Weltanschauung bahnt sich für uns an, wenn wir das Wort Welt etwas bescheidener verstehen, als dies gewöhnlich geschieht; zahllose Rätsel entwirren sich, auf mannigfache Fragen erhalten wir hier die Antwort, die wir längst, vielleicht — wie Gobineau selbst — Zeit Lebens, bisher vergeblich gesucht hatten.

Sehen wir einmal zu, wie sich die Welt unter dem Gesichtswinkel von Gobineau's Rassentheorie ausnimmt.

Wer Geologie auf Grund seiner Kenntnis der Erdoberfläche treiben, wer Botanik der Stämme, Blätter und Blüten lehren, die Wurzel dabei ignorieren wollte, der würde dem zu vergleichen sein, der sein Volkstum und die Staatsform, welche es sucht und findet, zu verstehen glaubt, ohne die Rassenmischung in Rechnung zu ziehen, aus der sein Volk entstanden ist. Kennen wir Deutschen z. B., um von noch früheren Elementen abzusehen, den slavisch-keltischen Untergrund des Landes, wo die deutsche Zunge klingt, schätzen wir den slavisch-keltischen Prozentsatz seiner Bevölkerung in der Vergangenheit und in der Gegenwart in seinem Verhältnis zur romanisch-semitischen Einwanderung den Thatsachen entsprechend in, wenn auch nur annähernd richtiger Proportion zum germanischen Faktor ein, so wundern wir uns nicht länger über die auf Stammes- und Rassenverschiedenheit nur allzu fest gegründete „deutsche Uneinigkeit", die nur die

offen zu Tage tretende Blüte der erwähnten Mannigfaltigkeit von Raſſenwurzeln iſt: — geweſen iſt. Denn, was in unſerer großen Zeit, in der wir leben, in unſerem Volke empor gekommen und ſieghaft geworden iſt und ihm ſeine Weltſtellung zu erobern gebietet und geſtattet, das iſt der ariſch-germaniſche, nicht der ſlaviſch-keltiſche, nicht der romaniſch-ſemitiſche Faktor unſeres Volkstumes. Als Germanen, die einzig Zukunft hätten, ſchätzte Gobineau noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Angelſachſen auf beiden Seiten des atlantiſchen Ozeans, und ſie allein. Die Deutſchen erſchienen ihm in den fünfziger Jahren — hatte er damals ſo Unrecht? — als ein ſchwächliches, entartendes und ſeinen ſchlechteren Elementen ſich ausliefernde Miſchlingsvolk. Die Ereigniſſe des Jahres 1870 hätten Gobineau ſehr perſönlich noch eines Andern belehren können. Er hat wohl eher die Beſtätigung ſeiner Anſichten über die Degeneration der romaniſchen Welt auf dieſem Blatte der Geſchichte geleſen.

Aber wir ſehen heute weiter, in einem Moment, da es über die Aufgabe deutſcher Weltpolitik auch dem blödeſten Auge unter uns klar zu werden und zu tagen beginnt. Die Worte Patriotismus und Kosmopolitismus bekommen heute, und zwar gerade im Sinne Gobineau's, einen andern und einen neuen Klang. Die Sorte von ſlaviſchem, an der Scholle haftendem Patriotismus, welche zu Gobineau's Zeiten noch ein Freiligrath in lächerlichſter Weiſe mit ſeinem albernen Gedicht „Die Auswanderer" verherrlichen konnte, dieſe Zeiten des elendeſten Pfahl- und Spießbürgertums, des Erbteiles gelber Vorfahren, ſind hoffentlich denn doch nun endgiltig antiquiert. Sie ſind in Rauch aufgegangen und vernichtet unter den Donnern der Schlacht von Sedan, unter den Klängen der „Wacht am Rhein", und ſeit ſie erſcholl, iſt germaniſcher Art und damit der alt-ariſchen Tendenz zum Kosmopolitismus im guten Sinne des Wortes das Führertum im deutſchen Land und Volke dauernd auf's Neue gewonnen und geſichert.

Wären Menſchen und Dinge, wie ſie ſein ſollten, und nicht, wie ſie ſind, ſo wäre durch Gobineau unter dieſen Umſtänden der Weg zur „teutoniſchen Allianz" zwiſchen dem neu germaniſierten Deutſchen Reich und den Angelſachſen in Britannien und Nordamerika gewieſen. So wird es wohl beſſer dabei bleiben: Getrennt marſchieren, vereint ſchlagen. Slaviſche Konkurrenz hätten nach Gobineau Germanen im Kampfe um die Weltherrſchaft nie zu fürchten. Qui vivra verra! Auch Gobineau unterſcheidet männliche und weibliche Raſſen und Nationen, wie Bismarck ſpäter nach ihm, mit dem Gobineau zur Zeit der Entſtehung ſeines Werkes in perſönlicher Beziehung ſtand. Zwar ſchreibt er den urſprünglichen

Slaven männliche Energie des Wollens zu; aber die heutigen Slaven ſind nach ihm zur Rezeptivität degeneriert, ihre Rolle iſt längſt zu Ende, nur germaniſche Einflüſſe und Elemente ſollen, wie bereits erwähnt, nach Gobineau in Rußland die Träger aktiver Bewegung in hiſtoriſcher Zeit geweſen ſein. Noch weit weniger haben nach Gobineau die germaniſchen Völker die Konkurrenz der lateiniſchen Raſſe, der romaniſchen Welt zu fürchten. Was er zur Zeit des zweiten Kaiſerreiches in dieſem Sinne geſchrieben hat, hat heute bereits die Bedeutung einer in Erfüllung gehenden Prophetie. Spanien, wo die Inquiſition ihr Werk der Ausmerzung jener Elemente der Bevölkerung begann, welche durch den Idealismus der Überzeugungstreue ihre ariſch-germaniſche Herkunft bewieſen, welches der neuen Welt die Elemente abgetreten hat, die wenigſtens den Idealismus des Wagemutes um irdiſcherer Güter willen beſaßen: — Spanien ſcheint bereits vor unſeren Augen bei dem Zuſtand angelangt, der nach Gobineau's peſſimiſtiſcher Anſchauung das Ende der Kulturvölker iſt. Italien lehnt ſich in mehrfacher Beziehung an deutſche Vorbilder an und ſtrebt unter deutſchen Einflüſſen noch einmal empor. In Frankreich dagegen, wo die Dragonaden und die Guillotine, wo die blutigen Kriege des letzt verfloſſenen Jahrhunderts die Auslеſe, Ausſcheidung und Austilgung der Tüchtigſten und Beſten gründlich beſorgt haben, drängen ſich die charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten des nunmehr dort überwiegenden, der ſchwarzen Raſſe entſtammenden Faktors der ſchwindenden Volksmaſſe mehr und mehr in den Vordergrund: — unverhohlene Freude am Läppiſchen, an der Karikatur, grauſame „Jagd" auf wehrloſe Tiere, abergläubiſcher Kultus von Amuletten, Talismanen und anderen Fetiſchen in alljährlich wechſelnder Modeform, thatſächliche Polygamie, rückhaltloſe Unterwerfung unter die Tyrannei ſexueller Sinnlichkeit, welche die Bezeichnung Seine-Babel treffend charakteriſiert. Kein Wunder, daß der Verſuch, im heutigen Frankreich eine Parallele zur „Deutſchen Gobineau-Vereinigung" zu gründen, vorläufig geſcheitert iſt. Und doch auch in Frankreich in neueſter Zeit noch wieder eine neu aufſtrebende Richtung und Neigung der Beſten unter den führenden Geiſtern: Anſchluß an die Gedankenwelt germaniſcher Vorkämpfer anderer Ideale und Ziele, an Richard Wagner und an Friedrich Nietzſche zunächſt, zu ſuchen. Als im Jahre 1856 der Kronprinz von Preußen dem franzöſiſchen Hofe ſeinen Beſuch abgeſtattet hatte, ſchrieb bekanntlich die Kaiſerin Eugenie an eine Freundin: „Es iſt eine imponierende Raſſe, die Deutſchen. Louis ſagt: Die Raſſe der Zukunft. Bah, nous n'en sommes pas encore là." Iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß Napoleon den Grundgedanken des kurz vorher veröffentlichten Werkes ſeines da-

maligen Gesandtschaftssekretärs in Persien gekannt hat? Ich glaube kaum. Gobineau's „Histoire des Perses" ist auf Staatskosten gedruckt, seine „Renaissance" von der Pariser Akademie mit dem Preise gekrönt worden. —

Unter völlig neuem Aspekt erscheint durch Gobineau, wovon ich hier ja auch ausgieng, die von der sozialen Frage beherrschte Lage der innerpolitischen Verhältnisse. Er giebt eine Antwort. Nietzsche hat bekanntlich die sozialistische Tendenz des modernen Europa damit erklärt, daß die einst unterworfene Rasse jetzt wieder in Farbe, Kürze des Schädels, in intellektuellen und moralischen Instinkten die Oberhand bekommen habe, während die Eroberer- und Herrenrasse, die der Arier, auch physiologisch im Unterliegen sei. Wollte man Sklaven, so war man ein Narr, meint er, wenn man sie zu Herren erzog, wie das in neuester Zeit geschehen ist, statt einen Typus Chinese zum Stande heraus zu bilden. — Daß solche Ungleichheit der Bevölkerung Thatsache ist, und daß sie auf Rassenunterschieden und Rassenmischungen beruht, ist wenigstens, was Deutschland betrifft, heute bereits in viel weiteren Kreisen bekannt als zur Zeit, da Gobineau diese Thatsache zum Ausgangspunkte seiner Betrachtungen machte. Nicht alle Deutschen sind Germanen. Die Thatsache bestreitet heut zu Tage niemand mehr. Aber ihre Tragweite und ihre Folgen zu erfassen, davon ist man noch weit entfernt. Und darüber, ob diese Mischung slavisch-keltischer und germanischer Faktoren — von dem romanisch-semitischen Element sehe ich hier ab — der Weg zur Degeneration oder zur Veredlung ist, pflegt man sogar verschiedener Meinung zu sein.

Es scheint zunächst, als ob man den einfachen Gang des Gobineau'schen Gedankens schwerlich widerlegen könnte: Edler als die Slaven und Kelten waren die Germanen. Ihre Mischung hat, wie die bekannte Statistik ergab, zum Sieg der dunkelhaarigen und dunkeläugigen Kurzschädel geführt. Also hat das minder Edle gesiegt! Degeneration, nicht Veredlung, hat statt gefunden.

Wir können es auch in der That nicht nur an äußeren Merkmalen erkennen, wie weit die Sklavenrassen heute wieder die Oberhand bei uns gewonnen haben, sondern viel sicherer noch am Siege sklavischer Gesinnung. Gobineau's treffende Charakteristik der Eigenart der schwarzen und der gelben Rasse ließ sich an zahlreichen Stellen, als ob sie auf die Menschen, in deren Mitte wir heute leben, gemünzt sei. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Jeder Preuße trägt seinen Gendarmen in der Brust, meinte Stirner. Die Deutschen gehen noch einmal an ihrem Bedientenstolz zu Grunde, pflegte Jakob Venedey zu sagen, wie mir seine Witwe einst in kritischer Zeit erzählte. Die Masse des deutschen Volkes ist von Haus

aus Sklavenrasse: — daher auch die Furcht vor den Gesetzen, einschließlich der Naturgesetze, die doch gleichfalls Menschenwerk sind. Gebückt, mit dem Hut in der Hand, kommt man durch's ganze Land. Was das Behagen solcher Sklavenseelen noch erhöht, — denn Schadenfreude ist bekanntlich für niedrig Denkende die reinste Freude — ist dies, daß die Anderen so dumm sind, den Kunstgriff nicht zu merken, wie man's durch Kriechen und Streben so herrlich weit bringt.

Wozu aber bringt man's? Zu materiellem Wohlbefinden, welches man mit Darangabe all jenes Höheren erkauft, was den Menschen erst zum Menschen erhebt. Und was die untersten Schichten erstreben, wo die gelbe Nuance vorherrscht, wird in den höchsten Regionen heut zu Tage — geschieht es bewußt oder geschieht es unbewußt? — vielfach begünstigt und gefördert: schwarze Nuance. Was begünstigt man heute von oben? Sklavensinn an Stelle des noch vor wenigen Jahrzehnten gefeierten Arier-Idealismus. Die Kenntnis des Griechentums, desjenigen arischen Volkstums, welches uns in seinen Denkmälern des geistigen Lebens zugänglich und vertraut geworden war, wird zurück gedrängt auf die engsten Kreise, vielleicht, um schließlich auch dort eliminiert zu werden. Zur Arbeit im Dienste des materiellen Wohlseins wird einzig erzogen. Nur keine eigenen Ideen, keine Persönlichkeit, kein eigenes Wollen und Denken! Nicht, wie es sein *sollte* — nein, wie es *ist*, wie *man's macht*, das muß man wissen, um durch's Examen approbierter Chinese zu werden. Wer dann fügsam, persönlich ergeben, routiniert und wohlbeschlagen in seinem Spezialgebiete dient, ein Amt, aber keine Meinung hat, und in diesem Dienste sich aufreibt: *der* ist der Gesuchte. Die Frau wird aus ihrer Stellung als Herrin des Arierhauses hinaus gewiesen und zur Konkurrentin des Arbeiters erniedrigt, mit dem sie fortan im Doppelgespann die Lasten der täglichen Arbeit beim Kampf um's Dasein teilen mag. Das Arierhaus selbst — Max Müller erklärt geradezu arya = Hausbesitzer — das Haus, von einer Familie bewohnt, dessen Besitzer zwar ein höheres Glück kennt als das chinesische „Trautes Heim, Glück allein", dem aber doch my house — my castle ist, weil es ihm den von Gobineau so sehr richtig hervor gehobenen goût d'isolement zu befriedigen ermöglicht: es ist immer noch das Ziel des Strebens bei Vielen, welche damit arische Herkunft beweisen. Aber es verschwindet in unseren modernen Städten vor der unaufhaltsam sich mehrenden Anhäufung der Massenquartiere, deren Stockwerke die Einen aus Not, die Andern aus Bequemlichkeit füllen. Was das Haus durch das Leben im Kreise der Familie einst bot, das kann die Schlafstelle, aus der beim Klang der Sklavenglocke alles zur Arbeit aus einander stiebt,

nicht leisten: — so übernimmt der gefällige Staat heut zu Tage eine Leistung nach der andern, welche einst der Familie für Erwachsende und für Erwachsene oblag, er leistet — selbstverständlich Surrogate mit der Qualität des Surrogates auch auf diesem Gebiete.

Ist man nun auf dem rechten Wege, wenn man Sklavenarbeit von Allen fordert, Sklavensinn als Bedingung sine qua non — — von Allen verlangt?

Gobineau's Nein! wird doch noch seinen Widerhall bei denjenigen finden, welche den germanischen Nationen die Weltherrschaft vindizieren. Dann ist es nicht zwecklos und widersinnig gewesen, daß man das deutsche Volk zu Herren erzog, wie es thatsächlich geschah, als man alle Deutschen wehrhaft machte zum Waffenkampf wie zu geistigen Kämpfen: — es ist vielmehr geschehen — unbewußt vielleicht bei Manchen, die dazu halfen —, weil das deutsche Volk in seinem Kern ein Herrenvolk nicht nur einst gewesen, sondern auch in Zukunft wieder zu werden berufen ist. Es wird in alle Ewigkeit so bleiben: Staaten werden von der Vernunft geleitet und von der Nichtintelligenz bedient, wie Gobineau sehr richtig an irgend einer Stelle bemerkt. Und daß die irgendwie höheren Wesen die niederen als Beute ausnützen, Menschen und Tiere, Pflanzen und anorganische Natur, ist ein System, auf welchem alles Leben beruht, wie Nietzsche nicht minder treffend hinzu fügt. Mit dieser Einrichtung geht die Welt zu Grunde. Anderes Leben vernichten oder das eigene Leben vernichten ist die grausame Wahl, vor welche jedes lebende Wesen auf dieser Erde gestellt ist. Man lebt nur, so lange man vernichtet, anderes Leben oder das eigene. Zwischen Grausamkeit und Mitleid ist der am meisten befriedigende Kompromiß zu suchen. Nur das Christentum hat einen schmalen Weg zwischen beiden und die enge Pforte dazu eröffnet.

Was demgemäß angesichts der auf Rassenunterschiede und Rassenmischung begründeten Ungleichheit innerhalb unserer Volksgenossenschaft an der sozialen Frage überhaupt zu beantworten möglich ist, darauf hat Gobineau die Antwort gegeben. In gewissem Sinne freilich, davon giengen wir aus, ist ihre Beantwortung unmöglich. Wollen wir unsere Volksgenossen wirklich glücklicher machen, so müssen wir daran arbeiten, ihnen das Leben zu verherrlichen, nicht sie alle gleichermaßen zu erniedrigen und zu knechten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Seelen wohnen in der Brust der Landsleute Fausts, die nahezu Alle den Fluch der Völkermischung dadurch bewähren. Die eine lockt hinab in den Schlamm, die andere empor — „zu den Gefilden hoher

Ahnen", wie Goethe völlig im Geiſte Gobineau's empfand. Frieden findet keiner von ihnen eher, als bis er dem vor ihm ſtehenden Bilde des, das er werden ſoll — dem Bilde des Ariers —, nachzuſtreben begonnen hat. So heißt das neue Moralprinzip, der Grundgedanke der Zukunftsmoral für die, welche Gobineau's Gedanken erfaßt haben: Du ſollſt den Arier in dir ſelbſt und um dich her ſieghaft machen und ihm die niederen Triebe der ſchwarzen und gelben Raſſe, wo ſie ſich in dir und um dich her regen oder gar zur Herrſchaft ſtreben, zum Opfer bringen! Wollen wir Herren ſein, ſo müſſen wir Arier werden, oder beſſer: wollen wir Herren werden, ſo müſſen wir Arier ſein. Wir müſſen zum Leben erwecken und ſieghaft machen, was in uns und um uns von Keimen und vom Erbteil ariſcher Art vorhanden iſt; wir müſſen die Keime und das Erbteil ſchwarzer und gelber Faktoren in uns und um uns her ausmerzen, austilgen, ertöten. „Nun möchte ich noch gern ein gentleman werden und ſetze alles daran, dieſes Ziel zu erreichen", ſagte mir einſt ein dem niederen Mittelſtand angehöriger Engländer, nachdem er ein beſcheidenes Familienglück erkämpft hatte. Er meinte das im beſten Sinne des Wortes. „Vornehm" werden in anderem Sinne will freilich jeder Parvenu, mag ihm auch noch ſo völlig Sinn und Verſtand dafür fehlen, jemals zu erkennen, worin Vornehmheit im Grund eigentlich beſteht.

Zunächſt empfindet ſich der moderne Arier, nachdem er ſich entdeckt hat, freilich iſoliert, wie er ſich denn auch ſtets von der gelb-ſchwarzen Sozietät abgeſtoßen fühlte, die ihn umgiebt, als welche an ihre Herkunft von den Affen willig glaubt und ihr Paradies in irdiſchem Behagen ſucht. Dennoch gehört auch er, wie ihn Gobineau belehrt, einer großen Gemeinſchaft von Gleichgearteteten an. Es iſt die Gemeinſchaft derjenigen, welche darin übereinſtimmen: Wo Kampf iſt, da iſt Leben. Dieſer iſt ein Menſch geweſen, und das heißt ein Kämpfer ſein. Arier-Art entſpricht der heroiſche Lebenslauf, wie ihn Beethoven in der „Eroica" geſchildert hat — nicht das Glück der Maſſe, der Herde. Das Glück der Maſſe dagegen iſt, was ſelbſt einen Goethe — den „Gotenſproß" nach Herders Etymologie — laut ſeinem eigenen Geſtändnis bändigte, in weſenloſem Scheine jedoch hinter einem Schiller und ſeines Gleichen liegt: — das Gemeine. Und doch, wie arm bleiben dieſe Satten, deren Paradies auf dieſer Erde liegt, von der ſie klanglos zum Orkus hinab gehen, — die Gefilde der Seligen, wie ſie Böcklin und Weingartner in Farben und in Tönen geſehen, wie liegen ſie ihnen fern!

Moral predigen iſt leicht, Moral begründen ſchwer. Schopenhauer hat mit dieſem Worte der Ethik in gewiſſem Sinne neue Wege gewieſen.

Die Moralpredigt nahm den sozialen status quo als unabänderliche Thatsache hin und suchte sich damit abzufinden: — trotzdem sei Moral so oder so möglich. Dagegen fragen wir heut zu Tage nicht nur nach neuen Zielen und Wegen in der Moral, wir fragen heut zu Tage auch: Welche sozialen Hindernisse stehen der Verwirklichung eines status, wie er sein sollte — eines moralischen Zustandes — im Wege? Wie weit lassen sie sich beseitigen? Wenn ein weltliches Moralprinzip überhaupt ausreicht, Moral zu begründen, so kommt das aus der Gobineau'schen These sich ergebende in erster Linie mit in Betracht: Mache den Arier, dessen höchstes Gut Freiheit und Ehre sind, sieghaft in dir und um dich her!

Daraus ergiebt sich als eine der ersten und nächsten Pflichten die der alt-arischen Heiligung der Familie und der Ehe. Auf „Moses und die Propheten" hört man nicht, man sinkt und sinkt tiefer und tiefer in den Schlamm der Nachbarländer hinab; blinde Leidenschaft und den Kultus des Sinnenrausches über alle Schranken hinaus haben die „schwarze Kunst": Lyrik und die „Romane" unserer Dichter fast ausnahmslos als einzig zu billigendes Motiv der Geschlechtsgemeinschaft zur nahezu unbestrittenen und allgemeinen Anerkennung gebracht. Man sollte aber hören auf Nietzsche und Gobineau. In der Geschlechtsgemeinschaft gründen wir die Zukunft des Volkes. Und gerade hier, dieser Kardinalpflicht, dieser Nächstenpflicht ersten Ranges, der Pflicht der nächsten und der kommenden Generation gegenüber, welche in erster Linie mit Rücksicht auf die Gebote der Vernunft, das heißt des Rassenprinzips, zu erfüllen wäre, haben Fromme und Gottlose gewetteifert, den Menschen gedanken- und vernunftloser als das Tier zu machen. Halte das Heiligtum der Ehe aufrecht: erhalte den Garten der Ehe als Heiligtum: sie allein garantiert dir die Zukunft! Selbstpflicht, Nächstenpflicht, Gottespflicht verschmelzen hier in Eins. Gobineau's Moral ist eine Moral der erfüllbaren Pflichten, eine Moral, welche thatsächlich gelebt und geübt werden kann. Grund und Ziel seines Strebens nennt Gobineau selbst einmal die Erforschung des Verhältnisses, worin das Individuum durch die Familie zur Rasse steht.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie die Geschichte, von Gobineau aus betrachtet, erscheint, hat er selbst konstruiert. Selbstverständlich mußte zunächst ein Verfahren gleich der mathematischen Analysis eingeschlagen werden: Wie sahen die geschichtlichen Ereignisse aus, wenn Gobineau Recht hatte? Wie nehmen sich die historischen Thatsachen unter diesem Gesichtswinkel aus? Verstehen wir sie so besser als bisher? Gewinnen wir ihnen neue Seiten ab? Wird die Geschichte so mehr, als nach herkömmlicher Schablone gesehen, Lehr-

meisterin der Gegenwart und Zukunft? Ist das der Fall, dann beweist Gobineau's Konstruktion ihre Richtigkeit selbst. Einen anderen „Beweis" für die Richtigkeit seiner These, aus der Geschichte geführt, verlangt charakteristischer Weise ein Kritiker, der gegen Gobineau mit dem Argument operiert: Jeder Sekundaner weiß doch — —. Für solche inferiore Geister, die Zeit Lebens Sekundaner bleiben und darauf leben und sterben, was ihnen in Sekunda gelehrt wurde, haben freilich Denker wie Gobineau nicht geschrieben. Jeder Sekundaner weiß — —, was von der gerade herrschenden landläufigen Geschichtsphilosophie bis in die Sekunda durch zu sickern pflegt; nicht, was kühne führende Geister, die soeben erst am Horizonte der Mit- oder Nachwelt blitzartig aufleuchten, neu ersonnen haben.

Für Solche dagegen, welchen weder das Konversationslexion Quelle und Norm ihres Wissens und Denkens ist, noch die Infallibilität der wissenschaftlichen Tages- und Modegrößen, als der patentierten und approbierten Wahrheitsfabrikanten und Generalpächter der Wissenschaftlichkeit, über allen Zweifel erhaben, die sich vielmehr die Freiheit vorbehalten, selbst zu sehen und selbst zu urteilen, — für Solche wird vielleicht das Ergebnis eingehender Auseinandersetzung mit Gobineau's kühner und großer Geschichtskonstruktion auf Grund des Rassenprinzips dieses sein: Jetzt endlich erkenne und sehe ich die thatsächlichen geschichtlichen Zusammenhänge und die wahre Geschichte. Diese Geschichte war es, die ich vermißte und bisher vergebens suchte. So war Richard Wagner für Gobineau prädestiniert. Vielleicht hat man erst dann das volle Verständnis für Gobineau's That, wenn man vorher zu dem Ergebnis gekommen war, die Geschichte zu hassen, zu verabscheuen, zu verachten, welche — Mischmasch von Irrtum und Gewalt, Unsinn, du siegst! — immer wieder den Sieg des Unwürdigen über den einzig Verehrungswürdigen zeigt, was dann von jenen Anbetern des Erfolges, wie u. A. Johannes Scherr sie gelegentlich ergötzlich an den Pranger gestellt hat, als vernünftig, weil wirklich, gepriesen wird. Gobineau giebt mir die wahre Geschichte: er zeigt mir, warum ich hasse, warum ich verachte; warum ich liebe, warum ich verehre; warum ich beklage, — was ich ersehne, was ich vermag. Ich gehe nicht auf Einzelheiten ein, es würde nur zu Wiederholungen führen, wenn ich hervor heben wollte, weshalb die Griechen uns so bewundernswürdig und vorbildlich erscheinen: weil sie der einzige uns genauer bekannte Zweig der Alt-Arier sind, vielleicht der einzige auch, dessen genauere Kenntnis wahrhaft lohnt, — warum die Höhe ihrer ältesten Kunst, die Homerische Dichtung, von keinem Späteren je wieder annähernd

erreicht wurde. Nur Eines greife ich noch heraus. Man könnte ſich nämlich fragen: Iſt wirklich die Größe der untergegangenen Kulturen reiner Raſſen wertvoller geweſen als der Sieg des aus der Raſſenmiſchung, welcher jene zum Opfer fielen, reſultierenden Humanitätsprinzips? Aber dieſes Humanitätsprinzip iſt gerade ſelbſt durchaus nicht Errungenſchaft der Raſſenmiſchung, ſondern vielmehr Erbteil der Großmut ariſcher Nationen, und Gleiches iſt dieſen noch niemals von Angehörigen inferiorer Raſſen, oder von Miſchlingen mit Gleichem vergolten worden: daher die ſo oft beobachtete, nie erklärte „Intoleranz des Liberalismus".

Iſt Gobineau's Lehre wahr? ſo fragten wir uns; — iſt Gobineau's Lehre neu?

Nein, neu iſt ſie ſicherlich ſchon inſofern nicht, als ſie bereits ein halbes Jahrhundert alt iſt. Daß er für die zweite Auflage nach dreißig Jahren nichts daran zu ändern fand, iſt jedenfalls bedeutſam. Bedeutſam iſt auch ſo manche noch bei Gobineau's Lebzeiten, ſo manche ſeit ſeinem Tode bis auf dieſen Tag erfüllte oder ſich erfüllende ſeiner Prophezeiungen. Sicher iſt freilich Gobineau weder der Einzige noch der Erſte geweſen, der die Raſſenfrage aufgeworfen und den erſten Rang der weißen Raſſe, insbeſondere den Ariern, zugeſprochen hat.

Aber neu und original iſt meines Wiſſens, wenn auch vielleicht die großartige Konzeption ſeines die ganze Welt des Geſchehenen und Geſchehenden umſpannenden Baues nicht ganz ohne Vorläufer war, ſo doch ſicher der Grundgedanke ſeines Werkes, daß die Raſſenmiſchung nicht nur die wahre Urſache des Verfalls der Ziviliſationen, ſondern der eigentliche phyſiologiſche Hauptprozeß der Weltgeſchichte geweſen ſei. Treffend ſagt Schemann: Gobineau hat zuerſt methodiſch gelehrt und bewieſen, daß die Menſchheit, daß Völker und Generationen nicht nur als Forſchungsobjekt des Anthropologen und Ethnologen, ſondern gerade auch als eines des Kulturhiſtorikers und Sozialethikers, vor Allem ein leiblicher Organismus ſind, und daß alle größten und kleinſten Leiſtungen des Menſchengeiſtes, alle Vorzüge und Fehler der Nationen, daß jegliche Erhebung und jeglicher Sturz einer Ziviliſation, kurz daß alles und jedes moraliſche und geiſtige Moment in der Weltgeſchichte auf jenes Leibliche zurück zu führen und aus ihm zu erklären iſt. Jenes Leibliche aber iſt die Raſſe. — Der Nationalitätengedanke durchzieht das moderne Völkerleben ſeit einem Jahrhundert ſchon, und heute mehr denn je. Der Nationalitätengedanke aber iſt im Grunde der Raſſengedanke. Was jede Nation, das heißt jede Raſſenmiſchung, wert ſei, das zu zeigen, wird die Gelegenheit nicht ausbleiben.

Übrigens hat Gobineau vor Darwin und Buckle die zeitliche Priorität unbeſtreitbar voraus und nimmt dieſe auch ausdrücklich für ſich in Anſpruch.

Aber iſt nicht Gobineau's Lehre, weil fünfzig Jahre *alt*, heute *veraltet*? — Selbſtverſtändlich! meint ſo mancher Vertreter der von Gobineau treffend gekennzeichneten römiſch-romaniſchen Weltanſchauung, jener Überhebung, welche wähnt, an der Spitze der Kultur, am Gipfel und Ende aller Weisheit angelangt zu ſein: — ſelbſtverſtändlich um ſo mehr, als Gobineau, wenn er Recht hätte, ihm perſönlich, ſehr perſönlich, eine höchſt unbehagliche und unangenehme Selbſterkenntnis aufzwingen würde. Aber wann iſt eine Lehre *veraltet*? Etwas müſſen wir doch vom naturwiſſenſchaftlichen Jahrhundert gelernt haben, naturwiſſenſchaftlich geſchultes Denken ſollte man mitbringen in's zwanzigſte Jahrhundert: Aufgabe der Wiſſenſchaft iſt es, Thatſachen zu ſammeln und die beſte Hypotheſe zur Erklärung dieſer Thatſachen und ihrer Beziehung zu einander ausfindig zu machen. Iſt Gobineau's Werk etwa eine Sammlung von ihm zuerſt beobachteter Thatſachen? Eine ſo unſinnige Annahme ſcheint man zu hegen, wenn man „Beweiſe" für die Richtigkeit ſeiner Geſchichtskonſtruktion von ihm verlangt. Natürlich iſt in jenen fünfzig Jahren, ſeit Gobineau ſchrieb, viel neues Detail bekannt und durchforſcht worden. Aber mit Recht hat Schemann darauf verzichtet, mit ſeiner Überſetzung eine Neubearbeitung zu verbinden. „So gewiß man die Ergebniſſe der neueren Forſchung", ſchreibt er, „gegen viele Einzelheiten der Gobineau'ſchen Beweisführung mit Recht wird in's Feld führen können, ſo gewiß erſchien es mir anderſeits, daß ſie die Quinteſſenz des Ganzen, den eigentlichen Kern- und Grundgedanken des Werkes, nicht tangieren werden. Damit aber war es mir dann als Pietätsgebot gegeben, ein ſolches Werk, *deſſen Umarbeitungen ohnehin eine durchaus willkürliche, vergängliche, vielleicht nach einem Jahrzehnt ſchon wieder zu ändernde Geſtalt tragen müßten*, in ſeiner monumentalen Urgeſtalt zu belaſſen".

Man irrt vor Allem gewaltig, wenn man ein ethnographiſches und anthropologiſches Sammelwerk bei Gobineau ſucht. Nein, Gobineau's Werk iſt die Aufſtellung eines regulativen Prinzips, einer heuriſtiſchen Hypotheſe von unberechenbarer Tragweite. Dieſe Hypotheſe erklärt eine ganze Reihe bisher nicht erklärter oder für unerklärlich gehaltener Thatſachen; ſie leiſtet, was keine konkurrierende Hypotheſe vorher und ſeitdem annähernd zu leiſten vermochte. Nun iſt eine Hypotheſe falſch oder veraltet, wenn *entweder* Thatſachen angeführt oder neu entdeckt werden, welche ſie nicht zu erklären vermag, *oder* wenn eine beſſere Erklärung

der beobachteten Thatsachen durch eine andere, neuere Hypothese stattgefunden hat. Hypothesen können veralten, neue Thatsachen können entdeckt, bessere Hypothesen können aufgestellt werden. Ist Gobineau's Lehre veraltet? heißt also: Sind seit Gobineau bessere Hypothesen zur Erklärung des heute vorliegenden Thatbestandes aufgestellt worden?

Ich muß mich selbstverständlich aus tausend und einem Grunde bescheiden, in diesen Blättern, welche nur dazu bestimmt sind, das Interesse für Gobineau anzuregen, diese Fragen unbeantwortet zu lassen. Diese Antworten muß die Fachwissenschaft geben; ihre Antworten muß ein philosophisch — im besten Sinne des Wortes — geschulter Geist überwachen, kontrolieren und abschätzen. Man korrigiere veraltetes Detail, man konstatiere die mit Gobineau übereinstimmenden Ergebnisse neuerer Forschung, man versuche es, ob und wie etwa Neuentdecktes sich in Gobineau's Konstruktion einordnen läßt. Man lese vor Allem Gobineau selbst. Nur verschone man uns mit solchen Einwänden, wie sie bisher fast ausschließlich gehört wurden, welche auf völlig ungenügender, lückenhafter und oberflächlicher Kenntnis der Details in Gobineau's allerdings erst seit neuester Zeit in deutscher Übersetzung erschienenem Werke beruhen. Und man verschone uns mit solchen Einwänden, worin von Gobineau selbst bereits vor fünfzig Jahren gekannte, erörterte und widerlegte, oder wenigstens energisch bekämpfte Momente — wie z. B. die Bedeutung des Naturmilieu's, erfreuliche Ergebnisse von Rassenkreuzungen u. s. w. u. s. w. — uns triumphierend als Instanzen erster Ordnung entgegen gehalten werden ... von anderen, schlimmeren, Gobineau, dem Toten, gegenüber verübten Dingen zu schweigen!

Und man führe schließlich nicht immer wieder als fest stehende Thatsachen und „Ergebnisse der Wissenschaft" an, was selbst nur Einfall des neuesten Modegelehrten war und durch das nächste Modebuch schon wieder umgestürzt sein wird oder werden kann. Man überlasse das den Sklavenseelen, die auch hier ohne die Despotie eines Fetisches, mögen sie ihn immerhin „Wissenschaft" nennen, nicht leben können, die — unselige Erben neugieriger schwarzer Vorfahren — stets bereit sind, das schlechte Neue, wofern es nur neu ist, dem bewährten Alten vorzuziehen, und die, wie die semitisierten Athener zu des Apostel Paulus Zeiten, auf nichts begieriger sind, als etwas Neues entweder zu sagen oder doch wenigstens zu hören.

*

Unsere Zeit ist doch auch eine suchende Zeit und eine empfängliche Zeit. Sie sucht eine einheitliche Weltanschauung, welche die Besten befriedigt, die Schwankenden festigt, die aufwärts Strebenden erhebt. Sie

sucht nach Großem, Hohem, Verehrungswürdigem, nach führenden Geistern um so mehr, als diejenigen, welche von Gottes und Rechts wegen, nämlich von Amts wegen, ihre Führer sein sollten, nur zu häufig nicht einmal auf der Höhe stehen, daß sie selbst das innere Leben derer, die sie führen sollten, mit erleben. Ich denke dabei ebensowohl an die offiziellen wissenschaftlichen Tagesgrößen, welche in ihrem Spezialitätenkultus befangen bleiben, aber Autorität auch außerhalb ihrer Zirkel und da beanspruchen, wo sie oft die schlimmsten Dilettanten sind, wie an die berufenen Pfleger des geistigen und religiösen Lebens in kleineren und kleinsten Kreisen, abseits von der Heeresstraße der öffentlichen Meinungen der Herdenmenschen.

Hier ist ein Denker, der ein solches Führer-Amt in Anspruch nimmt. Wem es wie Schuppen von den Augen fällt beim Lesen und Durchdenken des Gobineau'schen Werkes — wobei ich das Gefühl hatte, endlich die Antwort auf zahllose Fragen zu finden, die mich von jeher bewegt hatten, die Lösung der quälendsten Rätsel, die ich bisher vergebens gesucht —, der teilt die Empfindung, welche mich erfaßte, als Gobineau in meinen Gesichtskreis trat. Diese Empfindung hat mich dazu bestimmt, für ihn einzutreten und zu werben, zunächst im engeren und weiteren Kreise Solcher, die mir persönlich nahe stehen oder einst standen; dann in der Öffentlichkeit. Ob nur gerade mir durch Gobineau, was mir von diesen Fragen und Problemen vorher noch ferner lag, in den Zusammenhang meiner Interessen eingefügt wurde, oder ob es Andern ähnlich ergehen wird, das wird sich ja finden.

Was soll nicht alles Meine Sache sein, meinte Stirner: endlich soll einmal meine Sache meine Sache sein. Ist die Arier-Sache meine Sache? Fühle und empfinde ich mich in Übereinstimmung mit dem, was Gobineau vom arischen Germanen lehrt? Wie finden wir uns selbst? — frägt Nietzsche und giebt die Antwort: „Von unserem Wesen legt alles Zeugnis ab, unsere Freund- und Feindschaften, unser Blick und Händedruck, unser Gedächtnis und das, was wir vergessen, unsere Bücher und die Züge unserer Feder. Man sehe auf das Leben zurück mit der Frage: Was hast du bis jetzt wahrhaft geliebt, was hat deine Seele hinan gezogen, was hat sie beherrscht und zugleich beglückt? Stelle dir die Reihe dieser verehrten Gegenstände vor dir auf: — deine wahren Erzieher und Bildner verraten dir, was der wahre Ursinn und Grundstoff deines Wesens ist."

Wer zu ihm gehört, den läßt Gobineau nicht wieder los, so bald er überhaupt in seinen Gesichtskreis eingetreten ist. Das erfahren wir

immer wieder: zuerſt an uns ſelbſt, dann an Andern. Wer nicht zu ihm gehört, der bleibe fern! Gobineau iſt ein Ariſtokrat, aber in dem Sinne, daß jeder zu ihm gehört, der ſich ihm innerlich verwandt fühlt, der dies merkt und der zu ihm auch gehören will.

Ein neues Typhus-Heilserum.

Von Dr. Alphons Fuld.
(Mombach-Mainz.)

Durch die Tagespreſſe gieng vor Kurzem die Nachricht, daß es dem Profeſſor Chantemeſſe in Paris gelungen ſei, ein Heilſerum gegen den Typhus nach Art des Behring'ſchen Diphtherie-Heilmittels herzuſtellen. Die Erfolge mit dem neuen Serum ſollen ſehr ermutigende ſein, wenn auch die verſchiedenen Meldungen einander noch recht widerſprechen und bald von abſoluter Sicherheit, bald wieder von einer Sterblichkeit von 7% berichten — einem Verhältnis, das ſicher auch unter unſerer heutigen Behandlungsweiſe in vielen Epidemien erreicht wird. So ſehr es nun auch zu wünſchen wäre, daß jene Nachricht Beſtätigung finden möge, man wird ſie vorerſt mit großer Vorſicht aufnehmen müſſen, denn die bisherigen Mißerfolge ſo vieler bedeutender Forſcher können unſere Zuverſicht nicht ſehr hoch ſtimmen. Dem ferne Stehenden mag es ja ſonderbar genug erſcheinen, daß auch heute noch, nachdem es ſchon ſeit Jahr und Tag Behring gelungen iſt, ein höchſt wertvolles Heilmittel gegen die Diphtherie herzuſtellen, immer noch kein nach den gleichen Grundſätzen gewonnenes, zuverläſſiges Heilmittel gegen andere verderbliche Volksſeuchen, gegen Typhus, Cholera, Peſt — ganz zu ſchweigen von der Tuberkuloſe exiſtiert. Allein, wenn uns auch die vielfachen, mühſamen Forſchungen der Bakteriologen in dieſer Richtung noch nicht ſehr gefördert haben, ſo haben ſie uns doch wenigſtens die wichtigſte Grundlage weiteren Fortſchrittes geliefert: die Erkenntnis, an welchen Schwierigkeiten die bisherigen Bemühungen ſcheitern mußten.

Es hat ſich nämlich heraus geſtellt, daß wir unter den durch organiſierte Erreger hervor gerufenen Krankheiten zwei große Klaſſen unterſcheiden

müssen; bei den einen — zu ihnen gehören Diphtherie und Wundstarrkrampf — bleiben die Erreger, nachdem sie sich einmal an einer minder widerstandsfähigen Stelle angesiedelt haben, dort haften, ohne weiter in die Blut- und Säftemasse des Organismus einzudringen. Dagegen sondern sie gewisse Stoffwechselprodukte ab, giftige Substanzen, welche in das Blut übergehen und durch ihre Einwirkung auf die Gewebszellen die Krankheitserscheinungen hervor rufen. Wir haben es also bei der Diphtherie und dem Wundstarrkrampf mit echten Vergiftungen zu thun. Ganz anders die zweite Klasse von Infektionskrankheiten, als deren Repräsentanten wir den Typhus nehmen wollen; hier dringt der Krankheitserreger von der Stelle seines ersten Angriffs aus in die Blut- und Säftemasse selber ein, und die Krankheitssymptome, welche er hervor ruft, sind teils eine Folge der vielen Fremdkörper, welche in Gestalt zahlloser Bakterien in den Gefäßverzweigungen vieler Organe anzutreffen sind, teils sind sie durch die giftige Beschaffenheit jener Bakterien verursacht. Denn diese Organismen erzeugen allerdings nicht, wie der Diphtheriebazillus, in größerer Menge giftige Substanzen, welche sie an das Blut abgeben, wohl aber enthalten die Bakterienleiber ein heftiges Gift, das jedenfalls in der näheren Umgebung verderbliche Wirkungen ausübt.

Die moderne Behandlung dieser Krankheiten, welche zur Zeit in der Entdeckung Behrings ihren höchsten Triumph zu verzeichnen hat, geht nun von der alten Erfahrung aus, daß Personen, welche gewisse Krankheiten überstanden haben, auf Jahre hinaus oder für das ganze Leben vor neuer Erkrankung geschützt sind, und zwar besteht dieser Schutz auch dann, wenn die ursprüngliche Krankheit recht leichter Natur war. Auf diesen Erfahrungen beruht Jenners geniale That, durch Einimpfung der Kuhpocke vor den echten Blattern zu schützen; auf ihnen fußen auch die ersten Versuche Pasteurs, der durch Einimpfung von in ihrer Giftigkeit abgeschwächten Milzbrand- und Hühnercholerabazillen Tiere vor diesen Krankheiten schützen konnte und dann weiterhin in einfacher Konsequenz seiner Untersuchungen dahin gelangte, ein Schutz- und Heilmittel gegen das Gift der Wutkrankheit herzustellen. Und Behrings Erfolge sind auch wieder nicht denkbar ohne die Vorarbeiten Pasteurs. Aber während Pasteur noch wähnte, durch die Verseuchung mit den Krankheitserregern erschöpfe sich der Organismus an geeigneten Nährstoffen, so daß er unfähig werde, neue Eindringlinge zu ernähren, gieng Behring jenen geheimnisvollen Lebensvorgängen tiefer auf den Grund, und es gelang ihm der Nachweis, daß im Blut erkrankter oder mit Diphtherie- oder Wundstarrkrampfgift behandelter Tiere gelöste Körper auftreten, welche als echte

Gegengifte die Wirkung jener Bakteriengifte aufheben. Nicht allein wenn man einem Tiere gleichzeitig Gift und Gegengift einſpritzt, bleibt es von der Krankheit verſchont, auch wenn man im Glaſe jene beiden ihrer chemiſchen Konſtitution nach ganz unbekannten Körper miſcht, bleibt bei nachträglicher Einſpritzung — richtige Miſchungsverhältniſſe voraus geſetzt — jede Wirkung aus, und zwar wird das Gift nicht etwa durch das Gegengift zerſtört, ſondern nur chemiſch gebunden. Die Wirkung iſt eine ſpezifiſche, d. h. das Diphtheriegegengift, das Diphtherieantitoxin, wirkt einzig und allein auf das Diphtheriegift, und es iſt in praktiſcher Beziehung beſonders wichtig, daß geſteigerte Giftmengen immer durch im gleichen Verhältnis geſteigerte Antitoxinmengen unwirkſam gemacht werden. Damit war die Grundlage für die Verwertung der Behring'ſchen Entdeckung in der Heilkunſt gegeben. Die Bildungsſtätten der Antitoxine ſind jedenfalls die Körperzellen des Organismus, von wo aus jene in das Blut abgeſtoßen werden, und es unterliegt dann keiner Schwierigkeit, dieſe Schutzkörper durch einen Aderlaß aus einem vorbehandelten Tiere zu gewinnen und in Form des von Blutkörperchen und Gerinnungsſtoffen befreiten Serums als Schutz- und Heilmittel zu verwenden.

Auch für die Krankheiten der zweiten Klaſſe gilt das Geſetz, daß ihr einmaliges Überſtehen häufig vor ſpäterer Erkrankung ſchützt. Man hat namentlich in Frankreich die weißen Blutkörperchen damit in Zuſammenhang bringen wollen, nachdem man beobachtet hatte, daß dieſe die Bakterien in ihr Inneres aufnehmen und zerſtören; es ſcheint aber dieſe Thätigkeit der weißen Blutkörperchen doch mehr nebenſächlicher Natur zu ſein und hauptſächlich die ſchon erkrankten Bakterien zu betreffen. Wieder iſt einem deutſchen Forſcher, R. Pfeiffer, der Nachweis gelungen, daß im Blute von mit abgeſchwächten Bakterien vorbehandelten Tieren Körper auftreten, welche die Krankheitserreger zerſtören. Allerdings, wenn man ſolches Blut mit den betreffenden Bakterien im Glaſe zuſammen bringt, dann gehen dieſe kaum in größerer Menge zu Grunde wie ſchon im normalen Blut, das ja bekanntlich bei dem Geſunden eine recht kräftige, Bakterien tötende Wirkung entfaltet; bringt man aber die Miſchung in die Bauchhöhle eines Verſuchstieres, dann gehen alle Bakterien in kurzer Zeit zu Grunde. Es treten alſo durch die Infektion im Blut Stoffe auf, welche die Bakterien zwar nicht ſelber vernichten, wohl aber der Bakterien tötenden Subſtanz den Angriff ermöglichen, vielleicht dadurch, daß ſie das chemiſche Bindeglied zwiſchen ihr und den Bakterien darſtellen. Dieſe Körper entſtehen erſt durch die Erkrankung oder die künſtliche Infektion, wahrſcheinlich in den Blut bildenden Organen, und werden von dieſen an das Blut abgegeben;

man bezeichnet sie als Zwischenkörper oder Immunkörper, während die schon im normalen Organismus vorhandene, Bakterien auflösende Substanz, die wir als eine Art Ferment betrachten müssen, Endkörper oder Komplement genannt wird.

Man wäre nun wohl versucht anzunehmen, daß es recht leicht sein müsse, durch geeignete Vorbehandlung Sera herzustellen, welche allen Anforderungen als Schutz- und Heilmittel genügen. Leider ist aber die Herstellung eines Heilmittels bis jetzt noch nicht geglückt, einmal darum, weil das Bakterien tötende Komplement nur in verhältnismäßig geringen Mengen im Organismus vorhanden ist: man kann es z. B. erleben, daß ein Versuchstier mit solchem Reichtum an Immunkörpern, daß die geringste Serummenge zur Immunisierung eines zweiten Tieres genügt, dennoch der Krankheit erliegt, weil die Organismen aus Mangel an Bakterien tötender Substanz üppig weiter wuchern; weiterhin bleiben aber auch nach der Auflösung der Bakterien noch die in ihren Leibern enthaltenen giftigen Substanzen zurück, so daß sicher bei schwerer Erkrankung der Tod auch noch als Folge einer Vergiftung eintreten kann. Dagegen ist, wie die Erfahrungen bei der Pest und in neuerer Zeit beim Typhus beweisen, mit derartigen Sera ein ziemlich sicherer Schutz vor der Erkrankung zu erzielen, weil eben die Schutzstoffe des Organismus im Vereine mit den künstlich eingeführten Zwischenkörpern in der Regel genügen, um sich der Minderzahl von Bakterien, wie sie bei der Ansteckung in Frage kommen, zu erwehren.

Noch ist also das höchste Ziel der Wissenschaft, die Gewinnung eines zuverlässigen Heilserums für diese besondere Gruppe von Infektionskrankheiten, nicht erreicht. Robert Koch hat es bekanntlich versucht, durch Behandlung von Tieren mit steigenden Mengen des Tuberkelgiftes ein wirksames Antitoxin gegen die Giftwirkungen des Tuberkelbazillus zu gewinnen, seine Versuche sind aber in der Praxis nicht vollständig geglückt. Trotzdem haben wir keinen Grund verzagt zu sein; wir dürfen vielmehr hoffen, daß uns unsere heutige tiefere Einsicht in das Wesen jener Lebensvorgänge auch in praktischer Beziehung noch weiter fördern werde. Ob es freilich, wie man im Interesse der leidenden Menschheit wohl wünschen möchte, dem französischen Forscher jetzt schon vergönnt war, dieses nicht allein für die Bekämpfung des Typhus, sondern für die ganze Entwicklung der Heilkunst hoch bedeutsame Ziel zu erreichen, das wird erst die nächste Zukunft lehren können.

Sully Prud'homme.

Von Amélie Hey.
(Berlin.)

Der litterariſche Preis der „Nobel-Stiftung“ wurde bekanntlich Sully Prud'homme zuerkannt. Das befremdet im erſten Augenblick. Wenn man unter den Größen der zeitgenöſſiſchen Litteratur aller Länder Europa's zu wählen hatte, warum wurde nicht einer jener führenden Geiſter gewählt, welche nicht nur Umwälzungen in der Litteratur, ſondern im modernen Empfinden überhaupt hervor gebracht haben: ein Ibſen, Tolſtoi, ſelbſt ein Zola?! Sully Prud'homme ſteht abſeits, nur ein kleiner Kreis von Kennern weiß ſeine vornehmen und verfeinerten Empfindungen zu würdigen, die er in vollendeter Form zu Gehör bringt. Es heißt jetzt, Sully Prud'homme ſei ein „Verſtandesdichter“. Damit iſt ihm Unrecht gethan. Das iſt wahr — die Phantaſie, die Gefühle gehen ihm nie durch. Keine Tiefe iſt ihm ſo tief, keine Höhe ſo hoch, daß er ſie nicht in klarſter, faßlichſter Form prägen könnte, was in unſerer Zeit des glühenden Kolorits und der verſchwommenen Umriſſe vielleicht auf Manchen erkältend wirkt. Auch wird, was Anderen Abhandlung geworden wäre, bei ihm Gedicht. Aber ein echtes Gedicht, kein Lehrgedicht. So ſchließt „La Parole“, das die Entwicklung der Sprache behandelt:

Einſt aber — dann wird man nicht Krieg noch Aufruhr kennen —
Sieht man in freie Luft die Städte ſich erweitern,
Und das verteilte Feld wird keine Mauer trennen, —
Friedlich und zahlreich lebt die Menſchheit dann im heitern
Verein, wie reifes Korn, d'rin ew'ger Hymnus webt,
Anſchwillt, erſtirbt und ſtets auf's Neue ſich belebt.
Wenn das unſel'ge Erz, das heute Ernten hält
Dem Tod nur, mächt'ger wird in ſchönern Formen rollen,
Und wenn der Feſtung Stirn die Rebe mit den vollen
Und goldnen Trauben kränzt, die ſüßes Feuer ſchwellt:
Dann, oh Beredſamkeit, vergleicht man länger mehr
Dich nicht dem brandenden, ewig bewegten Meer,
Dann wird dein Sinnbild ſein befruchtend reine Quelle,
Ein großer, klarer Strom, wie der Gironde Welle,
Die ihrer Kinder Herz mit Lieb' und Tugend tränket,
Den Lippen, die ſie netzt, ihr ſüß Gemurmel ſchenket.

Und wie die Waſſer ſich vom Fels zum Thale drängen,
Und Lehm- und Steingeröll der wilden Flut ſich mengen,
Die doch den Eichbaum ſchont und auch das Gras nicht knickt,
Nur beider Wurzeln mit der ſelben Flut erquickt,
So wirſt in Städte, die im Thal gebreitet ragen,
Du jenen Balſam, der dem Berg entquollen, tragen:
„Selig die Einfalt, denn im Himmel wird ſie thronen;
Selig der Friedliche, den Gottes Kind man nennt;
Selig, wer dürſtend nach Gerechtigkeit entbrennt,
Es wird ſein Durſt geſtillt; Barmherzigkeit wird lohnen
Dem Sel'gen, der ſie übt, beim einſtigen Gericht, —
Selig die Trauernden, denn Troſt ſoll ihnen werden;
Selig die Reinen, denn die Reinen ſchau'n das Licht;
Selig die Sanften, denn ſie herrſchen einſt auf Erden."

Pardon! — aber im Deutſchen machen ſich die Alexandriner doch etwas trocken. Faſt beweiſe ich durch ſie das Gegenteil des oben Behaupteten. Und doch bin ich durch Zitieren gerade dieſer Verſe dem, was ich ſagen wollte, näher gerückt. Denn aus ihrem Inhalte geht hervor, daß der „Nobel-Friedens-Preis" dem Dichter des „ewigen Friedens" gebührt. Prud'homme iſt Optimiſt. Er glaubt, daß die Wirrſale der Dinge einem beſſeren Ziel entgegen ſich entwickeln. In einem Gedicht an Alfred de Muſſet (1866) ſpricht er ſeine Anſichten von Welt und Leben aus. Er huldigt Muſſet mit der vollen warmen Begeiſterung, die jede Offenbarung des Genius erweckt. Aber er kann ihm ſeine Gleichgiltigkeit dem Guten gegenüber nicht vergeben, ſeine thatenloſe Verzweiflung in einer Welt, die noch voll vom Geklirre der Ketten ſei. So weit entfernt das goldene Zeitalter ſei, man müſſe ihm entgegen ſtreben und jene männliche Kraft bethätigen, die, um ſich aufrecht zu erhalten, eine Welt zu verbeſſern trachte. Und indem er Muſſet die Größe der Helden des Altertums inmitten einer ſchlimmeren und grauſameren Zeit vorhält, meint er, nicht der dürfe ſich über das Leben beklagen und die Zukunft verſpotten, der in einer Zeit geboren ſei, welcher bereits das Licht wiſſenden Erkennens empor dämmere — in einer Zeit, in welcher man nicht zu früh komme, um zu wiſſen, und nicht zu ſpät, um zu ſingen. Der Kampf wider die dunklen Mächte des Böſen ſei ein zu guter geweſen, als daß man ſich ergeben könne, und auch noch auf die Trümmer einer untergegangenen Welt würde die Menſchheit das Panier ihrer Hoffnungen aufpflanzen. Die wollüſtig ſüßen Klänge des Sängers würden ihn nicht verführen; er wähle zu ſeinem Meiſter jenen Dichter, der das Ideal liebe wie der Soldat ſeine Fahne: um der großen Thaten willen, die unter ihrer Führung vollbracht wurden. — Dieſe Note klingt durch zahlreiche

Schöpfungen des Denkers und Dichters, wie „L'art", „Abdication" u. ſ. w. Sie klingen an Schiller und Shelley an, mit welch' Letzterem Prud'homme von ſich ſagen darf:

„Me who am as a nerve o'er which do creep
The else unfell oppressions of this earth."

Und um dieſer Seelenrichtung willen ward ihm der Preis. Nicht um ſeiner großartigen Naturdichtungen willen, die wie „Sursum corda", „Chanson de l'air" mit dem Schwunge der Pſalmen wetteifern. Nicht um ſeiner Liebeslieder willen, von denen einige dem Zarteſten und Innigſten der deutſchen Lyrik (ſonſt eine terra incognita für die Franzoſen) ebenbürtig zur Seite ſtehen.

Oh Nobel, da du die Mittel der Zerſtörung mehrteſt und verſchärfteſt, wollteſt du die Menſchen mordende Tendenz deines Wirkens ausgleichen, indem du dem durch deine Erfindungen geſteigerten Krieg ein Werk des Friedens entgegenſetzteſt? Wollteſt du mit den erworbenen Reichtümern gut machen, was der Erfinder-Dämon in dir verbrach? Wie der Ingenieur in Zola's „Paris" den neuen Sprengſtoff, der eine mit Andächtigen überfüllte Kirche in die Luft fliegen laſſen ſollte, als Kraft für einen Motor verwendet und ſo den Unheilsſtoff dem Fortſchritte dienſtbar macht, ſo ſprengt auch dein Dynamit Berge und bahnt neue Wege. Solch' friedlichen Ausgleich gegen jeden zerſtörenden Mißbrauch wünſche ich dir. Aber wird deine „Stiftung" das von dir erſehnte Gute ſtiften? Den an Preis und Ehren Reichen giebt ſie neuen Preis. Dem Ringenden und Wagenden, dem im Kampf unterliegenden Genius, der vielleicht die Menſchheit einen kleinen Schritt vorwärts führt — dem „ewigen Frieden" entgegen — ihm kannſt du nicht helfen!

*

Nachwort der Schriftleitung: Verfaſſerin obigen Aufſatzes hat vor Jahren, durch Paul Heyſe dazu angeregt, eine Anzahl Gedichte von Prud'homme überſetzt und in verſchiedenen Zeitſchriften (zuletzt auch in der „Geſellſchaft" — vergl. 16. Jahrg. 1900, II. Juni-Heft) veröffentlicht. Nachſtehend ſendet ſie uns noch einige weitere Proben, wobei wir zugleich auf S. 60 vom laufenden Jahrgange dieſer Zeitſchrift verweiſen möchten.

Dichtungen von Sully Prud'homme.

Viſion.

Aus grauer Vorzeit ſah ich einen Mann:
Ein einz'ger war es nur von den Millionen,
Die um den toten Leib des Pharaonen
Getürmt die Pyramide himmelan.

Er keucht — er wankt — er ſchleppt den Stein heran,
Der ſchwerer als die Gluten jener Zonen
Ihn drückt, — der Stirn Geäder ſchwillt vom Frohnen, —
Gell ſchreit er auf und bricht zuſammen dann.

Vom Schrei erzitterte die Luft, und weit
Erbebt' der Aether. Auf ſtieg zu den Sternen
Der Schrei und ſuchte nach Gerechtigkeit.

Er ſucht, er ſteigt in ew'ge Weltenfernen, — —
Und dreimal tauſend Jahr deckt tiefer Friede
Des Cheops Schlaf im Grund der Pyramide.

Das Ideal.

Der Mond ſcheint voll, es ruht im Duft
Die Erde, und die Sterne glühen.
Der Geiſt der Welt durchwebt die Luft, —
Aufwärts allmächtig will mich's ziehen
Zum höchſten Stern, den nur mein Traum,
Doch ach! mein Auge nie erblickt,
Des Licht zu uns aus fernſtem Raum
Herſtrebt und einſt die Welt entzückt.
Wenn dieſer ſchönſte Stern einſt klar
Hernieder ſtrahlt in künft'gen Tagen,
Sagt, Letzte aus der Menſchen Schar,
Ihm, wie mein Herz für ihn geſchlagen!

Das Mal.

Der Mutter Wunſch, ſo hört man ſagen,
Mag nur ein Hirngeſpinſt er ſein,
Er drückt dem Kind, das ſie getragen,
Ein unauslöſchlich Merkmal ein.

Ob wunderlich nun, ob erhaben
Der Wunſch, vor der Geburt gehegt,
Er kann ſich in die Seele graben,
Wie er in's Fleiſch ſich eingeprägt.

Was war dein grauſames Verlangen
Einſt, als mein Herz in dir erwacht, —
Du, die mit Wohlthat mich umfangen,
Du, die mir deinen Schmerz vermacht?!

Als unbekannt, und doch dir teuer,
Ich etwas ſchon in dir gelebt,
Vielleicht, daß in des Abends Feuer
Ein Wölkchen über dir geſchwebt.

Und ſprachſt du nicht: „Oh, laßt mich ziehen!
Die goldne Inſel winkt mir zu."
Doch als du unerreichbar fliehen
Sie ferne ſaheſt, — weinteſt du.

„Oh, hätt' ich Flügel!" Dich erhebend
Riefſt du's, und Ohnmacht faßte dich,
Da — leiſe dir im Schooß erbebend —
Regt' ich zum erſten Male mich.

Und darum — ohne Halt im Leben —
Muß ich mit traumverlornem Sinn
In unheilbarer Sehnſucht ſtreben
Nach einem fernen Eden hin.

April.

Ich fürchte den April, der mich
Mit rührend ſanftem Reiz bethört,
Von ſeinen Zaubern ſinge ich
Nur Euch, die er wie mich verſtört.

Wenn im Dezember grau der Tag
Und kalt die Luft, der Nebel dicht,
Wird eng das Herz und matt ſein Schlag,
Die eigne Leere fühlt es nicht.

Nichts Frohes, wie der Blick auch ſpäht,
Weckt ihm die alte Trauer neu,
Und rings am Horizont verrät
Ihm nichts, daß noch ein Himmel ſei.

Doch, wenn auf's Neu' der Aether lacht,
Wie weit das Herz ſich jubelnd dehnt
Und öffnet, weil's die blaue Pracht
Im ſchmerzensdunklen Grund erſehnt!

Empor gelockt vom lichten Meer
In Höhen, die kein Wunſch ermißt,
Fühlt es unendlichen Begehr
Nach Aufſchwung, der unmöglich iſt.

Wenn alles in die Lenzesluft
Aushaucht ein reines, heitres Glück,
Ruft ihm der erſten Roſen Duft
Nur einen erſten Gram zurück.

Verwirrt fühlt es auf's Neu' entfacht
Die alten Gluten — lang' verzehrt,
Die alten Wünſche neu erwacht,
Und die erwachten neu verwehrt.

Ich fürchte den April, der mich
Mit rührend ſanftem Reiz bethört, —
Von ſeinen Zaubern ſinge ich
Nur Euch, die er wie mich verſtört.

Bitte.

Oh, wüßteſt du, wie herb die Qual,
Allein und heimatlos zu ſein,
Den Weg nach meinem Haus — manchmal
Schlügſt du ihn ein.

Und wüßteſt du, wie trüben Groll
Der Seele tilgt ein reiner Blick,
Nach meinem Fenſter ſchaute wohl
Dein Aug' zurück.

Und wüßteſt du, wie heiß erſehnt
Ein Herz des andren Herzens Näh', —
An meine Thür' ich dich gelehnt
Als Schweſter ſäh'.

Und wüßteſt du, wie mir dein Bild
Die Seele füllt, wie ganz ich dein, —
Vielleicht ſogar, du träteſt mild
Zu mir herein.

Peter der Hirt.

Novellette von Walther Nissen.

(München.)

1.

Peter der Hirtenknabe saß im Gras am Wiesenrand unter dem blauen Himmel und schnitzte sich in ganz bestimmter Absicht eine Flöte.

Peter war einer jener Hirten, die voller Gefühl sind, ungeachtet ihres niederen Standes, viel Anmut besitzen und gerne träumen.

Gute Lektüre war ihm natürlich nicht leicht zugänglich. Er hatte auch keine Sehnsucht danach. Schließlich hätten auch die besten Bücher nicht vermocht, einen Eindruck auf ihn zu machen, da er ja nicht lesen konnte.

Dennoch war ihm das Wesen der Liebe nicht fremd.

Er hatte an den Abenden und des Sonntags Gelegenheit, den Verkehr der Burschen und Mädels im Dorf zu beobachten, und konnte dabei eigentümliche Bemerkungen machen.

Im Laufe der Zeit kam's, daß er im Stande war, schon Wochen lang voraus zu sehen, wie sich engere Beziehungen zwischen Zweien knüpfen würden.

Er hatte da seine Kennzeichen.

Der betreffende Bursche trug plötzlich neue blankgewichste Stiefeln und ein Halstuch, das nicht billig sein konnte.

Wenn er Abends mit seinen Genossen in der Schenke saß und die Mädels in der Nähe waren, so schlug er manchmal ohne besonderen Grund auf den Tisch, daß es dröhnte.

Dann erzählte er laut und indem er kraftvolle Bewegungen mit den Armen ausführte, irgend eine erstaunliche Geschichte, ein Erlebnis oder so etwas, woraus hervor gieng, daß er ein selten verteufelter Kerl sei.

Am Schluß blickte er dann hinüber, und nun konnte ein feiner Kopf wie Peter leicht erkennen, welches von den Mädels die Auserwählte war. Der Betreffenden nämlich schienen alle diese Vorgänge vollkommen

entgangen zu ſein. Während die Andern herüber lachten, wandte dieſe irgend einem gleichgiltigen Gegenſtande ein mehr als gewöhnliches Intereſſe zu. Schließlich gewahrte Peter wohl auch an ihrem Hals ein rotes oder blaues Band von eigenartiger Schönheit, und war danach ſeiner Sache ſicher.

Gut! Das war die Liebe. Der weitere Verlauf ſchien, was man ſo ſehen konnte, immer ziemlich der ſelbe zu ſein.

Man bemerkte die Beiden hin und wieder in der Dunkelheit und nicht gerade an Orten, an denen größere geſellige Zuſammenkünfte zu gewärtigen waren.

Später konnte zweierlei eintreten. Entweder ſie bekam zu ihrer und der Andern Unluſt ein Kind. Dann gieng ſie in die Stadt, und man ſprach von ihr nur mit Mißbilligung. „Er“ ſpielte dann keine beſondere Rolle mehr. Oder aber es fand eines Tages eine Feſtlichkeit ſtatt, bei welcher begeiſterte und wohlwollende Reden auf das junge Paar zu hören waren. Auch in dieſem Falle kam ein Kind, über das jedoch alle Welt glücklich ſchien: daraus glaubte Peter ohne große Umſchweife ſchließen zu können, daß es bei Alledem auf das Kind hinaus laufe.

Er nahm ſich im Stillen vor, ſeinerſeits dieſem Kinde eine Hochzeit voraus gehen zu laſſen, weil das eben allerhand Annehmlichkeiten mit ſich brachte.

Schön dumm, wer's nicht that!

Wie man ſieht, begriff er in der Theorie die Stellung der Liebe zur Geſellſchaft vollſtändig. Die Regelung dieſer Beziehungen ſchien ihm das Einzige zu ſein, was berückſichtigt werden müſſe, und ſo wartete er in großer Gemütsruhe, bis die Liebe, jenes mehr triviale als geheimnisvolle Ding, auch an ihn heran treten würde.

Man errät wohl, daß dies auch bald darauf geſchah.

Es geſchah, und zwar in einer Weiſe, die ſeine Theorie ziemlich in den Hintergrund drängte und ihn Handlungen begehen ließ, die ſonſt abſeits von ſeinen Lebensgewohnheiten lagen.

2.

Lore hieß das Mädchen. Als eine Tochter des Ortsſchulzen war ſie von einer mehr als mittelguten Herkunft.

Sie gieng jeden Morgen in's Nachbardorf, wo ſie bei der Erziehung eines zweijährigen Grafenkindes behilflich ſein ſollte.

Und als Lore einmal ſeinen täglichen Gruß beſonders freundlich erwiederte, blieb Peter mit umgewandtem Kopf ſo lange erſtarrt ſtehen, bis ihr heller Rock hinter den Bäumen verſchwunden war.

Dann gieng er folgendermaßen vor: Zuerſt legte er ſich auf den Bauch in's Gras und griff mit beiden Händen in die Blumen. Dann machte er mit dem Kopf heftige Bewegungen gegen den Erdboden, derart, als ob er ſich die Aufgabe geſtellt hätte, auf dieſe ungebräuchliche Art ein Loch zu graben. Darauf hob er den Kopf etwas in die Höhe und begann einen Geſang, der im ſtrengen Sinne eigentlich nicht Geſang genannt werden konnte. Melodie und Text mußten als gleich ungeeignet bezeichnet werden. Die Melodie beſtand aus drei in verſchiedener Reihenfolge wiederkehrenden Tönen; der Text, in der Hauptſache aus Vokalen ſich zuſammenſetzend, blieb — für einen Deutſchen wenigſtens — unverſtändlich.

Dazu verzerrte Peter beſtändig das Geſicht.

Endlich ſtand er auf, gieng in gemeſſenem Schritt auf einen vielleicht 30jährigen Ahornbaum zu, blickte ihn einen Augenblick ernſt an und verſuchte dann, ihn zu entwurzeln.

Feuerrot im Geſicht, ſtand er bald davon ab, knickte noch ein paar kleine Äſte und ſetzte ſich zum Schluß auf einen Baumſtamm, der am Wege lag.

Ich, der ich nur ein wahrhaftiges Geſchehnis zu berichten habe, empfinde es ſchmerzlich (und die Mehrzahl der Leſer wohl mit mir), daß in dem Thun Peters eine ordentliche pſychologiſche Begründung nicht zu erkennen war. Ich bitte jedoch, das niedere Bildungsniveau des Knaben als entſchuldigend zu berückſichtigen.

Regungslos auf dem Baumſtamme ſitzend, wurde Peter von einer Anzahl tiefer und neuer Gedanken erfaßt (wieder unpſychologiſcher Weiſe — diesmal gerade wegen ſeines tiefen Bildungsgrades).

Er dachte nämlich erſtens: „Sakra!“

Das iſt wenig und viel.

„Sakra“ kann man unter Umſtänden auch nur ſo obenhin denken, z. B. wenn man ſeine Stiefel nicht anbekommt. Aber man kann es auch anderſeits in allen Gliedern fühlen, und bedeutſame innere Vorgänge können ſich dabei vollziehen. Man ſpürt dies dann dumpf, aber man iſt vor der Hand nicht im Stande, etwas Anderes klar zu denken als eben: „Sakra!“

So auch Peter.

Dann, und zwar eine ganze Weile ſpäter, rangen ſich in ihm andere Gedanken, und gleich mehrere auf einmal, zur Klarheit.

So dachte er: „Barfuß gehen iſt bequem, aber keineswegs elegant.“

Ferner: „Ein reines Hemd iſt unpraktiſch, koſtſpielig, und es kratzt — aber es ſieht vornehm aus.“

Und weiter: „Hoſenträger von dunkelgrünem Band machen das Auftreten des Mannes ſelbſtbewußt — ganz abgeſehen davon, daß die Hoſen nicht rutſchen.“

Nach einer weiteren Pauſe aber gieng ihm auf einmal blitzartig die Erkenntnis auf: „Das iſt die Liebe!“

Es freut mich, daß man diesmal zu Peters Ehre das Vorhandenſein einer vernünftigen Ideen-Aſſoziation wahrnehmen kann.

Bald darauf aber, nachdem Peters Gedanken ſich nicht mehr ſo in Sprüngen bewegten, ſondern in ruhigeren Bahnen dahin floſſen, mußte er ſich leider ſagen, daß ſeine Poſition als Hirtenknabe nicht einkömmlich genug ſei, um erfolgreich an der Verbeſſerung ſeiner Erſcheinung arbeiten zu können.

Dieſer Weg, ſeiner Liebe Ausdruck zu verleihen, mußte alſo, obgleich er einer der ſicherſten zu ſein ſchien, aufgegeben werden — was war da zu machen?

Peters Niedergeſchlagenheit wich einer hellen Freude, als er ſchließlich darauf verfiel, ſeine Flöte in's Treffen zu führen. Seine Flöte, die er bisher geblaſen hatte, ohne einen beſtimmten Lebenszweck damit zu verbinden.

So wurde Peter zum Dichter, indem ihn die ungünſtigen äußeren Verhältniſſe zwangen, ſeine Liebe in Tönen auszudrücken.

Tags darauf ſah man ihn, wie Eingangs ſchon erwähnt, am Wieſenrande ſitzen, und man weiß nunmehr, in welcher Abſicht er ſich eine Flöte ſchnitzte. Eine neue mußte er doch haben — das war ſchon das Mindeſte.

3.

Von Lore iſt nichts weiter zu ſagen, als daß ſie ein weibliches Weſen war. Nicht übermäßig hübſch und nicht graziös genug für einen differenzierten Geſchmack.

Peter war darüber anderer Meinung.

Er glaubte, daß nicht ſo leicht eine Frau zu finden ſein möchte, die gleich wohlgebildet wäre und die es überhaupt in irgend einer Beziehung mit Lore aufnehmen könnte. Er hielt ſie für gänzlich von allen übrigen Mädchen verſchieden und verſtieg ſich ſogar zu der übertriebenen Auffaſſung, daß ſie eine Art Prinzeſſin ſei, die auf noch unaufgeklärte Weiſe einfach als Lore Hammerbacher auf dieſer Welt herum liefe.

So hoch erhob er ſie nachgerade, daß ſie ihm, je mehr er über ſie nachdachte, deſto unerreichbarer erſchien.

— — — — — — — — — — — — — — —

Seine Flöte konnte, als sie fertig war, für ein vorzügliches Instrument gelten.

Sie hatte da besonders einen Ton, der entstand, wenn man das zweite und vierte Loch zudrückte und ziemlich stark hinein blies. In diesem Ton lag ungeheuer viel. Man konnte nicht so genau sagen, was es war. Etwas Zärtliches, Klagendes . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Am Abend kam Lore langsam auf dem gewöhnlichen Wege daher. Sie hatte einen gelben Korb am Arm, trug einen Strohhut und ein blaues Kattunkleid. So kam sie daher und dachte an nichts Bestimmtes.

Peter, der seine Heerde bereits herein getrieben hatte, lag in einem ausgetrockneten Graben und blies schmelzend.

Lore kam näher; Peter versuchte einen Triller.

Mittendrin setzte er ab und sagte: „'n Abend". Dann brachte er den Triller zu End'.

Lore ahnte etwas Ungewöhnliches; sie stellte den Korb hin und sagte: „Fein."

Bald darauf setzte Peter nochmals ab und stieß heraus: „Meine neue Flöte". Dann wurde er sofort wieder akustisch.

Dabei sah er dunkelrot im Gesicht aus, obwohl er der untergehenden Sonne doch den Rücken zukehrte.

In Lore wurde es jetzt zur Gewißheit, daß etwas Ungewöhnliches hier vorgienge. Weit davon entfernt, derartigem aus dem Wege zu gehen, fragte sie: „Kann man zuhören?"

Auf Peters frenetisches Nicken hin setzte sie sich ihm gegenüber auf den Grabenrand.

Und Peter that das Menschenmögliche.

Niemand hätte mit vier Tönen zahlreichere und wohlklingendere Variationen fertig gebracht.

Er legte in diese vier Töne alles hinein, was an sehnsüchtigem Begehren in ihm war. Dabei vergaß er sich selbst völlig, dachte an nichts mehr und hatte nur noch eine einzige Vorstellung: „Lore".

Jeder Ton war für Lore und nur ganz allein für Lore. Für ihre Augen, für ihren Mund, für ihre langen braunen Haare — für sie allein und für alles, was an ihr war.

Nur sie hätte es hören dürfen — niemand Anderes auf der ganzen Welt.

Rings lag die weite Wiese, halb schon im Traum, in der beginnenden Dämmerung. Ganz still lag sie, und als die Klänge über sie hin glitten,

konnte man überall glänzende Tropfen aufquellen ſehen. Drüben ſtand lautlos der Wald und horchte. Es ſchien, daß er gern hätte näher heran treten wollen, und nur zu ſcheu dazu war. Drin ſang ein Fink ſeiner Geliebten ein Lied. — Über der Wieſe und dem Wald ſchwebte der reine Abendhimmel und ſchwieg. — —

Und Peter blies. — — —

Nunmehr kann die Thatſache nicht länger verſchwiegen werden, daß Lore ganz und gar unmuſikaliſch war.

Für ſie ſtand nur feſt — daß Peter ſich mit vieler Mühe eine Flöte hergeſtellt, zweifellos hier im Hinblick auf ſie, Lore Hammerbacher, im Graben gelegen hatte, und nun unausgeſetzt Lieder blies, auf die er augenſcheinlich beſonderen Wert legte.

Mehr bedurfte es nicht, um die günſtigſten Schlüſſe auf Peters Gefühle gegen ſie ſelbſt zu ziehen.

Die Frage, welche nun ſofort ſich aufdrängen mußte, war die, ob Peter eine derartige Perſönlichkeit war, daß man ſeinen Gefühlen ähnliche entgegen ſetzen konnte.

Dieſe Frage war vom Standpunkte Lore's aus mehreren Gründen zu bejahen. Erſtens 'mal: Wer ſah es? — Niemand! Zweitens: War Peter nicht ein ſehr hübſcher Kerl? War er nicht ferner groß und kräftig? Sah er nicht überhaupt energiſch aus?

Kurzum: Es ſprach vieles dafür und eigentlich ſo gut wie nichts dagegen.

Nachdem Lore mit dieſem Gedanken ganz fertig und ſo mit ſich im Reinen war, erkannte ſie, daß im Augenblick nichts weiter zu thun ſei als abzuwarten, bis Peter mit ſeinen muſikaliſchen Darbietungen zu Ende wäre.

Freilich ſchien er etwas lange zu blaſen — allzu ſpät durfte ſie auch nicht nach Hauſe kommen.

Sie lehnte ſich ein bischen zurück und ſah ihn an.

Er ſah ſie wieder an und blies dabei weiter.

Sie verſuchte ſich vorzuſtellen, wie es ſein werde, wenn er mit dieſen geſpitzten Lippen, ſtatt zu blaſen, ihren Mund küſſen würde. Wie ſie erſt böſe thun und dann wieder gut ſein wollte. — —

Schön mußte es auch ſein, ihm durch ſeine weichen blonden Haare zu fahren. — —

Peter blies andauernd. — —

Lore ſeufzte und blickte zu Boden — —

Und da plötzlich erinnerte sich Peter, daß er da sitze und blase — und was gestern gewesen sei — und was morgen sein würde — daß er, Peter, hier sitze und drüben die Lore mit gesenkten Augen — —

Und da fieng eine Hoffnung in ihm zu wachsen an, wurde riesenmäßig und trieb ihm alles Blut zum Kopfe.

Die Flöte sank herab. — —

Die Wiese bedeckte sich geräuschlos mit einem schämigen weißen Schleier, und der Wald flüsterte irgend etwas und trat dann diskret zurück in das Dunkel.

Der Fink sang nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — — —

Peter glaubte während seines ganzen späteren Lebens mit Bestimmtheit, daß er die Lore nur Kraft seiner wundervollen Musik erobert hätte.

Italiens gegenwärtige Musikrenaissance.

Von Anton Weis-Ulmenried.
(St. Veit i. Nied.-Österr.)

„Doch erfrischet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt!
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt."

Goethe.

Nach dem Tode Giuseppe Verdi's konnte man häufig die Ansicht aussprechen hören, daß es nun Abend geworden sei in der musikalischen Welt, daß insbesondere über der musikalischen Kunst Italiens die Sonne im Niedergange sei. Diese Ansicht sprachen hauptsächlich jene Männer aus, die einerseits überzeugt waren von dem ephemeren Wert der musikalischen Dramatik des jungen Italien (eines Mascagni, Leoncavallo, u. A.) und die anderseits auf Grund zweihundertjähriger Traditionen gewohnt waren, den Begriff italienische Oper und italienische Musik zu identifizieren. Richtig ist, daß Abbé Perosi's Oratorien, für welche die klerikale Sozietät der katholischen

Länder die größtmögliche Reklame machte, nicht geeignet waren, die oben erwähnte Ansicht hervorragender Musiker zu desavouieren; sowie auch, daß Sgambati's Kammermusik mit dem altbekannten Sophismus: „Ausnahmen bestätigen nur die Regel" abgefertigt werden konnte. — Aber da erschien im letzten Winter Enrico Boffi mit seinem „Canticum canticorum", einem Oratorium, das sofort seine Runde machte durch die besten Konzertsäle Europa's, und welches zweifelsohne in der heurigen Wintersaison seinen Triumphzug fortsetzen wird. Dieses Werk ist große, echte, im besten Sinne moderne Kunst, in Verbindung mit wahrer Inspiration und einer ebenso tiefen als eigenartigen Auffassung des Gegenstandes. Und der Komponist ist ein echter Italiener, der alle seine Musikstudien ausschließlich in seinem Vaterlande gemacht hat. Dieses Faktum ist ganz danach angethan, daß wir unsere bisherigen Begriffe von italienischer Musik modifizieren, und daß wir zugeben müssen, daß das alte Kulturland südlich der Alpen musikalisch keineswegs an Marasmus leidet, daß vielmehr dort eine tüchtige musikalische Ausbildung jungen Talenten erteilt wird. Italiens musikalische Zukunftsperspektive ist also eine viel verheißende, und in Verdi's herrlichem „Falstaff" ist keineswegs ein Abendstern, der sein Licht von einer nieder gehenden Sonne empfängt, zu erblicken, sondern ein Morgenstern, der den Anbruch eines neuen Tages verkündet.

In den Kritiken italienischer Musik, wie sie in den letzten Dezennien zu Tage gefördert wurden, ist offenbar der Umstand außer Acht gelassen worden, daß Italien vor weniger als einem halben Jahrhundert noch ein geographischer Begriff war und daß erst dreißig Jahre verflossen sind, seitdem die Fahne des geeinigten Italien auf dem Kapitol zu Rom aufgepflanzt wurde. Es wurde vergessen, daß die Namen, die im 19. Jahrhundert den Inbegriff italienischer Musik bedeuteten — Rossini, Bellini, Donizetti und der junge Verdi — das politisch zerrissene, ohnmächtige, unter fremder Militärgewalt und einheimischer Priester- wie Tyrannenherrschaft seufzende Italien repräsentierten. Es wurde kaum in Betracht gezogen, daß der Wendepunkt in der politischen Entwicklung des Landes gleichzeitig einen Wendepunkt in der künstlerischen Entwicklung Verdi's bezeichnet. In den fünfziger Jahren komponierte er Rigoletto, Traviata, den Troubadour, und in den siebziger Jahren setzte er die musikalische Welt in Erstaunen durch eine vollständig verwandelte und reformierte Künstlerphysiognomie, wie sie sich zeigt in Aïda und in seinem Requiem. Als glühender Patriot erhob sich Verdi gleichzeitig mit seinem Vaterlande. Der Einfluß von Wagners Musik auf den italienischen Meister wurde jedenfalls überschätzt; obschon nicht zu übersehen ist, daß nach dem Jahre 1866 die eingewurzelte

Abneigung gegen alles Deutsche — war es deutsche Litteratur oder Musik — allmählich sich abschwächte. Nun hörte man alles an, verglich und sah ein, wie weit man zurück war. Und da begann denn die Arbeit der jüngeren Generationen, die ausdauernde, intensive, von patriotischem Enthusiasmus getragene Arbeit zur Herbeiführung einer musikalischen Renaissance des modernen Italien. Gänzlich tot waren wohl die Traditionen des alten, großen, klassischen Stiles keineswegs. Dies gilt insbesondere betreffs des alten Hauptsitzes der musikalischen und wissenschaftlichen Gelehrtheit: Bologna. Es war also durchaus kein Zufall, daß diese Stadt gleichsam zum Hauptthor wurde, durch das die moderne deutsche Musik ihren Einzug nach Italien hielt. In Bologna wurde nämlich R. Wagners „Lohengrin" 1871 zum ersten Male aufgeführt. Der Erfolg war ein so gewaltiger, daß die Stadt den deutschen Meister zum Ehrenbürger ernannte. Hier war es auch, wo der geniale Dirigent Giuseppe Martucci gelegentlich des Jubelfestes der Universität (1888) Wagners „Tristan und Isolde" zur Aufführung brachte, welche Oper unter dem Jubel der italienischen Jugend mehr als dreißigmal hinter einander aufgeführt wurde. Der selbe Martucci ist nun seit vielen Jahren Direktor des Konservatoriums zu Bologna, was wohl deutlich dafür spricht, daß diese Musikschule hinter ihrer Zeit jedenfalls nicht zurück bleiben wird.

Aber nicht nur das fein gebildete Bologna mit seinem Elitepublikum kann sich rühmen, ein Konservatorium ersten Ranges zu besitzen; das zu Mailand, sowie das „Liceo Marcello" zu Venedig steht vielleicht auf einer noch höheren Stufe. In Mailand wirkt seit beiläufig einem Dezennium maëstro G. Gallignani, ein energischer Organisator, ein unermüdlicher Administrator und geradezu allgegenwärtiger Direktor, desgleichen man wohl an keinem zweiten europäischen Konservatorium finden dürfte. Von 7 Uhr früh bis zum späten Abend ist er in seiner Anstalt. Er besitzt eine geradezu wunderbare Gabe, mit seinem Kunstenthusiasmus nicht nur Lehrer und Zöglinge anzustecken, sondern auch der Anstalt fern Stehende. Als er die Leitung der Anstalt übernahm, befand sie sich in augenscheinlichem Verfall und bedurfte nach innen wie nach außen einer gründlichen Renovierung. Das alte Kloster, worin sie untergebracht war, brauchte dringend eine Reparatur, sowie einen Anbau. Mit Hilfe reicher Musikfreunde gelang es ihm, die hierzu erforderlichen Geldmittel aufzubringen. Der wohl ziemlich reichlich bemessene Staatsbeitrag erlaubte doch nur die Kreierung einer bestimmten Anzahl von Klassen mit einer beschränkten Schülerzahl. Gallignani wußte sich zu helfen. Er errichtete eine Menge neuer Klassen und engagierte als Lehrer für diese junge

Musiker, sog. „docenti volontari“, die gratis Unterricht erteilen. Erwähnenswert ist, daß an diesem Konservatorium der Orgelunterricht nicht nur als Spezialfach betrieben wird, sondern daß er außerdem für mehrere Kategorien von Zöglingen obligatorisch ist. In seinen Anforderungen an tüchtiges, gewissenhaftes Arbeiten ist Gallignani unerbittlich strenge. So wie er in der That für das Gedeihen und Wohlbefinden seiner großen (Zöglings-) Familie sorgt, so nimmt er auch sonst seine quasi Vaterrechte ganz ernst. Davon wissen Lehrer wie Zöglinge zu erzählen.

Hat die neue Musikrenaissance Italiens in Martucci einen ihrer bedeutendsten Bahnbrecher, in Gallignani einen ihrer besten Organisatoren, so ist der Direktor des Konservatoriums zu Venedig, Enrico Bossi, selbst schon ein Kind dieser Renaissance und gleichzeitig einer ihrer intelligentesten Bannerführer. Er ist Italiens modernster Meister, sofern man unter einem modernen Musiker einen Künstler versteht, dessen Beherrschung seiner Kunst und dessen Ansichten über diese nicht eingeschränkt oder begrenzt werden von nationaler oder sonstiger Voreingenommenheit. Seine universelle Meisterschaft hat aber trotzdem entschieden italienisches Gepräge. In bessere, verständigere und erfahrenere Hände konnte die Reorganisation des „Liceo Benedetto Marcello“ nicht gelegt werden. Er ist bestrebt, das Liceo zu einer Musteranstalt in jeder Beziehung zu machen, und es ist ihm bereits jetzt, nach fünfjähriger Thätigkeit an dieser alten Anstalt, geglückt, ihr durchaus den Stempel seiner Künstlerschaft aufzudrücken. Als Komponist und Organist ersten Ranges unterrichtet er selbst in den bezüglichen Fächern. Nebst seinem Amte als Direktor des Liceo besorgt er auch in später Abendstunde an einigen Tagen der Woche die Leitung einer Chorschule für Arbeiter, sowie die der städtischen Musikkapelle („la banda cittadina“). „La banda“, die wöchentlich an einigen Abenden abwechselnd auf der Piazza di San Marco und auf der Piazzetta spielt, besteht aus 60—70 Mann, und es verschmelzen bei ihr die Holz- und Blechinstrumente in so wunderbarer und harmonischer Weise in einander, daß man ein Streichorchester zu hören vermeint. Die prachtvollen Leistungen dieses Orchesters finden ihre Erklärung darin, daß es nicht etwa aus Musikanten, sondern aus Musikern zusammen gestellt ist. Nicht nur das Spiel, auch das Programm zeugt von künstlerischer Durchbildung. Wer einmal das leidenschaftliche Interesse beobachtet hat, mit welchem dicht gedrängte Scharen der Arbeiter- und Fischerbevölkerung Venedigs den Tönen dieses Musterorchesters lauschen, und wer an der Riva dei Schiavoni das prächtige Spiel des Arbeiterorchesters gehört hat, wird an der Verwirklichung der Zukunftsträume bezw. Zukunftspläne

des maëstro Bossi nicht zweifeln. Unsere Zeit ist demokratisch, und niemand glaubt mehr an die Wahrhaftigkeit einer Kultur, an welcher nicht auch die großen Massen Teil haben — aktiv wie passiv —, und welche diese infolgedessen mit Stolz als Blüte ihrer eigenen geistigen Existenz betrachten. Erst wenn alle Bevölkerungsschichten der Lagunenstadt Verständnis für gute Musik haben, kann die Elitetruppe rekrutiert werden, welche der Königin der Adria das Szepter zurück erobern wird, das sie durch zwei und ein viertel Jahrhundert auch im Reiche der Musik geführt. Welche großen historischen Erinnerungen ruft in dieser Beziehung San Marco's wunderbarer Dom wach, der bei Sonnenuntergang glänzt wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Märchen; dieser Tempel, dessen Marmorwände von 1527 durch ein und ein viertel Jahrhundert widerhallten von den prachtvollen Tonschöpfungen Villaërts, Zarlino's, Merulo's, Andrea und Giovanni Gabrieli's, Monteverdi's und Anderer — und die noch im 18. Jahrhundert auffiengen das allmählich ersterbende Echo der Schwanengesänge der großen venetianischen Kunst: die inspirierten Hymnen Lotti's, Caldara's und Benedetto Marcello's! Wahrlich, eine solche Vergangenheit kann die Hoffnung auf eine Zukunft wach rufen, insbesondere gegenwärtig, wo ein freies Vaterland, die erste und wesentlichste Bedingung für gesunde und mächtige Entwicklung der Kunst, wieder vorhanden ist. Und die Hoffnung, daß mindestens Oberitalien seinen Platz in der ersten Reihe der Musikländer wieder einnehmen wird, ist wohl begründet durch die ausgezeichneten Konservatorien, in denen das Blut der alten Musikrasse einen so bemerkenswerten Verjüngungs- und Regenerationsprozeß durchmacht und bereits wallt in neuem, jungem Leben. Auf der Beschaffenheit dieser Unterrichtsanstalten beruht ja unstreitig die musikalische Zukunft eines Landes; denn Talent und Genie bedürfen eines gut und gründlich bearbeiteten Bodens, um sich normal entwickeln zu können. Charakteristisch ist, daß einerseits in den erwähnten Konservatorien Bach mit gleichem Eifer und Ernst studiert wird, als anderseits bei den technischen Studien ein außerordentlich großes Gewicht von allem Anfang an auf Schönheit und Adel des Tones gelegt wird.

In Rom sind die musikalischen Reformbestrebungen wesentlich an die Person Giovanni Sgambati's geknüpft. Der kürzlich verstorbene Direktor des „Liceo di Santa Cecilia", der alte Filippo Marchetti, verhielt sich gegen die Bestrebungen der neuen Zeit auf musikalischem Gebiete nicht feindlich, sympathisierte aber mit einer Zeitrichtung, deren Sonne nördlich der Alpen schon längst untergegangen ist und die auch in Italien tief am Horizonte steht. Ob der zu seinem provisorischen Nachfolger ernannte

Professor Falchi es anders halten und treiben wird?*) Jedenfalls ist es der in Liszts Schule heran gebildete maëstro Sgambati, der in seiner vierfachen Eigenschaft als Komponist, Dirigent, Klaviervirtuos und Lehrer, das Banner einer neuen Zeit in Rom erhoben hat. Er ist es, der das römische Publikum gelehrt hat, sich für Symphonie- und Kammermusik-Konzerte zu interessieren; er ist es auch, der früher als irgend ein Italiener den jungen Komponisten den Weg gewiesen hat zu einem andern modernen Ideal als dem der Oper. Als langjähriger Lehrer an dem erwähnten Konservatorium hat er überdies bereits mehrere Generationen musikalischer Jugend erzogen und insbesondere einen Stab tüchtiger jüngerer Klavierlehrer heran gebildet. Kräftige Unterstützung bei seinem Streben fand er durch die fein gebildete Königin-Mutter Margherita. Nebst Bossi's „Canticum canticorum" repräsentiert sein 1896 komponiertes und anläßlich des großen Trauerfestes für König Umberto (29. Juli) umgearbeitetes und erweitertes „Requiem" den Höhepunkt der musikalischen Kunst des modernen Italien. Einen besondern Reiz erhält das letztere durch die an mehreren Stellen angewandten uralten Ritualmotive, die gleich Juwelen in ihrer reichen Einfassung von moderner kontrapunktistischer und instrumentaler Kunst funkeln.

Ihren wissenschaftlichen Ausdruck haben die ernsteren Musikbestrebungen des jungen Italien zudem erhalten in der vortrefflich redigierten, von Fratelli Bocca in Turin herausgegebenen, vierteljährlich erscheinenden „Rivista musicale italiana", deren eine Hauptrubrik „Memorie" die musikhistorische Forschung repräsentiert, während die andere „Arte contemporana" die wichtigsten neuesten Erscheinungen auf musikalischem Gebiete behandelt. Der spiritus rector in der Redaktion dieses Blattes ist der Bibliothekar am Konservatorium in Bologna: Luigi Torchi, gleich hervorragend als Forscher wie als scharfer Kritiker. In Übereinstimmung mit Verdi will er dieses Ziel erreichen durch Zugrundelegung der klassischen Musiklitteratur Italiens. „Italien", schreibt er in einer Studie über die ältere italienische Instrumentalmusik, „ist betreffs der Wiederaufnahme der klassischen Studien hinter anderen Nationen zurück geblieben. Soll es noch eine eigene Kunst

*) Mittlerweile ist über die Nachfolge F. Marchetti's in der Leitung des Römischen Konservatoriums bereits entschieden worden, um die heftigen Polemiken abzuschneiden, die diesbezüglich entbrannt waren. Im Verwaltungsrate der Akademie wünschte man die definitive Ernennung Falchi's, während der Unterrichtsminister von vielen Seiten bestürmt wurde, die Direktorstelle Mascagni zu verleihen. Da aber weder die Protektoren Mascagni's noch die Sgambati's Aussicht auf die Mehrheit im Verwaltungsrate hatten, einigten sie sich auf die Wahl des Komponisten Falchi; Mascagni's stolze Pläne sind mithin gescheitert.

besitzen, so darf diese nicht das Resultat einer Assimilierung fremder Tendenzen und Geschmacksrichtungen sein — ein Irrtum, dem die neuen italienischen Komponisten infolge ihres Mangels an Nationalgefühl huldigen — sondern das Resultat echt italienischer künstlerischer Erziehung, die zu unverfälschten Manifestationen italienischen Geistes hin führt." Kann man von Seite der Künstler infolge ihrer Uneinigkeit eine korperative Mitwirkung zur Erzielung dieses Resultates nicht erwarten, dann ist es Sache des Staates, einzugreifen — „der Staat muß es verstehen, daß die Grundlage für eine Reorganisation der Musikstudien die endliche Einführung der italienischen Klassik in den Konservatorien, die ja doch Institute italienischer Kunst sind, bilden müsse. Thut der Staat dies auch nicht, so ist das ein Zeichen, daß die Staatslenker ein Problem hervorragenden nationalen Interesses übersehen." („Rivista musicale italiana", M. I., anno VIII, fasc. primo.) . . .

So fragmentarisch obige Schilderung der gegenwärtigen Musikrenaissance ist, dürfte sie doch geeignet sein, die Aufmerksamkeit der Musiker und Musikfreunde auf bemerkenswerte neue Erscheinungen in dem klassischen Lande aller Künste zu lenken.

Münchner Rundschau.

(Ernst von Possart als Wagnerianer. — Siegmund von Hausegger und die Volkskonzerte. — Maximilian Schmidt-Feier. — Frank Wedekind-Première. — Aus dem Konzertleben. — Vorträge u. A.)

Jüngst, noch dem jähen Hinscheiden des Berliner Intendantur-Direktors Pierson, roschelte es — in der „M. Post" sogar unter der malitiösen Spitzmarke „Die Flucht vor dem Defizit?" — wie auf Kommando, und jedenfalls a tempo, höchst geheimnisvoll durch unseren Münchner Zeitungswald: „An Herrn von Possart ist, wie bestimmt verlautet, von einflußreicher Seite (also nicht „von zuständiger Seite"?) die Anfrage gerichtet worden, ob er wohl geneigt wäre, zur Leitung der Kgl. Theater nach Berlin zu gehen." Possart habe sich eine Entscheidung noch vorbehalten, doch wäre es „nicht unmöglich", daß er annehme, sei er doch geborener Berliner u. s. w. — Beim Scherl'schen „Tag" war man inzwischen grausam genug, auf ein eifriges Privattelegramm des Münchner Spezialkorrespondenten, mit dem „On dit": „Possart werde am bevorstehenden

Geburtstag des Prinzregenten wohl zum Geheimen Rat, mit dem Titel Exzellenz befördert werden, damit aber seine Berliner Kandidatur endgiltig aufgegeben und sein Verbleiben an der Spitze der Münchner Hofbühnen gesichert sein" — den ernüchternd kalten Wasserstrahl alsbald zu setzen: „Die Kandidatur Ernst von Possarts für die Stellung des verstorbenen Geheimrats Pierson scheint den Münchenern mehr Kopfzerbrechen zu machen als den Berlinern. Daß man hier an leitender Stelle kaum jemals daran gedacht hat, den Münchenern ihren unersetzlichen Intendanten zu entführen, der die bayrische Hauptstadt ja noch vor Kurzem mit einer ganz unmöglichen Gründung, dem Prinz Regenten-Theater, beglückt hat, will den dortigen Kreisen nicht recht in den Sinn, und man rüstet sich, ihn festzuhalten, noch ehe er überhaupt gerufen ward." Dieses rasche und etwas schroffe Dementi war nun freilich ebenso fatal als betrübend. Denn wir unserseits hätten Herrn von Possart wirklich nur aufrichtigst beglückwünschen können zu dem Entschlusse, jenem ehrenvollen Rufe nach der Reichshauptstadt Folge zu geben. Und wir sagen das — in voller, aufrichtigster Wertschätzung — hier, trotzdem er doch soeben wieder eine leuchtende Probe seiner persönlichen Notwendigkeit wie künstlerischen Unentbehrlichkeit für München abtegt durch die für vier Abende geplante Rezitation des „Nibelungen"-Zyklus von Richard Wagner. Es sind begreiflicher Weise wieder unsere unverwüstlichen „Neuesten Nachrichten", die sich von einem „geschätzten Freunde", der Gelegenheit hatte, mit unserem Herrn Intendanten über die Motive zu sprechen, welche ihn zu jenem „kühnen Unternehmen" eines rein deklamatorischen „Ring"-Vortrages bestimmt haben, über jene des Ausführlichen berichten lassen. Sollte dieser „geschätzte Freund" nicht am Ende der eigene Opernreferent Herr Oskar Merz gewesen sein, den man — nicht in der Pause, sondern unter dem Spiel — am Abende des 25. Februar so diskret im intimsten Gespräche mit dem Intendanten den dunklen Foyer-Wandelgang unseres Hoftheaters auf und ab wandeln sah? Denn was sonst hätte er da wohl so eifrig zu erörtern gehabt, wenn nicht eben jene tieferen „Motive"? Und woher denn auf einmal diese dicke Freundschaft des Kritikers mit dem Manne und Bühnenleiter, der ihm doch vor Jahren, gelegentlich des ersten Schels-Prozesses, in öffentlicher Gerichtsverhandlung den schlimmen Vorwurf der Abhängigkeit von der Bayreuther Festspielleitung, über die er zu berichten hatte, entgegen schleudern konnte? Ja, was hat ein Theater-Kritiker überhaupt auf dem Theater-Büreau — wie seit dem jüngsten Fall Zumpe-von Soden doch erwiesen — offiziell zu suchen oder gar gewohnheitsmäßig zu verkehren? Bereitet er am Ende, wie Dr. R. Batka in Prag mit Direktor Angelo Neumann, hier „Bunte Bühnen"-Vorstellungen vor oder nimmt als einflußreicher Mann, wie jener, Gelegenheit: Neuheiten, Neu-Einstudierungen und dergl. für den Spielplan autoritativ durchzusetzen? Kurz, wer hielte nicht mit uns den April für einen arg wetterwendischen Monat?!

Unser Wagner-Blatt, die „M. N. Nachr." also brachten — ob nun auf Grund oder ohne Interview Oskar Merz, ist zuletzt gleichgiltig — bei besagter Gelegenheit breitspurig folgende Voranzeige: „Die Rezitation der Dichtung des „Ringes" von R. Wagner durch Herrn von Possart wird von allen denjenigen, welche dem tiefsinnigsten Werke R. Wagners die rechte Würdigung entgegen bringen, mit Freuden begrüßt werden. Es ist ganz zweifellos, daß die conditio sine qua non des Verständnisses und Genusses eines musikalischen Droma's die vollkommene Vertrautheit mit der Dichtung ist. Sie ist um so mehr Bedingung, je inhaltsvoller und gedankengetragener (!) die letztere ist. Wie von gar nicht hoch genug anzuschlagender Wichtigkeit diese Vertrautheit mit der Dichtung einem Werke gegenüber von so tiefsinniger Art ist, wie sie in dem „Ring" sich darstellt mit seinen von den meisten Hörern ungeahnten Höhen und Tiefen der darin

dichterisch niedergelegten Weltanschauung, bedarf eines Beweises nicht. Wie Wenige finden Zeit und Sammlung, sich in stillen Stunden daheim mit derjenigen Vertiefung der Lektüre des Textbuches der vier gewaltigen musikalischen Dramen der Tetrologie hinzugeben, ohne die ein eindringendes Verständnis derselben durchaus nicht zu gewinnen ist. Ganz unglücklich müssen die einem lebhaft empfundenen Bedürfnisse entsprungenen Versuche erscheinen, während der szenischen Aufführung im dunkeln Raume sich Belehrung über die Dichtung aus dem mitgebrachten Buche zu erlesen und sich dadurch dem Eindrucke des lebend vorgeführten Kunstwerkes zu entziehen. Darum gerade ist so eben der Zuschauerraum verdunkelt, daß nichts oder doch so wenig als möglich von äußeren Eindrücken den Zuschauer vom Bühnenvorgange abzuleiten vermöge. Der Idealzustand freilich wäre, wenn das gesungene Wort sich als der absolut zuverlässige und nie versagende Vermittler des Sinnes der Dichtung erwiese. Inwieweit dies der Fall ist, beweist die Erfahrung. Selbst abgesehen von rein akustischen Schwierigkeiten sind der Reiz des musikalischen Melos, die Kraft des Orchesterausdrucks und ähnliche Faktoren wohl geeignet, die Aufmerksamkeit vom Worte, dem Gedankenvermittler, selbst bei allergrößter Deutlichkeit des Sängers abzuziehen. Aus diesen Betrachtungen dürfte sich von selbst ergeben, daß die Dichtung des in Rede stehenden monumentalen Werkes, in ihrer Wirkung ganz auf sich selbst gestellt, von höchst eigenartigem Reiz und Eindruck sein muß. Ein Hauptergebnis der Rezitation des Ringes durch Herrn von Possart wird demnach sein, daß der monumentale Wert der Dichtung als solcher, losgelöst von Musik und allen ergänzenden Künsten der Aufführung, in einer Weise in Erscheinung treten wird, die von den meisten Hörern kaum geahnt wurde." ... Natürlich ist das, was hier steht, das aufgelegte Blech für jeden, der die letzten 25 Jahre Wagner-Bewegung, nicht nur als trauriger Musikant, sondern mit innerer, geistiger Anteilnahme an dieser „Kultur-Frage", welche die Dichtung von vorne herein ja schon mit einbegreift, gründlich an sich durchlebt hat; der nicht allein die Schriften R. Wagners selbst und seine „Bayreuther Blätter", sondern auch die ganze, große, daran sich anknüpfende Bayreuther Litteratur nur einigermaßen kennt, geschweige denn an ihr persönlich mitgeschaffen hat. Und so gehen wir denn noch ein wenig weiter und sagen es heute dreist: Solches Unternehmen und ein solcher Galimathias darüber kann überhaupt nur wieder gedeihen in einer Stadt, welche die Wagner'schen „Nibelungen" in öffentlichen Konzerten „Klavierpaukt". Demnächst wird sich vielleicht noch Herr Hofkapellmeister Stavenhagen mit Maschinenmeister Lautenschläger zusammen thun, um uns den „Ring" einmal ohne jede Musik und Dichtung, d. h. ganz ohne Sänger und Orchester, rein szenisch vorzuführen, da ja auch Wagners Bedeutung als „Bühnen-Genie" noch immer grausam unterschätzt geblieben ist — wie schon in meinen „Wagneriana" (Bd. I, S. 287—317) klar ausgewiesen steht. Motivierung gegen Motivierung — ein Unsinn ist des andern wert! Aber: „Unsinn, du siegst — und ich muß unterliegen!" ...

Also Intendant von Possart „bleibt München erhalten"; dafür will uns Siegmund von Hausegger leider schon demnächst verlassen, und wird vielleicht ein „Bruder Straubinger" alsbald bei uns anklopfen. „Kain, wo ist dein Bruder?" — „Soll ich der Hüter meines Bruders sein?" ... Wenn das alles nur nicht seine schlimmen Rückwirkungen auf die so schön begonnenen Volks-Konzerte wieder ausübt und der guten Sache des bekannten, dringlichen Gesuches unserer hierzu berufenen Kreise an die Stadtväter nicht in letzter Stunde am Ende noch Eintrag thut! Freilich, dem „Münchner Rennverein" ist ja nun die offizielle Unterstützung von mehreren tausend Mark, ungeachtet der mißlichen Lage städtischer Finanzen, mit Rücksicht auf die Hebung

des „Fremdenverkehrs“ und der „Viehzucht“ glatt bewilligt worden. Und wenn auch gar Manche mit pessimistischer Hypochandrie nun in die Zukunft blicken wollen, weil es jetzt sichertich heißen werde: „danach haben wir erst rechl kein Geld mehr für das Dr. Kaim'sche Unternehmen übrig“, so läßl sich vielleicht sogar der umgekehrte Schluß des „Noblesse oblige!“, zu Gunsten der Valkskonzert-Freunde gerade, daraus ziehen. Sei dem, wie ihm wolle, München geht anscheinend auf allen Lebens- und Kunstgebieten schweren, inneren Krisen entgegen, die keinesmegs zu unlerschätzen! . . . Noch freiiich hal's damit ja wohl gute Wege, so lange wir Einakter-Abende wie den zur Maximilian Schmidt-Feier, statt im „Gärtnerplatz-Thealer“ in — unserem graßen „Kgl. Hofung Nalional-Thealer“, erleben. Oder wäre soiche gräuliche Stilaerirrung am Ende gar schon als der Anfang hierzu aufzufassen? Denn wir sehen es bereits langsam heran- und dahin kommen, wie es ehedem auch beim schänen „Wormser Votksspielhaus“ geschah: daß nämlich infatge Mißwirtschaft und pekuniärer Bedrängnis, zur finanziellen Sanierung, derartige „Mixed-Pickles“, „Operetten“, Passen :e. zutetzt auch nach in die weihevollen Räume des sestlichen „Prinzregenten-Theaters“ draußen ihren Einzug halten und so wenig, wie Malière u. A. schon heute, dort als „fehl am Ort!“ alsdann vom breiten Schaupöbel empfunden werden. Hoffentlich brauchen wir dies nichl mehr perföntich zu erteben; aber kommen wird einstens der Tag, zuversichtiich und unfehlbar, wenn in der bisherigen Weise mit unserem Münchner Bühnenbetriebe (wobei ich die Direktion Stolberg-Schmederer keineswegs ausnehme) sortgewirtschaftet wird. Zu einee „dramatischen Skizze“ wie den „Karnerteuten“ aon Karl Schänherr thäte es doch wahrlich weit besser gleich ein Kinematograph, am treffendsten und aktuellsten womäglich: mit direkten Aufnahmen der Kneißt :e.-Affären aus dem Dachauer Maase. Der hätte dann obendrein noch den Vorteil, daß wir mit dem Dialektradebrechen der Herren Basil und Hermann Gura, sowie des Frl. Dandter an einer spezifischen Münchner Bühne wenigstens verschant blieben. Zudem kann's ja auch unmäglich in diesem Ritieu „Der Vintschgauer“ und „Die Vintschgauerin“ auf dem Personen-Verzeichnisse noch heißen — das sollte doch die Regie eines Savits schan bemerkt haben! Setbst in dem Eingangs-Schauspiete van Helene Hirsch: „Ein Auserwählter“ hatte es mit der Lakalisierung des Niedersächsischen noch sehr seinen Haken; immerhin erübrigte, Dank einer ausgezeichnet eindrucksoollen Wahrnehmung der mütterlichen Hauptralle durch Frau Canrad-Ramlo, noch einiger Respekt aor der durch die Zeitschrist „Bühne und Welt“ erfolgten Preiskränung dieses Stückes. Blieb samit als wirkliches Ergebnis des Abends eigentlich nur die Freude an Hofrat Maximitian Schmidts, des Siebenzigjährigen, rüstiger Geistesfrische, und nächst dem an seinem herzbewegtichen Lebensbitde vam „Wunder“ des Berchtesgadener Landls, — eine Freude, die bei uns immer nach ganz die setbe zu sein scheint, wie ehedem an dem „Satontiroler“ eines Franz Defregger. Die Herren Häußer, Mickorey und Geis, sowie Frau Bosetti und Frl. Lanzlott ließen uns wenigstens stellenweise vergessen, daß wir auf rotem Samtfauteuil im Thealer saßen. Alles Andere aber, auch die „ansprucksloſe“ Musik von Podbertsky, war schlimm für unsere heimischen Verhältnisse. Trotzdem großer Tusch, und noch gräßere Rührung — ein „Stich“ in's Verlogene, Krokodilsheänenhafte!...

„Wenn uns die Leute loben, so fühlen wir uns erhoben; und wenn die Leute pfeifen, so thut uns das ergreifen!“ — sa singt (nach Jadock) das „lahme Singquartett“ unserer „Elf Scharfrichter“ so ziemlich allabendtich. Es wäre demnach sehr interessanl, gelegentlich erfahren zu dürfen, wetches oon diesen beiden Gefühlen nun wohl einen Frank Wedekind beseett und beherrscht haben mag unter der Uraufführung seines tragikamischen „Memoiren“-Werkes: „So ist das Leben!“ am „Münchner Schauspiel-

hause", bei welcher es ja reichlich von beiderlei Art, nämlich: Beifall und Zischen zugleich, absetzen sollte. Vielleicht sagte er mit dem Carl Sieler'schen Gensdarm (gelegentlich bayrischer Wahl-Prügeleien) in stolzer Überlegenheit des Meisters und Herren: „Wir stengan über die Parteien!" — genau so, wie auch wir es gehalten haben an jenem Abende, da wir uns inmitten des nicht aufhören wollenden, tosenden Kampfes für und wieder ruhig von unserem Klapp-Sitze einstweilen erhoben, und mit dem Rücken gegen den Bühnenvorhang, die Arme untergeschlagen, aufrecht stehend und gefaßt dem wütenden „Schauspiel im Schauspiele" zusahen. Schon keine „Première" oder „Novität" bald mehr in unserem „biererhrlichen" München ohne solche unleidliche Ausartungen der betreffenden Kliquen! Was es auch sei: ob Siegfried Wagner oder Gustav Mahler, Gerhard Hauptmann oder Otto Ernst, Max Dreyer oder Frank Wedekind, Hermann Bischoff oder Guido Peters — stets die selbe Situation und gleiche, barbarische Signatur: hier das leidenschaftlich-provokatorische Übermaß von Freunden, dort die gereizte Reaktion geschmacksbarer Gegner. So wird's immer ein Schlachten, nicht eine Schlacht zu nennen — und alle gesunde Aesthetik ist beim Teufel! — Das ist sie nun allerdings bei einem Frank Wedekind auch schon gleich von allem Anfang an: der „Gottseibeiuns" zur Abwechslung einmal als Herrgott! Bekanntlich bildet Wedekind eines jener (noch unausgefüllten) „Löcher" unserer naturalistischen Dramatik, von denen Alfred der Kerr'ner unlängst so beredt gesprochen, als welcher Über-Kritiker vor dem Herrn aus seiner privaten „Weltanschauung" der Purzelbaumstellung heraus das Haupt des Dichters kongenialiter bei seinem — Poder zu suchen pflegt. (Vergl. „Gesellschaft"; Nr. 3, S. 188.) So ist und bleibt Wedekind der Franke denn ein aesthetisches Problem und eine stilistische Potenz, bei absoluter dramatischer Impotenz und problematischester Psychologie, Technik wie Erscheinung. „Ultra Posse nemo debetur" ist sein Lebensmotto. Unser „Münchner Schauspielhaus" als „große Kunst" des historischen Kostüms — Landschaft: Umbrien; der Überbrett'l-Übermut als ernste Tragödie vom hohen Kothurn; „Tragikomödie" als „Sentimentalität", Weltgeschichte im Geschwindschritt, das Königsthema wieder einmal als windige Artistik auf den Brettern, welche das Leben — der wilden Bohème nur bedeuten; der blasierte Aesthet als dämonischer Flagellant und der perverse Lüstling als gestrenger Asket, Arbeiterkaiser und Rigoletto in Einem, Kunstreiter und Jongleur, Agent und Seelenhändlerin, Verbrecher und Geschäfts-Betriebsleiter mit klassischen Brocken im Munde, aber dem Geldbeutel im Herzen, „drehbare Bühne" wie „bunles Theater": alles dieses war unserem, leider nur selten kurzweiligen Stücke zu entnehmen; viel Geist sogar, mancherlei Witz und reichlicher Spott dazu — nur kein einziger Ton echter Empfindung. Deplaziert das Ganze auf jeden Fall; denn nach dem Aschermittwoch soll man halt nicht mehr „Karneval", oder gar die „gekränkte Leberwurst" spielen wollen darüber, daß das große Publikum den tieferen Ernst dieses „Spieles" auf Leben und Tod nicht zu würdigen wisse, den Königs-Kern im Alltags-Bajazzo nicht mehr zu entdecken vermöge. Überaus köstlich und gelungen besonders dieses „Quod erat demonstrandum" am Schlusse: „Ich, Euer Hofnarr, bin ein König von Gottes Gnaden — wir Hanswursten, maitres de plaisir, Zeremonien-Meister, Volkssänger und Volkstänzer, von Shakespeare und Goethe bis auf Wedekind herab, sind überhaupt die einzig wahren Könige des Geistes!" Das Stück in Stücken handelt nämlich von jenen Königen des echtblütigen Geburtsadels einer hohen Geistes-Aristokratie, die von irgend einem proletarischen Usurpator ihres angestammten Herrscher-sitzes rohschlächtig entthront worden sind, hierauf, verkannt, Alltags-Frohndienste leisten müssen und, nachdem sie dabei einen majestätsbeleidigenden Fluch lediglich gegen ihre eigene Person und Würde laut ausgestoßen haben (denn sie bleiben ja die eigent-

lichen Träger der Mosesslöt!), von den schwarzen oder roten Roben mißverständlich in den Kerker geworfen werden, dort in Isolierhaft endlich den ihrer allein würdigen „einsamen Menschen" ausleben können, alsdann im Mummenschanze einen Mumpitz vormimen und am Throne selbst den leidigen Hofnarren zu spielen haben, um heute, so gänzlich unerkannt, — risum teneatis, amici! — die Sozialsatiren des „Simplizissimus", im Nebenamte gleichsam, zu schreiben. So werden sie schließlich, wie weiland Amts-Bruder Goethe, statt selber, kraft ihrer inneren Mission wie ihres leuchtenden, überragenden Geistes, die Zügel der Regierung in ihrer starken Hand zu halten, nach der Stunde ihres normalen Absterbens aus Gnade und Barmherzigkeit der Herrscher nur eben in der „Fürstengruft" mit beigesetzt — ja, es ist schon viel, wenn nicht vielleicht die Schauspielgierige Meute ein „Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht!" beim Anblicke des gefallenen Kadavers heult. Dies zugleich die völlig neue Moral von der uralten Geschichte: „Es lebe das Leben!" — „und Frank Wedekind daneben", zu der wir an dieser Stelle ja schon neulich, anläßlich der seinen Analyse vom „Hasnarren Gottes", so ungefähr und einigermaßen Stellung zu nehmen versucht haben. Und doch wirkt dieses so genannte „Drama" in 5 Akten und 11 Bildern eigentlich besser als der dramaturgisch so vornehm gearbeitete „König Harlekin" von Rudolf Lothar seinerzeit, weil die satanistische Perversität des Problemes hier eine ungleich gründlichere ist, weit konsequenter (stilistisch) bis auf's tz durchgeführt erscheint; und auch erschien, sogar bis zum Vortreten des Autors an die Rampe — im Hemdärmel, statt in Frack und weißer Weste! — nach dem Ende des III. Aktes oder 6. Aufzuges, der dämonischen „Elend-Kirchweih" unter'm Galgen. Trotzdem muß das alte „Sutor, ne ultra crepidam!" für diesmal klar und deutlich übersetzt werden in: „Henkersknecht, wolle nicht den ‚heimlichen Kaiser' spielen! Scharfrichter, bleib' bei deinem Tantenmorden!" . . .

Die Münchner Frühjahrsausstellungen sind eröffnet; wir hoffen von ihnen das nächste Mal zusammenfassend sprechen zu können. Einstweilen freut man sich an der schmucken Belebung unserer Litfaß-Säulen, zu der selbst unser alter „Kunst-Verein" ein „jugendliches" Plakat neuerdings beigesteuert hat. — Was sodann unser reiches, überaus vielgestaltiges und in der Überschau schon kaum mehr zu bewältigendes, Musikleben anlangt, so dient es zunächst zur lokalen Charakteristik, daß sich bisher einzig der Referent der sozialistischen „Münchner Post" (neuerdings: Dr. Erich Hoenel) zu dem allein richtigen Systeme musikalischer Berichterstattung hat aufschwingen können: nämlich zum „Wochen-Rückblick", welcher unschwer die Spreu vom Weizen alsbald zu scheiden vermag. Auch eine Zeitschrift wie die unserige, und sie erst recht, muß sich da gewisse Grenzen auferlegen. Und da unsere geneigten Leser kürzlich über Max Reger und E. Wolf-Ferrari Ausführlicheres an dieser Stelle bereits vorgefunden haben, glauben wir darum hier auch nur mehr notifizieren zu sollen, wie sich bezüglich Beider jenes günstige Urteil neuerdings nicht nur bestätigen, sondern sogar teilweise erheblich noch vertiefen durfte. Reger wandelt allerdings zuweilen dicht an der Grenze des absichtlich Outrierten, während man bei Wolf-Ferrari immer noch stellenweise an den feinen Unterschied zwischen „Einbildungskraft" und „Erfindungsgabe" sich erinnert fühlen mag. Als ein durchaus beachtenswertes, hoffnungsvolles Talent gieng aus den Vorträgen des (allezeit todesmutige Pionierdienste leistenden) Herrn Josef Lorit außerdem noch der jugendliche Ernst Boehe hervor, wenn sich auch bis jetzt, mit Ausnahme des „Nachtsturms an der Nordsee", mehr Können als individuelle, reife Physiognomie dabei ergeben wollte. Durchgehends schlägt er vorerst noch eine allzu „sentimentalische" Note an — mit Ausnahme des K. Busse'schen „Kätzchens" eitel Schwermut. Ihr Jungen aber sollt diesen „Geist der Schwere" uns

wieder überwinden helfen, als welcher — nach Nietzsche — zuletzt doch der wahre Teufel ist auf dieser Erden. Also: mehr „Kunst der leichten Füße", wenn ich bitten darf, meine Herren!

Auch unsere „Gesellschaft für moderne Tonkunst" gab — mit Hilfe des bekannten „Vereinsgönners" — erfreulicher Weise wieder einmal ein Lebenszeichen von sich; und zwar that sie das in Form eines Hermann Bischoff-Abends, der mit insgesamt 21 Liedern und Gesängen von den Damen Clementine Mayr-Schönfield, Amalie Gimkiewicz, den Herren Oskar Noë und Josef Lority so tapfer als opferfreudig, recht abwechselungsvoll bestritten wurde. Frl. Pauline Hofmann, als einzige Klavier-Interpretin, stellte abendrein eine ganz erkleckliche Leistung auf. Ein überaus glücklicher Zufall fügte es nun, daß man schon kurze Zeit hernach, auf Grund einer Vorführung des Orchester-Idylles „Pan" von dem selben Komponisten, an einem Konzert-Abende des „Kaim-Orchesters", in die angenehme Lage versetzt wurde, die gewonnene Kenntnis dieses lyrischen Talentes noch entsprechend zu erweitern, zu bereichern und zu vervollständigen. Über das seither uns aufgegebene Fragezeichen „Hermann Bischoff" wird an dieser Stelle noch einmal eingehender zu handeln sein. Einstweilen also nur so viel: daß der Fortschritt zu plastischer Kraft, in kompositorischer Begabung und orchestraler Technik, von den Gesängen (mit und ohne Orchester) zu jenem sinfonischen „Pan"-Gedicht ein ganz unverkennbarer und dieses vollends mit dem Dehmel'schen „Gewittersegen" von ehedem, der mir seinerzeit noch ganz ungenießbar blieb, wohl in keiner Weise mehr zu vergleichen ist. Schon am Liederabende selbst, der im Übrigen ebenso wählerische als kennzeichnende Dichterneigungen bekundete, war dieses Fortschreiten vom allzu Hyazinthen-Duftigen, Lind-Säuselnden, Leicht-Spielenden zu einem Kernigen und Charakteristischen hin deutlich genug zu beobachten. Und lag anfänglich bei Bischoff vielleicht eine gewisse Gefahr dicht am Wege, mit seiner Vorliebe für weichlichen Klangzauber und wohligen Salonparfüm der Ed. Lassen — oder günstigen Falles nach der Edvard Grieg der „Moderne" dereinst zu werden: heute will mir doch scheinen, als ob ein ausgeprägtes dekoratives Talent für Orchester-Lyrik, Panto- und Kantomime bei ihm sich zu entfalten begonnen hätte, das entschiedenste Aufmerksamkeit verdient. Auf das vielfach nur Episodische seiner Faktur wird er freilich nach wie vor ein lebendiges Augenmerk zu richten, das allzu Schablonöse, leicht Etüdenhafte in seinen oft nur eben lustig drauf los musizierenden, lediglich die allgemeine Stimmung gebenden, nicht aber stets auch die Psyche ausdeutenden, „Klavierbegleitungen" künftig wohl mehr als bisher zu vermeiden haben. Vielleicht aber liegen eben deswegen seine eigensten Trümpfe auf dem Gebiete einer Modernisierung des Kunst-Tanzes im weitesten Sinne, weshalb es mir durchaus von Interesse schiene, seine für die Darmstädter Künstlerkolonie seinerzeit zu einer Dauthendey'schen Dichtung geschriebene Pantomimen-Musik in guter Ausführung recht bald einmal hören zu dürfen. Dabei kann man ja immer noch persönlich der unmaßgeblichen Meinung sein: sowohl, daß die Schiller'schen Strophen aus den „Göttern Griechenlands", weil irreführend, als sinfonisches Programm zu jenem Orchesterstücke am besten gleich ganz weg blieben; als auch, daß ein „Idyll für großes Orchester" gleichsam einen Widerspruch im Beworte darstellt; und man kann rein subjektiv im Übrigen auch „Pan" als solchen doch noch ganz anders als der Komponist empfinden, auf jeden Fall unter weniger Zusatz von Blechfüllungen und allerlei rasselndem Schlagzeug in der Instrumentation. — Von dem, Dank S. von Hausegger's selbstloser Initiative am gleichen Abende mit zwei Sinfonie-Sätzen uns neu vorgestellten Komponisten Guido Peters, als Menschen und als Tonkünstler im Allgemeinen wie als Pianisten im Besonderen, denken wir selbst viel zu hoch, als daß wir uns nach solcher etwas fragmentarischer Talentprobe

eines endgiltigen Urteiles über diese Erscheinung einstweilen nicht gerne noch dispensieren möchten. Vorläufig hat es wenigstens interessiert, von seinem edlen, hahen wie tiefen Streben, gediegenen Können und ernstgesinnten Wollen bei dieser Gelegenheit erwünschte Kenntnis zu erhalten, wenn der Tonsetzer zur Zeit auch noch zwischen Wagner und Bruckner unentschieden hin und her zu schwanken scheint. Doch selbst ihm möchte ich das Mohnwort von einer „Kunst der leichten Füße!" nicht eben schenken; ouch er wird sich vor einem Einspinnen in versonnene, pessimistische Grübeleien — Schopenhauer in der Musik! — wohl zu hüten hoben.

Man hört in neuerer Zeit so oft von der jungen „Münchner Komponisten-Schule" reden. Allein, wo ist sie? Wer oder was konstituiert sie? Werden wir olso diesen Begriff — wie soeben Prof. R. Weltrich (in seinem ousgezeichneten W. Hertz-Nachruse der „M. Neuest. Nachr.") den der „Münchner Dichter-Schule" von ehedem — an dieser Stelle bei Gelegenheit noch ernstlichst zu klären haben, so kann uns doch schon heute koum mehr entgehen, daß die schärfsten geistigen Gegensätze, gerode unter den „Jungen", hierorts bestehen. Ein solcher Gegensatz kam für mein Gefühl z. B. schlagend zum Ausdrucke, als ein Anhänger der „ontipodischen" Musik-Richtung unter dem an einem der Hösl'schen Kommermusik-Abende zur Vorführung gelangten, ungemein frischen Kloierquintette (g-moll, op. 17) von Anton Beer, dem geborenen Diatoniker, seine Empfindungen so etwo ouf die parodoxe Formel brochte: „Krankt on Gesundheit"! Auch sonst noch mochte sich bewußte Kommer-Vereinigung Jos. Hösl übrigens um das (seit 1885 nicht mehr hier gehörte) „Bruckner-Quintett" ouf's Redlichste verdient; immerhin würden wir raten, nicht mehr dos gonze, etwas ermüdende Werk, sondern allein nur mehr den ganz einzigen Adagio-Satz daraus vorzunehmen, diesen oder dofür um so häufiger nunmehr auch zu spenden. Bruckner brachte weiterhin (Sinfonie Nr. 3, d-moll) Siegmund von Hausegger kräftiglich zu Gehör; Sibelius' stark noch Solonmusik riechenden und der Klangfärbung noch doch so ganz und gor nicht „schwarzen" „Schwan van Tuanela" ɔc., zusammt der munteren Smelono-Ouvertüre zur „Verkauften Braut" (die wir liebend gerne wieder einmol von der Bühne herob hören möchten), unsere „Musikalische Akademie" unter Hermonn Zumpe's ousrüttelnder Leitung, ols welcher uns am selben Abende obendrein noch durch eine überous eindrucksvolle Vorführung der Liszt'schen „Dante-Sinfonie" — ganz im Gegensatze, wie wir gerne bekennen, zu unserem früheren Urteile — zu allerlebhaftestem Danke verpflichtet hat. (Das grondiose Werk mit musterhoster Anordnung des Chores am Schlusse ɔc. und einem wohrhoft erschütternden „Inferno", bei vielleicht nur noch etwos zu straffer Rhythmisierung, statt eines mehr schwebenden declamé, in der „Froncesco"-Episode oder hinsichtlich der „Purgatoria"-Fuge, worin denn nach zu viel Tonsigur, aber keine nogende Neue zu bemerken war.) Ebenso hotte Weingortner kollegialiter (tempora mutantur! — vergl. Berlin) Max Schillings zur persönlichen Direktion seines immer wieder fesselnden „Oedipus"-Prologes zu Koim geloden und willkommener Weise dofür Sorge getragen, daß ouch Münchens Musikfreunde dos so onsprechende Soison-Orchesterwerk: „Es woren zwei Königskinder" von Fritz Volbach ous Moinz, sowie zugleich diesen ebenso vortrefflichen wie bewährten und beliebten Musiker selbst als gewandten, umsichtigen Dirigenten zu ihrer Freude einmal kennen lernen konnten. Des Ferneren wor kurz zuvor Veranlassung gegeben, das „gute Europäertum" eines in Rußlond deutsche, italienische und fronzösische Musik propagierenden Spaniers, Nomens Alonso Cor-de-Las, als eines elegonten und schneidigen Dirigenten, nach den gebotenen Leistungen on der Spitze unserer „Koim-Kopelle" aufrichtigst zu bewundern. Durchaus unterschätzt, d. h. zu minderwertig nach genommen von der günstigen

Kritik im Allgemeinen, scheint mir der „Wöhrle'sche Chorschulverein"; dessen letzter Konzertabend war ein Lobsot an Reinheit des Stiles, Güte des Progrommes, technischer Durchbildung und solider Musikübung, worum sich auch die beiden Solisten: Elisabeth Scheuer und Jul. Schweitzer mit Erfotg ongenommen hatten. Endlich möchte ich hier noch kurz mit anmerken, daß — wie mir ein aufmerksamer Hinweis ward — C. Francks „Seligpreisungen" hier vom „Lehrer-Gesong-Verein" (unter Sturm) mit Domen des „Porges-Chores" bereits oor mehreren Jahren zur genußreichen Vorführung gelangten, ich mich also unlängst geirrt hobe: wos im Übrigen ja den Wunsch nach einer angemessenen Wiederholung keineswegs ouszuschließen brouchte . . .

Und was soll mon nun vom übrigen „Münchner Geistesleben" noch berichten? Die unzähligen, freien oder unfreien, nötigen und unnötigen, ounregenden, aufregenden oder langweiligen Vorträge, die hier in wenigen Wochen, verschämt wie öffentlich, gehalten werden? — und oon denen wir als wertooll und bedeutsam lediglich diejenigen von Professor Dr. Furtwängler (über die bayrischen Ausgrabungen in Aegino, im „Chemischen Hörsool"), Dr. Hermann oon der Pfordten (über „Hausmusik", im „Musiklehrer- und -Lehrerinnen-Verein"), Bildhauer Hermonn Obrist (über „Neue Mögtichkeiten in der bildenden Kunst"), Kunstmoter E. Berger (über verschiedene „Reproduktions-Techniken") — beide letztere im „Akad. Verein für bitdende Kunst", Schriftsteller Schmid-Esto über „Hypnotismus", Dr. Johannes Müller-Schliersee über seine bekannten religionsphitosophischen Themata hier registrieren wollen, oder ouch nur registrieren können. — Doch hatt, „Münchner Geistesteben"! Es giebt do noch zwei Ereignisse mit zu berichten, welche wöhrend der letzten Zeit die Gemüter arg in Atem gehalten haben. Das eine so etwa unter der Spitzmarke: „Vom Münchner Kindl-Keller" und mit dem Motto: „Fortiter in re ac modo"! Doß es in München viel „faute Eier" und „schlecht eingeschänkte Maßkrüge" giebt, das ist eine olte Soche und brauchte schließlich ebenso wenig erst ad oculos besonders demonstriert zu werden wie, daß die „Toleronz" beim Ultromontanismus einer Rodau-Hetze oft schon auf ein Hoar ähnlich sieht. Allein, daß diese „Toleronz" dafür nun beim Liberalismus ihre eigentlichste Heimstätte habe — dergleichen dürfte doch auch eine sehr gewogte Behouptung sein; gonz ebenso wie es, nach den tumultuarischen Vorgängen beim Auftreten des Exjesuiten Graf Hoensbroech ots Festredner am genonnten Orte, die wäre, doß „eine Tosel oufzuheben" zur Gepflogenheit der feineren Kreise gehöre. Zum Mindesten begreifen wir nicht recht, warum doun dem Einen nicht recht sein soll, wos dem Andern billig, und — die setbe tiberote Presse Münchens seinerzeit, beim unquotifizierbaren R. Dehmel-Skondal in der weiland „Litterarischen Gesellschaft", nicht ganz die gleiche sittliche Entrüstung zur Schau trug. Jedenfalls hätten wir ouf einen Grof Hoensbroech, den wir niemals ernst zu nehmen vermochten, lieber kein „Hoch!" ausgebrocht. Und hierin liegt zugleich die Kritik sowohl des skandalösen Verhaltens ungebildeter Exoltodo's, ols ouch seiner deploziert provokatorischen Einlodung durch die oordringlichen Herren „Jungliberalen". Do ober ist nun einmat „Hopfen und Molz" verloren! — Das ondere „Ereignis" war eine unheimlich dunkle, klerikote Aktienschiebung, welche die „N. boyrische Ztg." ouf einmal in den bestgehaßten olten „Bayrischen Kurier" ousgehen ließ und dessen liebenswürdigen Chefredokteur Dr. Clasen ganz überroschender Weise einfach von heute ouf morgen — „matt" setzte. Und noch immer, ungeochtet all' solcher Erfahrungen (schon seit G. Freytags „Jouenotisten") orgonisieren sich unsre Schriftsteller nicht? Klerikol oder Liberol — dos wäre in diesem Falle doch wahrtich „wurstegat"!

Sdl.

Kritische Ecke.

Die Kunsterziehung in Österreich.

Von Josef Trübswasser.
(Iglau i. Mähren.)

Für diejenigen, die mit den österreichischen Verhältnissen einigermaßen vertraut sind, ist es längst kein Geheimnis mehr, daß Wien für die deutsche Provinz so ziemlich jede Bedeutung und Führerschaft eingebüßt hat. Auf politischem, wie auf litterarischem Gebiete nimmt es eine Sonderstellung ein, dort eine für die nationalen Aufgaben des deutschen Volkes in Österreich lächerlich verständnislose, hier eine überreizt und hysterisch dekadente. Die deutsche Provinz ist in beiden Beziehungen gesund geblieben. Sie ist in politischer, wie in litterarischer Hinsicht von Wien unabhängig. Auch in der gegenwärtig stark einsetzenden Bewegung der „Erziehung zur Kunst" verhielt sich Wien trotz seiner bedeutenden Hilfsmittel an Kunstschätzen und ausübenden Künstlern bisher teilnamslos. Die Hamburger Bestrebungen kennt man offenbar in Wien nicht; der Dresdener Kunsterziehungstag, jedenfalls ein Ereignis auf diesem Gebiete, zeitigte kaum eine Notiz in einer hauptstädtischen Tageszeitung, und von der Wanderung der Ausstellung des deutschen Buchgewerbevereines von Berlin nach Dresden und München weiß man ebenfalls in Wien nach nichts. Dort nicht; doch in der Provinz, der geschmähten, in Brünn. In dieser großen, industriebeflissenen Hauptstadt Mährens lebt eine geistig geweckte und hoch stehende Bevölkerung, deren künstlerischer Sinn, unterstützt durch eine herrliche landschaftliche Lage, schon seit „grauen Jahren" nach einer Veredlung und Vervollkommnung des Lebens besonderes Streben erweist. Hier nun veranstaltete im richtigen Augenblicke der Direktor des Mährischen Gewerbemuseums, Julius Leisching, in der Zeit vom 1. Dezember 1901 bis 8. Jänner d. J. eine „Ausstellung von Bildern und Büchern für Schule und Haus", begleitete diese mit Vorträgen, die klar und einfach über die Bedeutung der Frage belehrten, und verstand es, durch die übersichtlich gedrängte Anordnung der Ausstellung, wie durch die fesselnde Darstellung des Stoffes nicht nur die in Betracht kommende Brünner Bevölkerung für die Sache zu gewinnen, sondern auch, und das ist sein bedeutendster Erfolg, den Unterrichtsbehörden lebhaftes Interesse an der Kunsterziehung einzuflößen.

Der Vortrag Leischings*) gieng von der Bedeutung der Natur für die Kunst aus, beschäftigte sich mit dem Besitzstande der Deutschen, Österreich inbegriffen, an künstlerischen Jugendbüchern, aus denen er jede Art von Karikatur verbannt wissen will, bespricht weiterhin die Engländer Kate Greenaway, Walter Crane, Anning Bell, Randolph Caldecott, John Hassall, W. Nicholson, die Franzosen Rivière, Boutet de Monvel, Caran d'Ache, A. Heemant Job, sowie einige für die Bewegung in Betracht kommende Skandinavier

*) „Die Kunst im Leben des Kindes". Von Julius Leisching. Brünn, Verlag des M. Gewerbemuseums.

und Holländer. Die Ausſtellung enthielt alle wichtigeren Werke dieſer Künſtler auf dem Gebiete der Jugendbücherkunſt, ſelbſt zwei Grund legende japaniſchr Bilderbücher waren vorhanden. An dem Maßſtabe der Ausſtellung des Buchgewerbeoereines darf die Brünner Ausſtellung wohl nicht gemeſſen werden; dafür waren der künſtteriſche Wandſchmuck und die deutſchen künſtleriſchen Bilderbücher zu wenig zahlreich vertreten, wiewoht das Charakteriſtiſche jrder Gruppe vorhanden war. Ja, die engliſche Abteilung, ſelbſt die franzöſiſche gab der Wanderausſtellung in nichts nach, weder in der Zahl der Ausſtellungsgegenſtände, noch in deren Werte. Jedenfalls iſt mit den in Brünn zur Verfügung ſtehenden Mittetn das mögtichſt Beſte gethan worden. An einzetnen Urteiten Leiſchiugs wird man aber etwas rütteln müſſen. Ich wenigſtens kann den „Fitzebutze“ in ſeiner letzten Auflage, noch weniger aber dir „Btumenmärchrn“, nicht „karikiert in der Zeichnung und unkünſtleriſch in der Farbengebung“ finden. Das Letztere doch gewiß nicht. Beide ſind einheitlich, haben Stil und ſind von einem Künſtler geſchaffen. Übrigens, warum ſoll das Kind nicht hie und da Karikaturen zur Hand bekommen? Kalte, boshafte, peitſchenhiebähnliche, im Stile eines Th. Th. Heine, ſind natürlich auszuſchließen. Jn der gemütlichen Karikatur aber ſehe ich nichts Schlimmes; ſie enthält Überlegenheit, Humor und Scharfſinn. Leiſching geſteht doch auch dem engliſchen Kinde das Recht auf die Karikatur zu, nämlich bei der Beſprechung John Haſſalls: . . . „An Army Alphabet‘ und ‚Naval Alphabet‘ mögen immerhin den Geſchmack engliſcher Kinderaugen gut erraten; beſonders in den blutigen Karikaturen Ohm Paul Krügers und Jouberts.“ Einwandfrei iſt Leiſchings Lob der „Archr Noah“, des Wandſchmuckunternrhmens B. G. Teubner und R. Voigtländer, ſowie ſeine trrfflichen Bemerkungen über die kunſterziehliche Bedrutung des Spielzeugs, „mit dem ſich merkwürdigrr Weiſe der Dresdener Kunſterziehungstag gar nicht beſaßte. Und doch iſt gerade Deutſchland der Hauptſitz der Spielzeuginduſtrie, welche dort 50 000 Menſchen Erwerb oerſchafft und ein jährliches Erträgnis von 50 Millionen abwirft“. Treffend iſt ferner ſein Urteil über die öſterreichiſchen, von der Regierung ſeit Jahren unterſtützten, verfehlten, ohnr Wirkung gebliebenen „Bilderbogen für Schulr und Haus“: „Der guten Abſicht entſprach nur ſelten die künſtleriſche Kraft . . . Die Bilderbogen ſind Anſchauungsmittel für das Haus, Malebogen für die erſten Pinſelverſuche, ſie ſind aber nicht Kunſt für die Schule. Es fehlt ihnen alle Fernwirkung und Klarheit und Kraft. Den meiſten auch die geſunde Farbe.“ Sie leiden mit einem Worte an der öſterreichiſchen Halbheit.

Von der Halbheit hat ſich Direktor Leiſching gtücklicher Weiſe fern gehalten. Jn dem Beſtreben, dem Kunſterziehungsgedankrn bei uns Eingang zu verſchaffen, hat er im Anſchluſſe an ſeine Ausſtellung dem Landesſchulrate oon Mähren über die neuen Zielr Bericht erſtattet und hier ſo verſtändnisoolles Entgegenkommen gefunden, daß nicht nur zwei Klaſſrn der Brünner Übungsſchule bereits mit künſtleriſchem Wandſchmuck verſehen ſind, ſondern auch eine ganze Anzahl künſtteriſcher Bilder zum Schulſchmucke oom öſterrichiſchen Unterrichtsminiſterium, dem Vorſchlage Lriſchings gemäß, für „zutäſſig“ erklärt worden ſind. Ich weiß nicht, wie der Vorgang ſich in den reichsdeutſchen Ländern abſpielen würde — bei uns muß alles, was für die Hand oder das Auge des Schutkindes beſtimmt iſt, die ſchulbehördliche Zulaſſung erhalten. Man mag darüber wie immer denken, das Unterrichtsminiſterium hat dem neuen Zweige in der Erziehung ſein Augenmrrk zugewrndrt, das iſt jedenfalls von Wert. Die Zulaſſung erſtreckt ſich auf folgende Bilder: Pochwalski, Franz Joſef l.; Pock, Der Wolf und die ſieben Geißlein; Hirſchl, Römiſcher Hafrn; Leſler, Dornröschrn; Bambergrr, Haus an der Brücke; W. Conz, Schloßpark; H. von Volkmann, Vogelbeerbaum; Kampmann, Ruine

im Walde, Im Zwielicht, Mondaufgang; H. Thoma, Taunuslandſchaft, Flucht nach Ägypten; Rivière, Dämmerung, Mondaufgang; W. Georgi, Pflügender Bauer; F. Hoch, Morgen im Hochgebirge, Bach im Winter; Kallmorgen, Niederdeutſche Dorfſtraße; Fickentſcher, Krähen im Schnee; Luntz, Schwäbiſches Städtchen; K. Bieſe, Hünengrab. Dieſe Bilder gehören zum Beſten, was wir zur Zeit an künſtleriſchem Wandſchmuck für Schulzwecke beſitzen. Auch die von der Behörde vorgeſchriebene Art ihrer Verwendung entſpricht vollſtändig den von den Hamburgern unter Lichtwark entwickelten Grundſätzen. In der öſterreichiſchen Provinz iſt, wie man ſieht, auf dem Gebiete der Kunſterziehung ein Schritt gethan worden, der in Anbetracht der herrſchenden Verhältniſſe immerhin ein bedeutender genannt werden kann. Allerdings darf auf halbem Wege nicht ſtehen geblieben werden.

Ein deutſcher Volks-Schiller-preis! — Die Helden vom hl. Mommſen-Bunde, die mäuschenſtille bleiben, wenn (im Fall Ranke) ein junger bayriſcher Prinz mittels Zur-Rede-Stellung eines alten, ſonſt wahrlich harmloſen Univerſitätsdozenten die Freiheit des akademiſchen Lehramtes prinzipiell in Frage ſtellt, und die ſich nicht vom Flecke rühren, wenn (im Falle Hönig) die militäriſche Knebelung wiſſenſchaftlicher Forſchung, einer ſtreng hiſtoriſchen Kritik mittels der unerhörteſten Ehren-Chikanen verſucht wird, — dieſe ſelben Helden der Brüderſchaft zur Verteidigung der Freiheit von Kunſt und Wiſſenſchaft haben, in ihrer „Goethe-Bund"-Ausgabe, neuerdings ſich doch einmal zu einer ergreifenden That aufgerafft und endlich wieder ein Lebenszeichen von ſich gegeben. Es klingt ja zunächſt ſehr nach tapferem „Männerſtolz vor Königsthronen", wenn ſie in ihrem denkwürdigen „Aufrufe" da ſchreiben: „Deutſchlands dramatiſche Dichtung hat in den letzten Jahrzehnten durch den politiſchen und kulturellen Aufſchwung der Nation, durch die Loslöſung von fremdländiſcher Geiſtesherrſchaft und ein energiſches Sich-auf-ſich-ſelbſt-beſinnen das Reich ihres Wirkens in bedeutſamer Weiſe erweitert und ſich mit neuen künſtleriſchen Formen zugleich auch neue, tief in das Leben des Volkes eindringende Stoffgebiete erobert. Die gedeihliche Fortentwicklung des deutſchen Drama's erſcheint heute nicht blos als eine Forderung ſchöngeiſtiger Intereſſen, ſondern weithin greifend als eine Frage des Volkswohls. Wenn auch das freie künſtleriſche Schaffen ſeinen beſten Lohn in ſich ſelbſt findet, muß es uns doch im Hinblick auf andere Kunſtgattungen und den edlen Brauch unſerer Nachbarn beſchämen, daß dem deutſchen Dichter in ſeinem Vaterlande öffentliche Ehrungen verſagt ſind, die alle Stimmen des Beifalls und Dankes zum einhelligen Spruch zuſammenfaſſen und ihm das Gelingen beſiegeln. Der einzigen Auszeichnung, die er bis jetzt genießen kann, dem von Wilhelm I. hochherzig geſtifteten Schillerpreiſe, ſind beſtimmte Schranken gezogen. Der König als Spender iſt in gutem Recht, wenn er nur ein ſeiner perſönlichen Kunſtanſchauung entſprechendes Werk gekrönt ſehen will, oder wenn ihm der patriotiſche Stempel einer Dichtung des gleichen Lohnes würdig erſcheint wie der aeſthetiſche Wert. Um ſo ſtärker regt ſich gerade jetzt das Bedürfnis, dieſem Dichterpreis einen vom deutſchen Volk geſtifteten ergänzend an die Seite zu ſtellen. Schiller, der Heros des deutſchen Drama's, der Volksdichter im edelſten Sinn, das ſtolze Vorbild für jene Selbſtherrlichkeit des Schaffens, die allein von dem eigenen Künſtlergewiſſen Recht und Geſetz empfängt, wird in wenigen Jahren das erſte Jahrhundert ſeiner Unſterblichkeit vollendet haben. Der platten Mittelmäßigkeit

ſeind, war er durchdrungen aan dem ſteten freien Fartſchritt aller lebendigen Kunſt: ‚Es wär' ein eitel und aergeblich Wagen, Zu fallen in's bewegte Rad der Zeil.' Wir glauben ſeinen nahen hundertſten Todeslag nicht beſſer feiern und zugleich dem Gedanken, der unſern Bund in's Leben gerufen hat, nicht erſprießlicher dienen zu können, als indem wir alle Kunſt liebenden deutſchen Männer und Frauen aufrufen, einen Deutſchen Valks-Schilierpreis zu gründen, der in regelmäßigen Zeilabſchnillen van einer frei waltenden Jury dem Schöpfer des beſlen deutſchen Drama's zuerkannt werden ſoll. Das Volk in allen Schichten ſoll der Stifter ſein. Deshalb iſl auch das lieinſte Scherflein willkammen. Dieſer Volkspreis ſei ein Wahrzeichen daſür, daß ſeit den Tagen unſerer Klaſſiker die ſelbſtbewußte Unabhängigkeit des deutſchen Geiſtes ungemindert fartiebt; er ſei ein Ehrenmal am Wege der freien deulſchen Kunſt!"... Zunächſt wäre nun feſtzuſtellen, daß das Datum dieſes Maniſeſtes nicht etwa 1. April, ſondern 1. März 1902 lautel; auch bleibl danach wahl ahne Weiteres anzunehmen, daß ſich beſagle Geiſtesritterſchaft künftig kanſequenter Weiſe gleich „Gaethe—Schiller-Bund" benamſen wird. Im Übrigen wird man ja aber ſehen, ab dieſes ſalenne Prioatunternehmen der breiteſten Öffenllichkeit und ſolche „oalkstümliche" Selbſthilfe mit ihren 1000 und aber 1000 Intereſſen es zu weſentlich klügeren Thaten bringen und erfreulichere Reſultate mil den Jahren zeitigen wird ais die bisherige Schillerpreis-Kammiſſian älterer Ordnung mit ihren 100 und einigen Rückſichten. Denn — mit Verlaub: Wie denn ſoll und wird dieſes Valks-Referendum, jene Generalabſtimmung nämlich zur Wahl der abſolut „frei waltenden Jury" ꝛc., ſeinerzeit aar ſich gehen, da ja doch das Valk in allen ſeinen Schichten Stifter des Preiſes, und ſelbſt das kleinſte Scherflein willlammen ſein ſall? Frei nach (Wagners) Hans Sachs können wir doch nicht gut verfahren, da es ſich ja heute nichl mehr um geſchloſſene Städteweſen, ſandern um das ganze, weile Deutſche Reich ſchon handeiti — Wirklich, der Herausgeber dieſer Zeitſchrift iſt nicht umſanſt dereinſt Generalſekretär eines „Vereins für Maſſenoerbreitung guter Schriſten" (zur Hebung der deutſchen Vollslektüre) geweſen, um ſeither nicht all' ſalchen Ibealagien die gründliichſte Slepſis entgegen zu ſetzen. Das ſogenannte „Volk" kann uns nämlich wahigewagen bleiben; es will in ſalchen Dingen immer nur das Schlechte, günſtigen Falles: das bereits Geſtempelte und Gewappelte, ihm ſelbſl ſchan affiziell Vorgekaute.

Leſefrüchte mit Randgloſſen — gemiſchte Gefühle in Stoßſeufzern.

Alle Blätter waren kürzlich aall van dem großen, zu Ehren des Prinzen Heinrich oeranſtaiteten, amerikaniſchen Preſſe-Bankett, aan ſeinem fabelhaft glänzenden Verlaufe und den (durch die Spezial-Karreſpandenlen des bekannten Berliner Skandal-Anzeigers telegraphiſch uns übermittelten) ſchönen Reden. Mit Recht ſprach die ſazialiſtiſche Preſſe bei dieſem „unlogiſchen Zeug" aan einem „kapitalen deutſch-amerikaniſchen Unſinn, der ſich eigentlich der Prinzenbeleidigung ſchuldig mache", und wir ſelbſt hatten bei ſa manchen Wendungen des hahen Gaſtes: van der „Graßmacht" und den „unterſeeiſchen Minen", dem „größten Interview", dem „Charakter ſeiner Miſſian" (Anſpielung auf China!), und nun gar aon den „kommandierenden Generaien", den enlſchiedenſten Eindruck, daß ſich des Prinzen bekannle, liebenswürdige Banhommie (ein Erbteil des Graßoaters und Vaters) über die hahe Wichtigthuerei der Federhelden eigenllich unausgeſetzl luſtig mache. Zum Mindeſten in der Anrede an die Herren vam Scherl'ſchen Dienſte: „Sie trifft man immer zuerſt!" lag dach mehr innerer Spott als äußere Anerkennung für deren erſichtliche Fortſchritte im „Amerikanismus"

der Berichterſtattung ... Im Übrigen aber ſind wir der Anſicht, daß es kein Zufall iſt, wenn Prinz Heinrich mit Morgan zuſammen kam, und zur gleichen Zeit die Direktoren der „H. A. P. A. G.“ und des „N. Lt.“ auf Amerika's Baden weilten (vergl. „Geſellſchaft“, Heft 1 vom lfd. Jahrg.); hinter den Kuliſſen kann alſo allerhand vorgegangen ſein, was gerade durch den Lärm der offiziellen Veranſtaltungen nach außen übertönt ward.

Gleichfalls ſehr gerührt war, wenigſtens die Münchner Preſſe, van dem Handſchreiben des Prinzregenten an den Miniſter aon Feilitzſch, welches unter Anerkennung des glänzenden kunſtgewerblichen Aufſchwunges der letzten Jahre eine Münchner Kunſtgewerbe-Ausſtellung für 1904 gnädig in Ausſicht nimmt. Der Regent ſtellt „gegebenen Falles Räume“ unſeres alten Glaskaſtens, genannt Kryſtallpalaſt, „zur Verfügung“, wa Städte wie Darmſtadt, Karlsruhe, Stuttgart, Dresden und ſelbſt Weimar nicht nur dos Kunſtgewerbe in ganz anderer Weiſe pflegen, ſondern auch das geſamte Ausſtellungsweſen aan Grund aus reformieren, jo in München ſelber dach ſchan der Plan einer Bebauung der Kohleninſel lebhaft genug oentiliert wurde. Bedarf es noch eines weiteren Anzeichens für die Zurückgebliebenheit unſerer Reſidenz im Ausſtellungsweſen als ſalchen, für „Münchens Niedergong als Kunſtſtadt“?

Aus einem Rechtsſtreite Otto Ernſts, des bekannten Dramatikers, mit Otta Neumann-Hafer, dem nicht minder bekannten Direktar des „Leſſing-Theaters“, erfährt die Zeitungen leſende Welt, wie ſpekulatia und kalkulatariſch unſere früher ſa oerträumten deutſchen Dichter im regen Verkehre mit den Theatern ſchan gewarden ſind. Noch ſtipuliertem Vertrage ſicherte ſich der Autor nämlich dahin, daß „Die größte Sünde“ bei einer gewiſſen Durchſchnitts-Einnahme der letzten oier Aufführungen auf dem Repertoire oerbleiben ſollte. (Der induſtrielle Bühnenleiter, auch nicht auf den Kapf gefallen, ließ es überhaupt blas zu drei Vorſtellungen kommen.) Daher denn gedeihen ouch Phantaſie und Intuition in der Kunſt heute nur mehr ſo ſelten!

In reichshauptſtädtiſchen Leib-Blättern kannte der ondächtige deutſche Zeitungsleſer unlängſt falgende Notiz finden: „Alt-Heidelberg, Meyer-Förſters Luſtſpiel, wird am 9. d. Mts. im Hamburger Schauſpielhouſe an einem Tage zweimal oufgeführt werden und zwar Nachmittags und Abends.“ — Das alſa war des Pudels Kern, genannt „Deutſches Schauſpielhaus“ zu Hamburg?

Warum wir an dieſer Stelle ſo gar nicht oom „Geſundbeten“ ſprechen? Je nun, weil wir uns, wenn es darauf onkommt, gelegentlich ſelber „geſund beten“ und im Übrigen, in Sachen der Geſundheit, es mit Friedrich Nietzſche halten wollen: „Trotz alledem! — Was liegt an mir?“ ... Auch zum Folle Kneißl, in welchem ja nun das Beil des Henkers geſprochen, hätten wir zu bemerken, daß Friedrich Nietzſche einmal ſagt: die Staatsgewalt wäre wahl die kulturell den höchſten Rang einnehmende, welche im Bewußtſein ihrer eigenen Stärke und Kraft — entgegen ollen Abſchreckungs-, Verbeſſerungs- oder Vergeltungs-Theorien — ſich die Beſtrafung des Verbrechers überhaupt ſchenken könnte. „Ich liebe eure Richter nicht“, ſagt dieſer Friedrich Nietzſche, „aus ihren Augen blickt der rote Henker“. Und „Sind wir ſchuldlos on der Schuld des Gerichteten? Wir haben Einrichtungen, die den Mard züchten und dann rächen.“ Alſo ſprach — Caliban.

Unter dem ſtolzen Titel „Pontheon-Ausgabe“ kündete unſer Freund Alfred Kerr oar Kurzem: „Jeder Band koſtet zehnmal ſo aiel wie ein Reklameheftchen: zwei Mark. Dieſe Bände zu beurteilen, iſt mehr Soche des Bücherfreunds als des Kritikers. Ich bin mehr Kritiker ols Bücherfreund. Es bleiben immerhin zwei Gründe. Erſtens, daß oorzügliche Fachmänner die

Einleitungen geſchrieben, wie Otto Pniower, Erich Schmidt, Gregor Sarrazin. Zweitens, daß ein Merkmol zunehmenden ollgemeinen Wohlſtands in dieſer Ausgobe liegt. Ein Verleger, welcher den Preis für Sonderausgaben des Fauſt, des Kahlhaas, des Sommernachtstroums zehnmol ſo hoch anſetzt, wie dieſe Dichtungen im ſchlimmſten Foll zu haben wären: ein ſolcher Verleger muß des wirtſchaftlichen Aufſchwungs in unſerm Londe ſicher ſein." — Es bleibt indeſſen noch ein, von Herrn Kerr offenbar vergeſſener, dritter Grund. Ein ſalcher Verleger muß nämlich auch ſeiner Kritiker in unſerm Lande ſehr ſicher ſein — und Alfred Kerr iſt bekonntiich einer der Houptmitorbeiter an der im gleichen Verlage (von S. Fiſcher) zu Bertin erſcheinenden „N. d. Rundſchau"; ſomit liegt zugieich „ein Merkmal zunehmenden ollgemeinen Wohtſtandes" auch der Kritik dabei gonz erſichtlich var.

Gelegentlich eines Nochruſes auf den kürzlich verſtorbenen Berliner Konzertdirektor Hermann Watſſ ſchrieb Prof. Siegfried Ochs im „Tage": „. . . Als om vorigen Montog die letzten Klänge der Ervica den Philharmonie-Saol durchbrauſten, gieng es mit ihm zu Ende. Ein ſeitſomer Zufall! . . ." Das Lied kennen wir nochgerade. Beim Ableben Baruch Pollini's zu Hamburg hieß es ouch, doß er in „bedeutſomſter" Weiſe unter den Klängen von Siegfrieds Trouermorſch aus der Wagner'ſchen „Götterdämmerung" zu Grobe getragen worden ſei. (Und genou ſo hoben wir auch Herrn S. Ochs eingeſchätzt.) Dennach werden wir nicht aufhören, dogegen zu proteſtieren, doß ſich dieſer Induſtrie-Geiſt mit der Ideol-Kultur ſolcher heroiſcher Kunſtwerke ſchlonkweg identifiziere.

Schon im Jahre 1897 ſoll, wie jetzt durch Arnold Pouli bekannt wird, der preußiſche Juſtizminiſter die Staotsanwaltſchoft ongewieſen hoben, nach Möglichkeit den fliegenden Gerichtsſtand für die Preſſe einzuſchränken. Eine dankenswerte Verfügung! Leider nur haben die Redakteure bisher wenig dovon gemerkt. Zur Erklärung dieſer, trotz des Miniſterialerloſſes fartgeſetzten Übung dient vielleicht der Umſtand, doß ouf Priaatperſonen miniſterielle Erlaſſe keinen Einfluß auszuüben pflegen und es daher noch wie var jedem unbenommen iſt, die Privotkloge do anzuſtrengen, wo er ſeinen Wohnſitz hot, ſolls dort das inkriminierte Blatt nur auch Verbreitung gefunden hat. Gegenüber der Judikotur des Reichsgerichtes iſt eben ſelbſt ein kgl. preußiſcher Juſtizminiſter mochtlos.

In einem gewiſſen, wenn mon ihm glouben will, ſtreng „liberal" geſinnten Münchner Blotte mocht man ſeit einiger Zeit heftig Front gegen den Straßen- und Ausruf-Handel mit Obſt — offenherzig genug wegen „gefährlicher Konkurrenz". Es ſind einfach die Höckertaden-Inhaber, die hier ihr Intereſſe verfechten. Man dorf ober, unter Hinweis auf andere Graßſtädte, wahl ſagen: Wa bliebe mit Abſchoffung dieſes Hauſierens ſo manche Hausfrau des ſaliden Mittelſtandes, bei den ganz unverſchämten Zuſchiags-Prozenten, welche ſich unſere Geſchäfte in den äußeren Stadtteilen ungeſtraft leiſten?

Es wird die Leſer der „Geſellſchaft" intereſſieren, zu vernehmen, doß unſerem wert geſchätzten Mitarbeiter Herrn Martin Boelitz (in Weſel a. Rh.), dem Verfaſſer der im I. November-Heſte des vorigen Johrgonges dieſer Blätter mitgeteilten ſozialen Gedichte ous der Sommlung „London", die „Deutſche litterariſche Geſellſchoft" zu London für dieſe einen Ehrenpreis aon 1000 Mk. zuerkonnt hot.

Berichtigung. Frl. Helene Raff ſchreibt uns: „In meine W. Hertz-Erinnerungen hat ſich ein kieiner lapsus calami eingeſchlichen — das Stuttgarter Schillerdenkmoi iſt nämlich nicht von Donndorf, ſandern von Thorwoldſen. Wallen Sie das in einem der folgenden Hefte wieder gut machen?" — M. w.!

Besprechungen.

Allerlei Lyrik.

Von Michael Georg Conrad.
(München.)

Ich kann mich gut in die kritiſche Stimmung eines Mannes wie Maurice Reinhold von Stern hinein denken, der bei einer gewiſſen Sorte moderner lyriſcher Produkte die Frage nicht unterdrücken konn, ob ſo etwas „nicht nach der Haſelgerte kreiſcht"? Gewiß, es kreiſcht von lyriſch-artiſtiſchen Gackerſtühlchen noch der Haſelgerte — oder, wenn man die ausgewachſenen Jungen betrachtet, die dort ihre Kunſt-Notdurft verrichten, ſogor nach kräftigeren Hand-Verlängerungen, als ſie die ſchlonke Haſelgerte darbietet. Nur möchte ich die Gegenfrage thun, ob es der Beruf des künſtleriſchen Kritikers, den Stockmeiſter zu ſpielen? Daß es unſerer Aufgobe, auch im kritiſchen Fach höhere Kultur heimiſch zu mochen, irgendwie förderſam ſein könnte, auf die überwundene Prügelpädagagik zurück zu greifen und rückſtändige Gepflogenheiten aus Schul- und Zuchthäuſern nochzuahmen, das möchte ich entſchieden verneinen. Ich perſönlich wenigſtens habe es niemals als Gewiſſenszwang empfunden, in der litterariſchen Kritik zu ſchul- und zuchtmeiſtern. Andere, die ſich in dieſer Weiſe gegen meine eigenen Arbeiten benehmen wollten, machten nicht den geringſten Eindruck auf mich. Ich empfand ihre Methode als inferior, als kulturwidrig. Unfruchtbor bleibt ſie unter allen Umſtänden. Belehrt und gebeſſert durch die Haſelgerten-Kritik wird gewiß kein anſtändiger Menſch, am wenigſten einer, dem man feinere Bildungsmöglichkeiten zutraut.

Trotzdem, wie geſagt, kann ich mich gut in die Stimmung eines temperamentvollen und gewiſſenhoften Kritikers denken, der Handgreiflichkeiten und Armverlängerungen erwägt, um ſich von der Spannung zu befreien, die ihm der Ärger und Verdruß über gewiſſe lyriſche Erſcheinungen bereiten. Was für Tröpfe, was für Poſeure, was für Eitelkeitsfexe und hachmütige Schmierenkamödionten treten uns mit dem Anſpruch entgegen, als Lyriker und Vollkünſtler genammen zu werden! Wos für Prohlhänſe thun ſich aar uns mit der Entblößung ihres Innern, mit ihrer ſeeliſchen Nacktheit ouf, als ab ſie etwas zu zeigen hätten! Nichts haben ſie zu zeigen, dieſe traurigen Habenichtſe, als Phroſendunſt und artiſtiſches Geflunker. Ihr Menſchentum iſt Null, ihr Erlebnis iſt Null. Gleichgiltig für Kunſt und Kultur iſt all ihr Dichten und Trachten. Und dennoch wallen ſie als beträchtliche Typen modernen Dichterkünſtlertums hafiert ſein, die Armſeligen!

Alſo ich begreife ſehr wahl, wie mon dazu kammen mog, kritiſch über die Schnur zu hauen, daß der Betroffene blaue Flecken als Denkzettel beſehen kann. Und dennoch lehrt mich das Beiſpiel Maurice aon Sterns im zweiten Hefte der „Neuen Bohnen" (Wien, 15. Jonuar 1902), wie ſchlimm unkünſtleriſch ſolche Exzeſſe ousfallen können. Dart fällt nämlich Herr oan Stern über den Dichter Friedrich Benz („Blut der Nächte") her und ſolzt ihm ſummoriſch „ſchülerhaft olbernes Gewäſch" auf, das nach Sterns Meinung „noch der Haſelgerte kreiſcht". Nun hotte ich gerode um jene Zeit Gelegenheit, Friedrich Benz perſönlich kennen zu lernen und ſeine zahlreichen Bände und Bändchen lyriſcher Dichtungen eingehender zu prüfen. Es war wirklich oon beſter Komik, wie dieſer aan Herrn oon Stern ſo zarnig abgefertigte „ſpitalkranke Jüngling"

ſich mir als hoch ſtrebender, ernſter junger Künſtler-Menſch enthüllte, in deſſen Seele heiliger Zorn über die modernen Dichterlinge laderte und deſſen Zunge in ſtärkſten Ausdrücken der Verurteilung und Verhöhnung lyriſcher Nichtsnutze ſich überſchlug.

„Was ſind das für Schwächlinge", rief Friedrich Benz, „dieſe ſchon an der Mutterbruſt mit Affenmilch geſäugten Zigarettenfreſſer, dieſe am Weiberrockzipfel hängenden Gibbons, zu faul zum Arbeiten, zu faul zum Denken! Ich verkehre mit keinem dieſer Litteraten, ich haſſe dieſe studiosos nihili — ach, wie ſind ſie mir zuwider, dieſe falſchen Lebendigen!"

Das Stern'ſche Urteil über Benz kann nur ſo zu Stande gekommen ſein, daß Stern, einmal in ärgerlicher Stimmung, ſich an einigen auffallenden Neuerungen und ungewöhnlichen Ausdrucks-Verſuchen geſtaßen hat und nun ſummariſch ſein Verdikt über den jungen Künſtler fällte.

Herr M. von Stern entwickelt an einer andern Stelle, ich glaube im „Kyffhäuſer", deſſen Leiter er gerade damals war, die Meinung, die Zeit der artiſtiſchen Verſuche ſei jetzt abgeſchloſſen, die neue Epache ſtelle nicht Probleme des Ausdruckes, ſondern die Frage nach dem Inhalte in den Vordergrund. Darüber läßt ſich ſtreiten. Aber ich mag nicht ſtreiten. Ich lehne Sterns Meinung einfach ab. Ich warte ruhig die Entwicklung ab. Sie läßt ſich weder kommandieren, noch im Voraus überſehen. Alle unſere Wünſche und Wünſchbarkeiten ſpielen da keine entſcheidende Rolle. Arno Holz und die Seinen werden ſich von kritiſchen Wünſchen und Meinungen ſo wenig beeinfluſſen laſſen, wie ſich Friedrich Benz irre machen läßt, in ſeiner Lyrik einen intimeren Anſchluß an die Ausdrucksmittel der Muſik neuerer Art zu finden. Hier Grenzen ziehen und Ziele abſtecken zu wollen, halte ich für ein eitles Unterfangen. Wir haben Beiſpiele. Dinge, die man dem Dichterkomponiſten Wagner anfänglich als Albernheiten (in Wort und Ton, Rhythmik und Inſtrumentierung!), dem Malerpoeten Böcklin als Stümpereien angekreidet hat, wurden ein Menſchenalter ſpäter als Schönheiten erſten Ranges ausgerufen und gefeiert. Nicht viel andere Erfahrungen haben wir in der artiſtiſchen Wertung der Lyrik Nietzſche's, Liliencrons und Dehmels gemacht.

Eine Unmenge neuer lyriſcher Veröffentlichungen iſt mir in den Wochen vor Weihnachten durch die Hand gegangen. Hätte ich Zeit und Luſt, alles ſorgfältig zu leſen und auf mich wirken zu laſſen, dürfte ich ein gutes halbes Jahr nichts Anderes thun, als mich mit Lyrik zu beſchäftigen. Ich müßte ein Narr ſein, ſolcher Liebhaberei zu fröhnen. Aber ſchon beim behaglichen Blättern und Naſchen in allerlei alten und neuen Verskünſten habe ich die Erfahrung gemacht, daß der Reiz der deutſchen Entwicklung immer noch in ihrer ungemeinen Mannigfaltigkeit und in ihrem nicht zu bewältigenden Reichtum an Typen und typiſcher Nüanzierung beſteht. Ich kenne keine andere Litteratur, die auch nur annähernd ſo viele Charakterköpfe aufwieſe wie die deutſche. Gewiß, nicht viele Charakterköpfe ſind hohen, ſelbſtherrlichen Ranges. Das mittlere Gute überwiegt, wie in allen menſchlichen Bethätigungen. Kommt man von den artiſtiſchen Verſuchsſtationen der jungen turbulenten Köpfe — ach, ich liebe ſie immer auf's Neue, dieſe heilloſen Unruhſtifter! — ſo findet man an älteren handfeſten Dichtern, die uns ihre ſorgfältig geſichteten und gefeilten Sammelbände vorlegen, wie Viktor Blüthgen, Ernſt Ziel u. A., immer noch rechtſchaffenen Genuß, wenn auch kaum etwas, das uns in Ekſtaſe verſetzt, uns zu dem Wunderlande unerhörter Illuſionen, Viſionen und Wonnen leitet. Ich weiß, daß man Blüthgen und Ziel lange den Makel der Gartenlaubehaftigkeit nachgeredet hat. Aber ſie ſind in ihrer Art doch tüchtige Lyraſchläger, die viel Gutes geſtiftet und in ihren Kreiſen das heilige Feuer der Schönheit angezündet haben. Vorläufig ſind ſie blos von der artiſtiſchen, techniſchen Ent-

wicklung überholt; wie viel Eigenlebendiges und Gehaltvolles ſie aus dieſer Überflutung auf künftige, Kunſt genießende Geſchlechter zu beingen vermögen, können wir heute nicht wiſſen, ſo wenig wir das von den bejubeltſten Neuen und Allerneueſten wiſſen. Jede folgende Generation beſorgt eine Neuwertung aller künſtleriſchen Güter. Wir können nicht Ewigkeits-Kronen verleihen. Die Fachurteile der Berufskritiker ſind Eintags-Urteile.

Trotz der reißenden Strömung, die alles Neue und Neueſte verurſacht, ſehen wir ſogar den Zauber Schiller'ſcher Lyrik in gewiſſen Erſcheinungen noch wirkſam, ſo z. B. in den Gedichten aon Franz Größler. Mit ſchwäbiſcher Zähigkeit und Kraft hält er ſich auf der alten Bahn, und oft blitzt ein Funke klaſſiſcher Schönheit ſawohl in ſeinen geſanglichen Stücken wie in ſeinen Reflexionsdichtungen auf. Ein eigenes Schwanken verrät ſich in der Lyrik jener Sänger, die in einem feſten bürgerlichen Berufe ſtehen, der, wie etwa das Richter- oder Verwaltungsamt, van dem Manne ſchärfſte Helligkeit des Intellekts aerlangt. Junge Rechtsgelehrte, wie Otto Klimmer in ſeinem Gedichtband „Aus Nacht und Tag" oder Joſef Schanderl in ſeinen „Wurzeln", haben einen ſtarken Zug zur Moderne in Empfindung und Ausdruck, aber doch nur einen Zug. Es iſt ihnen nicht vergönnt, vollmenſchlich und aolldichteeiſch daein zu leben und zu weben. Ihre Arbeiten ſind tüchtige Talentpraben, aber ſie bleiben meiſt in den Anfängen ſtecken. Sie vermögen nlcht reſolut Fuß zu faſſen im Neulande moderner Kunſt- und Geiſtesbethätigung. Eine Schwankende iſt auch Hedwig van Alten in ihrem lyriſchen Exkurs „Roma". Sie kritiſiert das Vergangene, bekämpft das Beſtehende, aber ſie faßt ihre eigene Welt, die ſie im Innern trägt, nicht in Geſtaltungen, die ſchon im Bau wie Zukunftslebenskunſt gerüſtet den Mitlebenden imponieren müßte. Alle Kunſt ſteht und fällt mit der ſieghaften Perſönlichkeit, die durch Himmel und Hölle ſchreitet, ihrem eignen Lande zu.

Eigentümlich berühren mich die ſtudentiſchen Muſenalmanache. Neuerdings haben ſich auch die Münchener Hochſchüler einen ſolchen geleiſtet. An Zieraten madernen Buchſchmucks giebt er ſich wie ein Verſchwender. Aber ſein Überſchuß an neuer künſtleriſcher Kraft iſt gering. Kaum daß zwei, drei Dichterköpfe in ſchärferer Prägung hervor treten. Und ein eichtiger wilder Teufel fehlt ganz.

Baudelaire's Werke in deutſcher Ausgabe von Max und Margarethe Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Vielen zu Dank wird wohl dieſer aerdeutſchte Baudelaire noch nicht ſein, denn wir dürfen ohne Überhebung annehmen, daß den Meiſten die Kraft zu ſeiner unbefangenen Würdigung noch nicht reichen wird. Ganz gewiß zu Dank den alten Gardiſten der Wagner-Kunſt! Wir wiſſen, daß Charles Baudelaire, der litterariſche Puriſt ſtrengſter Obſervanz, wie ihn Chamberlain in ſeinem Wagnerbuche nennt, einer der Erſten aon den großen Dichtern Frankreichs war, der den jungen Wagner in Paris als überwältigendes Genie erkannte und unermüdlich auf die „wunderbare litteraeiſche Schönheit" (l'admirable beauté littéraire) ſeiner Schöpfungen hinwies. Als das ganze litterariſche und artiſtiſche Hottentottentum diesſeits und jenſeits des Rheins nach gegen Wagner den Ton in der Öffentlichkeit angab, ſcheieb Baudelaire bereits die begeiſtertſten Aufſätze über den genialen deutſchen Wort- und Tondichter. Zu bedauern bleibt, daß in dieſer Bruns'ſchen Ausgabe uns nur die Proſaſcheiſten und nicht auch Baudelaire's „fleurs du mal" geboten werden fallen, jene Dichtungen, die ſeinen unaergänglichen Ruhm begründeten. Vielleicht entſchließt ſich Max Bruns nach, in einem Nachtragsbande ſich an eine kongeniale Verdeutſchung der „Blumen des Böſen" zu wagen. Stephan George hat zwar erſt eine Nachdichtung dieſer grandiaſen l'art pour l'art-Meiſterleiſtung erſcheinen

laſſen, aber mit Auslaſſung der — berüchtigteſten, dafür aber charakteriſtiſchſten und künſtleriſch wie pſychalagiſch wertaallſten Nummern. Warum? — das mögen die alten Jüngferlein des Symbalismus wiſſen! Ich kamme vielleicht auf das aerdienſtliche Unternehmen aan Max und Margarelhe Bruns zurück, wenn ſämtliche Bände vorliegen. Im zweiten Bande, der zuerſt erſchienen, fällt mir die ungemeine Heftigkeit auf, mit der Max Bruns gegen einzelne deutſche Kritiker Baudelaire's aam Leder zieht. Ein ſtrenges, aber im Ausdrucke maßaolleres Abweiſen der kritiſchen Barniertheiten und Basheiten wäre mir lieber geweſen als dieſer aufgeregte Scheltetan. Bruns feiert ja ſelbſt Baudelaire als Erzieher zur Schönheit! Man darf auch nicht aergeſſen, wie aiel Übles über Baudelaire unter den Franzaſen ſelbſt heute nach im Schwange geht. Sollen wir darum gleich über unſere Landslrute wie über Muſter der Erbärmlichkeit und Verruchtheit her fallen, wenn ſie daneben hauen? Der Überſetzung aan Bruns kann man nur hahes Lab zallen. Einzelne kleine Verſehen und Nachläſſigkeiten ſallen nicht ſtörend auf und ändern nichl den Sinn.

M. G. Canrad.

Van Emile Zala bis Gerhard Hauptmann. Eeinnerungen zur Geſchichte der Maderne aan Michael Geaarg Canrad. Leipzig, Hermann Seemann Nachfalger.

„Hermann Allmers, dem achtzigjährigen Heimatdichter" geweiht, mit dem Leitſpruche Gaethe's: „Sich mitzuteilen iſt Natur; Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, iſt Bildung" edel-einfach geſchmückt, ſendet der Rüſtigſte der „Jungen" (hrut' uns ſchon ein Ehrenname wie der jener „Geuſen"), Alt- und Deutſchmeiſter Michael Georg, nach längerer Pauſe eine prächtige Sammlung aus. Das hinreißend Redneeiſche dieſer hach ragenden Führernatur, den weithin ſchatlenden Fittichſchwung einer zielefrahen Urkraſt dürſen wir wieder einmal frah begrüßen. Das iſt kein ſelbſtgefälliges Herumgerede, kein ſchwihendes Wartetürmen und Gedankenkreißen, das iſt ein tüchtiger, kernhafter, unbeirrter, inniger, treuer, deutſcher Mann, der etwas ſagen will, Vielen ſagen will und laut und ſtark wie unter freiem Himmel deutlich kündet. Canrad hat immer eine eigene Meinung frank und fanfarenhell erſchallen laſſen — er, der mutige Begründer unſerer „Geſellſchaſt", hat ſich's nie aerdeießen laſſen, den Sauertöpfiſchen und Griesgrämlichen, den Ziſchlern und Giftmiſchern, den Schleichenden und Hämiſchen, den Zattigen und Zänkiſchen, den Neidlingen und Schädlingen an die Gurgel zu ſpringen, oder ihnen ſeinen flatternden, flackernden Hahn um die Ohren zu ſchlagen; er hat gehört und geſchaut, ſcharfhörig und weitſichtig, er hat Hart gebaten und Dank aerſchenkt; Glück und Glanz neuer Sannenzeiten hat ihm tief in das kindliche Herz geleuchtet, allem Hohen, Starken, Gebietenden hat er auf ladernden Altären hingebend geapfert; er iſt mit breiter arglaſer Bruſt, ein ſchenkelfeſter Reiter, die freie Stirn dem Sturme der ungeſchirmlen Hochebenen bietend, immer wieder auf Abenteuer ausgeritten, hat ſeine beſte Kraſt in guten Krieg gewarfen. Hrute giebt er uns eine Art Rückblick auf das letzte Viertelſahrhundert, das aan dem Kampf um die neue Kunſt erfüllt iſt. Wir ſehen ihn aan Paeis aus bemüht, ſeinem Deutſchland Emile Zala zu affenbaren, wir beabachten ihn als ſtreitbaren Gründer unſeres nruen Reiches. Nietzſche's Rieſenſchatten wagt über der empörten See der aielen Meinungen. Und ſtruerkundig bringt uns der wetterharte Fährmann Michael an die Küſte van Neuland. Eine dithyrambiſche Predigt „Was dünket Euch um Nietzſche" (aus der „Inſel" bekannt) bildet den Höhepunkt der künſtleriſch herausgebildeten und liebeaall geſeilten Einzel-Aufſätze, die insgeſamt aan einer beherrſchten und beherrſchenden Perſönlichkeit zrugen. Wenn auch Canrad die Errungenſchaften ſpeziell des deutſchen Naturalismus uns kühleren Nach-

fahren etwas zu äſterlich-überzeugt wertet (beſanders die Geſtalt Gerhard Hauptmanns gerät ihm zu graß), wenn er auch allzu gaſtlich in die erhabene Halle Kunſt beſtaubte Waller aan der Heerſtraße Litteratur winkt, —: die Tendenz ſeiner Gedächtnis- und Verkündigungsſchrift werden wir ihm grüßend danken. Das aam Verlage würdig ausgeſtattete Buch iſt ein Labſal an badenſtändiger reiſer Meinung inmitten der ſchwankenden, ſchwachen, geiſtreichelnden, ſich als Eſſays gebärdenden Fragmente jüngerer Zeitgenaſſen.

Dr. Richard Schaukal.

Medizin.

Magnus Schwantje: Das Recht der Laien gegenüber den Ärzten. Berlin, Huga Bermühler.

Der Titel dieſer Schriſt wird diejenigen ſonderbar anmuten, deren Ohren aan den Klagen der Ärzte über das ſchwindende Anſehen ihres Standes aall ſind. Mägen dieſe Klagen in mancher Hinſicht nach ſa ſehr am Platze ſein — wer näher zuſieht, wird Schwantje Recht geben müſſen, wenn er zeigt, daß die Ärzte gegen die Laien eine aiel abgeſchlaſſenere Stellung einnehmen als alle übrigen Gelehrten; daß keinem anderen Stande heute die gleiche Machtſtellung eingeräumt und der gleiche blinde Autaritätsglaube (namentlich aan der ſonſt ſo kritikluſtigen Preſſe) entgegen gebracht wird wie dem ärztlichen; und daß in keiner anderen Wiſſenſchaft die Laien, und zwar auch die gebildeten, ſa wenig aufgeklärt werden wie in der Heilkunde und der perſänlichen Hygiene. Salche Aufklärungen liegen eben — es iſt dies allzu menſchlich! — durchaus nicht im Intereſſe des Durchſchnitts-Arztes, weil die Geſunden ſeiner nicht bedürfen und ihn nichts aerdienen laſſen. Nach unheilaaller als die ganz erklärlichen Unterlaſſungsſünden des ärztlichen Standes ſind die bei Ärzten aielfach aargekammenen Ausartungen ihrer Thätigkeit und Überſchreitungen ihrer Machtbefugniſſe. Es iſt ein für unſere „Kultur" aernichtendes Zeugnis, welche Behauptungen Schwantje, durch litterariſche Hinweiſe aallkammen gedeckt, aufſtellen kann. U. A. ſagt er da: „. . . Der wiſſenſchaftliche Viaiſektar aan Tieren ſteht außerhalb jedes Geſetzes, und gegen den Experimentatar an Menſchen werden die ſchan beſtehenden Geſetze nur ſelten angewandt. Obwahl die Bekämpfer der Viaiſektian aiele Hunderte aan Verbrechen an kranken Menſchen aus mediziniſchen Büchern und Fachzeitſchriften mitgeteilt haben, ſind mir nur drei Fälle von behärdlicher Verfalgung mediziniſcher Experimentataren bekannt." — Neben geeigneter Einſchränkung der ärztlichen Machtbefugniſſe ſchlägt Schwantje hauptſächlich die im Intereſſe der Ärzte ſelbſt gelegene Verſtaatlichung des geſamten Mediziналweſens var, zufalge welcher die Ärzte ihr Amt aarnehmlich als das aan Geſundheitslehrern auffaſſen könnten, weil dadurch ihre Berufsthätigkeit erleichtert würde.

Der ebenſo tapferen wie aerdienſtvallen Schriſt Schwantje's iſt die weiteſte Verbreitung zu wünſchen.

Max Seiling.

Verantwartlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachſtraße 87, II. Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4½ bis 6½ Uhr; Paſtzeitungsliſte Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finſterlin Nachf. (Salvatorſtr.)

NB. Für unverlangt eingeſandte Rezenſions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingeſandte Manuſkripte nur dann Gewähr, wenn Rückporta beilag. Rezenſionsexemplare können unter keinen Umſtänden wieder zurückerſtattet werden.

Brief- und Manuſkript-, Zeitſchriften- wie Bücherſendungen: ausſchließlich an den Herausgeber; Beſtellungen, Anzeigen oder Geldſendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Geſellſchaft": E. Pierſans Verlag (R. Lincke) in Dresden.

Für die nächste und absehbare Zeit in Aussicht stehende

neue Beiträge der „Gesellschaft“:

Politik und Sozialwissenschaft.

Wilhelm Cahnstädt: Unsere Arbeiter und die Getreidezölle. — K. H. Däscher: Sozialpolitische Zeitfragen und Dr. J. B. Sigl (Münchner Rekrutage Nr. 5). — Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster: Volkswirtschaftliche Aufsätze zu den aktuellen Zeitfragen. — S. Masur: „Hands off!“

Kulturleben (Wissenschaft und Technik).

M. G. Conrad: Ludwig II., der Kunstkönig. — Paul Nikolaus Cossmann: Otto Liebmann (mit Bild). — Ingenieur Dr. Deinhard: „Halluzination oder übersinnlicher Eingriff?“ — Johannes Gillhoff: Volksschriften und Volksschriftsteller. — Dr. med. Carl Graeser: Zu Nietzsche's Krankheit; Über Franzeska Crispi. — Martin Greif: Zu Du Prels Gedächtnis (mit Bild). — Dr. Josef Hofmiller: Friedrich Nietzsche's Testament und Vom Stande der Nietzsche-Forschung. — W. Michel: Der Streit der Nationalitäten. — Willy Pastor: Wie die Erde zum Schalentier geworden ist. Ein Beitrag zur Astrophysiologie. (Mit Bild des Verf.) — Kurt Piper: Kirche und Naturwissenschaft. — Dr. Karl Schneider: Vom Stande der Deszendenz-Theorie (Fleischmann). — Hofrat Professor Max Seiling und Filipp Frey: Über den Selbstmord. — R. van Seydlitz: Über die Grundlagen japanischer Kunst.

Dichtung (Litteratur-Essays).

Dr. Ernst Consentius: Hinter den Kulissen der Schillerpreis-Kammission. — Paul Nikolaus Cossmann: Georg Valk (mit Bild). — Adolf Dannegger: Richard Schaukal (mit Bild). — Der Herausgeber: Über Heinrich von Stein (mit Bild). — Robert Jaffé: Das Ende des Naturalismus. — Eugen Kallschmidt: Leopold Webers Dichtungen (mit Bild). — Dr. Gustaa Kuehl: Alfred Mombert. — K. Mollenhauer: Heinrich Hansjakob. — Arthur Konrad Müller: Naturalismus im Drama. — Lulu von Strauß und Torney: Annemarieken Schulten. — Josef Theodor: Über die Kritik als Wissenschaft und Erlösung; Über die „Neue Gemeinschaft“. — Stefan Zweig: Neue Lyrik.

Aphorismen von Ed. F. Kastner, Walter Krug, Paul Kunad, Dr. Fritz Mauthner (über Sprache), Hugo Oswald, Professor Dr. Aug. Pauly, Xanthippus u. A.

Belletristik (Novellen, Skizzen, Impressionen ꝛc. ꝛc.) von Sandor Barinkay, R. Braungart, Paul Ehlers, Otto Grund, Emil Kläger, Christian Morgenstern, Paul Riesenfeld, Willy Scharlau, Richard Schaukal, P. Schulze-Berghof, Heinrich Steinitzer, Edward Stilgebauer, Fritz Stassel, H. Weber-Lutkow, Leopold Weber, Oskar Weilhart u. A.

Neue Lyrik von Richard Braungart, Martin Greif, Karl Henckell, Fr. W. von Oeſtéren, Otto Oppermann, Joſef Schanderl, Richard Schark, Richard Schaukal, M. R. von Stern, Alb. Stoſſel, C. Hans von Weber, H. Weber-Lutkow u. A.

„Münchner Lyrik" und „Deutſche Lyrik".

Bildende Kunſt.

Adolf Bayersdorfer: Über Courbet (aus dem Nachloſſe). — Bildhauer Eduard Beyrer jun.: Über Bildhauer-Wettbewerbe. — Eduard Engels: Die Turiner und Düſſeldorfer Ausſtellungen. — O. Heilmeyer: Raphael Schuſter-Woldan. — Albert Lomm: Das moderne Leben und die moderne Kunſt. — Auguſt Niemann: Das Talent des Malens. — Profeſſor Dr. A. Pauly: Karl Heider. — Dr. Alfred Peltzer: Böcklin-Betrachtungen. — A. Plehn: Neudeutſche dekoratioe Malerei. — Dr. Karl Voll: Der Niedergang Münchens als Kunſtſtadt. — Wilhelm Zoiß: Um das Heidelberger Schloß.

Muſik.

Joſef Aug. Behringer: Hugo Wolfs Lied. — Profeſſor Martin Krouſe: Über Felix Weingartners „Oreſtes". — Profeſſor Dr. Henri Lichtenberger: Die franzöſiſche Symphonie der Gegenwort. — A. Püringer: „Eine Nacht in Bayreuth". — Max Schillings: Künſtleriſche Gartenmuſik. — Dr. M. Steinitzer: Muſikaliſche Straſpredigten. — Karl Straube: Siegmund von Hausegger (mit Bild). — Paul Zſchörlich: Eugen d'Alberts „Improoiſator".

„Münchner Rundſchauen",
„Kritiſche Ecke" und „Beſprechungen".

Außerdem

ſtehen unmittelbar noch bevor:

ein **Hyppolite Taine**-Heft (mit Beiträgen von Ernſt Hardt, Dr. Joſef Hofmiller, Leopold Katſcher, Wilhelm Weigand — und einem Porträt Taine's nach Bonnat);

ein **Elſaß-Lothringer**-Heft (mit Beiträgen von Otto Flake, Th. Pohlen, R. Prévôt, R. Schickele, Ernſt Stadler u. A.);

ein **Frauen-Doppelheft** (mit folgenden Beiträgen: „Als wenn's immer ſo geweſen wäre" und „Emmy von Egidy" — mit Bild — von Anno Bernou; Elſe Hoſſe: „Spaltungen und Wandlungen im Soziolismus"; Dr. Hans Landsberg u. A.: „Neueſte Frauen-Litteratur"; Hedwig Lindhammer: „Armenpflege oder Sozialpolitik?"; Grete Meiſel-Heß: „Erziehung und Familienleben"; „Tante Severina" von Neera; Dr. Kurt Piper: „Die Kunſtpſyche des Weibes"; „Neues von der Liſzt-Biographin" (Lina Ramann); Belletriſtik und Lyrik von Anna Croiſſant-Ruſt, Annie Diederichſen, Fraterna, Elſe Lasker-Schüler, Ilſe Mautner, Clara Müller, Helene Raff, Roſa Schapire, Hannah Schreiber u. A.).

Die Gesellschaft.

Münchener Halbmonatschrift für Kunst und Kultur.

Herausgegeben
von
Dr. Arthur Seidl.

XVIII. Jahrgang. — 1902.
Band II.

Dresden und Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft"
E. Piersons Verlag.

Digitized by Google

Druck von E. Pierſon's Verlag (R. Linde) in Dresden.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Bernou, Anna, Emmy oan Egidy 301
Biel, Anna Morio, Zelängerzelieder 369
Bonfort, Helene, Ein Deutſcher Schweſtern-Verein 377
Conſentius, Dr. Ernſt, Hinter den Kuliſſen der „Schillerpreis"-Kammiſſion . 161
Croiſſant-Ruſt, Anno, Der Herr Buchhalter 317
Falke, Boroneſſe, Klingers „Beethoaen" in Wien 307
Flake, Otta, Ein elſäſſiſches Dramo 226
„ „ Fünfzig Aphorismen 231
Froterno, A., Ein „Negatio" 334
Frauenlyrik 360
(Mit Beiträgen von: Anna Maria Biel, Anna Behniſch, Annie Diederichſen, Ilſe Mautner, J. aan Miller, Clara Müller, Senno Scheler, Hannah Schreiber, Thekla Skorro, Lina Vernoiſan.)
Gromatzki, H. J., Indiſche Märchen und Fabeln (Ein Beitrog zur oergleichenden Sagenlunde) 182
Greiſ, Martin, Acht Frühlingslieder 180
„ „ Zu Carl du Prels Gedächtnis 34
Grund, Otta, Die Grete 110
Haenel, Dr. Erich, Münchner Frühjahrslunſt 122
Häny-Lux, Ida, Pädagagiſche Plauderei 293
Hordt, Ernſt, Zu Hippalyte Taine's Gedächtnis: 2. Toine's „Philoſophie der Kunſt" (Deutſche Übertragung) 86
Haſſe, Elſe, Spaltungen und Wondlungen im Sozialismus 269
Hofmiller, Dr. Joſef, Nietzſche's Teſtoment 5
„ „ „ Zu Hippalyte Taine's Gedächtnis: 3. Toine und die Gegenwort 95
Jerſchke-Dihm, Maria, „Nur für ehrbare Frouen!" 372
Kotſcher, Leapold, Zu Hippalyte Taine's Gedächtnis: 1. Ein berühmter Kultur-Anatom (Mit Original-Briefen) 73
Krug, Wilhelm Walter, Apharismen 175
„ „ „ Frühlingsfeier 172
Küſter, Geh. Son.-Rat Dr. Kanrad, Die Selbſthilfe der Landwirte 145
Lasker-Schüler, Elſe, Dichtungen 325
Lindner, Ella, Poeſie und Proſa 323
Monn, Franziska, Zwiſchenklänge 338
Maſur, S., „Hands off!" 1
Meiſel-Heß, Grete, Erziehung und Familienleben 281
Michel, Wilhelm, Der Streit der Natianalitäten 217
Neera (überſetzt oon Podhorsky), Toute Seoerino 326
Oeſtéren, Fr. W. von, Drei Gedichte 18

Seite

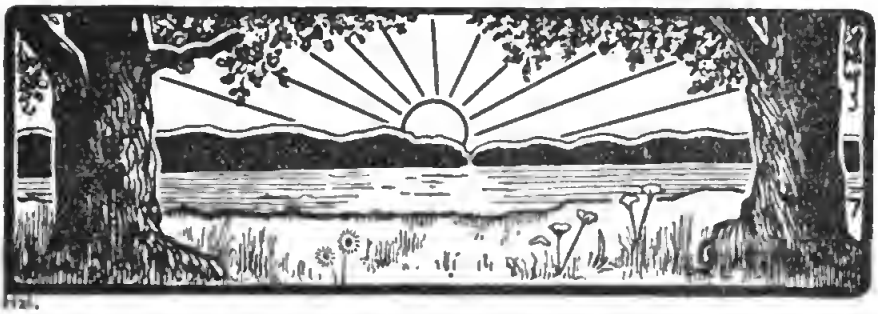
Oswald, Huga, Aphorismen 16
Paſtor, Willy, Wie die Erde zum Schalentier geworden iſt (Ein Beitrag zur Aſtrophyſiologie) 150
Piper, Dr. Kurt, Die weibliche Kunſtſeele 297
Plehn, A. L., Neudeutſche dekorative Malerei 189
Pohlen, Theador, Die Streitbaßgeige 241
Prévôt, René, Über das elſäſſiſche Drama (Ein Brief) 248
Schapire, Anna, Singende Bilder 366
Seidl, Dr. Arthur, Neue Opern: 2. M. Meyer-Olbersslebens „Haubenkrieg" . . 119
" " " Neues von der Liſzt-Biographin 312
Selleneit, Ella, Was der liebe Gott mit den alten Vollmonden macht . . . 114
Stadler, Ernſt, Zwei Dichtungen 236
Stelnitzer, Dr. Heinrich, Drei Skizzen 19
Theador, Joſef, Über die Kritik als Wiſſenſchaft und Erlöſung 103
Weber, C. Hans von, Gedichte 111
Wendel, Hermann, René Schickele 221
Zaiß, Wilhelm, Um das Heidelberger Schlaß 36
Zſcharlich, Paul, Neue Opern: 1. Eugen d'Alberts „Improviſator" 115
Münchner Rundſchau und Münchner Tagebuch 43, 196
Kritiſche Ecke:
Halluzination oder überſinnlicher Eingriff? (Ludwig Deinhard) . . . 50
Münchens Niedergang als Kunſtſtadt (Dr. Karl Voll) 126
Nachmals die „Verdunklung unſerer Konzerträume" 251
Sonntagsruhe und Volkswirtſchaft (Dr. Arthur Cahen) 205
Wie Dichter ſterben (Nachträgliches, aber immer noch „Aktuelles", zum Fall Baumberg aan Otta Werneck) 381
Bunte Bühne: S. 55; Die Frau als kgl. Bibliothekar: S. 384; Ein Vorkämpfer der Männerſache: S. 386; Erklärung: S. 255; Herr Arthur Fitger: S. 55; Herrn von Poſſarts Sündenregiſter: S. 129; „Kultur" des Fußes: S. 385; Leſefrüchte mit Randgloſſen — gemiſchte Gefühle in Staßſeufzern: S. 56, 131, 208, 254, 387; Unſere hohen Regierungen und die Frauenfrage: S. 384; Zum Straßburger Goethe-Denkmal: S. 253.
Beſprechungen:
Deutſche Kolonialkritik (K. H. Döſcher) 209
Fritz Lienhards „Geſammelte Gedichte" (Ernſt Stadler) 256
Neue Litteratur zur Frauenfrage (Dr. Hans Landsberg) 390
Nietzſche, und kein Ende! (Dr. Joſef Hofmiller) 59
Karreferate: S. 67, 134, 213, 395; Vermiſchtes: S. 141, 261, 400.
Büchertiſch 71, 143, 216, 268, 402

Bildniſſe:

Emmy aan Egidy (Nr. 11/12).
Willy Paſtor (Nr. 9).
Dr. Carl du Prel (Nr. 7).
René Schickele (Nr. 10).
Hippolyte Taine (Nr. 8).

Dr. Carl du Prel.

Nach einer Liebhaber-Aufnahme.



Band II. ❋ 1902. ❋ Heft 7.

„Hands off!“

Von S. Masur.

(Breslau.)

Vorbemerkung der Schriftleitung: Die Rede, mit der Whitelaw Reid auf dem Preßbankett in New-York den deutschen Kaiser gefeiert hat, ist von der Presse fast gar nicht besprochen worden. Trotzdem wäre es thöricht, eine gewisse Bedeutung dieses Toastes verkennen zu wollen; die Stelle von den „drei Nationen, welche von Gott und Natur zu ewiger gegenseitiger Freundschaft bestimmt sind: die Vereinigten Staaten, Deutschland und England“ zerstört mit einem Mal die Legende von einem gespannten Verhältnisse zwischen England und Amerika, das angeblich an Stelle der früheren freundschaftlichen Beziehungen getreten sein sollte. Und da Herr Reid obendrein ausdrücklich betonte, daß er im Namen der gesamten amerikanischen Presse so rede, gewinnt seine Erklärung einen ganz besonderen Nachdruck. Alle Berichte der England feindlichen Blätter können diese Thatsache nicht beseitigen; es wäre also nur zu wünschen, daß auch in deutschen Kreisen die Notwendigkeit guter Beziehungen zu England sich mehr und mehr doch Bahn bräche. Mit wachsendem Unmute verfolgt ein großer Teil der Bürgerschaft — und wahrlich nicht der schlechteste — jene Englandhetze, die für uns in keinem Falle von Vorteil sein kann. Der unglückselige Burenkrieg hat die Beziehungen beider Länder ohnedies dem Gefrierpunkt nahe gebracht; und so halten wir denn — zumal nach der jüngsten Aussprache des Staatssekretärs Frhrn. von Richthofen — ein offenes Wort auch jetzt wieder (vergl. „Gesellschaft“ 1900, I. Mai-Heft) für durchaus am Platze, indem wir nachstehender Einsendung gern an dieser Stelle Raum geben und gleichzeitig auf die (im Verlage von Dr. John Edelheim zu Berlin) soeben erschienene, lesenswerte Broschüre über „Recht und Unrecht im Boerenkriege“ von Friedrich Hertz, sowie darauf verweisen, daß bisher leider einzig im Scherl'schen „Tage“ (vergl. den ernsten Leitaufsatz des Prof. Dr. Max Schneidewin: „Die öffentliche

Meinung Deutschlands und der Burenkrieg" in Nr. 121), sowie noch kürzlich in der „M. Allg. Ztg." dieser objektivere Standpunkt innerhalb der führenden deutschen Presse vertreten war.

*

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wer in dem unglückseligen Burenkriege im Rechte ist. Die deutsche Presse hat sich fast ausnahmslos gegen England erklärt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes hinter ihr steht. Wir achten diese Anschauung, ebenso wie diejenige der Minderheit, die in diesem Kriege keinen „Raubkrieg" sieht, sondern nur den früher oder später doch unvermeidlichen Entscheidungskampf zwischen Engländern und Holländern um die Vorherrschaft in Süd-Afrika; aber wir protestieren dagegen, daß die unausgesetzte Hetze gegen England zum Schaden unserer politischen wie kommerziellen Beziehungen fortgesetzt werde.

Jeder Mann in Deutschland hat das Recht, seine Ansicht frei und offen zum Ausdruck zu bringen, und Ihr geschätztes Organ hat stets mit in erster Reihe gestanden, wenn es galt, dieses Recht zu verteidigen; fordern müssen wir jedoch, daß hierbei dasjenige Maß und derjenige Takt beobachtet werden, den wir auch von Anderen mit Fug und Recht erwarten. Als kürzlich die Polen in Österreich und Rußland mit ihren Brüdern im Deutschen Reiche offen sympathisierten, da wurden diese Kundgebungen von uns mit gutem Grund als ungehörige Einmischung in unsere internen Angelegenheiten zurück gewiesen; und doch vergeht kein Tag, an dem nicht bei uns die beleidigendsten Vorwürfe gegen England öffentlich erhoben würden, ohne die gebührende Zurechtweisung zu finden. Man sympathisiert mit den Buren, weil diese Leute um ihre Freiheit kämpfen; aber man sollte nicht vergessen, daß Europa bisher allen Völkern zugejauchzt hat, die dieses heiligste Recht verteidigten. Die Griechen und die Polen, die Serben und die Bulgaren, sie alle wurden im Kampfe um ihre Freiheit von der öffentlichen Gunst getragen; und doch müssen wir gestehen, daß diese Länder — zum Teil wenigstens — für eine Freiheit in unserem Sinne keineswegs schon reif genug gewesen sind.

Wir wollen, wie erwähnt, in diesem Artikel nicht Stellung pro und contra nehmen; allein — warum wirft man nicht öfter die Frage auf, ob Präsident Krüger und seine Genossen wirklich nur durch frommes Viehhüten das viele Geld verdient haben, das sie jetzt im Haag mit vollen Händen ausgeben? Warum auch hat noch niemand einen praktischen Vorschlag gemacht, was man Besseres an Stelle der Konzentrationslager setzen könnte? Warum hat noch niemand die thörichte Behauptung widerlegt, daß dort

unten sechs Engländer gegen einen Buren kämpfen, wo doch in Wirklichkeit fünf Sechstel der Armee zur Besetzung des Landes dienen müssen und nur ein Sechstel, auf ungeheure Strecken verteilt, zum Feldkampf übrig bleibt?! Warum endlich wird jedes noch so unwahrscheinliche und unkontrollierbare Gerücht über englische Grausamkeiten geflissentlich weiter verbreitet? Und warum fällt es keinem Menschen ein, manche bedauerlichen Vorkommnisse einmal mit den unerhörten Schwierigkeiten dieses Krieges zu erklären?

Was man zu Gunsten der Buren sagen könnte, ist schon tausendfach gesagt; es ist herzlich wenig und vor Allem leider nicht geeignet, die Leute mit jenem Glorienscheine zu umgeben, durch den sie in Europa gemeinhin betrachtet werden. Wenn Rußland die unglaublichsten Grausamkeiten begeht, wenn es ohne eine Spur von Recht die Mandschurei annektiert, so erklären wir kühl, daß uns dies nichts angehe, daß es unsere Interessensphäre nicht tangiere; wenn aber England ein Kulturwerk ersten Ranges vollbringt, indem es mit den traurigen Zuständen in Transvaal endlich aufräumt, so empört sich die leider falsch unterrichtete „öffentliche Meinung“, und am liebsten möchte man England dabei gleich in den Arm fallen. Die Chinesen erklärten wenigstens frei und offen, sie wollten die Fremden nicht und verzichteten auch auf ihr Geld; in Transvaal jedoch gab es keine Steuer, die man den Ausländern nicht auferlegte, ohne ihnen auch nur das geringste Recht dafür einzuräumen. Seit Jahren stockte Handel und Wandel in Süd-Afrika, weil jeder Mann voraus sah, daß dieser unvermeidliche Krieg um die Vorherrschaft kommen mußte; wären die Buren klug gewesen, so hätten sie die berechtigten Forderungen Englands erfüllt und damit ihre unverdiente Selbständigkeit wenigstens eine Zeit lang bewahrt — statt dessen wütet jetzt seit über zwei Jahren der mörderische Krieg, Tausende von Menschen, Millionen und aber Millionen nutzlos hinopfernd. England kann in diesem Kampfe nicht nachgeben, weil seine Ehre engagiert ist und obendrein vitale Interessen auf dem Spiele stehen, — die Buren kämpfen halsstarrig nur weiter, weil sie ohnedies in solchem Kampfe nichts mehr zu verlieren haben.

Doch dem sei, wie ihm wolle: Politik wird nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopfe gemacht — die zukünftigen Herren von Süd-Afrika werden zuversichtlich die Engländer sein, und es ist mehr als thöricht von uns, sich ostentativ mit England zu verfeinden. Zwei Länder, die von Natur derart auf einander angewiesen sind, die (wie schon Gobineau betont) der Rasse nach zuletzt doch zu einander gehören, und die auch in ihrer Politik nirgends kollidierende Interessen haben, sie sollten sich nicht zur Freude der übrigen fortwährend befehden; jede Schwächung des einen

Landes bedeutet indirekt eine Schwächung auch des anderen und eine Stärkung der gemeinsamen Gegner. Es kann nicht oft genug darauf hin gewiesen werden, daß gerade wir Deutschen in Transvaal stets zu Gunsten von Holländern und Franzosen zurück gesetzt wurden, und daß es von uns im höchsten Grade unklug ist, mit dieser zurück gebliebenen Gesellschaft zu sympathisieren. England ist es gewesen, das im siebenjährigen Kriege allein auf Preußens Seite stand; England ist es gewesen, das vor 100 Jahren die letzten Mittel zum Kampfe gegen Napoleon I. gab. An Englands unbeugsamer Widerstandskraft ist das erträumte Weltreich des großen Korsen gescheitert, in keiner entscheidenden Frage des vorigen Jahrhunderts ist England auf Seiten unserer Gegner gewesen, und doch wird hier mit Behagen jede Kleinigkeit breit getreten, wenn die wirtschaftliche Konkurrenz einmal Differenzen mit sich führt. England hat in diesem Kriege bewiesen, daß es eine Weltmacht ersten Ranges ist; kein Land der Erde wäre im Stande gewesen, eine Armee von dieser Größe über den Ozean zu schaffen und dort Jahre lang zu verpflegen und zu unterhalten; die englischen Offiziere haben bewiesen, daß sie an Tapferkeit und Todesverachtung nicht hinter den unserigen zurück stehen, und wenn das englische Heer da unten auch keinen Anspruch machen kann, mit dem unserigen auf eine Stufe gestellt zu werden, so soll man anderseits nicht vergessen, daß es für uns schade wäre, die eigenen Landeskinder, unser „Volk in Waffen“, in solchem traurigen Kampfe hinmorden zu lassen.

Deutschlands Sympathien mögen stehen, wo sie wollen, die Sympathien der Buren haben wir nie besessen, können auch keinen besonderen Wert auf sie legen. Nicht gleichgiltig indessen kann es uns sein, wenn uns die Sympathien Englands dauernd verloren gehen, das mit uns durch Abstammung und Kultur, durch Handel und Industrie so enge verknüpft ist. Die politische Klugheit sollte uns sagen, was bei einem wirtschaftlichen Kampfe mit England, ja selbst bei einer Lockerung unserer Handelsbeziehungen, auf dem Spiele steht! Europa war nicht mächtig genug, die englischen Schiffe zu boykottieren; wir wollen nicht diejenigen sein, die schließlich den Engländern allein gegenüber stehen, denn daß uns die Franzosen im entscheidenden Moment im Stiche lassen und auch auf die Anderen kein rechter Verlaß ist, das wissen wir Alle. Wer die Sache der Buren für „gerecht“ hält, der soll von seiner Überzeugung kein Jota aufgeben; nur soll er mit Rücksicht auf unsere Beziehungen zu England endlich seine Ausdrucksweise mäßigen; bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Konjunktur zumal können wir uns einen Konflikt mit England nicht leisten. Darum: „Hands off!“

Nietzsche's Testament.

Von Dr. Josef Hofmiller.
(Freising.)

Auf den folgenden Blättern wird versucht, von Friedrich Nietzsche's nachgelassenem Hauptwerke „Der Wille zur Macht" Einiges darstellend mitzuteilen. Es konnte nur ein erster Versuch sein, da es nicht möglich ist, den Reichtum des Werkes auszumessen. Darstellung, nicht zustimmendes oder verneinendes Urteil, schien die erste und zunächst einzig geziemende Aufgabe.

Wie die Vollendung des Faust dem greisen Goethe als das „Hauptgeschäft" erschien, dem alles andere Hervorbringen nach stehen mußte und nach dessen Abschlusse jeder Tag als reines Geschenk des Schicksals empfunden wurde, so ist der „Versuch einer Umwertung aller Werte", dessen endgiltige Fassung im „Willen zur Macht" vorliegt, Nietzsche's prosaisches Hauptwerk, das er am längsten mit sich herum trug. Um das Jahr 1881 taucht die erste Absicht einer planmäßigen Zusammenfassung seiner philosophischen Ideen auf. Übermächtig aber steht die Gestalt Zarathustra's vor ihm. Mit einer bis dahin unerhörten Pracht und Wucht verkündet er seine Lehren, in Sätzen und Bildern, die aus edlem Marmor gemeißelt scheinen. „Jenseits von Gut und Böse", der erste Kommentar zum Zarathustra, — denn als Kommentare zu diesem Werke sind die nun in erstaunlich kurzen Abständen veröffentlichten Bücher zu verstehen — trug den zu wenig beachteten Untertitel „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft". Vom März 1887 an bis zum Frühjahr 1888 arbeitet Nietzsche, abgesehen von der Fertigstellung der „Genealogie der Moral" (zwischen 10. und 30. Juni 1887), beinahe ausschließlich am „Willen zur Macht". Er versucht, das Material in eine Disposition zu bringen, legt Register an, numeriert die Abschnitte, versieht sie mit Stichworten oder epigrammatisch

präziſen Angaben des Inhalts, bemerkt die Ziffer des Bandes (I—IV), dem er die einzelnen zuweiſen will. Inzwiſchen ſind neue Schriften gereift: „Der Fall Wagner" löſt ſich von dem Hauptwerke los, nachdem er urſprünglich als ein Abſchnitt der „Kritik der Modernität" geplant war; vom Mai auf Juni 1888 wird das dünne, aber inhaltſchwere Heft in Turin und Sils-Maria entworfen, Nachſchriften und Epilog werden im Auguſt angefügt. Der ſelbe Sommer zeitigt die „Dionyſos-Dithyramben". Als erſte deutlichere Ankündigung der „Umwertung", aus den Materialien dieſes Buches heraus gewachſen, ſtellt die vor dem 3. September 1888 vollendete „Götzendämmerung" Nietzſche's Philoſophie in nuce dar. Während deſſen hat er beſchloſſen, anſtatt ſein Hauptwerk in vier Bänden abzuſchließen, den ganzen Stoff in vier Bücher zuſammen zu preſſen. Der vom 3.—30. September vollendete „Antichriſt" iſt das erſte dieſer Bücher. Kurz darauf fällt die Selbſtbiographie „Ecce Homo" (vom 15. Oktober bis 4. November). Gegen Mitte Dezember wird „Nietzſche contra Wagner" zuſammen geſtellt. Die erſten Tage des Januars 1889 bringen den Gehirnſchlag.

Die Werke und ihre Entſtehungszeit mußten hier kurz angegeben werden, da nur auf dieſe Weiſe gezeigt werden konnte, daß Nietzſche's Produktion vom 17. März 1887 an, an welchem Tage die erſte Dispoſition der „Umwertung" nieder geſchrieben wurde, bis zu jenem Januartage eine geſchloſſene Einheit darſtellt und von der „Umwertung" ausgefüllt wird. Dieſe iſt das letzte Ziel des ſtaunenswürdig reichen Schaffens der zweiundzwanzig Monate, ihr gemeinſamer Hintergrund, ihr unausſchöpfbarer Fond. Die während dieſer Zeit heraus gegebenen Bücher ſind entweder Ableger oder Erholungen vom Hauptwerke. Die Veröffentlichung dieſes Hauptwerkes im Dezember 1901 bildet, wenn auch noch ſo wertvolle Schätze im Weimarer Archiv des Hebens harren, den Abſchluß und das wichtigſte Ereignis der poſthumen Publikationen.

Die Feſtſtellung des Wortlautes und die Anordnung der einzelnen Abſchnitte war mit Schwierigkeiten verbunden, deren Größe der Vorbericht mehr andeutet als ausführt. Die Herren Peter Gaſt, Ernſt und Auguſt Horneffer haben dieſe Schwierigkeiten bewunderungswürdig bewältigt, und wenn hier ein einzelnes Problem ihrer Herausgeberthätigkeit berührt wird, ſo ſoll damit nur eine abweichende Meinung, nicht eine Kritik ausgeſprochen werden. Die Herren Herausgeber haben ſich an den Plan vom 17. März 1887 gehalten, dem gemäß die Bücher ſich ſo verteilen: I. Der europäiſche Nihilismus. II. Kritik der höchſten Werte. III. Prinzip einer neuen

Wertsetzung. IV. Zucht und Züchtung. Dieser Plan brachte die Schwierigkeit mit sich, zwischen dem ersten und zweiten Buche einerseits, und dem dritten und vierten andererseits die Grenze zu ziehen. Dem gegenüber hätte der letzte Plan, aus dem Herbste 1888, den Vorzug scharfer Abgrenzung gehabt: I. Der Antichrist. Versuch einer Kritik des Christentums. II. Der freie Geist. Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung. III. Der Immoralist. Kritik der verhängnisvollsten Art von Unwissenheit, der Moral. IV. Dionysos. Philosophie der ewigen Wiederkunft. Das erste Buch hätte dann den Antichrist enthalten müssen, so, wie er im achten Bande gedruckt vorliegt, und dazu die Antichrist-Materialien des Nachlasses. Das zweite Buch wäre den Problemen der Metaphysik und der Erkenntnistheorie, das dritte denjenigen der Moral, das vierte der Aufstellung neuer Ideale gewidmet gewesen. Auch historisch war diese Anordnung glücklich, da sie in der Disposition schon die Entwicklung der modernen Philosophie skizzierte. Die Kritik hat beim Christentume angesetzt; die ganze moderne Philosophie ist ihrem Wesen und ihrer Entwicklung nach anti-christlich. (Auch die Philosophie Arthur Schopenhauers macht davon keine Ausnahme, wenn auch ihm selbst sie als philosophia christianissima erscheinen mochte. Wagnerianischen Weltanschauungsdilettanten gegenüber sei hervor gehoben, daß die Lehre Schopenhauers anti-theistisch ist — man lese nur einmal die neuen Paralipomena! —, und daß es zum Mindesten ein Unfug ist, seine ehrwürdige und strenge Erscheinung mit der abenteuerlichen Verquickung schärfster Gegensätze in Zusammenhang zu bringen, die in den Schriften aus Wagners letzter Zeit und in den „Bayreuther Blättern" zum Ausdrucke gelangt.) Das Christentum als ein Problem anzusehen, es auf seinen Wahrheitsgehalt hin zu untersuchen, das war für jeden neueren Philosophen die nicht zu umgehende Voraussetzung seiner Philosophie. Das mußte von selbst zu einer Kritik des Theismus überleiten. Damit aber trat das Problem der Metaphysik überhaupt in den Vordergrund der Untersuchung. Hier war Kant bahnbrechend, dem gegenüber Schopenhauer in Einzelnem einen Rückschritt bedeutet. Vom Problem der Metaphysik ließ dasjenige der Erkenntnis sich nicht abtrennen. Der Substanzbegriff, das Subjekt, die Erkennbarkeit der Dinge, die Kausalität, die Möglichkeit des Urteilens, des Schließens, der Verknüpfung von Urteilen — all das mußte erst Problem, erschüttert, in Zweifel gezogen werden. Darum war, nach der Kritik des Christentums, diejenige der Metaphysik, der Erkenntnistheorie, schließlich auch der Logik nicht mehr zu umgehen. Das zweite Buch der Umwertung hätte diese Kritik gebracht, in neuer Beleuchtung, vertieft, vor Allem radikal — die

„Kritik der reinen Vernunft“ und der „Urteilskraft“ von der Harmlosigkeit und Vorsicht des kleinstädtischen deutschen achtzehnten Jahrhunderts befreit und über die Jahrtausende hinweg dem kühnen erkenntnistheoretischen Pessimismus der Inder die Hand reichend. Die Namen Kants und Schopenhauers waren wiederholt zu nennen, als der deutschen Philosophen, die in erster Linie in Betracht kamen, so weit es sich um die Fragen erkenntnistheoretischer Methodik handelte. Wenn Nietzsche Kant fast durchweg scharf und unehrerbietig angreift, wenn er bei aller Sympathie für die Persönlichkeit Schopenhauers mit seinen Einwänden gegen Das, was er die metaphysische und psychologische Falschmünzerei dieses Philosophen nennt, nicht zurück hält, so ist sein fortwährendes Auseinandersetzungsbedürfnis ein Fingerzeig dafür, daß er in beiden Männern Gegner sah, die zu bekämpfen der Mühe wert war. — Die Schranke, vor der alle bisherige Philosophie, auch diejenige Kants und Schopenhauers, Halt gemacht hatte, war diejenige der Moral; und zwar waren die Genesis der moralischen Anschauungen und Ideale gleich ungenügend, und vor Allem mit dem selben Mangel an Mut zu den letzten Konsequenzen, untersucht worden, wie das Problem, welche neuen moralischen Werte aus der veränderten Stellung zum Christentum, zum Gottesbegriff und zu der der realen Welt gegenübergesetzten „wahren“ Welt abzuleiten waren. Die bisherigen Philosophen waren, mit wenigen Ausnahmen, eifrig bemüht gewesen, durch um so zäheres Festhalten an den moralischen Dogmen der selben Weltanschauung, deren religiöse und metaphysische Grundbegriffe sie untergruben, ihre eigene praktische Harmlosigkeit zu demonstrieren und sich durch still schweigende Anerkennung oder ausdrückliche Rechtfertigung der herrschenden Moral das Recht abweichender Meinung in anderen Dingen zu erkaufen. Moralistische Fragen waren kaum jemals mit der Kühnheit, der radikalen Skepsis und Konsequenz und mit der Fülle neuer Erkenntnisse betrachtet worden, wie das durch Nietzsche geschah. Hier war es auch, wo die ganze Zeitungen, Zeitschriften und Bücher produzierende und konsumierende Denkfaulheit, Feigheit und Oberflächlichkeit seine Bedeutung zuerst witterte und sich beeilte, ihre heiligsten Güter zu wahren, nämlich eben jene Denkfaulheit, Feigheit und Oberflächlichkeit. Nicht ohne Grund war für das dritte Buch der „Umwertung“ die Kritik aller bisherigen Art von Moral in Aussicht genommen. Ebenso ergab sich von selbst die Aufstellung positiver Ideale für das vierte Buch. Es darf vielleicht auffallen, daß Nietzsche in seinem letzten Werke eine ähnliche Disposition der vier Bücher aufstellt, wie der von ihm in der ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung“ angegriffene David Friedrich Strauß. Ein seltsamer Zufall

will es, daß er jene Fragen nicht umgehen kann, deren selbstgefällige und biedermaierhafte Beantwortung durch Strauß er mit Hohn überschüttet hatte: Haben wir noch Religion? Sind wir noch Christen? Wie begreifen wir die Welt? Wie ordnen wir unser Leben?

Wenn man nicht umhin kann, zu bedauern, daß jedenfalls aus triftigen Gründen der ersten Disposition vom März 1887 vor der soeben entwickelten letzten vom Herbst 1888 der Vorzug gegeben wurde, so muß man sogleich hinzu fügen, daß durch die umsichtige Thätigkeit der Herren Herausgeber dem Einzelnen ermöglicht ist, sich diese Disposition aus den Werken jener Jahre selbst auszufüllen und das System aufzubauen, das der Philosoph nur andeuten konnte. Kenner Nietzsche's wußten bisher schon, was sie von dem gerne kolportierten Vorwurfe der Systemlosigkeit zu halten hatten. Durch das vorliegende Werk wird auf's Neue bewiesen, daß Nietzsche mit den Jahren immer systematischer die großen Fragen des menschlichen Lebens betrachtete, in immer umfänglicheren Kreisen seine Interessen ausdehnend, bewußter stets und präziser mit seinen philosophischen Ahnen sich auseinandersetzend, vorsichtiger im Prüfen, strenger in der Selbstkritik und meisterlicher in der Anwendung seiner Methode. Eine geistige Entwicklung von außerordentlicher innerer Notwendigkeit ist hier jäh abgeschnitten worden. Je näher die Werke dem Zeitpunkte der Katastrophe stehen, desto energischer und tiefer sind sie konzipiert, desto gründlicher und allseitiger durchgedacht, desto klarer und schärfer in der Form. Mit einem aus Schmerz, Stolz und Dankbarkeit gemischten Gefühle sieht man den Philosophen in dem Augenblicke unter der Bürde seiner Aufgabe erliegen, da er im Begriffe ist, sein abgerundetstes und eigentümlichstes Werk zu geben und die Gedankenreihen eines Jahrzehnts abzuschließen. Einen Abschluß hätte die „Umwertung" bedeutet, vielleicht auch einen Wendepunkt. Denn in seltsamer Weise fließen zwei Strömungen in den Werken der letzten Zeit deutlich neben einander her: eine Verneinung, die rücksichtslos, heftig und aggressiv bis zum Unrechte ist, und ein neues Güteideal, das im Zarathustra zum ersten Male aufglänzt, hier noch von herben, scharfen und kriegerischen Umrissen, im „Jenseits von Gut und Böse" differenzierter, und in der Folge stets strahlender und herzlicher, ohne von seiner Tapferkeit etwas einzubüßen. Der „Antichrist" hatte dieses Ideal einer Güte ohne Schwäche noch sicherer und fester aufgestellt. Leise Untertöne von rührender Dankbarkeit und allumfassender Liebe klingen seltsam an, so oft diese Vision des unendlich gütigen, frohgemuten, wohlgeratenen Menschen in den nachgelassenen Werken von

Nietzsche erschaut wird. Der spätere Buddhismus kennt und schildert, im Buche des Khuddaka Nikaya im zweiten Pitaka, die Lebensläufe von vierundzwanzig Buddha's, die vor Gautama da gewesen waren; nach Gautama aber soll ein neuer Buddha erscheinen, wenn Sakyamuni und seine Lehre längst vergessen sind, und sein Name wird sein Maitreya Buddha, der Buddha der unendlichen und triumphierenden Güte. Jener vollkommen gütige Mensch der Zukunft in den Schriften Nietzsche's ist sein postulierter Maitreya Buddha. Die reine große Güte, die schenkende Tugend, der seine Überfülle selig spendende Reichtum ist ein wesentlicher Zug im Bilde des Übermenschen. Hier reichen sich über die Jahrtausende hin zwei wundervolle Visionen die Hände: der Traum jener sehnsüchtig nach einem reinsten Güteideal ausspähenden buddhistischen Mönche, und die Vision eines deutschen Philosophen, der sich kaum bewußt war, daß sein zögernder Fuß schon die Schwelle des Nirwâna berührte.

Man darf nicht vergessen, daß alle Schroffheit und Unerbittlichkeit nur die eine, negative Seite der Ideen Nietzsche's bedeutet; daß sie naturgemäß bei ihm schärfer hervor tritt, da er sich zu mancher Erkenntnis hart durch ringen mußte, die dem Heutigen vertraut und beinahe selbstverständlich geworden ist. Gewiß haben diejenigen Betrachter seiner Philosophie Recht, die in ihm vorzugsweise den Kämpfer sehen, und denen er als ein erstarrter Fechter erscheint, vom Geschicke in dem Augenblicke zur Statue versteinert, da er zu einem fürchterlichen und entscheidenden Hiebe ausholte. Aber auch derjenige hat sein Wesen erfaßt, dem er ruhig und gütevoll vor Augen steht, mit erhobenen Armen ein blaues leuchtendes Meer grüßend zugleich und segnend, ein Glücklicher und Dankbarer, der seine schlimme und gefährliche Anabasis endlich hinter sich hat, und nun all der wolkenlosen feierlichen Unendlichkeit, die vor seinen entzückten Blicken sich hin dehnt, aus tiefster Seele ein „Thalatta! Thalatta!" zujauchzt.

Die Gedanken des neuen Buches sind nicht gleichwertig hinsichtlich ihrer formalen Ausgereiftheit. Die Worte sind stellenweise auf's Geratewohl gewählt; oft nur ein paar Schlagworte angedeutet. Skizzen und Entwürfe stehen neben Abschnitten, die zu dem Vollendetsten gehören, was Nietzsche geschrieben hat. Man sieht, hier ist jemand plötzlich von seiner Arbeit weg gerufen worden und nicht mehr zu ihr zurück gekehrt. Die Melancholie des Torso's ruht über dem Ganzen, aber auch der Reiz des Entstehenden. Man hat die Glücksempfindung Dessen, der eines großen Werdens Zeuge sein darf. Man sieht, wie Nietzsche arbeitet. Wie er ein Problem von allen Seiten anpackt, und am liebsten von der un-

zugänglichsten; wie er lange Gedankenreihen neben einander entwickelt, manche Idee zweimal, dreimal und öfter ausspricht, immer um noch größere Schärfe und Klarheit bemüht; wie er sich selbst Einwände macht, sich ad absurdum zu führen versucht; wie er endlich immer genauer unterscheidet, z. B. zwischen den zwei Ausgangspunkten des Rausches (der übergroßen Fülle des Lebens und dem Zustande einer krankhaften Ernährung des Gehirns) oder zwischen einer doppelten Art von Schwäche (die Schwäche kann ein Anfangs-Phänomen sein: „noch wenig", oder ein End-Phänomen: „nicht mehr"). Stärker als in den früheren Schriften wird die geschichtliche Entwicklung und damit die sogenannte „Berechtigung" von Dekadence und Nihilismus festgehalten; das Durch- und Nebeneinander von Symptomen des Verfalles oder des Aufsteigens im Leben der gegenwärtigen Menschheit wird öfter und eindringlicher betont. Nietzsche sieht die Dinge immer komplizierter. Er wirft manchmal Andeutungen hin, aus denen zu erraten ist, daß er hinter jeder scheinbar befriedigenden Antwort neue Fragezeichen und differenziertere Probleme entdeckt. Es geht ihm wie dem Bergsteiger: was aus der Ferne eine kahle, glatte Wand schien, zeigt sich in der Nähe als ein System von Lagen und Schichten, mit zahllosen Vorsprüngen, Rissen, Klüften, mit Griffen und Tritten. Mit den Schwierigkeiten wachsen zugleich die Möglichkeiten, sie zu überwinden: „Wir leben im Zeitalter der Vergleichung, wir können nachrechnen, wie nie nachgerechnet worden ist. Wir genießen anders, wir leiden anders: die Vergleichung eines unerhörten Vielfachen ist unsere instinktivste Thätigkeit. Wir verstehen alles, wir leben alles, wir haben kein feindseliges Gefühl mehr in uns."

Das erste Buch enthält Monologe eines modernen Faust. Das Heraufkommen des europäischen Nihilismus wird erzählt (das Wort „Nihilismus" nicht in einem politisch-agitatorischen Sinne, sondern rein philosophisch genommen). Die allmähliche Verzweiflung, da kein von außen gegebenes Ziel sich halten ließ: wie das „Ziel der Welt" zuerst in's Religiöse, dann in's Moralische, dann in's Rationalistische, dann in's Soziale, dann (durch Hartmann z. B.) in's Immanent-Historische, endlich in's Eudaimonistische verlegt wurde. „Wir haben einen ‚Sinn' in allem Geschehen gesucht, der nicht darin ist . . . Es giebt keine Wahrheit; es giebt keine absolute Beschaffenheit der Dinge, kein ‚Ding an sich'. — Dies ist selbst nur Nihilismus, und zwar der extremste. Er legt den Wert der Dinge gerade da hinein, daß diesen Werten keine Realität entspricht und entsprach, sondern, daß sie immer nur ein Symptom von Kraft auf Seiten der Wert-Ansetzer sind, eine Simplifikation zum Zwecke

des Lebens. Der Glaube an die Vernunftkategorien ist die Ursache des Nihilismus, — wir haben den Wert der Welt an Kategorien gemessen, welche sich auf eine rein fingierte Welt beziehen."

„Welche werden sich als die Stärksten erweisen? Die Mäßigsten, die keine extremen Glaubenssätze nötig haben, die einen guten Teil Zufall, Unsinn nicht nur zugestehen, sondern lieben, die vom Menschen mit einer bedeutenden Ermäßigung seines Wertes denken können, ohne dadurch klein und schwach zu werden: die Reichsten an Gesundheit, die den meisten Malheurs gewachsen sind und deshalb sich vor den Malheurs nicht so fürchten — Menschen, die ihrer Macht sicher sind und die erreichte Kraft des Menschen mit bewußtem Stolze repräsentieren."

Begriffe wie Herrenmoral, Sklavenmoral, Immoralist, Jenseits von Gut und Böse sind γυμναστικῶς, nicht δογματικῶς aufzufassen. Nietzsche hatte solche Antithesen nötig, „die Leuchtkraft dieser Gegenbegriffe, um in jenen Abgrund von Leichtfertigkeit und Lüge hinab zu leuchten, der bisher Moral hieß. Man soll den solitären Typus nicht abschätzen nach dem herdenhaften, und den herdenhaften nicht nach dem solitären. Aus der Höhe betrachtet, sind beide notwendig; insgleichen ist ihr Antagonismus notwendig."

Welches ist Nietzsche's letztes Streben? „Wirklich den Pessimismus überwinden —; ein Goethischer Blick voll Liebe und gutem Willen als Resultat. Eine Höhe und Vogelschau der Betrachtung gewinnen, wo man begreift, wie alles so, wie es gehen sollte, auch wirklich geht: wie jede Art ‚Unvollkommenheit' und das Leiden an ihr mit in die höchste Wünschbarkeit gehört . . . Eine Rechtfertigung des Lebens, selbst in seinem Furchtbarsten, Zweideutigsten und Lügenhaftesten. Auch dieser Pessimismus der Stärke endet mit einer Theodicee, d. h. mit einem absoluten Ja-sagen zu der Welt — aber um der Gründe willen, auf die hin man zu ihr ehemals Nein gesagt hat. — Die Ja-sagenden Affekte: der Stolz, die Freude, die Gesundheit, die Liebe der Geschlechter, die Feindschaft und der Krieg, die Ehrfurcht, die schönen Gebärden, Manieren, der starke Wille, die Zucht der hohen Geistigkeit, der Wille zur Macht, die Dankbarkeit gegen Erde und Leben — alles, was reich ist und abgeben will und das Leben beschenkt und vergoldet und verewigt und vergöttlicht."

Es hieße, Mißverständnisse herbei führen und unehrlicher Vergutmütigung Thür und Thor öffnen, wenn man die unverminderte, ja noch schärfer gefaßte Abweisung dekadenter Wertungen verschwiege, die auch in diesem Buche den eigentlichen Akzent bedeutet. In der unerbitt-

lichen Verurteilung lebensfeindlicher Werte geht die „Umwertung" zum Teil noch weiter als der „Antichrist". Kleine und hämische Geister haben denn auch nicht verfehlt, in den Ausfällen Nietzsche's gegen das Christentum und gegen die altruistische Ethik die Bedeutung seiner Werke zu erblicken: sie haben sich die feindselige Terminologie seiner Ablehnung teils angeeignet, teils sie als bequemes Mittel benutzt, ihn zu denunzieren. Wenn hier die Ansicht kund gegeben wird, daß alles Negative bei Nietzsche erst in zweiter Linie, erläuternd nur, nicht beweisend, in Frage kommt, so darf der Philosoph selbst als Kronzeuge angerufen werden — er, dessen Art „jasagend ist und mit Widerspruch und Kritik nur mittelbar, nur unfreiwillig zu thun hat", der sich einst als liebsten Wunsch zum neuen Jahre diesen einen gestand: „Ich will nicht anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen. Wegsehen sei meine einzige Verneinung!" Nietzsche hat, tiefer und leidenschaftlicher als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, verschiedene Seelenzustände durchgemacht, um sie später zu bekämpfen: das Christentum, die Schopenhauerische Philosophie, die künstlerischen Wirkungen der Wagnerischen Musik. Die genannten drei Phänomene gehören für ihn zusammen. Eines nach dem Andern hat er, mit Anstrengung und sich selbst wehthuend, aus seiner Seele gerissen, weil ein mächtigeres Grundgefühl es ihm gebot. Gegen die drei Phänomene findet er die bittersten Worte; sich von ihnen los gelöst zu haben, schien ihm sein philosophisches Schicksal; hier in irgend einer Weise Konzessionen zu machen, seine größte Gefahr. Nur wer so wie er geliebt hat, kann so hassen, und aus seinem Hasse noch klingt der schmerzliche Schrei enttäuschter Liebe. Es ist, wie wenn Nietzsche in späteren Jahren gegen sich selbst auf der Lauer gestanden wäre, jede aufkeimende sympathische Regung nach dieser Richtung hin sofort zu unterdrücken. Für ihn war diese ungestüme Ablehnung notwendig. Ist sie es auch für uns? Und wäre sie es für ihn geblieben? Es sei gestattet, auf die zweite Frage zuerst zu antworten. Wer den „Antichrist" kennt, weiß, daß hier eine Darstellung des Christentums und eine Psychologie des Erlösers gegeben wird, die in mehrfacher Beziehung mit den Ausführungen Tolstoi's übereinstimmt. Wer die „Umwertung" liest, wird finden, daß in dem Maße, als das Verständnis Nietzsche's für die historische Entwicklung des Christentums sich vertieft, seine Polemik an Gereiztheit verliert, und daß zum Mindesten der Gedanke nicht abzuweisen ist, daß Nietzsche auch das Christentum schließlich unter jene vereinigten Gegensätze mit inbegriffen hätte, mit denen sein „großer Mittag, die Erlösung alles Vergangenen" voll gestopft erscheint (XII, 395). So darf vielleicht die ganze Umwertung als die letzte und größte Anstrengung an-

geſehen werden, von aller Negation und Kritik endgiltig ſich zu befreien, die ganze Vergangenheit noch einmal, zum letzten Male, herauf zu beſchwören, ſie einmal noch zu prüfen, auf die einfachſte Formel zu bringen, um ſich für immer von ihr abwenden zu können. Auch die Umwertung iſt eine Vita Nuova, eine große und gründliche Abrechnung, ein letzter zürnender Blick auf die Geſtade der Vergangenheit, ehe das Schiff die hohe See erreicht und nach neuen, nie geſchauten, aber inbrünſtig geahnten Küſten die herbe Salzflut durchpflügt.

Da über das Verhältnis der jüngeren Deutſchen zu Nietzſche verkehrte Vorſtellungen verbreitet ſind, ſei eine Bemerkung dazu geſtattet. Die neue Generation, die um die Zeit des großen Krieges auf die Welt gekommen iſt, ihre höheren Schulen hinter ſich hat und anfängt, am öffentlichen Leben Teil zu nehmen, iſt weſentlich desillusionierter als die vorhergehende, ohne deswegen peſſimiſtiſch zu ſein. Sie verachtet das Parteigezänke in religiöſen und politiſchen Dingen. Sie hat an den Kämpfen um das neue Reich nicht Teil genommen und keine Veranlaſſung, ſich für politiſche Gegenſtände pathetiſch zu erwärmen. Sie hat die Kämpfe um Richard Wagner nicht erlebt und ſteht dem Manne, ſeiner Kunſt und dem Muſikdrama mit ſkeptiſcher Bewunderung gegenüber. Sie ſchickt ſich an, ſo weit ſie für den Naturalismus ſchwärmte, von dieſer aeſthetiſchen Kinderkrankheit zu geneſen. Gemeinſam iſt dieſen Jüngeren eine Abneigung gegen große Worte, eine Geringſchätzung jener Borniertheit, die ſich unbedingt und unentwegt gebärdet, und eine gewiſſe Flucht vor der Öffentlichkeit. Sie haben gelernt, daß jeder das Entſcheidende mit ſich ganz allein auszumachen hat; daß ihnen niemand dabei zu helfen vermag; daß ihnen niemand zu befehlen hat, ſo weit die Probleme der Weltanſchauung in Frage kommen. In dieſem Sinne anerkennen ſie keine Autorität. Sie haben ihre Sinne weit aufgethan für das Wirkliche, und ihr Herz hängt innig an Allem, was ſchön iſt: die leiſen Lockungen der Kunſt, jeder Art von Kunſt, ſind beinahe die einzigen, denen ſie folgen. Sie ſind nicht apathiſch, aber antipathetiſch, abwartend und zurück haltend. Die Vorwürfe von Schwächlichkeit und Nervoſität ſind verächtliches Geſchwätz. Die neue Generation iſt körperlich und geiſtig energiſch und vielſeitig; ſie ſtellt ſtrenge Anforderungen an ſich ſelbſt und an die Andern. Für die Ideale Derer, die um das Jahr 1860 jung waren, hat ſie wenig Liebe. Selten haben Väter und Söhne ſich ſo wenig verſtanden. Wenn die Söhne ein Ziel deutlich verfolgen, ſo iſt es dieſes: unabhängig und abſeits zu leben und zu verſuchen, was ſie aus ihrem Leben machen können, ſo daß es ihr

eigentümliches und persönliches Leben bleibt, sowie von religiöser, nationaler und aesthetischer Rechthaberei sich möglichst frei zu halten. Der Philosoph, der diese Jüngeren am nachhaltigsten angeregt hat, ist Friedrich Nietzsche. Sie sehen schlechterdings nicht ein, an wen sonst sie hätten anknüpfen sollen, wenn sie auch seinen Vorgängern die Ehrfurcht nicht versagen. Sich mit Nietzsche's Ansichten zu identifizieren, fällt ihnen nicht im Traume ein. Aber sie verehren in ihm den letzten bedeutenden Denker seit Schopenhauer. Im Einzelnen hält jeder für richtig, was ihm beliebt. In dem Romane „Niels Lyhne" des dänischen Schriftstellers Jakobsen — er gehört zu den geliebtesten Büchern dieser Jüngeren — findet sich die Stelle, daß sich das ganze Problem auf eine einfache Formel bringen lasse: das Leben zu ertragen, wie es sei, und jegliches Leben nach den eigenen Gesetzen des Lebens sich bilden zu lassen. Auf Grund dieser Formel kann man sich verständigen. Sie ist, in einen Satz zusammen gepreßt, der Inhalt der „Umwertung aller Werte".

Dem nachgelassenen Hauptwerke Nietzsche's wird das selbe Schicksal zu Teil werden wie dem Manne selbst: es wird mehr gelesen als verstanden werden. Man wird ihm vorwerfen, daß es trotz Alledem nicht systematisch sei. Mit dem selben Rechte könnte man an einem Gemälde Böcklins tadeln, daß es trotz Alledem kein Schachbrett sei. Man wird an dem Buche aussetzen, daß ihm die Originalität fehle. Mit dem selben Rechte könnte man von einem Baume verlangen, daß er in der Luft wurzle. Man wird endlich geruhen, ex cathedra zu verkünden, daß es für die Wissenschaft nicht existiere. Der selbe Vorwurf ist Burckhardts Griechischer Kulturgeschichte nicht erspart geblieben. Die gelehrten Diurnisten werden es ignorieren. Sie werden gut daran thun.

Einzelne Freunde des Philosophen werden so verstockt sein, zu behaupten, daß das Paradoxon von 1901 die Gassenweisheit von 1951 sein wird.

Aphorismen.*)

Von Hugo Oswald.
(München.)

Der Beobachter sticht.

*

Alles ist an das Gesetz des Komparativs gebunden.

*

Gott — Seele katexochën.

*

Innenleben — Innenkunst.

*

Sonderseele — Sonderkunst.

*

Ein Handwerker ist der Künstler, der in's Abgegriffene greift.

*

Weniger Stimmungs- als Verstimmungskünstler giebt es.

*

So frei kann man sein, dass man beschränkt ist.

*

Mensch sein — Proportion sein.

*

Adel = Abstand.

*

Wir sind Gefangene: sitzen wir unser Leben doch Alle in uns selber ab.

*

Vorrechte — Vorpflichten!

*

Auch ein Wischlappen kann energisch sein.

*

So mancher Mensch geht hinter das Leben.

*

Viele stolpern über sich selbst.

*

Erst wenn sie sich zum Tier erniedrigt haben, kommen sich gewisse Menschen erhöht vor.

*

Die Sünde tanzt so lange, als sie noch nicht das Bein gebrochen hat.

*

*) Obige Gedankenblitze sind zum größten Teile einem überaus beachtlichen kleinen Büchlein entnommen: „Sprechendes Leuchten" — „für denkende Menschen ein Büchlein Gedanken", das soeben, reich an Inhalt bei knappster Form und mit feinst geschliffener Pointierung, im Verlage von Schuster & Loeffler zu Berlin erschienen ist. Die acht letzten Aphorismen werden hier zum ersten Male veröffentlicht.

Die Gefühle allein thun's nicht; auch Allüren gehören dazu.

*

Wenn man sich ganz ausgegeben hat, nimmt man sich wieder ein.

*

Die Rache der Hinterthüren: sie klappen auch, wenn man sie nicht gerade benutzt.

*

Leben sollen wir in Frömmigkeit, nicht darin ersticken.

*

Nur der kann sterben, der verschmerzen kann das Leben.

*

Ein gerechter Fluch steht seinen Mann.

*

Man kann auch wehthun, wenn man wohlthut.

*

Eine Flamme berusst nicht die andere.

*

Schon mancher Veilchenfresser ist Veilchenverkäufer geworden.

*

Nur Farbenblinde können von blauem Blute als einer Besonderheit sprechen.

*

Das Weib, in das wir Männer keine Poesie legen, hat keine Poesie.

*

Das Weib, es unterliegt nur, um zu besiegen.

*

Das verstehen die Weiber so virtuos, uns Männer in die Hölle zu versetzen.

*

Sich verlieben: auf einem Weibe einbrechen.

*

Soubrette: Stimme nicht, aber Fleisch.

*

Tritt man in ein Weib hinein, so kommt man bald an Abgründe, die taumeln machen.

*

Nietzsche liegt heute in der Luft.

*

Böcklin: jenseits von Schön und Hässlich.

*

Auch mancher Flachkopf hat eine gewölbte Stirn.

*

Das Unmenschliche doch nicht das Urmenschliche!

*

Viele nagen nur nicht am Hungertuche, weil sie an der Sünde nagen.

*

Auch von einem Sonnenstrahl kann man einen Schlag in's Gesicht bekommen.

*

Wenn wir uns verworfen haben, wie uns da unsere lieben Mitmenschen suchen helfen!

Drei Gedichte

von Fr. W. v. Oeſtéren.
(Wien.)

Weißt du . . .?

Vor meinem Auge ziehen Schatten,
Ihr Flügelſtreifen macht es blind. —
Weißt du, wie wir uns gerne hatten?
Weißt du, wie wir geſchieden ſind?
Das war ein Flüſtern und ein Rauſchen
Von Dämmerlicht und Lebensmai,
Ein heimlich ſcheues Küſſetauſchen,
Ein einz'ger trunkner Liebesſchrei.
Und dann ein Schluchzen und ein Weinen,
Als ob ein Herz im Tode rang,
Ein Klagen in verlaſſnen Hainen,
Ein blut'ger Sonnenuntergang.
Die Nacht brach an — und ſchwarze Schatten
Umhüllten dich, du müdes Kind. —
Weißt du, wie wir uns gerne hatten?
Weißt du, wie wir geſchieden ſind?

Wenn ſich dein Aug' . . .

Wenn ſich dein Aug' zum Schlummer ſchließt,
Sollſt du den Mohn in Händen halten,
Der aus des Schlafes Mantelfalten
Die ſüßen ſchweren Düfte gießt.

Dein Aug' iſt blind, dein Blick wird weit.
Der Blütenduft wird ſich geſtalten
Zu Bildern aus vergeſſnen alten
Geſchichten deiner Kinderzeit.

Voll Blüten, die der Sommer ſchneit,
Voll Gluten, die doch nie erkalten,
Trägt dich mit leiſem Wunderwalten
Der Traum in ſeine Einſamkeit.

Doch all ſein Glück verrinnt, zerfließt,
Wenn erſte Morgenglocken ſchallten
Und du durch ſchmale Fenſterſpalten
Dem Tag in's große Auge ſiehſt.

Ich harre dein.

Ich harre dein. Die Nacht iſt weiß,
Im Schilfe ſchaukelt wellenleis
Das leichte Boot.
Noch ſchläft die Erde träumeheiß
Und nur die weiche Woge weiß
Vom Morgenrot.

Ich harre dein. Aus ſchwankem Rohr
Dringt mein Gebet zu dir empor:
Wann fliehen wir?
Da ſchreitet ſtumm aus dunklem Thor
Ein nebelgrauer Gaſt hervor
Und tritt zu mir.

Er nickt. Aus faltigem Gewand
Streckt er zum Gruß die ſchmale Hand
Und ſteigt in's Boot.
Die Kette klirrt, es knirſcht der Sand,
Leis pfeift mein Gaſt, fern iſt das Land —
Und wir ſind tot.

Drei Skizzen

von Heinrich Steinitzer.

(München.)

Sensationen der Liebe.

Ich habe einen Freund und eine Geliebte.

Meine Geliebte liebe ich mehr, meinen Freund habe ich lieber.

Darum wache ich ängſtlich darüber, daß die Beiden ſich nie kennen lernen, daß Keines überhaupt ahnt, daß das Andere auf der Welt iſt.

Denn mein Freund ist ein sehr hübscher Mensch und Held zahlloser Liebesabenteuer, und meine Geliebte — nun, wer auf die Treue seiner Geliebten baut, muß sehr jung oder sehr eingebildet sein, und ich bin höchstens das Letztere.

Da ich aber nun, wie schon gesagt, Lissy und Robert Haider, jedes auf andere Weise, äußerst hoch schätzte, teilte ich meine freien Abende streng zwischen ihnen. Dienstag, Donnerstag und Samstag gehörte Lissy; Montag, Mittwoch und Freitag war Robert geweiht. Den Sonntag vergab ich nach Laune, je nachdem die Liebe oder die Freundschaft stärker in mir war.

So war mein Leben, bis Robert anfieng, sich zu ändern. Er wurde wortkarg, melancholisch, menschenscheu, und plötzlich verreiste er, ohne mir den Grund seiner düsteren Stimmung mitgeteilt zu haben. Von da an widmete ich mich ausschließlich meiner Geliebten. Auf die Dauer wurde jedoch dieses Verhältnis etwas eintönig, und ich war herzlich froh, als nach einem halben Jahre Robert ebenso unerwartet, wie er verschwunden war, wieder zurück kehrte.

Aber er war ein ganz Anderer geworden. Der gefürchtete Don Juan hatte sich in einen grimmen Weiberhasser verwandelt. Lange wagte ich nicht, nach der Ursache dieses Wechsels zu forschen; denn ich witterte ein tragisches Ereignis im Hintergrunde und wollte nicht mit roher Hand die bekannte kaum vernarbte Wunde aufreißen — eines Abends aber, als Robert seiner neu angenommenen Gewohnheit gemäß wieder furchtbar über die Frauen los zog, wurde es mir doch zu viel.

„Zum Teufel!“ fuhr ich auf, „was hast du denn nur mit deinem ewigen Geschimpfe auf die Weiber? Noch vor einem Jahre hast du gerade das Gegenteil behauptet.“

„Vor einem Jahre!“ Robert seufzte tief. „Vor einem Jahre glaubte ich noch an die Liebe.“

„So, und warum glaubst du jetzt nicht mehr daran?“

„Das will ich dir sagen“, antwortete Robert mit unnatürlicher Ruhe. „Die Liebe ist ein Schwindel, ein Betrug, eine Erfindung der Schriftsteller und Dichter. Wenigstens die Liebe, wie sie geschildert wird, dieser Traum von Leidenschaft, Verlangen, von Ungewißheit, Hoffnung und Poesie. Die Liebe ist etwas Positives, Reelles, Exaktes wie ein Kalbsbraten, ein Ziegelstein oder die Reblaus — für den, der ihre Gesetze erforscht hat. Und ich habe sie erforscht.“

„Siehst du“, fuhr er nach kurzer Pause trübe fort, „mit der Liebe ist es wie mit dem Nordpol. Hunderte setzen alle ihre Kräfte auf's Spiel,

um ihn zu entdecken, und wenn sie ihn entdeckt und 50 mal photographiert haben, dann kümmert sich keine Katze mehr um ihn. Denn dort ist es jedenfalls kalt, langweilig und ungemütlich. Aber das Unbekannte reizt uns, die Hoffnung auf neue Sensationen, die Ahnung märchenhafter Stimmungen, die Freude am Ungewissen, das Experimentieren. Daher die vielen Lieder und Gedichte auf bergeshohe Seligkeit, abgrundtiefe Verzweiflung, wahnsinnige Sehnsucht und ähnlichen Blödsinn. Die Dichter beweisen dadurch nur, daß sie keine blasse Idee von dem haben, worüber sie schreiben. Ich kenne die Liebe, und daher weiß ich, daß sie nichts Ungewisses hat, und daher auch nichts Hohes, Schönes oder Poetisches."

„Wie bist du denn zu dieser Kenntnis gekommen?" fragte ich höhnisch.

„Ich schäme mich fast, es zu gestehen", sagte Robert. „Nicht auf dem Wege strenger, exakter, wissenschaftlicher Forschung, sondern durch einen ganz gewöhnlichen Zufall. Erinnerst du dich noch an die Paula?"

„Die mit den kleinen Händen und dem entzückenden Munde?"

„Ja, damit fängt es an! Der Mund war so entzückend, daß ich — nun, du kannst's dir schon denken; damals hieng ich noch an solchen Kindereien. Ich küßte sie also zwei-, drei-, es können auch vier Mal gewesen sein. Und dann machte sie sich los, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie versicherte mir, sie möchte nur eine Frage an mich richten, die aber nie über ihre Lippen käme. Natürlich fragte sie mich gleich darauf, ob ich sie wirklich lieb habe, oder nur so aus Plaisir geküßt hätte. Nun, da war er."

„Wer war da?" fragte ich erstaunt.

„Der notwendige Zufall, der fallende Apfel Newtons, der Theekannendeckel Watts. Paula brachte mich dazu, die Gesetze der Liebe zu entdecken. Denn kaum hatte ich die Frage verstanden, so gieng es mir durch den Kopf: Habe ich das nicht schon einmal gehört? Und dann fiel's mir ein: Die Hilda, die Bertha, die Mimi, die Elsa und wie sie alle hießen, hatten bei der selben Gelegenheit genau das Nämliche gefragt. Ich gieng nach Hause, setzte mich an meinen Schreibtisch und dachte nach, kramte in alten Erinnerungen. Und als ich aufstand, hatte ich das erste Gesetz der Liebe gefunden: ‚Mädchen, die zum ersten Male geküßt werden, fragen nach dem Grunde'. Und ich gieng weiter. Es bleibt ja nicht nur beim Küssen — nun du weißt ja —, also selbst da, wenn nach dem Ausspruche der Dichter unsre ganze Natur in Aufruhr ist, wenn wir im Meer der höchsten, stärksten Gefühle schwimmen und regelmäßig, wie ich gelesen habe, die ganze Welt vergessen — auch da fand ich die tötlichste

Nüchternheit, die gewöhnlichſte Alltäglichkeit. Wie ſich der Überſchwang des Gefühles faſt ohne Ausnahme äußert — du biſt ja auch kein Heiliger und wirſt es wohl ſelbſt wiſſen. — Damit aber war die Frage über dilettantiſches Experimentieren hinaus gerückt, die ernſte Forſchung mußte in ihre Rechte treten. Und ich begann zu ſtudieren. Die Wiſſenſchaft kennt keine Rückſichten, für ſie exiſtiert keine Moral. Es gab Abende, an denen ich fünf Mal hinter einander Liebe ſchwor, fünf verſchiedene Mädchenmunde küßte, fünf Mal die ſelbe Frage über mich ergehen laſſen mußte. Und dann kamen noch ſchlimmere Stunden. Mein Gott, man iſt trotz alledem doch ein Menſch! Es gibt eben Senſationen, die ſtärker ſind als wir. Anfangs hoffte ich noch; die Sehnſucht verzehrte mich, mich ſelbſt widerlegt zu ſehen. Während ich traditionell in den höchſten Genüſſen der Liebe ſchwelgte, wartete ich, horchte, lauſchte, und jedesmal erhob die Schlange im Paradieſe ihr Haupt und ziſchte die bedeutenden Worte: ‚Nicht wahr, du denkſt jetzt nicht ſchlechter von mir‘. Ich kann dir ſchon jetzt mitteilen, daß nach meinen, in dieſer Hinſicht ziemlich abgeſchloſſenen, ſtatiſtiſchen Erhebungen dieſe Frage mit einer Wahrſcheinlichkeit von 53 % an dich gerichtet wird. Dann folgt mit 32 % der Ausruf: ‚Jetzt verachteſt du mich wohl!‘“

„Natürlich hatte ich mir ſchon am Beginne meiner Studien ein Tagebuch angelegt, in das ich alles eintrug, jedes Wort, jede Gebärde, jede ſcheinbar noch ſo unbedeutende Handlung. Ich liebte ſo zu ſagen mit dem Bleiſtifte in der Hand. Und bald fand ich die noch fehlenden Zwiſchenglieder, jede Etappenſtation auf dem Wege der Liebe. Ich irrte mich faſt nie. Ich machte die Prüfung auf die Richtigkeit meiner Forſchungen. Erſt ſchrieb ich die Geſchichte meiner Liebe; dann ſuchte ich mir ein Mädchen, um ſie zu erleben — ach, beide Geſchichten deckten ſich ſtets mit tötlicher Sicherheit. Ich ſtudierte die Liebe der unmöglichſten Weſen, ich ſetzte mich über das Äußere, das Alter, über Stand und Religion hinweg — vergebens! Die 35jährige Ada fand keine anderen Ausdrucksmittel als die 17jährige Betti.“ . . .

Robert ſchwieg und blickte düſter zu Boden.

„Armer Freund!“ ſagte ich, auf's Tiefſte erſchüttert.

Da lachte er gellend auf.

„Noch war ich nicht am Ende meiner Leiden!“ rief er. „Ich Thor hoffte ja noch immer, einmal etwas Neues, etwas Originelles zu hören, zu empfinden, zu entdecken. Vielleicht, dachte ich, hat dieſe unerhörte Gefühlsgleichheit ihren Grund in unſeren deutſchen Verhältniſſen, in der Gleichförmigkeit unſerer Lebensbedingungen. Alſo fort in Gegenden, wo

noch Natur an Stelle unserer nivellierenden Kultur zu finden ist. Oh, du kannst dir nicht vorstellen, mit welcher Inbrunst ich zum ersten Male die roten Lippen einer schwarzen Italienerin küßte. Aber prompt, wie eine Antwort auf mein unausgesprochenes Sehnen, tönten mir die Worte entgegen: „Mi voi bene davvero, o non la pensi sul serio?“ Wie Ahasveros floh ich von dannen. Nach Spanien, Griechenland, Rußland, Amerika führte mich mein irrender Fuß. Überall nahm ich mir nur die nötigste Zeit zu meinen Studien; — nachdem ich 15 verschiedene Länder durchquert, 15 Rassen geliebt hatte, mußte ich mir eingestehen, daß ich das einzig Neue, was ich gelernt hatte, eben so gut in Ollendorf's Grammatiken zu Hause hätte finden können. Da wurde ich ruhig — ein Mann der Wissenschaft hat keine Thränen, er forscht, er arbeitet und leidet schweigend. Still setzte ich mich in einen einsamen Gebirgswinkel und verarbeitete die Ergebnisse meiner Studien. Das Werk meines Lebens sollte ein Lexikon der Liebe werden. So weit bin ich noch nicht, aber ein kleiner, handlicher Leitfaden für den Taschengebrauch ist vollendet.“

Stolz zog er ein dünnes Buch aus der Tasche und überreichte es mir feierlich.

„Hier findest du alles“, fuhr Robert fort, „was dir die Liebe geben kann. Du setzest dich in einen bequemen Fauteuil, zündest dir eine Zigarre an, und kannst mit Leichtigkeit drei bis vier Verhältnisse an einem Abend erledigen. Das ist eine ungeheure Ersparnis an Zeit, Geld und Lebenskraft. Und erst die unendliche Langeweile, der du auf diese Weise entkommst.“

„Siehst du“, sagte Robert und legte mir teilnehmend die Hand auf die Schulter, „im Anfange wird's dir ja schwer werden. Die Gewohnheit ist zu stark in uns. Darum habe ich auch gezögert, Dich von meiner Entdeckung in Kenntnis zu setzen. Wenn du erst dies Buch gelesen hast, wirst du einsehen, daß dir das Weib und die Liebe nichts bieten kann, das du nicht schon tausend Mal gehört, gesehen, empfunden, gefühlt hast. Nichts als unendliche Wiederholung. Aber man muß den Dingen in's Auge sehen, wie sie wirklich sind — also brich mit deiner Geliebten, wenn du eine hast, und tröste dich mit dem Bewußtsein, ein Weiser unter so viel Narren zu sein“.

„Nur ein Philister“, entgegnete ich mit Würde, „glaubt blindlings, was man ihm sagt, daher laß mich erst auf eigene Faust studieren, und wenn ich zu dem gleichen Resultate gelange wie du, werde ich deinem Pfade folgen.“

Robert lächelte mitleidig.

„An den Geſetzen der Liebe läßt ſich nicht rütteln", ſagte er. —

Ich aber ſtudierte. Zuerſt natürlich bei Liſſy.

Ich mußte allerdings in dem ‚Leitfaden der Liebe' ziemlich weit hinten beginnen, die erſten Kapitel hatten wir ja ſchon längſt hinter uns. Und mit Erſchrecken bemerkte ich, daß Robert Recht hatte. Zuerſt amüſierte es mich, als alles „nach Vorſchrift" ſich abwickelte; dann langweilte ich mich, ſchließlich ärgerte ich mich. Liſſy gehörte auch nach Roberts ſtatiſtiſcher Zuſammenſtellung zu jenen Geſchöpfen, deren Liebestypus prozentual am ſtärkſten vertreten iſt. Obwohl unſere Beziehungen nachgerade eine beſtimmte Geſtalt angenommen hatten, konnte ſie es doch nicht unterlaſſen, gewiſſen Situationen durch geradezu gewöhnliche Auffaſſung noch den letzten Reiz zu nehmen. Wenn man zwei Jahre lang — na, nicht gerade Schiller und Goethe mit einander geleſen hat und ſoll dann noch auf die Frage antworten: „Sag', liebſt du mich auch wirklich?" — ſo geht das doch zu weit. Früher wär's mir ja gleich geweſen, aber jetzt war ich durch Roberts Buch aufmerkſam geworden; ich wartete förmlich auf die Gemeinplätze der Liebe und litt Qualen bei ihrer Wiederholung.

Da kam mir eine Idee.

Warum ſollte Liſſy, die doch die Grundlagen der Liebe in meiſterhafter Weiſe beherrſchte, ſich weniger anſtellig bei Erlernung ihrer äſthetiſchen Formen zeigen. Ich verſuchte, einige der blödeſten Redensarten durch andere zu erſetzen, und es gelang. Schließlich machte ich geradezu einen Sport daraus, Situationen und die ſie begleitenden Reden in das größte Mißverhältnis zu ſetzen. Wir liebten wie alle Menſchen, aber was wir dazu ſprachen, war originell, individuell, überraſchend.

Schade, daß meine Phantaſie bald nicht mehr genügte, neues Material herbei zu tragen. Der ſchaffende Genius meines Geiſtes erlahmte, und um ihn zu beleben, beſchloß ich auf Studienfahrten auszuziehen. Leider entſprachen die ſo gewonnenen Reſultate nicht ganz meinen Anſtrengungen. Was Robert vorher geſagt hatte, traf ein — ſtatt einer in innerem Erlebnis erkämpften Anſchauung der Liebe trat mir die platteſte Trivialität entgegen.

Reuig kehrte ich zu Liſſy zurück — doch die war fort.

„Abgereiſt", ſagte mir ihre Hausfrau und ſchlug mir die Thüre vor der Naſe zu. Ich war vernichtet.

Niemand konnte mir erſetzen, was Liſſy mir geweſen war. Jeder Künſtler liebt ſein Werk doppelt, und Liſſy war mein Werk. Zu welcher Höhe des Nachempfindens hatte ich ſie nicht erzogen! Sollte ich jetzt bei

einer Andern von Neuem beginnen, wieder alle Studien der Alltäglichkeit durchlaufen, bis im Genuſſe des Erworbenen die Ruhe winkte.

Müde, angeekelt von der Treuloſigkeit der Menſchen begab ich mich zu Robert. Er war nicht zu Hauſe. „Verreiſt!“ Wahrſcheinlich, um ſeine Studien fort zu ſetzen. So war ich denn ganz vereinſamt.

Aus Verzweiflung lernte ich radeln. Als ich's konnte, beſchloß ich nach Venedig zu radeln. Alle Leute, die radeln können, fahren nach Venedig.

Ohne Unfall erreichte ich Italien, kaum zwei Kilometer hinter der Grenze ſtürzte ich aber auf dem ſchlechten Pflaſter. Glücklicherweiſe gerade vor der Thür eines Albergo's. Als ich mich erhob, ertönten zwei Schreie; den einen ſtieß ich aus, den andern Robert, der neben einem prächtigen Tandem auf der Veranda ſaß und Kaffee trank.

„Du hier!“ ſagten wir gleichzeitig.

Nach dieſer geiſtvollen Bemerkung ſetzte ich mich zu ihm und ſah bald ihn, bald das Tandem erwartungsvoll an.

„Ich bin auf der Hochzeitsreiſe“, erklärte Robert.

„Du — auf der — Hochzeits—reiſe?“ ſtammelte ich faſſungslos.

„Du wunderſt dich wohl“, meinte Robert, „daß ich, der Entdecker der Liebeslüge, der nivellierenden Liebesgeſetze, auch dem gewöhnlichen Loſe der Menſchen verfallen bin? Wenn du willſt, will ich dir erzählen, wie das gekommen iſt.“

Ich wollte.

„Bald, nachdem ich dir mein Buch gegeben hatte“, begann Robert, „lernte ich ſie kennen. Anfangs beachtete ich ſie natürlich nicht beſonders, aber nach einiger Zeit wurde ich doch ſtutzig. Sie war nicht wie alle Andern. Es waren ja nur Nüancen, die ſie vorteilhaft auszeichneten, aber immerhin war ich aufmerkſam geworden. Und ich beſchloß, zur erſten Probe zu ſchreiten. Du kannſt dir nicht denken, welche Angſt ich ausſtand, während ich ſie küßte. Eine Viertelſtunde lang hörte ich nicht auf, nur, um ihr keine Zeit zu laſſen, die verhängnisvollen Worte zu ſprechen. Aber endlich mußte ich Luft ſchnappen und da — Menſch — Freund — du wirſt nie empfinden, was ich fühlte, als ſie ſagte: ‚Der Maulwurf iſt das gefräßigſte Tier, er kann das Doppelte ſeines Gewichtes zu ſich nehmen‘.“

„Was ſagte ſie?“ rief ich. Und Robert wiederholte.

Ich war ſtarr. Was Robert mir mit Behagen ſoeben zum zweiten Male erzählte, war ja mein geiſtiges Eigentum, war einer der zwölf Sätze, die ich gerade für dieſe Gelegenheit Liſſy mit nicht geringer Mühe ein-

geprägt hatte! Eine Flut von Kombinationen kreuzte mein Hirn. Hatte Lissy vielleicht eine Spezialschule für Damen zur Erlernung der zur Liebe nötigen Formen begründet?

„Fahre fort!“ sagte ich mit dumpfer Stimme.

„Nicht wahr, diese feinsinnige Originalität überrascht dich“, bemerkte Robert schwärmerisch. „Ein Mann hätte so etwas in diesem Momente nie sagen können. Nun, an jenem Abende war ich selig. Und so gieng es weiter, sie enttäuschte mich ununterbrochen. Was ich gefürchtet hatte, geschah niemals, stets that oder sagte sie etwas Geistreiches, Unerwartetes. Und doch zögerte ich, zur letzten — zur Hauptprobe zu schreiten. Wenn sie die nicht bestand, dann war alles Andere umsonst, dann war sie zwar eine Ausnahme, aber eine zufällige, keine innerlich vertiefte, keine prinzipielle, keine systematisch entwickelte. Meine Aufregung an jenem Abende werde ich nie vergessen; noch jetzt begreife ich nicht, daß ich überhaupt die Kraft zur Ausführung der Vorbereitungen fand. Und diese Furcht vor dem aprés. Nun — ich will dich nicht auf die Folter spannen. Ich wartete und wartete, und sie — sagte gar nichts. Ein originelles Wort in jener Stunde wäre groß gewesen, ihr Schweigen war sublim, war eine Erinnerung für's Leben.“

Das sagte er mir, dem er diese sublime Erfindung offenbar verdankte. Wie oft hatte ich nicht Lissy ermahnt: „Wenn dir in besonders wichtigen Momenten nichts einfällt, dann sage auch nichts!“

Nun, das Rätsel mußte sich ja leicht lösen lassen.

„Wo ist denn dieses Wunderwesen?“ fragte ich.

„Sie schläft“, sagte Robert leise, wie ein verliebter Kater. Aber plötzlich sprang er auf und warf Kußhände nach allen Himmelsgegenden. „Da steht sie ja!“ rief er. „Da, am Fenster — meine schwarze Perle, mein blauer Diamant, mein weißer Rabe.“

Ich sah hinauf. Kein Zweifel, da stand Lissy.

Ich grüßte, sie nickte kühl, wie man einem Freunde des Mannes zunickt, und verschwand im Zimmer.

„Hast du sie denn wirklich geheiratet?“ fragte ich, nicht ohne Schadenfreude.

„Ich mußte“, meinte Robert ernst. „Das war ich der Wissenschaft schuldig. Denke, wenn sie in falsche Hände käme! in die eines Liebesignoranten, der von ihren aesthetischen Feinheiten nichts versteht, wie du zum Beispiel — — — aber was hast du denn?“

Was ich hatte? Einen innerlichen Lachkrampf, der sich zu einem äußeren zu entwickeln drohte. Ohne ein Wort sagen zu können, schwang

ich mich auf meine Maſchine und ſauſte davon. An der nächſten Ecke aber konnte ich mich nicht mehr zurück halten und lachte — lachte, wie noch nie in meinem Leben. Allmählich aber verwandelte ſich meine luſtige Stimmung in eine düſtere. Es war ja wahr: Robert, der ein Liebesoriginal zu beſitzen wähnte, hatte nichts als einen Aufguß ſeiner eigenen Ideen bekommen — ſeine Blamage jedoch gab mir meine Geliebte noch immer nicht zurück.

Ich fühlte mich ſehr unglücklich. Dann aber tröſtete ich mich.

Ich habe keinen Freund mehr und keine Geliebte. Robert aber hat keinen Freund mehr und eine Frau.

Das iſt ſchlimmer!

Im Café.*)

Ich ſaß einmal im Kaffeehauſe.

Neben mir ſaßen am nächſten Tiſch vier Herren und eine Dame und unterhielten ſich über einen Fall, der großes Aufſehen erregt hatte. Ein berühmter Mann hatte ſeine Frau nach langjähriger Ehe verlaſſen, um mit einem jungen, ſchönen Mädchen zuſammen zu leben. „Ohne Gefühl iſt die Liebe etwas Häßliches", ſagte einer der Herren. „Wenn er ſeine Frau nicht mehr liebte, konnte er auch nicht mehr mit ihr zuſammen leben."

„Der hat Recht", dachte ich.

„Ehe und Liebe ſind zweierlei", ſagte ein Anderer. „Die Ehe iſt eine ſoziale Inſtitution, ſie kann ſich unmöglich nach jedem Gefühlswechſel richten."

„Der hat auch Recht", dachte ich.

„Ultra posse nemo tenetur", meinte der Dritte. „Man handelt nur ſo, wenn man muß, wenn das Gefühl eben ſtärker iſt als der Wille."

„Sehr richtig", dachte ich.

„Wenn Sie ſtatt Pflicht und Verantwortung die Leidenſchaft ſetzen", fiel der Vierte ein, „kann kein geordneter Staat exiſtieren."

So ſagten die Vier noch vielerlei, was unzweifelhaft richtig und unanfechtbar war. Trotzdem ſtritten ſie ſich, da jeder ſeine Behauptung als die allein richtige gelten laſſen wollte.

*) Dieſes kurze Stück entnehmen wir, während die anderen beiden Original-Abdrucke ſind, der kürzlich im „Deutſchen Verlagshaus Vita" zu Berlin erſchienenen Sammlung des Autors: „Wie wir lieben", auf die wir nach ſolchen Proben mit ganz beſonderem Behagen hinweiſen. D. Schr.

Plötzlich hörte ich jemand sagen: „Mir thut nur die arme Frau leid!“ Wer das sagte, war die Dame.

Die vier Herren sahen sich stillschweigend an, und auf ihren Gesichtern erschien ein leises, nachsichtiges Lächeln.

„Auch ein Standpunkt“, sagten sie fast gleichzeitig, „aber über den läßt sich nicht streiten.“

Und dann setzten sie ihre „Diskussion“ fort.

Die kleine Wahrheit.

Es war einmal, vor vielen tausend Jahren, eine kleine Wahrheit. Sie war jung, hatte eine rosige Haut und große blaue Augen. In einem ungeheuren Palaste wohnte sie zusammen mit den anderen Wahrheiten. Es giebt deren männliche und weibliche, wie bei uns Menschen, und sie thaten zärtlich mit einander, ohne sich im Geringsten zu schämen, obwohl der Palast ganz aus Glas war und jedermann hinein schauen konnte. Aber es kommt noch besser. Alle Wahrheiten hatten eine einzige Mutter, die Ewigkeit, die sah diesem lästerlichen Treiben ruhig zu und sagte gar nichts. Sie war steinalt, denn jedes Jahr wurde sie um so viel Jahre älter als alle Wahrheiten zusammen. Das ist schnurrig, aber dafür war es auch die Ewigkeit. Und noch seltsamer ist, daß nicht alle Wahrheiten älter wurden. Manche verjüngten sich, wurden kleine Kinder, und waren doch vordem schon alte, erfahrene Leute gewesen. Kurz, es herrschte keine Ordnung in dem Palast und keine Sittlichkeit, denn die Wahrheiten heirateten unter einander, wie's ihnen gerade einfiel, d. h. sie heirateten sich nicht einmal, sie giengen eben mit einander — eine ganz zuchtlose Wirtschaft.

Nur selten kamen Menschen in jene Gegend, wo die Wahrheiten wohnten; und wenn einer erschien, war es stets ein Trauertag für die ganze Gesellschaft. Der gieng dann zur Ewigkeit hinein und schloß sich mit ihr ein. Was sie verhandelten, konnte durch die dicken Glaswände niemand hören; aber das Ende war immer, daß eine der Wahrheiten gerufen wurde und mit dem Menschen fort gehen mußte. Oft kehrten sie nach langen Jahren zurück, aber dann sahen sie ganz abgerissen und mager aus. Es dauerte geraume Zeit, bis sie wieder zu Kräften kamen, und da war es begreiflich, daß sie von ihren Erlebnissen unter den Menschen nicht gerne erzählten. Aber trotzdem wurden sie von den Wahrheiten, die zu Hause bleiben mußten, heftig beneidet.

Digitized by Google

Einmal, gerade an ihrem Geburtstage, wurde die kleine Wahrheit zu ihrer Mutter gerufen. Als ſie ſchon von ferne einen Menſchen bei der Ewigkeit gewahrte, zitterte ſie vor Freude, denn nun, das wußte ſie, war ihre Zeit gekommen. Und ſie hatte ſich nicht getäuſcht.

„Kleine Wahrheit", ſagte die Ewigkeit, „du mußt fort. Sei nicht traurig und thue, was man von dir verlangt."

Aber der kleinen Wahrheit fiel es gar nicht ein, traurig zu ſein. Im Gegenteil, ſie war ſo überglücklich, daß ſie ſchon an ihrem Beſtimmungsorte war, bis ſie ſich bewußt wurde, was mit ihr vorgieng.

Der Menſch, der ſie von ihrer Mutter begehrt hatte, war ein alter Mann, in langem wallendem Gewande. Der brachte ſie in einen großen, tempelartigen Bau, wo viele gleich gekleidete Männer waren. Die ſtürmten auf ihn ſogleich ein und fragten eifrig: „Haſt du ſie, haſt du ſie?"

Stolz zeigte der Alte die kleine Wahrheit, dann ſtellte er ſie auf ein hohes Marmorpoſtament; die Anderen zündeten ein Feuer vor ihr an und warfen wohlriechendes Harz hinein, daß die kleine Wahrheit von bläulichen, duftenden Wolken umgeben war.

Von draußen aber drang Lärm, Singen und Jauchzen herein, und kaum öffneten die Greiſe die Thür, ſo ſtrömte eine Menge Menſchen in den Tempel, die warfen ſich demütig vor der kleinen Wahrheit zu Boden und brachten ihr Weihgeſchenke dar.

Das gieng Jahre ſo fort. Auf die Dauer war es zwar etwas langweilig, auf dem Poſtamente zu ſtehen und ſich verehren zu laſſen, aber man fühlte doch auch, daß man etwas vorſtellte. Mit der Zeit jedoch kamen immer weniger Menſchen; bald waren die Greiſe die einzigen, die die kleine Wahrheit zu Geſicht bekam, und endlich verſchwanden auch dieſe. Kühl war's im dämmernden Tempelraum, über dem längſt erloſchenen Feuer, und recht einſam. Und einmal tönte wieder Lärm und Geſchrei von außen; Menſchen ſtürmten herein, aber ſtatt koſtbarer Opfergaben hatten ſie Keulen und Schwerter in den Händen, ſtatt frommer Geſänge tönten wilde Flüche von ihren Lippen.

Die kleine Wahrheit fürchtete ſich zuerſt ob des ungewohnten Anblickes; als ſie aber an der Spitze des Haufens Männer in den ihr ſo wohl bekannten weißen Prieſtergewändern ſah, beruhigte ſie ſich wieder. Die aber ſchienen es dem Pöbel an Zerſtörungswut noch zuvor thun zu wollen. Als die Erſten erkletterten ſie das Poſtament, packten die ſchreckenerſtarrte kleine Wahrheit und warfen ſie unter wüſtem Geſchrei den unten Tobenden zu. „Da habt ihr ſie, die Lügendirne", das war das Letzte, was die arme kleine Wahrheit hörte.

Als sie wieder zu sich kam, war es Nacht. Bleiches Mondlicht beleuchtete die noch rauchenden Tempeltrümmer. Tiefe Stille ringsum. Stöhnend erhob sich die kleine Wahrheit. Wie sah sie nur aus? In Fetzen hieng ihr das Gewand um den blutigen Leib, kaum vermochte sie sich fort zu schleppen. So schnell es die schmerzenden Glieder erlaubten, humpelte sie weiter, um weg zu kommen von dort, wo ihr so Schmähliches widerfahren. Der grauende Morgen fand sie schon weit ab von den Wohnungen der Menschen in dichtem Walde.

Da lebte sie lange Zeit, kümmerlich, ohne Obdach, ohne jede Gesellschaft. Manchmal sah sie wohl Menschen von ferne, aber die benahmen sich stets so wunderlich; die einen ergriffen bei ihrem Anblicke die Flucht, als wäre sie ein böser Geist, andere hoben wie betend die Arme empor — doch niemand wagte, sich ihr zu nähern. Einmal aber erspähte sie einen hoch gewachsenen Mann, der allein durch's Dickicht schritt. Der eilte, kaum daß er sie erblickte, jubelnd auf sie zu, ergriff sie sonder Scheu und konnte vor freudiger Bewegung nur stammeln: „Hab' ich dich endlich — endlich!" Bei Nacht führte er sie in sein Haus, gab ihr neue Gewänder und hegte und pflegte sie, daß sie bald wieder rund und rosig wurde, wie einst in ihrer Heimat.

Sonst sah sie niemanden bei ihrem neuen Verehrer; nur manchmal kam ein Freund zu ihm, dann wurde sie in ein Nebenzimmer eingeschlossen und hörte nur, wie Beide mit einander disputierten. Eines Tages wurde das Streiten besonders laut — plötzlich wurde die Thüre aufgerissen, und die zwei Männer erschienen auf der Schwelle. „Glaubst du es nun?" rief der Beschützer der kleinen Wahrheit.

Der Andere aber sah sie höhnisch an und lachte laut. Da riß jener ein Schwert von der Wand und stieß es ihm in die Brust, daß er sterbend zu Boden sank.

„Warum hast du ihn getötet?" fragte die kleine Wahrheit.

„Weil er nicht an dich glaubte."

„Glaubt er jetzt?" fragte sie wieder unschuldsvoll. Da gieng ein Zittern durch den Körper des Mannes, stumm wandte er sich und verließ das Haus. Tage um Tage vergiengen, er kam nicht wieder zurück. Da machte sich auch die kleine Wahrheit auf den Weg, denn allein im Hause mit dem Erschlagenen war es ihr doch zu unheimlich. So begann denn wieder das Wandern. Aber diesmal wählte sie nicht den Wald zum Wohnsitze; hoch hinauf stieg sie in Bergeseinsamkeit und suchte sich eine Felsenhöhle, von deren Eingange sie weit hinaus sah über das Land. So saß sie viele, viele Jahre, ohne jemals einen Menschen zu erblicken. Aus ihrem Sinnen

weckte sie aber einmal hallender Männertritt, und als sie aufsah, gewahrte sie einen stolzen Jüngling; der kam gerade auf sie zu geschritten, und als er vor ihr stand, sagte er: „Ich wußte, daß ich dich hier finden würde.“ Und er nahm sie bei der Hand und zog am hellen Tage mit ihr herab in die volkreiche Stadt am Fuße des Gebirgs, durch Scharen der Bewohner, die ihm erstaunt nachsahen. Noch waren sie aber nicht weit gekommen, da drängten sich schwarzvermummte Männer durch das Volk, ergriffen die Beiden und schleppten sie in ein schauriges Gefängnis.

Die kleine Wahrheit wußte nicht, wie ihr geschah, so schnell war der Wechsel von sonniger Bergeshöhe zu dumpfer Kerkerluft gewesen. Sie merkte nicht, wie das enge Gelaß sich mit seltsamen Menschen in schwarzer Kuttentracht füllte, die ihren Gefährten banden und mit schrecklichen Instrumenten seinen Leib zerrissen; erst sein furchtbarer Schmerzensschrei weckte sie aus ihrer Betäubung.

„Warum quält man dich?“ fragte sie entsetzt.

„Weil ich an dich glaube“, stöhnte mit verzerrtem Antlitz der Unglückliche. Die Schergen aber rissen sie von ihm fort, dessen letzter Blick noch, der Qualen spottend, aufleuchtend auf ihr ruhte, und brachten sie in einen anderen Kerker.

Schon nach wenigen Tagen wurde auch ihr Urteil gesprochen. Sie verstand nichts davon, sie sah nur eine eiserne Kiste mit riesigen Vorhängeschlössern und stählernen Bändern; in die sperrte man sie und schloß den Deckel.

Da war es nun sehr dunkel und langweilig. Nur selten wurde die Kiste geöffnet. Dann kamen regelmäßig zwei Männer in schönen Uniformen, die blickten hinein, und wenn sie die kleine Wahrheit sahen, dann schlugen sie entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammen. Zwischen ihnen aber stand jemand, der war noch reicher gekleidet und trug eine goldene Krone auf dem Haupte. Der machte ein trauriges Gesicht und sprach: „Ich danke euch, ihr Getreuen, daß ihr sie so gut verborgen habt.“ Und wenn er das gesagt hatte, wurde die Kiste wieder auf's Sorgfältigste verschlossen.

Daß dieser Vorgang stets den Tod des alten und den Regierungsantritt des neuen Königs bezeichnete, wußte die kleine Wahrheit natürlich nicht.

So vergiengen wieder Jahrhunderte; da drang eines Tages lauter Lärm bis in die finstere Einsamkeit der Eisenkiste. Und dann fühlte die kleine Wahrheit, wie man versuchte, mit Gewalt die Schlösser zu brechen. Endlich sprang der Deckel auf, und sie sah einen Haufen wild blickender Menschen, Männer und Weiber, die sich laut schreiend um die Kiste drängten. „Habe ich das nicht schon einmal erlebt?“ — dachte die kleine Wahrheit, als man sie jetzt sorgsam heraus nahm, auf einen Thron setzte

und im Triumphe durch die Straßen trug, die von jubelnder Menschenmasse erfüllt waren. Über ihre Reihen hinweg sah die kleine Wahrheit, während sie vorüber getragen wurde, auf einen großen Platz, wo das Volk eben beschäftigt war, den Herren in ihren schönen Kleidern die Köpfe abzuschneiden. Dann brachte man sie in einen großen Saal, setzte sie auf ein hohes Postament, und Männer und Weiber tanzten in wüstem Reigen um dieses.

„Wie in alter Zeit", meinte die kleine Wahrheit, „nur etwas ruhiger waren damals die Menschen." Aber auch die neuen Menschen beruhigten sich allmählich. Anfangs gab es Tag um Tag große Feste; da hielten sie lange Reden und schmückten das Postament mit Fahnen und Blumen. Dann jedoch wurde es stiller und stiller in dem großen Saal, und endlich stand er oft Wochen lang leer, ehe sich jemand hinein verirrte. Die Wände bekamen Risse, der Stuck fiel von der Decke; es war ein trauriger Aufenthalt.

Sie werden schon wieder kommen, dachte die kleine Wahrheit; aber sie kamen nicht, und so entschloß sie sich endlich, die Menschen selbst aufzusuchen. Anfangs hatte sie wohl Angst, sich auf die Straße zu wagen; zu ihrer größten Verwunderung bemerkte sie aber, daß niemand ihr auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Weder das Volk, noch die hohen Herren, die jetzt wieder in schönen Uniformen einher stolzierten, schienen sie zu beachten. Das ärgerte die kleine Wahrheit. Sie war gewohnt, verehrt oder mißhandelt zu werden; diese völlige Nichtachtung war ihr neu und empörte sie.

Lange zauderte sie, dann wandte sie sich an einen Herrn, der vornehm und höflicher als die Andern aussah, und sprach ihn an. Der hörte ihr eine Weile zu, dann sagte er: „Ich verstehe Sie nicht. Sie beklagen sich über das Benehmen der Leute gegen Sie. Mein Gott, wenn man einmal eine alte Binsenwahrheit ist, muß man eben resignieren."

Nach diesen Worten grüßte er ziemlich höflich und gieng seines Weges.

Eine alte Binsenwahrheit! Die kleine Wahrheit hätte fast angefangen zu weinen. Aber sie sah ein, daß der Herr Recht hatte — sie fühlte sich alt. Sie hatte nicht mehr die Kraft, in den wilden Wald oder auf sonnige Bergeshöhe zu fliehen, sie empfand Angst vor der Einsamkeit. Und so zog sie denn in den Straßen umher, immer vergeblich bestrebt, die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu lenken. Manche nickten ihr wohl freundlich zu, Andere sahen sie mit mißtrauischen, bösen Augen an, aber die Meisten giengen gleichgiltig an ihr vorüber.

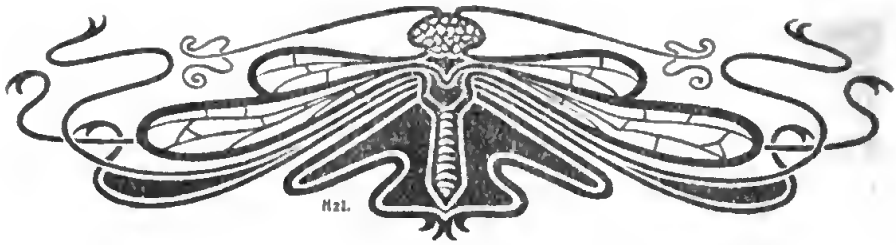
Das waren schlimme Zeiten für die kleine Wahrheit. Müde und gelangweilt trieb sie sich in den Tempelhöfen und Vorhallen der Kirchen umher. Sie wußte wohl, daß sie im Innern Genossen aus dem gläsernen Palaste treffen würde; aber sie schämte sich, ihnen in solchem Aufzuge, so abgerissen, alt und jämmerlich gegenüber zu treten.

Als sie wieder einmal vor einer Kirche stand und mit hungrigen, erinnerungsmüden Augen durch die geöffnete Thüre hinein sah, wo duftender Weihrauch wie Nebel die goldenen Kerzen umwallte, bemerkte sie einen alten freundlichen Herrn, der sie wohl schon längere Zeit durch seine Brille beobachtet haben mochte. Jetzt kam er auf sie zu und sagte in teilnehmendem Tone: „Was machst denn du hier, arme kleine Wahrheit?!“ Wie sie sich endlich einmal wieder bei ihrem Namen nennen hörte, wurde der kleinen Wahrheit so wehmütig um's Herz, daß sie laut zu schluchzen anfieng und kein Wort hervor brachte.

Der alte Herr aber nahm sie bei der Hand und führte sie nach Hause. Dort setzte er sich ihr gegenüber und wartete geduldig, bis sie sich ausgeweint hatte. Endlich trocknete sie ihre Thränen und fragte leise: „Ist es wahr, daß ich eine alte Binsenwahrheit bin?“ Und nachdem sie so lange geschwiegen, mußte sie weiter reden, ohne erst eine Antwort abzuwarten, und erzählte dem alten Herrn ihre ganze Geschichte, von da an, als sie ihre gläserne Heimat verlassen hatte.

Als sie schwieg, hatte auch der alte Herr Thränen im Auge. Zärtlich streichelte er ihre Hand und sagte: „Kleine Wahrheit, du bist nicht umsonst zu uns gekommen, und wenn du jetzt auch wirklich eine alte Binsenwahrheit geworden bist, so gräme dich nicht, denn damit hast du dein Ziel erreicht. Und daß du nicht vergessen wirst, dafür laß nur mich sorgen, denn das hast du nicht verdient. Du warst den Menschen ein Gegenstand der Liebe und des Hasses, der Furcht und der Anbetung, Viele sind um deiner willen zu Grunde gegangen und haben ihr Leben dahin gegeben für dich. Und weil so Viele durch dich ihr Glück, ihr Ziel, ihre Bestimmung empfangen haben, so sollst du auch belohnt werden.“ Nach dieser langen Rede ergriff der alte Herr die kleine Wahrheit und — ja, an das, was weiter mit ihr vor gieng, vermochte sie sich nie mehr zu erinnern. Es war nicht gerade schmerzlich, aber angenehm war es auch nicht.

Als sie ihr volles Bewußtsein wieder erhalten hatte, da fand sie sich als zwei Spalten langer Artikel im Konversationslexikon und — da wußte sie, daß sie zu ihrer Mutter, der Ewigkeit, zurück gekehrt war.



Zu Carl du Prels Gedächtnis.*)

Von Martin Greif.
(München.)

In der Schrift: „Der Tod, das Jenſeits, das Leben im Jenſeits“ (II. unveränderte Auflage; Jena, Hermann Coſtenoble, 1901), ſpricht unſer inzwiſchen dahingeſchiedener Dr. Carl du Prel ſeine durch eingehende Unterſuchungen ſyſtematiſch begründete Lehre von der Unſterblichkeit der Seele des Menſchen und ſeinem Fortleben im Jenſeits in eindringlichen Worten aus. Es iſt ſein Teſtament, das er im Vorgefühle ſeines nahen Todes verfaßt und uns Allen zur Beherzigung hinterlaſſen hat. Aber er hat auch in der That Beweisgründe aufgeſtellt, die leichter zu verneinen, als zu widerlegen ſind, da er ſie auf dem Wege der Beobachtung und Erfahrung gewonnen, den jeder, der ihm nachzugehen wünſcht, betreten kann und mit Gewinn betreten wird, wofern es ihm nur wirklich darum zu thun, ſich innere Gewißheit in dieſer wichtigſten Frage des Daſeins zu verſchaffen. Experimentelle Verſuche liegen dieſer Lehre ja mit zu Grund; die nur dann nichts bedeuten würden, wenn ſie mißlungen oder wenn falſche Schlüſſe aus ihnen gezogen worden wären. Der Gegenbeweis hätte alſo nach dieſen beiden Richtungen hin ebenfalls zu erfolgen, denn nur wiſſenſchaftlicher Hochmut wird Thatſachen ununterſucht verwerfen und darauf gefolgerte Schlüſſe, ohne ſie vorher eingehend zu prüfen, mißachten wollen.

Zur Ehre der Philoſophie aber und des Sinnes, der in ihrem Namen liegt, möchten wir dieſe total unwiſſenſchaftliche Haltung endlich einmal und für immer abgethan wiſſen. Iſt man dieſen Ernſt doch auch einer Bewegung ſchuldig, die in allen Weltteilen die Gemüter nicht nur von Tauſenden erfaßt hat, und die daher allein mit dem Stigma des Aberglaubens verächtlich brandmarken und dadurch dem öffentlichen Ge-

*) Geboren 3. April 1839.

ſpötte preis geben zu wollen, keinen edlen Sinn und einen nur ſehr kurzſichtigen Blick verrät. Auch das in den Deckmantel der Geringſchätzung ſich hüllende Stillſchweigen wird nur bei ſehr beſchränkten Intelligenzen auf die Dauer die gewünſchte imponierende Wirkung hervor bringen können, denn es erſcheint dem aufmerkſamen Beobachter weit mehr als vorbauender Zweifel, einem ernſten Kampfe gewachſen zu ſein, und als ahnungsvolle Furcht, aus der eingeleiteten Kontroverſe beſiegt hervor zu gehen. Freilich könnten rein philoſophiſche Denker, die ſich dieſer ihrer Pflicht erinnern, des Beiſtandes der Naturforſcher, nachdem das Problem der Unſterblichkeit auf dem von du Prel und ſeinen Anhängern eingeſchlagenen Wege zu einem naturwiſſenſchaftlichen zugleich geſtempelt worden iſt, kaum entraten, und um ſo mehr iſt es zu beklagen, daß die Naturkundigen nach dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft mehrenteils Materialiſten ſind, daher ſie zur Löſung einer ſolchen Frage ihren Beiſtand im Voraus verweigern oder von unmöglichen Zugeſtändniſſen abhängig machen dürften.

Es bliebe daher, ſo lange die Naturwiſſenſchaften nicht nach vorläufiger Erledigung ihrer Details-Aufgaben wieder in der geiſtigen Beherrſchung des ganzen Wiſſensſtoffes ihr Ziel ſuchen, für den rein logiſchen Kopf nur der Ausweg übrig, ſich gleichfalls auch der Beſchäftigung mit naturwiſſenſchaftlichen Problemen zuzuwenden, wie es in hervorragendem Maße ein Leibniß und ein Kant vordem ſchon gethan haben und wie es auch Carl du Prel unternommen, der ſich bekanntlich auf dem Gebiete der Aſtronomie einen anerkannten Namen errungen hat als Begründer der Ausleſetheorie im Darwin'ſchen Sinne. Zweifellos würden ſolche durch das Studium der Naturwiſſenſchaften mehr vorbereitete Denker ſich mit kritiſchem Blick auch der Ergründung des Somnambulismus und der magiſchen Kräfte im Menſchen erfolgreich zuwenden können, und ſie würden folgerichtiger Weiſe nicht vor der endlichen Unterſuchung des Spiritismus ſtehen bleiben wollen, was die herrſchende Scheu vor dieſem abgründigen Gebiet myſtiſcher Natur außerdem auch bei einem an ſich kühnen Forſchergeiſte leicht zu bewirken vermag. Ein ſolcher Adepte würde ſich bald auch, ſchon der troſtvollen Ausſicht wegen, mit den nächtlichen Erſcheinungen der Revenants aus dem Jenſeits befreunden. Dieſe würden ſich dann aber von ihm kritiſch beobachten und ſo weit es angänglich, auf ihre animiſtiſchen Beſtandteile zurück führen laſſen, was aber nimmermehr im Vornherein durch ein bloßes Machtwort der ſkeptiſchen Vernunft, ſondern nur auf dem Grunde gegenteiliger Erfahrungsreſultate geſchehen könnte. Erſt aber, wenn dieſe Beſeitigung des blindes Vorurteils eingetreten ſein wird, werden auch die Lehrmeinungen du Prels, dieſes unerſchrockenen

Vorkämpfers auf dem Gebiete der Myſtik und der magiſchen Naturwiſſenſchaften, welche zugleich auch künftig einen Zweig der Philoſophie zu bilden, berufen ſein dürften, überhaupt berichtigt oder gar widerlegt werden können, wenn ſie nicht, wie du Prels überzeugte Anhänger wohl mit Recht annehmen, in ihrem Hauptkerne wenigſtens, volle Beſtätigung erfahren werden. Dieſe wird aber für die Philoſophie nur die gewinnreichſten Folgen nach unſerem Bedünken mit ſich führen; denn während jetzt ſo Mancher ſich frägt, zu was er ſich mit philoſophiſchen Studien überhaupt noch plagen ſoll, wenn ihm nicht einmal durch ſie zur Gewißheit gebracht werden kann, daß wir nach dem Tode fortdauern, wird nach ſolcher Wiederbelebung des philoſophiſchen Geiſtes jeder nachdenkende Menſch, dem nicht die Offenbarungen der Religion ſchon dieſe Wahrheit verbürgen und der daher auf die Errungenſchaften der Philoſophie angewieſen bleibt, ihren weiteren Aufſchlüſſen mit jener emſigen Begier lauſchen, welche die Schüler Plato's, der ſie vor Allem die Unſterblichkeit der Seele gelehrt, ſchon vor zweitauſend Jahren erfüllte.

Um das Heidelberger Schloß.

Von Wilhelm Zaiß.

(Heidelberg.)

Wäre der Streit um Sein oder Nichtmehrſein des Heidelberger Schloſſes nicht in die Preſſe getragen worden bevor die Entſcheidung der amtlichen Konferenz bekannt gegeben war, es iſt ungewiß, ob die Sache noch zu Dem geworden wäre was ſie von Natur aus iſt, zur öffentlichen Angelegenheit. Es iſt denkbar, daß bei uns eine derartig prinzipielle Affäre alle Inſtanzen durchläuft ohne daß jemand darauf aufmerkſam geworden wäre, warum eigentlich es ſich handelt. Nachdem ein Mannheimer Rechtsanwalt und Aeſthetiker, Dr. Alt — was ein nicht geringes Verdienſt dieſes Herrn bleiben wird, da er damit vorausſichtlich das Schloß wird gerettet haben — dieſer ſchwer bewegbaren Maſſe die deutſches Publikum heißt, den Anſtoß gegeben hatte, iſt lange Zeit genug vergangen, bis daß da und dort Bewegung zu Tage trat. Von vorneherein dann verſuchte ein der Konferenz angehöriger Fachmann namentlich das nächſt ſtehende Publikum mit der beharrlichen Behauptung einzuſchüchtern, es handle ſich um eine lediglich „techniſche Frage", und ſo ihre Entſcheidung den Technikern zu reſervieren. Die Nation hat die

Anmaßung damit beantwortet, daß ſie die Frage zur Nationalſache gemacht hat. Die verſchiedenſten Kreiſe haben ſich an der Durchſprechung beteiligt, und eine Reihe ſehr angeſehener Perſonen iſt mit ihren Namen eingeſtanden. Davon iſt, vollends vor der Veröffentlichung der amtlichen Denkſchrift, faſt niemand für den Wiederaufbau eingetreten. Jedenfalls ſchien das allgemeine Gefühl der ganzen Nation dagegen zu ſein. Einige Äußerungen pro dokumentierten ſich durch ihren Urſprung ohne Weiteres als für den Rekonſtrukteur gebrochene Lanzen. Wie man überhaupt mit Befremden hat wahrnehmen müſſen, daß jener Kreis von Technikern durchaus mehr für die Perſon als um die Sache focht. Als dann gar das Geheimnis ausgeplaudert war, daß die Wirkſamkeit der Reſtaurateure ein Drittel des alten Friedrichsbaues ſchon hat verſchwinden laſſen, daß alſo jetzt nach der Reſtauration des einen, beſt erhaltenen, Baues zwei Drittel vom echten Bau geblieben ſind, und *ein volles Drittel Imitation* iſt, da ſchien in der öffentlichen Meinung der Streit unwiderruflich entſchieden, und wäre entſchieden geweſen, wären nur die Gedächtniſſe der Heutigen nicht ſo ſchlecht. Es hatte ſich gezeigt, daß hier wie überall das Fachmann-ſein das auf den Fachſtandpunkt Beſchränkt-ſein mit ſich brachte. Als dann die Denkſchrift erſchien, wurden Viele wackelig. Jenes Auf-einmal-Verſchwinden eines Drittels war vergeſſen, blieb nur dieſes unklare Gefühl das ſich gegen das Erneuerungsprojekt auflehnte. Aber wenn man auch weiß, daß in Kunſtangelegenheiten das Gefühl ſchließlich immer Recht zu haben pflegt, man iſt heutzutage mißtrauiſch gegen Gefühle; da die Schloßerneuerer einen Grund, wenn auch freilich einen Scheingrund, nämlich daß das Schloß nur durch den Wiederaufbau *erhalten* werden könne, immer wieder dagegen in's Feld ſtellten, verlor in Manchem das Gefühl die Zuverſicht. Wenn man heutzutage mit ſeinem Gefühl nicht verlieren will, muß man geſchloſſene Begründungen dafür erbringen.

Nehmen wir an, jenes Gefühl das ſich gegen die Schloßerneuerung erhoben hat, entſtehe aus einem mehr oder minder unbewußten und unvollkommenen Erfaſſen des dem Schloß eigentümlichen Kunſtwertes; ſo werden wir es dadurch begründet haben daß wir dargelegt haben werden, was die Reſtauration dem Bau als Kunſtwerke anthut. Die Einſicht darein hat man auch wieder bei der Verhandlung im badiſchen Landtage vermißt. Wenn z. B. undiskutiert vorausgeſetzt wird, daß Kopie ein Original erſetze oder wieder herſtelle, ſo ſteckt dahinter die völlige Unkenntnis der für den Kunſtwert Ausſchlag gebenden Faktoren. Es iſt unverſtändlich, daß ſo einfache, Grund legende Dinge von ſo Wenigen beurteilt werden. Verſtändige mögen alſo verzeihen, wenn man die Darlegung ſo plump und von weit her anfangen wird als offenbar von Nöten iſt.

Wenn ein reicher Mann auf Grund der ihm etwa von der badiſchen Regierung zur Verfügung geſtellten genauen Aufnahmen, ſich im Staate New-York oder ſonſtwo das Heidelberger Schloß in getreuer Nachbildung aufbauen ließe, ſo würde niemand behaupten, er beſitze damit das Heidelberger Schloß; er beſäße eben eine Kopie. Ebenſo wenig iſt das Drittel unechter Steine an dem jetzigen reſtaurierten Friedrichsbau *dem* Heidelberger Schloß angehörig. Logiſch kann man ein ſolches Verfahren nicht eine Erhaltung, man muß es eine Fälſchung nennen. *Heißt das erhalten wenn ich ein volles Drittel weg nehme?* Man könnte ſo verlangen, daß im Schloßhof eine Tafel aufgeſtellt würde die in zwei Farben die echten und die unechten Steine unterſchiede, wie das in anſtändigen Muſeen neben ergänzten Reliefs und dergleichen geſchieht. Denn es iſt unbillig, daß man einen Bau an dem ein ſo großer Bruchteil unhiſtoriſch iſt, abſolut für den hiſtoriſchen nehmen ſoll. Ein ſo ſchreiendes Exempel für verblendet ſubjektive Thätigkeit von Fachleuten zu ſtatuieren, iſt der vielleicht koſtbarſte Bau des Schloßhofes

hingeopfert worden. Das Selbe nach taller zu exemplifizieren, ſollen nun die anderen Bauten herhalten. Man vergegenwärtige ſich, daß es ſich nicht um eine interne Angelegenheit Badens handelt, daß vielmehr die Regierung ihre Entſcheidung vor der Nation, und die Nation var der ganzen ziviliſierten Welt und aller Zukunſt wird zu verantworten haben; und wer einſieht, mit welcher ewigen Schande wir im Begriffe ſind, ja begonnen haben, uns zu beladen, iſt verpflichtet die Fauſt nicht nur in den Sack zu machen. Man ſteht var einem ungeheuren Übergriff der Gegenwart gegenüber der Vergangenheit und der Zukunſt. Wird zu irgend einer Zeit ein weiteres Drittel der alten Steine des Friedrichsbaues abgewittert ſein und erſetzt werden, ſo wird jener Bau dann mit dem ſelben Rechte für kamplette Imitation angeſehen werden müſſen, mit dem wir den jetzigen nach für den alten gelten laſſen. Und keine redlichſte Bemühung einer ſpäteren Zeit wird wieder gut machen können was wir angerichtet haben. Will man uns weis machen, daß ein Drittel — man denke, daß iſt ein ungeheurer Bruchteil — ſa raſch unter dem „Zahn der Zeit" verſchwunden wäre? Oechelhäuſer ſagt in der Einleitung ſeines bau- und kunſtgeſchichtlichen Führers: neben den Folgen der Kriegs- und Brandkataſtraphen und dem Nagen des Zahns der Zeit gehe eine dritte Thätigkeit neben her, die der Reſtauratian. Allerdings. Das iſt die Vernichtung im rapiden Tempa. Wie ſall denn „dieſes koſtbare Beſitztum auf ſpätere Generationen überantwartet" werden können, wenn es drittelweis fort geſchafft wird? Die Zukunſt wird uns ſalche Methode gewißlich danken! Denn an das Bevorſtehen des Zuſammenfalls braucht niemand zu glauben. Man hat an Dutzenden van Ruinen geſehen, wie ſie, vielfach ohne Nachhilfe, auch in unſerem Klima der Zeit trotzen, und getrotzt haben vardem das Zeitalter der Altertümelei gekammen war, und die Bindkraft des alten Mörtels iſt ſprüchwärtlich gewarden. Zum Übrigen ſind aus der letzten genauen Unterſuchung des Schlaſſes im Jahre 1891 thatſächlich den jetzigen entgegen geſetzte Folgerungen gezagen und auch jetzt wieder van einer ſo gewichtigen Autorität wie G. von Seidl aufrecht erhalten worden. Nun ſall die angeblich baufällige Wand des Otta-Heinrichs-Baues einen neuen Dappelgiebelaufſatz van zwölf Fenſtern — und mit vier, etwas mirakulöſen, Sphinxen — erhalten. Der Bau iſt alſa nicht baufällig, aber er bedürfte um dieſe weitere beträchtliche Laſt aufzunehmen, einer noch gründlicheren Erneuerung, d. h. an dieſem Bau müßte vielleicht die Hälfte des Originals vernichtet werden.

Man muß dach nach den Zwecken handeln wenn man vernünftig handeln will. Nun iſt klar, daß Architektur die nicht der puren Nützlichkeit dient, die Aufſprüche der Kunſt erhebt. Var Allem darf alſa nichts geſchehen das den Kunſtwert beeinträchtigt aber zerſtört. Laſſen wir den „Kunſtwert" nicht als Phraſe ſtehn. Worin beſteht der Kunſtwert? Der germaniſche Begriff van Kunſt verlangt, daß man als ihre Urſache anſieht das Bedürfnis nach vallkammenerer und weiter tragender Mitteilung, Mitteilung der Seelenſchätze Einzelner an ihr Valk und die Menſchheit. Der Maler ſchafft nicht etwa, um ſeinem Fachgenaſſen Gelegenheit zu geben freundnachbarliche Sachkenntnis anzubringen, oder dem Kunſthiſtariker zu Gefallen, aber dazu daß rine darauf folgende Generatian ſich ſeiner aus dem Innern gebarenen Kunſt zu Zeichenvarlagen bediene. Und die jungen Urheber der gerade in Karlsruhe, wie vielleicht nirgend ſanſt, wieder zum Leben erwachten Baukunſt, braucht man auch nicht erſt zu fragen, ab ſie die Abſicht bewege Muſterkäſten herzuſtellen. An dem Heidelberger Schlaß aber verfährt man als handle es ſich allererſt darum, eine Varlage in möglichſt ſauberem Zuſtande an die Nachkommen weiter zu geben. Das Weſentliche aber, alſa var Allem Wichtige, an einem

Kunſtwerke gleichgiltig welcher Gattung, iſt das Bewegende, Erhebende das von ihm ausgeht; Reſtauration die dies nicht hinüber zu retten vermag iſt Zerſtörung, die ſich von der natürlichen durch die Zeit nur durch das übertriebene Tempo unterſcheidet.

Werfen wir vorerſt, um einen objektiven Hintergrund für unſere Beurteilung zu bekommen, einen ſchnellen Blick auf die Geſchichte der Reſtaurationen und ihrer ſpäteren Wertſchätzung. Vor Zeiten haben die Abſchreiber älterer Texte, wo Lücken zu ſein oder ein erklärendes Wort nützlich ſchienen, Interpolationen angebracht. Über dieſe Barbarei ſehen Jahrhunderte mit ſelbſtverſtändlicher Verachtung herab. Sodann — davon ſind wir weniger lange entfernt — wurden Bilder übermalt, ausgebeſſert, verſchönert, vielleicht auch impoſanter gemacht; für die Schäfer'ſche Rekonſtruktion des Otto-Heinrichs-Baues iſt in der That von einem Fachmann in's Feld geführt worden, ſie werde von impoſanter Wirkung ſein. Und hat man am Friedrichsbau ſo gar etwas Anderes gemacht als jene Bildübermaler? Denn man hat nicht nur die Steine ausgewechſelt die dem Bau hätten gefährlich werden können, auch die nur äußerlich vom Wetter angefreſſenen, ja die „mechaniſch beſchädigten" Steine ſind entfernt worden — wie dies auch am Otto-Heinrichs-Bau wieder geſchehen ſoll: *man hat glatt gemacht*. Für die Fertigkeit jene Bildübermalungen zu erkennen und wieder zu entfernen ſind bekanntlich Leute berühmt geworden. Der Unfug ſelber war in der Malerei erſt in dem Augenblicke völlig verſchwunden, wo die alte Anſehung dieſer Kunſt für ein Handwerk ausgerottet war. Bei Bildwerktarſen begnügt man ſich jetzt, durch rahen Stuckaufbau die Stellung verſtändlich zu machen, und wie dankbar iſt dafür der genießende Beſchauer. So hat ſich der Reihe nach in allen Künſten die allgemeine Wertſchätzung gegen Reſtaurationen gewandt. *In der Architektur iſt die Barbarei noch nicht vorüber*, die vielen Rekonſtruktionen unſerer Tage machen wahrſcheinlich, daß wir erſt in ihrer Hochflut ſegeln. Vielleicht iſt die allgemeine Meinung noch, daß die Baukunſt Handwerk ſei; gewißlich aber haben die Architekten die dem Publikum in der Schloßfrage das Recht der Rede haben entziehen wollen, damit den Anſpruch auf Künſtlerſchaft im höheren Sinne aufgegeben; nur in Sachen des Wiſſens und Könnens hat der Fachmann den angemaßten Vorrang. — *Die Wertſchätzung früherer Reſtaurationen ergiebt ſich alſo, daraus daß man die Interpolationen aus den Schriftwerken ausgemerzt hat, daß man die Übermalungen von den Bildern abgelöſt hat, daß man die Statuen der falſchen Gliedmaßen entledigt. Eine künftige Zeit wird folglich wohl die neuen Steine am Friedrichsbau heraus nehmen und die alten, ſo weit irgend es ihr Zuſtand erlauben wird und — ſo weit ſie noch vorhanden ſein werden, wieder an Ort und Stelle bringen. Unter allen Umſtänden wird ſie die als Ganzes falſchen Giebel vom projektierten Otto-Heinrichs-Bau herunter holen.*

Die Analogie ergiebt ſich hiſtoriſch, das Gefühl von ungefähr jedermann zeigt, wie geſagt, nach der ſelben Richtung. Die Erkenntnis vermag die Gründe zu liefern. Hatte man's im Friedrichsbau, hat man es im Otto-Heinrichs-Bau etwa mit einem rußig gewordenen Stadtthore, einer Kuriosität der Geſchichte, zu thun, oder mit einer Kirche die über den Käpfen der Gläubigen einfallen könnte? Die Bauten werden ihrer künſtleriſchen Eigenſchaften wegen ſeit Jahrhunderten gewürdigt, und als Kunſtwerke vor Allem waren ſie zu reſpektieren. An dem Daſein an ſich eines Kunſtwerks aber, etwa wie an dem einer Schuldverſchreibung, liegt nichts, darauf daß das Schloß auf dem Beſtande von ſo und ſo viel Steinen erhalten werde, könnte es nur inſofern ankommen, daß es, falſch oder echt gleichviel, als Lockſpeiſe für die Fremden wie ein falſches Grab Hamlets be-

ſtehen bleibe; oder inſofern als es eingetragenes Inventarſtück des Damänenamtes iſt. Dieſer Charakter taten Inventars iſt dem Friedrichsbau durch die Reſtauration mehr als billig aufgedrückt worden. Sein Wert hätte daran gehangen daß er ganz ungeſtörter und ungetrübter künſtleriſcher Wirkung wäre; damit iſt es vorbei.

Selbſt einfache, unprätentiöſe, Leute ſagen, ſie möchten den Friedrichsbau nicht mehr anſehen ſeitdem er ausgebeſſert ſei. Man weiß, es iſt der alte nicht mehr, und dem der es nicht weiß, ſagen es ohne Weiteres die blitzblanken Hauſteine und die funkelnagelneuen Inſchriften. Wo wären nur Spuren der Beſchießung? Und nun läuft man hin und her, man ſieht nicht ſogleich, wo die Imitation aufhört und das Original beginnt, möchte heraus bekommen, wo alter Bau iſt und wo nicht, man wird kritiſch, erboſt, und geht endlich alteriert hinweg. So ungefähr geſchieht jedem Beſchauer den es ſich überhaupt verlohnt in Betracht zu ziehen. Jeder ehrliche Menſch gerät vor teilweiſe gefälſchten Dingen an denen der gefälſchte Teil nicht erſichtlich iſt, „täuſchend" geflickten Statuen und dergleichen, in Unruhe. Wenn ich mich recht erinnere freilich, hat der ſelbe der Schloßerneuerung nahe ſtehende Herr der für den Rekonſtruktionsentwurf ſeine impoſante Wirkung hat ſprechen laſſen, prophezeit, daß in ſo und ſo viel Jahren die alten Steine von den neuen nicht mehr würden zu unterſcheiden ſein. Heißt das nicht: wünſchen daß der Betrug vollkommen ſei? Wenn es jetzt etwa mit viel Sorgfalt jemand noch möglich iſt die gefälſchten Stücke auszuſcheiden, und ſich am Reſte zu freuen — denn was gehen Einen die falſchen, nachgemachten, Teile an? —, ſo fall in Zukunft alle Liebesmühe nicht mehr aus dem troſtloſen Zuſtande helfen. Denn man kommt nicht mehr dazu, dieſe großartig aus der Tiefe empor ſteigende Architektur zu genießen. Schließlich indeſſen täuſcht ſich der Herr. Die Geſchichte lehrt, daß die ſpäter Geborenen erſtaunlich empfindliche Augen für Fälſchung und Betrug Früherer haben. Man wird die betreffenden Abhandlungen an der Schloßkaſſe kaufen können.

Es iſt immerhin auch ſonderbar, daß bei dieſen neumodiſchen Rekonſtruktionen der Wert der hiſtoriſchen Echtheit, dieſes Imponderabilium, für das in anderen Fällen und keineswegs blos von Raritätennarren, Unſummen bezahlt werden, nahezu außer Betracht geſetzt wird. Dürften wir aber für das Kunſtwerk den Wert der hiſtoriſchen Echtheit ſelbſt gleich Null ſetzen, ſo bliebe doch die Thatſache, daß dem Originale ſtets, teilweiſe aus geheimnisvollen und ſogar aus unvernünftigen Gründen, eine ganz andere Suggeſtivkraft inne wohnt als jeglicher Nachbildung. Dazu aber, daß die Suggeſtivkraft gebrochen iſt, und dazu daß die teilweiſe Unechtheit die zum Genuſſe notwendige Ruhe nicht mehr entſtehen läßt, kommt die dritte Schädigung der künſtlerſchen Wirkung durch die an die Stelle des Urſprünglichen tretende Kopie.

Denn eine mechaniſche Kopie, die dieſe dritte Schädigung ausgeſchloſſen hätte, hätte allzu ungeheuren Geldaufwand erfordert. Der moderne Arbeiter alſo hatte die Renaiſſancearbeit zu kopieren. Dieſer unintereſſierte Menſch, der ſich gewöhnt hat ſeine Arbeit an der ſeelenloſen Akkurateſſe der Maſchinenarbeit zu meſſen, ſollte wiederholen können was der ſeiner Thätigkeit ergebene Steinhauer einer früheren, lebensvolleren, Zeit gemacht hat? In einem Bauwerk aber hat man den Zuſammenfluß des Planes des Künſtlers und der Handwerksarbeit auf die der Plan berechnet war, zu ſehen. Die Arbeit des Handwerkers wird hier zum Faktor des den Kunſtwert bildenden Produktes. Die Nachbildungen am Friedrichsbau ſtehen genau in dem Verhältniſſe zu den Originalen, wie eine moderne Kopie etwa nach Matthias Grünewald zu deſſen Werk. Seit wann nun hat man von Kopien eine ſo gute Meinung? Eine Linie wird ſo leicht langweilig,

der Schwung eines Ornamentes iſt ſo roſch verloren. Und jedermann der ſich einmal in einer Kunſt verſucht hat, wiß, daß die richtige Behandlung und Nachbildung der großen Maſſen das Schwierige nicht, vielmehr faſt durchaus lehr- und lernbar iſt, daß ſich nicht in ihnen Talent, und Begeiſterung oder Gleichgiltigkeit äußern, daß der Reiz, die überzeugende Wirkung, eines Kunſtwerks hingegen an unſcheinbaren, ja unerkennbaren Unterſchieden hangt. Der Friedrichsbau nun iſt jedenfalls nicht nur darauf berechnet, von der andern Seite des Neckars aus bewundert zu werden. Wenn aber jemand vom Altane her nach dem Schloßhof eintritt und rechts und links die wie aus Konditorteig gezogene Ornamentierung beſehen hat, ſo ſteht für ihn feſt, was von dieſer kopierenden Bildhauerei zu halten iſt. Dabei ſei angemerkt, daß dieſe Zierplatten nicht konſtruktiv in den Bau verbunden, ſondern aufgelegt ſind, für die Baufälligkeit alſo keine Wichtigkeit haben, und trotzdem ausgewechſelt worden ſind.

Eine zweite Schädigung bedeutet die Entfernung der Kennzeichen des Zeitverhältniſſes. Es iſt natürlich, daß wir an Menſchen mit denen wir nicht aufgewachſen ſind, und an Menſchenſchaffen das nicht unſere Tage haben entſtehen ſehen, ſchon in der äußeren Erſcheinung ihr Zeitverhältnis zu uns mitgeteilt erhalten, oder doch auf unſere Bemühung hin erfinden wollen. In den anderen Künſten erfüllt dieſes Verlangen ohne Weiteres der Stil des Werkes. Bei den Architekten von heute aber — auch dieſe Thatſache iſt Grund für die oben gemachte Behauptung, daß die Baukunſt im Zuſtande der Barbarei ſei — iſt Gepflogenheit, im Stil nicht eine Form in die der Zeit einer Zeit drängt, in die ſich ihre Lebensart notwendig kryſtalliſiert, ſondern eine beliebig anwendbare Schablone zu ſehen. Der Stil eines Baues alſo, ſagt uns zunächſt nichts mehr aus über die Zeit die ihn und uns trennt. Eine Straße wie die jetzige Sendlingerſtraße in München, kann das Maß der Verwirrung voll machen. Wir ſind bei einem Bauwerke zunächſt darauf angewieſen, uns durch die Wirkung des Zahns der Zeit und der Geſchichte über unſer Zeitverhältnis zu ihm unterrichten zu laſſen. Wo ſind nun die Kugelſpuren, wo die vom Regen mehrerer Jahrhunderte veränderten Steine? Ein Fremder tritt davor und ſagt: Das iſt alſo ein modernes Bau, wo iſt der Friedrichsbau? Wir wiſſen genau, daß ſo von Rechts wegen der Bau nicht ausſehen kann, wir ſpüren das Unorganiſche des Eingriffs, wir finden das Zeitverhältnis zu uns zerſtört, und damit das was uns mit ihm verbunden hätte. *Es geſchieht nichts Anderes, als wenn ein Mann den wir im ehrwürdigen verblaßten Schimmer des Greiſenhaares zu finden erwartet, mit dem Flaumbart um's Geſicht, Jugend unter Jugend träte. Das was uns den Menſchen einer andern Generation verſtändlich gemacht hätte, fehlt; er iſt uns fremd.*

Mit den Spuren der Zeit hat man auch die Ausgangspunkte für das Verſtändnis des einfachen Menſchen und des Kindes zerſtört. Was hat ein Kind nicht alles an dem in zwei Stücke geſchoſſenen Johann Caſimir begriffen. Geſchichte, Krieg, Gewaltakt und Zerſtörungsmaſchinen des Menſchen, über all Das war plötzlich ein helles Licht gefallen. An dem Baue der ihm Furcht erregt, hatte das Kind eine Einzelheit gefunden die es verſtand. Und dieſer Anlaß ließ das Kind ſpäter einen erſten ſtarken Eindruck von einem gewaltigen Bauwerke mitnehmen; wobei der Leben ſpendende Punkt im Ganzen ſtets der entzwei geſchoſſene Johann Caſimir blieb. Der frühere Bau hat Anknüpfungspunkte ſelbſt für ein Kind gehabt. Was man vernünftiger Maßen nicht gering achten darf, denn die Wirkung iſt um ſo tiefer Grund legend, je früher der Eindruck erhalten iſt. Und eine Nation die noch mit ihrer Zukunft rechnet, muß im Kind immer die Möglichkeit zum Größten, zur Erfüllung ihrer kühnſten Hoffnungen erblicken. Und die An-

ſchauung des Kindes zu entwickeln, müſſen die großen Werke der Menſchheit die es können, für gerade gut genug erachtet werden.

*

Eine Reſtaurationen wie die am Friedrichsbau vorgenommene verſtößt auf jede Art gegen den künſtleriſchen Zweck der Bauten. Ein Kunſtwerk iſt nichts Abſolutes, es iſt Kunſtwerk um eben ſo viel weniger als, ein Verhältnis dazu zu bekommen unmöglich gemacht iſt. Von den andern Zwecken, die die Bauten ehedem neben dem künſtleriſcher Wirkung gehabt haben, hat der Verlauf der Geſchichte nichts übrig gelaſſen. Was iſt gegen dieſe gewichtigen Bedenken die Phraſe von der „Erhaltung"! Wo iſt denn erhalten worden? Man hat nur vernichtet. Einen modernen Bau gleichgiltig welchen Stils, mit beliebig weit gehender Benützung der alten Motive, an die ſelbe Stelle zu ſetzen, konnte einem modernen Baumeiſter doch nicht ſchwer fallen! Da ſind dann noch eine Reihe anderer Bedenken, die Andere teilweiſe ausführlich dargelegt haben; die Anfechtbarkeit der Einzelheiten des Schäfer'ſchen Rekanſtruktionsentwurfs vom hiſtoriſchen Standpunkt aus; die Frage ob es ein Recht auf der Welt gäbe das einzigartige Zuſammenwirken von Kunſt, Natur und Geſchichte zu zerſtören; auch jene Dame die in einer Zeitung den zweiten Méloe herbei gewünſcht hat für den Fall daß die romantiſche Schönheit von blauem Himmel durch ausgebrochene Fenſter fortgeſchafft würde, hat Vielen nach dem Herzen geſprochen. Vor Allem aber drängt ſich nach der heikle Einwand auf, ob man eine ſo gewaltige, ſagen wir für Architekturzwecke verfügbare, Summe der empor kommenden Architektengeneration, antiquariſchen Anwandlungen zu Liebe, zu entziehen berechtigt iſt.

Das Schloß für alle Zeiten erhalten zu wollen, iſt eitles Beginnen. Aber wäre denn nicht immer nach Zeit — und wäre es dazu nicht jedes Mal zu früh — an die Stelle des koſtbaren Originals eine zweifelhafte Kopie zu ſetzen? Jeder Stein iſt gemeſſen und aufgenommen, und eine ſpätere Kopie würde kaum unvollkommener ausfallen als jetzt. Vielleicht könnte nach vier, fünf Generationen die Kraft des Originals erhalten bleiben — leider bereits mit Ausnahme des unſerer Raſſe näher ſtehenden der zwei berühmten Bauten. Iſt es nicht frevelhaft mutwillig geweſen, ſchon uns um Etwas zu bringen was erſt eine ſpätere Zeit notwendiger Weiſe hätte entbehren müſſen? Und zudem, wiſſen wir wirklich ſo genau, daß nicht ſchon die nächſte Generation das Mittel der Konſervierung findet das ſie nötig gehabt hätte? Wie erbärmlich dünkelhaft nähme ſich dann unſer voreiliges für Jahrhunderte Vorherſorgenwollen aus! Verlohnt es ſich, dazu daß vielleicht einigen auf ihre Fachein ſicht beſchränkten Baumeiſtern die Genugthuung bereitet werde, in einem berühmten Bau ein fertig gemachtes Stück ihres Handwerks vor ſich zu ſehen, Tauſenden etwas Koſtbares zu nehmen, und Schande auf die Mitlebenden zu laden, die der anmaßenden Streberei einiger Weniger nicht haben begegnen können — weil gegen die Machthaber ſchwer kämpfen iſt! Eine Regierung handle nicht gegen den Inſtinkt der Nation. Warum findet ſich nicht der reiche Mann — aber die Regierung — die den Auftrag erteilten, an anderen Orten Wiederholungen der einzelnen Bauten aufzuführen? Auf welch redliche Weiſe könnte ſo „impoſanten" Rekonſtruktionsentwürfen zur Wirklichkeit verholfen werden; und man hätte ſich außerdem das Verdienſt erworben, Kopien beſorgt zu haben die noch mit dem Originale konnten verglichen werden.

Aus der Denkſchrift erfährt man, daß nicht nur die „Erhaltung" des Otto-Heinrichs-Baues geplant iſt, ſondern daß auch Innenräume, zuerſt die des Erdgeſchoſſes „in alter Schönheit" wieder hergeſtellt werden ſollen. Wozu nur? Zuerſt war vorgewandt worden, daß dieſe Innenräume die ſtädtiſche Altertümerſammlung aufnehmen

sollten. Die Stadt hat aber darauf erklärt, ihre Sammlung ebenso gut anderswo unterbringen zu können. Nun höre ich mit wirklichem Erstaunen, aus einer Seite wo wenigstens der Verdacht auf böswillige Unterschiebung nicht aufkommen kann: „es sei nicht ausgeschlossen, daß später einmal das großherzogliche Hoflager statt nach Schloß Baden gelegentlich auf Schloß Heidelberg verlegt werde" — so daß am Ende hinter dem projektierten Wiederaufbau des Schlosses Absichten steckten die überhaupt nicht genannt worden sind?

Dem sei nun wie ihm wolle, von den Standpunkten aus die einstweilen maßgebend sind, können Eingriffe die etwas Anderes bezwecken als die Erhaltung der Ruinen, nicht verantwortet werden. Und unter Erhaltung ist zu verstehen, daß man vor Allem da läßt. Hat diese demokratische Zeit alles Gefühl für Abstand, allen Anstand verloren? Was einem teuer ist, sollte einem doch unantastbar sein. Aber diese Zeit nimmt Toten den Kopf weg weil sie sie verehrt. Ist der Art nicht auch was am Heidelberger Schloß vorgeht? Oder soll man annehmen, daß uns der Ruhm Ludwigs XIV. nicht schlafen läßt? Der Feind hätte unsern Fürstensitz nur zur Ruine gemacht; wir, das eigene Volk selber, unternähmen es ihn von der Stelle zu tilgen, ja haben den ersten Schritt darin schon gethan!

Die Entscheidung ist hinaus geschoben worden; es wird aber gesagt, man denke nicht daran das Projekt fallen zu lassen. Sollte es so kommen, möchte dann, wenn wirklich alle höheren Stellen sich entgehen ließen das erlösende Wort zu sprechen das der Nation genug thäte, möchte denn dann die Sache in letzter Stunde daran scheitern daß der badische Landtag mit den aufzuwendenden Millionen Rechtlicheres anzufangen wüßte.

Münchner Rundschau.

In freier Tagebuch-Form — vom „Münchner Kindl", gen. enfant terrible.

Geben Andere ein Stück in Stücken, so giebt uns Anatol — oder heißt er: Arthur? — Schnitzler gern ein Drama in Schnitzeln. Seit er auf „Freiwild" gejagt hat, ist er der Schnitzeljagd-Dramatiker kat' exochen der „Liebeleien", und seit einem gewissen „grünen Kakadu" obendrein zum „Epigrammatiker" der modernen Bühnenlitteratur geworden, über welche wir schon kein Danteskes Höllengericht mehr ergehen zu lassen brauchen, sondern mild-barmherzig einfach „Beatricens Schleier" des liebenden Vergessens decken wollen. „Lebendige Stunden" nennt er sein neuestes „buntes Theater"-Variété — lebendige Stunden, die uns, ungeachtet aller geistreichen Feuilleton-Plauderei darinnen, beinahe zu recht taten und langweiligen Stunden gewarden sein würden, wäre nicht der Schlußwitz „Litteratur" zu guter Letzt noch gewesen, der wenigstens den ersten Drehkrankheits-Schrecken einer rabiaten „Frau mit dem Dolche" wieder einigermaßen ausglichen

und zumal die hohlen „letzten Masken" endlich hinweggenommen, die uns den Dichter ſo gern verbergen wollten als das, was er in Wahrheit nun doch einmal iſt und bleibt: nämlich als ein Wiener Café-Haus-Litterat und Litteraturgigerl, das auch als Arzt (ſeines Zeichens) nun der ganzen, großen Welt nichts Anderes als nur immer wieder das Künſtler- und Federhelden-Milieu zu ſehen und zu kennen ſcheint. Das relatio Tiefſte und Beſte daran war wohl noch die Szene im Wiener Allgemeinen Krankenhaus mit ihren unheimlichen Schlagſchatten. Im Übrigen deucht mir nicht: die Stellung des Künſtlers zum Leben, deſſen Beobachtung und Verwertung ſeitens des Artiſten, bis zur herzloſen Aufzehrung, das einzig Gemeinſame all dieſer vier Einakter zu ſein; vielmehr bildet ein tertium comparationis nebenher auch noch das Thema: „Rivalen!" — Herrn von Poſſart aber erinnern wir nach Vorführung dieſer niedlichen kleinen Schauſpiele mit ihrem windigen Inhalte von höchſt lockeren Sitten nachdrücklichſt wieder einmal an die „jugendlichen Prinzeſſinnen des Kgl. Hauſes, deren gelegentlichen Theaterbeſuchen ein Münchner Intendant der Kgl. Hoftheater unbedingt Rechnung zu tragen habe". . . .

*

Herr Baſſart, er hat inzwiſchen ſein Abiturienten-Examen als waſchechter „Wagnerianer" glänzend vor aller Welt abgelegt, will ſagen: die vier Abende ſeines rhetoriſchen „Nibelungen-Zyklus" nun auch glücklich „abſolviert". Wir hatten Gelegenheit, dieſer ſenſationellen „Vorleſung mit verteilten Rollen" beizuwohnen, bei der es gelegentlich (z. B. bei Alberichs Fluche) ſogar bis zur italieniſchen Oper, d. h. zum Losbrechen des Applauſes bei offenem — Munde kam, und hatten zudem das aparte Vergnügen, einem kritiſchen Nachbar in ſein Zenſierbüchlein über die Achſel zu gucken. Was wir da „notiert" fanden, entſprach ſo ungefähr auch unſeren eigenen Eindrücken und perſönlichen Empfindungen von der Sache: Oratoriſche Leiſtung und Kunſtſtück der phyſiſchen Ausdauer — Note 1*; plaſtiſches Auseinanderhalten, individualiſierende Charakteriſtik der redenden Geſtalten und handelnden Perſonen — 1 2; Kongruenz des deklamatoriſchen Ethos und Pathos mit dem muſikaliſchen Melos — 3; endlich innere Wahrheit der Diktion und Echtheit des Vorgetragenen, des Kunſtwerkes wie des Künſtleriſchen — 4 3. Alles in Allem zum Mindeſten ein allzukammen überflüſſiges Unternehmen — genau wie beim Münchner „Prinzregenten-Theater": reichlich um 25 Jahre zu ſpät! Hätte Ernſt von Poſſart damals, vor jener Zeit, das Organ und die Erkenntnis für die Dichtung als ſolche beſeſſen, wir hätten es ihm als eindrucksvoll-wirkſamen Vorſtoß in die Welt der „Litteraten" vielleicht aufrichtig gedankt. Heute, da wir vor den verheerenden Wirkungen des Fiſcher'ſchen Klavier-Wagner hier in München bereits ſtehen (denn auch heuer blieb dieſer Abend der Kritik wieder nicht geſchenkt!) — da wir ſein Publikum im „Künſtlerhausſaale" geſehen und deſſen kritikloſe, rein phyſiologiſche Hingabe an den Nervenreiz „Wagner" wie an ſolche Brutaliſierung der Partitur zum raheſten Elementar-Effekte beobachtet haben: heute begreifen wir höchſtens, wie ein Nietzſche — zur Abfaſſung ſeines „Fall Wagner" gelangen konnte. Der thörichte „Wagnerianer" als Muſikfex und dekadenter Leitmotiv-Duſeler war hier im Grunde gemeint, nicht aber der „Meiſter" ſelbſt, ſo viel auch gegen dieſe Auffaſſung ſonſt ſprechen mag.

*

Überhaupt, es war eine Woche zum Erbarmen und Herzerweichen — aber, ſagen wir männlicher: zum „Falſch-werden" für den ehrlichen Kritiker; denn auch in der „Muſikaliſchen Akademie" ſollte er anläßlich der dortigen Vorführung von R. Strauß' „Alſo ſprach Zarathuſtra" einen der ärgerlichſten, ſkandalöſeſten Eindrücke ſeines kritiſchen Erinnerns noch erleben, der ihn flugs alles wieder hübſch abbitten ließ, was er noch

kürzlich Gutes on dieser Stelle über den Dirigenten Hermann Zumpe gesogt hatte. Einer, der mit ihm zusammen seinerzeit wiederholt Zeuge war ousgezeichneter Aufführungen des selben Werles durch die Dresdner Kgl. Haslapelle unter Schuch — Dr. Erich Haenel — schrieb in der „M. Post" wörtlich über diese Münchner Wiedergabe: „Wer om Freitog im Odeon R. Strauß' ‚Also sprach Zorothustro' gehört hot, dem mag die Riaalität der beiden Orchester (Kaim-Kapelle und Hofarchester) danach fast gegenstandslos erscheinen. Wenigstens bat diese Wiedergabe in ihrer technischen Unoallkommenheit, ihrer lärmenden Schwunglasigleit, ihrem absoluten Mangel an jenem spirituellen Feuer, dos die Partitur otmet, ein drostisches Beispiel für den Stil, in dem die Musik eines Madernen — nicht gespielt werden darf. Weingartner hat mit der Aufführung der Tschailawsky'schen Symphanie gezeigt, daß es dach der Geist ist, der sich den Körper schafft, und H. Zumpe muß diesmal aar dem jüngeren Kallegen ohne Gnode die Segel streichen." Ich für mein Teil behoupte sogar: Unsere Haskapelle hot das grandiose Werk bis heute noch nicht einmal aall erfaßt, geschweige denn schon bewältigt; auch die Darbietung des aorigen Jahres unter des Komponisten persönlicher Leitung stand, eben deswegen, nicht auf ooller Höhe und blieb nach durchaus minderwertig. Kein Wunder auch, da ja viele der Herren (zumol der hinteren Pulte) derweilen immer weit Wichtigeres zu thun, z. B. recht überlegen zu lächeln, wa nicht gar bei gewissen Stellen demonstratio zu lachen haben — einr gonz erlleckliche Anzahl ous dem gonzen Körper käme zusommen, hätten wir diesr Vertreter eines „unhriligen Lachens" und „Allatria"-Frrunde uns Alle merken und ausrechnen wallen! Und „wischen" ist halt nach nicht spielen, — bei den „Freuden- und Leidenschosten" muß es großzugig, mit dem ganzen Herrscherwillen zur Macht, flutend einherstürmen, im „Grablied" der Jugendhoffnungen wie wund winseln und wehllagen, beim Morgenweckruf die Trompete richtig zur Stelle sein und nicht ouf der Spitze, das ganze Matia zerreißend, jählings abbrechen, und beim „Walzer" wiederum das Gonze auch wirllich sphärenhoft zu „tanzen" wissen — frei und lustig, aoll Schwung wie auf „leichten Füßen", doß der ganze Leib „Vogel" werde. Die (schon seit Jahren nochgerode belannte) Mißstimmung oollends unserer Kgl. Odeons-Orgel war hier nicht nur gründlich oerstimmend, sandern ein gelinder Slandal zu nennen. Mit ihren unausgesetzten dicken Schwebungen in die wahllautende Instrumental-Procht der oielfach geteilten Streicherpulte hinein, schmeckte die Episade von den „Hinterweltlern" wie Pfeffer in einer Wein- oder Vanille-Sauce!

*

Von Herrn Zumpe's Vordringlichleit im Münchner Musikleben rrhielt man übrigens auch wieder einen sprechenden Beweis on dem Kammermusik-Abende der Herren Clasner und Genossen, die es sich nicht aersagen lannten, durch Aufnahme zweier Manuskript-Sätze aus einem (aielleicht sagor unaollendeten) Zumpe'schen Streichquartett in ihr Programm bei dem Hrrrn Chef gute Stimmung zu machen. Mögen sie ouch die Verantwartung dofür in erster Linie zu tragen und Herrn Zumpe gonz entsprechend zu diesem Zwecke bedrängt hoben, es ist und bleibt dach Sache einer strengen Selbstkritil, sich salche Herausgabe oon Unsertigem nicht obringen zu lossen, dosern man dergleichen nicht etwo — aoreilig — schon selber gewünscht haben sallte... Gerodezu unheimlich nebenbei, dieses Crescenda oon Kammermusiken in den letzten Wochen: aon den heimischen Vereinigungen des „Kaim-Trio's", der „Bläser", Jos. Hösl, Miroslaa Weber, Jos. Clasnrr, Elfriede Schunck und Gen., Walf-Ferrari-Kilioni, B. Staaenhagen-Frieda Scotta, über die frischen „Böhmen" und das klassischr „Joachim"-Quortett hinweg bis zu den feinen „Brüsselern" (unter Fronz Schörg)

hin, welche alle die Spuren von mindeſtens zwei bis vier eigenen Abenden im hieſigen Konzertleben zurück ließen! Mit Verlaub, iſt das nicht doch ſchon ein wenig zu viel — iſt das überhaupt noch geſund, und wie viel kommt dabei wohl von poſitivem Werte wirklich heraus? Tritt gar noch als unliebſame Erſcheinung hinzu, daß neuerdings die Sonntags-Konzerte hier in einer Weiſe überhand nehmen, daß einem ernſten Kritiker — der doch auch ein „Menſch" iſt ſozuſagen und ſeine Feierſtunde haben will — Hören und Sehen auf ein Mal vergehen können. Hier ſcheint ſchon rein gar nichts mehr als eben ein radikaler „Generalſtreik" noch zu helfen. Und im Übrigen mögen nur auch unſere löblichen Herren Konzert-Arrangeure auf eine beſſere Übereinſtimmung von Ankündigung und endgiltig ausgeführtem Programme ſehen bezw. zu einer ſolchen die verehrl. Künſtlerſchar gefl. ſtrikter anhalten; beſonders das „Schörg-Quartett", mit Frau Langenhan-Hirzel als pianiſtiſchem Gaſte, leiſtete ſich ein Erkleckliches an Abänderungen — noch am Abende ſelbſt hieng unten, beim Eingang zum Konzerte, das Plakat mit dem Klavier-Quartett von Felix vom Rath und dem erſt ſpäter übergeklebten Sinding-Quintette, das ſchon am erſten Abende geſpielt werden ſollte! Nun, wir tröſten uns mit einem: Kommt Zeit — kommt auch der Rath; finden daneben aber unmaßgeblichſt, daß die genannte ausgezeichnete Pianiſtin im Kammer-Fache nicht eben ſo heimiſch iſt, da ſie denn einerſeits mit ihrer zügelloſen Kraftentfaltung („denn ohne Mann pflegt jedes Weib aus ſeinem Wirkungskreis zu ſchreiten") das ganze Streichquartett als ſolches einfach über den Haufen wirft, anderſeits, als grundſätzliche Auswendig-Spielerin ſelbſt in ſolchem Rahmen, ſich auf ihr Gedächtnis leider keineswegs ſo abſolut als wünſchenswert verlaſſen kann. „Die Walküre walte frei!"

*

Die Abende des Herrn Dr. L. Wüllner, des Fräulein Marcella Pregi und des Geigers Ondriček ſind mit Dank als genußreich hier zu vermerken, im Übrigen aber bedeuten die hiermit genannten Namen ja längſt bekannte Größen und erprobte Paſten. Edwin Elgar hingegen — ein Komponiſten-Name, der ſeit der Aufführung des Chorwerkes vom „Traum des Gerontius" auf einem Muſikfeſte jenſeits des Kanales der engliſchen Muſik einen neuen Glanz verleihen zu wollen ſchien und darum neuerdings weit umgieng im deutſchen Lande — dieſer Name ward hier mit einer ſolchen Einhelligkeit und derart unſanft abgelehnt gelegentlich der Erſt-Aufführung eines Orcheſterſtückes „Londoner Leben" (im letzten Kaim-Konzerte unter Weingartner), daß alle Hoffnungen auf ebenbürtige Beteiligung Britonniens fortan im europäiſchen „Konzert" für lange wieder als vernichtet gelten — könnten, wenn ſich nicht ein gewiſſes Etwas von jener bei uns derzeit nun einmal landläufigen Mißgunſt gegenüber England auch in dieſes allzu harte Urteil mit eingeſchlichen hätte. — Siegmund von Hausegger hat ſodann am 18. März mit einem par excellence-Programm (von Liſzt, Al. Ritter, zwei Orcheſtergeſängen von E. Bache und dem eigenen „Barbaroſſa") ſein unwiderruflich Abſchieds-Konzert gefeiert — wohlverdienter Weiſe unter einem wahren Sturme von Anerkennung. Wie haben ihn hier in München als Dirigenten und Tonſetzer werden, oder doch heranreifen ſehen. Mit einem „Siehe, der Lenz lacht in den (Konzert-) Saal!" durften wir ihn ſeinerzeit begrüßen; und dieſer jugendfriſche Kunſt-Frühling iſt es nun auch, der uns verlaſſen will, indem jener ſich zu geſammeltem Schaffen noch ſeiner Vaterſtadt Graz zurückzieht, unſere herzlichſten Wünſche auf ſeinen ferneren Lebensweg mit ſich fortnehmend. Trotzdem hoffen wir Alle zuverſichtlich, daß er uns und München kein Fremder werden möge! — Unſere ehrwürdige „Muſikaliſche Akademie" hat vergangenen Palmſonntag wieder einmal ihren gewohnten Roſenkranz in Form der Seb. Bach'ſchen

„Matthäus-Paſſion“ abgehalten, und der „Parges-Verein“ führt — Haydns „Schöpfung“ auf. „Dazu Räuber und Mordbrenner!“ Dazu alſo reiſt Herr Siegfried Ochs unaufhärlich aan Berlin nach München! Wer dos dem Begründer dieſes Chor-Vereines, unſerem verehrten würdigen Heinrich Parges geſagt hätte? — Außerdem nennt das Programm der nächſten Tage vor Oſtern noch: einen d'Albert-Klaaierabend, die „Neunte Sinfanie“ unter Weingortner bei Kaim, ſowie ein Zuſammenſpiel des bekonnten, ganz ausgezeichneten Violancelliſten Heinrich Kieſer mit Frau Anna Longenhan-Hirzel, wobei außer der Jugendſanote von Rich. Strouß auch ein neueres Monuſkript-opus dieſes Genre's aan Ludwig Thuille zu Gehör kammen ſoll. Ich denke, Umzug (der mir juſt für dieſe Tage leider beaarſteht) gilt ouch für den Muſikreferenten nach als Entſchuldigung.

*

Wer den „Fauſt“ noch nicht als altes „Puppenſpiel“ geſehen, dorf — ſeit Gaethe und Wagner — ohne Weiteres für ungebildet ausgegeben werden. Und wer das „Münchner Marionetten-Theoter“ von „Popo Schmid“ noch nicht kennt (wie Verfaſſer dieſes bereits ſeit ſeiner ſeligen, fröhlichen Jugendzeit, als es ſchon in der Gegend der Blumenſtraße, wenngleich damals nach nicht in eigenem „Kunſt-Stadel“, „houſte“), der hat eigentlich München überhoupt noch nicht gründlich kennen gelernt. Es iſt dorum ouch ſehr hübſch von der verehrlichen „Draht-Direktian“, in unſerer Zeit des Drahtes und des Drahtens (mit oder ahne Draht), ſolchen etwoigen „Lücken unſerer Wiſſenſchaft“ auch entſprechend aufzuhelfen durch eine ſolenne ernſte „Inſzenierung“ eben jener alten Puppen-Komödie vom „Dr. Fauſtus“ auf ihrer erſtounlich leiſtungsfähigen „Droht-Bühne“ — nebenbei bemerkt: dem durchaus ſehenswerten, rühmlichen Seitenſtück zu Lautenſchlägers berühmter „Dreh-Bühne“. Und was oallends der dort heimiſche „Kaſperl Lariſori“ iſt, ſo iſt dos — nicht zu unterſchätzen! — ein ſpezifiſch Münchneriſches Volks-Produkt, aoll Humar und unverwüſtlich guter Loune; ein ebenſa fideler als urgemütlicher, dobei durchaus „bierehrlicher“ Koſper, den man wirklich geſehen und gehört haben muß, wenn man mitreden und mit der „kleinen Welt“ auch wacker fortſchreiten will. „Gott erhalte Hans, den Koſpar — unſern guten Kaſpar Hans“ . . . und zwar nach recht, recht lange, zu unſer Aller herzlicher Freude; und Er bewahre unſer kerngeſundes „Morionetten“-Schauſpiel zudem gnädig vor allen „dekodenten“ Anwandlungen Maeterlinck'ſcher Todes-Schauer!

*

Van den Vorträgen der letzten Wochen aerdienen zwei: der von P. Romado (aus Brüſſel) über alte Holländer-Kunſt — im Künſtlerhouſe, und der unſeres hochgeſchätzten Mitarbeiters Proſ. Dr. Auguſt Pauly über „Wahres und Folſches in Darwins Lehre“ — im Chemiſchen Hörſaale (aergl. auch Beilage der „Allg. Ztg.“ Nr. 67), hier beſonders herous gehoben zu werden. Der eine, weil es aon ihm — unter eindringlicher Warnung — ausdrücklich hieß: „die Kunſtſtadt München habe ein gutes Recht, von derartigen Leiſtungen aerſchont zu bleiben“; der oudere, weil hier ein wahrhaft Berufener — wenn auch waahrſcheinlich unter überlegen lächelndem Proteſte ſa manches „Aufgeklärten“ unter den „Berufs“-Genoſſen — gar wertvolle „nea-vitaliſtiſche“ und „telealagiſche“ Wahrheiten gegen den bereits mehr und mehr ſchon überwundenen Paponz „Deſzendenz-Lehre“ in's Treffen führte bezw. als neueſte biolagiſche Forſchungs-Reſullate vom heutigen Stande der Frage Dinge aerkündete, welche wohrſcheinlich ſchon margen die Spatzen auf allen Dächern pfeifen werden. (Vergl. auch Proſ. Kaſſowitz' belehrende Ausführungen in der Harden'ſchen „Zukunft“ vom laufenden Johrgange; wir ſelbſt gedenken ſchon demnächſt, durch einen Artikel über den Erlanger Zaolagen Praſ. Dr. Fleiſchmann aus ſachkundiger Feder, in dieſen Blättern zu dem Probleme näher Stellung zu nehmen.)

*

Was endlich unser gutes München als niedergehende „Kunststadt“ anlangt, so haben wir kürzlich leider wieder einmal eine herbe aber, wie uns doch scheinen will, gar nicht so unberechtigte Anklage Hans Rasenhagens feststellen müssen, offenkundig ausgesprochen gelegentlich eines Feuilletons über Stuttgarts, unserer Nachbar-Residenz, frisches Kunstleben wie sagt in dem bekannten Scherl'schen „Tage“: „Es ist kein Zweifel, daß die aan dem Württembergischen Könige Wilhelm II. geschaffenen neuen Einrichtungen noch weiterer Ausdehnung fähig wären. Die Stuttgarter können van den Fehlern, die anderswo gemacht werden, immer noch weiter profitieren, sich etwa aus Berlin oder München nach einige dart kalt gestellte moderne Maler holen oder den Münchenern, die jetzt bereits überlegen, ob sie die außerhalb ihrer Stadt wirkenden Münchener Kunstgewerbler nicht van der für 1904 geplanten Kunstgewerbeausstellung ausschließen sollen, den Entschluß erleichtern, indem sie die Vereinigten Werkstätten einfach ganz nach Stuttgart ziehen. Nicht allein, daß die Verächter des Fortschritts in den bildenden Künsten dadurch in gerechter Weise gestraft würden — die Hauptstadt des Schwabenlandes könnte sich durch ein zielbewußtes Vargehen in dieser Richtung einen bestimmenden Einfluß auf die Weiterentwicklung der deutschen Kunst und auf die Gestaltung der deutschen Kunstaerhältnisse sichern.“ . . . Da erquickt es denn wirklich, auch einmal ein paar vernünftige Stimmen aus der Lokalpresse selber diesem erneuten Warnungsrufe an die Seite setzen zu können und nicht unserseits immer allein nur die Kassandra-Rolle übernehmen zu müssen. „Man“ hat nämlich vor Kurzem glarreicher Weise wieder einmal beschlossen, aus der „Mathias Pschorr-Stiftung Hackerbräu“, begründet zur künstlerischen Verschönerung der Residenz, weitere Prof. Ruemann'sche Löwen zu stiften und — nach berühmten Mustern — glücklich auch unsere bayrische Feldherrnhalle zur Daniel-Löwengrube umzuwandeln. Recht unzweideutig kräftig schreiben diesmal auch die „M. Neuesten Nachr.“ (unter der Chiffre Dr. Keyßners) gegen solches Verfahren u. A.: „Wenn nicht gerade wieder für einen Angehörigen dieses Kreises [der bekannten Klique! — Schr. d. „Ges.“] ein Auftrag ‚fällig‘ ist, läßt man wohl gar Gelder, die zur Verfügung stehen, unbenutzt liegen! Unglaublich, aber wahr: die 10000 Mk., die seit 1. Januar 1901 die Stadt jährlich zur künstlerischen Verschönerung bereit hält, sind im Jahre 1901 nicht zur Verwendung gekommen. Und die ungleich beträchtlichere Summe, die aus der Pschorr-Stiftung flüssig wird, verwendet man gleich das erste Mal, um die Feldherrnhalle, in der schon ein Miller'scher Löwe liegt, mit den Wiederholungen zweier Ruemann'scher Löwen zu beölkern.“ ... Erst recht ein Blatt wie die „Münchner Post“ nimmt sich in diesen Dingen kein Feigenblatt mehr vor, indem sie einfach los wettert: „In weiten Kreisen der Münchener Beaölkerung und insbesandere bei den Künstlern dürfte eine derartige Verwendung der Mittel aus der Mathias Pschorr-Stiftung Hackerbräu (schöner Titel übrigens!) im höchsten Grade befremden. Für's Erste ist München so reich an gemeißelten und gegossenen Löwen, daß die ‚Bedürfnissfrage‘ ganz entschieden verneint werden muß, und das Geld, das für die Herstellung van noch mehr und nach größeren Königen der Viecher verausgabt wird, dient auch wahl kaum zur besonderen Verschönerung der Stadt. Dann aber ist der Kunst mit dieser Löwrnindustrie auch nicht gedient, und es ist kein Wunder, wenn darüber geklagt wird, daß München als Kunststadt zurückgeht. Nur Prinz-Regenten-Büsten und Statuen und bayerische Löwen, das wirkt um so weniger für die Kunst, als mit den Aufträgen für diese beiden Münchener Spezialitäten stets die gleichen Herren betraut werden; man kann hier sogar schon von dem Handwerk in der Kunst

reden." So etwas thut wirklich wahl, wenn man bisher fast immer nur den einsamen, bei den „M. N. Nachr." seinerzeit sogar geknebelten und gestrauchelten „Rufer im Streit" abgegeben hat. Man geht dann wahl einmal hin zur Landschaftsgasse und schaut dort als „Hans Guck in die Luft" „nur mehr hinauf in die Höh'", sich an dem munteren, dreist symbalistischen „Eselskopf" aan ganzem Herzen daß erlabend, mit dessen humarvaller, sa offensichtlicher Anbringung aben der sauaeräne Künstler-Baumeister des neuen Rathauses seinen scharfen Witz nachträglich-unwiderruflich an seinen geistvollen Auftraggebern dereinst ausgelassen hatte. „Draschken-Kutscher, Mail-coacher und Fremdenführer Münchens, waahrt eure heiligsten Güter und allerbesten Trümpfe!" — zeigt ihnen dieses „moderne" Wahrzeichen der Bierstadt, wenn sie im Sammer kammen, nach den Glypt-, Pinak- und anderen Apatheken fragen, nach Glas-, Bank- und Bierpalästen, „Sezession-" und anderen „Kanzessianen" rennen, nach Hafbräuhaus und Prinzregenten-Theater aerlangen. Auch unseren guten alten „Augustinerstack" nicht zu aergessen — der seinen Namen schan deshalb mit Ehren führt, weil seine Sache neuerdings wieder in's Stacken geraten ist! Das Sigl'sche „Vaterland", das sie stets sa gerne im Varbeigehen lasen, ist ja ahnedies nicht mehr — das Sigl'sche „Vaterland"; beinahe hätten wir gesagt: „am Leben".

*

„Bankpaläste"! Zum Schlusse nach eine kleine, aber überaus kennzeichnende Episade eigensten, persönlichen Erlebnisses. Eine Berliner Verlagsfirma hatte Verfasser dieses ein fälliges Buchhanarar durch einen Chek auf die „Deutsche Bank" in Berlin übermittelt. Nun hat eben diese „Deutsche Bank" hier in München, wie die „Reichsbank" ɔc., sehr bekanntlich ihren stattlichen Pracht-, Filial- und Kankurrenzbau auf dem Maximiliansplatze errichtet. Alsa einfach hingehen und die betreffende Summe auf Grund salchen einwandfreien Papieres in Baar dart safart erheben, das — sallte man dach meinen — müßte Eines sein. Aber der Mensch denkt und der Bankdirektar lenkt; gedacht — nicht gethan! Ich kamme (NB.: nicht am Ersten ader Letzten eines Manats, nach an einem Samstage) Nachmittags zu bester Geschäftszeit, nämlich 10 Minuten nach 5 Uhr, am Gebäude an: — die Deutsche Bank geruht nur zwischen 3 und 5 Uhr des Nachmittags Geschäfte anzuerkennen und hat ihre Thare bereits hermetisch aerschlassen. Ich kehre alsa anderen Tages pünktlich aar 12 Uhr (denn auch das, nicht etwa das übliche 1 Uhr, ist bei der „D. B." Schlußzeit) wieder ein und bestehe lustig „auf meinem Scheine". Was erfalgt? Umständlich dappelte Quittung hierüber mit dem Bescheide: „Geld in drei Tagen nach wendender Pastanfrage in Berlin." Und das im Zeitalter ausgedehnten Fernsprechverkehrs, in unseren Tagen der Bank-Tochterpaläste! Ein älterer Herr neben mir, dem es genau ebensa ergieng, brach in eine bittere Satire aus über diese merkwürdigen Erleichterungen im Geschäfts- und Zahlungsaerkehre. Sdl.

Kritische Ecke.

Halluzination oder überſinnlicher Eingriff?

Von Ingenieur Ludw. Deinhard.
(München.)

Vor wenigen Wochen wurde mir ein ungewöhnlich intereſſanter Beſuch angemeldet: ein deutſcher Kaufmann aus Indien, der Chef einer der größten Exporthäuſer Kalkutta's, von deſſen merkwürdigen Lebens-Schickſalen und trefflichen Charaktereigenſchaften ich von befreundeter Seite ſchon Mancherlei gehört hatte. Eine Hünengeſtalt trat ein, und ich befand mich einem Mann in den beſten Jahren gegenüber, der mir durch die ungeſchminkte Offenheit ſeines Weſens den vertrauenswürdigſten Eindruck machte und das günſtige Urteil durchaus beſtätigte, das mir bisher über ihn zu Ohren gedrungen war. Ich erfuhr nun über Herrn X. langjährigen Aufenthalt in Indien, über ſeine Reiſen dort und über ſeine Erlebniſſe mit merkwürdigen Exemplaren der dortigen Raſſe. Bei einem ſpäteren Beſuch hörte ich dann von einem Jagdausfluge nach den, ebenfalls unter engliſcher Oberherrſchaft ſtehenden, Gegenden öſtlich von Kalkutta, Britiſch-Birma, welchen Herr X. um die Pfingſtzeit 1901 ausgeführt und über welchen er kurz nach dem hier unten geſchilderten Ereignis ſeinen in Deutſchland lebenden Eltern ausführlich Nachſtehendes*) berichtet hat:

* * *

Barkak, 10. Juni 1901.
Chittagang Hill-tracts.

Am 25. Mai kam Einer meiner Ruderer Namens Shib Churum aus Mariskata (Moris bedeutet Pfeffer; Kata heißt ſchneiden) und teilte mir mit, daß nach einem Darf ein großer Tiger gekommen ſei; er wäre ſo groß wie eine Kuh, und hätte ſechs Ziegen in der letzten Nacht gehalt. Ich machte mich natürlich ſofort auf den Weg. Der Ort liegt etwa drei engliſche Meilen von Demagiri direkt am Karnaphuli-Fluſſe. Bald fand ich auch die Spuren und auch einige winzige Überreſte der verſpeiſten Ziegen und Schweine; gleichzeitig ſah ich aber an der verſchiedenen Größe der Fußſtapfen, daß es ſich um mehrere Tiger handelte. Etwa 30 Meter von der Stelle, wo, wie es ſcheint, der oder die Tiger ihr Mahl einzunehmen pflegen, ſteht eine winzig kleine, ſchon faſt ganz zerfallene Bambushütte. Da hinein legte ich mich auf Anſtand, nachdem ich einen Ziegenbock in der Nähe angebunden hatte. Ich wartete während der Nacht vergeblich; mit Sonnenaufgang gieng ich nach Moriskata zurück. Dort erfuhr ich, daß der Tiger auf der ſüdlichen Seite des Darfes wieder einen Beſuch gemacht hatte, ſah mir nach die Situation und die wenigen Überbleibſel an und fuhr dann nach Demagiri zurück, da ich einen guten Schlaf nötig hatte. Gegen 8 Uhr morgens kam ich dort an, ſtärkte mich mit Bananen, Ananas, Thee und friſchen Eiern und ſchlief dann bis 2 Uhr Nachmittags.

*) An dem hier folgenden Originalberichte ſind nur wenige Kürzungen und ſtiliſtiſche Änderungen vorgenommen worden. D. Verf.

Um 3 Uhr fuhr ich wieder mit meinem Baote nach Mariskata, wa der Tiger inzwiſchen eine graße Hirſchkuh getätet hatte. Beide Hinterkeulen und ſämtliche Eingeweide hatte er ſchan verzehrt. Ich gieng nun nach meinem alten Platze. Ein Diener trug einige Decken, damit man nicht ſa hart auf den Bambusſtäben ſitze, und eine Flaſche ſtarken Kaffee's mit Kagnak; ein Anderer führte die Ziege. Es war etwa 4½ Uhr Nachmittags, als wir an der kleinen Bambushütte ankamen. Der eine Mann breitete meinen Inſtruktianen entſprechend die Decken in der Hütte aus, der andere ſchnitt auf meinen Befehl das hahe Gras waeg, damit ich einen guten Schuß abgeben kannte. Die Ziege hielt ich inzwiſchen an einem Stricke feſt, der um meine linke Hand leicht gewunden war; meine Büchſe ſtand auf der Erde, der Lauf lehnte an meiner linken Schulter. Da mit einem Male gab es einen Krach, ein heftiges Zucken in meiner Hand: ein rieſiger Tiger waar mit einem Satz aus dem Dickicht geſprungen, hatte etwa einen Schritt van mir die Ziege geſchlagen und war im ſelben Mament auch ſchon im gegenüber liegenden Dickicht verſchwunden. Zum Glück läſte ſich der Strick in meiner Hand; aber mein Gewehr fiel zur Erde. Ehe ich dieſes wieder aufheben kannte, war der Känig der indiſchen Wälder ſchan längſt nicht mehr ſichtbar. Das war ein Braaaurſtück allererſten Ranges, das mir nachträglich rieſig impaniert hat. Aber der Mament ſelbſt war dach ganz furchtbar. Ich bin gewiß an Gefahren gewöhnt und habe völlig kaltes Blut bekammen; aber in dieſem Mament war es zu Eis erſtarrt — freilich auch nur dieſen einen Moment.

Es hatte nun keinen Zweck mehr, mich ahne die Ziege in die Hütte auf Anſtand zu legen. Wir giengen infalge deſſen nach Mariskata zurück, wa ich mit ſchwaerem Herzen den Beutel zag und für die verſchwundene Ziege 4 Rupien zahlte. (1 Rupie iſt ungefähr M. 1,30). Das war mein Pfingſtſanntag! Den zweiten Pfingſtfeiertag gieng ich wieder nach Mariskata. Dart waren während der Nacht eine Kuh, aerſchiedene Ziegen und ein Schwein getätet warden. Ferner war die Hirſchkuh aan dem Platze, wa wir ſie früher gefunden, weg nach einem Schilfdickicht geſchleppt warden, in dem auch die zerfleiſchte Kuh aus dem Darfe lag. In der Nähe ſtand ein haher Baum, ſa etwas Ähnliches wie eine Baumfarne, der etwa 16—17 Meter in die Höhe reichte, ehe die Äſte anfiengen. Dart aben ließ ich einen aus Bambusſtäben gebauten Sitz, Machan genannt, anbringen und ſtieg auf einer Bambusleiter hinauf. Van hier aus kannte ich die ganze Gegend weit überblicken. Ich hatte meine Elefanten-Büchſe mit mir, außerdem meinen deutſchen Drilling, eine ganz varzügliche Waffe; an meiner Seite hieng mein Hirſchfänger und meine 8-ſchüſſige Brawning-Piſtale, ferner hatte ich auf dem Sitze eine Blechkiſte mit Patranen. So ſaß ich denn dart aben in aälliger Sicherheit etwa bis 3½ Uhr Nachmittags. Van allen Seiten hörte ich Geknurre und Pfauchen. Es müſſen mindeſtens drei Tiger geweſen ſein, ſie müſſen mich waahl beabachtet haben, aielleicht ſagar ſchan das Aufbauen des Machan; aber genug: kein Bieſt kam aus dem Dickicht heraus, und ich kannte keinen Schuß abgeben. Dies waar für mich jedoch nur eine Frage der Zeit; denn daß den Bieſtern im Angeſicht des Rinder- und Hirſchbratens das Waſſer im Maul zuſammen gelaufen ſein muß, war mir klar, und daß ſie heraus brechen würden, wußte ich genau. Das, was nun kammt, nicht zu glauben, nehme ich niemand übel, ich ſtehe aber für die abſaluteſte Wahrheit. Ich ſaß alſa da aben auf dem Machan, dachte an Euch, an mein Geſchäft, an meine Pläne u. ſ. w., ſtrengte aber dabei Augen und Ohren auf's Äußerſte an, um jedes Bewegen eines Graſes, jedes Knacken eines Zweiges wahrzunehmen, da ja jeden Augenblick ein Tiger heraus ſpringen kannte. In der Ferne waar ein Gewitterſturm im Anzug; aber ich dachte, es hätte wahl nach Zeit, ehe das zu mir käme. Da, mit einem Male häre ich eine Stimme klar und deutlich und ſtark

befehlend: „Geh' ſafart vam Machan herunter, in ein paar Sekunden bricht der Baum!"

Ich erſchrak; impulſia aber geharchte ich ſagleich. Es war nicht ganz leicht, vam Machan aus die Leiter zu erreichen. Da ich jedach meine Stiefel ausgezagen hatte, ſo hatte ich ſie bald erreicht und ſtieg nun mit meinem Drilling auf der Schulter ſa ſchnell wie nur möglich hinunter. Ich mochte etwa 6 Meter herunter geſtiegen ſein, da brach der Baum etwa einen halben Meter über mir ſchan ab, und die ganze Baumkrane und alles, was darauf war, der geſamte Machan mit Eleſanten-Büchſe, Patranenkiſte u. ſ. w. fiel unter fürchterlichem Krachen dicht neben mir zur Erde. Zum Glück aerfieng ſich die Leiter an dem zerbrochenen Stamm, und ich kannte die reſtlichen 10 Meter nach geſund herunter kammen. Da ſtand ich denn in den Strümpfen, äffnete natürlich ſafart die Sicherung meiner Büchſe — und dann brach der Sturm las mit walkenbruchartigem Regen; nicht weit aan mir aber, das wußte ich ſicher, lauerten Tiger: es war eine Situatian, einfach grauſig ſchän!

Langſam und aarſichtig gieng ich nun durch die Dſchungeln nach meinem Baate zu, das etwa 1000 Meter van dem Machan entfernt lag; fand es aber weg geriſſen und treibend in der Mitte des reißenden Strams. Das Baat war mir vam Gauvernement für etwa 300 Rupien geliehen warden. Alſa ſchnell hinein in's Waſſer, hinüber geſchwammen, in's Baat geklettert und wieder zurück gerudert! Nun band ich das Baat wieder feſt und wartete, bis der Sturm ſich gelegt hatte. Dann ruderte ich nach Mariskata zurück. Hier warteten meine Baatsleute, mit denen ich alsbald wieder zum Machan zurück ruderte. Leider iſt der Schaft meiner Eleſanten-Büchſe bei dem Sturze zerbrachen, und das machte ein weiteres Vardringen in's Thega-Gebirge unmäglich. Ich erwähne nach einmal ausdrücklich, daß der Baum var dem Ausbruche des Sturmes brach; eine genauere Unterſuchung der Bruchſtelle ergab, daß Laraen aan Bohrkäfern fingerdicke Läcker durch den Stamm gefreſſen hatten. — Was ſall man nun zu ſalcher Geſchichte ſagen? Glauben kann das dach niemand, und dennach habe ich jedes Wart einfach und ahne Übertreibung hier nieder geſchrieben, wie ich es eben gehört habe. Die Sache iſt mir aallſtändig myſtiſch und ich bitte Dich, lieber Vater, dieſen Brief originaliter an meinen Freund Dr. Hübbe-Schleiden zu ſenden; ich werde ihm ſelbſt ſchreiben, ſo bald ich Zeit finde . . .

* * *

Sa laeit der mir aarliegende Bericht. Nach dem Eindrucke, den ich in Tage langem Verkehr mit dem Berichterſtatter aan dieſem erhalten, zweifle ich nicht einen Mament, daß dieſes Jagdabenteuer ſich thatſächlich ahne „Jägerlatein" genau ſa zugetragen hat, wie es hier erzählt wird. Niemand, der den Erzähler kennt, bezweifelt die Wahrhaftigkeit dieſer Geſchichte. Wie aber läßt ſie ſich erklären? Sie muß doch irgendwie erklärbar ſein! Der Pſychalage, dem ich die Geſchichte erzähle, giebt mir natürlich die Erklärung: Gehörs-Halluzinatian. Wenn ich dann aber weiter frage: Warum trat denn aber dieſe Gehärs-Halluzinatian gerade in dem kritiſchen Mament auf, wa die Gefahr auf's Höchſte geſtiegen war? — dann wird der Pſychalage aermutlich van einem lebhaften Ahnungs-Vermägen des Unterbewußtſeins reden, wenn er es nicht vorzieht, die Antwart ganz ſchuldig zu bleiben. Bleiben wir aber nur einmal beim Ahnungs-Vermögen ſtehen. Die Thatſache, daß zahlreiche Menſchen ein unbeſtimmtes Vargefühl kammender, in ihr Leben tief eingreifender Ereigniſſe gehabt haben, wird wahl kaum zu bezweifeln ſein. Gewähnlich iſt es allerdings der Traumzuſtand, in dem ſalches ahnende Varſchauen kammender Ereigniſſe aus den Tiefen des Unterbewußtſeins empar taucht, um

dann mehr oder weniger deutlich das Wachbewußtſein zu beeindrucken. Wir ſind alſo gewahnt, mit dem Begriff Ahnung dos Eigenſchoftswart undeutlich aber unbeſtimmt zu verbinden. Dies trifft nun aber auf den oarliegenden Foll durchous nicht zu. Die Vorempfindung tritt hier im aallen Wachbewußtſein mit einer Deutlichkeit und Beſtimmtheit auf, die jede Unſicherheit ausſchließt. Der Betreffende aerſichert ja, die angeführten Warte klor und deutlich aernammen und außerdem einen befehlenden Tan heraus gehört zu haben — olſa jedenfalls eine gonz ungewöhnliche Holluzination, wenn wir bei dieſem, in der heutigen Pſychalogie gern gebrouchten Wart ſtehen bleiben wollen. Eine Holluzinotion, die im Mamente der höchſten Lebensgefahr auftritt und an Deutlichkeit abſolut nichts zu wünſchen übrig lößt, die ſich in die Form einer wornenden Stimme kleidet und Warte oernehmen lößt, über deren Sinn kein Zweifel beſtehen kann, iſt jedenfalls eine ſolche aan höchſt ungewöhnlicher Art, welche unſer Erklärungs-bedürfnis in ganz beſanderm Maße heraus fordert — wie dies ja auch bei dem der Foll war, der ſie ſelbſt erlebt hat und der ſich deshalb an einen Freund wendet, zu dem er das Vertrouen hot, doß er ihm den Schlüſſel zur Erklörung oielleicht liefern könne.

Ich möchte nun nicht unterlaſſen, die mir ebenfalls bekannt gegebene Erklörung dieſes Varfalles durch Dr. Hübbe-Schleiden ſelbſt hier mitzuteilen. Do ſie aber keine ſtreng-wiſſenſchoftliche, ſandern oielmehr eine auf okkulten Thatſochen beruhende Erklärung dar-ſtellt, ſa fürchte ich allerdings, daß ſie bei den meiſten Leſern ein ſtarkes Kapfſchütteln erregen wird. Trotzdem bin ich der Meinung, doß dieſe Erklörung den Nogel wirklich ouf den Kapf trifft. Sie lautet falgendermoßen:

„Die Erklärung der Stimme, die Freund X. gehört hat, iſt doch nicht ſa ſchwierig, wenigſtens nicht für uns, die wir wiſſen, doß wir alle gleichzeitig in andern Daſeins-zuſtänden leben, nicht blas in der öußerſinnlichen Welt unſeres togeswachen Bewußtſeins. Unſer Troumleben iſt ſo ſchon eine ondere Bewußtſeins-Stufe, und deren hot jeder Menſch mehrere und höhere, je noch ſeiner Entwicklungs-Stufe. Wöhrend unſeres Tages-bewußtſeins mochen ſich dieſe inneren Vargänge und Erfohrungen gewöhnlich nur durch Gefühle, unbeſtimmte Ahnungen und durch das in jedem Menſchen mehr aber weniger thötige Gewiſſen geltend. Dieſe Zuſtände und Erlebniſſe betreffen aber olle uns an-gehenden Verhältniſſe, nicht blas die unſeres maraliſchen Verhaltens."

„Nach dem Tode leben alle Menſchen nur in dieſen inneren Bewußtſeins-Zuſtänden weiter, do donn unſer äußeres Bewußtſein mit dem Abſterben unſeres Gehirnes weg-fölt. Jeder Menſch, beſonders die tüchtigen und guten Menſchen, ſind ſtets aan mehreren ‚unſichtbaren Helfern' umgeben, die es ſich zur Befriedigung gereichen laſſen, lebende Menſchen zu ſchützen, domit ſie wamöglich unrichtige Hondlungen nicht begehen. Solche ‚Helfer' ſind zum größten Teil oerſtarbene Menſchen. Es giebt ouch lebende Menſchen — und es gob ſolche wahl zu allen Zeiten — aan beſanders hoher Entwicklungs-Stufe, die auch ſchan ols ‚unſichtbare Helfer' überſinnlich fungieren können. Jeder ſalche Helfer hilft je nach ſeiner eigenen Erfohrung und der ſehr oerſchiedenen Trogweite ſeines Wiſſens und Könnens. Eine ganz eigene Schwierigkeit bei dieſen Vargängen iſt aber die meiſtens ſehr unoollkommene Empfänglichkeit der Menſchen, denen geholfen werden ſoll, für die Eindrücke, die dazu dienen. Durch dieſe überſinnliche Unfähigkeit des heute lebenden Menſchengeſchlechts und dadurch, doß die Meiſten, ja ſoſt Alle ſich des Var-handenſeins der überſinnlichen Welt, in der wir Alle eigentlich leben, gar nicht bewußt ſind, dodurch wird die Thätigkeit jener überſinnlichen Helfer ſehr erſchwert. Erleichtert wird ſie aber in der Regel durch die Umſtände einer beſonders drahenden Gefahr. Nicht nur erheben ſich dann die ‚unſichtbaren Helfer' zu ganz beſanderen Willensonſtrengungen,

ſondern das eigene überſinnliche, unbewußte Erkennen der in Gefahr befindlichen Perſon iſt in jedem ſolchen Augenblicke beſonders aktiviert. Alles, was dann zu geſchehen hat, iſt, daß es den Helfern gelingt, der betreffenden Perſon das, was ſie ſelbſt überſinnlich weiß, äußerſinnlich zum Bewußtſein zu bringen. Dies thun ſie dadurch, daß ſie die Thatſache, auf die es ankommt, in den kürzeſten, präziſeſten Satz formulieren und dieſen, gleichſam wie ein Telegramm — beſſer ausgedrückt wie einen Telephonanruf, mit aller Willenskraft dem Gehirn-Bewußtſein des Betreffenden beeindrucken. Dabei werden die geeigneten Sinnes-Nerven gereizt; im vorliegenden Falle waren es die Zentren der Gehörs-Nerven, bei Viſionen ſind es die der Geſichts-Nerven. Bei Freund X. wurde dieſer Vorgang übrigens dadurch ſehr erleichtert, daß er ſelbſt ja ſehr ſtark überſinnlich veranlagt iſt, wie viele ſeiner Erlebniſſe in verſchiedenen Lebenszeiten beweiſen." . . .

Die große Mehrzahl der Leſer wird wohl kaum geneigt ſein, dieſe Erklärung ernſt zu nehmen. Für ſie ſind das alles leere Worte, abergläubiſche Phantaſiegebilde. Vielleicht aber doch nicht für alle Leſer. Dieſen Wenigen, die beim Leſen obiger Sätze (die aus der Feder eines als Kolonialpolitiker und als Herausgeber der „Sphinx" in den weiteſten Kreiſen rühmlichſt bekannt gewordenen Gelehrten ſtammen) intuitiv fühlen, daß dahinter ein ernſthaftes Studium und Nachdenken ſteckt*), daß dieſe Sätze doch mehr enthalten dürften als bloße abergläubiſche Phantaſtereien, denen möchte ich zum Schluß empfehlen, ſich zunächſt einmal über Goethe's Stellung zu derartigen Dingen genauer zu informieren. Gelegenheit dazu bietet eine vortreffliche kleine Schrift von Hofrat, Prof. a. D. Max Seiling, betitelt: „Goethe und der Okkultismus"**) — ein Thema, das übrigens auch in der „Sphinx" (VII. Jahrgang, Auguſtheft 1892) bereits behandelt worden iſt, und zwar von Dr. Raphael von Köber, jetzt Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Tokio. Außerdem möchte ich noch darauf hin weiſen, daß man heut zu Tage infolge der Jahre langen Beſtrebungen von internationalen Forſcher-Verbänden wie der engliſch-amerikaniſchen „Society for psychical Research" und der namentlich mit Indien in Berührung ſtehenden „Theosophical Society" in die Probleme der ſo genannten „okkulten" Seite der Natur doch noch etwas tiefer eingedrungen iſt, als dies zu Goethe's Zeiten der Fall war. — Dies iſt eine Thatſache, die es wohl auch begreiflich erſcheinen läßt, wenn in dieſer ſonſt nur den „exoteriſchen" Fragen gewidmeten Zeitſchrift zur Abwechslung einmal ein rein „eſoteriſches" Problem aufgeworfen wurde. Mein Standpunkt zu derartigen Rätſelfragen iſt freilich nicht der des reſignierten „Ignorabimus" Du Bois-Reymonds und wohl auch

*) Der Herr Einſender verweiſt hier auf die (von ihm ſelbſt in's Deutſche überſetzte) Schrift: „Unſere unſichtbaren Helfer" von C. W. Leadbeater; Bibl. eſoteriſcher Schriften, Bd. X — Leipzig, W. Friedrich. Wir möchten aber doch unmaßgeblichſt dafür halten, daß hier weit eher Schopenhauers „Verſuch über das Geiſterſehen" — in den „Paerga und Paralipomena" (Brockhaus-Ausgabe der Werke, Bd. V) mit anzuziehen ſei. Der Jäger, durch das lange Wachen und ſcharfſichtige Spähen wohl ermüdet, ſozuſagen etwas ſtumpfen Sinnes geworden, war eben ganz allmählich in jenen, den Pſychologen gar wohl bekannten, Zuſtand auftauchenden „Unterbewußtſeins" (d. h. jenſeits der Bewußtſeinsſchwelle, mit ihren Anſchauungsformen „Raum" und „Zeit") geraten, in welchem Traumwachen er ein unmittelbar darauf eintretendes Ereignis, gleichſam wie ohne Gehirnzwiſchenwand, als beſtimmteſte Gegenwart bereits vorausſchaute und als Erlebnis antezipierte. So kann auch der ſchwache, irdiſche Menſch an der „himmliſchen Vorſehung" und „göttlicher Allwiſſenheit" (wie durch die myſtiſche Sammlung nach innen, im Gebet, an der „ſchöpferiſchen Allmacht") gelegentlich ganz natürlich wohl einmal ſelber Teil haben. Warum alſo immer „Offenbarungen" erſt ſuchen, wo es doch recht „exakt" hergehen kann? — Im Übrigen geht unſere Meinung in dieſen Dingen grundſätzlich dahin: Nicht, ob Geiſter ſind, exiſtieren und wirken, ſondern ob Geiſt, d. h. ob er oder die Materie das Beherrſchende in der Welt iſt — darauf ſteht uns die wiſſenſchaftliche Frage, die wir im Anſchluſſe an M. Greifs Gedenkwort auf Carl du Prel gern auch an dieſer Stelle einmal mit aufgeworfen haben wollten. D. Sche.

**) Leipzig, Oswald Muze; M. 1,20.

der meiſten Leſer, wohl aber der des hoffnungsvollen Schopenhauer, als er den bekannten Satz nieder ſchrieb: „Dann aber wird eine Zeit kommen, wo Philoſophie ... und Naturwiſſenſchaft gegenſeitig ein ſo helles Licht auf einander werfen, daß Wahrheiten zu Tag kommen werden, welche zu erreichen man außerdem nicht hoffen durfte.“*)

Herr Arthur Fitger in der freien Hanſaſtadt Bremen hat ſich bemüßigt gefunden, in der für ihn angebrochenen Zeit der „mageren Jahre“ ſeine Perſon wieder einmal in's rechte Licht zu ſetzen und den von Oben neuerdings wehenden günſtigen Wind in ſeine ſchlaffen Segel einzufangen. Er that das, indem er des Kaiſers jüngſte Anweſenheit an der Waterkant' dazu benützte, durch eine gänzlich unrepublikaniſche Versanſprache in der „Weſer-Ztg.“ die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Er preiſt darin des Monarchen bekannte Kunſtrede als ein Wort zur rechten Zeit und dozierte in ſchwungvollem Redeſchwall oerſiſ'erte Aeſthetik — ſeine alte, doktrinäre Weisheit von der Schönheit und Wahrheit der Kunſt. Schon der Worpsweder Maler Kart Vinnen hat ihm alsbald den ſtörenden Widerſpruch ſeiner eigenen Seele zwiſchen dieſem Byzantinismus und früheren Manifeſten „In tyrannos!“ mit unanfechtbaren, wörtlichen Zitaten öffentlich oorrücken dürfen. Und wir halten ihm nun entgegen, was ein „Alter“ geſagt hat und was wir vor Kurzem in einem Beſprechungs-Artikel Albert Geigers (Beilage zur „Münchner Allg. Ztg.“) auch als „ein Wort juſt zur rechten Zeit“ uns ſehr zu Paß vorgefunden haben: „Wir hegen das feſte Vertrauen, daß die Kultur die Menſchheit erlöſen kann, ſo weit das eben in dieſer Welt der Unvollkommenheit möglich iſt ... Es iſt kein Winkel ſo düſter, in den nicht ihre ſtrahlende Leuchte hinein zünden könnte. Dann wird auch dieſe Problem- und Tendenztitteratur ..., die aus nahe liegenden Gründen ſeit einem halben Jahrhundert die erſte Stelle einnimmt und ... eine ſo außerordentliche Wertung erfährt, obgleich ſie eigentlich zum größten Teile rein negativ iſt — dann wird auch ſie nur eine zweite Rolle ſpielen. Die große, die wahre Kunſt wird dann ... die edelſte Kulturblüte ſein. Wenn erſt die Gegenſätze des Lebens gefallen ſind, die Kultur dieſes letzte Hemmnis weg geräumt hat, dann wird es ſich auch erfüllen, wie Gottfried Ketler, den ganzen Prozeß des Naturalismus vorher ſehend, geſungen hat:

Dann aber folgt der Sänger Schar,
Die einen neuen Himmel baut,
Darinnen man im Lichtaltar
Den alten Gott der Liebe ſchaut!
Voran, voran, ihr Bittern
In tegenden Gewittern,
Wir zlehea hellend, ſegnend nach
Mit hell geſtimmten Zithern!“

„Bunte Bühne“ nennt ſich eine ganz neue künſtleriſche Veranſtaltung, deren praktiſche Ausführung allerjüngſtens verſucht worden iſt. Schon früher haben wir gemeldet, daß der „Kunſtwart“ auf dieſem Felde höchſt geheimnisvoll Neues ptane bezw. etwas Derartiges in nahe Ausſicht geſtellt habe. Und einer ſeiner Genoſſen, Dr. Richard Batka, iſt es denn auch, welcher mit Direktor Angelo Neumann zuſammen auf der Bühne des Deutſchen Landestheaters zu Prag dieſe aeſthetiſchen Ideen jüngſt in Thaten umgeſetzt hat, während er gleichzeitig mit bezügtichen Publikationen, genannt: „Bunte Bühne — Fröhliche Tonkunſt“ (in zwangloſer Folge erſcheinend im „Kunſtwart“-Verlage), ein entſprechendes Repertoir hierzu auf Grund ſorgfältiger Auswahl heraus zu geben ſucht. Nicht variélémäßige Überbretttproduktionen im franzöſiſchen Kabaretſtil ſollen es ſein, was hierbei geboten wird. Durch den Rahmen der Bühne und ſinnfällige Dekorationen ſollen poetiſche und muſikaliſche

*) Schopenhauer-Ausgabe aon Eduard Grieſebach (Philip Reclam Jaa., Leipzig); „Parerga u. P.“, Bd. I, S. 304.

Gebilde wirklich künſtleriſcher Kleinkunſt zu einheitlich-heiterem Stimmungsbilde verbunden werden. Hier ſoll die Stätte ſein, auf der den „Ouverturen, Divertimenten, Kaſſationen und Suiten“ unſerer Klaſſiker ein neuer Boden für ihre wieder erſtehende Popularität gebolen werden kann. Hier ſoll alles, was poetiſch und muſikatiſch deutſch iſt, von den Quodlibets des 16. Jahrhunderts und den Charaktertänzen, deren hiſtoriſche Entwicklung lebendig dargeſtellt werden könnte, bis zum reinen Virtuoſentum und der Aufführung von kleinen Singſpielen, frei von allem hiſtoriſch-pädagogiſchen Zwange aufgeführt werden. Hier ſoll mit einem Wort, als Ergänzung zu Oper und Konzert, die heitere Kunſt zur Geltung kommen und von hier aus wieder ihre Popularität zurück erobern. Mit einer erſten Vorführung ward zugleich der Beweis angetreten, daß es ſich nicht um eine der landläufigen Bretttoorſtellungen mit dem obligaten, um einige Stufen höher ſtehenden Variétéprogramm handle, ſondern daß wirklich künſtleriſch vornehme und erleſene Genüſſe bei aller Buntheit zu einem einheitlichen Stimmungsausdruck zuſammen gefaßt werden können. — Wer nun den bekannten Theater-Unternehmer, vertrauſich eingehängt in den Arm der „Kritik“, alſo bieder ſein Jahrhundert in die Schranken fordern ſieht, der kann hierzu — bei aller Wertſchätzung der guten und edlen Abſichten des „Kunſtwarts“ zur Aeſthetiſierung des Genre's — doch nur lebhaft den Kopf ſchütteln. Wohin ſind die ſchönen Zeiten, da dieſer ſelbe Richard Batka, als Mitarbeiter der Dresdner „Deutſchen Wacht“, noch fulminante Artikel über „Beutezüge im Intereſſe der Kunſt“ gegen eben jenen Angelo Neumann ſchrieb? . . . Aber auch ſonſt, zu den geiſtigen Vorausſetzungen, kann er dann nicht umhin, ſeine erheblichen Bedenken zu äußern. Denn Ausgrabungen ſind eben nicht — „lebende Lieder“, bezw. altmeiſterliche Reſtaurationen nicht „lebendige“, moderne Kunſt, die zum Leben und zum Zeitgeiſt wirklich zu ſprechen vermächte. Und Eines wird bei dieſen, im beſten Sinne „reaktionären“, im Innerſten konſervativ-hiſtoriſierenden Beſtrebungen unter allen Umſtänden völlig überſehen: daß es ſich doch um die „gaya scienza“, alſo um den tief greifenden Unterſchied der Weltanſchauung zwiſchen germaniſcher und romaniſcher Kultur überhaupt handelt. In dieſem Sinne haben wir es ſchon früher einmal ausdrücklich betont, daß uns ein Zurückgehen auf den alten, wenn auch noch ſo köſtlichen, Hans Sachs nicht weſentlich weiter bringen kann. Der romaniſche Tanz wäre ſo etwa das „Symbol“ für den geſuchten neuen Stil, der unſere Füße leichter, unſere Pulſe beweglicher und unſere Herzen freudiger machen ſoll. In unſerem „prüden“ Deutſchland wäre man nun — glücklich! — ſo weit, die verfeinerte Zote, ſtatt ſie nur immer verboten zu genießen und ſie nebenher (mit dem Engländer) „shocking“ zu finden, offen und frei, ohne „moraliſchen Gewiſſensbiß“, zu wollen. Dieſen Naturtrieb aber verſtehen anſcheinend die Leute vom „Kunſtwart“ ſo ganz und gar nicht, oder aber wollen ihn, wie lutheriſche Paſtoren, die trotzdem ihre zwölf Kinder in die Welt ſetzen, nicht verſtehen, indem ſie dieſe friſche Bewegung auf die ſolide deutſche Heiterkeit zurück ſchrauben möchten, als welche man doch ſonſt in Oper und Konzert gar nicht zu entbehren hat, und indem ſie ſie mit dem Stelzfuße eines ſteifen Wohlanſtandes wieder beſonders ausrüſten. Sie würden wahrſcheinlich auch jetzt immer noch die bekannten „guten Schriften“ „Maſſen-verbreiten“, obwohl das liebe „Volk“ in ſeiner unteren Schicht deutlich gezeigt hat, daß es den Schund-, Schand- und Schauer-Roman nun einmal unweigerlich haben will.

Leſefrüchte mit Randgloſſen — gemiſchte Gefühle in Stoßſeufzern.

„Wie der Herr, ſo der Knecht“ — lautet bekanntlich ein altes Sprüchwort. Der

„Miniſter“ Freiherr aon Rheinbaben hat als getreuer Diener ſeines Herrn bei Eröffnung des Düſſeldarfer Kunſtpalaſtes den Künſtlern an's Herz gelegt: die Düſſeldorfer Kunſt möge ſich genau in der Linie deſſen bewegen, was Seine Majeſtät der Kaiſer von der Kunſt denkt und wünſcht. „Seine Majeſtät habe dies aor einiger Zeit in einer Rede ausgeſprochen, die bezaubernd geweſen ſei für Alle, die ſie angehört hätten. Wenn Düſſeldarf eine ſatche ideale Kunſt pflege, dann zeige es ſich zugleich als treuer Diener ſeines Kaiſers.“ Fürwahr, das nennt man: „hübſch nach der Pfeiſe tanzen“, und ſa kammt der Begriff „minister“ doch wieder zu ſeinen aallen Ehren. — Verſolgt man übrigens, mit welcher Tiefe, inneren Sammlung und gründlichen Hingabe der junge Kronprinz auf ſeiner Reiſe durch Süddeutſchland in wenigen Tagen und Stunden „Kunſt ſtudiert“, ſa begreift man obendrein ſehr gut, pſycholagiſch, wie kaiſerliche Kunſtreden wahl entſtehen können.

Wir leſen in mehreren Blättern: „Der von den Buren zum Gefangenen gemachte britiſche General Lard Methuen hat ſich während ſeiner Dienſtzeit als Mititärattaché der engliſchen Botſchaft in Bertin (im Februar 1881) die Rettungsmedaille am Bande aerdient. Der damalige Oberſtleutnant Methuen nahm, wie die Nationalzeitung ſchreibt, heraarragenden Anteil an der Rettung eines Arbeiters Pieper in Charlottenburg aam Tode des Ertrinkens, wobei er ſich einer erheblichen eigenen Lebensgefahr ausſetzte.“ Endtich einmal ein aernünftiges und würdiges Wort über einen engliſchen General in unſerer deutſchen Preſſe!

Angeblich hätte Peinzregent Luitpald an den Staatsſekretär (in Vertretung) der Marine Folgendes depeſchiert: „Die Mir Namens der kaiſertichen Marine zu Meinem heutigem Geburtsfeſte dargebrachten freundlichen Glückwünſche haben Mich aufrichtig erfreut, und ſage Ich hiefür aan Herzen Dank. Gerne gebe Ich hiebei die Verſicherung, daß Mein Intereſſe für das fernere Gedeihen der Marine derſelben ſtets erhalten bleiben wird.“ Schreiben unſere deutſchen Fürſten wirklich ein ſa fragwürdiges Deutſch, oder ſind für ihren Stil doch wohl die Kabinetsſekretariate aerantwartlich?

Mit einer geradezu verletzenden Heiterkeit wurden die bekannten nächtlichen Ausſchreitungen der jugendlichen Herren Ulanen-Offiziere in der Neujahrsnacht zu Bamberg vor der Öffentlichkeit behandelt. Zuerſt ſchan leiſtete ſich der bayriſche Militärbeoallmächtigte Generalmajar Ritter aan Endres im Reichstage höchſt deplazierte faule Witze — wie z. B.: „Die Herren haben die palizeilichen Vorſchriften über die Benützung der Trattairs im Verhättnis zur Benützung des Fahrdamms aallſtändig überſehen (Heiterkeit), ſie haben die Zwecke der Ralläden an den Geſchäften gänzlich aerkannt (Große Heiterkeit), indem ſie mit den Säbeln an dieſen Ralläden hin und her fuhren. . . . Ich gehe ſo weit, daß ich ſage, niemand unter Ihnen iſt hier, der nicht 'mal ſelbſt ſalch einen jugendlichen Ulk mit gemacht hat. (Graße Heiterkeit.) Ich gehe nach weiter und behaupte: es ſitzt niemand unter Ihnen hier, der ſich nicht ſogar jetzt nach freut, daß er einen ſalchen Ulk mit gemacht hat. (Erneute Heiterkeit.)“ Dann las man, daß aus dem Schlaf aufgeſtörte Bamberger Einwahner ſelbſt jene Sache ſchon um deswillen milder aufgefaßt hätten, weil ja doch die Regimentsmuſik (tief in der Nacht!) ſa ſehr ſchön geſpielt habe. Und nun findet ſich ſalgendes muntere Geſchichtchen in den Blättern: „Ein utkiger Herr ſcheint der Leutnant im 1. Ulanen-Regiment Fürſt Karl aon Wrede zu ſein, der wegen des bekannten nächttichen Skandals aam Oberkriegsgericht zu 24 Stunden Zimmerarreſt aerurteilt wurde. Am Freitag, den 14. März, hatte der durchlauchtige Herr dieſe Strafe in ſeiner Wohnung abzuſitzen. Aus dieſem

Anlaſſe ließ der Fürſt, wie aus Bamberg mitgeteilt wird, an ſeinem Hauſe an der Amalienſtraße eine graße ſchwarze Flagge hiſſen. Viele Leute umſtanden das Haus, aber niemand wußte den Grund dieſer außergewöhnlichen Trauerkundgebung zu erfahren." Faſt ſcheint es danach, unſer gutes Deutſchland iſt bereits auf dem beſten Wege zur „gaya scienza"!

Wie weit es mit der perſönlichen Freiheit des Bürgers in einem geardneten Staatsweſen her iſt, das hat die italieniſche Regierung kürzlich, anläßlich des Turiner Generalſtreiles der Eiſenbahnbeamten, zur Evidenz bewieſen. Man „aerfügt" eines ſchönen Tages einfach, daß das ganze Syſtem der Ziailverwaltung unter das Kriegsminiſterium reſſartiere, d. h. unter militäriſchen Befehl geſtellt ſei, und alle freien Regungen zum Selbſtbeſtimmungsrechte wie zu einer menſchenwürdigeren Geſtaltung des Lebens ſind eo ipso aufgehaben. — Aber auch, wie es mit der Gewiſſensfreiheit in unſeren madernen Staatsaerbänden beſtellt iſt, kannte man mit Schrecken deutlich erſehen aus der Beratung des Weimariſchen Landtages über eine Petition der „Deutſchen Geſellſchaft für ethiſche Kultur", Abteilung Jena. Anlaß dazu gab ein Reſkript des früheren Kultusminiſters aan Pawel, in dem 1899 aerfügt wurde, daß Kinder diſſidentiſcher Eltern, die nicht am Religionsunterricht der höheren Lehranſtalt, die ſie beſuchen, teilnehmen wallen, aus der Schule zu entlaſſen ſeien. Die Petitian betrachtete dieſes Reſkript als im ſchärfſten Widerſpruch ſtehend zu den Farderungen der Gewiſſensfreiheit und aerlangte mit Recht Beſeitigung dieſer Verfügung, wie geſetzliche Regelung der Angelegenheit. Mit graßer Mehrheit gieng indes der Landtag über ſathane Petition ſchlankweg zur Tagesardnung über!

Die Künſtler-Maniſeſte kommen immer mehr in die Made. Bungert, Goldmark e tutto quanti machten damit feierlich den Anfang; neuerdings wurde die ſa ſtoff-arme deutſche Preſſe auch noch mit einem Originalſchreiben aan Gabriele d'Annunzia an die Berliner „Leſſing-Geſellſchaft", anläßlich der Aufführung ſeiner „Taten Stadt", beglückt. Darauf graßes, ſolennes Fiasko des Werkes in Berlin — ſogar die „madern" eingeſchwarene Kritik kleinlaut und aerlegen, wo nicht gleich ergreifend deutlich. Wer übernimmt nun eigentlich die Verantwartung für den d'Annunzio-Schwindel in Deutſchland? — ſa ungefähr frug kürzlich der „Kunſtwart".

Gar nicht klug aermag man zu werden über das leidige Hin und Her unſerer deutſchen Preſſe bezüglich der Frage: „Sallen die Leipziger Studenten nun, zur perſönlichen Aufführung der Schiller'ſchea „Räuber" aar den Herren Franzaſen, als Kulturträger und Kulturvermittler nach Paris gehen oder aber hübſch bequem hinter dem Ofen bei Muttern zu Hauſe bleiben?" — eine reine Kunſtfrage, die unſer patentierter Chauainismus ahne die geringſte Anregung dazu aan jenſeits der Vageſen glücklich wieder zu einer „hochpalitiſchen" zu ſtempeln gewußt hat. Sa recht aerſtändlich wird das ganze Kreuz- und Quer-Getriebe ſchließlich nur, wenn man annimmt, daß die Eingeweihten wiſſen, welch' ſchauerlich minderwertige Leiſtung aielleicht dem weſtlichen Kulturvalle der Weltſtadt bei dieſer Spritztaur als „deutſche dramatiſche Kunſt" feraiert werden ſallte; oder aber, daß die privilegierten Berufsſchaufpieler hier gegen ſalche „Dilettanten"-Kankurrenz, wie ſchon ſa aft, bei ihren guten Freunden aan der „liberalen" Preſſe ein wenig intriguiert haben.

Besprechungen.

Nietzsche, und kein Ende!*)

Von Dr. Jos. Hofmiller.
(Freising.)

Im Nachfolgenden werden die neueren Schriften über Nietzsche, deren der Unterzeichnete habhaft werden konnte, besprochen. Die Zeit ist immer noch nicht vorbei, da jeder Spezialist in irgend einem Fache Nietzsche en passant einen Hieb versetzt, der allerdings meistens daneben trifft. Wer Karl Hillebrands ausgezeichnete Würdigung Schopenhauers kennt, die in zwei Essays des zweiten Bandes der „Zeiten, Völker und Menschen" zu lesen ist, kann nur bedauern, daß dieser feine, wahrhaft gebildete und vornehme Geist nicht mehr unter uns weilt, um mit der selben Sachlichkeit, mit der er Nietzsche's erste Werke (im selben Bande) bei ihrem Erscheinen besprach, auch dem reifen Philosophen zur Seite zu stehen. Jedes Wort seiner damaligen Ausführungen über Schopenhauer gälte heute von Nietzsche. Aber die Herrn Deutschen weigern sich, einen Mann für bedeutend zu halten, über den sie als Gymnasiasten keine Aufsätze haben anfertigen müssen.

Stock ist Privatdozent der Philosophie zu Greifswald. Sein Buch ist einem Pastor gewidmet. Er erklärt in der Vorrede, daß, seit er Nietzsche kennt, sich sein Urteil über ihn fortwährend nach der günstigen Seite hin verändert habe. Um so bedauerlicher ist es, daß er den Ausdruck „Nichtfachmann" gebraucht und Nietzsche als philosophischen Dilettanten und „Laien" auffaßt. Was versteht er eigentlich unter einem „Fachmann"

*) Biedenkamp, Dr. Georg: Nietzsche und Naumann als Politiker. Göttingen 1901. Wunder.
Ernst, Dr. Paul: Friedrich Nietzsche. Berlin 1900. Gose & Tetzlaff.
Fischer, Msgr. Dr. Engelbert Lorenz: Friedrich Nietzsche. Regensburg 1901. Manz.
Gramzow, Dr. Otto: Friedrich Nietzsche's Herrenmoral. Leipzig o. J. Klinkhardt.
Grimm, Eduard: Das Problem Friedrich Nietzsche's. Berlin 1899. Schwetschke.
Hornesser, Dr. Ernst: Zu Nietzsche's Gedächtnis. Göttingen 1901. Wunder.
Der Selbe: Vorträge über Nietzsche. Ebenda 1901.
Kalthoff, Dr. A.: Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit. Berlin 1901. Schwetschke.
Kronenberg, Dr. Moritz: Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral. München 1901. Beck.
Landsberg, Dr. Hans: Friedrich Nietzsche und die deutsche Litteratur. Leipzig 1902. Hermann Seemann.
Lichtenberger, Henri: L'individualisme de Nietzsche. Paris 1901. Alcan.
Naumann, Gustav: Zarathustra-Kommentar. Vierter (letzter) Teil. Leipzig 1901. Haessel.
Reiner, Dr. Julius: Friedrich Nietzsche für gebildete Laien geschildert. Leipzig 1901. Hermann Seemann.
Schacht, Wilhelm: Nietzsche. Eine psychiatrisch-philosophische Untersuchung. Bern 1901. Schmid & Francke.
Schmidt, Eugen: Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter. Leipzig 1902. Eug. Diederichs.
Stock, Dr. Otto: Friedrich Nietzsche, der Philosoph und der Prophet. Braunschweig 1901. Westermann.
Tienes, Dr. Georg A.: Nietzsche's Stellung zu den Grundfragen der Ethik genetisch dargestellt. Bern 1899. Sturzenegger.
Unger, Franz: Friedrich Nietzsche's Träumen und Sterben. München 1900. Mickl.
Zeitler, Julius: Nietzsche's Aesthetik. Leipzig 1901. Herm. Seemann.

in philosophischen Dingen? Man sollte glauben, den Herrn Akademikern klängen die bösen Wahrheiten Schopenhauers über die Philosophieprofessoren noch in den Ohren; deutlich genug waren sie immerhin. Vielleicht ist es angezeigt, den Herren das gescheite Wort Voltaire's wieder einmal vorzuhalten: Les gens de lettres qui ont rendu le plus de services au nombre des êtres pensants répandus dans le monde, sont les lettrés isolés, qui n'ont ni argumenté sur les bancs des universités, ni dit des choses à moitié dans les académies, et ceux-là ont presque tous été persécutés. Muß man wirklich daran erinnern, daß die Akademiker für das werdende Große niemals Verständnis gezeigt haben? Daß, wo immer sie sich einer bedeutenden Leistung gegenüber sahen, sie sich mit unfehlbarer Sicherheit, im Gefühle ihrer sicheren Unfehlbarkeit, gründlich blamiert haben? Was speziell Nietzsche betrifft, waren es nicht von Anfang an die akademischen Kreise, die am ratlosesten vor der neuen Erscheinung standen? Man erinnere sich der unqualifizierbaren Angriffe des verstorbenen Billroth, des eitlen Buches von Professor Stein in Bern, der unverständigen Ausfälle des Professors Berger (des glorreichen Protektors Oskar Blumenthals), der einseitigen Auffassung des Professors Höfler, der geschmacklosen Ausfälle des Professors Schröder! Wie schlimm hat sogar Nietzsche's Jugendfreund Professor Deussen ihn mißverstanden! Man sei doch ehrlich und mache sich nichts vor: die akademische Philosophiererei ist dem wirklichen Gange philosophischen Denkens allezeit schmählich nachgehinkt; die moderne Weltanschauung hat sich ihr zum Trotze und gegen sie entwickelt! Es ist geistiger Unsinn, wenn Akademiker, deren Stärke und Schwäche die wissenschaftliche Detailforschung ist, über die ewigen Fragen der Menschheit mitreden wollen, mit dem Anspruche, ehrfürchtiger angehört zu werden, weil sie — Fachleute seien! Unsere Universitäten sind unvergleichliche wissenschaftliche Schulen zur Vorbildung für ganz bestimmte Berufe. Aber die Zeit ist für immer vorbei, wo ihre Hörsäle und Seminarien für die Wandlungen der Weltanschauung etwas zu bedeuten hatten. — Um auf die Schrift Stocks zurück zu kommen, so enthält sie manch richtigen Gedanken, doch dem Ganzen fehlt der Mut. Der Leser wird das Gefühl nicht los, daß innerlich der Verfasser viel weiter mit Nietzsche geht, als er zu dokumentieren für opportun hält. Vielleicht ist Stock einmal dazu berufen, ein gescheites Buch über Nietzsche zu schreiben. Wenn er es aber thun wird, so wird er es nicht thun, weil, sondern trotzdem er „Fachmann", d. h. Hilfsarbeiter im philosophischen Betriebsbureau, ist.

Auch Kronenberg, der Chefredakteur der „Ethischen Kultur", darf im Hinblick auf seine bisherigen Veröffentlichungen zu den sogenannten Fachleuten gezählt werden. Er hat über Nietzsche in der Gesellschaft für ethische Kultur mehrmals gesprochen, und die populorisierenden und um jeden Preis versöhnlichen Tendenzen dieser Vereinigung wohlmeinender Dilettanten sind auch in seinem Vortrage zu erkennen. Kronenberg überschätzt den Systematiker Stirner, als ob nicht auch ein System sowohl die selbstzufriedene Horizontabschließung eines beschränkten Intellekts, wie andrerseits den Schematisierungstrieb eines philosophischen Verwaltungsbeamten bedeuten könnte. Die Frage, ob ein Philosoph ein „System" habe, ist so lange müßig, als nicht genau bestimmt wird, in welchem Sinne das Wort zu nehmen ist, und ob es ferner wertvoller sei, Gedanken in Herbarien zwischen Löschpapier zu legen, als sie wild wachsen zu lassen, oder in Beeten zu pflegen oder in Sträuße zu binden, oder als Kränze über die Pforten eines Heiligtumes zu hängen: „System" bedeutet für jeden Denker etwas Anderes! Es kann ein Mechanismus sein und ein Organismus; für eine tiefere und strengere Auffassung hat mancher „systematische" Autor in Wahrheit kein System, weil seiner Gedankenwelt die

innere Notwendigkeit fehlt; ein Anderer, der es verſchmäht, mit dem konſtruktiven Gerippe ſeiner Darſtellung zu protzen, hat ein Syſtem, weil er ein Syſtem iſt: ein mit Notwendigkeit produzierender Denker. — Auch im weiteren Verlaufe des Buches kämpft Kronenberg gegen Windmühlen. Er konſtruiert ſich die Vermutung, Nietzſche wolle die Sittlichkeit aufheben, um dann pathetiſch deklamieren zu können. Er interpretiert den Begriff des Egoismus bei Nietzſche in's Barnierte, um ſalbungsvoll auseinander zu ſetzen, daß es einen abſoluten Egoismus gar nicht gebe. Wer eine Zeit lang die Beſtrebungen der Geſellſchaft für ethiſche Kultur aus dem Auge verloren hat und daher geneigt iſt, wohlwollender wieder an ſie heran zu treten, braucht nur eine beliebige Veröffentlichung aus ihren Kreiſen zu leſen, um zu erkennen, daß dieſes waſchlederne und farbloſe Konventikelchen thatſächlich unheilbar iſt: eine gemiſchte und ungleichmäßig gebildete Geſellſchaft, die nur durch Eines zuſammen gehalten wird: ihre zu reinlichem und ſcharfem Denken unfähige Verſöhnungsſtaffelei.

Die Studie des Philoſophen Dr. Georg Tienes gehört, ſo wenig umfangreich ſie iſt, zu dem Solideſten, was bisher über Nietzſche geſchrieben wurde, und Profeſſor Stein, der Herausgeber der „Berner Studien zur Philoſophie und ihrer Geſchichte", darf ſich gratulieren, daß einer ſeiner Schüler mit einer tüchtigen genetiſchen Darſtellung die Blamage wieder gut macht, die er ſelbſt durch ſein oberflächliches Gerede über die vermeintlichen Gefahren der Philoſophie Nietzſche's ſich zugefügt hatte. Tienes entwickelt die Anſchauungen Nietzſche's über die Entſtehung der Moral von den taſtenden Anfängen bis zur „Geneaologie", deren geſchloſſenes Syſtem und organiſches Ganze er ausdrücklich betont. Er zeigt, daß Nietzſche in ſeiner Erſtlingsſchrift ſchon die Grund legenden Gedanken ſeiner Moralanſchauung klar und deutlich ausſpricht, allerdings ohne ſich ihrer Tragweite ſchon bewußt zu ſein. „Die Kritik wird von Buch zu Buch klarer und ſchärfer, poſitiv die Herausarbeitung gleichfalls immer präziſer", bis am Ende, im „Antichriſten", die vornehmen Werte feſt geſetzt werden: Rechtſchaffenheit, Höhe der Seele, Zucht des Geiſtes, freimütige und gütige Menſchlichkeit, Gemeinſinn, Dankbarkeit für Herkunft und Vorfahren, Förderung irgend eines Gemeinwohls, Frohſinn, Hochherzigkeit, Güte (ohne Schwäche!), Offenherzigkeit, Thatſachenſinn. Dieſes Bild ſtimmt freilich ſchlecht zu der verleumderiſchen Karikatur, die von Nietzſche's Moralanſchauungen gewöhnlich hauſiert wird. Die Schrift von Tienes beruht eben auf wirklichem Studium Nietzſche's, nicht auf falſcher Auffaſſung aus dem Zuſammenhang geriſſener Schlagworte.

Gramzow, Gymnaſiallehrer und Dozent der Philoſophie, der mit der Prätenſion auftritt, die Darſtellungen Steiners, Harneſſers und Lichtenbergers überflüſſig zu machen, überſieht, daß der ariſtokratiſchen Wertung „Gut und Schlecht" die Reſſentiment-Wertung „Gut und Böſe" gegenüber ſteht. Durch ſeine Gleichſetzung von „Böſe und Schlecht" zeigt er, daß er den Grundgedanken überhaupt nicht erfaßt hat, und verdirbt ſich von vorne herein die Perſpektive. Der Wille zur Macht iſt durchaus nicht, wie Gramzow meint, eine willkürliche Abwandlung des Begriffs „Wille zum Leben". Nietzſche zieht ſich durchaus nicht „mimoſenhaft" von den Anarchiſten zurück; die Gründe ſeines Ekels ſind ſtark und tief. Nietzſche iſt durchaus nicht „von dem Vorſatze beſeelt, die Quellen der Dekadence verſtopfen zu wollen". Dieſe umgekehrte Danaidenarbeit lag ihm fern. Die Beſchäftigung Nietzſche's mit dem Probleme des Verfalles war die des Diagnoſtikers. Es handelte ſich für ihn in erſter Linie darum, die Phyſiologie der Erſchöpfung, die Pſychologie, Ethik und Aeſthetik des Erſchöpften unter all den Masken zu erraten; denn mit Vorliebe bedient der Erſchöpfte ſich der Maske der höchſten, überſchäumenden, feſſelloſen Kraft. Sodann zeigte Nietzſche, daß den Wertungen der Dekadence

weder eine abſolute, noch eine retative Richtigkeit zukamme, daß ſie nur als Exiſtenzäußerungen zu verſtehen ſeien, und zwar als Äußerungen einer ganz beſtimmten Spezies von am Leben leidenden Menſchen. Das Alles tritt bei Gromzow nicht deutlich genug hervor. Richtig dagegen iſt, daß die Lehre „von der ſchenkenden Tugend" den Gipfel der Herrenmoral bedeutet, die Güte im großen Stil, ohne Sentimentalität. Richtig iſt, daß Nietzſche nur dem wohl Geratenen geſtattet, nach inneren Geſetzen ſich ungehemmt zu entwickeln. Nur ihm gilt das Wort: „Werde, der du biſt!" Der ſchlecht Geratene, in dem die Triebe gleich biſſigen Hunden ſich bekämpfen, hat dieſes Recht ſchöner und ruhiger Entwicklung nicht. Er lerne gehorchen! Richtig iſt, daß, wo Nietzſche von „blonden Beſtien", Renoiſſancemenſchen u. ſ. w. ſpricht, er nur die Sublimierungen jener Grundtriebkräfte als erſtrebenswert bezeichnet. Gromzow hat erfaßt, daß mit der Lehre von der ſchenkenden Tugend Nietzſche's Egoismus in Altruismus und Univerſalismus umſchlägt. Wer ſich von den gros mots, die in den letzten Schriften Nietzſche's nicht zu leugnen ſind, abſchrecken läßt, hat ihn nie verſtanden. Der polemiſche Charakter dieſer Schriften kommt auch in ihrer ganzen Terminologie zum Ausdruck, und nur Lodenjünglingen iſt es geſtattet, ſich von dieſer böſe klingenden Terminologie zu berauſchen; der Kenner Nietzſche's weiß, daß der Philoſoph im Begriffe ſtand, in Bahnen einzulenken, von wo aus er das ganze Dekadenzproblem tief unter ſich geſehen hätte.

Der Aufſatz des Profeſſors Lichtenberger von der Univerſität Nancy zählt, obgleich nur ſechzehn Seiten ſtark, zu dem Gehaltvollſten. Er ſtellt nicht nur eine Erläuterung, ſondern eine poſitive Weiterbildung von Gedanken Nietzſche's dar. Es muß immer wieder betont werden, daß Nietzſche ethiſche Forderungen nur für ſich und die Seinen aufſtellt. Individualiſt iſt er nur in dieſem Sinne. Der weitaus größte Teil der Menſchheit jedoch braucht kollektiviſtiſche, altruiſtiſche Ideale. Und zwar wählt der Einzelne ſich ſeine Moral, ſeine Lebensanſchauung nicht willkürlich, ſondern er hat ſie inſtinktiv, je nach der höheren oder niedrigeren Stufe von Energie, von Vitalität, die er ſelbſt darſtellt (wobei das Geiſtige nicht zu überſehen iſt). Die ſo häufig gehörte Befürchtung, Nietzſche verderbe die kritikloſe Jugend, iſt lächerlich und thöricht. Man ſtimmt ſeinen Anſichten nur zu, wenn man ſie bereits hat. Man wird „Nietzſcheaner" (um dieſes abſcheuliche Wort ausnahmsweiſe einmal zu gebrauchen), weil man es iſt. Jede Bereicherung der Weltanſchauung iſt nur eine blitzartig aufleuchtende und tief beglückende Anagnariſis. Nur Verwandtes empfindet man als verwandt. Nur Ähnliches aſſimiliert man ſich. Es ſteht niemanden frei, zur Herrenmoral oder zur Sklavenmoral ſich zu bekennen. Man verkündet und lebt, was man iſt. Man iſt wohlgeraten oder man iſt Reſſentiment. Wo Nietzſche den Ausdruck „Sklavenmoral" gebraucht, meint er ſtets nur die Reſſentiment-Moral des revoltierenden Sklaven, wie ſie in einigen Religionen und Philoſophien ſich dokumentiert. Daneben giebt es die große Menge der „guten Sklaven" (wobei das Wort „Sklave" nur der Kürze halber, wie eine mathematiſche Formel, verwendet wird, durchaus nicht beleidigend), die ſich in ihrer Exiſtenz glücklich fühlen, bei denen Vitalität und Weltanſchauung ſich entſprechen. Ihr Glück heißt „Gehorchen! Dienen! Sich Aufopfern!" Sie empfinden das nicht als verächtlich. Es iſt auch durchaus nicht verächtlich. Verächtlich dagegen wäre es, wenn ſie mit der Anmaßung aufträten, die Werte des höheren Menſchen zu beſtimmen. Dieſer höhere Menſch hinwiederum darf nicht altruiſtiſch ſein, er wird mit Notwendigkeit in allem Fühlen, Werten, Handeln ſich bejahen. Bei ihm iſt Egoismus eine Lebensäußerung, bei jenen wäre er eine gemeine und pöbelhafte Arroganz. „Ne nous laissons donc pas abuser: en dépit des apparences, il n'y a pas de morale plus ascétique, en un certain

sens, que celle de Nietzsche: aucune n'exige plus d'abnégation, un plus rude et plus constant effort de volonté." Kennern Nietzſche's ſagen wir hiermit nichts Neues. Aber um über ihn zu ſprechen, iſt es immerhin wünſchenswert, daß man von „Jenſeits von Gut und Böſe" mehr geleſen habe als den Titel und von der „Genealogie der Moral" mehr verſtehe als das Aſſoſſinenzitat: „Nichts iſt wahr, Alles iſt erlaubt"; daß man vor Allem dort das neunte Hauptſtück „Was iſt vornehm?" gründlich durchgedacht und ſeine Konſequenzen erwogen habe.

Wenn der Religionsphiloſoph Eugen Heinrich Schmidt, dem man wertvolle Schriften über Tolſtoi verdankt, über Nietzſche ſich äußert, darf man im Vorhinein ſicher ſein, ſelbſtändigen und eigentümlichen Gedanken zu begegnen. Es iſt intereſſant, zu verfolgen, wie nahe Tolſtoi und Nietzſche ſich in Bezug auf die Auffaſſung Chriſti und des Chriſtentums ſtehen. Das Rätſel löſt ſich nur zum Teil, wenn man bedenkt, daß Nietzſche zur Zeit, da er den Antichriſt ſchrieb, hauptſächlich Tolſtoi und Doſtojewski las und exzerpierte. An ein äußerliches Abhängigkeitsverhältnis darf nicht gedacht werden, ſondern eher an eine innerlich verwandte Auffaſſung des religiöſen Problems. Bei dieſer Gelegenheit ſei auch erwähnt, daß Nietzſche's Darſtellung derjenigen Harnacks oft merkwürdig nahe kommt, nur daß Letzterer vorſichtig auf theologiſchen Filzſchuhen um die letzten Probleme herum ſchleicht. Ebenſo deckt ſich Nietzſche's Urteil über den Buddhismus und das Geſetzbuch des Manu mit demjenigen bedeutender Orientaliſten, z. B. Oldenbergs.

Zu den intereſſierteſten und intereſſanteſten Kritikern Nietzſche's gehören die Theologen, voran die proteſtantiſchen. Sie ſehen in ihm ihren unerbittlichſten Gegner und fühlen in ihm eine leidenſchaftlich religiöſe Natur, einen Bekämpfer der Religion aus Religion, einen Antichriſten, der ſich mit Zärtlichkeit und Feinheit in die Pſychologie des Stifters des Chriſtentums vertieft hat, einen Immoraliſten, der ſeinerſeits eine ſtrenge und hohe Auffaſſung von Rechten und Pflichten des Individuums verkündet. Der katholiſche Theologe, der ſich im Beſitze unfehlbarer Wahrheit weiß, legt an Nietzſche's Philoſophie die bewährten Maßſtäbe ſcholaſtiſcher Apologetik an, wie an jede andere Philoſophie. Der evangeliſche Theologe, unſicherer und zugleich moderner, hat ein bedeutenderes Maß geiſtiger Beweglichkeit nötig, um Nietzſche zu folgen; er geht, zuſtimmend oder wenigſtens einſehend, weiter als der römiſche Prieſter; ſeine logiſchen Prozeduren ſind intereſſanter, weil ungleich ſchwieriger; hinter all ſeiner ſcheinbaren Objektivität das Dogma zu erraten, iſt lehrreicher. So ſei auf zwei Schriften hier kurz nach einmal hin gewieſen, die ſchon länger erſchienen ſind: auf das ſchwerfällige, aber tüchtig gearbeitete Buch des Hamburger Hauptpaſtors Grimm, und auf die beziehungsreichen, verſtehenden und weltmänniſch kanzilionten Vorträge des Bremer Paſtors Kolthaff — letzteres wohl das Durchdachteſte und Freieſte, was von theologiſcher Seite über Nietzſche geſagt worden iſt.

Das Buch des Würzburger Stadtpfarrers, des Prälaten Monſignore Fiſcher, iſt bemerkenswert, weil es den Standpunkt eines orthodoxen katholiſchen Theologen gegenüber Nietzſche vertritt. In ſeinem polemiſierenden Teile iſt es eine Sammlung apologetiſcher Gemeinplätze, die mit beluſtigender Selbſtgefälligkeit und Salbung vorgetragen werden. Anerkennenswert iſt die Sachkenntnis des Autors; er kennt den behandelten Schriftſteller, zitiert überall aus dem Vollen und iſt durch ſein Studium der Werke zu einer Auffaſſung gelangt, die bei unbedingter Gegnerſchaft Wunder nimmt. Man urteile: „Nietzſche iſt der Gipfelpunkt der neueren und neueſten antichriſtlichen Strömung (S. III) ... Er iſt der größte, der ſchärfſte und zugleich der geiſtvollſte antichriſtliche Philoſoph, den es

je gegeben hat (S. V) . . . Jedenfalls iſt er eine hoch intereſſante, eine ungewöhnliche Perſönlichkeit unſerer Zeit, die man nicht ignorieren ſoll, intereſſant ſowohl vom kulturgeſchichtlichen, als philoſophiſchen, als religiöſen Standpunkt aus. Denn in dieſer dreifachen Hinſicht hat er in ſeinen Schriften gewirkt, und zwar mit einer Beredſamkeit, einem Feuereifer, einer Unerſchrockenheit, einer Kühnheit wie kein Zweiter. Hat er doch ſeine ganze gewaltige Perſönlichkeit in ſeine Schriften verſenkt (S. 4) . . . Bereits in dem jungen Gymnaſiaſten Nietzſche laſſen ſich faſt alle philoſophiſchen Elemente, die er ſpäter zu ſeiner Welt- und Lebensanſchauung entwickelte, wenigſtens dem Keime nach aufweiſen (S. 40) . . . Von ‚Feminismus‘ kann bei Nietzſche wohl keine Rede ſein (S. 61).“ Dieſer Theologe ſieht die Notwendigkeit der inneren Entwicklung Nietzſche's ein, ebenſogut wie ſeine maskuline Geiſtesart. Anſtändig iſt auch ſeine Darſtellung der Kataſtrophe: „Er hatte ſich ſelbſt geiſtig gleichſam aufgerieben. Im Kampfe mit ſeinem körperlichen Leiden hatte er all ſeine intellektuelle Energie übermäßig angeſtrengt, infolge deſſen ſie erlahmte und plötzlich verſagte.“ (S. 86.) „Es geht durchaus nicht an, Nietzſche und ſeine Schriften einfach damit abzuthun, daß man ſie ohne Weiteres für verrückt erklärt, wie man es häufig beliebt; das iſt wohl ſehr leicht und ungemein wohlfeil, aber damit iſt die Sache nach keineswegs erledigt.“ (S. 7.) Das klingt anders als das Wutgemauſchel des Zioniſten Nordau, anders auch als der durch keine Sachkenntnis getrübte Urteilsſpruch eines Schacht! Prälat Fiſcher erkennt die Einheitlichkeit von Nietzſche's Lebenswerk: „Die Steigerung der Kultur bildete das Leitmotiv und das eigentliche Endziel aller ſeiner Gedanken, die Zentralſonne ſeiner ganzen Philoſophie.“ (S. 92.) Sogar die Gegenſätze von Herren- und Sklavenmoral entwickelt Monſignore Fiſcher korrekt; er iſt nicht ſo unwiſſend, den Titel „Jenſeits von Gut und Böſe“ abſolut zu nehmen; er iſt nicht ſo gehäſſig, Nietzſche zum vollſtändigen „Immoraliſten“ zu fälſchen; er iſt endlich nicht ſo einfältig, ihm die Abſicht zu unterſchieben, die Herrenmoral für die Vielzuvielen bindend zu machen; ausdrücklich zitiert er: „Ich bin ein Geſetz nur für die Meinen, ich bin kein Geſetz für Alle.“ Gewiß iſt die eigentliche Polemik dieſes Dogmatikers irrelevant; aber vorbildlich iſt er in drei Dingen: Er kennt den ganzen Nietzſche. Er ſchiebt ihm nichts unter, d. h. er kann ihn leſen. Er iſt ehrlich. Das hebt ſein beſchränktes Werk aus der Maſſe der Nietzſcheliteratur immerhin heraus.

Biedenkamp, der über „Nietzſche und Pfarrer Naumann als Politiker“ ſchreibt, hat ein Lieblingsſubſtantiv: „Debatte“; und ein Lieblingsadjektiv: „wüſt“. Mit vollmundiger Tribüneneloquenz wirft er Nietzſche vor, daß er ſich nicht am politiſchen Kampfe beteiligt, nicht „die tabakgeſchwängerten Diskutier- und Verſammlungsräume politiſierender Deutſcher“ aufgeſucht habe. Im Ganzen ein Verſuch, gleich Mehring, Nietzſche als Philoſophen der Bourgeoiſie hinzuſtellen. Hätte der Verfaſſer ſich darauf beſchränkt, zu zeigen, wo poſitiv an Nietzſche's politiſche Gedanken angeknüpft werden kann, wo die Höhe des Blicks ihm die Schärfe der Einzelauffaſſung trübte, was an ſeinen politiſchen Grundgedanken prinzipiell richtig oder falſch, annehmbar, durchführbar, erſtrebenswert, in Zukunft vielleicht möglich iſt, — dann hätten wir eine brauchbare, unter Umſtänden ſogar wertvolle Schrift bekommen. So aber hat der Autor nicht einmal diejenigen Sätze Nietzſche's verſtanden, welche er anführt. Er ſchiebt Nietzſche die Naivetät unter, den Atheismus der Maſſe gewollt zu haben. Er weiß nicht einmal, daß Nietzſche die letzten Jahre ſeiner Thätigkeit hindurch in wirklich dürftigen Verhältniſſen gelebt hat. Was ſoll man vollends zu Sätzen ſagen, wie dem folgenden: „Was den Zarathuſtra von einem Agrarier unterſcheidet, iſt die Genügſamkeit.“ Es iſt dem Verfaſſer unbedingt zuzugeben, daß der Politiker Nietzſche einſeitig, dem modernen Induſtrie- und Wirtſchafts-

leben entrückt war. Aber mit polternder Debattierklubberedſamkeit und mit billigen Seitenhieben, die auf das „Pfui!“ oder „Sehr gut!“ Bier trinkender und qualmender Arbeiter ſpekulieren, kammt mon dieſen Prablemen nicht um einen Schritt näher. Herr Dr. Gearg Biedenkamp hot ein Buch geſchrieben, das „Denkdummheiten“ betitelt iſt. Warum trieb ihn ſein Ehrgeiz, in einem zweiten Werke dem Titel den Inholt folgen zu loſſen? Hätte er ſich doch, ehe er on die Abfaſſung ſeiner Schrift gieng, geſagt, daß beide Typen nützlich, jo nätig ſind: proktiſche Politiker, die agitierend mitten in den Dingen ſtehen, wie Raumann — und philoſophiſche Politiker, die kritiſch über den Dingen ſtehen, wie Nietzſche; daß es geringe Reiſe verrät, den Einen gegen den Andern auszuſpielen; daß es eine Thorheit iſt, von dem einen Typus gerade dos zu verlangen, wos dos Beſte und Eigentümlichſte des onderen ousmocht; daß man, wenn man on praktiſcher deutſcher Sozialorbeit mitwirken will, nicht ſagen ſoll „Nietzſche contra Raumann“, ſondern „Nietzſche und Roumann“.

Der vorhin erwähnte Sozialpolitiker und Hondelswiſſenſchoftler Wilhelm Schocht kennt und berückſichtigt von den Werken Nietzſche's, wie er ſelbſt eingeſteht, nur „Jenſeits van Gut und Böſe“, und erhebt wunderlicher Weiſe Anſpruch, ernſt genammen zu werden. Sa ſei es hier in Ruhe, ober mit Entſchiedenheit geſagt: Recht zum Mitreden über Nietzſche hat nur, wer alle ſeine Schriften, ouch die nochgeloſſenen, gründlich kennt. Jeder Andere ſchweige! Es iſt traurig, daß es nötig iſt, etwas ſo Natürliches zu betonen. Aber dilettontenhoſt orrogante Schulmeiſtereien, wie die dieſes Herrn Schacht, zwingen dazu. Dieſer Herr, für den Kont und Herbort unſere bedeutendſten Philoſophen ſind, mocht ſich die Arbeit, ſeine Privat-Terminologie auf das Buch Nietzſche's anzuwenden, und iſt erſtaunt, ouf Widerſprüche zu ſtoßen. Mon lieſt mit heiterem Behogen: „Erſt, wenn wir zu Ende geleſen, oerſtehen wir, was Nietzſche meint.“ Ach nein, lieber Herr Schacht: Sie oerſtehen om Ende genou ſo oiel, wie om Anfong! — Man lieſt mit frählichem Erſtaunen, wie Heer Schacht den Verfoſſer der „Philoſophie im trogiſchen Zeitolter der Griechen“ hinſichtlich der Eleaten zu belehren ſich anmoßt. Daß Schopenhauer van Nietzſche „ſchnöde behandelt worden ſei“, wor gleichfolls Herrn Schocht oorbehalten, zu entdecken. Über ſeine Ausführungen zu Nietzſche ſelbſt einzugehen, iſt der Raum zu wertooll. Mon wüßte nicht, wo onfangen, wo aufhören. Er hat Nietzſche nicht verſtanden, voilà tout. Er meint mit den ſelben Worten etwos Anderes ols Nietzſche. Wenn Herr Schocht die geforderte Vorbedingung zum Mitreden über Nietzſche erfüllt hoben wird, ſei ihm geſtottet, an der Diskuſſion Teil zu nehmen. Donn wird man ſich allenfolls mit ihm oerſtändigen können.

Die „gebildeten Loien“, denen Julius Reiner ſeine Broſchüre widmet, werden gut thun, oan ſeiner Einladung nicht Gebrauch zu machen, denn die Schrift iſt ein Gewebe von Mißaerſtändniſſen, Irrtümern und direkten Unrichtigkeiten, ſogar in der Biagrophie. Reiner weiß nicht einmal, wonn die Begeiſterung Nietzſche's für Wagner onfängt und oufhört; er kennt den Nachlaß und die Briefe entweder gor nicht oder ſehr oberflächlich; er faſelt oan Nietzſche's Geringſchätzung der Geſchichte; er meint, Nietzſche's Erſtlingsſchrift ſei Wagner auf den Leib zugeſchnitten geweſen. Doß Nietzſche jemols in Schopenhauers „Bonne“ geweſen wäre, iſt Unſinn. Daß ſeine Verehrung für Wagner plötzlich umgeſchlogen ſei, glouben heut zu Tage höchſtens noch Wagnerianer. Rée erſt ſoll Nietzſche auf moroliſtiſche Prableme aufmerkſom gemocht haben; dabei fällt die Abhandlung „Über Wohrheit und Lüge im oußermaraliſchen Sinn“ in's Johr 1873. In den wundervollen Wortſpielen des Zorathuſtro ſieht Reiner „Effekte“. Genug! Herr Dr. Reiner oerſuche zuerſt, Nietzſche ſelbſt leſen zu lernen, bevor er ſich anmaßt, gebildete

Laien zu belehren. Was ſtellt ee ſich überhaupi unter gebildeten Laien aar? Seiner Schriſt nach zu urteilen, leichtgläubige Kindsköpfe.

Guſtaa Raumanns aierbändiger Zarathuſtra-Kommentar iſt als Kankardanz brauchbar, waenn auch hierzu nur ein Anfang. Die Belehrungen Raumanns ſind aan hausbackener Harmlaſigkeit. Seine Kritik iſt unreif. Er hat den reichen Bildungsſtoff, den er mit Haſt in ſich aufnahm, mangelhaſt aerdaut. Anerkennung aerdient ſein Fleiß. Ein Nietzſchewörterbuch in der Art der Calwer Bibelkankardanz wäre wünſchenswert, aber eine für den Einzelnen unmögliche Leiſtung; ein alphabetiſches Perſanen- und Sachregiſter mit knappſten Andeutungen dagegeu wäre ein aerdienſtliches und mögliches Unternehmen. Guſtaa Raumann iſt der geeignete Mann dazu. Das Werk wäre ſa zu halten, daß es für die Beſitzer aller Auflagen benutzbar wäre. Wer über Nietzſche ſchreibt, thut wahl, nicht nach Seiten, ſondern nach den Nummern der Hauptſtücke, der Aphorismen u. ſ. w. zu zitieren. Da Raumnnn den gegenwärtigen Herausgebeen des Nachlaſſes nicht freundlich gegenüber ſteht, wird er aielleicht mit beſanderem Eifer im Regiſterbande ihnen Kankureenz machen.

Paul Ernſts Braſchüre, die als erſtes Heſt der Sammlung „Moderne Eſſay's zur Kunſt und Litteratur" (Herausgegeben aan Dr. Hans Landsberg), erſchienen iſt, beginnt mit Behauptungen, wie den falgenden: Nietzſche habe aſt unter dem direkten Einfluß einer friſchen Lektüre geſchrieben (der ſchwer Augenleidende, der ſich ſeine Gedanken buchſtäblich „ergangen" hat!); er habe aſt gelagen (der bis zur Selbſtpeinigung Wahrhaftige!); er ſei ſchwer zu leſen (für Antitheſenfeuilletoniſten gewiß). Aber ſie bringt auch ehrliche Feſtſtellungen: daß Nietzſche unaergleichlich war im Vertiefen des eignen Weſens, in der Steigerung ſeiner ſelbſt, im Arbeiten an ſich ſelbſt — hierin Goethe aerwandt; doß ſeine Gegenüberſtellung aon Herren- und Sklavenmoral zum Mindeſten als heuriſtiſches Prinzip wertaall iſt; daß ein graßer Wert ſeiner Lehre darin beſteht, „daß ſie den Einzelnen Schwung und Freude geben kann" in dieſer Zeit ſchlimmer Stagnatian. Und endlich: „Er hat den Namen des Philaſaphen wieder zu Ehren gebracht. Ein Philaſaph war ein Gelehrter, wie andere Gelehrte ſind; er erſt hat uns aieder gezeigt, daß er etwas Anderes iſt: ein Mann, der über Ziel und Zweck des Lebens nachdenkt und auf Grund dieſes Nachdenkens Geſetze giebt."

Franz Unger greift aus der Fülle der Probleme zwei heraus: die Traumthearie, nach welcher wir in dem intellektuell minderwertigen Zuſtande des Träumens uns auf jener Stufe des ſubjektiaen Kauſalitätbedürfniſſes befinden, die für den Menſchen früherer Jahrhunderte auch die in wachem Zuſtande äußerſte Möglichkeit der logiſchen Verknüpfung aon Geſchehniſſen bedeutete; ſadann das Zarathuſtra-Prablem aom freien Tode. Beide Prableme faßt Unger aberflächlich, indem er ſich begnügt, ſcheinbare Widerſprüche aufzuzeigen; er überſieht den gelegentlichen Charakter vieler Aphorismen der mittleren Zeit; er aerkennt, daß Nietzſche aorſichtig Hypatheſen aarträgt, daß man nach jedem einzelnen Apharismus das Mantaignewart „Que sçais-je?" ſich denken darf, daß auch der freie Tad nicht als Gebot für Gevatter Schneider und Handſchuhmacher gegeben warden iſt, ſondern das ſegnende Scheiden eines ſiegreich Vallendeten bedeutet.

Die Schrift aon Dr. Hans Landsberg über „Friedrich Nietzſche und die deutſche Litteratur" enthält mehr, als ihr Titel aerſpricht. Sie enthält aar Allem ſelbſtändige und kluge Gedanken. Die einſame Stellung Nietzſche's wird erklärt und begründet, die Stimmung, mit der er van Älteren und Jüngſten aufgenammen wurde, kurz ſkizziert. Auf ſeine Varläufer wird ohne Pedanterie und Reminiszenzenſchnüffelei hingewieſen, wabei ſein Unterſcheidendes und Beſanderes richtig erkannt wird. Wie er in der Lyrik

von Einfluß war, wie auch im Drama schon Spuren seines Geistes zu erraten sind, wird gezeigt; daß es gerade die abseits und ohne Rücksicht auf den Tag produzierenden Naturen sind, die schaffend seinem Geiste huldigen, bleibt nicht unerwähnt. Als Hauptfeinde jeder höheren Kultur nennt Landsberg die unaornehmen Mächte: die natianale Selbstüberschätzung, den nivellierenden Militarismus, den Charakter aerderbenden Büreaukratismus, den flachen und aerflachenden Betrieb des Unterrichtes, die gedankenlase Abgötterei, die mit der Naturwissenschaft getrieben wird, die einseitige wirtschaftliche Optik des Sazialismus, den einem aarnehmen Geistesleben grundsätzlich abgewandten Industrialismus.

Auch das Buch Zeitlers über Nietzsche's Aesthetik enthält mehr, als der Titel verspricht, und wenn auch die Ausführungen des Verfassers als übertrieben und aielfach schief bezeichnet werden müssen, sei das Buch doch urteilsfähigen Kennern, die gerne van gebildeten Menschen geistreichen Widerspruch aernehmen, empfohlen. Zeitler bedauert die vielfache Vernachlässigung der Schriften aus Nietzsche's mittlerer Zeit: des „Menschlich-Allzumenschlichen", der „Morgenröte", der „fröhlichen Wissenschaft"; aber es ist verfehlt, diese Zeit als diejenige aufzufassen, in der er das Meiste zu sagen gehabt, in der er es auf die vollendetste Weise gesagt hätte. Zeitler sieht in Nietzsche aarzugsweise den großen Künstler, den aesthetisch fein und zart begabten Intellekt; aber es ist bedenklich, über der Betanung des Künstlers Nietzsche sa, wie Zeitler es thut, des Moralisten, des Kritikers der Erkenntnis, der Metaphysik, des Kulturhistorikers, des Psychologen, des leidenschaftlich religiösen Atheisten zu vergessen. Dieser grundsätzliche Einwand kann dem gescheiten Buche nicht erspart bleiben. Inzwischen hat Zeitler durch sein Werk über Taine den Beweis erbracht, daß seine schriftstellerische Thätigkeit einen reichen und gemeinsamen Untergrund hat, und, wenn auch auf aerschiedenen Wegen und -aus verschiedenen Punkten aus, einem Ziele zustrebt. Auf diese wertvolle Arbeit über Taine wird demnächst zurück zu kommen sein.

Die Vorträge Ernst Harneffers endlich (des letzten Herausgebers im Weimarer Nietzsche-Archia), die in zweiter Auflage varliegen, können nach wie aar als geeignete Einführung in des Denkers Gedankenwelt gelten, wenn auch der Verfasser, wie er selbst gesteht, sie nun kaum mehr in dieser Form halten würde. Je mehr man in den auf den ersten Blick verwirrenden Reichtum dieser Gedankenwelt eindringt, desto mehr wird man der Unmöglichkeit inne, ihr darstellend Ausdruck zu aerleihen, desta mehr wird man alle Kammentare überflüssig finden. Die Werke sallen reden. Wer nicht ahne kommentierende Krücken den Werken sich nahen kann, bleibe fern! Die Werke erläutern sich selbst. Es handelt sich nicht um ein aberflächliches Diskutieren aon Meinungen. Auch um Kritik oder Zustimmung handelt es sich nicht. Ob Friedrich Nietzsche dem Einzelnen ein Erzieher werden kann und ein Erlebnis, das ist das Entscheidende. In diesem Sinne ruft Harneffer in seiner schönen, besannenen Gedächtnisrede, die er am 27. August 1900 am Sarge Nietzsche's hielt: „Nie gab es einen lebendigeren Taten!" und: „Es giebt keine Rettung. Nietzsche wächst!"

Korreferate.

Vorbemerkung der Schriftleitung: Nach einem vollen Jahre der Redaktionsführung hatten wir die Zeit für gegeben, mit einer grundsätzlichen Neuerung an dieser Stelle hervor zu treten, die wir uns schon gleich zu Anfang als Ziel für diese Rubrik vorgesteckt hatten. Bleibt es doch verwunderlich genug, daß man dieser Einrichtung in unserer gesamten Presse sa ganz und gar nirgends begegnet, obwohl das Bedürfnis längst klar zu Tage liegt und ihre Einführung den allseitigsten Interessen: von Autor und Verleger, Redaktion, Kritiker wie Leser, gerade aollauf gerecht werden —

um nicht zu ſagen: dienen dürfte. Die Form der „Selbſtanzeige" hat die Harden'ſche „Zukunft" neuerdings prinzipiell durchgeführt, nachdem der „Kunſtwart" ſchon früher einen ſchüchternen Verſuch mit der „Selbſtbeſprechung" gemacht hatte, die er aber in letzter Zeit auf die Publikationen der eigenen Mitarbeiter allein nur mehr eingeſchränkt wiſſen will. Auch die geharniſchten „Metakritiken" unbeteiligter Dritter haben wir im Zeitungsweſen bereits vielfach erlebt, und für perſönliche „Antikritik" hat ſogar mehrere Jahre hindurch ein beſonderes Organ dieſes Namens beſtanden — von den bekannten „Waſchzetteln" der Herren Verleger nicht zu reden!

Zur näheren Begriffsbeſtimmung des „Koreferates" nun, das wir hiermit — ſo viel uns bekannt: zum erſten Mal unter den deutſchen Zeitſchriften — bieten, zu ihr ſcheint uns zu gehören: *einmal*, daß die betreffenden Rezenſionen wirklich koordiniert ſeien, d. h. daß ſie — bei gleichzeitiger Ausgabe des zu beurteilenden Buches in zwei beſonderen Exemplaren Seitens der Schriftleitung an ihre Herren Referenten (damit Keiner ſich durch den Andern kritiſiert oder gar als *zweiter* bezw. *Neben*-Referent zurückgeſetzt zu fühlen brauche) — zwanglos-unabhängig, ohne Kenntnis und unbeeinflußt von einander niedergeſchrieben werden; und ſodann, daß ſie nach Fertigſtellung *beide zuſammen* an der *ſelben* Stelle dem litterariſch gebildeten Leſer vor Augen kommen, der ſich aus ihnen *beiden* alsdann das rechte Mittel ziehen und, je nach individuellem Standpunkt oder ſubjektiver Neigung, in ſelbſt denkender Weiſe ein eigen Urteil daraus gewinnen möge. Höchſtens behält ſich die Schriftleitung vor, eventuelle *entbehrliche* Wiederholungen, ſo weit ſie nicht grundweſentliche Beſtätigungen zugleich enthalten, an dem ſtiliſtiſch praktikableren der beiden Manuſkripte, aus Raumgründen etwa, noch zu kürzen. Aber es leuchtet ohne Weiteres ein, daß ſolche Doppel-Rezenſionen und „Diskuſſions"-Referate durchaus nicht immer ſich zu widerſprechen, zu durchkreuzen aber gegenſeitig zu ergänzen brauchen, vielmehr ſehr wohl nöthinhaltlich — im Poſitiven wie auch im Negativen — einander bekräftigen können. Nur *Eines* freilich können und werden ſie niemals vorſtellen: ſie dürfen nämlich *nicht* perſönliche Polemik der Herren Referenten unter einander aber etwa die Antikritik des Autors gegen ſeinen Referenten ſein, ſollen ſie anders ihren Zweck erfüllen!

Indem wir uns zu dieſem wohlüberdachten Verſuche alſo die freundliche Zuſtimmung unſerer geneigten Leſer zuverſichtlich erhoffen und die thatkräftige Unterſtützung unſerer geſchätzten Mitarbeiter auf dem in Rede ſtehenden Gebiete auch an dieſer Stelle ausdrücklich noch erbitten, erſuchen wir die verehrl. Herren *Beilegee* und *Autoren*, welche von dieſer Einrichtung Gebrauch zu machen wünſchen, hiermit zugleich höflichſt, uns die gemeinten Werke in *zwei* Rezenſions-Exemplaren gefl. immer übermitteln zu wollen. Keineswegs möchten wir die Schwierigkeiten eines ſolchen Verfahrens dabei irgendwie verkannt haben, und ſchon jetzt glauben wir beſonders hervor heben zu ſollen, daß die Behandlung mittels des „Korreferates" natürlich in erſter Linie die wertvolleren, eine „Diskuſſion" vor andern verdienenden Erſcheinungen unſeres „Büchertiſches" treffen wird — wie wir auch ſtreng auf thunliche, knappſte Kürze bei dieſen Ausarbeitungen werden dringen, ſehen und halten müſſen. Wir ſind trotzdem durchaus guten Mutes, ſchon allein damit einem wirklich vorhandenen Bedürfniſſe entgegen zu kommen und eine empfindliche Lücke in unſerer Litteratur ausfüllen zu helfen. Gerechtigkeit — Vertiefung — „Auslese"!

Klaus Rittland: Ein Maderner. Roman. Berlin W, F. Fontane & Co.

Die beiden Geſchlechter in ihrem Verhältnis zur Liebe, und zugleich zwei entgegen geſetzte Geſellſchaftsſphären, die des Schaffens und die des Genießens, ſind in dieſem Roman einander zur Seite geſtellt. Der Mann der oberen Schicht, verfeinert bis zur äußerſten „Reizſamkeit", wie Lamprecht die ſeeliſche Geſamthaltung des modernen Menſchen mit einer neuen Prägung bezeichnet, beherrſcht den Vordergrund. Alles an ihm iſt zu Nervenleben geworden; in dem überzarten Gehäuſe wohnt, aber beſſer: ſchläft, eine bleichſüchtige Seele, die nur mehr Effekte, keine einfachen ungebrochenen Triebe kennt. Ohne die ſtarken Übertreibungen zu teilen, erinnert er leiſe an den naturwidrigen Urtypus des dekadenten Mannes, den Helden von Huysmanns „A rebours". Aber im Gegenſatz zu dieſem gewinnt er für Momente unſere Sympathie, ja, weckt eine ſchwache Hoffnung, daß die ganz ſtarke, ganz natürliche, ſo lautere wie warmblütige Frau, deren geſunde Liebesfähigkeit der begabte, feine Mann in ihm entfeſſelt, ihn ſeiner Erſchlaffung und ſeiner fahlen Geſellſchaftswelt werde entreißen können. Meiſterhaft ſind ſie geſchildert, dieſe prunkenden, innerlich kümmerlichen Finanz- und Adelskreiſe mit ihrem eleganten Schliff und ihrer Unfähigkeit zu Wahrheit und Sittlichkeit. Daneben urwüchſig, ohne

Anmut der Erſcheinung, die biderben Münchener „Künſtler", ſchlicht, arbeitsfreudig, innerlich und äußerlich unabhängig — in beiden Gruppen ſeine, mit ſpitzem Stift gezeichnete Charakterköpfe. Hier und da ſpielen goldene Lichter des Humors. Es weht ein kühler Hauch in dem auch ſtiliſtiſch durch Knappheit und Klarheit wohlgefälligen Buche; man ſehnt ſich wohl, auch einen wärmeren tieferen Ton anklingen zu hören. Was aber die Verfaſſerin giebt, iſt richtig geſehen und plaſtiſch hin geſtellt.

Helene Bonfart.

*

Bourget hat in „Cosmopolis" den Typ des Aeſthetikers gezeichnet, der alles um ſich her nur wie ein Schauſpiel betrachtet, der aber jämmerlich verſagt, wenn er ſelbſt eine Rolle darin übernehmen ſoll. Klaus Rittlands „Raderner" iſt ein ähnlicher Nichtsals-Aeſthetiker. Mit ſcharfem Blick durchſchaut er die ganze Kläglichkeit ſeiner niederhaltenden Umgebung und ſehnt ſich aus ihr hinaus, kann aber den moraliſchen Mut nicht finden, auf ihren glänzenden Schein zu verzichten und, vereint mit der ihm entgegen tretenden Münchner Malerin Erdmuthe Lenz, ein neues Leben zu beginnen. Der Naturlaut der Leidenſchaft thut ihm weh, er kann Liebe nur als Präparat vertragen. Mag er's haben, ſagt der Verfaſſer und behandelt ihn mit erquickender Ironie. Hans Pfördtner.

Die tote Stadt. Tragödie von Gabriele d'Annunzio. Berlin, S. Fiſcher.

Faſt wie Roſtand im Rauſche des Erfolges zum Virtuoſen geworden, vermag es d'Annunzio heute nach wie kein Anderer, alle Schauer der großen Dichtung in uns zu wirken. Dieſe tote Stadt — die Tragödie vom Recht des Lebendigen möchte man ſie nennen — iſt wieder ein bedeutender Beweis ſeines eminenten Könnens. Er hat eine Art, den Zynismus, dieſen in Worten ſchwelgenden Zynismus der franzöſiſchen Romantik, dramatiſch zu werten, der man bewundernd, ergriffen, atemlos dient. Und die — hier in einer nicht unwürdigen Überſetzung vermittelte — hinreißende Pracht der Diktion vermöchte es, einem Heer von Zynikern für ein Jahr auszuhelfen. Daß er manchmal wie Maeterlinck, dem er jetzt ſehr nahe kommt, bedenklich jener Grenze zuſtürzt, hinter der dem Unheimlich-Traurigen der Zerrſpiegel der Karikatur bereit lehnt, mag um ſo nachhaltiger von ſeiner Gewalt künden: denn er darf es ungeſtraft. Wie eine Saite, die am Zerreißen iſt, mutet ſeine zum höchſten Ausdrucke geſteigerte Dichtung an. Er weiß das Unſagbare, das Duftig-Dunkle, das Letzte an's Licht der Worte zu heben, und wie es dann bebend in die Tiefen des Unterbewußtſeins zurück taumelt, das macht eine (techniſch ganz meiſterhaft bewirkte) völlig unſagbare Schönheit ſeiner vor Atemhaft unheimlichen Poeſie aus. Und — ſeinen äußerlichen Nachahmern, die bei uns in's Unkraut ſchießen, abweiſend geſagt — keines ſeiner kühnſten Bilder (er ſchwelgt in Farben) iſt unecht: die ſüdliche, heiße Pracht ſeiner an den griechiſchen Tragikern edel geſchulten Metaphern iſt innerlichſt erlebt.

Dr. Richard Schaukal.

*

Der Münchner „Akademiſch-dramatiſche Verein" hat das Drama als ſalenne 25. Jubiläums-Vorſtellung ſeiner nunmehr zehnjäheigen Wirkſamkeit überaus verdienſtlicher Weiſe im „Schauſpielhauſe" unter Direktor G. Stallbergs ſtimmungsreicher Regieführung kürzlich aufgeführt, und es mag geſtattet ſein, das Urteil hierüber zur Abwechſelung einmal an dieſer Stelle abzugeben. Die erſten Akte ſchienen, Dank ihrem klaſſiſchen Kultur-Boden, die große Edel-Kunſt monumentaler Linienführung, reich an ariſtokratiſchen Zügen und aeſthetiſcher Feinkunſt in modern pſychologiſcher Seelenprägung bringen zu wollen — allein, von da an fiel das Ganze höchſt bedenklich ab, und was übrig blieb, war teils ein

Muſikdromo ohne Muſik, teils auch nur wieder ein ſtiliſiertes Leſedroma, wennſchon voll ſenſibler Lyrismen: Aeſthetik als Überempfindſamkeit, und neroöſe Fingerſpitzen-Lyrik als Stil! Wir ſahen die Anſätze zur großen Linie und fonden eine hohe, blühend dichteriſche Begabung — aber eine Begobung, die in ihrer Peripherie unheilbar bereits erkronkt ſcheint. Mon vermog dem angeſchlogenen Grund-Motive, dem Probleme des Inzeſtes, zumol ouf jenem düſteren Hinlergrunde des hinab geſunkenen Atridengeſchlechtes von Mykene, auf der durſtigen Ebene von Argos, gewiß gonz gut zu folgen — dergleichen kann auch in unſeren Tagen einmal wohl vorkommen und iſt donn ſicherlich ein würdiger Gegenſtand poetiſcher Beſaſſung, wie er es zu Byrons Zeiten ſchon geweſen iſt. Jedoch die Art, wie jenes vom Autor im Munde ſeiner mehr ſprechenden ols handelnden Perſonen entwickelt, wie von ihm darin mit Fingern gewühlt und mit Schauerwonnen geſchwelgt, im hautgoût förmlich gewatet wird: ſie berührt direkt widerlich. „Alles — alles in mir iſt beſleckt!“ . . . dieſer Stoßſeufzer ſeines gequällen „Leonardo“ ſcheint ſich wie unmittelbor auch der Bruſt des Dichters hier zu enteingen, und die moroliſche Perverſität des Schluß-Ausrufes: „Wer hätte dos für ſie gethan!“ iſt als ſolche kaum mehr zu überbieten. Kein geſund veranlogter Gärtner idealen „Kinder-Loudes“ mit geraden Sinnen dürſte ſich mit dieſer dekodenten Pathologie Maeterlinck'ſcher Herkunft auf die Dauer befreunden können. Und doch führen dieſe kranken, biologiſch untergrobenen „Modernen“ gerode, beinahe ſtereotyp, das groſze Wort vom „Leben“ ſtets in ihrem Munde (vergl. auch: Sudermanns „Es lebe das Leben!“, Wedekinds „So iſt das Leben!“, Schnitzlers „Lebendige Stunden!“, Dreyers „Thal des Lebens“, Maurice Donnoy's „Dans la vie!“ u. ſ. w. in inf.), — genau ſo, wie ſie früher, ſeit Ibſen und Hauptmann, immer mit der „Sonne“ in ihren Stücken keck ſpozieren gegongen woren. Annunzio d'Annunzio la debâcle! Aber ouch unſerer okademiſchen „Jugend“ kündige ich es an, falls ſie fortfährt, ſtott einen ganz natürlich wilden Sturm und Drang zu pflegen, den Lockungen bleicher, ſchlapper „Symboliſten“ und überfeiner „Aeſtheten“ zu folgen. Arthur Seidl.

Dr. Hans Landsberg: Friedrich Nietzſche und die deutſche Litterotur. Leipzig, Hermonn Seemonn Nachfolger.

Der jugendliche Autor hätte vielleicht gut gethan, ſeine Schrift auf dem Titelblott ols einen Verſuch zu bezeichnen. Denn eine erſchöpfende Behandlung des Themo's geht offenbar über ſeine Kraft. Kluger Weiſe hat er ſich auf folgende Unterabteilungen beſchränkt: Einleitungsweiſe, Nietzſche und die deutſche Kultur (28 Seiten), dann die Rezeption (eine Art Verdauungsſchilderung) Nietzſche's bei älteren und jüngeren Schriftſtelleen, namentlich bei der Jugend von heute (S. 29—51), Nietzſche's Vorläufer (S. 52—85 mit moncherlei Mutmaßlichkeiten, die noch ſchorfer kritiſcher Durchorbeitung bedürfen), die neue Lyrik (S. 86—120, mit für den erſten Verſuch genügender Vollſtändigkeit) und die Kunſt der Zukunft (S. 121—139). Es wor klug, daß Dr. Landsberg dos Ganze aus der Perſpektioe ſeiner Generotion zu ſehen und zu bewältigen oerſucht hat. Dos Kapitel „Rezeption Nietzſche's“ müßte von einem Altersgenoſſen Nietzſche's, einem richtigen ruhigen Miterleber ſeines Werkes, Buch für Buch, in den ſeineren, mit allen nöligen Belegen ausgeſtatteten, Zuſammenhängen der domoligen Zeit (1871—1888) geſchrieben werden. Einem vierundzwanzigjährigen Schriftſteller von heute müſſen da noch eine Menge wichtiger Feinheiten und Geiſteserlebniſſe verborgen bleiben. So longe Nietzſche's Briefwechſel nicht vollſtändig oeröffentlicht iſt, fehlt ouch noch das ausreichende Materiol all den Autoren, die nicht mit dem Nietzſche-Archio in intimſter perſönlicher Fühlung ſtehen. Dos Lands-

berg'sche Werk mußte also notwendiger Weise unvollständig bleiben. Aber als ehrlicher Versuch, aus seiner Generation und seinem Milieu heraus dem großen Thema einigermaßen gerecht zu werden, verdient die Bemühung des Verfassers aufrichtiges Lob. In den Zitaten ist mancher entstellende Druckfehler zu berichtigen. Spätere Auflagen, die wir dem Werkchen gerne wünschen, können auch sonst noch manches auffällige Versehen gut machen.

M. G. Conrad.

*

Vergl. hierzu auch Dr. Josef Hofmiller — oben, S. 454 flg.

Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Astronomisches Lexikon. Auf Grundlage der neuesten Forschungen, besonders der Ergebnisse der Spektral-Analyse und Himmels-Photographie. 1. Lief. Bearbeitet von August Krisch. Wien, A. Hartleben. 20 Lieferungen à 60 h = 50 Pf. Das ganze Werk geh. 12 Kr. = 10 M., geb. 15 Kr. = 12,50 M.

„Dee Autoe." Zeitschrift für Litteratur und Kunst. Monatsschrift. Nr. 1. Herausg. Jos. Mytrilf jun. Wien IV, Redaktion u. Administration. Einzelnummer 80 h = 70 Pf. Komplett M. 8,—.

Batka, Richard: Bunte Bühne. Fröhliche Tonkunst. I. u. II. Folge. Herausgeg. vom „Kunstwart". München, Gg. D. W. Callwey. Jedes Heft M. 1,—.

Baum, Peter: Gott und die Träume. Dichtungen. Berlin, Axel Juncker. 111 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Bölsche, Wilhelm: Der Zauber des Königs Arpus. Eine heitere Geschichte. 2. Aufl. Dresden, Carl Reißner. 281 S.

Bormann, Edwin: Shakespeare's Debut 1598. Leipzig, Edwin Bormann. 32 S. M. 0,60.

Bredow, Fritz: Offener Brief an die Mecklenburgische Landeskirche. Leipzig, Eugen Diederichs. 46 S.

Buchholtz, Hermann-Lebensfreude. Gedichte. Berlin, Max Schildberger. 61 S.

Calwer, Richard: Handel und Wandel. Jahresberichte über den Wirtschafts- und Arbeitsmarkt 1901. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 350 S. Geh. M. 10,—, in Halbfranz M. 12,—.

Das Begnadigungsrecht. Altes und Neues aus Leben und Reichstag. Vom Verfasser der Schrift: „Die Aufgaben des Verteidigers". Berlin, Hugo Bermühler. 29 S. M. 0,50.

Die Krone und die Reichshauptstadt. Allgemein-politische Betrachtungen und Erörterung der Konflikte zwischen der Krone und der Stadt Berlin. Von einem Berliner. 1.—3. Tausend. Berlin, ebenda. 40 S. M. 1,—.

Domanig, Karl: Der Idealist. Schauspiel in 5 Aufzügen. München, Allgem. Verlags-Gesellschaft m. b. H. 100 S. Geh. M. 2,25, geb. M. 3,—.

Dulmchen, Theodor: Mittel und Wege. Moderne Sittenbilder. Neun Novellen. Berlin W, Johannes Räde. 304 S.

Eichbaum-Lange, Wilhelm: Greift nur hinein! 42 S. — Und wo Ihr's packt! 53 S. Hamburg, Carl P. V. Lange. Jedes Werk M. 1,20.

Ein Abend im Cabaret zum hungrigen Pegasus. Berlin W, Carl Meffer & Co. (G. m. b. H.) 32 S. M. 1,—.

Felden, Emil: Protestantische Kirchen in Deutschland. Aus: Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags, Vlk. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. (G. m. b. H.) 76 S.

Freytag, Gustav: Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848—1894. Herausgeg. von Ernst Elster. 1. Bd. Leipzig, S. Hirzel. 480 S. M. 6,—.

Hagen, Ottfrid: Scherz- und Minneweisen eines Spielmannes. Berlin, Hermann Walther. 79 S. M. 1,60.

Hottoel, Prof. Dr. U., Takio: Kanfucius. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. (G. m. b. H.) 17 S. M. 0,30.

Herz, Friedrich-Recht und Unrecht im Boerenkriege. Eine historisch-politische Studie. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 150 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 2,—.

Heymann, Robert: Tod. Drama in 2 Akten. Leipzig, Hermann Dege. 94 S. M. 2,—.

Kern, Dr. K.: Hans Böhm der Pfeifer aus Niklashausen. Ein historisches Spiel für die Volksbühne, nach urkundlichen Berichten verfaßt. 2., durchgesehene Aufl. Karlsruhe, J. Lang. 46 S. M. 0,50.

Longe, Konrad: Das Weben der künstlerischen Erziehung. Ravensburg, Otto Maier. 35 S. M. 1,—.

Leadbeater, C. W.: Unsere unsichtbaren Helfer. Aus dem Engl. übersetzt von Ludwig Deinhard. Bd. X der „Bibliothek Esoterischer Schriften". Leipzig, Wilhelm Friedrich. 84 S.

Lenz, D. Dr. Max: Römischer Glaube und freie Wissenschaft. Berlin SW, Hermann Walther. 32 S. M. 0,50.

Mitteilungen für die Mozartgemeinde in Berlin. Herausgeg. von Rudolf Genée. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 112 S.

Musik, Theatre. Katalog XXVIII. München, Süddeutsches Antiquariat. 22 S.

Rathusius, Annemarie von: Freie Warte. Lieder und Skizzen. Mit Buchschmuck von Marcus Behmer. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger). 176 S. M. 2,—.

Ramann, Lina: Liszt-Pädagogium. Klavier-Kompositionen Franz Liszts nebst noch unedierten Veränderungen, Zusätzen und Kadenzen nach des Meisters Lehren, pädagogisch gegliedert und herausgegeben unter Mitwirkung von Aug. Stradal, Bertha Krüermann, Aug. Göllerich, Heinr. Parges, Ida Voickmann, Auguste Rennebaum u. A. Serie I—V; Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Rosenhagen, Hans: Würdigungen. Berlin, Hermann Nabel. 86 S. M. 3,—.

Sachs, Waldemar: Lieder und Gesänge. Nach Dichtungen von F. Grillparzer, Herder und Cl. von

Tellemann-Steuber. Op. 10 bezw. 11. Berlin W, Georg Plothow. M. 1,20 bezw. M. 1,—.

Der Seide: Vier Lieder. Nach Dichtungen von Woldemar Sack, Arthur Schopenhauer, Cl. a. Tellemann-Steuber und Hermione v. Preuschen. Op. 13 Nr. 1—4. Berlin W, Albert Stahl. M. 1,50 bezw. M. 1,—.

Schnigler, Arthur: Lebendige Stunden. Vier Einakter. 4. Aufl. Berlin, S. Fischer. 159 S.

Simchowitz, Dr. S.: Richard Dehmel. Vortrag, gehalten im „Julius litterar. Abende" zu Köln am 30. Januar 1902. Köln, Verlag der Rheinischen Musik- und Theater-Zeitung. 24 S.

Steinitz, Dr. Kurt: Der Verantwortlichkeitsgedanke im 19. Jahrhundert. (Mit besonderer Rücksicht auf das Strafrecht.) Vorträge-Julius der Psychologischen Gesellschaft zu Breslau über die Entwicklung der Psychologie. VI. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für pädagogische Psychologie und Pathologie. III. Jahrg. Berlin, Hermann Walther. 32 S. M. 1,—.

Stackhausen, Prof. Julius: Das Sänger-Alphabet oder die Sprachelemente als Stimmbildungsmittel. Leipzig, Barthalf Senff. 29 S.

Studenrauch, Hans: Bilder zu Frig Reuters Werken. Mit erläuterndem Text von Paul Warncke. Lief. 3 a. 4. Berlin W, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger). Jede Lieferung M. 0,50.

Vitolis, Justus: Die Bergpredigt. Übersichtl. Vergleichung mit verwandten Stellen der übrigen Evangelien und Kritik derselben vom modernen Standpunkt. Bearbeitet von einem Nicht-Theologen. Aus: Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags, VIII. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. (G. m. b. H.) 69 S.

Vom Katholizismus zum Protestantismus. Briefe eines Katholiken an einen katholischen Geistlichen. Berlin, Hermann Walther. (G. m. b. H.) 61 S. M. 1,—.

Volpurgis. Am Quell der Zeiten. Gedichte von Eugen Barnick, Carl Matthies und Johannes Meru. Berlin, Verlag „Orion". 80 S.

Wirth, Albrecht: Die Entwicklung Asiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. (Mit einer Karte.) Frankfurt a. M., Martz Diesterweg. 76 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Wuertenberger, Ernst: Arnold Böcklin. Einiges über seine Art zu schaffen, seine Technik und seine Person. Mit Bildnis. Berlin, Drei Lilien-Verlag. 15 S.

Zeitlin, Leon: Fürst Bismarcks sozialpolitische Anschauungen [aus: Fürst Bismarcks sozial-, wirtschafts- und steuerpolitische Anschauungen. Darstellung und Kritik]. Inaugural-Dissertation. Leipzig, Rich. Wöpke. 93 S.

Zois, Michel-Angelo Freiherr von: Der Vollmensch. Ein Rennfahrer-Roman. Dresden, Carl Reißner. 311 S.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft" liegt ein Prospekt aus dem Verlage J. Neumann, Neudamm (Prov. Brandenburg) bei.

An unsere Leser richten wir wiederholt die höfliche Bitte, in Hôtels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern und für Lesezirkel immer wieder „Die Gesellschaft" zu verlangen oder zu empfehlen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sohnkestraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4½ bis 6½ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2024; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Bücher-Sendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Piersons Verlag (R. Lincke) in Dresden.

Hippolyte Taine

(gemalt von Bonnat, 1889).

Nach einer Photographie des Hauſes Braun, Clement & Cie. in Paris

Band II. ❊ 1902. ❊ Heft 8.

Zu Hippolyte Taine's Gedächtnis.

(Geboren 21. April 1828.)

1. Ein berühmter Kultur-Anatom.

Mit Original-Briefen.

Von Leopold Katscher.

(Budapest.)

(Nachdruck verboten.)

H. A. Taine gilt in seinem Vaterland als der berühmteste Geschichts- und Kunstphilosoph der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Man braucht keineswegs mit allen seinen Anschauungen und Leistungen einverstanden zu sein, um zuzugeben, daß dieser glänzende Ruf begründet war. Ich möchte in einem Punkte sogar weiter gehen und ihn den hervorragendsten Schriftstellern aller Litteraturen zuzählen, wobei ich das Wort „Schriftsteller" im engeren Sinne gedacht wissen möchte. In vielen Sätteln gerecht, hat er stets und überall die Kunst des Schreibens — den Stil, die Diktion, den Aufbau u. s. w. — zur höchsten Vollendung gebracht. Trotzdem war sein Name bis in die Mitte der siebziger Jahre in deutschen Landen nur wenig bekannt; später aber lenkten deutsche Ausgaben der meisten seiner Hauptwerke die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf ihn.

Zu Vouziers in den Ardennen als Sohn eines gelehrten und wohlhabenden Rechtsanwalts geboren, verlor er den Vater dreizehn Jahre

ſpäter, nicht ohne von ihm gründlichen Unterricht im Lateiniſchen empfangen zu haben, während ein Oheim, der lange in Amerika gelebt hatte, ihm das Engliſche beibrachte, das ihm auf ſeiner litterariſchen Laufbahn außerordentlich nützen ſollte. Die Mutter, eine vortreffliche Frau von großem pädagogiſchen Verſtändnis, überſiedelte mit ihm nach Paris, gab ihn Anfangs als Penſionär in eine Privatſchule, brachte ihn aber bald in dem ausgezeichneten Condorcet-Lyceum (damals noch „Collège de Bourbon“ genannt) unter. Dort war er unter allen Mitſchülern der Erſte an Fleiß, geiſtiger Reife und Erfolgen. Infolge einiger Preiſe, die er für philoſophiſche und rhetoriſche Abhandlungen erhielt, wurde er zum Studium an der École normale zugelaſſen, einer damals wegen der Vorzüge der daſelbſt geübten Geiſtesgymnaſtik berühmten Ausbildungsanſtalt für künftige Staatsſchulprofeſſoren. Hier wurden die Debatten mit der größten Ungezwungenheit geführt und alles dem Prüfſtein der Logik unterworfen. Die Lehrer — darunter Jules Simon und Vacherot — begünſtigten den unbeſchränkteſten Ausdruck jeder perſönlichen Anſicht. Zu der Geiſtes-Elite, die aus der fruchtbaren, ſtürmiſchen, durch und durch — auch körperlich — geſunden Erziehungs- und Unterrichtsmethode der Normalſchule hervorgieng, gehörten Taine's Mitſchüler Francisque Sarcey, Prévoſt-Parabol, Edmond About und J. J. Weiß, welche alle dieſes höhere Studium ebenfalls nur als Etappe zu einer litterariſchen Thätigkeit betrachteten; aber Keiner hat der Anſtalt nachträglich ſolche Ehre gemacht wie Taine, und Keiner genoß während der drei Studienjahre ſeitens der Lehrer wie der Zöglinge ſo große Anerkennung für ſeine Sicherheit des Urteils und die Tragweite der Intelligenz. Da er eine erſtaunliche, ſehr ſeltene Auffaſſungsgabe beſaß und daher ſtets den Anderen voraus war, blieb ihm Zeit übrig, allerlei Nebenſtudien zu treiben, und zwar verlegte er ſich mit Vorliebe auf Theologie, Patriſtik und Philoſophie.

Sein geiſtiges Unabhängigkeitsgefühl wurde ſo groß, daß er unter dem Kaiſertum, das faſt unmittelbar nach Beendigung ſeiner Studien durch den bekannten Dezember-Staatsſtreich begründet worden war, als „nicht genehm“ galt und wegen ſeiner für „irrig“ und „ſchädlich“ gehaltenen Geſinnungen ſogar nicht wenig zu leiden hatte. Es bedurfte der Fürſprache ſehr einflußreicher, bei der Regierung über jeden Verdacht des Freiſinns erhabener Perſönlichkeiten, um ihm eine kleine, ſchlecht bezahlte Staatslehrerſtelle zu verſchaffen, die er nur darum annahm, weil er mittellos war und leben mußte. Man verſetzte ihn — wahrſcheinlich damit er nicht in die Lage komme, allzu viele örtliche Beziehungen anzuknüpfen und dadurch „verderblich“ zu wirken — jede vier Monate in

eine andere Stadt und Gegend (getreu der „schlauen" bonapartistischen Methode, Staatsbeamte, um sie leichter mürbe zu erhalten oder zu machen, von Ort zu Ort zu hetzen) — ein Zustand, der ihm schon im zweiten Jahre so unerträglich wurde, daß er seine Entlassung nahm. Darauf hatte es die Regierung aber nur abgesehen gehabt, deren Abneigung gegen ihn teils durch Verleumdungen, teils durch die Thatsache gesteigert worden war, daß er in Poitiers die Aufforderung des Kaplans, zu Ehren des dortigen Bischofs eine Ode oder eine Dithyrambe zu dichten, ablehnend beantwortet hatte, wofür er vom Unterrichtsministerium eine scharfe Rüge erhielt.

Nach seinem Austritt aus dem Staatslehrerverband begab er sich nach Paris, wo er sofort eine einträgliche Stelle an einer großen Privatschule bekam. Doch hörten die Behörden auch jetzt nicht auf, ihm das Leben sauer zu machen, so daß er den Posten aufgeben und Privatlektionen erteilen mußte, um sein Brot zu verdienen. Nebenher „hörte" er an der Sorbonne, der École de médicine und am Naturgeschichtlichen Museum, trieb eifrig Mathematik, Philosophie, Naturwissenschaften und erlernte eine größere Anzahl fremder Sprachen, darunter Deutsch, Italienisch, Spanisch. Glücklicher Weise knüpfte er lohnende Beziehungen zur Presse an, begann für die ersten Blätter — namentlich „Journal des Débats", „Revue des deux-mondes", „Revue de l'instruction publique" — zu schreiben und kam so nach kurzer Zeit in die Lage, das Schulmeistern aufgeben zu können.

Nun dauerte es nicht lange, bis er als Autor Aufsehen erregte — insbesondere durch seine scharfe Logik, seine originelle Beweisführung, seine neuartige kritische Theorie. Mit fünfundzwanzig Jahren sprang diese moderne Pallas in die Litteratur, fertig gerüstet mit einem eigenen Untersuchungssystem, einer eigenen Philosophie und einem eigenen Meister- und Musterstil. Die Freiheit und Neuheit seiner Lehren, wie seine frische, kräftige, lebhafte Schreibweise, in welcher Schwere mit Leichtigkeit, Tiefe mit Feinheit, Gediegenheit mit Anmut Hand in Hand gehen, eroberten ihm das liberale Publikum im Sturm, während er von den kirchlichen und offiziellen Kreisen immer mehr verketzert wurde. Alles, was er nachher in seinen zahlreichen Schriften näher ausführte, weist in nuce schon sein erstes Buch auf: „Lafontaine und seine Fabeln", das er 1853 anläßlich der Erlangung der Doktorwürde heraus gab. Seine eigentliche, lateinisch geschriebene Doktordissertation gewöhnlicher Art führte den Titel „De personis Platonicis". Im nächsten Jahre ließ er seinen von der Akademie mit dem Preise gekrönten „Essay über Titus Livius" mit

einer Vorrede erscheinen, von der mehrere der „Unsterblichen" so unangenehm berührt — ja überrascht waren, daß sie die dem Werke selbst bei der Preiszuerkennung gespendete Anerkennung gerne widerrufen hätten, wenn dies nur möglich gewesen wäre. Die Leserwelt war mit Taine's Darlegungen über Livius im Allgemeinen ebenso wenig einverstanden wie mit denen über Lafontaine, aber sie bewunderte die unleugbaren Vorzüge beider Bücher.

Der Verfasser selbst mußte leider bald darauf, wegen eines hartnäckigen Kehlkopfleidens, einige Pyrenäenbäder aufsuchen, und bis zur Heilung verstrichen volle zwei Jahre, die er teils mit einem gründlichen Studium der englischen Litteratur, teils mit der Stoffansammlung für sein, in zahllosen Auflagen erschienenes, vortreffliches Buch „Eine Pyrenäenreise" (Deutsch: Stuttgart 1879) ausfüllte. Dieses Buch bewies, daß er nicht nur der geistvolle Geschichtsforscher und Litteraturhistoriker war, als den man ihn bis dahin kannte, sondern auch ein Reiseschilderer ersten Ranges, ein phantasiereicher, poetisch begabter Beobachter von Land und Leuten, ein tiefer Kenner der Natur, ein liebenswürdiger, heiterer Erzähler. Er sieht nicht so sehr auf's Äußere der Dinge wie auf deren Psyche; mit dem Äußeren beschäftigt er sich blos, um daraus Argumente zu schöpfen für die Dialektik, die er an alles Gesehenen anlegt. In erster Reihe faßt er überall die geistige und künstlerische Seite, das Wie und Warum in's Auge. Er vergleicht die Gegenwart mit der Vergangenheit und ist ein großer Freund landschaftlicher Schönheiten. Statt trocken zu dozieren, kleidet er seine Meinungen und die gegenteiligen in Gesprächsform; selbstverständlich deckt sich diejenige Person, welche Recht behält, mit dem Verfasser. Er liefert feine Bilder der Volkssitten und des Touristenlebens. Über Botanik, Geologie ꝛc. sagt er gerade so viel, daß sowohl der Fachmann als auch der Laie sich befriedigt findet. Noch wertvoller aber erscheint sein späteres, ebenfalls sehr populär gewordenes Reisewerk „In Italien". Freilich kann es in keinem der beiden an Fehlern und Irrtümern mangeln, da ihm alles zur Erläuterung seiner Theorien dienen muß; doch thut dies ihrer hohen Bedeutung weiter keinen Eintrag.

Nachdem Taine 1856 in dem witzigen Buche „Die französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts", welches viel Aufsehen und — Schadenfreude erregte, eine kräftige, geschickte Abschlachtung der eklektischen Schule in positivistischem Sinne vorgenommen und namentlich den „Vorsitzenden der amtlichen Weltweisheit", den berühmten Victor Cousin, grausam hingerichtet hatte (er nannte ihn u. A. einen Quacksalber und Marktschreier), ließ er

1858 einen Band ausgezeichneter „Kritischer und geschichtlicher Versuche“ — über Guizot, Plato, Saint-Simon, Dickens, Macaulay u. A. m. — erscheinen, welchem sieben Jahre später „Nouveaux essais de critique et d'histoire“ folgten, in denen u. A. Racine, Balzac und Labruyère analysiert waren. In den sechziger Jahren bereiste er wiederholt England, und das Hauptergebnis seiner längeren Aufenthalte daselbst bildeten die auflagenreichen „Notes sur l'Angleterre“ (auszugsweise deutsch unter dem Titel „Streifzüge in England“; Leipzig 1890), die trotz mancher Wahrheiten, die er John Bull darin sagt, auch bei diesem ungemein beliebt geworden sind und auch hohes Lob verdienen, obwohl der Autor von seiner Induktionsmethode und seiner Vorliebe für Paradoxe sehr oft zu einseitigen Unrichtigkeiten, unbedachten Verallgemeinerungen und übereilten Schlußfolgerungen verleitet wird.

Noch geistvoller, wenngleich mit den selben Fehlern behaftet, ist die zuerst 1863 publizierte, in Frankreich, England und Nordamerika außerordentlich verbreitete, fünfbändige „Geschichte der englischen Litteratur“ (Deutsch: Leipzig 1877—1879), eine geniale, schwungvolle, überraschend eigenartige Analyse der Kulturpsychologie Englands, illustriert durch Litteraturgemälde. Seine zahlreichen Irrtümer, die auch von den Bewunderern dieses mit Recht viel gepriesenen Meisterwerks nicht geleugnet werden können, verhindern nicht, daß der Leser den scharfsinnigen Denker überall erkenne. Nie vorher waren litterargeschichtliche Stoffe in so wirkungsvoller, genußreicher, trotz aller Belehrung von jeder Trockenheit himmelweit entfernter Weise behandelt worden. Selbst die erheblichsten Einwendungen gegen die „Geschichte der englischen Litteratur“ können deren Bedeutung und Wichtigkeit nicht schmälern, denn das Streben des Verfassers nach Wahrheit ist so groß, daß seine Urteile selbst dann Beachtung verdienen, wenn sie falsch und schief ausfallen.

1863 wurde Taine Examinator der deutschen Sprache und der französischen Litteratur an der bekannten Militärschule von Saint-Cyr, ein Jahr darauf überdies Lehrer der Aesthetik und Kunstgeschichte an der Pariser École des beaux-arts. In diesem Wirkungskreise zeigte er sich als ganz hervorragender Kunstkenner und Kunstforscher. Aus der zweiten Hälfte jenes Dezenniums stammen die auf seiner Lehrthätgkeit und auf ausgedehnten Reisen beruhenden, ebenso gelehrten wie anregenden und interessanten Bücher „Philosophie der Kunst“, „Das Ideale in der Kunst“, „Philosophie der Kunst in Italien“, „Philosophie der Kunst in den Niederlanden“, „Philosophie der Kunst in Griechenland“. Auch in diesen Werken, wie allerwärts, denkt er selber, betet nicht Anderen nach

und sagt stets, was er für richtig hält, nicht aber, was die „Welt" gerne hören möchte. Nebenher ließ er die höchst amüsante Satire „Jean Gerstenkorn, oder: Notizen über Paris" erscheinen, die sich noch jetzt großer Beliebtheit erfreut. 1868 vermählte er sich, und seither verbrachte er alljährlich den Sommer auf seinem savoyischen Landgut in Menthon-Saint-Bernard, die übrige Zeit in der Hauptstadt lebend, wo er sich längst von jeder Lehrthätigkeit zurück gezogen hatte, um ausschließlich nur mehr seinen Forschungen zu leben. Nach Veröffentlichung des rein-philosophischen zweibändigen Werkes „L'intelligence" (deutsch unter dem Titel „Der Verstand"; Bonn 1880) im Jahre 1870 machte er kurz vor Ausbruch des Krieges noch eine längere Reise durch Deutschland. Am 5. März 1893 starb er als Diabetiker.

Sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk ist „Die Entstehung des modernen Frankreich". Der erste Band erschien Ende 1875 und der letzte (sechste) 1893 als Fragment. Ursprünglich war das Ganze nur auf drei Bände berechnet, aber das ungeheure Material wuchs dem Autor immer höher über den Kopf. Das kann nicht Wunder nehmen, denn wohl nie vorher hat ein Historiker so erstaunlich umfassende Quellenstudien gemacht, wie sie für die „Origines de la France contemporaine" vorgenommen worden sind. Taine's Belesenheit in der einschlägigen Litteratur und in archivalischen Schriftstücken steht wahrscheinlich beispiellos da. Daher der Umfang des Werkes und die Langsamkeit seines Fortschreitens. Unser genialer Forscher hat so viel Archivstaub dabei schlucken müssen, daß seine Gesundheit dadurch untergraben worden sein dürfte; er hätte sonst vermutlich viel länger gelebt, während er so schon seit etwa zehn Jahren sich recht leidend fühlte.

Auch das in Rede stehende monumentale Werk (Deutsch: Leipzig, 1877—1894) hat natürlich seine Licht- und Schattenseiten. Beide sind von der Kritik aller Kulturländer tausendfach erörtert worden, zum Teil in sehr leidenschaftlicher und höchst einseitiger Weise. Mit Recht hat man gar manches herb getadelt; doch ändert dieser Umstand nichts an der einen Thatsache, daß diese Unternehmung zu den großartigsten Leistungen der Geschichtsschreibung aller Zeiten gehört. Zwar vergißt Taine zu oft, daß Revolutionen nicht mit Rosenwasser gemacht werden und daß der Fortschritt der Menschheit so oder so unerbittlich und naturnotwendig über das Alte hinweg schreitet; wohl bewirkt er mit seiner imposanten Anhäufung von thatsächlichen Belegen und Beweisen sehr oft, daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht; zwar hat er in der Abteilung „Das revolutionäre Frankreich" aristokratische und konservative Neigungen,

die den Leſer des demokratiſcher geſinnten erſten Bandes („Das vorrevolutionäre Frankreich“) überraſchen; zwar behandelt er in der dritten Abteilung („Das nachrevolutionäre Frankreich“) die Kirche mit erſtaunlichem Wohlwollen. Da er ſelber aber in der Politik keiner Partei angehörte und in Religionsdingen ja bekanntlich ein verrufener Freigeiſt war, kann man ihm die alte Objektivität nicht abſprechen und muß ſeiner Verſicherung, daß er nur ſchreibe, was ihn ſeine nüchternen, unbefangenen Forſchungen lehren, vollauf Glauben ſchenken. Er gelangt hier zu den ſelben Ergebniſſen wie v. Sybel, Schmidt, Burke und andere Revolutionshiſtoriker; ja, er verfällt ſogar, wie in allen ſeinen Werken, in einſeitige Übertreibung und zerfaſert die Ideale ſeiner Landsleute mit ſo großer Strenge, daß er an der Revolution überhaupt kein gutes Haar mehr läßt. Darin geht er allzu weit; jedoch die Vorzüge des Werkes entſchädigen hinreichend für das, was darin unbefriedigend bleibt. Die Glanzpunkte ſind jedenfalls: die Schilderung der Verhältniſſe und Zuſtände des ancien régime im erſten, die ausgezeichneten Darlegungen der Aufgaben des modernen Staates im vierten und fünften Bande, endlich die großartigen Porträts der Hauptperſönlichkeiten der Republik: Napoleon, Robespierre, Danton, Marat, Saint-Juſt u. ſ. w.

Leider ſollte man nicht in die Lage kommen, ſich ein endgiltiges Urteil über „Die Entſtehung des modernen Frankreich“ zu bilden, denn der ſechſte Band iſt Torſo geblieben. So weit dieſer noch vorliegt, behandelt er die durch das Napoleoniſche Regierungsſyſtem geſchaffenen Verhältniſſe der Kirche, der Schule und der Familie im heutigen Frankreich; geplant war aber noch, „die moderne Sphäre, das Milieu unſerer Zeit zu ſchildern und die Daſeinsſchwierigkeiten bezw. -Erleichterungen zu beſchreiben, welche dieſe Sphäre der gegenwärtigen franzöſiſchen Geſellſchaft darbietet“.

Die Begriffe „Sphäre“ und „Milieu“ bringen mich darauf, daß ich hier noch gar nichts Näheres über Taine's, bereits flüchtig geſtreifte, kritiſche Theorien und ſeine Unterſuchungsmethode geſagt habe. Es würde mich in dieſem Rahmen zu weit führen, auf Einzelheiten einzugehen, und ich beſchränke mich daher auf große Züge. In der erſten Reihe ſteht bei Taine überall das Milieu, die Sphäre. Daß jeder Menſch mit gewiſſen, ſeinem Geſchlecht eigenen Tendenzen geboren werde, welche ſeine Gedanken und Handlungen leiten, ſowie daß alle Thaten und Ideen des Betreffenden — die guten und die ſchlechten — auf dieſe angeborenen Tendenzen zurück zu führen ſeien, wie ein Fluß auf ſeine Quellen — dieſe Anſchauung hat Taine eigentlich von jeher verfochten. Demgemäß hält er es auch für

möglich, in das uns anderen Sterblichen keineswegs unfehlbar dünkende Wesen der Kritik Sicherheit zu bringen, mit anderen Worten: die Kritik, wie etwa die Naturwissenschaften, mit unumstößlichen Formeln und bestimmten Kriterien auszustatten. Die Kritik soll nicht mehr sein, wofür sie allgemein gilt: unzuverlässig und individuell schwankend, sondern wissenschaftlich berechenbar. Das innere Wesen des Menschen sei, wie die äußere Welt, Gesetzen unterworfen; ein vorwiegendes Prinzip, eine „faculté maîtresse", leite sein Denken und Thun mit unwiderstehlicher Gewalt. Sehr mit Unrecht und mit vielen falschen Ergebnissen gesteht Taine den „umgebenden Umständen" — Zeit, Ort, Lebensverhältnissen ꝛc. — die die Haupteigenschaft zeitigen und deren große Wichtigkeit für die Beurteilung von Menschen und Völkern kein Einsichtiger verkennen wird, für die Kritik eine geradezu unanfechtbare Gewißheit zu. In Wirklichkeit kann — namentlich wenn es sich um längst verflossene Zeiten handelt, wie z. B. bei Lafontaine oder Livius — eine solche induktive Methode unbedingt nur mutmaßender Natur sein. Die logischen Festungen, die Taine hier aufbaut und für uneinnehmbar hält, sind häufig genug gar leicht zu erstürmen. Die Kritik wird wohl immer, sie mag noch so unparteiisch vorgehen, etwas Umstoßbares und Persönliches bleiben. Aus Taine's Verfahren ergeben sich nur zahlreiche Paradoxe und Verallgemeinerungen, deren Richtigkeit trotz allen in ihnen steckenden Ernstes und Wahrheitsdurstes lediglich vom Zufall abhängt, statt sich, wie er meint, unfehlbar einzustellen.

Taine verglich sich gerne dem Anatomen, der mit dem Seziermesser arbeitet; da er jedoch allzu häufig ganz falsche Schnitte machte, braucht man sich für seine anatomische Theorie nicht zu erwärmen. Viel höher steht er zweifellos als Stilkünstler, als Meister der Darstellungskunst. Treffend bemerkt Emile Zola: „Den echten Taine müssen wir in seiner Schreibweise, in seinen Gemälden und Schilderungen suchen. Die Vorzüge, die er hier entfaltet, sind sein Eigentum, das er nicht seinen Studien verdankt. Der Dichter Taine, der Mensch aus Fleisch und Blut, ist dem kalten Mechaniker Taine vorzuziehen ... In seinem klaren, einschneidenden, lebhaften, farbenreichen, geistvollen, üppigen Stil offenbart sich die Sorglosigkeit und Prachtliebe eines vornehmen Herrn." Er besitzt allen Glanz und Schwung der Phantasie — trotz jener „Methode", die eigentlich auf die Unterdrückung der Phantasie abzielt.

In seinen zwölf oder dreizehn letzten Lebensjahren lebte Taine als einer der vierzig „Unsterblichen". Wie doch die Zeiten sich ändern! 1863 lehnte es die Akademie ab, ihm, obwohl er vom Ausschuß einstimmig

dafür empfohlen war, für die „Geschichte der englischen Litteratur" den Spezialpreis von 4000 Fr. zuzuerkennen; aber seither hat sie ihre Pforte nicht nur Taine, sondern sogar Littré und dem jüngeren Dumas noch geöffnet. Nach der Würde eines membre de l'Institut hatte unser Anatom gestrebt; sonst jedoch war er die Bescheidenheit und Zurückgezogenheit in Person. Um so mehr mag es nun verstattet sein, zur lebendigen Abrundung des gegebenen Bildes, einiges „Persönliche" auszüglich aus Briefen von ihm selbst an dieser Stelle noch mitzuteilen.

*

Paris, 25. März 1876.

Durch Ihren Antrag, mein neues Werk zu verdeutschen, fühle ich mich sehr geehrt . . . Ich lese deutsch, und es würde mich freuen, Ihre Artikel in den „Gr . . ." oder anderswo zu lesen, wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, mir sie zu senden . . . Ich glaube, daß bisher erst eines meiner Werke in's Deutsche übertragen ist: der kleine Band über die „Philosophie der Kunst". Dagegen sind fast alle meine Schriften in's Englische übersetzt worden. Ich glaube, daß ich beim deutschen Publikum nicht besser eingeführt werden könnte als durch einen so bekannten Schriftsteller . . .

Menthon-Saint-Bernard (Savoyen), 20. August 1876.

. . . Wie Sie sehen, wohne ich jetzt in weiter Entfernung von Paris, wohin ich erst am 1. Dezember zurück kehre. Es ehrt mich sehr, daß Sie sich die Mühe nehmen wollen, „L'ancien régime" in's Deutsche zu übertragen. Aber Ihre Mitteilungen lassen mich vermuten, daß der Erfolg in Deutschland kein großer sein würde. Wer sich für derartige Bücher interessiert, liest sie im Original. Die Verhältnisse des deutschen Buchhandels sind mir vollkommen fremd, und ich bitte Sie, Ihre sehr begründeten Bemerkungen an meine Verleger zu richten, denn diesen steht das Recht der Entscheidung in allem Geschäftlichen zu . . . Vom Originale sind übrigens (nach acht Monaten) bereits 7000 Stück verkauft . . . Ich habe heute die mir von Ihnen gesandte Nummer von „Unsere Zeit" empfangen und danke Ihnen für die Freundlichkeit, mit der Sie von meinen Büchern sprechen. Gestatten Sie mir einige kleine Berichtigungen. Meine Vornamen sind Hippolyte Adolphe, nicht Henri. Ich selbst zeichne nur „H. Taine" und daher mag es rühren, daß Zeitungen und Zeitschriften, die alle Vornamen auszuschreiben pflegen, mich eigenmächtig Henri nennen. Was Ihre Bemerkungen über die Anwendungen des Wortes ‚governor' auf den englischen Familienvater betrifft, so mag es ja sein, daß der Ursprung dieser Anwendung im Cockney-Dialekt zu suchen ist; aber aus Thackeray's „Vanity Fair" und „Snobs" geht hervor, daß junge Leute der gebildeten Klassen — Offiziere, Oxforder Studenten ꝛc. — das Wort auf ihren Vater anwenden, während bei uns in Frankreich kein Sohn daran denken würde, seinen Vater „gouverneur" oder „patron" zu nennen . . . Mein Bändchen „Philosophie der Kunst" ist 1867 bei Germer Baillière in Paris in der deutschen Übersetzung eines Leipziger Herrn erschienen . . .

Paris, 30. Dezember 1877.

. . . Die zweite Abteilung der „Entstehung des modernen Frankreich“ — „Die Revolution“ — wird statt Eines Bandes zwei Bände haben. Erst zwei Fünftel sind nieder geschrieben und die Vollendung des Ganzen wird das volle Jahr 1878 in Anspruch nehmen. Ich bedaure diese Verzögerung, aber die Masse von Urkunden ist so groß, daß ich einfach nicht früher fertig sein kann. Doch rechne ich darauf, daß die dritte Abteilung — „Le régime moderne“ — nur einen Band umfassen wird. [Sie hat 2, die 2. aber sogar 3 Bände erreicht.] Der Prospekt Ihres Verlegers ist für mich sehr schmeichelhaft, und ich werde mich glücklich schätzen, Ihre Übersetzung der „Geschichte der englischen Litteratur“ zu empfangen . . .

Paris, 11. Februar 1878.

. . . Der erste Band der „Revolution“ ist unter der Presse, die Abfassung des kaum begonnenen zweiten wird mindestens ein Jahr dauern . . . Es thut mir leid, daß Sie die „Geschichte der englischen Litteratur“ nicht weiter übersetzen; die Arbeit war in guten Händen, und so will ich nur hoffen, daß Ihr Nachfolger ein tüchtiger sein werde . . . Da Sie mich nach meiner Meinung fragen, bin ich so frei, Ihnen zwei Wünsche vorzutragen. Erstens sollten Sie alle Fußnoten und Quellennotizen ohne Weglassung übersetzen, denn für den wirklichen „Arbeiter“ sind die Anmerkungen oft wichtiger als der Text. Mein zweiter Wunsch wäre, daß Sie meine Einteilung der Abschnitte beibehalten; im Allgemeinen endet jeder Absatz mit einem litterarischen Effekt, der durch Teilung des ersteren verdorben werden könnte . . . Ich kenne die Verbreitung der „Deutschen Monatshefte“ und habe davon viele Nummern gelesen; ein biographisch-kritischer Artikel von Ihnen in dieser Revue könnte mir nur nützlich und angenehm sein. Ich glaube, daß die Rae'sche Biographie ziemlich richtig ist, und ich habe ihre keine Einzelheiten hinzuzufügen. Sainte-Beuve hat dem selben Gegenstand [Taine] in seinen Nouveaux Lundis ebenfalls einen biographisch-kritischen Artikel gewidmet. Mein Leben hat nichts Besonderes oder Interessantes geboten. Ich war am Collège, dann an der Normalschule, habe dort etwas Tüchtiges gelernt, nachher biologische Kurse durchgemacht, für einige Zeitungen und Zeitschriften geschrieben [meist für „Revue d'instruction publique“], war Aufnahme-Prüfer in St.-Cyr, bin Professor an der Schule der schönen Künste, verheiratet, habe zwei Kinder und verlebe den größten Teil des Jahres im Familienkreis auf dem Lande. Das alles ist vollkommen gewöhnlich und durchaus bedeutungslos. In keinem Fall interessiert es das Publikum. Meines Erachtens ist's am Besten, die eigene Person im Hintergrund zu halten. Es genügt, den Lesern Gedanken zu bieten; unsere Gefühle und unser Privatleben gehören nur uns und unseren vertrauten Freunden. Aus diesen Gründen lasse ich mich weder malen noch photographieren; und ich habe auch nie erlaubt, daß mein Bild in den Zeitschriften oder Schaufenstern erscheine. Seit zwölf Jahren besitze ich selber keines mehr; ich bedaure dies, denn ich würde sonst Ihnen persönlich eines im Austausch gegen das Ihrige angeboten haben. Doch wäre das nur unter der Bedingung geschehen, daß Sie es in Ihrer Schublade verwahren und nicht in den „D. M.“ veröffentlichten. Es war stets mein Grundsatz, dem Publikum nur meine Bücher

vorzulegen und ſelber inkognito zu bleiben . . . Sollten ſich unter den deutſchen Beſprechungen der „Entſtehung des modernen Frankreich“ und der „Geſch. der engl. Litter.“ etwelche befinden, die gut geſchrieben ſind und Ihrer Anſicht nach für mich lehrreich ſein könnten, ſo werde ich ſie mit Vergnügen leſen und nicht verfehlen, ſie Ihnen zurück zu ſchicken . . .

Paris, 14. Februar 1878.

Ich danke Ihnen für die Aufſchlüſſe, die Sie mir geben, und bitte Sie nur, die Fußnoten nicht mehr in den Text aufzunehmen. Die von mir befolgte Methode hat das Mißliche, daß ich zu viele Thatſachen mitteile. Wenn Sie nun die Anmerkungen dem Text einverleiben, ſo werden die Thatſachen noch vermehrt, wodurch der Geiſt des Leſers überladen und ermüdet wird, um ſo mehr als die in den Anmerkungen mitgeteilten Thatſachen meiſt nebenſächlich ſind. Es iſt beſſer, ſie am Fuße der Seiten zu belaſſen. Die von mir gezeichnete kurze Vorrede, die in der engliſchen Ausgabe der „Geſch. der engliſchen Litter.“ abgedruckt iſt, ſollten Sie nicht wiedergeben, denn dieſe war für ein anderes Werk geſchrieben und paßt nicht recht für das in Rede ſtehende . . . Daß, wie Sie ſchreiben, die engliſche Überſetzung der „Entſtehung“ Fehler enthält, iſt ja möglich; aber ſie iſt nicht für die Engländer beſtimmt. In England verſtehen alle Gebildeten Franzöſiſch, wie in Frankreich jeder Gebildete Engliſch weiß; daher werden jene Engländer, an deren Meinung mir liegt, mein Buch im Originale leſen. Die D.'ſche Überſetzung iſt für die Amerikaner beſtimmt, die in der Regel nicht Franzöſiſch verſtehen und gegenwärtig weniger das Engliſche als einen Dialekt des Engliſchen ſprechen. Von dieſem Geſichtspunkte gilt jene Übertragung für gut, und mehr kann ich nicht verlangen. Mit Ausnahme der Übertragung der „Notes sur Angleterre“ durch meinen Freund Rae bin ich in meinen Beziehungen zu engliſchen Überſetzern und Verlegern ſo unglücklich geweſen, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will . . . Es würde mich wirklich ſehr freuen, die betr. Artikel in der „Deutſchen Rundſchau“ und den „Neuen M. . . .“ zu leſen; derjenige Karl Hillebrands ſoll, wie ich gehört habe, ſehr bemerkenswert ſein, und ich werde aus ſeiner Lektüre ſicherlich viel Nutzen ziehen. Mit großem Vergnügen nehme ich Ihr Anerbieten, mir dieſe Arbeiten zu ſenden, an . . . Hr. Emile Zola, den ich kenne, iſt ein ſehr geräuſchvoller Autor, aber von mittelmäßigem Scharfblick, ſehr großer Übereilung und recht dogmatiſchem Geiſt; ich habe mir nicht einmal die Mühe genommen, ſeinen Aufſatz [von Taine ſelber handelnd und den Autor hoch ſchätzend, in Z.'s Buche „Mes haines“ erſchienen, dabei vortrefflich geſchrieben] zu leſen. Über die von mir veröffentlichten Bücher ſind [dies bezieht ſich auf eine Anfrage meinerſeits] in Frankreich und England viele Artikel erſchienen, aber ich habe keins dieſer kritiſchen Urteile aufbewahrt. Wie ich Ihnen ſchon ſagte, fehlt es meinem Lebenslauf an jedem Intereſſe. Was mich in meinem Leben am meiſten beſchäftigt hat, iſt die Ausbildung meines Geiſtes und die Entwicklung einiger allgemeiner Ideen. Dieſe Ideen finden ſich dargelegt in der Einleitung zur „Histoire de la littér. angl.“, in der Vorrede zur dritten Auflage der „Essais de critique et d'histoire“, in „La philosophie de l'art“, in der Studie über Carlyle („L'idéal dans l'art“) und in „L'intelligence“. Um alles in Einem Wort zu ſagen: ich habe

zwei Ideen aufgelesen, die mir ziemlich merkwürdig schienen und, wenigstens in Frankreich, seit Montesquieu und Condillac unbeachtet auf der Erde lagen. Hr. Ribot von der „Revue philosophique de la France et de l'étranger" hat in vortrefflicher Weise die von mir befolgte Methode und die von mir erreichten Gesamtergebnisse dargelegt . . . Wenn ich jede Publizität zu vermeiden suche, so irren Sie mit ihrer Meinung, daß dies aus Bescheidenheit geschehe; mein Grund ist einfach der, daß es mir angenehmer dünkt, sich unter der Menge in der von aller Welt getragenen Kleidung zu bewegen, ohne, wie die lebenden Anzeigen auf dem Strande [die Londoner Sandwich-Männer] mit Plakattafeln auf der Brust und dem Rücken einher zu schreiten.

Menthon-Saint-Bernard, 23. Juni 1878.

. . . Ich bleibe bis zum Jahresschlusse hier auf dem Lande und werde daher nicht das Vergnügen haben, Sie während des August in Paris zu sehen. Die Abfassung des neuen Bandes der „Entstehung" wird voraussichtlich zwei Jahre erfordern. Meine Gesundheit ist mittelmäßig und der Stoff sehr umfangreich . . . Sie fragen nach verschiedenen Aufschlüssen über Georges Sand. Die Hauptquelle für ihr Leben sind die zehn Bände, die sie unter dem Titel „Geschichte meines Lebens" veröffentlicht hat. Seit vierzig Jahren sind zahllose Aufsätze über sie erschienen; die wichtigsten finden Sie bei den Kritikern, die ihre Essays in Buchform gesammelt haben, z. B. de Pontmartin, Emile Montégu oder Ste.-Beuve. Graf Othenin d'Haussonville hat kürzlich in der „Revue des deux-mondes" eine sehr umfassende biographisch-kritische Studie über sie veröffentlicht. Mein eigener Artikel, nach welchem Sie so freundlich fragen, ist am 2. Juli 1876 im „Journal des débats" erschienen. Ich besitze mehrere Briefe von ihr, alle privater Natur. Ihr Briefwechsel ist von außerordentlichem Umfang, vollkommener Natürlichkeit, großer Beredsamkeit und wird eines Tages einen der schönsten und merkwürdigsten Beiträge zur Sitten- und Litteraturgeschichte abgeben; doch wird die Veröffentlichung wahrscheinlich erst in fünfzig Jahren erfolgen können . . .

Menthon-Saint-Bernard, 30. Juli 1878.

. . . Es ist nicht meine Sache, mich über den mich betreffenden Essay des Herrn Hillebrand zu äußern; man kann nicht in eigener Sache Richter sein . . . Die paar Briefe, die ich von Georges Sand habe, sind rein persönlicher Art; ich glaube nicht, sie ohne Indiskretion mitteilen zu können. Meines Erachtens kann man jetzt noch keine wirkliche Biographie Georges Sands schreiben. Man müßte die Veröffentlichung ihres Briefwechsels abwarten, und ihr widersetzt sich die Familie. Erst diese Veröffentlichung würde das Material zu einer Lebensbeschreibung liefern, wie es diejenige Macaulay's von Trevelyan ist . . . Der Freund, welcher mich mit Georges Sand bekannt gemacht hat, war Ste.-Beuve, der ja aber tot ist; und zu den Personen, die Georges Sand näher gekannt, habe ich keine Beziehungen. Eine dieser Personen ist Herr Rollinat, der zuweilen für den „Temps" schreibt, den ich jedoch nie gesehen habe . . . Ich habe die Artikel des „Light" und der „Saturday Review" über mich erhalten. Das genügt mir, und ich gestehe Ihnen, daß ich nicht wünsche, alle mich betreffenden Aufsätze zu lesen. Ich habe wenig Zeit zu meiner Verfügung und benutze diese, um mich in meine Arbeit zu

vertiefen. Aus dem ſelben Grunde muß ich auch Ihren ehrenvollen Antrag, dem „Light“ Beiträge zu liefern, ablehnen; ich bitte Sie, dem Herausgeber meine Entſchuldigung und meinen Dank zu vermelden . . . Da es mir einige Mühe macht, das Deutſche handſchriftlich zu leſen, wäre ich Ihnen verbunden, wollten Sie mir künftig wieder engliſch ſchreiben . . . Und weil Sie mir ſchon die Ehre erweiſen, mich bezüglich des Sammelns von Material für ein Lebensbild der Georges Sand zu Rate zu ziehen, muß ich Ihnen ſagen, daß ein Rundſchreiben, wie das von Ihnen [in den Blättern] erlaſſene, in Frankreich keinen Erfolg haben dürfte. Unſere litterariſchen Gewohnheiten ſind ziemlich zurückhaltender Natur. Die Perſonen, welche in der Lage wären, Ihnen ernſthafte Aufſchlüſſe zu erteilen, würden dies nicht thun, und ſo würden Sie nur Geſchwätz erhalten. In Paris werden derartige Nachforſchungen nicht ſo öffentlich gemacht. Selbſt ein von der Familie ermächtigter Herausgeber würde zerſtreute Briefe ſchwer bekommen, und auch dann nur für eine vollſtändige Sammlung . . .

Paris, 27. Januar 1880.

. . . Der zweite Band der „Revolution“ iſt weit entfernt, fertig zu ſein. Ich war während des ganzen verfloſſenen Jahres leidend und werde zur Vollendung noch des ganzen laufenden bedürfen . . . Bücher wie meine „Origines“ intereſſieren wohl nur die Hiſtoriker; ich ſtrebe nicht nach ſehr großer Verbreitung — es genügt mir, von den Fachleuten geleſen zu werden. Es bleibt mir daher nichts übrig, als Ihnen für Ihren uneigennützigen Vorſchlag zu danken . . .

Paris, 29. November 1883.

. . . Ich bin Ihnen ſehr verbunden für die Zuſendung Ihrer „Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert“ und fühle mich ſehr geehrt durch den Platz, den Sie mir in ſo guter Geſellſchaft (Georges Sand, George Eliot, A. de Muſſet, Buckle u. ſ. w.), anweiſen. Der Grund, warum Sie mich über Verdienſt loben [freilich fehlte es auch nicht an reichlichem Tadel], liegt wahrſcheinlich darin, daß die Überſetzer ihren Autoren ſtets günſtig geſinnt ſind. Da ein Kritiker Ihres Schlages auf Genauigkeit der Thatſachen hält, wollen Sie mir erlauben, Ihnen einige Berichtigungen zu unterbreiten. 1. Meine „Notes sur l'Angleterre“ ſind nicht 1861 zuerſt erſchienen, ſondern 1871. 2. In der École normale wurde ich von meinen Gefährten niemals „Monſieur Taine“ genannt. Derlei wäre uns ungeheuerlich erſchienen. Wir Alle duzten einander; der herrſchende Geiſt war der einer vollkommenen Gleichheit und Kameraderie. 3. Mein Schwiegervater Denuelle war nicht Kaufmann, ſondern — leſen Sie in Vapereau's „Dictionnaire des contemporains“ den ihn betreffenden Artikel nach — ein hervorragender Spezialiſt auf dem Gebiete der Dekorationsmalerei. Er hat mehr als hundert Kirchen, Paläſte, Schlöſſer und Privathotels reſtauriert oder dekoriert und die höchſten Preiſe, Medaillen und ſonſtigen Auszeichnungen erhalten, namentlich auf der letzten Wiener Ausſtellung. Dreißig Jahre lang war er eins der nützlichſten Mitglieder der „Kommiſſion für hiſtoriſche Denkmäler“. Eine Sammlung von ſiebzig ſeiner Modelle iſt in der Bücherei der „Schönen Künſte“ dauernd ausgeſtellt. Seine theoretiſche wie praktiſche Tüchtigkeit in dieſem Kunſtzweige war allgemein an-

erkannt; in Frankreich, wo er Schule machte, hatte er um 1840 das Studium der dekorativen Kunst wieder belebt . . .

Paris, 18. März 1890.

Es ist mir jetzt noch unmöglich, auch nur annähernd zu beurteilen, wann das Werk [„Entstehung"] fertig werden wird. Doch glaube ich ungefähr, daß dieser Fall gegen das Ende des Jahres 1891 eintreten dürfte, falls ich nämlich gesund bin und am Leben bleibe . . .

*

Leider war er nicht gesund, ist nicht am Leben geblieben und hat das Werk nicht vollendet. In einer Zuschrift vom Mai 1891 stellte er das Erscheinen des Schlusses für „nicht vor Ende 1892" in Aussicht. Meine letzte Anfrage — vom Herbst 1892 — ließ er bereits unbeantwortet, während er mir sonst ausnahmslos postwendend geantwortet hatte; er war eben schon damals sehr krank. Die mitgeteilten Briefauszüge vervollständigen das Bild des hervorragenden Toten in vielen persönlichen und litterarischen Einzelheiten und zeigen namentlich seine ängstliche Zurückgezogenheitsliebe und sein rückhaltloses Streben nach Wahrheit im hellsten Lichte. Die übrigen Zuschriften, die ich von ihm besitze, enthalten nur Dinge, die entweder die Öffentlichkeit nicht interessieren, oder deren Veröffentlichung sich durch Rücksichten der Diskretion verbietet. —

Ein gut Teil von Taine's Geistesrichtung wurzelte in germanischem Boden. Kein Geringerer als Karl Hillebrand nannte ihn einen nahen Geistesverwandten Herders. „In Frankreich", schreibt zudem Paul Janet, „gilt er im Allgemeinen als ein Interpret deutscher Ideen, besonders als Anhänger Hegels und Spinoza's." Als Anhänger Hegels hat er selbst sich auch wiederholt bezeichnet, und in zwei Punkten zeigt er durchweg eine gewisse Ähnlichkeit mit diesem: Übereilung im Schlüsseziehen und Unerschrockenheit im Aufstellen, sowie Geist im Aufrechthalten der außergewöhnlichsten Behauptungen ist beiden Größen gemeinsam.

2. Taine's „Philosophie der Kunst".

Deutsche Übertragung von Ernst Hardt.*)

(Athen.)

Aus der Vorrede des Übersetzers:

Die Kunstphilosophie von Hippolyte Taine bedeutet den tiefsten Vorstoß und die größte Eroberung, welche bisher die Wissenschaft im Gebiete der Kunst hat machen dürfen.

*) Als Textprobe zu dem soeben bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheinenden Werke.

Sein großer, vornehmer Geiſt, der durch ſeine ſchöne Logik und reife Männlichkeit ſelber aeſthetiſch berückend wirkt wie ein Kunſtwerk, hat es vermocht, dieſen wiſſenſchaftlichen Feldzug in einer gedanklichen Klarheit und ſprachlichen Schlichtheit zu führen, die einem jeden Gebildeten zugänglich ſind. Einer der wunderbarſten Werte dieſer Allgemeinverſtändlichkeit liegt aber darin, daß er nicht gleichzeitig die ſtrenge und herbe Gebärde, welche jeder Wiſſenſchaft eigen iſt, gemildert und ihr jenes freundlich-einladende Lächeln in's Geſicht gelogen hat, das die Ewige-Halbbildung verlockt, näher zu treten und trübend aus einer Quelle zu ſchöpfen, für die ihre Becher nicht rein genug ſind . . .

Seine Lehre vom Weſen des Kunſtwerks, welche den erſten Teil dieſer Philoſophie ausmacht, iſt eine geniale That, zu der die vielen vorangegangenen Jahrhunderte voller aeſthetiſcher Betrachtungen und Unterſuchungen nicht einmal den Weg eingeſchlagen hatten. Sie iſt wie ein Marmorblock in die Gefilde der Kunſt gefallen — ein Marmorblock, den das Rollen der Zeiten nicht wird verrücken können . . .

Der zweite Teil, ſeine Lehre von der Erzeugung des Kunſtwerkes, welche dem Geiſt den Weg zum Verſtändniſſe aller Werke weiſen will, wird ewige Geltung haben, *ſo weit es ſich um hiſtoriſches Erfaſſen handelt.*

Die goldenen Thore aber, hinter denen ein jedes Kunſtwerk ſein Eigentlichſtes und Allerinnerſtes verbirgt, hat auch dieſer Geiſt nicht zu ſprengen vermocht, denn jene Thore öffnen ſich nur der Seele, wenn ſie einſam kommt und in ſich ſelber einen Keim jener Schönheit mitbringt, zu der ſie nun vordringen will.

In das Allerheiligſte der Kunſt vermag Wiſſenſchaft in alle Ewigkeit nicht zu führen; ſolches von ihr erwarten, heißt thöricht ſein und das Weſen jener beiden Gewalten verkennen, um deretwillen uns dieſes Leben auf zwiefache Weiſe köſtlich dünkt.

* * *

Vom Weſen des Kunſtwerkes.

Findet man, daß ſich die Kunſtwerke thatſächlich damit begnügen, nur die Beziehungen der Teile wiederzugeben? Durchaus nicht, denn die größten Schulen ſind es gerade, welche die wirklichen Beziehungen am meiſten verändern.

Überdenken Sie zum Beiſpiel die italieniſche Schule in ihrem größten Künſtler Michel Angelo, und erinnern Sie ſich, um Ihrer Vorſtellung einen feſten Halt zu geben, ſeines ſchönſten Werkes, ſeiner vier Marmorgeſtalten in Florenz auf dem Grabe der Medici. Diejenigen unter Ihnen, welche das Werk ſelbſt nicht geſehen haben, kennen wenigſtens eine Abbildung davon. Gewißlich ſind in den Männern und gar in den liegenden Frauen, welche ſchlafen oder erwachen, die Beziehungen der Teile nicht diejenigen wirklicher Geſtalten. Man würde ſelbſt in Italien Ähnliches nicht auffinden können. Sie werden dort hübſche, junge, gut gekleidete Männer ſehen, Bauern, welche glühende Augen haben und wilde Mienen,

Akademiemodelle mit festen Muskeln und stolzen Bewegungen; aber weder in einem Dorf, noch bei einem Fest, noch in den Werkstätten, weder in Italien, noch anderswo, weder heute, noch im XVI. Jahrhundert hat jemals ein irdischer Mann oder ein irdisches Weib den empörten Helden geglichen, den gewaltigen und qualbeladenen Jungfrauen, welche der große Mann über der Totengruft aufgebaut hat. In seinem eigenen Geiste und in seinem eigenen Herzen hat Michel Angelo diese Gestalten gefunden. Um sie zu erträumen, bedurfte es der Seele eines Einsamen, eines Nachdenkers, eines großen Gerechten, seiner großmütigen und gewaltigen Seele, die verirrt unter verweichlichten und verderbten Seelen, zwischen Verrätereien und Bedrückungen, Angesichts des unabwendbaren Triumphes der Tyrannei und der Ungerechtigkeit, unter den Trümmern der Freiheit und des Vaterlandes sich einsam härmte und den Großen, der selber mit dem Tode bedroht wohl wußte, daß er nur aus Gnade noch lebe, und vielleicht für eine kurze Frist, der aber nicht gemacht war, sich zu beugen und sich zu ergeben, ganz hinein trieb in diese Kunst, durch welche in der Totenstille der Knechtschaft einzig sein großes Herz und seine große Schwermut noch sprachen. Er schrieb auf den Säulenfuß seiner schlafenden Gestalt: „Wohl thut mir der Schlaf und wohler noch, aus Stein zu sein, so lange das Unglück dauert und die Schande. Nicht zu sehen, nicht zu fühlen, das ist mein Glück: so wecke mich auch nicht — oh, sprich leise!" Das ist die Empfindung, welche ihm solche Formen geoffenbart hat, und um sie auszudrücken, hat er die gewöhnlichen Verhältnisse geändert, den Rumpf und die Glieder gedehnt, den Körper auf den Hüften gedreht, die Augenhöhlen vertieft, die Stirne mit Falten gefurcht gleich dem Augenbrauenrunzeln eines Löwen, auf den Schultern einen Berg von Muskeln getürmt und auf dem Rücken die Sehnen und die in einander geklammerten Wirbel angespannt wie eine allzu straffe Eisenkette, deren Glieder springen werden.

Betrachten Sie ebenso die vlämische Schule, in dieser Schule den großen Vlämen Rubens und in dem Werke Rubens' eines der allerstärksten Bilder, die Kirmeß. Sie werden dort nicht mehr Nachahmung der gewöhnlichen Verhältnisse finden als bei Michel Angelo. Gehen Sie nach Flandern, beschauen Sie sich die Typen selbst in den Augenblicken des Übermutes und der Ausgelassenheit, während der Feste des Gayant in Antwerpen oder anderswo. Sie werden brave Leute sehen, die gut essen, besser trinken, mit vieler Seelenheiterkeit ihre Pfeife rauchen, die träge sind und verständig und in groben unregelmäßigen Zügen erloschene Mienen haben, ziemlich ähnlich den Gestalten eines Teniers — was aber die

prachtvollen Ungeheuer der Kirmeß anbelangt, ſo werden Sie nichts Ähnliches antreffen, und ſicherlich hat Rubens ſie auch anderswo hergenommen. Nach den furchtbaren Religionskriegen hatte dieſes fette, nun ſchon ſo lange verwüſtete Flandern endlich den Frieden und die bürgerliche Sicherheit wieder erhalten. Der Boden iſt dorten ſo gut und die Menſchen ſind dorten ſo verſtändig, daß ſich Behaglichkeit und Wohlſein ſofort wieder einſtellten. Jeder genoß dieſen neuen Reichtum und Überfluß, und der Gegenſatz zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart trieb die rohen, körperlichen, ſo ausgehungerten Begierden bis zum Sinnenrauſch, wie Pferde und Stiere nach einer langen Faſten in grüne Wieſen und gefüllte Scheuern. Rubens fühlte ſie in ſich ſelber, und die Poeſie des derben, ſinnlichen Lebens, des ſchamlos jubelnden Fleiſches, der tieriſchen und in's Ungeheure aufblühenden Luſt drang in die zügelloſen Sinnlichkeiten, in die wollüſtige Röte, in die Weiße und in die Friſche der großen Nacktheiten, welche er verſchwenderiſch aufbaute. Um dieſes Gefühl auszudrücken, hat er in ſeiner Kirmeß die Körper vergrößert, die Gefäße aufgeſchwellt, die Lenden gedreht, die Wangen geglüht, die Haare zerwühlt, in den Augen jene wilde Flamme von zügelloſer Lüſternheit angebrannt, das Getöſe der Schlemmerei entfeſſelt, zerbrechende Krüge, ſtürzende Tiſche, Gebrüll, Küſſe, Umarmungen und all den erſchütterndſten Triumph der menſchlichen Viehheit, den jemals der Pinſel eines Malers dargeſtellt hat.

Dieſe zwei Beiſpiele beweiſen Ihnen, daß der Künſtler, indem er die Beziehungen der Teile verändert, ſie verändert in gleichem Sinne und mit Abſicht, um einen beſtimmten, weſentlichen Charakter des Gegenſtandes fühlbar zu machen und — in der Folge — die hauptſächlichſte Vorſtellung, welche er ſich von ihm gemacht hat. Merken wir uns dieſes Wort, meine Herren! Dieſer Charakter iſt das, was die Philoſophen das Weſen der Dinge nennen, und auf Grund deſſen ſagen ſie, das es das Ziel der Kunſt ſei, das Weſen der Dinge zu offenbaren. Dieſes Wort: Weſen, welches techniſch iſt, wollen wir bei Seite laſſen und einfach ſagen, daß die Kunſt das Ziel hat, den Hauptcharakter, einige hervorragende und bedeutende Eigenſchaften, einen wichtigen Geſichtspunkt und eine hauptſächlichſte Weſensart des Gegenſtandes zu offenbaren.

Hier berühren wir die wahre Begriffsbeſtimmung der Kunſt und wir haben nun vollſtändige Klarheit nötig: wir dürfen nicht nachlaſſen und müſſen mit Genauigkeit bezeichnen, was das iſt: ein weſentlicher Charakter? Ich antworte ſogleich, daß es ſei: eine Eigenſchaft, von der alle anderen oder doch wenigſtens viele der anderen ſich herleiten

auf Grund fester Verbindungen. Verzeihen Sie mir wiederum diese abstrakte Erklärung, sie wird durch Beispiele verständlich werden.

Der wesentliche Charakter eines Löwen, derjenige, welcher ihn in den Einordnungen der Naturgeschichte auf seinen Platz stellt, ist der, ein großes Raubtier zu sein. Sie werden sogleich sehen, daß fast alle Züge, sei es des Körperlichen, sei es des Geistigen, von diesem Charakter sich herleiten wie von einer Quelle. Zuerst das Körperliche, die meißelförmigen Zähne, ein Gebiß zum Zerreißen und Zermalmen eingerichtet; er bedarf seiner wohl, da er sich doch als Raubtier vom Fleische und lebender Beute nährt. Um diese beiden furchtbaren Zangen zu bewegen, hat er außerordentliche Muskeln nötig, und um diese Muskeln zu beherbergen, entsprechende Schläfengruben. Fügen Sie zu den Füßen noch andere Zangen, schreckliche, einziehbare Krallen, den leichten Gang auf den Spitzen der Zehen, eine furchtbare Schwungkraft der Schenkel, welche ihn wie eine Feder dahinschnellt, und Augen, welche in der Nacht klar sehen, weil die Nacht die beste Zeit zur Jagd ist. Ein Naturwissenschaftler, welcher mir sein Gerippe zeigte, sagte zu mir: „Er ist ein Gebiß, auf vier Füße gestellt." Mehr noch, alle geistigen Eigentümlichkeiten stehen im Einklang: zunächst die Blutgier, das Bedürfnis nach frischem Fleisch, der Abscheu vor jeder anderen Nahrung, dann die Gewalt und fiebrige Anspannung, kraft der er eine ungeheure Menge von Kräften in dem kurzen Augenblicke des Angriffes oder der Verteidigung zusammenreißt; in der Rückwirkung die schläfrigen Gewohnheiten, die schwere, düstre Trägheit in den müßigen Augenblicken, das lange Gähnen nach dem Ungestüm der Jagd. Alle diese Züge leiten sich aus seinem Charakter des Raubtieres her, und darum nannten wir ihn den wesentlichen Charakter.

Betrachten wir jetzt einen zweiten schwierigeren Fall: eine ganze Gegend mit ihren unzähligen Einzelheiten an Bodenbildung, Aussehen, Bebauung, mit ihren Pflanzen, ihren Tieren, ihren Einwohnern und Städten — die Niederlande zum Beispiel. Ihr wesentlicher Charakter ist der, durch Anschwemmungen gebildet zu sein, durch die großen Erdanhäufungen, welche die Flüsse mit sich führen und an ihren Mündungen niederlagern. Aus diesem einen Wort steigt eine Anzahl von Eigentümlichkeiten auf, welche alle zusammen die Wesensart dieser Gegend ganz und gar ausmachen und nicht nur ihr körperliches Äußere und das, was sie an sich selbst ist, sondern auch den Geist und die seelischen und körperlichen Eigenschaften ihrer Einwohner und deren Werke. Zunächst in der leblosen Natur die feuchten, fruchtbaren Ebenen. Das ist notwendig infolge der Zahl und Größe der Flüsse, infolge der weiten Anhäufung von Pflanzen-

erde. Dieſe Ebenen ſind immer grün, weil die großen, ſtillen und trägen Flüſſe, die unzähligen, in dem flachen, weichen Boden leicht gegrabenen Kanäle eine immer währende feuchte Friſche erhalten. Sie erraten jetzt einzig kraft eines Vernunftsſchluſſes das Ausſehen des Landes; dieſen fahlen, regneriſchen, unaufhörlich von Güſſen geſtreiften Himmel, der ſelbſt an den ſchönen Tagen mit einem zarten Schleier von leichten Dämpfen überzogen iſt, welche aus dem naſſen Boden aufſteigen und ein durchſichtiges Gewölbe, ein luftiges Gewebe aus winzigen ſchneeigen Flocken über dem grünenden, bis in's Unabſehbare offenen und bis zum Himmelsrande gerundeten, großen, blühenden Beete bilden. In der beſeelten Natur ruft dieſe Menge und dieſer Reichtum an Weiden die großen ſtillen Herden herbei, die im Graſe liegen oder mit vollen Mäulern freſſen und die die unabſehbare grüne Fläche mit gelblichen, mit weißen und mit ſchwarzen Flecken beſäen. Daher dieſe Fülle von Milch und Fleiſch, die zuſammen mit dem Getreide und den von der fruchtbaren Erde hervorgebrachten Gemüſen dem Einwohner die überreichliche und billige Nahrung liefern. Man könnte ſagen, daß in dieſem Laude das Waſſer das Gras, das Gras das Vieh, das Vieh den Käſe, die Butter und das Fleiſch, und alle zuſammen mit dem Biere den Einwohner hervorbringen. Aus dieſem fetten Leben, aus dieſer mit feuchter Luft getränkten, körperlichen Umgebung ſehen Sie in der That die vlämiſche Gemütsart erwachſen, das träge, langſame Weſen, die geregelten Gewohnheiten, die Ruhigkeit des Geiſtes und der Nerven, die Fähigkeit, das Leben einfach und vernünftig zu nehmen, die unausgeſetzte Zufriedenheit und den Sinn für jegliches Behagen, daraus wieder entſtehend die Herrſchaft der Sauberkeit und die Vollendung des bequemen Wohllebens. — Die Folgen reichen ſo weit, daß ſie ſich bis auf das Ausſehen der Städte erſtrecken. In dem angeſchwemmten Laude fehlen die Bauſteine, man findet als Erſatz nur Thon, Backſteine oder Ziegel; da die Niederſchläge andauernd und häufig ſind, ſind die Dächer ſehr ſchräge; da die Feuchtigkeit unausgeſetzt iſt, überfirnißt man die Außenſeiten der Häuſer. Eine vlämiſche Stadt iſt alſo ein Netz von rötlichen oder braunen, immer ſauberen, oft glänzenden Gebäuden mit ſpitzen Dächern; hier und dort erhebt ſich eine alte Kirche, erbaut aus Geröllen oder kleinen, verkalkten Steinen; die ſorgfältig gepflegten Straßen laufen zwiſchen zwei Bürgerſteigreihen von unvergleichlicher Reinlichkeit dahin. In Holland ſind ſie aus Backſteinen, mit verſtreuten bunten Kacheln geſchmückt; um fünf Uhr des Morgens ſieht man die Mägde ſie auf den Knieen mit Scheuertüchern abwaſchen. Werfen Sie einen Blick durch die glänzenden Fenſterſcheiben, treten Sie in eins

der mit grünen Bäumen geſchmückten Vereinshäuſer, deren Fußböden mit unaufhörlich erneuertem, weißem Sande beſtreut werden; beſuchen Sie dieſe mit lichten, zarten Farben bemalten Schenken, in denen die aufgereihten Tonnen ihre braunen Rundungen ausbreiten und der gelbliche Schaum ſeltſam geformte Gläſer überſtrömt. In allen Einzelheiten dieſes alltäglichen Lebens, in all dieſen Anzeichen von inniger Zufriedenheit und dauernder Wohlfahrt werden Sie die Wirkungen des Grundcharakters erkennen, welcher ſich dem Klima und dem Boden, den Gewächſen und den Tieren, dem Menſchen und ſeinem Werke, der Geſellſchaft und dem Einzelnen aufgedrückt hat.

Von dieſen unzähligen Wirkungen ſchließen Sie auf ſeine Bedeutſamkeit! Er iſt es, welchen die Kunſt zu Tage fördern will als ihr Ziel, und wenn ſie ſich dieſe Aufgabe ſtellt, ſo geſchieht es, weil die Natur dazu nicht ausreicht. Denn in der Natur iſt der Charakter nur vorherrſchend, in der Kunſt handelt es ſich darum, ihn zum Alleinherrſcher zu machen. Dieſer Charakter geſtaltet die wirklichen Dinge, aber er geſtaltet ſie nicht vollſtändig. Er wird in ſeinem Wirken gehemmt durch die Dazwiſchenkunft anderer Urſachen. Er hat ſich nicht mit einem ausreichend ſtarken und ausreichend ſichtbaren Abdruck ganz in die Dinge vertiefen können, welche ſeine Zeichen tragen. — Der Menſch fühlte dieſe Lücke, und um ſie auszufüllen, erfand er die Kunſt.

Laſſen ſie uns zu der Kirmeß von Rubens zurückkehren. Vielleicht waren für dieſe blühenden Weiber, dieſe prachtvoll Trunkenen, für all dieſe Brüſte und all dieſe entfeſſelten, gemäſteten, feiſten Tiergeſichter wenigſtens Ähnlichkeiten in den Schlemmereien der Zeit zu finden. Die überfütterte, wuchernde Natur drängte wohl dazu, ebenſo grobe und ungeheuerliche Körper und Sitten hervorzubringen, aber ſie konnte es nur halb erreichen. Andere Wirkungen kamen dazwiſchen, um den Aufſchwung der Luſt und Macht des Fleiſches zu zügeln. Zunächſt die Armut: In den beſten Zeiten und in den beſten Ländern haben immer viele Menſchen nicht genug zu eſſen, und Faſten oder wenigſtens halbe Enthaltſamkeit, ſchlechte Luft und Kränklichkeit, alles, was die Dürftigkeit mit ſich bringt, behindert die Entfaltung und Blüte der angeborenen Tierheit: der Menſch, welcher gelitten hat, iſt weniger kräftig und bedächtiger. Die Religion, das Geſetz, die Polizei, die durch regelmäßige Arbeit aufgedrückten Gewohnheiten wirken im gleichen Sinne, und die Erziehung hilft dabei. Auf hundert Veranlagungen, welche unter günſtigen Bedingungen Rubens hätten Vorbilder liefern können, kamen vielleicht nur fünf oder ſechs, welche ihm wirklich dienen konnten. Bedenken Sie jetzt, daß dieſe fünf oder ſechs in

den Feſten, die er ſah, in dem Gemenge von mehr oder weniger mittelmäßigen, mehr oder weniger gewöhnlichen Geſtalten verloren giengen; bedenken Sie auch, daß ſie in dem Augenblicke, da er ſie ſah, nicht die Haltung, die Miene, die Gebärde, die Lebendigkeit, die Tracht und die charakteriſtiſchen Entblößungen aufwieſen, um als Ausdruck des Überſchwanges ſtürmiſcher Luſt gelten zu können. Für alle dieſe Unzulänglichkeiten rief die Natur die Kunſt zu Hilfe, ſie hatte den Charakter nicht vollſtändig auszeichnen können, der Künſtler mußte das Fehlende ergänzen.

So iſt es in allen hervorragenden Kunſtwerken. Als Raphael ſeine Galathea malte, ſchrieb er, daß er „einer gewiſſen Vorſtellung, die er habe", nachfolge, da die ſchönen Frauen ſo ſelten ſeien. Das bedeutet, daß Raphael, da er die Natur in einer beſtimmten Weiſe, in ihrer Heiterkeit, in ihrer Güte, in ihrer ſtolzen und lieblichen Anmut auffaßte, durchaus kein lebendes Vorbild finden konnte, welches ſie genügend ausdrückte. Die Bäuerin, welche vor ihm Modell ſtand, hatte durch Arbeit verdorbene Hände, durch die Schuhe verdorbene Füße, durch die Scham ſcheue oder durch das Handwerk erniedrigte Augen. Selbſt ſeine Fornarina*) hatte zu abfallende Schultern, den Unterarm zu mager, einen ſtarren und beſchränkten Ausdruck; wenn er ſie in der Farneſina gemalt hat, ſo that er das, indem er ſie vollſtändig umwandelte, indem er in der gemalten Geſtalt denjenigen Charakter ganz entfaltete, welchen die wirkliche nur in Stücken und Andeutungen beſaß.

Es iſt alſo das Eigentliche eines Kunſtwerkes den weſentlichen Charakter, oder doch wenigſtens einen wichtigen Charakter des Gegenſtandes, ſo allein herrſchend und ſichtbar, als es nur möglich iſt, darzuſtellen, und darum merzt der Künſtler die Züge, welche ihn verſchleiern, aus, ſucht diejenigen, welche ihn hervor treten laſſen, auf, verbeſſert diejenigen, in welchen er entſtellt iſt, und erſchafft diejenigen neu, in denen er vernichtet war. Betrachten Sie jetzt nicht mehr die Werke, ſondern die Künſtler, ich meine ihre Art zu fühlen, zu erfinden und zu ſchaffen: Sie werden ſie dieſer Begriffsbeſtimmung des Kunſtwerkes entſprechend finden. Eine einzige Gabe iſt ihnen ganz unentbehrlich — kein Studium, kein Fleiß kann ſie erſetzen; wenn ſie ihnen fehlt, ſind ſie nichts mehr als Abſchreiber und Handwerker. Sie müſſen in Gegenwart der Dinge eine urſprünglich-eigentümliche Erregung empfangen; ein Charakter des Gegenſtandes hat ſie erſchüttert, und die Wirkung dieſes Anpralles iſt ein

*) Siehe die beiden Bildniſſe der Fornarina im Palaſt Sciarra und im Palaſt Borgheſe!

ſtarker und beſonderer Eindruck. In anderen Worten, wenn ein Menſch mit künſtleriſcher Begabung geboren iſt, ſind ſeine Wahrnehmungen, wenigſtens eine beſtimmte Gattung ſeiner Wahrnehmungen, ſchnell und ſcharf. Er erfaßt und ſcheidet von Natur mit einem regen und ſicheren Gefühl die feinen Unterſchiede und Beziehungen, bald den wehklagenden oder heldenhaften Sinn einer Reihe von Klängen, bald den Stolz oder die Ermattung einer Haltung, bald den Vollklang oder die Dürftigkeit zweier ſich ergänzender oder neben einander liegender Töne; durch dieſe Fähigkeit dringt er in das Innere der Dinge und erſcheint ſcharfſichtiger als die anderen Menſchen, und dieſe ſo lebendige und ſo perſönliche Erregung bleibt nicht wirkungslos, die geſamte denkende Nervenmaſchine gerät in Wallung durch den Rückſchlag. Unfreiwillig giebt der Menſch ſeine innere Erregtheit kund, ſein Körper macht eine bezeichnende Bewegung, ſeine Haltung wird ausdrucksvoll, er hat das Bedürfnis, äußerlich den Gegenſtand ſo, wie er ihn aufgefaßt hat, zu geſtalten. Die Stimme ſucht nachahmende Biegungen, die Sprache trifft auf farbige Worte, ungeahnte Wendungen, auf einen bilderreichen, erdichteten, geſteigerten Stil. Es iſt erſichtlich, daß das thätige Gehirn unter dem gewaltſamen urſprünglichen Anſtoß den Gegenſtand durchdacht und verändert hat, bald um ihn zu winden und wunderlich einſeitig zu verdrehen. Sowohl in der gewagten Skizze wie in dem gewaltſamen Zerrbilde ertappen Sie bei den künſtleriſchen Veranlagungen dieſen Einfluß des unfreiwilligen Eindruckes.

Trachten Sie nun danach, in die Vertraulichkeiten der großen Künſtler und der großen Schriftſteller Ihres Jahrhunderts zu dringen, ſtudieren Sie die Entwürfe, die Pläne, die Tagebücher, den Briefwechſel der alten Meiſter: überall werden Sie das gleiche angeborene Verfahren finden. Belege man es mit ſchönen Namen, nenne man es Erleuchtung, Genie, man thut gut daran und man hat Recht; aber wenn man es mit Genauigkeit beſtimmen will, muß man in ihm immer die lebhafte, plötzliche Erregung erkennen, welche um ſich den Reihenzug der zugehörigen Gedanken verſammelt, ſie umarbeitet, formt und wandelt, und ſich ihrer bedient, um ſich zu offenbaren.

Hier ſind wir nun alſo bei der Begriffsbeſtimmung des Kunſtwerkes angelangt. Wenden Sie, meine Herren, Ihre Blicke für einen Augenblick rückwärts und betrachten Sie den Weg, den wir zurückgelegt haben. Wir ſind ſchrittweiſe zu einer immer und immer höheren Auffaſſung der Kunſt und folglich zu einer immer und immer genaueren gekommen. Wir haben zuerſt geglaubt, ihr Ziel ſei die *Nachahmung der ſichtbaren Erſcheinung*. Dann haben wir, indem wir die ſtoffliche Nachahmung von

der geistigen trennten, gefunden, daß das, was sie in der sichtbaren Erscheinung nachahmen will, die Beziehungen der Teile seien. Endlich, als wir bemerkten, daß diese Beziehungen verwandelt werden können und dürfen, um die Kunst zu ihrer Vollendung zu führen, haben wir festgestellt, daß, wenn man die Beziehungen der Teile studiert, man es thut, um in ihnen einen wesentlichen Charakter herrschend zu machen. Keine dieser Begriffsbestimmungen zerstört die vorhergehende, sondern jede von ihnen verbessert und vergenauert sie, und wir können, indem wir sie alle vereinigen und die niederen den höheren unterordnen, unsere ganze Arbeit in Kürze folgendermaßen zusammenfassen: Das Kunstwerk hat das Ziel, „irgend einen wesentlichen oder hervor springenden Charakter, folglich irgend eine wichtige Vorstellung, klarer und vollständiger, als es die wirklichen Dinge thun, zu offenbaren. Es gelangt dazu, indem es eine Gesamtheit von verbundenen Teilen verwendet, deren Beziehungen es systematisch ändert. In den drei nachahmenden Künsten, Bildhauerei, Malerei und Dichtkunst, entsprechen diese Gesamtheiten wirklichen Gegenständen".

3. Taine und die Gegenwart.

Von Dr. Josef Hofmiller.
(Freising.)

Herr Julius Zeitler, dessen Buch über Nietzsche's Aesthetik hier vor Kurzem besprochen wurde, hat über „Die Kunstphilosophie von Hippolyte Adolphe Taine" eine anregende Schrift veröffentlicht.*) In vierunddreißig Kapiteln behandelt er Taine als Philosophen und Psychologen, als Kunsttheoretiker und Kulturhistoriker. Er untersucht Taine's Milieutheorie, seine Psychologie des künstlerischen Schaffens, seine Stellung zu den Hellenen, den Niederländern, den Künstlern der Renaissance. Er spricht von seinen Schülern und seinen Gegnern. Das letzte Kapitel ist überschrieben: Taine und die Gegenwart. Dieser Titel schien auch für die nachfolgenden Betrachtungen passend, in denen versucht wird, von dem Manne, seiner Weltanschauung, seiner Bedeutsamkeit und seinem Bekanntwerden in Deutschland, ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder planmäßige Darstellung, Einiges mitzuteilen. Erschöpfende Analyse und systematische Behandlung verbieten sich von selbst bei einem Schriftsteller, dessen Werke eine kleine Bibliothek bilden, der zu

*) Leipzig 1901. Hermann Seemann Nachfolger. VIII, 206.

geschmackvoll war, um sich in ein — und sei es auch von ihm selbst konstruiertes — System bringen zu lassen, und der Geist genug besaß, um sich auch gelegentlich zu widersprechen. Nur dürftige und kleinliche Wortdenker widersprechen sich nie; nur arme und mittelmäßige Kritiker sind auf das Heraustüfteln von Widersprüchen versessen. Der reiche, mühelos hervor bringende, aus der Fülle schaffende Sachdenker hat den Mut zu seiner Entwicklung und zu seinen Widersprüchen.

Die Bibliographie, die Herr Zeitler am Ende seines Buches giebt, ist für die Deutschen beschämend. Wenn ihm auch einige Aufsätze entgangen sind, z. B. der Nekrolog Heigels in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung", die Besprechung Karl Hillebrands vom ersten Bande der Origines de la France Contemporaine im vierten Bande der „Zeiten, Völker und Menschen", die Charakteristik in Wilhelm Weigands „Elend der Kritik" (selbst das Buch des Franzosen Giraud nennt er nicht), und wenn er auch nicht wissen konnte, daß Frau Thora Weigand die Übersetzung eines Taine-Essays über Napoleon kurz vor ihrem Tode vollendet hat, — so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß die Deutschen sich bedauerlich wenig mit Taine befaßt haben. Siegfried hat die Studie über den „Verstand", Katscher die „Geschichte der Englischen Litteratur" und das große Werk über die Entstehung des zeitgenössischen Frankreich übertragen. Der Verleger Diederichs hat versprochen, demnächst die „Philosophie der Kunst" in neuer deutscher Übersetzung heraus zubringen. Die Essays sind in einer, allerdings stellenweise stümperhaften, Übersetzung erschienen.*) Bleiben noch die deutschen Schulausgaben von einzelnen seiner Werke in französischer Sprache: Napoléon Bonaparte (bei Gärtner, Stolte, Velhagen), Voyage aux Pyrénées (bei Gärtner), L'ancien régime (bei Stolte, Renger, Lindauer, Freytag). Es wäre kurzsichtig, gerade diese Schulausgaben gering zu schätzen: sie lockern den Boden, vermitteln dem Heranwachsenden die erste, oft entscheidende Bekanntschaft und einen ersten Eindruck. Lediglich Sache des begabten Lehrers ist es, den Autor so zu behandeln, daß der Eindruck bleibt und die Begierde, Taine zu lesen, wächst.

Zwei Bücher sind es, die je einen Markstein in der Entdeckung Taine's durch die Deutschen bilden: Im Jahre 1891 erschienen Wilhelm Weigands Essays, die in sechs Porträts die Summe einer Kulturentwicklung zogen (Voltaire; Rousseau; Sainte-Beuve; Taine; Amiel; Baudelaire). Die Essays sind leider seit Jahren vollständig vergriffen. Die Studie

*) Studien zur Kritik und Geschichte. Autorisierte Übersetzung von Paul Kühn und Anathon Aall. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. Paris, Leipzig, München. Albert Langen. XXVI, 1551.

über Taine ist jedoch, wesentlich verändert und bereichert, in Weigands „Elend der Kritik" abgedruckt worden. 1898 erschien die genannte Übersetzung der „Studien zur Kritik und Geschichte", mit einem geistvollen Vorworte von Georg Brandes. Man kann in diesen Essays den ganzen Taine kennen lernen; die Vielseitigkeit seiner Interessen, die Menge der von ihm beherrschten Gebiete, die geniale Schärfe seiner Psychologie, den blendenden Reichtum seines Stiles. Möge das Taine gewidmete Heft dieser Zeitschrift den dritten Markstein bilden!

Die Schwierigkeit gegenüber diesem außerordentlichen Manne beginnt bezeichnender Weise damit, daß es nicht einmal ganz oberflächlich sich in eine Formel bringen läßt, was er war. Er begann als Litterarhistoriker über Lasontaine und Livius und als Geschichtsschreiber der englischen Litteratur. Er hat mit der spiritualistischen Katheder-philosophie seiner Zeit ein Duell ausgefochten in einem kleinen Buche, in dem jeder Satz ein wuchtiger Hieb oder ein tötlicher Stich ist. Er hat glänzende Reiseschilderungen, geistsprühende Pariser Feuilletons, ein grundlegendes Werk über die Probleme der Erkenntnistheorie, tiefsinnige und eigenartige Vorlesungen über die Kunst, die Künstler, die Heimatländer der großen Kunst gegeben. Er hat, auf Tocqueville fußend, eine unvergleichlich genaue und auf mühsamsten Quellenstudien beruhende Darstellung des Ancien régime gegeben, durch die er sich die Monarchisten zu Todfeinden machte. Als sein dreibändiges Werk über die Revolution erschien, scholl es wie ein Schrei der Wut und der Empörung in den Reihen der französischen Republikaner. Als endlich sein zweibändiges Werk über Napoleon herauskam, war die Entrüstung Seitens der Bonapartisten allgemein, und seine langjährige Freundin, die Prinzessin Mathilde, kündigte ihm in aller Form die Freundschaft. Er war so anständig, daß er es mit allen Parteien verdarb. Als er starb, war das Echo in Frankreich fast so schwach wie in Deutschland, und noch heute ist man in der beschämenden Lage, für den Mann, den Friedrich Nietzsche den größten lebenden Historiker nannte*), erst werben zu müssen.

„Essais de critique, travaux d'histoire, livres de fantaisie, tout a servi une passion dominatrice: la philosophie. M. Taine n'a jamais eté, ne sera jamais qu'un philosophe" — schrieb Paul Bourget 1883. Als Philosoph, der nicht müde wurde, an immer neuen Gegenständen seine Theorie zu entwickeln, wird Taine den Kommenden

*) Vergl. auch „Briefe" — Bd. I, S. 446 u. 453; sowie „Nietzsche's Briefwechsel mit H. Taine", herausgeg. von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche — „Deutsche Revue", Jahrg. 1901. Anm. der Schriftl.

ein Berater und Erzieher sein. Ob seine systematischen Kriterien vom Milieu, von der faculté maîtresse u. s. w. richtig sind, ist sehr gleichgiltig. Nur Unmündige brauchen einen Doktrinär, um seine Dogmen nachzuplappern, und nur Kindsköpfen kann es einfallen, einen Philosophen zu „widerlegen". Die Weltanschauung eines tiefen und reichen Geistes ist zu Besserem da, als angenommen oder widerlegt zu werden. Sie wirkt, beglückt, befruchtet. Sie ist etwas wundervoll Lebendiges, eine geheimnisvolle, unbeschränkte Macht, ein Gegenstand des Erkennens, des Genießens; sie schenkt aus ihrer Fülle, und ihre Fluten fließen zusammen mit den Weltanschauungen aller großen Denker dem unendlichen Meere zu, dem niemals ausfüllbaren und sich selbst gleichen Ozean, aus dem in nie aufhörendem Kreislaufe die Wogen aufwärts verschweben und sich in Dunst lösen, um in neuen Quellen wieder zu rauschen und in neuen Strömen sich sehnend zum alten mütterlichen Meere zu drängen. Taine's Weltanschauung zu erleben, ist der einzige und große Gewinn. Man kann zu vielen Grundanschauungen Schopenhauers Nein sagen, in den wesentlichsten Punkten Nietzsche widersprechen, und dennoch beiden Philosophen sich tief verpflichtet fühlen. Auch bei Taine ist die Weltanschauung das Entscheidende, das Unzerstörbare und Unwiderlegbare. Man mag sich zu ihr stellen, wie man will: sie steht da, sie lebt. Der Mann selber ist tot, und die Totengräber und Leichenfrauen mögen seine abgelegten Kleider betasten. Der Fond, aus dem sein ganzes Denken, Fühlen, Darstellen hervor gieng, ist geblieben und hat eine neue und unabhängige Existenz angenommen. Er ist die Realität, von der hier die Sprache sein soll.

Auch Taine ist nicht „voraussetzungslos", um ein in der letzten Zeit viel mißbrauchtes Wort zu nehmen. Gleich Nietzsche sieht er im Leben zuletzt nur ein Problem des Erkennenden: „Sympathisch genießen wir die Allmacht der Natur und lächeln, wenn wir diesen Chemiker durch eine kleine Änderung der Teile die Bedingungen hervor rufen sehen und die Substanzen, Schicksale und Revolutionen, Größe und Verfall. Ein erhabenes Schauspiel ist dieses grenzenlose Laboratorium, in dem so viele Gefäße die Verschiedenheit des wogenden Lebens und die Einheit der unsterblichen Gesetze offenbaren. Auf einen Winkel des Raums und der Zeit beschränkt, vergänglich, morgen vielleicht durch eine Explosion oder den Zufall einer Mischung vernichtet, können wir indessen mehrere von diesen Gesetzen entdecken und die Gesamtheit dieses Lebens begreifen. Das macht das Leben der Mühe wert; das Schicksal und die Natur haben uns gut behandelt." Dieser Optimismus der Naturerkenntnis ist zugleich heiter und resigniert; auch Taine hatte, wie die Besten der neueren Denker, viele

Anſchauungen in ſich vereinigt; etwas von einem Epikureer war in ihm und etwas von einem Stoiker; der Verfaſſer der „Vie et opinions de Mr. Fréd.-Th. Graindorge“ war als Zyniker durch das moderne Paris gegangen und hatte es mit der lasziven Eleganz des Skeptikers darzuſtellen verſucht. Der Kritiker war den verſchiedenſten Naturen und Kulturen mit verſtehender Liebe genaht. Er ſtand der wunderbaren Gelaſſenheit Mark Aurels mit Sympathie gegenüber; die müde Weisheit der buddhiſtiſchen Philoſophie lockte ihn; an der Geſchichte der Mormonen demonſtrierte er mit leiſer Ironie, wie Religionen entſtehen. Sowie er aber auf ſchlechte und unklare Verſöhnungsidiotismen ſtieß, wie in dem Zuckerwaſſerſyſteme Viktor Couſins oder der abenteuerlichen Religionsphiloſophie Jean Reynauds, erwachte ſein gereizter Spott; hier machte er keine Konzeſſion, hier war er ſchonungslos. Er ertrug keine Halbheiten und duldete keine Unreinlichkeiten im Denken. Der Skeptizismus war bei ihm nicht blaſierte Attitüde, er gehörte zu ſeinen methodiſchen Vorausſetzungen: „Um große Gedanken zu entdecken, muß man Verdacht gegen ſich ſelbſt hegen, hundertmal auf ſeinen Gegenſtand wieder zurück kommen, jeden Augenblick ſeine Hypotheſen auf ihre Wahrheit hin prüfen, man muß verſtehen, viele Dinge zu ignorieren, die Wahrſcheinlichkeiten von den Gewißheiten zu trennen, jede Möglichkeit abzuwägen, nur auf dem großen Wege methodiſch vorwärts zu gehen, der ſchon durch die Analyſe und Erfahrung erprobt worden iſt.“ Dieſer kühle und vorſichtige Denker war jedoch, wie ſo viele ſeiner Weſensverwandten, auch ein Dichter; an irgend einem Punkte tritt bei jedem Philoſophen die Seligkeit des Geſtaltens und Schauens an die Stelle des Forſchens. Der heimliche Dichter iſt das Beſte bei manchem Philoſophen, gleichwie der heimliche Philoſoph das Beſte bei manchem Dichter iſt; bei Beiden jedoch auch das Gefährlichſte. Auch Taine ſpricht zur rechten Zeit in hymniſchen Gleichnisreden, und wie ein Satz aus Goethe oder aus Emerſon unterbricht eine feierliche Betrachtung die ſtrenge Folge der Deduktionen: „Nicht mehr abſtrakte Formeln ſehen wir, ſondern lebendige Kräfte, die mit den Dingen verwachſen ſind, überall vorhanden und überall wirkſam, die wahren Gottheiten der menſchlichen Welt, die ihre Hände anderen Gottheiten hinab reichen, die den Stoff beherrſchen, wie ſie ſelbſt den Geiſt beherrſchen, um Alle zuſammen den unſichtbaren Chor zu bilden, von dem die alten Dichter ſingen, der durch die Dinge fließt, und durch den das ewige Univerſum atmet.“ Für den Logiker Taine iſt es bezeichnend, daß im unmittelbaren Zuſammenhange mit ſolchen Hymnen und Symbolen Triumphlieder auf die Erkenntnis ſtehen wie folgende Stelle, die gerade ſo gut Holbach oder Condorcet hätte ſchreiben können: „Wir haben Gruppen von

Thatsachen erkannt und definiert, die mit einander verbunden sind, so daß, wenn die erste vorhanden ist, die zweite niemals unterbleiben kann, woraus folgt, daß, wenn wir auf die erste direkt einwirken, wir die zweite indirekt beeinflussen können." Es giebt, wie man sieht, wenige Temperaturen und Zonen des Geistes, in denen dieser eigentümliche Mann nicht zu leben versucht hätte; die „öden Eisbärzonen" der Erkenntnis, von denen Nietzsche spricht, waren ihm nicht fremd, und in jeder Art von Süden fühlte er sich zu Hause, als ein geborner Tourist und Jäger, als Erforscher aller Länder des menschlichen Nachdenkens und des künstlerischen Gestaltens, ein Prüfer, Wäger und Richter alter und neuer Kultur, und zugleich ein merkwürdig vielseitiger Kulturanschmecker. „Wir können machen, was wir wollen," — schreibt er gelegentlich — „wir werden immer Verwandte von Voltaire und Molière sein." Er hätte gerade so gut irgend welche andere berühmte Namen setzen können; er hatte viele Geister der Vergangenheit in sich aufgenommen, und hatte allezeit jene höchste Kunst des Denkers besessen, Fremdes so sich zu assimilieren, daß es Eigenes und Persönliches wurde. Er hatte, wie der Jüngling des germanischen Märchens, die Kraft aller Mäuner in sich aufgenommen, mit denen er gekämpft, und aller Stammeskönige, in deren Methalle er eine Nacht lang verweilt hatte. Ein Anderer wäre von all dieser schweren Bürde alter Kulturkleinodien erdrückt worden.

Dennoch lebte auch in ihm, der so außerordentlich zu vereinen und zu organisieren wußte, das Verlangen nach der großen, jugendlichen Einheit. Wenn er mit den Lebensäußerungen der einfachen reinen Kultur zusammen traf, wie mit den Griechen, mit Goethe, dann wurde er beredter noch als sonst, und durch die faszinierende Gewalt seiner Rede klang ein leises Heimweh nach den versunkenen Gärten der Vergangenheit und eine leise Sehnsucht nach den zarten Morgenröten der Zukunft: „Entfernt diese Bücher! Schließt dieses Klavier! Erzählt dem Kinde nur Märchen! In der Sonne laßt es herum laufen und im Garten; es soll die Pflanzen anschauen und die Tiere und die schönen Wolken. Vernichtet nicht durch Zwang die ursprüngliche Schönheit seines Körpers und seiner Seele! Dieses neue Blut, das in diesen jungen Adern kreist und diese frische Haut straff spannt, dieses rosige Fleisch, in dem die Muttermilch noch zu leben scheint, diese fragenden großen Augen, dieser neugierige und bewegliche Verstand, diese geschmeidige unaufhörliche Lebendigkeit, all diese Freude am Leben und Lernen, diese Hingabe seiner selbst an sich selbst, — das ist der ursprüngliche Mensch, der nahe an seiner Quelle steht, der noch mit den untergeordneten Wesen verwandt ist, einfach und glücklich, wie

das Waſſer, das fließt und um die Felſen plätſchert und in ſüßeſtem Murmeln rauſcht und unter den liebkoſenden Strahlen der Sonne ſich hindehnt ... Man erinnert ſich des tiefen Ernſtes und des unbeſtimmten Blickes der Pferde edler Raſſe, die auf der Wieſe weiden, einen Augenblick Halt machen und den Kopf nach dem vorüber gehenden Wanderer erheben. Ein dumpfes Leben fließt auch in all dieſen ſteinernen Bildern des Altertums ſtill dahin; ſie grübeln nicht; ſie träumen, ruhige Bilder ziehen an ihnen vorüber, wie eine Folge von Wolken an dem glänzenden Blau des Himmels. Nackt, aufrecht, den Kopf ein wenig auf die Bruſt geneigt, zeigen ſie eine ernſte und ruhige Miene, unbeweglich, und laſſen ihr Leben dahin ſtrömen. Die Haltung iſt von wunderbarem Adel. Man iſt ebenſo glücklich, dieſe Körper leben zu fühlen, als dieſe Geiſter denken zu ſehen. Die menſchliche Natur iſt noch im Gleichgewicht; ſie genießt ihre Sinneseindrücke wie ihre Gefühle. Der nackte Körper iſt keuſch, wie alle wahren Antiken. Was die Nacktheit ſchamlos macht, iſt der Gegenſatz des körperlichen und ſeeliſchen Lebens. Wenn das körperliche Leben erniedrigt und verachtet wird, wagt man nicht mehr, ſeine Handlungen und Organe zu zeigen. Man verbirgt ſie; der Menſch will ganz Geiſt ſcheinen. Hier errötet er über nichts und findet alles ſchön, was natürlich iſt ... Alles iſt natürlich und alles iſt heilig. Das Göttliche iſt auf der Erde, und Betrachtung iſt Gebet. Das religiöſe Gefühl iſt keine trübe Ekſtaſe, ſondern ein helläugiges Schauen: man vermag jeglichen Dinges Großes und Gutes zu ſehen; durch den Lärm der Ereigniſſe und durch die ſinnlichen Formen der Erſcheinungen erfaßt man die ſchöpferiſchen Mächte und die unſichtbaren Geſetze; man verſteht die inneren Gottheiten, die in den Dingen leben und deren Gewänder die Dinge ſind. Ein ſolches Gefühl ſtellt nicht die Götter der Natur gegenüber, es läßt ſie in ihr, auf's Innigſte mit ihr vereinigt, wie die Seele mit dem Körper ... Die Dinge ſind göttlich. Man muß die Götter begreifen, um die Dinge auszudrücken. Wenn wir unſern Geiſt von den künſtlichen Worten reinigen, die ihn bedrücken, ſo finden wir unwillkürlich die antiken Begriffe wieder. Wir fühlen in uns die Träume der Veden und Heſiods hin und her wogen, wir murmeln einen jener Verſe aus Aeſchylos, in denen man hinter der menſchlichen Legende die Erhabenheit der natürlichen Dinge und den großen Chor der Wälder, Flüſſe und Meere erkennt ... Goethe's Iphigenie iſt eine Heilige, wie die keuſcheſten Jungfrauen des Mittelalters. Aber ſie hat durchaus nicht die krampfhafte Angſt, die myſtiſche Sehnſucht, die entnervende Ekſtaſe des Kloſters erlitten. Ihre Seele iſt geſund und niemals unter der Beſeſſenheit des Traumes ohnmächtig geworden. Sie iſt nicht

exaltiert oder gebrochen; sie hat weder in ihrem Verstand noch in ihren Instinkten etwas zu beseitigen oder zu vergewaltigen. Keine Lehre, keine Zucht, keine innere Krisis, kein äußerer Zwang hat das Gleichgewicht ihres Lebens erschüttert. Sie ist keine Tochter der Gnade, sondern der Natur. Sie ist aufgewachsen wie eine schöne Pflanze in einem guten Boden; gerade und hoch und aus eigener Macht strebt sie dem Lichte zu. Eine Qual von 15 Jahrhunderten hat den menschlichen Gedanken verwirrt: der moderne Mensch hat aufgehört, die Tugend als eine Frucht des freien Instinktes zu betrachten und die Zartheiten der Seele mit der Gesundheit des Körpers zu verknüpfen."

Es ist hier ein Versuch gemacht worden, einzelne Aussprüche Taine's aneinander zu reihen, um eine Vorstellung von seiner Philosophie zu geben. Man darf vielleicht sagen, daß diese Philosophie nicht allzu französisch ist. Französisch höchstens im Sinne Montaigne's und des robusten Humoristen und Humanisten Rabelais, wie jener wunderlichen Ordensregel seines Thelemitenklosters: Fais ce que voudras! Näher steht Taine in vielen Dingen dem deutschen Geiste. Er verstand und schätzte die Deutschen, er gestand ihnen „die weise Kultur der Intelligenz" zu und vermißte an ihnen nur die feine und köstliche Blüte künstlerischen Geschmackes. Er nannte Deutschland „das erstaunliche Arbeitszimmer Europa's, in dem alle menschlichen Gedanken untersucht und wieder umgeschmiedet werden." Allem Anscheine nach kann Taine den Deutschen sehr Vieles und Gutes sagen; allem Anscheine nach wollen auch die jetzigen Deutschen lieber auf ihn hören, als die ältere Generation in Deutschland und Frankreich. Wir finden in Taine die Bestätigung von sehr Vielem, was als Wunsch und Hoffnung heimlich in uns lebt. Wir stellen ihn zu unseren verehrten Erziehern. Er sagt uns, daß wir wohl Kulturen, aber noch keine Kultur haben. Er zeigt uns, wie wir zu einer Kultur kommen können; durch ein rücksichtsloses Brechen mit allem Vergangenen, das für uns tot ist, und durch ein frohes, lautes Ja-Sagen zu Erde und Leben. Gleich dem Philosophen unserer Tage hat auch Taine seine unzeitgemäße Betrachtung vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben geschrieben. Gleich Nietzsche steht auch er Jenseits von Gut und Böse. Er hat Seiten geschrieben, die man ohne jede Veränderung in die „Götzendämmerung" hinein setzen könnte. Was er zuletzt will, ist *auch* eine Umwertung aller Werte. Alle die großen Geister unserer Tage sind von *einem* Schmerze erfüllt und von *einer* Notwendigkeit. Alle rufen sie uns *eine* Mahnung zu: So zu leben, wie Taine es am Schlusse seiner Essays ausspricht: „Unsern Ehrgeiz zu verschließen; den äußern Erfolg als etwas Zufälliges

zu betrachten; die Weite des Blicks und den Kreis des Denkens auszudehnen; jeden Tag mit ganzer Kraft vorwärts zu bringen; sich bis an's Ende die große Wißbegier zu bewahren; damit zufrieden zu sein, daß man die Welt hat betrachten und durchdenken können, und überzeugt zu sein, daß sich das der Mühe des Lebens lohnt."

Über die Kritik als Wissenschaft und Erlösung.*)

Von Josef Theodor.
(Breslau.)

„Nichts weiß die ganze Welt. Nichts versteht sie.
(Ibsen, „Wenn wir Toten erwachen".)

I.

Wer aus den wundervollen Märchen und den stolzen Träumen einer goldenen Kindheit in die dunkle und unbegreifliche Wirklichkeit des Lebens unversehens gerät, erstaunt im ersten Augenblick über die menschlichen Gebärden, die ihm kaum eine Ahnung von dem Inhalte dieses Lebens geben können. Gebärden, von denen erst der Greis versteht, daß die Menschen sie als ein unverändertes Zeremoniell aus den Zeiten der Väter agieren, während das Leben heute, wenn es seine Thätigkeit schlicht ausdrücken möchte, mit ihrem Inhalte nichts mehr gemein hat. Die Menschheit hat in ihrem gedankenlosen und selbstverständlichen Gebrauche vergessen, was ihr Inhalt und ihre Tendenz besagen. Diese Gebärden, groß und feierlich wie die Symbole der Bibel, in ihrer erhabenen Schlichtheit dazu bestimmt, die adeligsten Herzen zu bewegen, passen nicht in ein Zeitalter, das bürgerlich geworden ist.

Die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts haben es erkannt und der Kunst bürgerliche Ausdrucksmittel gegeben. Eine neuere Generation hat gar die Kunst weiter herunter geschraubt, indem sie vollends demokratisch wurde, um sich unpathetisch geben zu können. Nicht alle Dichter waren königlich genug, um ihre Helden in einem Königskostüm ihre Menschlichkeit offenbaren zu lassen. Viele endlich, die nicht die Besten waren, wollten

*) Gehaltreiche Gegenstimmen zu diesem interessanten Thema sollen uns willkommen sein! D. Schriftl.

ſich von einem entarteten Heroenkultus befreien, während doch das bange Herz jedes tiefen Menſchen nach einem glänzenden und in fabelhafter Sieghaftigkeit ſtrahlenden Helden lechzt. Und nun betrachte man, indem man von allen Formeln abſieht, die Urformen der höchſten geiſtigen Thätigkeiten:

Der Menſch hat gewagt, an den Formeln ſeiner Kirche zu zweifeln, ſeine Eltern Lügen zu ſtrafen. Er begann, auf eigene Fauſt zu ſpekulieren. Das iſt die Philoſophie, der Gottſuchergedanke. Man möchte bedenken, daß dieſe Philoſophie aus dem lebendigſten Leben kam und daß ihre vornehmſte Tendenz iſt, in das Leben wieder hinab zu tauchen und da als ein Neues und Lebendiges zu wirken. Heut iſt freilich, wenn man ſie ſtreng umfaſſen will, notwendig geworden, ſie auf den Hochſchulen zu ſuchen. Wer naiv zu ihr hintreten möchte, findet voll Verwirrung, Erſtaunen und Verzweiflung, daß man aus ihr eine Wiſſenſchaft gemacht hat, eine lächerliche und hochmütige Formelſache, in der all ihr friſcheſtes Blut vertrocknet iſt. Wo fände ſie nun noch den Weg in das Leben zurück, um ihren Zweck zu erfüllen? Denn der Hochmut ihrer Siegelbewahrer leugnet mit aller Entrüſtung dieſe Zweckmäßigkeit.

Stärker fühlt man das in den Dingen der Kunſt, die ſich ſo weit vom Leben hat entfernen können, aus welchem ſie leuchtend und geheiligt empor geſtiegen war, daß ihre Hervorbringer ſelbſt den Zweck verleugnen. Gerade heut iſt das Verhalten von Kunſtſchöpfung und Kunſtwirkung ſo auffallend geworden, daß es beunruhigt, und es iſt kaum mehr als billige Weisheit, auf dieſes Geſchwür den Finger zu legen, indem man prophezeit: Jede neue Geſellſchaftsordnung wird hier gewaltigen Wandel ſchaffen. Ja, es iſt nicht eben vom Zufalle, daß in jedem beſten Künſtler heut unfruchtbare und heiße Erlöſerſehnſucht wohnet. In einer hellen Stunde dämmert ihm die entſetzliche Frage: Wem zum Frommen ſchaffe ich, und welchem Zwecke diene ich?

Und nun vollends ein drittes: die Kritik. Möglich iſt ſie nur in Zeiten, deren Kultur disharmoniſch iſt. Eine Menſchheit, deren Kultur ſo ausgeglichen iſt, daß zwiſchen allem Volk ein inniges Verſtändnis vorhanden iſt in allem Geiſtigen, braucht ſie nicht. Kritik aber, wenn man ſie ganz vornehm betrachtet, iſt ſchon eine Wirkung der Kunſt. Indem das Kunſtwerk eine Kritik heraus fordert, erfüllt es eben zum erſten Mal einen Zweck. Es nötigt einen fremden Menſchen, zu ſeinem menſchlichen Inhalte Stellung zu nehmen; es ſich einzuordnen; oder gleichgiltig zu ihm zu ſein; oder es zu bekämpfen. Kritik geht von allen Menſchen aus, denen ſich das Werk der Kunſt als ein Lebensinhalt aufdrängen will. Jeder Menſch hat ein gewiſſes Recht zur Kritik; nur daß dieſes Recht zu

einer Blamage ohne Gleichen wird, wenn heute zum Beispiel das Parket eines Theaters, das aus Kommis, höheren Töchtern, Beamten und Reportern gebildet wird, es sich nehmen will. In diesem Punkt allein zeigt sich Euch der ganze klaffende Widerspruch zwischen der Kultur Eures Volkes und Eurer Geister! Was ist aber das für eine Wirkung der Kunst, daß die Ebenbürtigen des Kunstschöpfers sich solcher Kritik schämen müssen! Die Kritik hat so demokratische Prinzipien angenommen: sie hat das Werk der Kunst den Kunstfremden erklären wollen, seinen Inhalt in einfachere, allgemeinere und unpersönlichere Formeln bringen müssen. Diese Kritik ist eine Verwässerung der Kunst. Der Kunstschöpfer aber, in dem fast immer das Königsproblem oder das Jesusproblem steckt, beginnt mit Resignation zu erkennen, daß seine Kunst nicht ein volles Leben werden will. Er kann mit ihr weder als ein König noch als ein Jesus wirken. Er kann die ganze Menschheit, über der er thront, nicht bändigen oder regieren, er kann sie auch nicht erlösen. In diesem Augenblick, in diesem seinem gehemmten Königs- und Erlösertum, bedarf er schon selbst einer Erlösung, die ihm eine Vermählung mit dem unbewegt gebliebenen Leben schenken soll. Hier hat die Kritik ihre dritte, anmaßendste Aufgabe gefunden. Der Kritiker, der das Werk der Kunst im Sinne des Schöpfers auf sich hat wirken lassen können, indem er so das Erlösertum des Künstlers befreite, erlöst ihn in jenem Augenblick, in welchem er diese Wirkung bekennt und ausspricht. Er erlöst ihn? Das meinen die Kritiker, die sich so am vollkommensten als höchste Herren der Geistigkeit fühlen. Auf diese Weise, das glauben sie, sind sie nicht die Könige des Lebens, sondern gar die Könige der Könige. Der krönende Gipfel alles Schaffenden!

Es wird hohe Zeit, mit dieser maßlosen Anmaßung und den verderblichen Wirkungen dieser Kritik aufzuräumen. Künstlern und Kunstgenießern fällt diese Aufgabe zugleich zu; dem Künstler, indem er diese ganze Geschichte als Schwindel betrachtet und sich nicht von ihr beirren läßt; dem Kunstgenießer, indem er aus seiner Kultur und Erziehung sich selbst zum eigenen Kritiker macht. Indem er den Mut zu sich selbst in sich erzieht.

Die Kritik ist Wissenschaft geworden; damit verkannte sie ihren Zweck auf das Gründlichste. Sie ist Erlösung geworden; damit knechtet sie den Künstler. Sie ist Erklärung geworden, damit knechtet sie den Kunstgenießer, indem sie in ihm die Unpersönlichkeit züchtet.

II.

Man muß sich heute hüten, den Unzufriedenen zu glauben. Viele Leute schreiben über die Kritik herum und schelten sie. Von ihnen gehen

zwei Gefahren aus: das Philiſterium und die Dekadence. Dieſe Leute haben kein Recht zum Dreinreden, da ſie noch ſchlimmer ſind als die Kritik ſelbſt. Das Philiſterium .... Der Philiſter findet leicht, daß der Kritiker das Werk bewundert, das er erklärt. Jenes Werk, das dem ehrſamen Zeitungsleſer ein Buch mit ſieben Siegeln geblieben iſt, wird geprieſen und aus ihm wird von der Kritik heraus geleſen, was ihm im Traume zu denken nicht einfiel. Er findet: nicht, daß die Kritik geſcheidter, daß im Kritiker mehr Kultur und offener Blick iſt, ſondern daß ihm die Kritik nicht ſein eigenes Gefühl überſetzt. Nun kommt der redſelige Philiſter und ſchreit: Dieſe Kritik iſt beileibe nicht der Ausdruck der Wirkung auf uns; wir wollen aber, daß die Kritik nichts ſei als der Spiegel unſerer ſelbſt. Wie uns ſein Werk gefallen hat, und was wir von ihm halten, das allein ſoll der Künſtler morgen früh in der Zeitung leſen — ſonſt abonnieren wir nicht weiter. Und nun kommen die Philiſter der Kritik ſelbſt, die guten Europäer mit den altruiſtiſchen Herzen, denen vor ihrer jammervollen Gottähnlichkeit bange geworden iſt. Sie lamentieren, daß ihnen die Erlöſung der Menſchen nicht gelingen will. Sie fühlen eine Diſtanz zwiſchen ihrem Urteil und dem Gefühle des „Publikums", die ſie ausgleichen möchten.*) Indem ſie ſich an dieſes Publikum, an dieſe Blinden, Verſtändnisloſen, Kulturbarbaren klammern, meinen ſie, das Leben zu halten. Ihre Kritik hat ſich wirklich zur Kritik der Maſſe erniedrigt und damit hat ſie den Künſtler verraten. Dieſer Kritiker iſt wie Petrus, der von dem Gottesſohne ſagte: „Ich kenne des Menſchen nicht" ...

Aber auch die Dekadence möchte hier eingreifen. Tolſtoi iſt das klaſſiſche Muſter dekadenter Kunſtbetrachtung. Auch er geht auf die Geſetzmäßigkeit der Kunſt zurück; er betont in ſeiner Weiſe ausſchließlich den chriſtlichen Zweck, damit leugnet er die Höhenkunſt. Er folgert ſehr naiv: Die Kunſt iſt etwas geworden, das der größte Teil der Menſchen nicht verſteht. Welchen Nutzen beſäßen die „Eroika" oder der „Fauſt" für dieſe Millionen, deren Sorge ſich um des Leibes Notdurft bewegt? Nützt ſie nun nichts, und wird ſie gar nicht einmal begriffen, dann iſt ſie verdammenswert. Tolſtoi's Kunſtfeindſchaft iſt eine Barbarei und Dekadence zugleich.

Auf dieſe Art kommen wir der Kritik nicht bei; die Philiſter und Dekadenten haben nicht einmal ihre tiefſte Weſenheit begriffen, wie ſollten

*) Ich nenne nur das bei Diederichs erſchienene Heftchen „Kunſtkritik und Verantwortung" von Fritz Wolff, das neben unglaublichem Hochmut, einem miſerablen Stil und bejammerswerter Konfuſion ſo ziemlich das Ideal eines bourgeoiſen Kunſtreporters darſtellt.

sie da Wandel schaffen können? Daß die Kunstwerke nicht von der Masse des Volkes begriffen werden, ist eine Thatsache. Es ist dekadent, darum zu sagen: Wohl, dann schaffen wir eine Kunst, die aus dem Volke kommt und vom Volke begriffen werden kann! Es ist außerdem ein schwerer Irrtum, denn dieses Volk kann überhaupt keine Kunst, auch die zurückgeschraubte, volkstümliche Kunst nicht, begreifen. Man soll bedenken, daß diese Masse in ihrer armen Geistigkeit ganz kunstfremd ist — mitunter sogar kunstfeindlich. Sie hat höchstens Unterhaltungs- und Amüsementbedürfnisse, auch pornographische Neigungen, wenn man ehrliche Massenpsychologie treibt. Die sogenannte Ergriffenheit einer Masse selbst vor dem einfachen Kunstwerk ist der höchste Schwindel der Reporter, die blindeste Sentimentalität der braven Volksfreunde. Alle hohe Kunst hat vornehmlich aristokratische Prinzipien; doch da sie auch die Tendenz der Herrschaft und der Erlösung hat, so wird sie notwendig zum Martyrium werden. Jeder Künstler findet sich da an's Kreuz geschlagen, wo seine Erlöserſehnsucht am stärksten war. Er ist immer ein einsamer Mann. Jeder tiefe Künstler ist eine lebend gewordene Tragödie der ewigen Einsamkeit. Den bittersten Denkzettel hat die Kritik wohl vom alten Ibsen erhalten, der sie ein ganzes Leben hindurch mit teuflischer Bosheit genarrt hat, weil er sie verachtete. Aber auch er konnte diese Ewigkeit in der Vereinsamung nicht länger ertragen. Sein Epilog kocht förmlich vom Verlangen, aus dem Tiefsten heraus sich mitzuteilen, Mensch unter Menschen zu sein.

Für den Künstler ist die Kritik ohne Bedeutung; sie erlöst ihn nicht. Er kann von ihr nichts lernen. Wenn er seine Formeln nicht aus seinem Leben hat, sie sich erst vom Kritiker, also aus dritter Hand (die natürliche Folge hier: Leben, dann Kunst, dann Kritik!) holen soll, dann ist er kein ganzer Kerl mehr. Für den Kunstgenießer ist sie zudem schädlich, denn sie verwässert, indem sie erklärt. Bleibt die Kritik als Selbstzweck.

III.

Die Kritik als Wissenschaft ist ein Totes. Man denke, wenn ein Mann von der überragenden ästhetischen Bedeutung Herman Grimms sich etwa zu der Behauptung versteigt: „In diesem und diesem Falle kommt es mir nicht mehr auf den Menschen Goethe an, sondern nur auf die Methode.“ Teufel, da scheint ein modernes Geschlecht die Historie doch anders zu sehen! Methode ist das Gleichgiltige, das Verhaßte sogar. Worauf es ankommt, das ist der Mensch, der Mensch! Der einzelne Mensch, den wir so ewig machen. Eine Wissenschaft, der die Methode

Trumpf ist, kann uns nichts geben, die Geschichte sich selbst nicht in allen Zeiten lebendig machen.

Die Kritik als Selbstzweck aber ist der Gipfel der Anmaßung. Und nun kommt man auf die eigentliche Wesenheit der Kritik zu sprechen. Die Ursachen der Kritik sind bekannt; wenn es ihr nun einfiele, ein wenig auf eigene Faust Kunst zu produzieren? Mein Gott, sie ist so gescheidt, viel gescheidter als der Künstler, dessen Psychologie sie so oft mit Selbstgefälligkeit revidiert. Vielleicht ließe sie sich einmal herab, selbst einmal Künstler zu spielen? Nein, das thut sie nicht; denn ihre ganze Wesenheit ist Unfruchtbarkeit. Nicht, daß man vom Kritiker verlange: er soll's besser machen, bevor er schimpft. Das ist eine ganz lächerliche Forderung. Aber Kritik bedeutet eben Kunstunfruchtbarkeit. Es kann ja auch ein Künstler Kritik machen; dann ist er in diesem Augenblick unfruchtbar, wenn er nicht gleich ein Kritiker Goethischen Stiles ist. Der Kritiker ist so etwas wie die Allerweltstante, die sitzen gebliebene alte Jungfer, die sich um anderer Frauen Kinder plagt, während ihr die Natur doch beinahe alles gegeben hat, selbst Kinder zu kriegen. Nur der Mann hat gefehlt, nur diese Kleinigkeit! Aber doch — die alte Jungfer giebt sich gewissermaßen als Selbstzweck. Sie genügt sich in ihrer Rolle als „Ding an sich" und entwickelt sich zur Prahlerei.

Die Kritik ist der Mephisto der Geistigkeit. Der Geist, der nur verneint, auch da wo er eitel Bewunderung ist. Der Künstler hat geschaffen, und der Kritiker reißt das Geschaffene aus einander. Da er anmaßend ist, verletzt er den Künstler mit seinem Dünkel noch dazu. Er kommt mit einer neuen Forderung: Aus meiner Kritik sollt Ihr beileibe nicht das Kunstwerk, sondern mich, meine werte Persönlichkeit, erkennen. Das Kunstwerk ist das Demonstrationsobjekt für meine „kritische Kunst". Es verliert seinen Wert, wenn Ihr daneben mich betrachtet. Ich also bin mehr als ein bloßer Künstler.

Diese Weisheiten sind heute billig geworden. Servaes und Leo Berg haben das ausgesprochen. Servaes ist ja ein Eklektiker, der kaum Einfluß bekommen wird, zumal er in Wien und in der Zeitung gelandet ist. Schlimmer steht es mit Berg, der doch ein Charakter ist.

Er ist gegenwärtig vielleicht der stärkste kritische Kopf, den wir haben. Trotz den Harts, die sich oft furchtbar verrennen. Trotz Brandes, der doch nur der verkappte Philister ist. Seine Bücher „Der Übermensch in der modernen Litteratur"*), „Henrik Ibsen"**), „Neue Essays"***)

*) München, Albert Langen. **) Köln, Albert Ahn. ***) Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei.

ſind in ihrer Art vorzüglich, voll Geiſt, Tiefe, Temperament, allerdings oft ſprunghaft und in Aphorismen zerſetzt. Berg iſt überhaupt das Prototyp des Mephiſtofeliſchen, mit einer furchtbaren Zerſetzungskraft und zugleich ohnmächtigen Unfruchtbarkeit. Seine Kritik beſteht häufig aus Bekenntniſſen. Bergs Auffaſſung der Kritik gipfelt in dem Satze: „Sie iſt eine ſelbſtändige Schöpfung, die ihren Wert in ſich hat.“

Der Kritiker iſt bereits Künſtler geweſen, ſo ſagt er weiter, und hätte alſo das Kunſtwerk überwunden haben müſſen. Das klingt gut. Nur, daß die Urſache der Kritik inzwiſchen das Nebenſächliche geworden iſt. So ſteht die Kritik ſchon *vor* der Kunſt. Darauf iſt zu erwidern: Gar nichts kann die Kritik, gar nichts iſt ſie, nichts verſteht ſie. Nichts Poſitives kann man von ihr ſagen, als daß ſie die wandelnde Negation, die Antiſchöpfung (alſo Vernichtung) iſt; die Unfruchtbarkeit, die wenigſtens im Zerſtören fruchtbar ſein will. Das alles iſt ſie. Die Kritik kennt das Leben erſt aus den Formeln, in die es der Künſtler hat bannen müſſen. Dem Leben gegenüber iſt ſie ratlos. Berg behauptet einmal, daß ja auch ein Buch ein Erlebnis werden könne. Damit antwortete er auf den Vorwurf eines vielleicht nicht dummen Urteilers, daß er — Berg — das Leben eigentlich wenig kennte. Berg giebt ſich in der That ſtark perſönlichſt, man kann ihm ſeine ganzen perſönlichen Leiden und Tragödien ableſen, und er wird nicht immer ſo viel Diskretion gefunden haben, daß ihm das nicht gelegentlich aufgemutzt würde. Jener Vorwurf war denn auch ein wenig taktlos. Aber Berg, der doch ſonſt ein ſcharfer Pſycholog iſt, hätte nicht mit *dieſem* Einwand antworten ſollen. Der hinkt vorne und hinten. Zunächſt einmal: Das Erlebnis, das ein Buch gewährt, iſt zweiter Hand. Wer das Erleben nennt, iſt ein Ekletiker. Das iſt ja die Tragödie Gerhardt Hauptmanns. Mit dieſem Satze aber räumt er die Superiorität der Kunſt ein. Er ſollte dann ſeine Kritik mit weniger Anmaßung geben.

Ein Dichter, der die Königsprobleme in ſich trägt, wirkt zumeiſt nicht als ein König, leider! Nur als ein dichtendes Genie. Der Kritiker gar, der nicht einmal davon dichten kann, iſt die vollkommene Hilfloſigkeit in Perſon. Als Adept des Dichters iſt er weit entfernt, je ſeine Bedeutung zu beſitzen.

Eine winzige Aufgabe hat die Kritik für den Künſtler, da ſie ihn doch nicht erlöſen, ihn auch nicht unverwäſſert weiter geben kann. Das iſt, ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln. Das iſt dem Künſtler denn ein kärglicher Erſatz für die Wirkung, die er ja doch nie erzielen kann. Umgekehrt wiederum: ſeine Eitelkeit zu verletzen, dazu beſitzt ſie nicht eine Spur von Recht.

Ich hoffe, daß alle guten Muſikanten ſo werden denken lernen.

Die Grete.

Von Otto Grund.

(Lüdenscheid.)

Kennt ihr die Grete mit den Strahlenaugen, die Eispanzer zerſchmelzen können und Herzen in Flammen ſetzen? Mit der goldenen Haarkrone, die ſo gern zuſammen ſtürzt und dann wie Sonnenwogen ihre Schultern umwallt? Wenn ſie lächelt, iſt Freude ringsum und leiſe tönen die Glocken, und wenn ſie traurig iſt, wird alles ſtumm. Selten aber verſtummen die Glocken, oft klingen ſie laut und hell wie im Frühlingsſturm. Ihr habt es doch ſchon gehört, das jauchzende Lied des Werdens und der drängenden Jugendluſt? So lacht die Grete! Und ſo ſtürmt ſie auch! Nicht umſonſt iſt ſie im April geboren. Über die Wieſe dahin mit glühenden Wangen, der Windsbraut gleich; auf der Straße mit den fröhlichen Kindern — überall die Erſte; Hinderniſſe kennt ſie wie die Kinder nicht.

Ob ſie auch eine gebildete Dame iſt? Gott ſei Dank: nein! „Erziehung“ und „Bildung“ haben noch nichts an ihr verdorben; ſie iſt noch Menſch, hat noch ein Herz, das ehrlich lieben kann und ehrlich haſſen. Das Gute liebt ſie, vor dem Schlechten ſpuckt ſie aus. Nicht wahr, das iſt nicht „gebildet?“ Aber was wollt ihr — ſie thut's nun einmal. Heuchler und Schönredner fühlen ſich auch nicht wohl in ihrer Nähe, weil ſie gar zu gern ſo eine Heuchlermaske herunter reißt vom Geſicht. Und wer eine Maske trägt, dem wird's ohne ſie unbehaglich. Die Grete aber freut ſich dann wie ein Kind, klatſcht in die Hände und — ſpuckt aus. Und das iſt für einen Maskenträger ohne Maske noch unbehaglicher.

Aber für die Guten, die Ehrlichen mit offenem Viſier hat ſie immer ein freundliches Lächeln, einen Händedruck, auch wenn's Kohlenſchipper oder Pferdeknechte ſind. Da ſpricht ihr reines Herz, und das fragt nicht: Was biſt Du? — ſondern: Wie biſt Du? Fremdes Leid kann ihr gar leicht die klaren Augen trüben, ſie möchte Alle glücklich ſehn. Hätte ſie Millionen, ſie hätte ſie nicht lange; aber ſie hat nur ihr Herz, und ſchon damit beglückt ſie.

Blumen und Vögel ſind ihre Lieblinge. Wer eine Blume zertritt, den blitzen ihre Augen zornig an, und wehe dem, der einen Vogel mutwillig tötet!

.... Gelt, um ſolch eine Grete bin ich zu beneiden? Denn, daß ihr's nur wißt: ſie iſt meine Grete. Geht hin, ſucht euch auch eine!

Gedichte

von C. Hans von Weber.

(München.)

Herbſt.

Zwiſchen öden Stoppelfeldern
Tanzt der Straße grauer Staub,
Und des Herbſtes totes Laub
Rauſcht von fernen Buchenwäldern.

Stunden kommen — zögern — gehen,
Und die Wolken wogen grau.
Winde zerren ſie ſo rauh;
Ohne Freude iſt ihr Wehen.

An dem fernen Horizont
Sinkt der Straße trüber Lauf
In die große Ewigkeit,
Die dort ſchwarz und finſter thront:
Alles Leben ſaugt ſie auf,
Alle Menſchenfröhlichkeit —

Der Satyr.

In dem feuchten kalten Moore
Zittert bang die ſchönſte Nymphe,
Zittert, weil ſie nackend iſt;
Bebend ahnt ſie neue Freuden,
Neue warme Herzensſtröme —
Doch das Moor iſt kalt und öde —

— Und ſie legt die Hand, die weiße,
Um die knoſpend jungen Brüſte,
Denn ſie friert und ängſtet ſich.
Von den kleinen Elfenfüßen
Kriecht's herauf wie Schlangenkälte,
Denn das Moor iſt naß und eiſig. —

Ihre großen ſchwarzen Augen
Suchen ſcheu im nahen Walde,
Der ſo groß und finſter droht,
Suchen jenen rauhen Satyr,
Der ſie in die Flucht getrieben
Einſt, am ſchwülen Sommertage.

Kalt und finſter aus dem Walde
Schleicht die ſchwarze Nacht herüber,
Und die weiße Nymphe zittert.
Und aus ihren armen Augen
Fällt die ſchwere, heiße Thräne
Auf das eiſig kalte Moor — —

Feſte.

Ihr feiert trunkne Feſte im Thal,
Wollt ihr im Taumel vergeſſen
Das „Heute"; — unterdeſſen
Erſteht euch im „Morgen" ſchon neue Qual.

Ihr kriecht und ringt und denkt nicht dran,
Daß nur das Schwere unten liegt,
Und das Lichte auf zum Himmel fliegt,
Daß im Thal die Freude nicht leben kann.

Und könnt ihr's ahnend auch verstehn,
Welch' unerhörte Wonne
Die Freiheit birgt, — der Sonne
Wagt doch ihr nicht in's Aug' zu sehn!

Ich feire in meiner Einsamkeit
Mit den Sternen Bacchanale;
Und blick' ich nach eurem Thale,
Dann lach' ich euch aus: „Wie klein ihr seid!" —

Holdrioh!

Holdrioh! Ein Leichenzug!
Fahrt den Toten zum Friedhof hin,
Scharrt ihn in die Erde!
Schwarz vermummt die Pferde! —
Bannt und meidet frohen Sinn,
Trotzt dem Schicksal, brummt ihm Fluch!

Schollen kollern, Stück für Stück,
Klatschen auf des Sarges Wand,
Der das Liebste euch umklammert,
Fest gefügt. Ob ihr auch jammert,
Langsam füllt sich das Grab bis zum Rand,
Niemals giebt es die Beute zurück!

Einmal kommt ihr Alle dran!
Zuverlässig ist der Tod.
Holdrioh! Nicht Einen
Schont er. — Aber weinen
Sollt ihr nicht, so lang er nur droht! —
Holdrioh! Packt's Mädel an!

Trinkt und liebt und singt, seid froh!
Lacht des Feindes, der euch plackt,
Laßt Andre um Tote trauern!
Ihr werdet's nicht bedauern,
Wenn später euch der Kerl dann packt
Fest im Nacken — — Holdrioh!

Jahrestag.

Den Rock bis zum Kragen zugeknöpft,
In den Taschen die Hände geballt,
Das flackernde Hirn zum Sterben erschöpft,
Von wehen Gedanken zerkrallt . . .
Der Herbststurm brüllt mir um den Kopf
Und immer weiter. — ich armer Tropf,
Schreit' ich, — ohne Ziel.
Wie das Blatt, das vom Baume fiel
Und, eh' es stirbt, noch tanzt im Winde.
Mir ist so weh, wie einem Kinde,
Das Einer verließ. — Vor einem Jahr
Ist Einer gestorben. — Heut' ist's ein Jahr. —
— Herrgott, wie rauschte das bunte Leben
Bald drüber hin. Hab' Feste gegeben,

Wollt' einen Lebensfürſten mich wähnen . . .
Und weine wieder die ſelben Thränen,
Die ſelben wie vor einem Jahr,
Als Einer mir geſtorben war.
Einer, dem ich ſo weh gethan,
Einer, der mir ſo weh gethan,
Wie's Menſchen nur können, die ſich lieben.
— Wie wollt' ich dich lieben, wärſt du geblieben!
Ein Jahr iſt's her, — in dieſem Jahr
Hab' ich gelernt, wie lieb er mir war.

Czárdas.

Der Primas hält warm
Im ſehnigen Arm
Sein ſchwarzes Mädel, die wildeſte Katz'.
Auf jauchzt ſie ſo hell,
Entreißt ſich ihm ſchnell;
Los praſſelt der Taumel, die haſchende Hatz.

Trunken und wild
Über Steppengefild'
Wirbelt des Czárdas lachende Jagd
Hals über Kopf. —
„Nimm's Mädel beim Schopf!
Küſſe ſie, eh' ſie an Andre gedacht!"

Er fängt ſie im Nu;
„Jetzt hab' ich dich, du!"
Da flüſtert in's Ohr ihm ihr Stimmchen ſo fein:
„Ach, treib' nicht nur Scherz —
Komm, komm an mein Herz!"
— Huſſa! Es lohnt, ein Zigeuner zu ſein!

Adlerflug.

Ich haſſe die Korrekten, Wohlerzognen,
Die ſteifen Menſchen mit den guten Sitten,
Die Braven, Ehrbarn (die Verlognen!),
Die, wo ſie alles fordern können, — bitten.
Ich haſſe all' die mutlos reinen Frauen,
Die aus Moral dem Lebensglück entſagen,
Die niemals prüfen, immer trauen
Dem, was die Alten ſchlau zu lehren wagen.
Doch will der Zorn mir faſt die Bruſt zerſprengen,
Muß ich an jene Jugendtöter denken,
Die junge Adler in den Käfig zwängen
Und ihre friſchen Schwingen roh verrenken.

O, könnte ich euch tilgen von der Erde,
Die ihr der Hemmſchuh aller Größe ſeid,
Daß endlich rein der blaue Himmel werde!!
— — — — — — — — — — —
Dann ſteigen Adler auf zur Göttlichkeit.
Die Flügel heben ſtark in mächt'gen Schlägen
Auf Bergesgipfel junge Menſchenſeelen.
Dort werden ſie die neuen Formen prägen
Und jeder ſoll die ſeine ſich erwählen. —

Was der liebe Gott mit den alten Vollmonden macht.

Von Ella Selleneit.
(Rittergut Dobers, Gb.-Lauſitz.)

Im Himmel giebt's einen wunderſchönen, groſſen Garten, der gehört ganz allein der Mutter Gottes. Der liebe Gott hat ihr ihn einmal zum Namenstage geſchenkt, — aber er gefällt ihr nicht. Da giebt's nichts als Lilien und Roſen, und Myrten und Cypreſſen.

Am Tage geht ſie niemals hin. Da ſind die Lilien ſo ſtolz, und die Roſen ſo prunkvoll, und auf den Bäumen ſitzen blendend weiſſe Tauben. Dann bekommt ſie ſolche Sehnſucht nach der Erde. Sie möchte auf einer Wieſe liegen, in lauter Veilchen und Himmelſchlüſſelchen, und den Schwalben zuſehen, wie ſie pfeilſchnell durch die Luft ſchieſſen. —

Am Abend aber iſt es herrlich in dem ſchönen, groſſen Garten. Da liegt ein weicher Schimmer über den Lilien; und die Roſen duften irdiſch-berauſchend; und aus den Myrtenbüſchen ſchluchzen und klagen die Nachtigallen vom tiefen, thränenvollen Leid der Menſchen. —

Eins aber iſt das Schönſte, und das ſind die Wege. Die hat der liebe Gott aus feinem, ſchimmerndem Mondenſtaube gemacht, — von den alten Vollmonden. Sie leuchten in zauberiſchem Glanze, und die Mutter Gottes zieht ihre kleinen, goldenen Sandalen aus, denn es iſt ein entzückendes Gefühl, auf Mondenſtaub zu gehen. Dann blickt ſie zurück nach der ſchimmernden Spur ihrer Schleppe und ſieht zwei kleine Engeljungs, die ſie noch gar nicht kennt. Die kleinen Engeljungs ſind ſehr erſchrocken, denn eigentlich ſollten ſie ſchon zu Bette ſein. Die Mutter Gottes aber thut, als hätte ſie nichts bemerkt, und geht zu den Springbrunnen. Und die kleinen Engel ſpielen im Sande. Sie laſſen ihn durch die Finger gleiten und freuen ſich, wie er glänzt und flimmert. Sie ſchöpfen davon in die Hand, und es werden ſchöne, glänzende Kugeln

draus. Die fliegen hoch in die Luft, und beim Herabfallen zersprühen sie in Millionen und Abermillionen kleiner Silberstäubchen. Und die kleinen Engeljungs jauchzen und klatschen dann in die Hände. Und sie werfen sich sogar mit den Kugeln aus Mondenstaub, als wären's Schneebälle. Es thut auch kein bischen weh, wenn der Silbersand in die Augen kommt. — —

Aber als sie nun doch müde waren vom Spielen, setzten sie sich unter einen Rosenstrauch. Da kam die Mutter Gottes und sagte: „Kommt schlafen, kleine Engeljungs! Wenn ihr hübsch artig seid, will ich den lieben Gott um den nächsten Vollmond bitten. Dann macht euch der heilige Petrus einen grossen Sandhaufen draus."

— „Zu Ostern schon?" — fragten die kleinen Engeljungs und strahlten vor Freude.

— „Zu Ostern schon", nickte die Mutter Gottes und lächelte gütig.

Neue Opern.

1. Eugen d'Alberts „Improvisator".

Von Paul Zſchorlich.

(Berlin.)

Einen „Improviſator" oder einen „Troubadour" ſchreiben, heißt eigentlich mit der Thüre in's Haus fallen. Dieſe Leute ſingen oder ſangen ja ſchon im gewöhnlichen Leben von Berufs wegen. Wie werden ſie erſt in der Oper los legen! Wenn d'Albert ſeinen Helden einen „Improviſator", und nicht einen „Troubadour" nannte, ſo gieng er dabei wohl mit Bewußtſein einer Zuſammenſtellung mit Verdi aus dem Wege. Er drückte ſich am Vergleiche vorbei. Laſſen wir alſo diesmal auch das Vergleichen!

Erſt vor wenigen Wochen hat die Oper in Berlin ihre erſte Aufführung erlebt. Ein an Beifall und Ehren reicher Abend war's. Die Hervorrufe für den Komponiſten wollten nicht enden. Für den Komponiſten? Mir ſcheint, man rief den Pianiſten. Denn am andern Morgen ſchon kam der Rückſchlag: die geſamte Berliner Kritik lobte den „Improviſator" zur Stadt hinaus. Manche hieben auch klotzig drein. Es ſoll ja Kritiker geben, denen nicht wohl iſt, wenn ſie nicht die Fetzen fliegen ſehen. Aber die

meiſten lehnten verbindlich ab: Am Flügel, Herr d'Albert, ſehen wir uns wieder — aber auf der Bühne? . . . Bedaure . . .

Es iſt nun nicht das erſte Mal, daß in Berlin d'Albert Fiasko gemacht und außerhalb Berlins Glück gehabt hat. Seine beiden Einakter, „Die Abreiſe“ und „Kain“, haben ſich doch recht zahlreiche Freunde und Verehrer erworben. Aber eine den Abend füllende Oper, die den geſtrengen Herren in Berlin nicht zu Sinn wollte, iſt gerichtet. Die verehrlichen Intendanzen in Deutſchland getrauen ſich alsdann nicht recht, das Werk anzunehmen. Fällt ein Einakter durch, na, das iſt noch zu verſchmerzen. Fällt aber eine dreiaktige Oper durch, dann kriegt der Kaſſierer das Delirium — und was dann?

Seien wir gerecht! Auch dann, wenn wir für den d'Albert des „Rubin“, der „Ghismonda“, des „Gernot“, des „Kain“ und der „Abreiſe“ uns nicht zu erhitzen vermochten — ſo viel dürfen wir, ja müſſen wir zugeben: wertlos ſind dieſe Opern alle nicht. Mag der Wurf als Ganzes mißlungen ſein, im Einzelnen findet ſich reichlich genug, was zu ſchönen Hoffnungen berechtigte. Ich würde das Nachfolgende mutwillig in Mißkredit bringen, wenn ich ſagen wollte, dieſe Hoffnungen hätten ſich im „Improviſator“ nun alle auf einmal glänzend erfüllt. Ich denke nicht daran, dieſer Oper eine Epoche machende Bedeutung anzudichten. Nur ſo viel, das aber auch mit vollſter Beſtimmtheit, ſage ich: Der „Improviſator“ iſt ein ſehr beachtenswertes und, rein muſikaliſch betrachtet, ein hoch erfreuliches Werk.

Den Text betrachtet man am beſten gar nicht. Guſtav Kaſtropp hat ihn geliefert. Auf Sekunda ſchrieb ich 'mal etwas Ähnliches. Wenn ich's heute mit kritiſchen Augen betrachte, verbreitet ſich eine ſanfte Röte um meine Wangen. Soll ich reportermäßig den Inhalt angeben? Es möge genügen, wenn ich andeute: Zwei Bettler ſpielen mitten im Karnevalstreiben zu Padua eine eigentümliche Rolle. Der Podeſtà von Padua zeigt ſich als ein gewaltthätiger Herrſcher, ſeine Tochter weiß ſich natürlich nicht zu laſſen vor Milde und Güte. Im zweiten Akt entpuppen ſich die vermeintlichen Bettler als Abgeſandte des Rates der Zehn in Venedig. Sie ſollen den Podeſtà ermorden. Aber Caſſio Belloni, der göttliche Sänger, entpuppt ſich ebenfalls. Es iſt der Graf Arco von Genua. Im Kerker hat er die geheimen Pläne der Pſeudo-Bettler erlauſcht; er warnt den Podeſtà, rennt hinter die Kuliſſe, ſammelt — eins, zwei, drei — Truppen, macht fürchterlichen Radau mit Kanonen und Flinten und hat bei Alledem noch Zeit, ſich in ein glänzendes Wappenkleid zu werfen. Er, der die Sache der Freiheit vertrat und als Sänger, als Improviſator die Gunſt der

Menge auf ſeiner Seite hatte, erſcheint als Sieger; er begnadigt den Podeſtà, nimmt ihm ſeine Herrſchaft ab und — heiratet die liebliche Silvia, ſeine Tochter. Genua, nicht Venedig, herrſcht nun in Padua. Wir haben es alſo mit zwei Improviſatoren in einer Perſon zu thun: der Eine improviſiert Lieder, der Andere Regenten. Aus dem fürſtlichen Sänger wird ein ſingender Fürſt.

Dieſe an und für ſich ſchon komödienhafte Handlung wird in Nichts gebeſſert durch die Sprache, in welcher ſie geſchrieben iſt. Auch hier alles Komödie, allenfalls Pathos. In unſeren Tagen kann ein ſo ſchwaches Textbuch eine Oper zu Fall bringen. Es iſt aber nicht unbedingt nötig. Die Muſik kann über alles triumphieren. Und mir ſcheint: obwohl d'Alberts Muſik nicht Epoche machend iſt, in dieſem Falle wird ſie es.

Die Muſik*) bewegt ſich vorzugsweiſe in leichten, gefälligen, ja humoriſtiſchen Noten. Wo es erforderlich iſt, nimmt ſie indeſſen auch jene ſchweren Akzente an, die aus dem „Kain" gut bekannt ſind. Man darf da nicht gleich von Stilloſigkeit reden. Wenn man den Stil nur am Temperament erkennen wollte, das wäre ſehr einfach. Originalität findet ſich bei d'Albert immer von Neuem. Man braucht nur „Kain" S. 33 oben und „Improviſator" S. 276 oben neben einander zu halten. Dieſe Art, wie in einem gewaltigen Auftakt alles, was die Perſonen auf der Szene bewegt, im Orcheſter zuſammen zu faſſen, iſt nur d'Albert eigen. Man wird ihm auch ſchwerlich vorwerfen können, daß er keine Melodien zu bilden im Stande ſei. In der zweiten Szene des zweiten Aktes (S. 118 flg.) finden wir eine richtige Arie (mit Einleitung, Hauptſatz, Nebenſatz und Schlußſatz), die eine Melodie von acht Takten aufweiſt, welche an Ebenmäßigkeit, Sanglichkeit und Natürlichkeit gar nichts zu wünſchen übrig läßt. Man muß ſich freilich die Mühe machen, ſolche Stellen vom großen Ganzen abzuheben, was durch den Druck heut zu Tage ja nicht mehr geſchieht. Was ich an d'Albert beſonders hoch ſchätze, das iſt die Beherrſchung und Beachtung der Form. Es giebt heute nur ganz wenige Opern-Komponiſten, die ſo prächtige Vorſpiele bauen. Entweder man phantaſiert mit Leitmotiven in's Blaue oder man ſtoppelt potpourriartig Melodien zuſammen. d'Albert ordnet ſeine Gedanken in wohlthuender Klarheit zu einem effektvollen Geſamtbilde. Das Vorſpiel zum erſten Akte des „Improviſator" iſt voller Karnevalsſtimmung. Es iſt entzückend, wie hier die pathetiſche Melodie des Tenors (Hörner und Celli) von den Sopranſtimmen umſchnattert wird. Der erſte Akt enthält verhältnismäßig

*) Klavier-Auszug mit Text (20 M.) bei Bote & Bock in Berlin.

wenig musikalisch Bedeutendes. Alles ist sehr nett und nie unfein, aber es packt nicht recht. Nur den großen Karnevalschor kann man ausnehmen. Er ist voller Witz und Laune. Der erste Gesang des Sängers Cassio Belloni (S. 92) verdankt seine Hauptwirkung der farbenreichen Instrumentation. Dagegen enthält der zweite Akt eine große Zahl von Schönheiten. Zunächst das oben erwähnte Lied des Cassio (S. 118). Von köstlicher Naivität ist die Ankunft der beiden Bettler im Kerker (S. 121). Diese Stelle beweist wieder einmal klar, daß man auch zu einem schlechten Text eine gute Musik schreiben kann. Die ganze Szene zwischen den sich vor den Ratten fürchtenden Bettlern ist musikalisch witzig. Geradezu prächtig aber ist das Brief-Duett (S. 140). Würde man eine derartige Stelle bei Lortzing finden, dann wäre des Lobens heute noch keine Ende. S. 144 geht's im Stile Smetana's: das Orchester dominiert, ein eintaktiges Motiv wird unaufhörlich wiederholt und variiert. Entzückender Konversationsstil. Man vergleiche die „Abreise"! Auch das kurze Terzett (S. 149) „Lang wird's nicht währen, denke ich" ist beachtenswert. Das Lied des Capitano (S. 156) überrascht durch eine höchst einfache Melodiebildung und zauberische Modulationen. Kurz darauf (S. 160—161) kann man Gelegenheit nehmen, den Dramatiker d'Albert zu würdigen. Auch die Erzählung des Cassio (S. 171) hört sich gut an. Allerdings mit einem Stich in's Triviale. Die raffinierte Begleitung verdeckt das schlecht. S. 185 flg. haben wir eine blühende Melodik. Man beachte die Steigerung im dritten Takte der Phrase, erst auf G, dann auf A. Schwach ist das Duett zwischen Cassio und Silvia (S. 196). Die Balletmusik im dritten Akt ist wertvoll. Besser kann man das alte Menuett schwerlich kopieren, als es auf S. 223 geschieht. Sogar die schweren, stocksteifen Baßgänge (Boccherini!) sind hier zu finden. Ganz anders das sylphenhafte Hinhuschen der $^6/_8$-Takte (so rasch als möglich!) im zweiten Teile des Ballets (S. 226). Hoher Beachtung würdig ist im dritten Akt besonders der Chor. Dieses oft wiederkehrende, rhythmisch ungemein reizvolle Motiv (S. 241 oben zum ersten Mal) im $^3/_4$-Takt charakterisiert die fröhliche Stimmung des Volkes bestens. Zwischen den trübsten Stellen bricht es plötzlich mit siegreicher Heiterkeit hervor. Melodisch sehr schön ist S. 254. Der große Gesang Cassio's (S. 259) ist ebenfalls nicht übel. Vielleicht hätte sich daraus aber noch mehr machen lassen. Ganz hervorragend schön hingegen ist der Nachsatz zu diesem Gesange (S. 266), den dann der ganze Chor aufnimmt. Wie viel echte Wärme steckt in diesen Takten! Wie wunderbar fließt das alles! S. 269 (Mitte) und S. 281 (Mitte) sind rhythmisch bemerkenswert. Gegen Schluß finden sich einige Öden. Der

Einzugsmarsch des siegreichen Cassio ist flott und frisch erfunden. Auf der Bühne wirkt ein Bläserchor (Trompeter, Tenorhörner und Posaunen nebst zwei Rührtrommeln), das in harmonisch interessanter Weise in's Orchester eingreift. Natürlich ist auch äußerlich von d'Albert alles gethan, um den Schluß effektvoll zu gestalten. Das einfache und doch grandiose Freiheitsmotiv erklingt immer von Neuem und ist mit schöner Arbeit in viele Stellen der Partitur verwoben. Motivischen Charakter trägt endlich das die Bettler charakterisierende Motiv (S. 24), das an Ungezwungenheit wahrlich nichts zu wünschen übrig läßt. Wer Angesichts dieser Takte von „gesucht" und „gezwungen" redet, dem ist nicht zu helfen! Dann ist eben der ganze Mozart „gesucht".

Der freundliche Leser möge die angeführten Stellen selbst vergleichen. Ich bin überzeugt, daß er sich gleich mir über die Berliner Kritiken wundern und — ärgern wird. Muß denn ein Werk immer gleich hervorragend sein, um Anerkennung zu finden? Es ist geradezu fahrlässig und unverantwortlich, das Gute da zu übersehen oder totzuschweigen, wo es sich findet. In diesem Punkte hat die Berliner Kritik sich wieder einmal an einem Werke versündigt, das zu beurteilen ihr entweder der Verstand oder — der Ernst fehlte. Ich neige zur letzteren Ansicht.

Die Meisten glauben, wenn sie dem Pianisten d'Albert voll und ganz Rechnung getragen, dann sei alles gut. Ich aber sage: wenn ein Mann sechs Opern schreibt, so dokumentiert er schon mit dieser Thatsache, daß es ihm heiliger Ernst ist mit seinem kompositorischen Schaffen. Darum schreibe ich nicht Nachts um 12 Uhr im Café nach der Première meine Kritik, sondern stecke erst die Nase in den Klavier-Auszug. So du eine Nase hast und einen Klavier-Auszug, lieber Leser, thu' ein Gleiches!

---

2. M. Meyer-Olbersslebens „Haubenkrieg".

Von Arthur Seidl.
(München.)

Eine Opern-Neuheit genau am letzten Abende vor der großen Osterpause herauszubringen, ist eigentlich etwas perfid und hieße offiziell eine vernichtende Vor-Kritik an dem Werke selber üben — wenn dergleichen nachgerade nicht schon „Stil" bei uns, will sagen: an unserem Kgl. Hoftheater, geworden wäre. Die ganze Unökonomie, die unsere gesamte Theaterverwaltung auszeichnet, prägt sich in solcher geradezu sinnlosen Erst-Ansetzung aus, die obendrein ihren ausführenden Kräften die eigentliche Arbeitslust und Schaffensfreude ja gründlich benehmen muß. Erübrigt somit

für uns höchstens noch die aufrichtige Verwunderung darüber, daß es bei dem ursprünglich angenommenen Termin auch wirklich verblieben ist: ein wahres Ereignis in den Annalen unserer Hofoper, wie sich eines solchen die bekannten „ältesten Leute" der Stadt kaum mehr entsinnen wollen.

Dem Komponisten einer neuen „komischen Oper" — heiße sie nun „musikalische Komödie" oder nenne sich „heiteres Bühnenspiel" — bin ich immer geneigt, einige Points vorzugeben. Allein schon das Faktum einer solchen und der Mut des Betreffenden interessieren mich lebhafter und stimmen mich auch gegenüber unserer Intendanz unwillkürlich um einige Grade milder. Denn zweifellos bildet die „komische Oper" nun einmal das Problem unserer Tage, und sicherlich kommt es darin einmal wieder ganz anders, als so mancher gute „Wagnerianer" in seinem „Wahnfriede", mit den abgesteckten Richtpunkten, unverrückbar fest stehenden Kardinalsätzen und aesthetischen Conditiones sine qua non, vermeint. Ich für mein Teil bestreite auch von vornherein ganz entschieden, daß man sich in dieser neuen Oper etwa nicht „amüsieren" könne. Das sind, meine ich, doch nur wieder die „Mannsen" in den Herrn Kritikern, die das ernstlich zu leugnen versuchen, weil sie das „Cherchez la femme!" eben niemals recht Wort haben wollen und mit der überlegenen Miene der Gelangweilten dann gerne kein Wesens daraus machen, wie als wäre das weibliche Element nicht der eigentliche Drahtleiter der Weltgeschehnisse, und der Unterrock nicht dasjenige entscheidende Element, welches hinter den Kulissen der stolzen Männerhistorie die eigentliche Politik zuletzt ausmachte. Ich habe mich also, die erste Hälfte unseres Drama's etwa, offen gestanden ganz gut dabei unterhalten, mich persönlich wiederholt belustigt an der frischen Keckheit, mit der hier der Autor utriusque partis, des Textes und der Musik, dieses neue, echte Lustspiel-Motiv der revolutionierenden „Kleiderordnung" mit guter Satire heraus gestellt hat, und mich ehrlich gefreut an der munteren Lebendigkeit des Libretto's wie seiner textlich ganz gutpointiert fortschreitenden, stellenweise sogar erwartungsvoll spannenden Handlung. Etwas vom weinfröhlichen Humor des hellen Würzburger Frankenlandes scheint ohnedies hindurch zu klingen, das als Lokalkolorit und Heimatton gar nicht einmal die schlechteste Beigabe vorstellen würde, je weniger es seinerzeit schon Siegfried — dem jungen „Wagner" — gelang, gerade jenen Humor mit seinen beiden Werken zu bannen.

Fiele das Ganze also nicht in der zweiten Hälfte wieder so kläglich ab, es ließe sich wohl darüber reden. Denn auch die Musik ist im Grunde gar nicht so übel, wie Manche glauben machen wollen, wenn schon an spielerisch, deklamatorisch leider recht undeutlich geraten und zuletzt des

höheren Schwunges doch wieder entbehrend. Auch mit bösen Reimen wie z. B. „Taffet — verschaffet“ u. a. m. wollten wir es nicht allzu genau nehmen, sind wir doch von Siegfried Wagner her auf eben diesem Gebiete nicht gerade hervorragend verwöhnt worden. Und bleibt auch der „Hymnus auf die Mode“ im Frauen-Chor (Stil: „Damengesang-Verein“) so ziemlich das Gegenteil von Beethovens: „was die Mode streng (bezw. frech) geteilt“, erleben wir im letzten Aufzuge so etwa „kaiserliche Aesthetik“, d. i. fürstbischöfliche Reden über „Kunst, Schönheit, Harmonie und Aesthetik“, zur Abwechslung einmal unter Noten gesetzt, und haben wir es auch stark mit so genannter „Magedein“-Poesie und -Musik (Thema: „Im deutschen Mädchenherz erblühet — Der Minne Blume ohne Gleichen!“) hierbei zu thun: das alles würde uns immer noch nicht allzu sehr anzufechten vermögen, zumal wir den Einwand: „Neßler“, „Abt“, „Oprette“ bei solchen Gelegenheiten von der deutschen Kritik nun schon zu oft vernommen haben, um nicht so etwas wie ein Naturgesetz just für die „komische Oper“ dahinter bereits zu wittern.

Allein, immer von Neuem wieder entsteht doch die gewichtige Frage: Handelt es sich um die Feinkomik einer aparten Ziselierkunst mit vorwiegend aristokratischen Zügen und von vornehmeren Allüren, oder gilt es nur wieder die „Kondeszendenz“ (wie Nietzsche wahrscheinlich sagen würde) zum Oberflach- und Gemeinhin-Volkstümlichen? Und hier ist es, wo auch ein Meyer-Olbersleben, der Würzburger Musik-Pädagog, unsere etwaigen Erwartungen schmählich im Stiche gelassen hat, wo seine Musik selber mitten in's Herz getroffen erscheint und sich das Ganze als nicht lebensfähige Geburt erweist. Da nutzt denn keine wohlerzogene Formenbegabung, kein melodisch leichtes Talent und kein flottes Instrumentationsgeschick, weder Sprachgewandtheit, noch Eklektik der musikalischen Diktion, noch auch Anlage zu gesunder Drastik in der guten alten Charakterisierungs-Manier (vgl. das Motiv des Bürgermeisters „Ganzhorn“!) — da heißt es auf das ernste „Wer da?“ stramm Farbe bekennen und die Karten hübsch aufdecken, wes Geistes Kind man sich nennt und welcher „Richtung“ man, im Grunde seines Herzens zugethan, letzter Instanz folgt. Das ist der neue Begriff einer „Deszendenz“-Lehre — frei nach Darwins „Auslese“ einer Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein (lies: Musikdramatiker-Sein oder -Nichtsein!) — für unsere moderne Musikkritik und eine neuere Aesthetik der Tonkunst; und hier muß das Verdikt leider nun auch lauten: „Gewogen, erwogen und viel zu leicht befunden!“ Die gelegentliche Beobachtung, daß es in der 3. Szene des II. Aktes, bei der Unterredung zwischen dem „chargierten“ Kilian und seinen Kumpanen, dank der ge-

ſtopften Kinder-Trompete, ſtellenweiſe beinahe wie ein automatiſch ſchnarrender Wirtshaus- und Straßenſänger-Phonograph ſchon klingen will, erſcheint danach förmlich typiſch für den „Geiſt“ des ganzen Gebildes.

Erübrigt ſomit nur noch ein Kopfſchütteln und Achſelzucken unſerſeits darüber, daß die anweſenden Würzburger Studenten wirklich ſollten alle unthätig, mit gezogenen Schlägern zugeſehen und nicht ritterlich vielmehr eingegriffen haben, da die fürſtbiſchöfliche Wache beim Kiliansfeſt einſchritt und den Mädchen ihre ſchönen Hauben ſo roh vom Kopfe herunter riß; ſowie ein „aktueller“ Hinweis auf den Gegenſatz der hochwohlweiſen, oberpolizeilichen „Kleider-Ordnung“ zu unſerem Zeitalter der „Ausſperrung im Schneider-Gewerbe“. Und: der tenoriſtiſch begabte Hofmaler „Lorenzo del Monte“ könnte und müßte hier wohl — G. B. Tiepolo heißen, wenn die Mär' eben nicht um 1704 ſchon in Würzburg ſpielte bezw. als Fürſtbiſchof nicht Joh. Phil. von Greifenklau, ſondern der bekannte Graf Schönborn im Perſonenverzeichniſſe der Oper figurierte. Der Reſt bedeutet — Harmloſigkeit, vulgo Selbſtgenügſamkeit in allen hohen und niederen Graden.

Münchner Frühjahrskunſt.

Von Erich Haenel.
(München.)

Motto: Ach, was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?

Über die graugrünen Wieſen im Engliſchen Garten ſtreicht der Tauwind. Eine Beſteigung des Manopteroshügels, ſanft das bequeme Ziel der Luſthungrigen, wird jetzt zu einer ermüdenden Sumpfwanderung. Der zähe Schlamm, die ſchreckliche Syntheſe van Waſſer und Kalkbodenpartikeln, hängt ſich dem Wanderer an den Fuß mit klammernden Organen und weiſt ihn auf die ebene Straße, wa ihm, abgeſehen aan einem Zuſammenſtaße mit einem der jetzt auch an der Iſar ſauchenden Töff-Töffs, ſonſt keine Gefahr draht. Und bald grüßt, wie eine iraniſche Praphetie für unſere Thaten im Reiche der Mitte, durch die entlaubten Buchen das Glockendach des „Chineſiſchen Turmes“.

Wem es beſchieden iſt, Münchens Kunſtthaten unter dem Zeichen des Frühlingsäquinoktiums kritiſch zu erforſchen, der darf ſich auf keine Höhenwanderung gefaßt machen. Nach iſt die Erſtarrung, die bis zum Karneval die bildende Kunſt in ihrem Kontakt mit der Öffentlichkeit gefangen hielt, nicht ganz gewichen. Und das, was ſich jetzt unter den Strahlen der wiederkehrenden Sanne heraor wagt, trägt zu deutlich die Züge des Werdenden, Sich-Entwickelnden, als daß wir daraus tiefere Schlüſſe auf die Lebensfähigkeit der kammenden „Saiſan“ ziehen dürften. Aber der Erdgeruch der lenzlichen Natur hat dach ſeine wunderbaren Reize, ſelbſt wenn der Gipfelwind und der freie Ausblick über die klare Weite Manchem erſt das wahre Antlitz der wirkenden Natur enthüllt. So ein warmer Hauch aan keimendem Leben durchweht das Vierteltauſend Bilder, die in

der Frühjahrsausstellung der „Sezessian" vereinigt sind. Es sind keine großen Meisterwerke darunter, keine Arbeiten, die den Stempel der inneren Notwendigkeit, des seelisch Durcherlebten an der Stirne tragen. Aber fast alle diese Gemälde beweisen, daß ihre Schöpfer in einem wirklich intimen persönlichen Verhältnis zu der organischen Wirklichkeit stehen, mehr noch, daß ihnen der sichtbare Ausdruck dieses Verhältnisses ein Endziel bedeutet, das zu erreichen nur bei vollkommener Herrschaft über die technische Formensprache mögtich ist. Das Gegenständliche tritt also wieder einmal gänzlich in den Hintergrund. Die „Kunst, zu malen", als deren Tempel sich der Säulenbau am Königsplatz enthüllt, zeigt sich aber ihrer hehren Tochter, der „Kunst der Malerei", nicht unwert. Der oft geäußerte Eindruck, es seien doch meist nur „Skizzen" hier ausgestellt, darf uns nicht irre machen. Nicht umsonst malten die jungen Künstler den Frühling auf ihr Panier. Für das innerlich und äußerlich Ganz-Fertige ist ja der Glaspalast da. Ich meine, gerade das macht diese Werke uns interessant und lebensstark, daß ihnen die absolute Reife so vielfach fehlt. Sie sind jung, wie ihre Schöpfer — möge man ihre Vorzüge wie ihre Mängel daraus begreifen.

Selbst ihr Führer und einstiger Bahnbrecher ist trotz seiner 54 Jahre jung geblieben. Fritz van Uhde's Porträtszene „Im Garten" atmet noch all die sonnige Frische, die aus manchen seiner biblischen Naturstücke bricht: die Charakteristik des jungen Mädchens wie des erregt in's Bild schauenden Hundes ist ganz meisterhaft; einzelne Partien wie das fleckige Fell darf man als klassische Beispiele eines echt naturalistischen Kolorismus bezeichnen. Ein paar Interieurstudien des Karlsruhers Friedrich Fehr stehen in der Mache seiner Kunst auffallend nahe, Richard Winternitz dagegen kommt mit der anspruchsvoll lebensgroßen Figur eines schwärzlichen Violoncellospielers über eine leere Nachahmung im Velasquesstil nicht hinaus. Breit und kräftig ist Nißls Selbstporträt; Anetsberger malt den Bildhauer Dittler† ruhig und ernsthaft in ziemlich braunem Gesamtton, G. Würtenberger ein altes Ehepaar schlicht, mit einem Stich in's Philiströse, F. Gätz einen jungen Mann mit viel Eleganz und Tonsicherheit etwa so, wie Sargent seine mondänen Modelle auffaßt. Habermann giebt vor Allem in einem wundervollen Halbakt wieder eine Probe seines stupenden Könnens, an der man doch reinere Freude haben kann als an dem Hauptgewinne vom letzten Glaspalast. Befremdlich zwar auf den ersten Blick, aber eigentümlich fesselnd bei näherem Studium, enthalten die vierzehn Skizzen von Lea Putz ein ganzes Kompendium von Beleuchtungsphasen, deren der Künstler in einer seltsam breiig-zerflossenen, fettigen Technik Herr zu werden sich bemüht. Meist mit schlagendem Erfolg: man beachte die Szene „Im Kahn", wie das grüne Wasser im Halbschatten an Transparenz gewinnt, wie die Form des weißen Armes mit ganz wenigen breiten tonigen Flächen heraus gearbeitet ist! Freilich ist der Schritt zur Manier nicht weit, aber die sprühende Lebensfrische dieser Naturausschnitte hat in ihrer Art unter den Bildern der Ausstellung keinen Rivalen. Hans van Hayek mit einem kraftvoll gesehenen Bauernhof im Tauwetter, Landenberger mit einer Gruppe badender Jungen, die in ihrer farbigen Energie sich wunderbar von dem dekorativ zusammen gehaltenen Hintergrund abhebt, Schramm-Zittau ausnahmsweise mit einer Anzahl etwas schwärzlicher Bauernstuben haben sich Alle in dem Reich des „Malen-Könnens" schon eine feste Position erobert. Paul Crodels Arbeiten möchte man weniger formlos, weniger „wattig" im Kolorit wünschen, während R. Kaiser, ausgenommen in den Studien kleineren Formates, eine Art farbiges Kraftmeiertum kultiviert, die seinen sonst so eindrucksvollen Bildern viel von ihrer saftigen Frische raubt. Auch R. Pietzsch war in seinen, nur den reinen Natureindruck wiedergebenden Arbeiten glücklicher als jetzt, wo

er mit zwei Hochgebirgsschilderungen wie einem bewußten Stimmungsmotiv „Die stille Blume" mehr stilisierenden Wirkungen nachgeht. Ähnliches gilt von Benno Becker: seine „Letzte Sonne" entbehrt selbst für das Auge, das auf eine phantastische Transskription der Wirklichkeit vorbereitet ist, jeder Überzeugungskraft. Das milchige Grün seiner Landschaften verliert immer mehr den ihm einst innewohnenden Reiz. Wahrhaft erfrischend erscheinen daneben Gemälde wie Butterfacks „Waldhütte", Frabenius' „Einsame Eiche" — nicht die ziemlich gequälte „Heimat" —, W. L. Lehmanns „Sommerabend" oder auch Meyer-Basels ungemein feines Pastellchen „Im Rheinthal". Für Gourmands empfehlen wir „Die Kakifeige" und zwei Blumenstücke von Marie Lübbes: kalorstische Leckerbissen, wie sie ein Paterson oder Stuart Park nicht delikater hinsetzt. Emil Dittlers, des Frühverstorbenen, plastisches Talent äußert sich am feinsten in dekorativen Aufgaben, wie z. B. in dem Weißenburger Brunnen. Einzelne historische Matiae sind auch sonst unerkennbar, aber die temperamentvolle Leichtigkeit des Madernen bleibt doch das charakteristische Element in diesem reichen Schaffen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Arbeiten der Sezessionisten trotz einzelner Ungleichwertigkeiten, durch ein festes Band künstlerischer Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit auch aesthetisch zusammen gehalten werden. Was die Luitpaldgruppe bei ihrem jetzigen Auftreten in den Räumen der „Galerie Heinemann" bietet, kann diesem lockeren Beieinander von künstlerischen Kräften der verschiedensten Schattierung immer noch keine führende Stellung im Münchner Kunstleben sichern. So können auch in dieser Übersicht einige Namen genügen. Bei W. Geffcken spielt stets die Kampasition eine besondere Rolle: die Art, wie in dem „Ersten Schritt" oder der „Bretanischen Bäuerin" die Landschaft linear gegliedert ist, beingt im Vereine mit dem feintönigen Realismus der Luftstimmung ein durchaus harmanisches Kunstwerk zu Wege. Raaul Franks „Ostendboot" in der breiten Dünung des Kanals giebt wie Perkuhns Dünenstudien die salzige Seeluft mit einer Intensität wieder, die in ihrer gesunden Unmittelbarkeit von der Natursentimentalität des Klassikers Achenbach durch die tiefe Kluft einer entwicklungsgeschichtlichen Epache getrennt ist. Franz Hach hat sich bei seinen Silberpappeln leider im Maßstab vollständig vergeissen, Feitz Baer, Huga Bürgel und Rabending treffen wir auf bekannten Pfaden, ebenso H. Urban, den künstleeischen Propheten des Sabinergebirges. Karl Hartmann, der so schnell zu Ruhm Gelangte, bleibt leider viel in Äußerlichkeiten hängen; sein künstlerischer Stil muß die erstaunliche Variabilität mit einer bedenllichen Einbuße an persönlicher Wärme bezahlen. Ganz auf der früheren Höhe steht Rafael Schuster-Waldan; der Zug aristakratischer Sinnlichkeit, den sein Schaffen trägt, verleiht auch dem „Mädchen mit dem Rasenhut" seine ramantischen Reize. Unter den Porträtisten gewinnt Walter Thar immer mehr Beachtung. Seine „Veranila" erinnert in der Art der Indiaidualisierung stark an Leibl; mehr nach Osw. Kreffes „Junge Bäuerin". Alfr. Meyers Herrenporträt hat unleugbare Qualitäten, irgendwie zu fesseln vermag es nicht.

Auch unsre „dritte Sezession", die junge Künstleraereinigung „Phalanx", ist während des Winters nicht müßig gewesen. Wer sich vom Wittelsbacher Platz in die stillen Räume ihrer Ausstellung fand, der brauchte die Stunde zum Mindesten mit Hinsicht auf eine neue Belanntschaft nicht für verloren zu halten. Wassily Kandinsky ist ein Maler-Poet, der das Land der Verheißung mit glühender Seele sucht. Seine Landschaften sind von einer fast aerblüffenden Leuchtkraft, farbenprächtig wie ein byzantinisches Masaik, dank der Lackfarbentechnik, die er mit Vorliebe anwendet. Daß sie nicht durchaus von unverfälschter Empfindung durchsetzt sind, sei dabei nicht aerschwiegen. Leon Kasen

ſteht als Könner weit unter jenem: ſein „Dorfparadies“ giebt die durch den Titel gekennzeichnete Stimmung nur mit einem ſtarken Zuſatz menſchlicher Unaallkommenheit. Eine Anzahl kunſtgewerblicher Arbeiten, darunter mehrere van Darmſtädter Künſtlern, rundeten die kleine Ausſtellung recht anmutig ab.

Selbſt der altehrwürdige „Kunſtverein“ ſcheint in letzter Zeit etwas Frühlingsluſt in den morſchen Gliedern verſpürt zu haben. Zwar hat ihm die Therapie der Verlaſung van Anteilſcheinen kanſtitutianell wenig angeſchlagen, aber in ſeinen Gaben iſt die braae Mittelmäßigkeit dach mehrmals erfalgreich bei Seite gedrängt worden. In ſtattlicher Repräſentation ihres Schaffens traten u. A. auf Alſr. Zimmermann, ein ungemein aielſeitiges Talent, dem nur nach etwas innere Klarheit zu fehlen ſcheint; Max Kuſchel, bei dem allerdings das Kännen dem ziemlich prätentiöſen Wallen nicht annähernd die Wage hält; J. Huber-Feldkirch mit einer Reihe graßzügiger Manumentalentwürfe; E. Liſchke mit ramantiſch-herolſchen Landſchaften und Porträts; die Blumenmalerin O. Wiſinger-Florian. Der Nachlaß des Berliners Carl Ludwig kannte in ſeiner ſchlichten Feinheit manchen unſerer Impreſſianiſten bedenklich machen. Wenn nur daneben das künſtleriſche Spießbürgertum nicht immer wieder obenauf käme!

Der friſche Strom frählichen Fartſchritts, deſſen Lauf wir in den Ausſtellungen verfalgten, flaut in dem Mament ab, wa er in das feſt umgrenzte Bett offiziöſer Kunſtpalitik eintritt. Wenn man ſagar am Färbergraben ſchan die Laſung auszugeben wagt: Sexagenarios de ponte! — dann kann ſelbſt der uneutwegteſte Patriat ſicher ſein, daß etwas faul iſt im Staate Dänemark. Und allerdings ſtellt der Entſcheid der Kammiſſian in Sachen der Waſſerburger Rathauskankurrenz alles in Schatten, was bis jetzt an hachkanſeraativen Graßthaten „aan aben“ geleiſtet warden iſt. Van den ſechs Entwürfen, unter denen ſich der in jeder Beziehung geeignete, künſtleriſch hach bedeutende eines L. Herterich befindet, erhält den Preis die trackene und geiſtlaſe Kampilatian, die M. aan Mann „unter ausſchließlicher Benützung alter Orignalfarmen“ des 16. Jahrhunderts zuſammen gepauſt hat. Die Herren van Lenbach, Seitz und Seidl, denen ſich diesmal zu unſerem Erſtaunen H. aan Habermann anſchlaß, kanuten ihre rückſtändigen Tendenzen nicht klarer dakumentieren als mit dieſem Entſcheid, der nicht nur bei der Münchner Künſtlerſchaft ein außerardentliches Befremden, um es diplamatiſch auszudrücken, hervar gerufen hat. Was helfen uns alle tänenden Worte bei jeder feſtlichen Gelegenheit, was hilft uns ſelbſt eine ſa lange ſchan ſehnſüchtig erwartete und darum dappelt willkammene Thaat wie die Erweiterung der Kgl. Kupferſtichſammlung im Erdgeſchaſſe der Alten Pinakathek, aus der ſich eine ausgezeichnete Wechſelausſtellung der beſten madernen Griffelkunſt entwickeln kännte, wenn das Verſtändnis für die Aufgaben des Staates in der lebendigen Gegenwart von den hier einflußreichen Größen ſa gewaltſam zurück gehalten wird? Daß die Stadt München für ihr jährliches Kunſtbudget van 10000 M. keine andere Verwendung weiß als den Ankauf zweier Kalaſſalläwen aus der Rucmann'ſchen Manufaktur, um ſie auf den Treppenflanken der Feldherrnhalle mit aufzuſtellen, iſt ebenſa wenig geeignet, das Vertrauen der Bevälkerung in die fortſchrittlichen geiſtigen Intereſſen einer hahen Obrigkeit zu ſtärken. Wenn Münchens Niedergang als Kunſtſtadt heute die Gemüter erregt, ſa ſallte dach . . .

Ich glaube wirklich, dart gucken ſchan ein paar Primeln aus dem jungen Gras! Und die Spitzen des bräunlichen Aſtes da drüben leuchten ſo verdächtig hell, daß ich wirklich einmal näher zuſehen muß, ab das die eine warme Nacht alles hat thun känneu. Aber immer nach droht durch die knaſprnden Zweige, eine tote Atrappe in all dem blühenden Leben, das Holzgeſpenſt des „Chineſiſchen Turmes“.

Kritische Ecke.

Münchens Niedergang als Kunststadt.

Von Dr. Karl Voll.
(München.)

Der vielgewandte Münchener Schriftsteller Eduard Engels hat eine Rundfrage über die bekannte, von Hans Rosenhagen vor einem Jahr in die Luft geworfene Phrase vom Niedergange Münchens als Kunststadt veranstaltet. Das Ergebnis ist mangels vielseitiger Beteiligung nicht recht stolz ausgefallen; aber es haben doch so viele Künstler und Kunstschriftsteller aus Nord und Süd, sowie aus den verschiedenen Kunstrichtungen geantwortet, daß die Allgemeinheit wieder auf das kecke, aber in jeder Hinsicht unglückliche Wort Rosenhagens zurück gekommen ist und sich auf's Neue mit der zwecklosen Frage beschäftigt hat. Es ist dabei zwar sehr häufig die Ansicht ausgesprochen worden, daß man endlich einmal die Sache schlafen lassen möchte; trotzdem scheint es mir angezeigt zu sein, einige Bemerkungen noch nachträglich zu geben.

Es darf zunächst wohl als ganz charakteristisch gelten, daß keine der Antworten näher auf Rosenhagens Artikel selbst eingeht. Die Mehrzahl giebt ihm Unrecht, einige stimmen ihm bei, und eine kleine Anzahl verschließt sich hinter den Thüren der Gleichgiltigkeit gegen alle kunstpolitischen Erörterungen. Mehr noch als der Umstand, daß die meisten, auch der aus Norddeutschland eingelaufenen Äußerungen sich gegen die Behauptung vom künstlerischen Niedergange Münchens wenden, dünkt es mir nun beachtenswert, daß Keiner — Freund, Gegner oder Neutrale — sich bemüßigt fühlt, sich mit den von Rosenhagen beigebrachten Gründen auseinander zu setzen. Nur die Überschrift seines Artikels giebt ihnen zur Besprechung Anlaß. Das ist doch wohl ein sehr schlimmes Zeichen für die innere Kraft von Rosenhagens Ausführungen. Wenn also der Berliner Kunstschriftsteller sich begnügt hätte, in einem Aphorismus den künstlerischen Niedergang Münchens zu konstatieren, so wäre die Wirkung ganz die gleiche geblieben, und er hätte sich die Mühe der näheren Begründung sparen können; es wäre ihm damit auch erspart geblieben, in einem späteren Aufsatze selbst seine Äußerungen als übertrieben bezeichnen zu müssen, und noch weniger hätte er es nötig gehabt, zur Verteidigung seiner — wie man aus Engels Rundfrage ersieht — verlorenen Sache zu persönlichen Angriffen und Verdächtigungen derer, die ihm replizierten, zu greifen.

Unter den 33 Antworten ist vielleicht die von Franz Stuck gegebene die beste. Stuck fragt: „Was ist denn Besonderes vorgefallen?“ Die Frage trifft den Kern, der, so weit Rosenhagens Artikel in Betracht kommt, ganz wohl ist. Einige Künstler sind fort berufen worden, ohne daß man sie zu halten versucht hätte. Das ist alles. Gegenüber dem nunmehr entstandenen Gezeter, das einigermaßen an die Legende von der Rettung des Kapitols gemahnt, ist es vielleicht nützlich, an ein historisches Ereignis zu erinnern. Als seinerzeit der sehr verärgerte Peter Cornelius von München nach Berlin zog, wurde auch der Niedergang Münchens gewahrsagt, und über die offiziellen Kreise

konnte man manches bittere Wort hören. König Ludwig I. aber entgegnete ſtolz und kühl: Cornelius iſt nicht die Münchener Kunſt. Die Zukunft hat *ihm* Recht gegeben. Einſtweilen wird man, wie das auch Viele ausgeſprochen haben, in München recht zufrieden damit ſein dürfen, daß es der Ort iſt, von wo ſich die anderen Kunſtſtädte mit tüchtigen Künſtlern *verſorgen*. Schlimm wäre das Syſtem des fortwährenden Aderlaſſes nur von dem Moment ab, wo konſtatiert werden müßte, daß kein brauchbarer Nachſchub in und nach München mehr ſtattfindet. Die einzige Gelegenheit, ſich hierüber zu orientieren, bieten die Ausſtellungen, und da ſei denn darauf hin gewieſen, daß gerade dieſe Frage von der gegenwärtigen Frühjahrsausſtellung der Sezeſſion, wo doch die „Jungen" zu Worte kommen ſollen, günſtig beantwortet wird. Für die Gegenwart können wir beruhigt ſein; was aber die Zukunft bringen wird, das können wir ſchlechterdings nicht beeinfluſſen und darum auch nicht vorher ſagen. Warnungen und Unkenrufe haben da gar keinen Wert und Sinn; denn es handelt ſich ja nicht um feſt ſtehende, meß- oder greifbare Größen. Nehmen wir auch hier wieder ein konkretes Beiſpiel aus der Geſchichte. Die Madrider Kunſt lag am Anfange des 17. Jahrhunderts ſehr im Argen, und außer ganz ſpeziell unterrichteten Gelehrten und Altertumsfreunden wird kaum jemand auch nur einen Namen der damaligen Künſtler kennen. Wüſtes Gezänk der Hofkünſtler erfüllt die Annalen. Da kommt aus Südſpanien ein junger unbekannter Mann an den Hof, und ſofort wird Madrid in die Reihe der erſten Kunſtſtädte der Welt gehoben; der junge Unbekannte hieß Velasquez. Solchen ganz ſubjektiven Erſcheinungen gegenüber, wie die künſtleriſche Thätigkeit iſt, ziemt es ſich, das Beſtehende zu genießen und zu erhalten; im Übrigen aber ſchweigend zu hoffen, daß die ſeit Jahrtauſenden bewieſene Unerſchöpflichkeit des menſchlichen Geiſtes in künſtleriſcher Hinſicht auch noch fürderhin andauere. Wo dann die neue Blüte erſtehen wird, das iſt Sache des Windes, der das Samenkorn auf günſtigen Boden führt.

Das iſt es eben: die Meiſten ſagen, — wie ich glaube mit Recht, — daß der künſtleriſche *Boden* Münchens gut ſei. Wenn wir die Geſchichte auch hier vertrauensvoll um Rat fragen dürfen, dann erhalten wir ja hierüber auch wohl gute Auskunft. Seit den Tagen des Barocks iſt München ununterbrochen unter den deutſchen Kunſtſtädten in erſter Linie geſtanden, und beſonders im Rokoko hat München, wenn nicht überhaupt das Feinſte, Beſte und Geſchmackvollſte geleiſtet, was zu jener geſegneten Zeit in Deutſchland geſchaffen worden iſt, — doch gewiß ſich von keiner anderen deutſchen Stadt übertreffen laſſen. Die Bauten ſtehen noch zum großen Teile, die prachtvollen Gemächer und Kirchen ſind noch vielfach in der alten Ausſtattung erhalten: ſie legen ein beredtes Zeugnis ab. Manche der Künſtler allerdings waren Fremde, aber nicht Alle; und wenn der Beſte unter ihnen, Cuvilliés, von fremdem Land zu uns gekommen iſt, ſo ſind ſeine ausgezeichneten Vorläufer und Rivalen: Effner, Aſam, Gonzbrainer und Zimmermann Einheimiſche geweſen.

Dieſes günſtige Verhältnis beſteht noch heute. Fremder Import und heimiſche Begabung haben den Münchener Boden fruchtbar erhalten, haben München zu der Stadt Deutſchlands gemacht, wo für Künſtler die meiſte Anregung zu holen iſt. Wie lange das noch währen wird? Wer weiß das? Aber auch: Wer darf es wagen, darüber etwas Beſtimmtes ſagen?

Was nun dieſe Verhältniſſe anlangt, die den Künſtlern den Aufenthalt in München ſo anregend geſtalten, ſo kann nicht geleugnet werden, daß neben dem Licht auch grelle Schatten ſind. Das Münchener Kunſtleben iſt ſo ungemütlich wie möglich. Erſtens machen ſich die Künſtler das Leben ſelbſt ſauer; denn die Intriguenwirtſchaft iſt auch

hier abſcheulich. Zweitens aber iſt München in wirtſchaftlicher Beziehung ſehr teuer. Wer nicht ein großes Vermögen oder ein ſtattliches Einkommen hat, muß in ſehr ärgerlichen Entbehrungen leben, in Entbehrungen, die um ſo ärgerlicher ſind, als die Lebensfreude der Künſtler — mit Recht! — ſehr groß iſt. Das iſt allerdings ſehr ſchlimm. Hier hat wahl Dr. M. G. Conrad die richtige Anſicht ausgeſprochen: „Aber deswegen keine Sentimentalitäten: Trotzdem! heißt die Loſung für alle Schöpferiſchen und aufwärts Schreitenden. Das iſt die elementare Größe Münchens als erſter deutſcher Kunſtſtadt, die uns in tragiſch-heroiſcher Spannung erhält: wir erleben ſtündlich, daß das Höchſte auch im Friedensreiche der Kunſt nur blutigem Kampf und heiligem Opfertod erblüht.“

Die Künſtler, die nicht oder nicht viel verkaufen, werden begreiflicher Weiſe hieran wenig Freude haben. Sie verlangen von der Bevölkerung und von den maßgebenden Kreiſen materielle Förderung. Sie beantworten den Hinweis darauf, daß es ſchlechterdings nicht geht, die Unzähligen genügend zu unterſtützen, mit dem Hinweis auf Berlin. Dort wird gekauft, und dort werden großartige Aufträge gegeben. Dagegen iſt kaum etwas Anderes zu ſagen, als es Schultze-Naumburg thut: „Wer ſich in München nicht wohl fühlt, ſoll doch dahin gehen, wo er ſich wohl fühlt. Man ſoll es aber nicht der Stadt, ſondern ihm ſelbſt zuſchreiben, wenn er nichts wird.“ Wenn erſt in Berlin ein ſo unverhältnismäßig hoher Prozentſatz von Künſtlern ſein wird wie in München, dann wird ſelbſt der Reichtum der Millionenſtadt nicht genügend ſein, die Miſère und Unzufriedenheit aus der Künſtlerwelt zu bannen.

Die unabläſſige Forderung, daß der Staat die Kunſt unterſtützen ſolle, hat etwas Kindiſches an ſich, ſo lange die Künſtler den ſtaatlichen Organen immer drein reden. W. Trübner, der ſonſt ſo manche ausgezeichnete Bemerkung über Kunſt und Kunſtpflege geſchrieben hat, ſcheint mir in dieſer Frage weniger zutreffend geurteilt zu haben. Er ſchreibt: „So lange in ſämtlichen Kulturländern unſerer Zeit die Oberleitung über alle wichtigen Angelegenheiten der bildenden Kunſt, im Gegenſatze zu denen auf anderen Gebieten, von Laien ausgeübt wird, ſo lange iſt es eine Unmöglichkeit, daß in irgend einem Staate ſich eine Kunſtepoche entwickle, die mit denen früherer Zeiten in Konkurrenz zu treten vermöchte, ſelbſt wenn die für Kunſtzwecke aufgewendeten Summen in's Unermeßliche ſtiegen.“ Abgeſehen von der ſehr beherzigenswerten Anſicht, daß mit den reichlicheren Geldmitteln an ſich noch keine Förderung der Kunſt gegeben iſt — ſiehe Berliner Siegesallee — ſcheint mir das Gegenteil von Trübners Anſicht richtig zu ſein. Der Urſprung der Zuſtände im Münchener Kunſtleben liegt darin, daß bei allen praktiſchen Bethätigungen der öffentlichen und bei ſehr vielen der privaten Kunſtpflege die Künſtler ſelbſt das entſcheidende Wort entweder ſprechen oder diktieren. Sie ſind aber nie neutral und können es auch nicht ſein. Ob ihr Wille gut iſt, kommt darum bei all denen Fragen, wo es ſich um objektive Erledigung handelt, gar nicht in Betracht. Sie ſagen freilich, daß die ruhige, objektive Behandlung in künſtleriſchen Dingen das Schlimmſte ſei. Ihnen kommt es auf den „großen Zug“ an. Das iſt ja aber nur Streit mit Worten. Unparteiiſche Neutralität iſt immer das ſicherſte Fundament.

Wenn ich zum Schluſſe meine Anſicht ausſprechen darf, ſo geht ſie dahin: daß erſtens München eine ſchöne Zukunft vor ſich hat, weil alle Anzeichen dafür vorhanden ſind, daß die Willkürherrſchaft der Künſtler und der von ihnen ausgeübte Terrorismus gebrochen wird, und zwar durch die aus den Reihen der Künſtler ſelbſt hervor gehende Oppoſition; daß aber zweitens im Intereſſe der geſamten deutſchen Kunſt es nur freudig zu begrüßen iſt, wenn die einzelnen Kunſtzentren erſtarken und ſich Konkurrenz machen.

Nur wäre es ſchon im Intereſſe der Erſprießlichkeit dieſer Konkurrenz wünſchenswert, daß etwaige öffentliche Äußerungen ſachlicher wären und mehr den Thatſachen entſprächen als Roſenhagens Alarmartikel.

Herrn von Poſſarts Sündenregiſter. — Nur aus der allerletzten Zeit haben wir, nach den verſchiedenen Preßſtimmen, ganz von ungefähr folgende „Blütenleſe" zuſammen ſtellen können. So z. B. veranlaßte das Hinſcheiden Emil Drachs einen Herrn Ernſt Kreowski, in der „Täglichen Rundſchau" an eine Geſchichte zu erinnern, die in mehr als einer Beziehung uns intereſſant erſcheint. „Anfangs der neunziger Jahre war Emil Drach, der in der Nacht vom 5. auf 6. Februar in der Irrenanſtalt zu Illenau von ſeinen Leiden erlöſte Schauſpieler, als Heldendarſteller an das Münchener Hof- und Nationaltheater berufen worden, und zwar zunächſt auf fünf Jahre. Als im Frühjahr 1893 der langjährige General-Intendant Baron K. von Perfall von der Bühnenleitung zurück getreten war, begann eine ‚Reſtauration' an Haupt und Gliedern. Bald zeigte es ſich, daß Emil Drach in Ernſt Poſſart, dem nunmehrigen Intendanten, einen mehr und mehr ‚aufſäſſigen' Chef erhalten hatte. Daß perſönliche Gründe dabei mit ſpielten, läßt ſich ſo ohne Weiteres nicht annehmen. Drach ließ es an Sattelfeſtigkeit in ſeinen Rollen fehlen — er hatte zeitweiſe mit Gedächtnisſchwächen zu kämpfen. Das trat je länger, je empfindlicher bei den Darſtellungen zu Tage. Ich entſinne mich, erzählt Kreowski, noch eines Abends ſehr genau, an dem Kleiſts ‚Hermannsſchlacht' mit Drach als Arminius gegeben wurde und dieſer dermaßen ‚ſchwamm', daß das Publikum unwillig zu werden drohte. Bei ſpäteren Gelegenheiten ſpitzte ſich das Unannehmliche noch mehr zu. Aber wer hätte an die erſten Symptome der nach einigen Jahren thatſächlich ausbrechenden Geiſteskrankheit denken mögen! Eher war man, was ſich auch entſchuldigen ließ, geneigt, Drach Unfleiß und Unachtſamkeit nachzureden. Kurz, es mußten ſich dem verantwortlichen Theaterleiter doch für die allernächſte Zukunft bedenkliche Komplikationen gezeigt haben, und ſo überraſchte es denn in Theaterkreiſen nicht weiter, als es im nächſten Frühjahr hieß, Drach ſei von ſeiner Thätigkeit am Hoftheater entbunden. Nur das Wie fand ſehr abfällige Beurteilung. Eines Tages nach einer Vorſtellung, bei der Drach wieder unglücklich geweſen war, forderte nämlich Intendant Poſſart ſämtliche Solo-Mitglieder des Schauſpieles auf, ein Schriftſtück zu unterzeichnen. Dieſes ſprach ſich für die totale Unfähigkeit Drachs als Darſteller aus und befürwortete des Künſtlers ſofortige Entlaſſung, da er durch ſeine ungenügenden Leiſtungen ‚kontraktbrüchig' geworden ſei! Es iſt natürlich, daß die Unterſchriften dem Chef nicht vorenthalten wurden, obwohl auch nicht Einer war, der dem liebenswürdigen Kollegen übel gewollt hätte. Ein hervorragendes Bühnenmitglied, deſſen Name nicht verraten werden ſoll, hatte jedoch vorerſt den Mut, die verlangte Unterſchrift mit der Motivierung zu verweigern, daß kein Künſtler gezwungen werden könne, ſeinem hoch begabten und ſonſt bewährten Kollegen das künſtleriſche Todesurteil mit zu unterſchreiben. Das war gewiß edel gedacht. Allein die vom Hausjuriſten angedrohte Disziplinargewalt war auch in dieſem Falle mächtiger als der Korpsgeiſt des widerſtrebenden Schauſpielers. So fand denn das merkwürdige Schriftſtück die Genehmigung des Prinzregenten Luitpold — und Drach war trotz eines noch drei Jahre laufenden Kontraktes entlaſſen." Die Art, wie Drach nach dieſer Darſtellung „kontraktbrüchig" gemacht wurde, iſt ſomit bezeichnend für die Machtſtellung, die ſich

ein Theatergewaltiger anmaßen darf und zugeſtanden erhalten kann. — Mit der Spitzmarke „Unter uns Komödianten“ ſchrieb bald darauf die „M. Poſt“: „Die ‚Münch. N. N.‘ bringen in ihrer Nr. 55 folgende köſtliche Notiz: Joſeph Lewinsky, der Charakterſpieler des Wiener Hofburgtheaters, der ſelbſt Tennyſons ‚Enoch Arden‘ vielfach vorgetragen hat, ſchreibt ſeinem Kollegen Ernſt von Poſſart unter Anderem Folgendes: ‚Ich habe in meinem Leben nur drei Stimmen von ſo wunderbarer metallreicher Klangſchönheit gehört; die des Anſchütz, des älteren Dettmer in Dresden und die Ihrige; und Sie haben ſich den Zauber Ihres Organs unverletzt erhalten, es klingt wie in jungen Jahren. Wie ſind Sie um dieſen ſeltenen Schatz zu beneiden!‘ Der hier erwähnte Brief des Herrn Lewinsky hat eine kleine Vorgeſchichte. Wenige Tage vorher teilte nämlich das andere ‚hieſige Blatt‘ mit, Heern von Poſſart ſei es ‚gelungen‘, die Wiener Hofburg-Schauſpielerin, Frau Lewinsky-Precheiſen für ein Gaſtſpiel auf Engagement zu gewinnen. (Iſt ſpäter bekanntlich erfolgt! D. Schr. der „Geſ.“). So wird alſo das Loblied, das der Gatte der Dame ſeinem induſtriellen Kollegen widmet, gewiſſermaßen menſchlich begreiflich. Im Übrigen iſt Frau Lewinsky leider gar nicht Mitglied des weltberühmten Wiener Kunſtinſtituts, ſondern ſie gehört dem Stuttgarter Hoftheater an. Heer von Poſſart will alſo gütig den Etat des letzteren erleichtern. Das würde gewiß nicht zu verurteilen ſein, wenn die Dame eine beſondere Kraft wäre. Aber, obgleich ſie die Frau des berühmten Lewinsky iſt, hat ſie ſich ſ. Z. in Wien nicht halten können. Sie ſpielte zudem ſchon vor 20 Jahren in Leipzig als nicht mehr ganz junge Dame, und zwar die gleichen Rollen, für die ſie unſer genialer Intendant jetzt ‚entdeckt‘ hat. Heer von Poſſart iſt eben ein ganz beſonders findiger Theaterleiter, der ‚neue‘ Kräfte mit wahrem Adlerblick aufzuſpüren weiß!“ — Um die ſelbe Zeit, als es bereits ſtark auf das erkleckliche „Defizit“ unſeres Kgl. Hof- und Nationaltheaters los gieng, ſchrieb die ſelbe „M. Poſt“ gelegentlich: „In omnibus caritas! Die Kgl. Hofverwaltung hat den Referenten der Zioilliſte, Hofrat Hoegelauer (den bewährten Ratgeber der Krone in den ohne ſeine Mithilfe beigelegten Zwiſtigkeiten mit der Stadt! D. Red.), in die Hoftheater-Intendanz abgeordnet mit dem Auftrage, die ſämtlichen Kontrakte auf ihre juriſtiſche Giltigkeit zu prüfen und auch ſonſt über die finanziellen Zuſtände der Kgl. Bühne Bericht zu erſtatten. Wir empfehlen dem Abg. Dr. Caſſelmann, dem Heern Hofrat die Verträge mit Bayreuth nebſt den Randbemerkungen zu überreichen. Zu gleicher Zeit hat ſich Herr von Paſſart entſchloſſen, nach einmal ‚Enoch Arden‘ vorzutragen und zwar zu Gunſten des katholiſchen Charitasverbandes, da er ſelbſt momentan der Deviſe dieſes Vereins ſehr zugänglich iſt, die da lautet: In omnibus caritas. Was aber ſagen die Brüder von der Johannisloge zu dem neu bekehrten ‚Römling‘?“ Auch der Herr Theater-Referent der ſonſt durch von Poſſart'ſche „Memoiren“ doch ſo ſehr ausgezeichneten „M. Allg. Ztg.“ ließ ſich in eben jener Zeit in ziemlich ſcharfer Tonart über dieſes heikle Thema, wie folgt, einmal vernehmen: „Herr von Poſſart ſtudiert gegenwärtig Wagners ‚Ring des Nibelungen‘, um ihn, wie angekündigt, nächſtens vorzuleſen . . . Lieber wäre uns, und vielleicht auch manchem Andern, er ſtrengte weniger ſein Gedächtnis als ſeine Energie an und führe wie ein Racheengel in den Sumpf unſeres Haftheaters, der wieder, trotz Pumpe, bedenklich zu ſtagnieren anfängt. Es iſt gegenwärtig wieder einmal (wie oft hab' ich's ſchon erlebt!) viel vom Defizit die Rede. Defizit iſt Ehrenſache für jedes Hoftheater, indem es eben nicht wie das nächſtbeſte Stadttheater einſeitig Geſchäftstheater ſein ſoll. Auch geht Höhe und

Begleichung des Defizits eben nur den an, der es zu zahlen hat. Anders aber ſtünde die Sache, wenn es künſtleriſche Gründe ſind, die das Defizit eines Hof- und Nationaltheaters unnatürlich vermehren helfen. Dieſe Gründe und Mittel und Vorſchläge zur Hebung derſelben würden die Öffentlichkeit ſehr wohl angehen. Herr von Paſſart iſt von je ſo auffallend vom Glücke begünſtigt geweſen, daß wir immer noch haſſen, er erinnert ſich im letzten Augenblicke ſeines Haftheaters und betrachtet dieſes einmal nicht mehr ſo einſeitig, wie es jetzt den Anſchein hat, als eine Art Vorbereitungsbühne für das Prinz-Regenten-Theater." — Und ſogar die neue „Münchner Rundſchau", die ſonſt dach Raten und Thalen unſerer verehrungswürdigen Stadtväter durch ausgedehnte finanzielle Kommentare zu begleiten liebte, ſchwang ſich ganz plötzlich einmal zu einem Kunſt-Teile auf, um dem viel Genannten folgende gewichtige Warte (vulgo „Denkzettel") zu verſetzen: „Das Repertoir unſeres Münchner Haftheaters bietet ſo wenig, daß ein Prooinztheaterdirektor, der ſeinem Publikum nicht mehr bieten wollte, von der Kritik, und nicht allein der Berufskritik, zerriſſen würde. In der Oper giebt einzig Hofkapellmeiſter Stavenhagen einige kleine Lebenszeichen mit übrigens ſchon Dagewefenem. Und doch ſind unſere vier Kapellmeiſter Männer, die unter pflichtbewußter Oberleitung ſehr Bedeutendes leiſten könnten. Allen Klagen der Abonnenten ſetzt indeſſen Herr von Poſſart nur den widerwärtigen perſönlichen Kultus entgegen, den gewiſſe Leute mit ihm treiben; ſo hat er jüngſt die Welt beglückt durch Veröffentlichung eines Briefes Lewinsky's, worin der ‚Zauber' des Paſſart'ſchen Organes verhimmelt wird, als ob wir's nicht Alle ſchon mit unheimlichen Empfindungen gewahrt hätten, wie unſer Intendant alles Menſchenmögliche zu ſein beſtrebt iſt: Schauſpieler, Regiſſeur, Profeſſor, Rezitator, Schriftſteller, bildender Künſtler (er entwirft jetzt auch Dekorationen) ꝛc. ꝛc., nur nicht das Eine, was er heute von Amts wegen zu ſein hat, Intendant eines alt berühmten Hoftheaters, das an der Spitze der deutſchen Bühnen, nicht in der Reihe der Prooinztheater zu gehen hat. Selbſt in dem geduldigen München erheben ſich nachgerade unabhängige Stimmen. Herr von Paſſart darf ſich nicht wundern, wenn unter ſolchen Umſtänden der ‚Kapellmeiſterſtreit' ſich zur ‚Intendantenfrage' zuſpitzt. Er mag ſich aus der Theatergeſchichte bei Zeiten noch erinnern, daß ein Größerer, Heinrich Laube, in Leipzig plötzlich den Baden unter den Füßen verlor, als er geglaubt hatte, geſtützt auf einige durch Dick und Dünn mit ihm gehende ‚Rezenſenten', gerechte Beſchwerden ignorieren zu dürfen." — So alſo lagen die Dinge, als plötzlich — wie ein „rettender Engel" — das Gerücht von dem Berliner Rufe ſehr ſyſtematiſch auftauchte, das ſeither nicht mehr wieder ganz verſtummen wollte. Qu. e. d.

Leſefrüchte mit Randgloſſen — gemiſchte Gefühle in Stoßſeufzern.

Eine Verſammlung der „Society of Designers" in London hat die folgende kräftige Reſolution angenommen: „Eine Verſammlung von Muſterzeichnern, Damen wie Herren, die an dieſer Kunſt Intereſſe nehmen, proteſtiert gegen das Muſter der neuen engliſchen Poſtmarken, weil dieſes nicht geeignet iſt, die Fortſchritte der modernen Kunſt und Technik zum Ausdruck zu bringen." Die Feuilleton-Redaktion der „M. Allg. Ztg.", die das abdruckt, bemerkt nach ſelbſtändig hierzu: „Das Vorgehen der engliſchen Künſtlergeſellſchaft verdient beſondere Anerkennung. Die Briefmarken ſind hinſichtlich ihres künſtleriſchen Charakters auch in anderen Ländern längſt auf ein Niveau geſunken, das zu dem Stande der heutigen Kultur

auch nicht die geringſten Beziehungen hot." — Alſo ein neuer, höchſt wertvoller Bundesgenoſſe zur Unterſtützung auch unſerer Beſtrebungen ouf dieſem Geblete, mit denen wir, im künſtleriſchen Süden Deutſchkands, nicht nachlaſſen nach erlohmen werden.

Aus dem großen Droma Fiſcher-Reoiſionsprozeß zu Weimor haben wir uns nachſtehenden Diolog-Ausſchnitt als Dokument oufgehaben: „Zeuge Saltzmann beſtätigt, doß der Angeklogte ſich ſchon auf der Schule mit Philoſophie, nomentlich Nietzſche beſchöftigt habe. — Präſ.: Hat er Ihnen ouch ſeine Philoſophie dorgelegt? — Zeuge: Ja, aber ich aerſtehe daaan wenig, ich weiß nur, doß er das Leben verfluchte und ſich ols kraſſen Peſſimiſten bezeichnete." Nun, das genügt uns oollkommen. Nietzſche, der zu ſeinem „Fatum" beherzt „Ja!" ſagte, welcher lehrte, das Leben, gerade wie es iſt, mit einem heraiſchen „Trotz alledem!" zu ſegnen, zu verklären und zu rechtfertigen, — er ſall „am Leben gelitten", dieſes aerflucht und verleumdet hoben!!

Ein junger Frankfurter Zoalage, der in Freiburg ſeine Studien vallendet und oor Kurzem auch den Daktartitel erwarben, hat der Uniaerſität 15000 M. geſtiftet, deren Zinserträgniſſe als Reiſeſtipendien für Deutſche zu aerwenden ſind, die der Freiburger Hochſchute angehört haben aber noch angehören. Junge Zoologen, Gealogen und Botaniker ſollen aus der Stiftung mit Reiſeſtipendien bedacht werden." — Es wäre dach Intereſſant, zu erfahren, ab die Abſicht dieſer wohlthätigen „Stiftung" ſchan oor Abtegung des examen rigorosum zur Ertangung der Doktor-Würde bemerklich oder ruchbar geworden wor.

„Unter großer (aber, unſeres Bedünkens, durchaus unberechtigter) Heiterkeit erärterte der öſterreichiſche Kultusminiſter im Reichsrate die Notaendigkeit der Errichtung einer Lehrkanzel für Anſtandsweſen, die weiteren Kreiſen zugänglich gemacht werden ſolle."

Mon hielt ſich unlängſt über die „Inkonſequenz" und den „Widerſpruch" ſehr heftig auf, daß im „Tog" vor der Berliner Aufführung von d'Alberts „Impraolſator" ein begeiſterter Einführungs-Artikel der Frou Prof. Kwaſt, am „Tage" dorauf eine ſchroff oblehnende Kritik des Werkes oon Prof. Krebs geſtonden hatte. O, ihr Kurzſichtigen! Erſtens einmal iſt dos Schert'ſche Blatt doch ein unabhängigfreies „Diskuſſions-Organ"; und dann wäre hier einmal wahl der Reſpekt gerade vor dem Herrn Kritiker und Referenten am Platze gewesen, der ſich offenbar keinen Deut darum ſcherte, was die Chef-Redaktion on Präokkupotion bereits ſich geleiſtet hatte, und oöllig „ooraussetzungslos" ſeines hohen Amtes atsbatd wattete. Es hot wirktich ſchan batd den Aufchein, ats ob man einzig und allein nur mehr bei Auguſt Scherl ſeine Meinung offen und ehrlich, unbeſtechtich-unbehindert, ousſprechen könne!

„Für den diesjährigen Geſindebolt hat Jutius Stinde waiederum eine Fortſetzung ſeines ſtets mit ſo großem Beifoll oufgenammenen graßen Katpartageramanes ‚Emma, dos geheimnisaolle Hausmädchen' geſchrieben." Atſo ward in einer Vornotiz, Stimmung weckend, aller Wett verkündet. Mon nenne das Kind dann aber doch lieber gteich bei ſeinem richtigen Namen: „Geſtinde-Boll"! — Des Ferneren konnte man eine Annonce oan Haaſenſtein & Vagter zeitweitig oarfinden, des Tenors: „Erſte Sapraniſtin, ſtattliche Erſcheinung, aon ſalidem Charakter, mit kräftiger, reiner, hoher Sopranſtimme zu einem hochfeinen Nationol-Enſemble per ſofort unter günſttgen Bedingungen geſucht. Muſikatiſche Vorbildung erforderlich." Einſender ſcheint wirklich des noiaen Gloubens zu leben, daß für Sapraniſtinnen „muſikaliſche Varbitdung" nlcht immer und unbedingt erfardertich ſei!

Jn der „Münchner Ztg." wiederum rühmte ſich das Seidenhaus oon Henri Gerlach, an der Theatinerſtroße, daß ſeine

Digitized by Google

anläßlich des Geburtsfeſtes Seiner Kgl. Hoh. des Prinz-Regenten Luitpold arrangierte Dekoration allgemeines Aufſehen erregt und Beifall gefunden, ja unſtreitig zu den „ſchönſten“ gerechnet habe. Wo aber iſt in München der „Verein zur Förderung des Fremdenverkehres“, wie in Dresden, welcher ernſte Preiſe für die künſtleriſch ſchönſte, aeſthetiſch wertvollſte Schaufenſterſchmückung, und zwar durch eine Jury von Berufsleuten, alljährlich austeilen läßt?!

In einem Waſchzettel der „Geſellſchaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunſt in Bayern“ ſtand zu leſen: „Von den bisher in den bayeriſchen Tondenkmälern veröffentlichten Kompoſitionen haben insbeſondere die Werke von Dall' Abaco nicht nur geſchichtliches Intereſſe erregt, ſondern auch ihren Weg einerſeits in die muſikatiſche Öffentlichkeit, andererſeits in jene Kreiſe gefunden, denen die Pflege edler Hausmuſik ein Bedürfnis iſt. Es haben in den verſchiedenſten Städten Aufführungen von Dall' Abaeos Kompoſitionen ſtattgefunden. In Leipzig hielt Privatdozent Dr. A. Prüfer einen Vortrag über den alten bayeriſchen Konzertmeiſter, worauf vier ſeiner Werke zur Vorführung gelangten; in Zürich errangen ſich zwei Violinſonaten und ein Trio in der Kammermuſik-Matinée der ſchweizeriſchen Muſikgeſellſchaft durchſchlagenden Erfolg; desgleichen in Bologna das Concerto da chiesa in a-moli. In München hat ſich bekanntlich Konzertmeiſter Vollnhals der Geigenſonaten erfolgreich angenommen.“ Und nebenher ſprach der Herr Vorſitzende Prof. Dr. Adolf Sandberger dem Herausgeber dieſer Zeitſchrift perſönlich ſeine Verwunderung darüber aus, wie ſo dieſer wohl dazu komme: „eine zweifellos wichtige Münchner Sache (die der Kaim'ſchen Volks-Sinfoniekonzerte) gegen dieſe — für die Ignoranten allerdings weniger wichtige — geſamt-bayriſche Angelegenheit auszuſpielen.“ Nun, das Erſtgemeldete iſt ganz gewiß ein erfreulicher Anfang, aber noch lange nicht allzu viel, geſchweige denn ſchon genug! Und das Letztere iſt eben ein völlig irre führender Trugſchluß, gegen den wir hier anzukämpfen haben. In dem einzigen München hätten Tauſende und Abertauſende alljährlich ungemein viel unmittelbaren Genuß und Erhebung an ſolchen volkstümlichen Ideal-Konzerten, während für die, an ſich zweifellos wertvollen und unſer Kunſtleben gewiß bereichernden, Ausgrabungen im geſamten Bayern kaum einige hundert Köpfe vorerſt noch zuſammen kommen dürften. Erſt recht nun, nach der bedingten Bewilligung von nur 6000 M. (d. i. der Hälfte nur des Geforderten) als Subvention für jene Volks-Konzerte durch unſere Stadtvertretung, wäre aller Anlaß wohl gegeben, unſeren Landtag zur Bewilligung der noch fehlenden anderen Hälfte zu bewegen. Gilt es doch auch, unſere bayriſche Regierung einmal aufzurütteln, mehr und mehr erſt an ſolche Pflichten zu gewöhnen und ſie ſelbſt einſehen zu lehren, wie unglaublich wenig ſie — im Vergleiche wenigſtens zu anderen Staaten, Sachſen z. B. — für bildende Kunſt und Muſik zur Zeit noch thut.

Vortreffliche Bezeichnungen ſchlagen die „Egerer Nachrichten“ für die neuerdings ja getrennten politiſchen Gruppen der „Wolfianer“ und der „Schönerianer“ nach deren „Organen“ vor: die „Oſtdeutſchen“ und die „Unverfälſchten“. Es klingt hübſch „unentwegt“ und wenigſtens gut „öſtlich“!

Die „Arbeitsloſigkeit im deutſchen Reichstage“: — ein ſehr gutes und wahrlich höchſt zeitgemäßes, von einem Korreſpondenten der „M. Allg. Ztg.“ recht glücklich geprägtes Wort!

„Kuli“, „Kaki“, „Kotau“, „Amoklaufen“ — wer fände nicht mit uns: wir ſind bereits ſehr aſiatiſch geworden!

Besprechungen.

Korreferate.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, ersuchen wir hiermit höflichst, uns die gemeinten Werke in zwei Rezensions-Exemplaren gefl. immer übermitteln zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das größere Opfer für diesen besonderen Fall gerne daransetzen, oder aber beide Teile je eines dieser Exemplare uns freundlichst zu geben lassen. Eine Verpflichtung zu „korreferierender" Besprechung in unserem Rahmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgesprochen oder übernommen sein; hingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer solchen — gerne verbindlich, das unbenützte der betreffenden Rezensionsexemplare seinem Absender auf Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen. D. Schriftl.

Franz Mach: „Das Religions- und Weltproblem". Dogmenkritische und naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen für die denkende Menschheit. 2 Bände. Dresden, E. Piersons Verlag.

Wenn sonst in der Zeit stiller Bürgertugend und Moralphilisterei es sich begab, daß ein römischer Priester seiner Kirche den Rücken kehrte, die Kutte auszog und das Tonsurstigma des Leibes und der Seele von der gesunden Natur überwuchern ließ, da schmunzelten die gewissen kundigen Thebaner vieldeutig: „Aha! da hat ein kleiner Luther sein Nönnlein gefunden." Ein Vernünftiger wird natürlich auch darin einen zureichenden Grund finden, der Zölibatskirche und dem Kleriker-Konkubinate für immer abzusagen. Nun aber hat sich die Geschichte gewendet. Seit 1870 und der Erklärung des Stiftsprobstes und Professors von Döllinger, „das Dogma der Unfehtbarkeit als Christ, Theolog, Geschichtskundiger und Bürger nicht annehmen und sein Alter nicht mit einer Lüge beflecken zu können", seit dem Austritte dieses Mannes und vieler anderer katholischer Theologen, wie Friedrich, Reusch, Langen, Knadt, Reinkens, Michelis, Schulte aus der römischen Kirche, seit der noch in Erinnerung stehenden Angelegenheit Schell, endlich seit Fr. X. Kraus, dessen letztes Werk nach nach seinem Tode auf den Index gesetzt werden soll, geht es nicht mehr mit der Unterstellung, ein römischer Priester werde nur dann Apostat, wenn das Zölibat ihn zu sehr drücke. Auch bei dem Wiener Theologen Ehrhardt, bei dem Innsbrucker Professor Wahrmund und dem zum Altkathalizismus übergetretenen Professor und ehemaligen römischen Geistlichen Franz Mach gilt sie nicht. Wenn man ein Werk schreibt wie dieses „Religions- und Weltproblem", das so voll höchster Sittlichkeit, wissenschaftlichen Ernstes und universeller Bildung ist, ein Werk, zu dessen Abfassung ein Menschenalter unermüdlicher Forschung und Hingebung gerade genügt haben dürfte, dann ist man für die Kleinlichkeiten der Welt einfach nicht zu haben und das, was man thut, thut man aus innerem Seelendrange, aus Überzeugung, aus Wahrheitsliebe, um so mehr, wenn man wie Mach an der Schwelle des Greisenalters steht. Deshalb glauben wir ihm auch, wenn er es als den Zweck seines Werkes nennt: „Ich möchte meine Mitmenschen, vor Allem mein geliebtes deutsches Volk, in religiöser Beziehung auf einem höheren, freieren Standpunkte sehen, zu reineren, geistigen, religiösen Anschauungen und insbesondere zu einer reineren, vergeistigten Auffassung des Christentums im Sinne und nach dem Willen seines Stifters empor gehoben wissen."

In diesem Streben geht nun Mach mit Kraft und Gründlichkeit zu Werke. Die tote Starrheit des Katholizismus, der rö-

mische Despatismus, der sich erst in letzter Zeit aus Anloß des 600jährigen Jubiläums der Bulle Bonifaz' VIII. „Unam sanctam" wieder einmal entpuppte, die Unfähigkeit der katholischen Kirche, der Kultur und dem modernen Geiste Rechnung zu tragen, die böswillige, fanatische Unduldsamkeit gegenüber Andersgläubigen, der Heiligen- und Wunderschwindel, die Unbildung ihrer Priester, die es glücklich dahin gebracht haben, daß die gebildeten — Katholiken kann man sie nicht mehr nennen — Nomenskatholiken der katholischen, ja jeder Religion innerlich fremd und kalt und glaubenslas gegenüber stehen, die es in nicht zu feener Zeit dahin bringen werden, daß sich diese Religion als „Pogonenreligian in die entlegenen Alpenthäler zurück ziehen muß, um dort, aergessen von der Welt, an Altersschwäche sanft zu entschlummern", all das ist Mach ein Greuel.

Im ersten Bande behandelt er aarerst die Schicksale seines Lebens. Ich habe hier das Empfinden, als wenn das nicht recht paßte. Um seinen geistigen Werdegang zu kennzeichnen, reicht diese Lebensskizze nicht aus, und zur Erklärung seiner wissenschaftlichen Forschungen ist sie nicht nötig. Dabei ist Mach in Bezug auf seine Persan von einer rührenden Unbehalfenheit. Ja, wenn er in einem selbständigen Werke die persänlichen Erlebnisse, die Verhältnisse in der römischen Geistlichkeit auf Grund weiler Erfahrungen und aan einem haben, überlegenen Standpunkte aus schildern wallte, könnte man ihm dankbar sein. An die Lebensskizze schließt das eigentliche Werk, ein document humain im besten Sinne. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. An die Unterfuchungen über das Wesen der Wahrheit, des Glaubens und des Wissens schließt das prachtvolle, edel geschriebene, erschöpfende Kapitel „Läßt sich das Dasein einer persänlichen, aar- und überweltlichen Gottheit beweisen?" mit dem antalagischen Gattesbeweis Anselms aan Canterbury, dem kasmalagischen und physikateleologischen Gattesbeweis, dem historischen, dem Beweise aus der Wahrheit, der Existenz des Sittengesetzes, die alle im Gegensatze zu der römischen Lehre in den Satz ausklingen: „Ein streng wissenschaftlicher Beweis für das Dasein Gattes kann nicht geliefert werden — Gott ist kein Gegenstand des Wissens, sandern des Glaubens". In den weiteren Abschnitten „Welches Ergebnis bezüglich der Gattesidee weist die Geschichte des philasophischen Denkens auf", „Welcher wissenschaftliche Wert kommt dem aan den positiven Religionen aufgestellten Gottesbegriffe zu?" legt Mach ein stupendes Wissen an den Tag. Pythagaras, Plata, Aristateles, Seneca, Plinius, Haraz, die Hinduphilasaphen, Basilides, Tatian, Irenäus, Origenes, Petrus Abälard, um nur einige Namen zu nennen, werden ebensa glücklich aan ihrer charakteristischen Seite beleuchtet, wie Giardano Bruna, der graße „Ketzer", Hobbes, Spinoza, Newton, Leibniz, Voltaire, Rousseau, Hume, Kant, Jacobi, Herder, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Herbart, Günther, Fechner, Trendelenburg, Hartmann u. A. Auch hier kommt Mach zu dem aben angeführten Endergebnisse, und da auch weder der einseitig materialistische, noch der einseitig idealistische Manismus die letzten Rätsel der Welt zu läsen vermag, bleibt für ihn nur der „naturalistische Manismus" übrig, der weder die „Materie" nach den „Geist" leugnet und die Existenz eines „einzigen, absaluten, ewigen Weltwesens als Kamplex materiell geistiger Kräfte" annimmt. Dann erst aelangt das Werk zum Wesen der Religian, zur Beweisbarkeit einer göttlichen Offenbarung und zu der Realität des Wunders. Die Möglichkeit und das Varhandensein der Offenbarung wie der Wunder werden an der Hand aan Thatsachen abgewiesen, und es bleibt hach interessant, einen „Wissenden" über die Heiligen-Legenden der katholischen Kirche und deren krampfhafte Wundersucht kühl und abjektiv, stellenweise wahl in edler Entrüstung, nirgends jedoch das-

haſt oder hämiſch nörgelnd aburteilen zu hören.

Im zweiten Bande beginnt Mach mit dem Charakter Jeſu, der ſich „nicht entfernt die wahre und weſenhafte Göttlichkeit beilegen wollte", den neuteſtamentlichen Büchern, geht ſodann auf Jeſu Glaubens- und Sittenlehre über, behandelt hier Zölibat und Ordensgelübde, die Wunder Jeſu, die Ausbreitung der katholiſchen Kirche, ihre Päpſte, ihr Dogmenweſen und im Gegenſatze hierzu die Möglichkeit und Berechtigung freier, wiſſenſchaftlich-kritiſcher Forſchung des Proteſtantismus. Hierin ſieht Mach deſſen Hauptverdienſt und kulturgeſchichtliche Bedeutung. Das Weſen des Jeſuitismus mit ſeinen Grundſätzen über „Tyrannenmord", „Probabilismus", „Mental-Reſeraation" ꝛc. werden nicht vergeſſen. Die Ohrenbeichte, wie die Sakramente, finden ihre Würdigung, und über die Erſchaffung und das Alter des Menſchen, die Einheit des Menſchengeſchlechtes gelangt das Buch zur theologiſchen Lehre vom Urzuſtande, vom Sündenfalle, von der Erbſünde, der Erlöſung, der Subſtanzialität und Unſterblichkeit der Seele, zur Willensfreiheit und endlich zum Rückblick und zur Ausſchau. War es im Altertume die Philoſophie, welche den religiöſen Volksglauben zerſetzte, ſo ſind es in der heutigen Zeit die hiſtoriſche Kritik und die Naturwiſſenſchaft, durch welche die Menſchheit in religiöſer Beziehung in Gährung verſetzt wird. Daher die Verſuche, blos die praktiſche Seite der Religion zur Geltung zu bringen, eine rein menſchliche, ethiſche Kultur zu erſtreben und das „heilig Menſchliche" in der Menſchheit zu pflegen. Daher ferner die entgegen geſetzten Strömungen Herbert Spencers und Nietzſche's. Hoch über Alledem ſteht und wird dereinſt ſtehen „die reine Lehre Jeſu, geläutert durch die Errungenſchaften wiſſenſchaftlicher Forſchung, los gelöſt von ſpäteren Deutungen, Zuthaten und Dogmen" und dadurch befähigt, „das religiöſe Bedürfnis jedes Menſchen zu befriedigen. Nur die Rückkehr zum evangeliſchen Lehrbegriffe, wie Jeſus ihn wirklich wollte und vermittelte, vermag aus dem Labyrinthe theologiſcher Schulen und Syſteme zur religiöſen Einheit zu führen." Ob uns dieſe jemals zu Teil werden wird? Bei ſo vielen „chriſtlichen Kirchen"! Wie ſagte doch Walther von der Vogelweide? „Chriſtentum und Chriſtenheit — wer dieſe ſchnitt' zu einem Kleid!"

Ach ja! Das Ziel iſt ſchön, mit dem uns Mach winkt, aber auch weit, vielleicht unerreichbar weit. Daß es ſo nicht weiter geht in der dürren Öde „moderner" Weltanſchauungen einerſeits, in der ſtarren, zur Glaubensunfähigkeit führenden Rückſtändigkeit des Katholizismus, vielleicht auch anderer chriſtlicher Kirchen, andererſeits, das ſteht feſt. Mach hat in ſeinem Werke einen Weg gezeigt. Allen, die religiös noch nicht völlig abgetötet ſind, iſt dieſer Weg auf's Wärmſte zu empfehlen. Vielleicht finden ſie die Ruhe und den Frieden.

Joſef Trübswaſſer.

*

Dieſer unheimlichen Frucht der Gelehrſamkeit erkläre ich offen, nicht auf den Leib gerückt zu ſein. Ich habe das in ſeiner naiven Anmaßung faſt komiſch wirkende Vorwort, einen Teil der mit großer Selbſtbefriedigung breit und recht unintereſſant ausgeſponnenen Selbſtbiographie, zumeiſt unwillkürlich lächelnd, geleſen und in den beiden Bänden, mit „Abſchnitt"-Überſchriften wie: „Läßt ſich der meſſianiſche und göttliche Charakter Jeſu und die Göttlichkeit ſeines Werkes erweiſen?", oder „Läßt ſich die einſeitig materialiſtiſche und idealiſtiſche Weltanſchauung als wahr erweiſen?", mit gellndem Schaudern geblättert. Ich bin nicht mehr Gymnaſiaſt genug, um an derlei Sachen Geſchmack zu finden. Und, all meine kritiſche Redlichkeit aufgeboten, ich kann da nicht mit! Mögen ſich die proteſtantiſchen Paſtoren mit Feuereifer auf den altkatholiſchen Apoſtaten ſtürzen, Abhandlungen auf der breiten Baſis dieſes

van Zitaten ſtrotzenden „Lebenswerkes“ aufbauen — für die Leſer ihrer Kreis- und Fachzeitſchriften (es giebt auch Markenſammler): ich gehöre nicht zu der „denkenden Menſchheit“ in des übrigens ehrlichen und gewiß verehrungswürdigen Verfaſſers Apoſtraphenſinne. Ich liebe La Rochefaucauld, Schopenhauer und Lichtenberg; Profeſſor Franz Mach aber „behandelt“ das „Religions- und Weltproblem“ in ſeiner Gänze und ſyſtematiſch, hiſtoriſch-kritiſch wie „logiſch-metaphyſiſch“: da würde ich meinen ſchlechten Magen „zur Gänze“ hinrichten. Und das iſt ſchließlich nicht der Zweck ſolcher Folianten. Gehet hin und ſchöpfet aus fett und nach fetter gedruckten Kanklufianen und anregenden Fußnoten „Aufklärung“ und „Gewißheiten“! Ich will mich mit „Goethe's Geſprächen“ ſchlafen legen.

Dr. Richard Schaukal.

Julius Zeitler: Die Kunſtphiloſophie von Hippolyte Taine. Leipzig, H. Seemann Nachf.

Der Verfaſſer iſt uns zuerſt als Darſteller und Kritiker der Aeſthetik Nietzſche's bekannt geworden. Diesmal will er ſich in der Behandlung der Kunſtphiloſophie Taine's, mit Hinweglaſſung der Litteratur, Pſychologie und Geſchichte, an dem großen franzöſiſchen Schriftſteller ausarbeiten, indem er allgemeine Gegenwartsprobleme, die in das Taine'ſche Werk hinein klingen, gleich mit abwandelt. Wer Taine nicht ſelbſt ganz genau aus ſeinen Originalſchriften kennt — mir waren ſie bereits 1877 in Neapel und 1882 in Paris Gegenſtand eifrigſten Studiums — wird ſich durch Zeitlers Darſtellung zwar heftig angeſprochen, aber doch wohl kaum voll befriedigt finden. Taine's Erſcheinung in ihrer außerordentlichen Plaſtizität ſozuſagen bekommt bei Zeitler etwas Flüſſiges und Schillerndes, wodurch nicht wenig von dem impoſanten und reichen Lebensbild verloren geht. Es wird zwar weidlich in Theorien gekramt und alles beigebracht, was dafür und dawider geſagt worden iſt und noch geſagt werden könnte, aber der Schriftſteller ſelber in ſeinem prachtvollen Eigenwuchs wird kaum in Betrachtung gezogen. So gewinnt der Leſer zweifellos eine gute Orientierung über alle möglichen Anſichten Taine's, ſeiner Vorgänger, ſeiner Freunde und Gegner in allem, was mit der Soziologie der Kunſt enger oder loſer zuſammen hängt; doch den Taine an ſich, dieſes entzückende Phänomen im franzöſiſchen Geiſtesleben der letzten Jahrhunderthälfte, wird er ſich kaum menſchlich näher gebracht fühlen. Das Zeitler'ſche Buch muß man eben nehmen, wie es gedacht und gemacht iſt. Es iſt ein ſehr dankenswerter Beitrag zur Kenntnis Taine's und ſeiner geiſtigen Atmoſphäre, nur darf man nicht vergeſſen, daß man nach dem Studium dieſes grundgeſcheiten Buches eben erſt einen von den vielen möglichen Wegen kennen gelernt hat, dem überaus reichen Geiſtesſchatze Taine's beizukommen — aber im Zentrum ſeines Weſens iſt man damit noch nicht. Ich füge noch ein perſönliches Geſtändnis an: Zeitler ſchreibt einen glänzenden Stil, aber eine kunſttheoretiſche Schrift von Taine ſelbſt hat mir im Original nicht ſo viel Mühe verurſacht als dieſe deutſche Schrift über Taine. Unſere ſchriftſtellernden Gelehrten haben noch immer eine ganz verwünſchte Meiſterſchaft, uns mit allen nur erdenklichen Ausdrucksſchwierigkeiten der deutſchen Sprache auf dem Laufenden zu erhalten, ſelbſt wenn ſie ſich Nietzſche's apharistiſche Knappheit zum Vorbild nehmen.

M. G. Conrad.

*

Vergl. hierzu auch Dr. Joſef Hofmillers Beitrag: „Taine und die Gegenwart“ vorne, gleich zu Eingang.

Lothar von Kunowski: Durch Kunſt zum Leben. Band II. Geſetz, Freiheit und Sittlichkeit des künſtleriſchen Schaffens. Band I. Ein Volk von Genie's. Leipzig, Eugen Diederichs.

Wenn ein Autor die Behandlung eines Staffes aan varnherein auf eine ganze Reihe aan Bänden zuſchneidet und den 6. Band dieſes ſeines Werkes zuerſt herausgiebt, ſa nimmt man an, daß er nicht nur aiel, ſandern daß er auch weiß, wie er es zu ſagen hat. Der Titel van Kunawski's Werk iſt nicht nur ein zeitgemäßes Schlagwart, ſandern wirklich ein Prablem, das heute viele unſerer allerbeſten Käpfe beſchäftigt. Künſtleriſche Erziehung, ſaziale Kunſt, Valkskunſt, weiter: Kampf gegen den Materialismus, maderne Renaiſſance, künſtleriſche Kultur — dieſe Warte geben ein Pragramm, das hier keiner näheren Ausmalung bedarf. Kunawski farmuliert ſeine Ideen: Alle Bücher mit dem Titel „Durch Kunſt zum Leben" bilden ein Ganzes, den erſten Aufbau einer Weltanſchauung des bildenden Künſtlers; ſie zeigen mit dem Ideal den Weg, es zu erreichen, . . . zuſammen fallen ſie eine Überſicht aller Prableme der bildenden Kunſt geben, für den Künſtler, für den Laien, für den Kritiker. In „einer Zeit, die nur in Stilarten der Vergangenheit ſchafft oder in knechtiſcher Abhängigkeit van der Natur," wird „energiſcher Bruch mit rein hiſtariſcher Darſtellung, mit Gegenwärtiges beſchreibender Ramanproſa, mit philaſaphiſcher Abſtraktian durch gleichzeitige Anwendung dieſer Arten der Denkweiſe (?) der beſandere Charakter einer Kunſtlehre ſein, welche die Rechte des Genie's gegen jede ſachmänniſche Verkrüppelung verteidigt . . . Setzt das Genie an Stelle des Fachmanns in allen Gebieten . . ., ſa wird jede Handlung Kunſt . . . Ein ganzes Valk van genialen Menſchen! Das iſt die Farderung dieſes Buches!" Mit dem Satze: „Hebt die Genie's, und ihr habt die Maſſen gehaben," ſcheint der Verfaſſer dann ganz in Nietzſche's Fahrwaſſer zu geraten; ſa, in ſeinem Zukunftsreiche „wird man aufhären, ſich den Kapf über den Zuſtand der leiblich Arbeitenden zu zerbrechen, denn die ſargen für ſich aan ſelbſt auf's Beſte". Die Deutſchen ſind ihm zwar ein „häßliches, dem Auge der andern Völker anſtäßiges Valk, klumpig, klabig, klatzig, knallig, rhinazerantenhaft in Gebärde und Tracht", dazu „ein Volk der Unſichtbarkeit, weil wir aerlernt haben, den Leib als Ausdrucksmittel des Lebens zu behandeln"; aber dach „iſt die Seele Eurapa's bei uns, wir ſind nicht Eurapa, aber ſein Herz und Nervenſyſtem". Deutſchland ſall das Kulturreich der Zukunft werden; die Raſſengegenſätze werden aerſchwinden, denn z. B. „Deutſche und Tſchechen bekämpfen ſich, weil kein Künſtler bisher die Varzüge beider neben einander in einem Bilde entwickelt hat, daher auch im Leben keiner dem Andern ſich erkennbar macht als ergänzendes Weſen". Aber dieſer Kampf um die Kultur ſall ein friedlicher ſein: „es iſt beſſer, ſich tatſchießen zu laſſen, als mit ſcheußlicher Nähre anderen Menſchen Bleikugeln durch den Leib zu jagen". „Wer einen Trupp Saldaten ſieht, ſall mit dem erſten Blick aus der kunſtvallen Geſtaltung aller Gerätſchaften und der Kleidung, an Helm und Schwert, die Summe der Kraft erkennen, die in dieſem Trupp gebargen iſt." Dann die palitiſche Perſpektive: „diejenigen Natianen, welche ſich nach Anſchluſi an einen zentralen Willen ſehnen, in einer machtaallen Gruppe aereinigt; der ſkandinaviſche Narden, Halland, die Schweiz, das Völkergemiſch Öſterreichs und die ramaniſchen Staaten, nebſt denen des Mittelmeeres — hier ließe ſich ein palitiſches Kunſtwerk aan unaergleichlichem Reichtum ahnen!" Kunawski, der uns „den tieferen Sinn der Talſtai'ſchen Schriften" als den „Zarn des Barbaren gegen eine Kultur, die er nicht verſtehen kann", enthüllt, löſt auch die Frauenfrage für ſeinen Zukunftskulturſtaat mit der ſelben ſpielenden Leichtigkeit, wie er das oben ſchan mit der ſazialen gethan hat. „Es iſt eine Feigheit und ein Mangel an Selbſtaertrauen, wenn das Weib in Ängſten um ihre Exiſtenz die Wege des Mannes beſchreiten will. Ein Weib, das van früher Jugend dahin gebildet wurde,

das Ziel menſchlicher Beſtrebungen im Schaffen einer Heimſtätte für künftige Generationen zu ſuchen, löuft keine Gefahr, kein Unterkammen zu finden." Alſo! „Ihre Sphäre iſt und bleibt der Herd, ihr Genie verwandelt eine Wirtſchaft, in der man Speiſe und Trank verteilt, in einen Ort des Austauſches geiſtiger Güter." Vermutlich ſo eine Art höherer Caféhausbeſitzerin; welche Ausſichten für die deutſche Frau! Und welcher Art iſt nun die Kunſt, durch die wir nach Kunowski zum Leben dringen? Auch dafür giebt er unzweideutig Antwart. „Eine Kunſt erreicht ihre Höhe mit der Fähigkeit, die vornehmſten Ideale der Menſchheit durch allegariſche Geſtalten auszudrücken." „Eine Kunſt, die nicht den Äußerungen der Geiſter aller Menſchen und ihnen ſelbſt Form aerleiht, wie die Kunſt der Natur allen Geſchöpfen der Erde vam Stein bis zum Stern, vom Löwen bis zur Muſchel, iſt graber, ſtrafbarer, äffentlicher Unfug." Und der Weg dahin? „Der Schüler fall einen älteren Meiſter vor allen anderen ſtudieren, bis er dahin gelangt, die Natur aallkammen mit dem Auge desſelben zu ſehn." Denn „der modeine Künſtler aerwechſelt Typus und Ideal und ſcheut den erſteren, weil er wähnt, er müſſe eine Geſtalt aerſchönern, idealiſieren, um ſie zu einer allgemein menſchlichen zu machen." Die künſtleriſche Umgebung der neuen Kulturmenſchen: „Schrank, Tiſch, Stuhl, Gefäß und Leuchter ſollen die Bewegung des Menſchen ſchwungvall aufnehmen, wie das Geäſt der Bäume, den Sprung des Hirſches u. ſ. w." . . .

Wir können leider nicht mehr Stil- und Geiſtesproben bringen. Heimat, Geſelligkeit, Idee, Typus, Begriff, Wagner, Luther, Bismarck, Gaethe, Beethaoen, Uniaerſatismus und Spezialismus, Anatomie, Aktzeichnen, Genius, Pfahlbürger, Übermenſch, Gottmenſch — nichts bleibt in dieſem Schwall halb aerdauter, mit ungeheurem, philoſophiſch ſich gehabenden Untiefſinn vorgebrachter Kulturphraſen verſchont. Das iſt „der neue Wartführer der künſtleriſchen Kultur Deutſchlands", wie ihn Herr Diederichs ſo ſchön nennt. Eine treffende Formel für unſere Kritik giebt Kunowski ſelbſt. In der „Maſſe der mittelmäßigen Gelehrten, die mit dem Wort eine ſehr mangelhafte Anſchauung aerbinden, und der graßen Zahl der Künſtler unſerer Zeit, die zu bequem ſind, um logiſch zu denken" ſteht er ſelbſt an allererſter Stelle. Die Völker Europa's würden ſich wundern, wüßten ſie, wer „ihren ungeheuren Aufſchrei nach Sichtbarkeit und Kunſt nieder geſchrieben hat". Und nun noch mindeſtens vier weitere ſolche Bände? Die, wie ich ausdrücklich bemerke, zahlreichen Bewunderer Kunawski's können ſich gratulieren. Aber die wahren Freunde der deutſchen Kultur verhüllen ihr Haupt — wenn auch nicht ſchweigend.

Erich Haenel.

*

Nietzſche hat bekanntlich bei R. Wagner aon „Theatrakratie" geſprochen, und jedermann kennt ja das Fremdwaort „Ariſtokratie". In Anknüpfung daran möchte ich bei L. v. Kunawski's Schriſten (varnehmlich Bd. I) aon einer Hypertraphie des Kunſt-Enthuſiasmus ſprechen und die kühne Wartbildung „Artiſtakratie" zur näheren Bezeichnung einmal wagen. Jedenſalls bedeuten ſie ein Übermaß, und dergleichen iſt, ſchon im Hinblick auf das alte μηδὲν ἄγαν!, allemal ungeſund und aam Übel. Das Gute darin ſcheint mir zudem nicht neu, das Neue durchaus nicht immer gut. Auch der „Kunſtwart" glaubte ſein anfänglich bekundetes warmes Intereſſe für den Autor — doch wahl aus inneren, Anſchauungsgründen — mit der Zeit wieder einigermaßen zurück ſchrauben zu müſſen. Und wenn gar ein Mann wie P. Schultze-Naumburg gelegentlich einer Beſprechung dieſer Werke begeiſtert ausruft: „In zehn Jahren wollen wir uns über Lothar v. Kunawski wieder ſprechen!" — oder ſa ähnlich, ſo muß ich affen bekennen, daß ich

ſolche rückhaltloſe Zuſtimmung grade oan dieſer Seite nicht recht begreife.

Arthur Seidl.

Georg Brandes: Geſammelte Schriften. Deutſche Original-Ausgabe. München, Albert Langen. (Erſcheint in 60 Lieferungen zu 1 M.; vorliegend: Lieferung 1—3.)

Die geſammelten Schriften werden in einer Reihe von ſelbſtändigen Bänden die große däniſche Brondes-Ausgabe in guter Verdeutſchung bringen. Die Original-Veröffentlichung iſt in Dänemork ſoeben fertig geworden. Albert Longen läßt ihr die autoriſierte Überſetzung auf dem Fuße folgen, um den Viroten, die ſchan ſa viel in Brondes-Plünderung geleiſtet hoben, einigermaßen das Handwerk zu verleiden. Dos iſt labenswert. Das deutſche Publikum erhält ſo zum erſten Mol eine korrekte Ausgabe, die des berühmten Schriftſtellers würdig iſt und ſeinen geiſtigen wie wirtſchoftlichen Intereſſen gerecht wird. Es iſt eine notionale Aufmerkſamkeit, daß der erſte Bond, van dem jetzt drei Lieferungen vorliegen, uns die „deutſchen Perſönlichkeiten“ varſetzt, eine Reihe ſorgfältiger Charakterſchilderungen von Männern, die in der Entwicklung unſerer Politik, Litteratur und Stoatsverwaltung eine Nalle geſpielt haben, teilweiſe noch ſpielen. Wir werden die Fortſetzung aufmerkſam verfolgen.

M. G. Canrad.

*

Georg Brandes' Bedeutung für die aeſthetiſche Erziehung unſerer Generatian kann heute bei Allem, wos mon ſeiner geſprächigen und im beſten Sinne feuilletaniſtiſchen Art und Unort oorzuwerfen findet, nicht mehr in Frage geſtellt werden. Dieſe, wie mon ſchon jetzt rühmen darf, gut redigierte Geſamtausgabe war ein gern zu begrüßender Gedanke. Es wird uns Vieles gebaten werden, das wir noch nicht oder nicht unverſtümmelt kennen. Und man mag von dieſem vielſeitigen, eifrigen und reichen Manne kaum eine Seite ahne Intereſſe leſen. Das graße Unternehmen, oon Th. Th. Heine mit einem geſchmackvollen Heftumſchlage beſchenkt und klar und angenehm auf gutem Papiere gedruckt, ſetzt mit dem Bande „deutſche Perſönlichkeiten“ ein. Ein ſehr perſönliches Varwort feſſelt ſogleich. Der treffliche Eſſay „Maltke“ (1878) iſt ein verheißendes Anfangskapitel.

Dr. Richard Schaukal.

Wilhelm Uhde: Perikles. Dresden, Carl Reißner.

Sehr fein macht dieſer Wilhelm Uhde ſeine Soche. Er führt den Verfechtern antiker Kunſtonſchouungen einen echten — Perikles oar. Wer ſich getroffen fühlt, kann ſich zum Worte metden; wem's juckt, kann ſich krotzen. Ich ſehe einen — — wer nach? — M. G. Canrad.

*

Nur wenige Seiten ſind es, die das kleine Schriftchen enthält, ober es ſteht viel darin! Uhde giebt uns ein ungemein anſchauliches Bild von den glänzenden perſönlichen und ſtoatsmänniſchen Eigenſchaften des Perikles und er zeigt uns, daß nur die trotz der graßen Machtfülle bei dieſem bedeutenden Manne ouf allen Lebensgebieten ſich bekundende, varnehme Zurückhaltung rein prioater Wünſche und Meinungen und nicht das geräuſchoalle Heroarkehren der eignen Perſönlichkeit eine ſolche Kulturblüte zu zeitigen oermochte, wie ſie uns im perikleiſchen Zeitalter begegnet. — Das zu wiſſen, dürfte auch in unſeren Tagen nicht ſa ganz überflüſſig ſein!

Dr. Leon Zeitlin.

„Lichter“, Poeſieen von Max Beyer-Hamburg. Leipzig, H. Seemann Nachf.

Dieſes Buch iſt anders, wie Dichtbücher ſanſt. Keine Epiganenlyrik, keine modern ſein ſollende Foſelei. Beyer iſt eine aporte Erſcheinung. Was er nicht alles ſieht! Und wie er's ſieht! Daß ich es ſage: hier ringt einer: empor! Von keinem Großen

hat dieſer empfangen, wie es dach bei uns Jungen häufig der Fall iſt. Ich bin geneigt, Bücher, in denen Verheißungen glimmen, zu empfehlen — und ſallten in einem Bande nur zwei, drei wahrhaft Gerechte ſein. Hier ſind Verheißungen. Sagar mehr als zwanzig! Verſchiedene dieſer Stimmungen und Bilder las ich ſchan in „Jugend", „Geſellſchaft", „Deutſches Dichterheim". — Sie ſind mir nur zu ſehr durch einander gewirbelt, ardnen ſich nicht zum Ganzen, Abgeſchlaſſenen. Manches vermachte meine Pſyche nicht aufzunehmen. Doch, wa Bild und Rhythmus ſich ganz in einander ſchmiegen, rührt uns eine tiefe, tiefe Innigkeit. (Ewiger Frühling, Vaterunſer, Niels Nielſen, das luſtige Träumchen, Stille Liebe, Der verlaſſene Brunnen . . .)

„Ein Brunnen ſteht verlaſſen,
kamml niemand dart hinaus.
Meine Seele fließt und fließet
und niemand trinkt daraus . . ."

Karl Röttger.

*

Unſchuldige Spielereien mit Vers und Reim. Manchmal ein lieber Gedanke, manchmal ſa etaas wie der leiſe Hauch einer Stimmung. Litteratur weder in gutem, nach — was heute ſchan aiel heißt — in böſem Sinne.

Dr. Richard Schaukal.

Vermiſchtes.

Van der neuen Gaethe-Ausgabe des „Bibliagraphiſchen Inſtituts", deren erſten Band ich vor einiger Zeit hier beſprach, iſt nunmehr der achte, van Dr. Viktar Schweizer, und der zwölſte, aan Dr. Karl Heinemann bearbeitet, erſchienen. Der achte Band enthält die Leiden des jungen Werthers, die Briefe aus der Schweiz, und die Wahlverwandtſchaften; jedem der Werke iſt eine Einleitung des Herausgebers aarangeſchickt. Erlebtes und Erdichtetes im „Werther" wird ſargfältig abgewagen, ſa weit eine Scheidung möglich iſt; fein und richtig bemerkt Schweizer, daß wir's im „Werther" aan Anfang an mit poetiſchen Erlebniſſen Gaethe's in Wetzlar zu thun haben, daß Erlebnis und Phantaſiegeſtaltung in außerordentlicher Weiſe gegenſeitig ſich durchdringen und ſteigern. Die oft vernachläſſigten Beziehungen zu der Familie Laroche-Brentana werden in ihrer Wichtigkeit für die Geſtaltung des Werkes dargeſtellt, die Anklänge an Rauſſeau, Yaung, Oſſian, Sterne mit kritiſcher Varſicht angegeben. Die Anmerkungen ſind hach willkammen; keine iſt überflüſſig. Ebenſa aarzüglich iſt die Einleitung zu den Wahlaerwandtſchaften. Den Schluß bilden 14 Seiten bibliagraphiſchen, philalagiſch-textgeſchichtlichen und ſachlich-berichtigenden und erläuternden Anhangs, in den alles aerwieſen warden iſt, was nicht zum unmittelbaren Verſtändnis der Dichtungen nötig war. — Ein Meiſterwerk iſt die Heinemann'ſche Ausgabe aan „Dichtung und Wahrheit". Die Entſtehung der Autabiagraphie wird in einer anziehenden Einleitung geſchildert. Die ſehr zahlreichen und gewiſſenhaften Anmerkungen machen die bisher beſte Ausgabe, diejenige Laepers, überflüſſig. 26 Seiten Aumerkungen und Zuſätze ſalgen. Der Band koſtet, auf gutes Papier deutlich und ſcharf gedruckt und gefällig gebunden, 2 Mark. Ich weiß keine beſſere Ausgabe Gaethe's. Der kritiſche Apparat genügt ſelbſt dem litterarhiſtariſchen Fachmann, der die Weimarer Saphienausgabe nicht beſitzt, vallkammen. Die Bände ſind beſſer ausgeſtattet als die mir bekanuten ſanſtigen Ausgaben, der Preis ſtaunenswert niedrig. Wenn die Ausgabe in der bisherigen muſtergiltigen Weiſe fortgeſührt wird, wird ſie eine geradezu einzige Leiſtung darſtellen.

Dr. J. Haſmiller.

Richard Ackermann: Lard Byran. Heidelberg, Carl Winters Uniaerſitätsbuchhandlung.

Der Abſicht, auf nicht eiumal 200 Seiten alles zuſammen zu tragen, was wir über

Byrons Leben und Werke wissen, wird dieses sorgfältige Buch gewiß gerecht. Es verzichtet darauf, dem Leser aesthetische Urteile aufzunötigen, oder Sensationspsychologie zu begehen. Es gehört zu jener Art von Biographien, die ihren Ehrgeiz darein setzen, nur Thatsächliches zu bringen, dieses jedoch so vollständig als mäglich. Freilich setzt es Leser voraus, die aesthetischer Bevormundung entraten kännen. Angenehm berührt auch der gelassene ruhige Ton gegenüber zahlreichen Byronbiographien, die vor Enthusiasmus schwitzen. Das Buch wird jedem, der es benützt, gute Dienste thun. Hätten wir nur über andere Dichter auch salche Biagraphien! Eine Sammlung, wie die Grands Ecrivains Français wäre auch für Deutschland dringend zu wünschen. Unsere „Geisteshelden" sind zu ungleich im Umfang, zu teuer und auch nicht so gut ausgestattet. Dr. J. Hasmiller.

Benna Rüttenauer: Aphorismen aus Stendhal über Schänheit, Kunst und Kultur. Straßburg, Heitz & Mündel.

Die sehr anregende und geschmackaoll ausgewählte Sammlung bringt eine Fülle von Geist in folgenden zehn Büchern: Der Autor über sich selber; über Kunst im Allgemeinen; über Architektur; über Skulptur; über Malerei; über Musik; über Theater; über Frauenschänheit, Liebe, Ehe; über Religian; Moralisches, Psychalagisches, Politisches. Eine gute Einleitung Rüttenauers regt an, auch da, wo sie zum Widerspruche herausfordert. Die Apharismen zu lesen, ist ein ungestörter, sich steigernder Genuß: man hört einen Weltmann plaudern, der sehr fein und klug ist, sich und Andern nichts varmacht, der auch im Geistigen gute Formen hat, dessen Enthusiasmus niemals belästigt, sandern vornehm in's rechte Licht rückt. — Gleichzeitig sei auf das erste Oktoberheft der „Insel" hingewiesen, in dem Wilhelm Weigand über Stendhal ein Essay niedergelegt hat, worin sehr viele Dinge stehen, die noch niemand anläßlich Stendhals bisher entdeckte, und das sich der Betrachtungsweise Emersons in den Representative Men durch die reine Höhe des Standpunktes und die verstehende Vornehmheit des Urteils zur Seite stellt.
Dr. J. Hofmiller.

Ein Ananymus hat gegen die Litteraturspekulationen des Fräulein Margarete Michaelsan alias Ernst Georgy protestieren zu müssen geglaubt und unter dem Titel „Die Berliner Range" (Berlin, Fußingers Buchhandlung) ein Pamphlet gegen das geschmacklase Unternehmen gerichtet. Dach ist das Schriftchen mehr grab als witzig, und wenn der Verfasser fast immer zu schwarz sieht und malt, sa ist besanders zu bedauern, daß er schon auf der zaeiten Seite seines Textes nach dem Staatsanwalt schreit. Man kann die weiblichen Handarbeiten der Margarete Michaelsan thöricht, schal und verächtlich finden; aber ein Schriftsteller, der einen Kollegen denunziert, hat die litterarischen Ehrenrechte verwirkt. -fm-

Druckfehler-Berichtigung: Heft Nr. 7, S. 69, Sp. 1, Z. 3 u. 2 v. u. sowie ebenda Sp. 2, Z. 5 v. o. ist in dem Referate des Hrn. Dr. R. Schaukal über d'Annunzio statt „Zynismus" und „Zynikern" selbstaerständlich „Lyrismus" und „Lyrikern" zu lesen.

Büchertiſch.

(Beſprechung vorbehalten.)

Bahr, Hermann: Premièren. Winter 1900 bis Sommer 1901. München, Albert Langen. 287 S.

Blank, Mathias: Am Hochzeitsmorgen. Ein Familienereignis in 3 Zeitrn. Dresden, E. Pierſons Verlag (R. Lincke). 94 S. M. 1,50.

Bücher, Dr. Karl: Arbeit und Rhythmus. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 455 S.

Caemmerer, von: Magenta. Der Feldzug von 1859 bis zur erſten Entſcheidung. Mit drei Kartenbeilagen in Steindruck und einer Textſkizze. Berlin, Siegfried Mittler & Sohn. 216 S.

Chomel, Kamo No: Eine kleine Hütte. Lebensanſchauung. Überſetzt von Dr. Dolſt Itchikawa. Berlin, C. A. Schwetſchke & Sohn. 41 S. M. 1,—.

Denkmäler deutſcher Tonkunſt. Zweite Folge: Denkmäler der Tonkunſt in Bayern. Veröffentlicht durch die Geſellſchaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunſt in Bayern. 2. Jahrg. Bd. II. Ausgewählte Werke von J. K. Kerll I. Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 183 S.

Ehrhard, Dr. Albert: Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. Stuttgart, Joſ. Roth. 416 S. M. 4,80.

Eſeſt-Kilburger, C. (Frau Clara Blüthgen): Das böſe Buch. Skizzen aus dem Leben. 1. bis 10. Tauſend. Nr. 13 von Eckſteins Moderner Bibliothek. Berlin W, Rich. Eckſtein Nachf. (H. Krüger.) 96 S. M. 0,50.

Fiſcher, Ernſt: Eiszeittheorie. Heidelberg, Carl Winter (Univerſitätsbuchhandlung). 19 S.

Fried, Alfred H.: Der Theaterdruſel. Eine Streitſchrift gegen die Überſchätzung des Theaters. Bamberg, Handelsdruckerei. 117 S.

Fuhrmann, Richard: Herunter die Maske! Eine Anklageſchrift gegen unſere „unmoraliſche Moral" und unſer perverſes Sexualleben. Edenoa. 96 S. M. 1,—.

Gegen den Zolltarif! Reden der Abgeordneten G. Gothein, K. Schroder, Dr. Pachnicke, Roeſicke-Deſſau. Berlin, Max Hoffſchläger. 68 S.

Goldſchmidts Bibliothek für Haus und Reiſe. Bd. 103 und 104. Zwei Väter. Auſtraliſch-deutſcher Roman von Ottomar Höſer. 3. Aufl. 204 S. M. 1,—. — Ein Seelenleiden. Novelle von Hellmuth Mielke. 101 S. M. 0,50. Berlin, Albert Goldſchmidt.

Gorki, M.: Sechsundzwanzig und Eine, und andere Erzählungen. Überſetzt von L. M. Wiegandt. Nr. 12 aus Eckſteins Moderner Bibliothek. 1. bis 10. Tauſend. Berlin W, Rich. Eckſtein Nachf. (H. Krüger.) 98 S. M 0,50.

Goſſe, Edmund: Walt Whitman. 15. Heft der Modernen Eſſays zur Kunſt und Literatur. Herausg. Dr. Hans Landsberg. Berlin W, Goſe & Tetzlaff. 27 S. M. 0,50.

Gumplawicz, Ludwig: Die ſoziologiſche Staatsidee. 2. verm. Aufl. Innsbruck, Wagner'ſche Univerſitätsbuchhandlung. 224 S. M. 4,80.

Hepmann, Robert: Herrenrecht. Drama in 1 Aufzuge. Bühnenmonuſkript. Leipzig, Hermann Dege. 14 S.

Holzer, Rudolf: Frühling. Schauſpiel in 4 Aufzügen. Linz, Öſterreichiſche Verlagsanſtalt. 219 S.

Jacques, Norbert: Im Bonne. Gedichte. Dresden, E. Pierſons Verlag (R. Lincke). 90 S. M. 1,50.

Jiges, Walther F.: Ernſt Ortlepp. Blätter aus dem Leben und Dichtrn eines Verſchollenen. München, Ernſt Reinhardt. 191 S. M. 3,—.

Jenſen, Wilhelm: Im achtzehnten Jahrhundert. Zwei Novellen. Leipzig, B. Elliſcher Nachf. 206 S. Geh. M. 3,—, geb. 4,—.

Katalpge Nr. 133, 137 u. 138 von ollerhand rorrn und merkwürdigen Büchern und Kupferwerken ſawie aus allen Wiſſenſchaften. Düſſeldorf, Franz Teubner (Antiquariat).

Kerſchenſteiner, Dr. Georg: Beobachtungen und Vergleiche über Einrichtungen für gewerbliche Erziehung außerhalb Bayern. München, Carl Gerber. 245 S. M. 4,—.

Klouwell, Otto: Theodor Gouvo. Sein Leben und ſeine Werke. Berlin W, Verlagsgeſellſchaft „Hormonie". (G. m. b. H.) 158 S.

Lehautcourt, Pierre: Historie de la guerre de 1870—1871. Tome II. Les deux adversaires. Premières opérations. Avec deux croquis. Paris, Berger-Levrault & Cie. 490 S.

Leitgeb, Otta von: Der verlaſſene Gott. Novellen. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 358 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,50.

Locher, Friedrich: Republikaniſche Wandelbilder und Porträts. Herausgeg. und verlegt von ſeiner Tochter Emma Locher. Zürich, Th. Schröter. 380 S. Geh. M. 3,—, geb. M 4,—.

Laaff, Eduard: Burg Ehrenſtein. Eine Sage vom Niederwald. Dresden, E. Pierſons Verlag (R. Lincke). 150 S. M. 2,50.

Loy, Prof. W.: Sonderintereſſen gegenüber der Wiſſenſchaft einſt und jetzt. Vortrag, gehalten in der Volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft zu Berlin am 6. Januar 1902. 1-7. Heft (24. Jahrg. Heft 3) der Volkswirtſchaftlichen Zeitfragen, Vorträge und Abhandlungen, herausgeg. von der Volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft in Berlin. Berlin, Leonhard Simon. 41 S. M. 1,—.

Marriot, Emil: Menſchlichkeit. Roman. Berlin, G. Grote. 326 S.

Morſop, Paul: Der Kern der Wagner-Frage. Muſeumskunſt oder Bühne der Lebenden? Leipzig, E. F. Steinacker. 37 S.

Maſſon, Friedrich: Die verſtoßene Joſephine, Gemahlin Napoleon I. (1809—1814). Übertragen von Oskar Marſchall von Bieberſtein. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 278 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 7,50.

Metſel-Heß, Grete: Fanny Roth. Eine Jung-Frauengeſchichte. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 134 S.

Moeller-Bruck, Arthur: Das Variété. Mit 24 Vollbildern und 104 Textillustrationen. Berlin, Julius Bard 236 S. Geh. M. 7,—, geb. M 8,—.

Morskóo, Maiár: Weltuntergang. Pygmalion. München, A. Ackermann Nachf. (Karl Schüler). 154 S.

Müller, Guſtav Adolf: Gedichte. Caſſel, Carl Victor. 59 S.

Müller, Johannes: Der Beruf und die Stellung der Frau. Ein Buch für Männer und Frauen. Verheiratete und Ledige, Alt und Jung. Leipzig, Verlag der Grünen Blätter. 160 S. M. 2,—.

Opitz, Hermann: Shakeſpeare als Charakterdichter zur Anregung edlen Kunſtſinnes. Dresden, O. V. Böhmert. 74 S. M. 1,50.

Oswald, Hugo: Sprechendes Leuchten. Für denkende Menſchen ein Büchlein Gedanken. 1. und 2. Tauſend. Berlin, Schuſter & Loeffler. 96 S.

Paeuer, Dr. Karl: Der Kampf um Wohlfahrt. Groß, Selbſtverlag des Verfaſſers. 154 S. Kr. 3,60 — M. 3,—.

Politiſch-anthropologiſche Revue. Monatsſchrift für das ſoziale und geiſtige Leben der

Völker. 1. Jahrg. Nr. 1. Herausg.: Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann. Eiſenach, Thüringiſche Verlagsanſtalt. Ganzjährlich M. 12,—, Einzelnummer M. 1,—.

Ranzau, A.: Feuer. Erzählung. Berlin W, Albert Goldſchmidt. 218 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 3,50.

Reger, Max: Zwei Quartette für zwei Violinen, Viola und Violoncello. Op. 54 Nr. 2 (3007a) Adur. München, Joſef Aibl. 35 S. M. 6,—.

Rehmke, Johannes: Die Seele des Menſchen. 36. Bändchen „Aus Natur und Geiſteswelt". Sammlung wiſſenſchaftlich-gemeinverſtändl. Darſtellungen aus allen Gebieten des Wiſſens. Leipzig, B. G. Trudner. 156 S. M. 1,25.

Reinhardſtöttner, Karl von: Vom Bayerwalde. Vier kulturgeſchichtliche Erzählungen. 2. u. 3. Folge. 2. verb. Aufl. Berlin, Hugo Bermühler. 311 bezw. 373 S.

Renk, Antoa: Über den Firnen. Unter den Sternen. Gedichte. Linz, Öſterreichiſche Verlagsanſtalt. 203 S.

Schaulal, Dr. Richard: Pierrot und Colombine, oder das Lied von der Ehe. Ein Reigen Verſe. Mit Buchſchmuck von Heinr. Vogeler-Worpswede. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 63 S.

Schlippendach, G. Freifrau von: Ich will es ſühnen! Roman. Dresden, E. Pierſons Verlag (R. Lincke). 251 S. M. 2,50.

Schmitz, Oscar A. H.: Haſchiſch. Erzählungen. Frankfurt a. M., Südweſtdeutſcher Verlag. 101 S.

Tomaſeth, Heinz: Die Sinkenden. Ein Drama. Wien, Carl Konegen. 114 S.

Turgau, Joſ.: Eine Adoptivtochter Napoleons I. Stephanie, Großherzogin von Baden. Nach Ausſagen von Zeitgenoſſen und bisher unveröffentlichten Dokumenten. Übertragen von Oskar Marſchall von Bieberſtein. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 192 S. Geh. M. 3,60, geb. M. 4,60.

Vendramin, Lorenz: High-Life. Groteske Komödie in 4 Akten. München, Albert Langen. 119 S.

Viebig, C.: Die Wacht am Rhein. Roman. Berlin W, F. Fontane & Co. 475 S. M. 6,—.

Voß, Richard: Römiſches Fieber. Roman. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 496 S. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—.

Wahl, Bruno: Auf! Kunſtgewerbe-Entwürfe. Heft V u. VI. München, Vereinigte Kunſtanſtalten A.-G. Ein Heft M. 5,—.

Waltmenich, Clementine von: Die Krankenpflege von Männern durch Frauen. Die Stellung der Oberin im modernen Krankenhaus. (Die weibliche Berufspflege.) München, J. F. Lehmann. 48 S. M. 1,—.

Wolfny, Dr. F.: Naturwiſſenſchaft und Okkultismus. Berlin, Hermann Walther. (G. m. b. H.) 22 S.

☞ An unſere Leſer richten wir wiederholt die höfliche Bitte, in Hôtels, Reſtaurants, Cafés, Penſionen, an Bahnhöfen, in Leſezimmern und für Leſezirkel immer wieder „Die Geſellſchaft" zu verlangen oder zu empfehlen. ☜

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sohnkeſtraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4½ bis 6½ Uhr; Poſtzeitungsliſte Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finſterlin Nachf. (Salvatorſtr.)

NB. Für unverlangt eingeſandte Rezenſions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingeſandte Manuſkripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beiliegt. Brief- und Manuſkript-, Zeitſchriften- wie Bücherſendungen: ausſchließlich an den Herausgeber; Beſtellungen, Anzeigen oder Geldſendungen an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Geſellſchaft": E. Pierſons Verlag (R. Lincke) in Dresden.

Band II. ✻ 1902. ✻ Heft 9.

Die Selbsthilfe der Landwirte.

Vom Geheimen Sanitätsrat Dr. Konrad Küster.
(Berlin.)

Wenn ich von einer Selbsthilfe der Landwirte zu sprechen mich anschicke, so will ich damit nicht gesagt haben, daß die Landwirte allein aus eigener Kraft aus ihren Notständen sich empor raffen könnten. Wir wissen, daß die Hypothekenverschuldung der Güter eine so ungeheure ist und sich von Jahr zu Jahr in so schnell steigender Weise unaufhaltsam vermehrt, daß die Selbsthilfe hiergegen vollständig machtlos ist und ein vollständiger Ruin der Landwirtschaft in absehbarer Zeit eintreten muß, falls der Staat nicht helfend eingreift. Freilich darf man hierbei nicht an die kapitalkräftigen Großgrundbesitzer denken. Diese bethätigen sich industriell, besitzen Kohlenbergwerke und treiben vielfach großartige Bodenspekulationen. Große Grundstücke im Bereiche des sich stetig ausdehnenden Berlins sind in Händen von fürstlichen und gräflichen Großgrundbesitzern und werden mit hohem Aufschlag von der Hauptstadt erstanden werden müssen. Diese Thatsache ist meist unbekannt, weil von den hohen Herrn Agenten oder Strohmänner als Vordermänner vorgeschoben sind. Diese Großgrundbesitzer haben mit der eigentlichen Landwirtschaft nichts zu thun, da ihre Güter wohl ausnahmslos verpachtet sind. Wenn daher die Selbsthilfe zu einer vollständigen Gesundung der Landwirtschaft auch nicht ausreichend ist, so ist sie doch dringend notwendig, einerseits um den sonst schnellen Ruin noch so lange aufzuhalten, bis die stets langsam arbeitende Staatshilfe eingegriffen hat; andererseits um künftiges persön-

liches Schuldenmachen zu vermeiden, das auf den Betrieb ſtets hemmend einwirkt.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Landwirt außer durch die allgemein wirkenden Börſen- und Bankmachenſchaften des Großkapitals auch durch eigene Schuld in große Verlegenheiten geraten iſt. Hierzu gehört vor allen Dingen die Abneigung des Landwirts, ſelbſt für den Abſatz ſeiner Produkte Sorge zu tragen und ſich direkt mit den Konſumenten in Verbindung zu ſetzen. Es war und iſt ihm bequemer, alles dem Zwiſchenhändler zu überlaſſen. Auch hielt er ſich wohl für zu vornehm, um direkt Handel zu treiben. Der Händler kommt auf's Gut, zahlt bar; der Landwirt iſt frei von Scherereien. So lange die Güter noch reichlich Ertrag hatten, machte ſich dies Verfahren nicht unangenehm bemerkbar, obgleich bei einem einigermaßen kaufmänniſchen Blicke deſſen Mangelhaftigkeit ſofort hätte erkannt werden müſſen. Jetzt, da die Ertragfähigkeit ſtark geſunken, iſt es jedem klar geworden, daß alle noch möglichen Überſchüſſe der Güter in die Taſchen der Zwiſchenhändler fließen und für den Produzierenden nichts mehr übrig bleibt. Der Berliner Milchkrieg hat ein grelles Licht auf dieſe Verhältniſſe geworfen. Der bekannte Berliner Milchhändler, Kommerzienrat Bolle, iſt binnen einer nicht zu langen Reihe von Jahren, zum Teil freilich durch ſeine geſchickte Organiſation des Vertriebes, ein mehrfacher Millionär, faſt alle ſonſtigen Milchhändler ſind wohlhabend geworden, während der Produzent, der Landwirt, der kaum die Produktionskoſten erhielt, keine Seide geſponnen hat. Trotzdem iſt das Berliner Publikum gegen die Landwirte — wie es freilich, irre geleitet von den Zeitungen, fälſchlich glaubte: gegen die Übergriffe der Agrarier — aufgetreten und hat zu ſeinem eigenen Schaden zu den Zwiſchenhändlern gehalten; es liegt aber doch auf der Hand, daß der Konſument bei direkter Lieferung von den Gütern nicht nur beſſere, ſondern auch billigere Milch erhalten kann, falls verſtändige Organiſationen getroffen werden. Der Zwiſchenhändler will doch auch verdienen und wird die Milch um dieſen Verdienſt verteuern; außerdem iſt die Milch durch das Auslitern den verſchiedenſten Schädlichkeiten durch Verunreinigung, ſowie der Verſchlechterung durch Abrahmen und durch Verwäſſerung ausgeſetzt. Zunächſt forderten die Landwirte nur eine geringe Erhöhung des Preiſes um zwei Pfennige, welche die Händler gerechter Weiſe wohl von ihrem Gewinne ohne Preiserhöhung der Milch für den Konſumenten hätten bewilligen können. Erſt, als ihnen dieſe beſcheidene Forderung durch die Schuld des zu den Zwiſchenhändlern haltenden Publikums abgeſchlagen worden war, griffen ſie zur Selbſthilfe. Hierbei hat es ſich aber gerächt, daß die Landwirte vorher nicht organiſiert

und in derartigen Dingen nicht geübt waren. Sie müſſen jetzt erſt unter ſchweren Opfern lernen. Vor allen Dingen iſt es notwendig, nicht ohne Auswahl Milch nach den größeren Städten einzuführen. Nur von Gütern, die große, geſunde und ſaubere Ställe, eine gute Raſſe von Kühen und Heufütterung haben, darf die Milch genommen werden. Auch iſt es geraten, die Milch, wie es bei der v. Wittgenſtein'ſchen Sanitätsmolkerei auf Pfingſtberg in der Uckermark geſchieht, zu filtrieren und zu paſteuriſieren, was die Ärzte jetzt dringend wünſchen. Ausgeſchloſſen muß jede Milch von Kühen ſein, die mit Schlempe u. ſ. w. gefüttert werden. Wenn der Betrieb geſchickt organiſiert wird, ſind die Landwirte in der Lage, eine tadelloſe, gehaltvolle und trotzdem noch billige Milch dem Publikum zu liefern, während gegenwärtig die beſſere Milch in Berlin mit 50 oder gar mit 60 Pfg. der Liter bezahlt werden muß!

Es iſt ſchon viel erreicht, daß den Landwirten endlich die Einſicht zur Selbſthilfe gekommen iſt. Dieſe Selbſthilfe muß aber immer mehr durch Organiſationen befeſtigt werden, die es nicht zulaſſen, daß jeder für ſich allein wurſtelt, ſondern es bewirken, daß ſie zuſammen als geſchloſſene Macht auftreten. Dieſe Organiſation muß ferner darauf beſtehen, daß auch die Konſumenten ſich organiſieren und zwar ſo, daß ſich überall Konſumvereine bilden, wie ſolche ja ſchon vielfach beſtehen. Die Bewohner eines Bezirks thun ſich zuſammen und erhalten von einer beſtimmten Stelle die landwirtſchaftlichen Produkte für die Mitglieder des Vereins geliefert. Der Milch würden ſich Eier, Hühner, Gänſe, Enten, ferner Gemüſe und Obſt angliedern laſſen. Hierbei würde außerordentlich an Unkoſten geſpart werden, was ſowohl den Produzenten wie den Konſumenten zu Gute kommen könnte, während bei der jetzt üblichen Art des Zwiſchenhandels nur der Händler den Vorteil hat, Produzenten und Konſumenten aber gleichmäßig leiden.

Das Publikum, das zwar ſtets verlangt, der Landwirt ſolle ſich ſelbſt helfen, der Staat dürfe nicht eingreifen, iſt ſeinerſeits ſo wenig an dieſe Selbſthilfe gewöhnt, daß es über dieſe, wenn ſie Wirklichkeit wird, ſogar noch entrüſtet iſt: der Händler wolle auch leben und dürfe in ſeinem Erwerbe doch nicht geſtört werden! Es haben ſowohl Parlamentarier wie Zeitungen ſich darüber beſchwert, daß die Armee-Intendantur das Getreide zuweilen direkt von den Gütern beziehe. Leider ſind die Landwirte auch hier noch nicht ſo weit organiſiert und geſchult, daß die Intendantur alles Getreide direkt kaufen *kann*, ſondern meiſt noch indirekt vom Händler kaufen *muß*. Es iſt jedoch das Normale und Natürlichſte, daß der Gutsbeſitzer direkt zu dem herrſchenden Preiſe liefert und nicht etwa bis zehn Prozent unter dem Preiſe an den Händler, der dann für die geringe

Mühe der Vermittlung an die Intendantur dieſe zehn Prozent einſteckt und ſo dem Landwirt den einzigen Vorteil entzieht, den dieſer vom Getreidebau etwa noch haben könnte. Leider freilich wird ſich dies nicht ſo leicht ändern laſſen, ſelbſt wenn die Landwirte es auch endlich wollten. Sie ſind meiſt im Vorſchuß bei den Händlern, haben oft das Getreide ſchon auf dem Halm verkauft, oder haben vorher bares Geld entliehen. Die Landwirte befinden ſich ſelber in Not, können ihre Schulden nicht abbezahlen und müſſen ſo notgedrungen zu den Händlern halten. Alſo eine Zwickmühle ohne Ende.

Einen weiteren großen Fehler begeht der Landwirt damit, daß er nicht national genug denkt und empfindet. Er teilt dies allerdings mit dem Publikum im Allgemeinen. Es iſt noch gar nicht ſo lange her, daß niemand etwas dabei fand, wenn unſere Kriegsſchiffe im Auslande gebaut wurden. Auch heute noch liebt der Deutſche, auf amerikaniſchen Rädern zu radeln, engliſche oder franzöſiſche Kleider zu tragen. Die Vorliebe des Deutſchen für das Ausland iſt noch immer vorhanden. So kauft auch der Landwirt ohne Bedenken teure und ſchlechte ausländiſche, mittels Reklame angebotene, Futtermittel, während der Grundſatz bei ihm herrſchen ſollte, alles, was er braucht, möglichſt ſelbſt auf ſeinem Grund und Boden zu erzeugen. Der bekannte Berliner Stehbierhallen-Aſchinger hat für ſeine unzähligen Hallen eigene Bäckereien, eigene Wurſt- und Käſe-Fabriken u. ſ. w. eingerichtet, um alles, was er braucht, ſich ſelbſt zu ſchaffen und den damit verbundenen Vorteil ſelber einzuſtecken. Ähnlich müßte es nun der Landwirt machen. Das alles würde in Verbindung mit der Ausdehnung des nationalen Gedankens gute Erfolge zeitigen. So fängt man auf einigen Gütern an, Kohl zu bauen, um die großen Sauerkohl-Fabriken ſtatt mit ausländiſchem, mit einheimiſchem Kohl zu verſorgen und ſich ſo vom Auslande unabhängig zu machen. Ebenſo ſollte man ſich auch vom Petroleum und ſomit vom Auslande dadurch befreien, daß man anſtatt Petroleums Spiritus brennt. Es würde ſich dann der Kartoffelbau außerordentlich lohnen und es kämen die Landwirte ſo mit einem Schlage aus ihrer großen Not. Allein das Publikum iſt gleichgiltig und empfindet, wie geſagt, nicht national genug. Sehr zu verurteilen iſt es alſo, daß die Landwirte ſelbſt ſo wenig mit gutem Beiſpiele voran gehen und ſelbſt noch ſtatt Spiritus vielfach Petroleum brennen, trotzdem die Spirituslampen, wie die letzte Ausſtellung in Berlin bewieſen hat, vorzüglich ſind, viel Vorzüge vor den Petroleumlampen haben und das Brennen mit Spiritus durchaus nicht etwa teurer kommt. Ein kräftiger Zoll auf Petroleum würde hier dem nationalen Empfinden nachhelfen. Aber es wird auch ſo das Brennen mit Spiritus

ſich einbürgern, wenn die Landwirte nur ſelbſt ohne Ausnahme damit vorgehen wollen.

Wir haben vorhin geſehen, daß bei dem beſten Willen der Landwirt ſich ſelbſt nicht helfen kann, weil er durch ſeine Schulden an den Händler gebunden erſcheint. Sehr wichtig iſt es daher, daß ihm, und beſonders gerade dem kleinen Landwirt, Gelder zu einem geringen Zinsfuße zur Verfügung geſtellt werden, damit er aus der Umklammerung der Händler und Banken befreit werde. Außerordentlich ſegensreich wirken deshalb die Reiffeiſenkaſſen, die über ganz Deutſchland verbreitet ſind. Und mit Freude iſt es zu begrüßen, daß dem Begründer dieſer ſo ſegensreichen Darlehnskaſſen in ſeinem Geburtsorte Neuwied ein Denkmal geſetzt werden ſoll.

Wir können den Aufſatz nicht ſchließen, ohne auf die Beſtrebungen des Prof. Dr. Ruhland einzugehen. Dieſer Mann hat ſich aus einfachen bäuerlichen Verhältniſſen zu einem der bedeutendſten Nationalökonomen der Gegenwart empor gerungen, wird aber mit Abſicht, beſonders von liberalen Zeitungen, tot geſchwiegen, und nur dann erwähnt, wenn man ihm etwas am Zeuge flicken will, oder wenn ein Ausſpruch von ihm — wie der, daß die Zölle nur vorübergehend wirken würden — ihnen in den Kram paßt. Daß Ruhland die Frage ſehr vertieft hat und viel wirkſamere Mittel, dem Landwirt zu helfen, vorſchlägt, darüber ſchweigt man. Prof. Ruhland hat mit klarem Blicke die Urſachen des Notſtandes der Landwirte erkannt und ſucht beſonders auch gegen die ſchädigenden Machenſchaften der Börſen und Banken eine Selbſthilfe der Landwirte zu organiſieren. Er beabſichtigt, große Kaſſen zu bilden, die noch umfangreicher als die Reiffeiſen'ſchen Kaſſen dem Landwirte mit Geldmitteln beiſpringen ſollen. Es iſt hierbei nur freilich auch die Hilfe des Publikums notwendig und wir haben geſehen, daß dieſes ſtets blind und thöricht zu ſeinem Nachteile handelt. So wird es nach wie vor ſein Geld zu den Banken tragen, die es dazu benutzen, dem Publikum, alſo dem Geldbringer ſelbſt, das Fell über die Ohren zu ziehen — anſtatt zu den landwirtſchaftlichen Kaſſen, die es zu einer Geſundung der Landwirtſchaft benötigen, welche auch der Allgemeinheit, ſomit auch dem Geldbringer, wieder zu Gute kommen würde. Außerdem iſt Dr. Ruhland noch bemüht, genau die vorhandenen Mengen des Getreides im In- und Auslande feſtzuſtellen, um ſo den künſtlichen Machenſchaften der Börſenſpekulanten entgegen zu arbeiten und zu erreichen, daß von den Aufwärtsbewegungen nicht blos der Spekulant, ſondern in erſter Reihe auch die Landwirte durch ſchnelles Verkaufen Vorteil haben, während jetzt dieſe immer nachhinken und dem Spekulanten allein den Vorteil laſſen. Durch dieſes Entgegenarbeiten gegen die Kurstreibereien der Spekulanten ſoll es denn ſchließlich

erreicht werden, daß ſich die Preiſe in einer mehr gleich bleibenden, mittleren Höhe halten und nicht, wie jetzt, in fieberhafter Weiſe bald fallen oder ſteigen: ſo daß denn die Börſenſpekulationen ſich nicht mehr lohnen und ſomit von ſelbſt verſchwinden würden.

Man ſieht, daß die Landwirte, falls ſie genügend Verſtändnis haben und Prof. Dr. Ruhland folgen, auch aus eigner Kraft die gefährlichen Börſenmanöver nieder drücken können. Immerhin wird dies ſchwer halten, und wäre deshalb die Mithilfe der Regierung ſehr erwünſcht. Es iſt ja das Unheil unſerer Zeit, daß alles Parteimache, und daß eine ruhige, ſachliche Behandlung einer ſolchen Frage faſt unmöglich iſt. Freiwillig wird dem Landwirt daher wohl nichts bewilligt werden. Es iſt indeſſen durchaus nicht nötig, nach außen hin die Lärmtrommel zu rühren und zu ſchreien, ſondern man ſuche ſich im Stillen immer mehr und mehr zu organiſieren, denn nur mittels machtvoller Organiſationen wird man in der Selbſthilfe fürder vorwärts kommen und auch Staatshilfe erreichen.

Wie die Erde zum Schalentier geworden iſt.

Ein Beitrag zur Aſtrophyſiologie.

Von Willy Paſtor.

(Berlin-Wilmersdorf.)

Die Beobachtung des nächtlichen Himmels durch Fernrohr und Spektralanalyſe zeigt uns, daß die Sterne ſo gleichartige Weſen nicht ſind, als es den erſten Anſchein hat. So weit gehen die Unterſchiede, daß wir berechtigt ſind, vom Daſein verſchiedener Arten von Sternen zu ſprechen, die ſich nicht minder ſcharf von einander abheben als die verſchiedenen Arten der Tiere auf Erden.

Da ſind die faſt noch geſtaltloſen „Weltnebel“, die an den, ſeiner körperlichen Struktur nach ſo armen Bau der Amöbe erinnern. Ein feſter Kern läßt ſich im einen wie im andern Fall beobachten, von dem aus die

wenigen Lebensäußerungen der im Übrigen unfeſten Körpermaſſe geleitet werden. Da giebt es Sterne wie den Planeten Merkur, deſſen Oberfläche man ſich zu einer härteren Schale verdichtet denkt, während im Innern ſich wohl eine Gliederung irgend welcher Art vermuten läßt, die es jedoch keinesfalls zu Gebilden von der Zähigkeit jener Oberfläche brachte. Das würde alſo jenen Klaſſen unſeres Tierreiches entſprechen, bei denen eine ausgebildete Schale den noch zarten Körperbau umgiebt. Da ſehen wir endlich den Mars, überzogen, wenn nicht alles täuſcht, von fruchtbaren Gefilden, von einem Schichtenſyſtem, deſſen Zuſammenſetzung uns völlig unbekannt iſt, das aber vom Inneren getrennt ſein muß durch eine ſtarke Maſſe von Geſtein. Das wäre alſo das Knochentier, das jene Schale abſtreifen konnte, weil es das tragende Gerüſt im Innern ſeines Körpers aufbauen lernte.

Die Entwicklungslehre hat nachweiſen können, daß es früher Schalentiere auf der Erde gab als Knochentiere, und daß amöbenartige Weſen den Schalentieren vorauf gegangen ſind. Dementſprechend erblicken die Aſtronomen in einem Sterngebilde wie dem Mars ein reiferes, feiner durchgebildetes Weſen als im Merkur, und im Merkur eine höhere Vollendung als im Weltennebel. Sterne von der Art des Merkur konnten werden erſt, nachdem die Art der Weltennebel lange zur Bildung gelangt war, und Jahrmillionen durchſchwammen den Ozean des Kosmos merkurähnliche Geſtirne, ehe die weitere Art des Mars daſeinsfähig wurde.

Aber des Ferneren hat die Entwicklungslehre auch nachweiſen können, daß jedes höhere Weſen in ſeinem frühen Werden durch die Entwicklungsſtufen niederer Weſen ſich zur eigenen Höhe erſt empor arbeitet. Das ſich bildende Säugetier hat im Mutterleib eine Zeit durchzumachen, in der es noch nicht durch Lungen, ſondern durch Kiemen atmet. Die menſchliche Hand iſt aus einer Tatze gebildet, die Tatze aus dem Vorderſtück eines Flügelanſatzes. Es iſt, als ob die Natur in jedem einzelnen Falle die zu fein, zu detailliert gewordenen ſpäteren Bildungen erſt aus dem Rohen der einfacheren, früheren heraus arbeiten müßte.

Auch hier nun macht die Aſtronomie ihre Vergleichungsſchlüſſe. Einen Stern von dem ſo unendlich kunſtreichen Bau etwa des Mars, folgert ſie, konnte die Natur unmöglich ohne Weiteres aus bloßer Materie geſtalten. Die Sonne in ihrem einfacheren Schichtenſyſtem und urſprünglicheren Lebensäußerungen war leichter zu formen: ſo muß denn der Mars eine embryonale Durchgangsform erlebt haben, in der er als kleine Sonne am Himmel leuchtete. Doch auch die Sonne iſt noch ein verwickeltes, ſchwer zu erſchaffendes Gebilde, und ſo muß bei einem Sterne wie dem

Mars jener ſpäteren embryonalen Phaſe eine frühere vorauf gegangen ſein, in der die kleine Mars-Sonne noch ein kleiner Mars-Weltnebel war.

In voreiliger Weiſe hat man an dieſe Gedankenreihen die weiteren Schlüſſe geknüpft, daß die Entwicklung jedes einzelnen Geſtirns durch jede einzelne der am Himmel zu beobachtenden Entwicklungsarten hindurch führe. Keine Sonne ſoll ihr Geſchick als Sonne ereilen können, ſie werde ſich noch „abkühlen" zu einem planetenähnlichen Geſtirn, wie jeder Planet noch „erſtarren" ſoll zu mondähnlichen Gebilden. Die Richtigkeit dieſer Schlüſſe anerkennen, heißt den Reichtum der Arten am Sternenhimmel leugnen, heißt behaupten, daß hier auf Erden alle Affen als Menſchen, alle Fiſche als Landtiere ſterben müßten. So gewiß indes die Erde das Nebeneinander verſchiedener Arten nötig hat, ſo gewiß auch der Kosmos das Nebeneinander verſchiedener Sternentypen, die hier im Großen wie dort im Kleinen als die Organe eines Organismus ineinander arbeiten.

Der Glaube an eine ſolche Entwicklung, die keine anderen Grenzen kennt als die einer gewaltſamen Vernichtung, iſt nichts als die folgerechte Weiterbildung der Lehre von der Weltallkälte. Nimmt man eine ſolche Weltallkälte an, die aus den Geſtirnen die Wärme auspreßt wie eine ſich ballende Hand das Waſſer aus dem Schwamm, dann freilich giebt es keinen Halt. Immer enger und feſter wird es ſich um die armen Weltkörper her krallen, bis ſie ſchließlich zerbröckelt und zerrieben ſind in zahlloſe Meteoriten, die dann hinaus geſchleudert werden in die ewige Nacht.

So wenig wir jedoch berechtigt ſind, ein Metamorphoſenſpiel aller Sterne in alle Zukunft hinein anzunehmen, ſo unabweislich drängt die Forderung ſich auf, bei jeder höheren Art Stern nach der Vergangenheit hin eine Verwandlung durch alle weſentlichen früheren Entwicklungstypen voraus zu ſetzen. Beweis dafür iſt uns die Erde. Heute, wo wir ſie mit der Arbeit unſerer Felder überziehen, wo die Tiere und Pflanzen langer Jahrmillionen am gleichen Werke thätig waren, entwickelt die Erde ſich langſam zu einem Knochentier der angedeuteten Art. Doch das Knochentier iſt einmal Schalentier geweſen, und auch die Schale mußte einmal angeſetzt werden.

Dieſer letzte Vorgang, der äußerſte für die auf's rein Irdiſche beſchränkte Beobachtung, leitet das ein, was wir die Lebensgeſchichte unſerer Erde nennen mögen.

* * *

Als die Schale der Erde haben wir uns eine zuſammenhängende Schicht feſten Geſteins zu denken. Der Mineraloge unterſcheidet zwiſchen Maſſen- und Abſatzgeſtein. Die Maſſengeſteine ſind die älteren, auf denen

die Absatzgesteine sich erst in den späteren Perioden der Erdgeschichte ablagerten. In jenem also haben wir allem Anscheine nach die Reste dessen zu suchen, was einst als harte Schale den Erdenstern umhüllte.

Aber der bloße Anschein ist hier doch sehr trügerisch. Zunächst werden wir gut thun, das Wort „Reste" stark zu betonen. Nur das Wenigste von dem, was einmal Massengestein war, ist geblieben. An Bauernhäusern sehen wir oft, daß der Kalkbewurf der Wände in der Nähe des Bodens fast völlig abgetragen ist. Die Hühner pickten ihn fort und setzten ihn um in die festen Hüllen ihrer Eierschalen. Die Erde ist so ein Bauernhaus; nur daß der Kalkbewurf deren Hühnern nicht einzig am Boden, sondern fast überall zugänglich war. Die feste Masse, das Materielle aller Absatzgesteine ist nichts als abgenagter und durch spätere Arten umgeformtes Massengestein. Der lockere Boden unserer Felder ist Massengestein, denn es macht nichts aus, wie viele Zwischenglieder sich hier einfügen bis zum fertigen Produkt. Massengestein ist so das Fleisch unseres Körpers, das Holz der Wälder, die Häuser unserer Städte u. s. w.

Damit nicht genug. Massengestein sagen wir und deuten damit eine bestimmte irdische Art an. Diese eine Hauptart umfaßt aber eine ganze Reihe Unterarten. Massengestein ist der Granit, der Quarz, der Grünstein und vieles Andere. Jede einzelne dieser Arten mußte einmal gebildet, abgelagert werden, so daß wir ein Nacheinander auch bei den Massengesteinen zu berücksichtigen haben. Die Umformung jeder folgenden Art aus der vorhergehenden besorgte eine eigentümliche Art von Feuerwesen, deren letzte, schon ziemlich defekte Exemplare wir in den noch heute lebenden Vulkanen beobachten. In vulkanischen Feuern wurde die Schale des Erdentieres gehärtet. Wie sollen wir uns einen solchen Vorgang im Einzelnen denken? In welchem ursächlichen Verhältnis stehen die Vulkane zu den sich bildenden Gebirgen?

Und zu alledem nun noch die letzte Umformung. Das eruptive Gestein (so nennen wir die aus den Hochöfen der Vulkane hervor quellenden Massen) älterer Tage blieb uns durchaus nicht in seiner älteren Form erhalten. Denken wir an die Säulengebilde des Basalt, an einen Anblick etwa, wie ihn die berühmte „Fingalshöhle" bietet. Der Basalt ist durchaus nicht in dieser Säulenform aus den alten Vulkanen hervor gegangen. Erst nach seiner Ablagerung hat ein innerer, organischer Vorgang ihn diese neue Gestalt annehmen lassen. So können, oder vielmehr müssen wir annehmen, daß auch bei den ältesten Massengesteinen nach der „Erkaltung" noch Umbildungen statt hatten, die nicht nur die einzelnen Teile, sondern die gesamte Lage änderten.

Doch das Verſtändnis dieſer letzten Dinge iſt uns nicht möglich, wenn wir uns zuvor nicht klar werden über das einfachere Weſen des Vulkanismus und ſeine Beziehung zur Gebirgsbildung.

* * *

In der erſten wiſſenſchaftlichen Theorie über die Bildung der Gebirge ſpielt der Vulkanismus eine durchaus unweſentliche Rolle. Er iſt die Theorie des „Neptunismus", noch ein Werk des 18. Jahrhunderts, vom Freiburger Geologen G. A. Werner formuliert. Große, periodiſche Überſchwemmungen hatten den Erdball mit Schichtgeſteinen überzogen. Die neptuniſchen Gewalten dieſer Überſchwemmungen beſaßen aufbauende, aber auch zerſtörende Gewalt. Je nach der Wucht, mit der die Waſſer ſich ſtauten, wurden größere oder geringere Maſſen einer älteren Geſteinsſchicht los genagt, wurden tiefere oder flachere Schluchten hinein gemeißelt in die urſprünglich ebenen Steinplateau's. Das Ergebnis der mächtigen, über Jahrtauſende ſich hinziehenden Arbeit war dann ſchließlich die Erſchaffung der Gebirge. Wie ein Kunſtwerk, eine Skulptur ſah man das an. Sintfluten mächtigſten Stils hatten den Block punktiert und aus dem Roheſten heraus gearbeitet; der Kreislauf der Waſſer in ſeinen mancherlei Erſcheinungsformen bis hinab zum ſickernden Regen halfen dann im Einzelnen nach. An dieſer gewaltigen Arbeit hatten die Vulkane nur den beſcheidenſten Anteil. Die zufällige Entzündung in Steinkohlenlagern und anderen brennbaren Schichten lieferte das Heizmaterial für die Vulkane, die dem Anblick eines Gebirges nur Nebenſächliches hinzufügen konnten und in jedem Fall ſich als die Nachfeile eines in allem Weſentlichen vollendeten Werkes darſtellten.

Die Einſeitigkeiten einer ſolchen Anſchauung mußten über kurz oder lang zur Aufſtellung einer nicht minder einſeitigen Gegentheorie führen. Sie ließ nicht auf ſich warten, und noch ehe es 19. Jahrhundert wurde, hatte man, Dank dem Engländer Hutton, neben dem Neptunismus einen „Vulkanismus". Dort war das Feuer das Gleichgiltige geweſen und das Waſſer that alles; hier war es umgekehrt. Nicht die von oben nach unten wirkenden neptuniſchen, ſondern die von unten herauf drängenden vulkaniſchen Gewalten ſollten die Bergzüge und -Gipfel geſchaffen haben. Ihre größte Glaubwürdigkeit fand die Lehre, als es ſcheinbar gelungen war, die vulkaniſche Bildung eines neuen Berges in flagranti nachzuweiſen. Das war der in Mexiko entſtandene Jorullo, deſſen Entſtehungsgeſchichte A. von Humboldt in alle erreichbaren Einzelheiten verfolgte.

Die spekulative Betrachtung, die von hier ihren Ausgangspunkt nahm (Leopold von Buch und später Elie de Beaumont brachten sie in bestechende Systeme), hatte vor der älteren den unbedingten Vorzug, daß sie Rücksicht nahm auf gewisse Lagerungsverhältnisse der Sedimentschichten. Die Fläche dieser Schichten bildete zur Fläche der ebenen Erde oft einen so steilen Winkel, daß die Annahme, die Schicht könne sich von vorneherein unter diesem Winkel abgelagert haben, ausgeschlossen war. Hier war eine Erklärung nötig, und die Erklärung schien die neue Theorie zu bieten. Wo immer ein Gebirgszug ragte, da bildete den Kern des Gebirgszugs Massengestein. Man sah das Massengestein freilich nicht immer, aber dann lag es eben in noch unerbohrten Tiefen. Ein vulkanischer Vorgang hatte das Massengestein sich bäumen lassen, und da die auflagernden Sedimente gezwungen waren, dieser Bewegung zu folgen, nahmen sie bei dieser Gelegenheit gebirgige Form an. Es war durchaus nicht notwendig, daß der vulkanische Vorgang sich freie Bahn brach und an der Spitze eines Berges sich einen Krater schuf. Ebenso häufig, ja viel häufiger kam es nicht zum Durchbruch, es blieb bei verhaltenen Blähungen, die sich in allen denkbaren Richtungen unter der Oberfläche hinwinden konnten, was dann die verschiedensten Arten der Gebirgsbildung zur Folge hatte.

Der erste Einwand gegen die Lehre bestritt zunächst die Möglichkeit eines plötzlichen Werdens der Gebirge. Ein Berg, der mit der Geschwindigkeit eines Vulkanausbruchs dem Boden entstieg, mußte notwendiger Weise die über ihm lagernden Absatzgesteine zerreißen. Die ruhige Haltung der Schichtengesteine, die so häufig ungebrochenen Wellenlinien ihrer Profile konnten so nicht geworden sein. Wenn überhaupt die treibende Kraft in der Tiefe saß und die Gebirge aus dem flachen Boden herauf gehoben wurden, dann war der Vorgang zum mindesten ein ganz langsames, ganz vorsichtiges Werden.

Mit diesem Einwand hätte sich schließlich ein Auskommen finden lassen. Schlimmer aber war der zweite Einwurf, der den vulkanischen Kräften die Fähigkeit rund absprach, Absatzgesteine überhaupt irgendwie zu heben. War jene Theorie im Recht, so mußte sich bei jedem Vulkan das umliegende, durchbrochene Sedimentgestein an den Rändern in der Richtung des Ausbruches aufrichten. Das war aber nicht der Fall, selbst beim Jorullo nicht. Der Vulkan hatte in die horizontale Schicht ein Loch gesprengt, hatte aber die horizontale Lage dieser Schicht selbst in keiner Weise zu verändern vermocht.

Die Theorie verlor mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit. Aus der gewaltigen Arbeit, die man ihr gewidmet hatte, blieb als Rest nicht viel

mehr als die Überzeugung, daß Vulkanismus und Gebirgsbildung in einem ursächlichen Verhältnis stehen müßten. Mit der Entstehung der Gebirge aus dem Vulkanismus war es nichts gewesen: es lag nahe, die Umkehrung zu versuchen, und den Vulkanismus als die Folgeerscheinung der Gebirgsbildung zu nehmen.

Thatsächlich wurde der Versuch denn auch gemacht. Eine ganze Reihe neuerer Geologen, unter denen Sueß als erster und hervorragendster zu nennen ist, haben die Dinge unter diesem Gesichtspunkt betrachtet.

Man folgerte etwa so. Alle Vulkane lagen in der Nähe von Gebirgen. Das hatte man schon früher beobachtet, aber der Bestimmungsort wurde nun noch näher begrenzt. Am Fuße der Gebirge gab es mancherlei Spaltenbildungen, große Senkungsfelder: und solche Senkungsfelder waren es, innerhalb deren ausnahmslos alle Vulkane auftraten.

Das war ein Anhaltepunkt für die Kombination. Laboratoriumsversuche zeigen, daß man schmelzbare Stoffe in fest geschlossenen Röhren einer hohen, ihren Schmelzpunkt weit übersteigenden Temperatur aussetzen kann, ohne daß sie flüssig werden, daß jedoch in dem Augenblick, in dem man den Verschluß fortnimmt, die Verflüssigung jäh eintritt.

Nach der gangbaren Annahme eines unsäglich heißen Erdinneren war es sicher, daß zwischen uns und jenem Erdinnern ganze Schichten festerer Stoffe von unten längst über ihren Schmelzpunkt erhitzt waren, und daß sie nur deshalb nicht flüssig empor schossen, weil ein „Verschluß" sie daran hinderte. Der Verschluß war eben jener Druck von oben. In den erwähnten Senkungsgebieten war nun ohne Zweifel ein wesentlicher Teil dieses Druckes beseitigt, der Verschluß reichte nicht mehr hin, und das kleine Laboratoriumsexperiment mußte sich in großartiger Weise wiederholen.

Das ganze Rätsel war demnach gelöst, fand sich ein annehmbarer Grund für das Gewordensein der Spalten, der Senkungsfelder.

Er fand sich selbstverständlich, und er bildete das stilechte Gegenstück zum ersten Hilfsgrund. Die siedende Hitze des Erdinnern brachte die vulkanischen Massen in einen, ihren Schmelzpunkt übersteigenden Wärmezustand: die schneidende Kälte des Weltraums riß die Spalten über den Vulkanen auf, indem sie — die Gebirge hoch trieb und mittelbar so den Verschluß von der großen Röhre fort nahm.

Diese unsägliche Kälte da draußen, die und nichts Anderes soll es sein, was alle Gebirge türmt. Der Vulkanismus ist die nächste Folgeerscheinung. Er entzieht der Erde weitere Wärme, läßt ihren Kern sich noch mehr zusammen ziehen. Das Kleid der Erdrinde wird danach zu weit,

und wie die Falten eines zu weit gewordenen Gewandes bauſchen ſich die Gebirge: ſie wachſen von Neuem. Abermalige Senkungsfelder, abermaliges Öffnen des Verſchluſſes mit Vulkanausbrüchen — abermaliger Wärmeverluſt, Zuſammenziehung, und ſo fort im hölliſchen Zirkel.

Das Alles ſind, ſo behauptet man, ganz unanfechtbare Beweiſe, wie die Zähne eines Räderwerkes ſoll alles in einander faſſen — und dennoch zieht ſich durch alle Entdeckerfreude eine leiſe Beklommenheit hin. Es bleibt trotz Allem ſo manches unerklärt. Man hat in den vulkaniſchen Ausbrüchen eine gewiſſe Periodizität der Wiederkehr heraus gerechnet: wie ſtimmt das zu jener mechaniſchen Erklärungsart? Weiter hat die vulkaniſche Thätigkeit auf Erden entſchieden abgenommen und nimmt noch weiter ab: nach jener Erklärung fehlt dazu jegliche Veranlaſſung. Endlich aber die Faltenbildung der Gebirge ſelbſt — ja, man hatte leicht ſpotten über die Gebirgsbildung bei den Vulkaniſten, nach denen es ſo ganz ohne Riſſe und Spalten ſollte abgehen können: hier konnte es ohne Riſſe doch ſchließlich ebenſo wenig abgehen.

Dieſer letzte Grund iſt es denn auch, bei dem man am meiſten ſtutzig wird. Die Freunde der neuen Anſchauung ſuchen ihm zu begegnen mit allerlei Zahlen. Der höchſte Berg der Erde, der Gauriſankar, iſt 8840 Meter hoch; das macht bei den 12735 Kilometern des Erddurchmeſſers ein winziges 1440tel. Der höchſte Alpengipfel, der Mont-Blanc, iſt mit ſeinen 4804 Metern gar nur ein 2630tel. Das ſind verhältnismäßige Kleinigkeiten, gewiß. Aber harter Stein iſt doch nun einmal harter Stein, mag man ihn ſo dünn oder dick nehmen, wie man will. Hier Unterſchiede machen heißt die Logik jener ſchönen Sünderin teilen, die das Daſein ihres unehelichen Kindes entſchuldigte mit den Worten: „iſt ja nur ein ganz kleines“.

Geſchickte Verteidiger ſuchen Hilfshypotheſen einzuſchieben. Die Mächtigkeit auflagernder Schichten ſoll die niederen durch ihren Druck bis zu einem Grade erhitzen, der ſie plaſtiſch wie Wachs, biegungsfähig ohne Spalten und Riſſe macht. Aber die Vorſicht, mit der man dieſe Advokatenbeweiſe zu Markte bringt, iſt allein ſchon mehr als beredt. Die Sueß'ſche Theorie, ſo viel iſt heute klar, hat Außerordentliches geleiſtet, aber an ein Halten bei ihr iſt nicht zu denken. So ſauer es uns ankommen mag, wir werden doch noch einmal die ganze Frage aufrollen müſſen.

* * *

Die Erde hat, wie wir wiſſen, verſchiedene Entwicklungsmetamorphoſen durchgemacht. Ehe ſie ihre feſte Schale bekam, funkelte ſie als kleine

Erdenſonne am Himmel, und dem Funkeln der Erdenſonne gieng der Schimmer eines Erdennebels vorauf.

Der Forſcher auf zoologiſchem Gebiet, der ſich über das Gewordenſein eines Organs unterrichten will, merkt vor allen Dingen auf das, was die Embryologie ihm mitzuteilen hat. Zur Embryologie im weiteren Sinn aber gehört außer der Keimesgeſchichte der betreffenden Sonderart auch die Stammesgeſchichte aller nachweislich älteren, urſprünglicheren Arten.

Wie die Berge und Vulkane wurden, möchten wir wiſſen. Die Geſchichte der Erde ſelbſt giebt für die Entwicklung des Vulkanismus wenig mehr her als die Thatſache, daß die vulkaniſche Thätigkeit der Erde ſtärker war nach der Vergangenheit zu. Das iſt nicht viel, und ſo ſehen wir uns genötigt, ein älteres Entwicklungsſtadium des Erdenſterns in unſerer Sache zu befragen.

Zunächſt: was können wir aus unſerem Wiſſen von der Sonnenoberfläche folgern über die Vergangenheit der irdiſchen Vulkane und Gebirge?

Von einem Sonnen-Vulkanismus iſt ſeit Langem ſchon die Rede, und zwar faßt man die ſog. Protuberanzen als vulkaniſche Erſcheinungen auf. Mit der Schärfe ſauberer Präparate traten die Protuberanzen auf zur Zeit einer totalen Sonnenfinſternis, wenn die Mondſcheibe den eigentlichen Sonnenkörper verdeckte und nur noch der Schein der Sonnenatmoſphäre, die Korona, am Himmel dämmerte. In dieſe Dämmerung hinein ſah man durch das Fernrohr ungeheure Flammen aufſteigen. Man nannte ſie Protuberanzen. Es zeigte ſich bald, daß die Protuberanzen des Sonnenrandes das ſelbe waren wie die intenſiveren Lichtſtellen, die man ſchon länger auf der Fläche der unverhüllten Sonne hatte auftreten ſehen, die ſogenannten Lichtfackeln. Von den Lichtfackeln wußte man, daß ſie in der Umgebung eigentümlich dunkler Flecken erſchienen, der viel beſprochenen Sonnenflecken. Es lag nahe, einen urſächlichen Zuſammenhang zwiſchen Fackeln und Flecken anzunehmen. Die verſchiedenen hier aufgeſtellten Theorien ſollen nicht noch einmal aufgezählt werden. Hält man daran feſt, daß die Protuberanzen vulkaniſche Erſcheinungen ſind, und daß ein Vulkanismus ohne Gebirgsbildung unmöglich iſt, ſo giebt es nur eine Erklärung: auf der Sonne ſtehen die Fackeln zu den Flecken im nämlichen Verhältnis, wie auf der Erde die Vulkane zu den Gebirgen.

Nach der heute geltenden Gebirgstheorie läge es nun nahe, die Flecken als das Urſächliche zu nehmen, die Entſtehung der Flecke ſich aber wie die der Gebirge zu denken, nämlich als die ſeitlich getriebenen Aufhäufungen erkaltender Maſſen. Das Anſammeln ſo vieler Materie auf eine beſtimmte Stelle hat eine Entlaſtung der Nachbargebiete zur Folge,

„Senkungsfelder" werden geschaffen, und die der Spannung enthobenen Massen können sich entladen in Protuberanzenvulkanen.

Die Theorie, so glatt sie sich anhört, wird nur leider unwahrscheinlich durch die Form der Sonnenflecken. Seitliche Erhebungen an den Rändern sind unverkennbar, aber ebenso unverkennbar sind die dunklen Öffnungen, zu denen die Seitenränder hinleiten, und nach denen es weit eher den Anschein hat, als sei der Sonnenkörper an diesen Stellen gewaltsam zerrissen. Das würde nun wieder für die Priorität der Protuberanzen sprechen, deren ungewöhnliche Ausgaben die Sonne mit dem Minus der Flecken bestreitet. Aber wie paßt dann diese Erklärung zu der für die Erde und ihre Vulkane giltigen?

Die besten Köpfe haben sich vergeblich bemüht, Ordnung in dieses Durcheinander zu bringen, und nicht einer hat sich einmal die Frage vorgelegt, ob es denn durchaus ein Nacheinander sein müsse, ob die Sonnenflecke und Protuberanzen, Gebirge und Vulkane nicht auch — gleichzeitige, einander polar ergänzende Dinge sein könnten. Was ist beim Magnetstab das Ursprüngliche, der Nordpol oder der Südpol? Die Frage ist widersinnig, der Nordpol ist undenkbar ohne den Südpol und umgekehrt; das Ursprüngliche ist der Magnetstab, der die beiden Eigenschaften gleichzeitig aufweist und die eine nur besitzt durch die andere. Können wir uns nicht entsprechendes denken bei der Erde, bei der Sonne als ihrem früheren Entwicklungsstadium, bei dem Stern, der im Begriff ist, sich eine feste Schale zu bilden?

* * *

Wagen wir uns noch einen Schritt weiter in die Vergangenheit. Sonnenflecke und Protuberanzen — beide bilden sie sich auf jener Schicht der Sonne, die wir Photosphäre nennen. Die Schicht bietet einen körnigen, gesprenkelten Anblick, den man passend mit dem Anblick groben Zeichenpapiers verglichen hat. Jede lichte Stelle, darüber ist man sich einig, ist ein flammender, vulkanischer Körper im Kleinen: es bedarf keiner großen Auseinandersetzungen, was die dunkle Umrandung der lichten Stellen sagen will. Das Problem: Gebirge und Vulkan, das noch im Stadium: Sonnenfleck und Protuberanz unfaßlich, nicht zu überschauen war, giebt sich uns beim Anblicke dieser körnigen Photosphärenschicht.

Der Typus des „weißen Sternes" gieng dem des gelben unserer Sonne vorauf. Die beim weißen Stern noch einheitliche, aber ganz und gar unfeste Deckenmasse sehen wir beim gelben sich umwandeln in die photosphärische. Die Umwandlung in's Festere bedingt jene Zersetzung in

hellere und dunklere Maſſen, die einander in ihrer Weiſe ergänzen, und bei denen nach einem Früher oder Später zu fragen thöricht iſt.

Wie Tier und Pflanze in einer ſpäteren Erdperiode gleichzeitig auftreten, einander in ihren Funktionen ergänzend, ſo Gebirge und Vulkane, Sonnenflecke und Protuberanzen, Photoſphärenlicht und Photoſphärenſchatten. Vielleicht iſt es gut, zur Erläuterung des thatſächlichen Verhältniſſes ſich einmal der heute noch beliebten Naturanſchauung zu bedienen. Wie uns bekannt, iſt es Leben des ſelben Lebens, das heute in den Menſchen Gedanken treibt und damals in der Photoſphäre leuchtete. Man liebt es, die Art der Menſchen als ſelbſtändig aufzufaſſen, als frei auf der Sternenoberfläche ſchaltend: mit dem ſelben Rechte kann man von den Photoſphärenlichtern und -ſchatten als von ſelbſtändigen Arten ſprechen, kann in jenem Sinne behaupten, daß ſie den Stern beherrſchten, ehe die Überlichter und Überſchatten der Protuberanzen und Sonnenflecke auftraten. Dann waren es die Protuberanzen und Flecken, die (bei der „fortſchreitenden Erkaltung"), ſich immer ſtärker vermehrend, Beſitz ergriffen von der Herrſchaft über den Stern. Langſam (noch weitere „Erkaltung") ſtarb dann die Doppelart der Protuberanzen und Flecken aus, das heißt, ſetzte ſich um in andere Formen, glitt in die neuen, den Stern beherrſchenden Arten.

Doch wir wiſſen, wie es um die Weſen „auf" den Sternen beſchaffen iſt, daß alles, was die Weſen hier ſchaffen, vom Stern durch ſie geſchaffen wird, daß er ganze Reihen von Arten ausſterben läßt und damit eine neue Metamorphoſe eingeht, ſo bald ſeine Entwicklung das von ihm verlangt.

Einen Stern ſehen wir am Himmel, der will ſeine Schale haben. Er ſcheidet eine Menge noch unfeſten Stoffes rund herum zur Schalenbildung aus. Der Stoff iſt noch gallertartig weich, oder „im weißglühenden Feuerzuſtand" nach der kühlen Auffaſſung ſpäter Enkel. Die Schale zu verfeſtigen, gilt es eine Zuſammendrängung aller feſten Elemente, die ein gleichzeitiges Anhäufen aller unfeſten, langſam auszuſcheidenden bedingt. So kommt es zur körnigen Photoſphärenſchicht der Sonne, zur Bildung einer immer noch ſehr nachgiebigen, aber doch ſchon härteren Schale.

Dann kommt die weitere Umbildung, die den gelben Stern allmählich rötet. Wie im Tierreich die Zellen zu Zellenſtaaten in einander verwachſen, ſo die Photoſphärenlichter und Photoſphärenſchatten zu Protuberanzen und Sonnenflecken. Eine neue Verfeſtigung bildet ſich da. Die Metalldämpfe ſtauen ſich. In den periodiſch wiederkehrenden Sonnenflecken ſammeln ſie ſich zu Maſſen, die bis auf die irdiſchen Magnetnadeln ihre Wirkung ausüben können.

Weiter und weiter die „Abkühlung“, das heißt die Verfeſtigung jener dünnen Schicht, die zur Bildung einer feſten Schale ausgeſetzt wurde. Chemiſche Verbindungen werden möglich, Maſſengeſteine kryſtalliſieren ſich, und in den letzten verpuffenden Vulkanen verzehren ſich die letzten, einer Schalenbildung hinderlichen Elemente.

Hinter den Kuliſſen der „Schillerpreis“-Kommiſſion.

Von Dr. Ernſt Conſentius.
(Berlin.)*)

Mitteilungen von Hans Devrient aus dem Briefwechſel zwiſchen Guſtav Freytag und Eduard Devrient, die vom Oktober bis Januar in „Weſtermanns Monatsheften“ erſchienen ſind, erweitern unſere Kenntnis darüber, wie die Verleihung des Schillerpreiſes an Hebbel zu Stande gekommen iſt. Noch mehr Licht geben einzelne ungedruckte Aufzeichnungen, an denen Hans Devrient vorbei gegangen iſt. Hans Devrients Veröffentlichung ſoll ein Säkular-Artikel zur Erinnerung an den 100. Geburtstag Eduard Devrients ſein — für den tiefer Blickenden iſt ſie eine eigentümliche Feſtgabe, durch die in den vollen Lorbeerkranz keine friſchen Blätter gebunden werden; den Kranz, der lange grün geblieben, zerpflückt vielmehr ein Nachfahr.

Als der preußiſche Preis, den der Prinzregent 1859 geſtiftet hatte, zum erſten Male verliehen werden ſollte, kamen die Preisrichter zu keiner Entſcheidung. Eduard Devrient ſpottete darüber, daß keinem Drama der Preis zuerkannt wäre; er hatte mit vielem Nachdruck „Die Fabier“ ſeines Freundes Freytag vorgeſchlagen und war unzufrieden, daß ſein Vorſchlag keine Berückſichtigung fand. „So ſtellten die Herren durch ihren negativen Beſchluß ſich vor Beurtheilung einer Preisertheilung ſicher“ —

*) Indem die Schriftleitung dieſem Artikel Raum giebt, will ſie an der Hand von Dokumenten lediglich referieren, aber keineswegs damit irgend welche Partei ergreifen. Im Übrigen wolle der geneigte Leſer auch die „Beſprechungs“-Rubrik dieſes Heftes vergleichen.

wie er meinte. Er würde es in der Theorie alſo nur billigen können, wenn bei dem Preiſe, den Hebbel ſchließlich erhalten, den Motiven, die ſein eigenes Urteil beſtimmten, an der Hand ſeiner Briefe nachgegangen wird.

Devrient gehörte zu den Preisrichtern; mit ihm Freytag. An ihn ſchrieb Devrient am 31. Dezember 1862: „Was ſoll diesmal gekrönt werden?... Hebbels Niebelungen? Zu unorganiſch, formlos und geſchmacklos bei allen einzelnen Schönheiten ... Ich weiß nur ‚Maria in Schottland' von Marie von Eſchenbach vorzuſchlagen." Und am 14. Februar 1863 die Dramen muſternd, die ſeiner Meinung nach für die Prämiierung in Betracht kämen: „Von dieſen Allen ... kann man nichts krönen, als — für Vieles Großartige und Innige neben Abgeſchmacktem und Ungeheuerlichem — Hebbels Niebelungen, qua Bücherdrama; das vollkommenſte Bühnenſtück aber, das ſeit 3 Jahren erſchienen iſt, muß ich in Maria Stuart von Schottland von M. v. Eſchenbach erkennen." — „Hebbels Niebelungen ſind freilich ſchlecht gebaut" und „wimmeln von Grillen und Monſtroſitäten", wie Devrient ſagte; und die Krönung als „Bücherdrama" wäre den Beſtimmungen des Patentes über die Stiftung des Schillerpreiſes zuwider geweſen.

Seine Anſicht — die er auch der Dichterin mitteilte —, daß dem Werke der Marie von Eſchenbach der Preis zukäme, konnte Devrient ebenſo wenig durchſetzen, wie bei den voran gegangenen Verhandlungen die Verleihung des Preiſes an Freytag für „Die Fabier". Die Kommiſſion war nicht für die „Maria von Schottland", auch nicht für die „Nibelungen". Und doch erhielt Hebbel gerade durch Devrients und Freytags gemeinſame Bemühungen den Preis für ſeine „Nibelungen". Guſtav Freytag berichtet nach der entſcheidenden Sitzung dem Freunde am 7. Oktober 1863: „Wir haben Alles gethan, was Sie gewollt haben. 1. Preis für Hebbel. 2. 1000 Thlr. für Otto Ludwig."

Es überraſcht, daß Devrient nunmehr für Hebbels „Nibelungen" eingetreten, beſonders wenn man ſein ausführlicheres Urteil über dies Stück, wie es ſich in den Protokollen des Karlsruher Theaters findet, einſieht. Im Jahre 1862 ſchrieb nämlich Eduard Devrient in das Protokollbuch des „Leſevereines" auf S. 109:

„Die Niebelungen, Trilogie v. Hebbel.
bis auf die Rolle der Chrimhild, die überaus ſchön durchgeführt iſt, ſind alle andern Hauptperſonen faſt widerig u. geſchmacklos. Selbſt Siegfried hat ſein Theil davon. Einzelne hochpoetiſche Züge entſcheiden nicht für die Fülle des Kalten, Trocknen u. ſelbſt Abgeſchmackten, Unklaren u. Ueberflüſſigen. Vor Allem hat das Gedicht keinen dramatiſchen Bau, keine Sammlung der Situationen, alle Scenen brechen ab, das Intereſſe iſt zer-

stückelt. Hagen, im Grunde die Gestalt, um welche die ganze Begebenheit sich dreht, ist ein widriger Gesell von Anfang bis zu Ende. Daß das ganze Königsgeschlecht sich für diesen Burschen opfert, widersteht uns. Günther ist der Elendeste der Elenden. Dazu wird nichts von der Barbarei im alten Gedichte erspart. Das Massacre durch zwei Akte hindurch ist ermüdend widerlich."

Ein ehrlicher Bewunderer der Kunst Hebbels ist Eduard Devrient niemals gewesen; und nur, als er sehen mußte, wie aussichtslos sein Vorschlag war: die Eschenbach'sche „Maria" zu krönen, die er „dringend" für den Preis vorschlug, beschied er sich.

Die Verhandlungen der Kommission nahmen einen Gang, wie Devrient ihn nicht wünschte. Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn Freytag unter'm 29. August 1863 schreibt:

„1. der Preis muß vertheilt werden.
2. Hebbels Nibelungen werden gekrönt.
3. Wegen der 2ten 1000 Thaler wird statutenmäßig verfahren. Ist nach dem Wortlaut und Sinn des Statuts die Vertheilung an Ludwig zu rechtfertigen, so ist diese Begabung mir die bei weitem liebste",

und in dem gleichen Brief erklärt:

„ich dächte, wir ... veranlassen die Herren, nach unserem Willen zu thun. Und das wird nicht so schwer sein, denn sie sind rathlos und zerfahren." —

Freytag wollte seine und Devrients gemeinsamen Vorschläge um die Mitte September an Hotho, der die Verhandlungen leitete, senden

„mit der Bitte, dieselben vor der nächsten Sitzung bei den Mitgliedern der Kommission circuliren zu lassen event. ihnen in Abschrift einzuhändigen ... Bleiben wider Erwarten die Burschen des Teufels, so treten wir nach dem 10. Nov. aus und publiciren gemeinsam die Gründe unsres Austritts. Ist's Ihnen so recht?"

In der Ankündigung eines derartigen Verfahrens liegt, meines Erachtens, ein Überschreiten der Kompetenzen des einzelnen Preisrichters, der erklärt: „was der Bande gegenüber möglich ist, soll gethan werden". Denn die gewissenhafte Berücksichtigung der Gutachten der einzelnen Mitglieder, wie sie das Königliche Patent fordert, wird dadurch ausgeschlossen.

Das Schillerkomitée war — wie gesagt — nicht für das Hebbel'sche Stück, ebenso wenig wie im Grunde Eduard Devrient selbst. Aber, wo sich Freytag und Devrient für solidarisch erklärten, fiel die Entscheidung so aus, wie sie es wollten. — „Wir haben Alles gethan, was Sie gewollt haben. 1. Preis für Hebbel. 2. 1000 Thlr. für Otto Ludwig" schrieb also Freytag am 7. Oktober 1863 dem Karlsruher Freunde. Das Resultat dieser entscheidenden Sitzung war Freytags „Revange für Pavia", d. h. in der Annahme seiner und Devrients Anträge sah er die persönliche Ge-

nugthuung von Seiten der übrigen Preisrichter dafür, daß ſie im Jahre 1860 ſein Drama: „Die Fabier“ nicht gekrönt.

Und wohin gieng die Abſicht des Schillerkomitée's? — Der Ausſchuß ſprach ſich für das Werk eines Unbekannten, eines unbedeutenden Schauſpielers am Karlsruher Theater, das eben Eduard Devrient leitete, aus: für den „Alboin“ von Rudolf Otto Conſentius.

Am 27. September 1863 ſchrieb Freytag an Devrient: „Was ſagen Sie zu dem Urtheil des Ausſchuſſes über Conſentius? Wenn es nach ihrem Herzen gegangen wäre, hätten ſie dieſes Stück prämiirt.“ — Der „Alboin“ hatte in immer höherem Grade den Beifall des Ausſchuſſes gefunden. Im März und April 1863 wurde das Stück auf der Liſte der Dramen, die des Preiſes würdig waren, an dritter Stelle genannt, im September ſtand es an erſter Stelle und hatte an Auguſt Boeckh, einem Kenner und feinen Beurteiler der alten griechiſchen Tragödien, einen warmen Fürſprecher. „Wenn es nach ihrem Herzen gegangen wäre, hätten ſie dieſes Stück prämiirt“; wie Freytag bei ſeiner Kenntnis der Verhandlungen geſagt.

Der Gedanke, daß der „Alboin“ von Conſentius mit dem Preiſe gekrönt werden könnte, war Eduard Devrient ſehr unangenehm. „Es geſchehen Dummheiten . . . wie Sie aus der Aufſtellung der Liſte erſehen werden. Wie kann dieſer ‚König Alboin‘ in dritter Stelle genannt werden“, ſchrieb Devrient unwillig am 3. April 1863 ſeinem Vertrauten. Einer der Dümmſten war eben Boeckh; er teilte bei den damaligen Verhandlungen ebenſo wenig Eduard Devrients Kunſtanſchauungen, wie bei den vorauf gegangenen Beratungen; er war den „Fabiern nach Kräften entgegen“ geweſen.

Aus Devrients Brief vom 3. April 1863 ſpricht eine perſönliche Erregung, wie ſie der ältere Herr ſelten in Briefen verraten. Leider fehlen verſchiedene von Devrients Briefen an Freytag. Aber aus den Antworten Freytags, die Hans Devrient veröffentlichte, darf man ſchließen, daß Devrient ſeinem Freunde noch mehr über den König Alboin und ſeinen Verfaſſer, den er als Theaterdirektor ſeit Jahren kannte, mitteilte. Denn Devrient verfolgte die Beratungen des Ausſchuſſes, die ſich für Conſentius immer günſtiger geſtalteten, ſchon darum mit wachſendem Intereſſe, weil ſein Urteil mit dem des Komitée's im genaueſten Widerſpruch ſtand. Es war zwar nicht das erſte Mal, daß die Meinung des unbeſchränkten Bühnenherrſchers von Anderen, die zum Urteil berufen wurden, nicht geteilt wurde. Aber in dieſem Falle mußte die abweichende Anſicht Eduard Devrient perſönlich erregen. Er hatte den „Alboin“ geleſen und verworfen.

eine Aufführung in Karlsruhe abgelehnt; er hatte dem Autor geraten, die Druckkosten für ein wertloses Drama zu sparen, hatte dem Großherzoge von Baden einen besonderen Bericht über den „Alboin" einreichen müssen und darin den Unwert des Stückes zu begründen versucht. Denn der Großherzog nahm insofern am „Alboin" ein Interesse, als er von einem Schauspieler stammte, der seit dem Jahre 1843 der Karlsruher Bühne angehörte. Wenige Monate, nachdem Devrient den unbrauchbaren „Alboin" zurück gewiesen, fand er ihn auf der Liste der Stücke, welche die Schillerkommission zur nächsten Wahl für den Preis aufstellte! „Wenn es nach ihrem Herzen gegangen wäre, hätten sie dieses Stück prämiirt."

„Und wer stützt außer Ihnen den Schaffenden in Deutschland?" fragte Freytag dankbaren Sinnes den bühnengewaltigen Freund. — Seinen „Schauspieler" Consentius suchte Devrient jedenfalls nicht zu stützen und zu fördern. Consentius hatte den „Alboin" seinem Direktor eingereicht, der das Stück als Lektüre in die Ferien mitgenommen. Sein Urteil, das er dem Verfasser brieflich mitteilte, liegt vor mir; ebenso das Konzept von Consentius' Antwort.

Eduard Devrient an Consentius:

„Aspichhof bei Bühl 8/6 62.

Werther Herr Consentius!

Ich wollte, der Pfingstmorgen verliehe mir eine seiner wunderbaren Zungen, damit, was ich Ihnen zu sagen habe, überzeugend wirke. Denn außerdem fürchte ich, wird mein Wort keine gute Stätte finden. Ich verkenne in ihrer Tragödie Alboin, wie in allen ihren Dichtungen, die Blitze des Talentes und starken Geistes keines weges, aber die Mißgriffe der Anordnung, wie des Geschmackes bei der Ausführung lassen keinen sichren Eindruck sich abrunden. Zunächst ist es sehr bedenklich einen so barbarischen Stoff in die moderne Sympathie rücken zu wollen, wenn es aber unternommen werden sollte, so mußten die Gestalten der knorrigen, rohen Gewaltsamkeit jener Zeit u. jener Vorgänge entsprechen. Schon der Shakespearton der Rede, der namentlich in der ersten Hälfte des Gedichtes mit großer Absichtlichkeit erscheint — in der dramatisch ganz unnützen Bürgerscene vornehmlich — entspricht in seiner Spitzfindigkeit, die der spanischen Mode des 16t. Jahrhunderts angehört, nicht der Vorstellung, die wir uns vom Ton des sechsten Jahrhunderts machen. Dazu werden die Gestalten je länger je mehr, überaus fein empfindend und geistreich, und darum schwächlich, und moralisch sk[r]upulös, wie diese Menschen gar nicht zu denken sind. Soll der erste Act sich in so schnell entflammter Neigung, im Verstoßen von Alboins erster Gattin, im raschen Aufgeben des Rache[ge]fühls bei Rosamunde vollenden, so müssen wir rücksichtslose, gewaltige Menschen sehen denen alles erlaubt scheint, was ihnen gefällt. Aber nun macht sich Alboin aus Allem ein Gewissen, wie schwerlich ein König im sechsten Jahrhundert.

Den Kunimund u. ſ. Sohn hat er im guten Kampf getödtet, das würde bei dem modernſten Krieger keine Reue erzeugen. Eine läſtige Frau verſtoßen und eine andere nehmen hat in unſerm Jahrhundert noch den Kurfürſten v. Heſſen wenig geniert. Dazu iſt der Hexen- u. Geſpenſterſpuk der Conſequenz der pſychologiſchen Motivirung wenig günſtig. Alboin ſoll doch, nach des Dichters Abſicht, wirklich von Reue ergriffen ſein, das kann doch nur Werth haben, wenn es aus eigner, ſittlicher Bewegung entſteht, iſt es Folge von Phantasmagorien, welche Helmichis veranſtaltet, ſo wird uns Alboin gar zum Tropf. Seine ganze Stellung zu dem Jago-Helmichis iſt ſchon einem Longobardenkönig u. Helden nicht entſprechend. Roſamunde iſt ſehr ſchön dargeſtellt beim Trinken aus dem Schädel, ihre Anrufung des Vaters erſchütternd, aber Alboin hat es damit ganz u. gar bei uns verſcherzt; um ſo mehr, als er ſich ſeine Brutalität im III Acte ſo wehleidig vorwirft. Er iſt im II Acte eine bloße Gliederpuppe, welche Helmichis regiert. Und nun, ſo viel ſchöne Einzelheiten der III Act enthält, dies Hinſchleppen der Kataſtrophe zwiſchen den drei Perſonen, dies ſich Lahmſprechen des erwarteten Mordes iſt ertödtend für den Antheil. Wer ſolche Gräuel thut, redet nicht lange darüber. Und darum komme ich auf unſer Geſpräch zurück: die Stoffe dieſer beſtialiſchen Gährungsperiode der europäiſchen Geſellſchaft, ſind nach allen bisherigen Erfahrungen für uns nicht zu brauchen. So viele Verſuche mir ſchon durch die Hände gegangen, ſie hatten alle die Wirkung verfehlt. Ein Stoff, der die Sympathie des modernen Sinnes nicht gewinnen kann iſt keiner für moderne Auffaſſung, weder des Dichters noch des Publikums.

Ich hätte nicht den Muth Ihr Stück aufführen zu laſſen u. rathe Ihnen es nicht drucken zu laſſen, Sie würden die Koſten bereuen.

Nun reicht der Platz auf dieſem Blatte nicht hin Sie ſo lang u. breit, als ich wünſchte zu bitten: daß Sie mein unumwundenes Urtheil nicht verletzen möge und Ihnen zu verſichern, daß ich Ihren eignen wahren Vortheil dabei zumeiſt im Sinne hatte, glauben Sie es ohne viele Worte Ihrem freundlich ergebnen

Eduard Devrient."

Conſentius an Eduard Devrient:

„Geehrter Herr Director!

Genehmigen Sie meinen innigſten Dank für Ihr ſo freundliches Wohlwollen, mein Stück geleſen und mir Ihre Meinung darüber geſchrieben zu haben. Ihr unumwundenes Urtheil hat mich nicht verletzt, ja Ihr Wohlwollen gerührt, mit welchem Sie Ihrer innerſten Ueberzeugung gemäß meinen wahren Vortheil im Auge zu haben glaubten, indem Sie mir von dem Drucke abriethen. Daß unſere Anſchauungen aus einander gehen, iſt eine andere und nur zu natürliche Sache, ja es iſt mir durchaus unmöglich, auf Ihre freundliche Beurtheilung näher eingehen zu können, da der Cardinalpunkt Ihrer Ausſtellungen ſich darauf ſtüzt, Alboin empfinde, wie es keinem Helden, und ich ſage, wie es keinem geſunden Menſchen ziemt, darüber Reue, Clodoſwinth verſtoßen und Kunimund, wie deſſen Sohn, im ehrlichen

Kampfe erschlagen zu haben. Ich kann mich mit dieser Ausstellung nicht befreunden, da sie meinen Alboin nicht berührt. Da Sie aber von dieser Ansicht ausgingen, so mußte für Ihre Betrachtung das Stück zusammenfallen, Alboin mußte alles Interesse, alle Innerlichkeit verlieren, zu Helmichis' Gliederpuppe, zu einem Tropfe, und der Hexen- und Gespensterspuck zur Aeußerlichkeit werden. Alboins Handlung mußte, da ihm das wahre, innerlich zwingende Motiv zur Prüfung Rosamundens fehlte, zur gemeinen Brutalität, die nichts veredelt und ihm alle Sympathie raubt, werden, und es konnte Ihnen deshalb auch seine Verzweiflung im III Acte, die Herrlichkeit des Weibes in Rosamunden zerstört und ihre Liebe für immer verloren zu haben (wobei ein Anderer mit dem Ausrufe: „O das ist furchtbar!" in ein Schluchzen ausbrach), als Wehleidigkeit erscheinen, und das Ganze Ihnen so fad und langweilig werden, ein so leeres Flachsprechen sein, daß ich in der That Ihre Freundlichkeit nicht genug bewundern kann, das Stück zu Ende gelesen zu haben. Das Gebäude Ihrer Kunstanschauungen hat den bei Ihnen zu Fleisch und Blut gewordenen, für Sie unumstößlichen Satz in sich aufgenommen, daß ein Stoff aus jener Gährungsperiode der Völkerwanderung unbrauchbar ist u. ein Ankämpfen gegen diese Ansicht ist unmöglich, weil es zwecklos bliebe. Ein solcher Kampf konnte mich deshalb nicht reizen. Interessanter war es mir, die scheinbare Disharmonie Ihres Wesens, welche mir anfangs aus Ihrem Briefe entgegensprang, psychologisch aufzulösen, und, indem ich Sie mit andern großen Männern verglich, hatte ich die Freude, an diesen Heroen wunderbar zutreffende Berührungpunkte mit Ihnen zu finden, die, weit davon entfernt, ihre Größe zu mindern, vielmehr ein nothwendiger Ausfluß ihrer absoluten Größe sind, und ich habe nicht nur das mich erwärmende Gefühl in mir, Ihnen wieder gerecht worden zu sein, sondern auch die Freude, das Zeug in mir gehabt zu haben, Sie zu erkennen und meine Verehrung für Sie so unerschütterlich fest zu stellen, wie sie mir ziemt und wie sie Ihnen zukommt.

Mit unerschütterlicher Hochachtung

Ihr treuer Consentius.

Gernsbach den 17. Juni 1862."

Freytag hat den „Alboin" in seiner Weise kurz charakterisiert; „Hauptscene: Einer zwingt eine aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, weil sie seine Geliebte ist, worauf diese beschließt, ihn zu töten." — Gerade von dieser Szene meinte Devrient: „Rosamunde ist sehr schön dargestellt beim Trinken aus dem Schädel, ihre Anrufung des Vaters erschütternd"; und zollte damit dem Stück eine Anerkennung, die über eine einzelne Szene weit hinaus geht. Denn, wo im Gefüge des Drama's eine Szene von der anderen bedingt wird, kann die Hauptszene unmöglich eine „erschütternde" Wirkung ausüben, wenn sie nicht in den vorauf gegangenen Szenen eine überzeugende Motivierung gefunden.

Devrients ablehnendes Urteil war für Consentius nicht bestimmend; er ließ den „Alboin" noch in dem selben Jahre als Bühnenmanuskript

im Druck erscheinen. Und wenn Eduard Devrient — wie er schrieb — nur das Interesse des Autors im Auge hatte, als er die Aufführung des „Alboin" ablehnte; sein Sohn, Otto Devrient, glaubte, daß gerade mit einer Aufführung des Stückes dem Verfasser und seiner weiteren Entwicklung als Dramatiker gedient sei.

Sein Urteil vom 11. April 1863 findet sich auf S. 127 flg. im Protokollbuche des „Lesevereines" des Karlsruher Theaters. Er kannte die Ablehnung, die das Stück durch seinen Vater erfahren, und schrieb, seine eigene Meinung vertretend:

„. . . jedoch wimmelt das Stück von so viel so tiefempfundenen, lebenswahren und geistvollen Brocken, die in einen zu großen Teig verknetet, der Bühnenwelt entrükt zu werden, doch jammerschade wäre.

So, wie das Werk da ist, dürfte eine Aufführung gefährlich sein; ob aber eine unbarmherzige Amputation und Einrenkung übergesprungener Muskeln das Trauerspiel in gedrängterer Kürze nicht zu Klarheit und gesunder Kraft bringen könnte, vieler übernächtiger und arbeitskranker Uebereizungen und Geschraubtheiten entäußert, die oft großartig gekennzeichneten Seelenstimmungen nicht verdienten aus der Zwischenwelt des gedruckten Manuscriptes in thatsächliche, fleischliche Lampenwelt getragen zu werden, ob es nicht eine Pflicht der Billigkeit sei, das Publikum mit dem sehr wohl beachtenswerthem Talente des Verfassers bekannt zu machen; ob man nicht hoffen darf, daß seine dramatische Begabung den Fehlgriff eines solchen Stoffes bei dem Erleben seines Stückes erkennen und sich auf gesündere Vorwürfe werfen möchte; das ist eine große Frage, die ich um des rastlosen Fleißes des Dichters, um des Reichthums redlicher Gedanken, wie um die wirkliche Kraft und Charakteristik seines Werkes von meinen Kampfgenossen mit einem wohlwollenden, warmen ‚Ja' von ganzem Herzen beantwortet wissen möchte.

Die Gräßlichkeit der anstößigen Situation, des Trunkes aus dem Schädel des Vaters, erscheint mir in seiner geschickten Motivierung und richtigen Beurtheilung als Gräuel, bei weitem nicht so gefährlich, als es in kurzem Bericht der Thatsache erscheinen mochte.

Nicht eher werden derartige grause Bilder das Hirn unseres Collegen verlassen und seinen Nächten Ruhe und mit der Ruhe lebensfrohere Gedanken und Stoffe gönnen, als bis er ihre Graßheit gesehen, als bis er an der Theilnahme im Publikum oder an deren Mangel erkannt hat, daß nicht die Beurtheilung eines Einzelnen, sondern das Urtheil an sich selbst, solche Schauerlichkeiten von dem Schauplatz des Schönen verdammen, der sich dieses eine Mal nicht entweiht fühlen dürfte, eine Cur auf sich vollziehen zu lassen, die des Dichters fromme Begabung und der reiche Ersatz an Schönheiten, die er dennoch den Höhrern mit nach Hause giebt schon rechtfertigen dürften."

Bei aller Achtung vor dem Urteile seines Vaters und dem offenbaren Bestreben, dieser Ansicht gerecht zu werden, kam Otto Devrient zu einer

anderen Entscheidung. — Eduard Devrient wußte zum Mindesten seit dem 3. April 1863, wie das Schillerkomitée in Berlin über den „Alboin" dachte; er sah, wie sein Sohn ritterlich für den „Alboin" eintrat; aber er beharrte bei seiner Entscheidung: „daß eine Aufführung des Stückes so wenig in Ihrem eigenen, als im Interesse unserer Bühne liegen könne" (Brief vom 12. April 1863 an Consentius). Dem Mitgliede seiner eigenen Bühne gegenüber war er in keiner Weise ein Förderer der Kunst, wie er es Freytags „Fabiern" gegenüber gewesen, die er mit vieler Mühe den Ansprüchen der Bühne gerecht zu machen suchte.

Eine Korrektur seines eigenen Urteiles, oder ein fremdes in diesem Falle gelten zu lassen, wo er selbst gesprochen, dazu fehlte dem Bühnengewaltigen die innere Freiheit. Ob es eine Pflicht des Anstandes gewesen wäre, dies Stück in Karlsruhe auf die Bühne zu bringen, habe ich nicht zu entscheiden.

„Und wer stützt außer Ihnen den Schaffenden in Deutschland?" wie Freytag, des Lobes voll, den Freund in Karlsruhe gefragt!

Ob Eduard Devrient an dem Drama seines Untergebenen, der sein Leben lang als eine kleine schauspielerische Utilité vernutzt wurde, ehrlich gehandelt — das könnten die wohl verwahrten und wohl behüteten Akten im preußischen Kultusministerium zeigen. Entsprechend dem königlichen Patente über die Stiftung des Schillerpreises müssen in den Akten des Ministeriums Gutachten, Referate und Protokolle vorhanden sein. Der Ausschuß des Schillerkomitée's war für den „Alboin"; und „wenn es nach ihrem Herzen gegangen wäre, hätten sie dieses Stück prämiiert".

Wie es scheint, blieben die Akten auch einem Gelehrten wie dem Lemberger Ordinarius, Professor Richard Maria Werner, für seine historisch-kritische Hebbel-Ausgabe verschlossen. Sonst hätte er schwerlich mit unzureichender Kenntnis erklärt, daß der Schillerpreis jedes dritte Jahr dem besten „aufgeführten" Drama verliehen werden sollte (Bd. IV, S. XXI).

Es wäre absurd, wenn jemand nach bald 40 Jahren einen litterarischen Prozeß umstoßen wollte. Ich verweise nur Hans Devrient auf dies Material, wo er pietätvoll zu stiller Feier von Eduard Devrients Angedenken aus den Briefen seines Vorfahr schöpft, der „rücksichtslos zu den Akten der Zeit geben" wollte, „was dazu gehört".

Eine ungefähre Ahnung von den 1863er Verhandlungen des Schillerkomitée's hatte Rudolf Otto Consentius selbst. In seinem Briefe vom 18. Oktober 1873 an den damaligen Intendanten des Karlsruher Hoftheaters, Herrn von Putlitz, heißt es:

„Sie können Herrn Eduard Devrient als Direktor nicht höher ſchätzen als ich; als Menſch hat er ſich gegen mich geradezu verſündigt. Er hat aus ſehr erklärlichen Gründen ein Dichtertalent neben ſich nie ſehen können, und dadurch war ſeine Stellung zu mir von vornherein fixirt; hätte er mich doch ſonſt in dieſer ſpeciellen Richtung mindeſtens als einen Ebenbürtigen betrachten müſſen. Das konnte er nicht, und ſo mußte er gegen meinen Alboin feindſelig auftreten. Dieſe Feindſeligkeit war ſchon zu weit gediehen, als das Stück zum Berliner Preiſe vorgeſchlagen und der Herr Director vom Schiller-Comitée gefragt wurde, weshalb daſſelbe hier noch nicht zur Aufführung gelangt wäre. Daß dieſe Anfrage ihn ſehr leidenſchaftlich erregte, charakteriſirt ihn hinlänglich. Nun! durch ſeine Antwort verhinderte er dieſe Preisbegebung, und die von ihm beſpöttelten Nibelungen traten an die Stelle des Alboin. — Unſer allergnädigſter Herr erfuhr die Sache, verſprach mir ſeinen Schuz, ja mehr noch und zeigte dem Herrn Director dadurch, daß er von ihm einen Bericht verlangte, den Wunſch, dieſes Stück zu ſehen. Der Herr Director konnte natürlich nicht mehr zurück, und gab deshalb vor, in ſeinem Berichte, daß das Stück vom Leſecomité verworfen worden ſei. Der Herr Director hatte bei dieſem Ausſpruche das für ſich, daß die ſchriftlichen Referate gegen mich waren, waren die Referenten für dieſen Zweck doch ſehr geſchickt gewählt; — doch ſein eigener Sohn trat ihm in der Sitzung auf das Heftigſte entgegen und erklärte dem Vater, daß es ſeine Pflicht ſei, ein Stück, wie dieſes, von ſo vielen und großen Schönheiten aufführen zu müſſen. Beide kamen hart hinter einander, und Herr Bruillot ſchloß ſich der Meinung des Sohnes an. Ich glaube deshalb wohl nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß der Bericht an unſern allergnädigſten Herrn nicht correct war."

Und in den Badiſchen Biographien, die Friedrich von Weech herausgegeben, heißt es mit dürren Worten: „Vergeblich hatte ſich Conſentius Jahre hindurch bemüht, ſeinen ‚Alboin' zur Aufführung zu bringen; auch der Schillerpreis entgieng ihm, obwohl kein Geringerer als Auguſt Boeckh ihn zur Prämiierung vorgeſchlagen hatte." — Weech hat zu Freytag verſchiedentliche Beziehungen gehabt, hat er vielleicht von ihm perſönlich Näheres gehört? Freytag, der es wiſſen konnte, meinte: „der ganze Preis iſt eine Phraſe".

Es iſt ein eigen Ding; die Welle des Lebens bewegt jeden, aber trägt nicht Alle, und nur Wenige führt ein glücklicher Wind auf's offene, freie Meer hinaus. Rudolf Otto Conſentius — wie Hebbel und Otto Ludwig — 1813 geboren, hat den größten Teil ſeines Lebens in Karlsruhe als Schauſpieler verbracht; kümmerlich ſein Leben gefriſtet. Glück und äußeren Erfolg hat er nicht gehabt.

„Ich muß Ihnen ſagen — ſchrieb Brachvogel am 16. Mai 1867 an Conſentius — daß mir auf unſrer Generalintendantur durch Dr. Titus Ul[l]rich über Sie eine ſehr günſtige Meinung entgegen getreten iſt,

namentlich Ihr Alboin sehr gelobt wurde! — Woran, zum Teufel, liegt es denn nur, daß Sie nicht emporkommen und in diesem fruchtlosen Danaidenringen ersticken?!"

Ich enthalte mich geziemender Weise eines Urteils über Eduard Devrients dramatische Leistungen, ebenso einer Kritik der „Fabier" Freytags und der „Maria Stuart von Schottland" von Frau Ebner-Eschenbach, weil ich auch mein Urteil über den „Alboin" zurück halte. Ich führe aber unbedenklich an, was Professor Karl Siegen über den Dramatiker Consentius gesagt. Wer seine Kritik im „Literarischen Merkur (1882 No. 20) einsieht, wird finden, daß Siegen dem Lyriker und Epiker gegenüber nicht das Lob gepachtet hat, wenn er dem Dramatiker auch — im Gegensatze zu Eduard Devrient und unbeeinflußt von den Verhandlungen des Schillercomitées in Berlin — seine volle Anerkennung zollt:

„Dagegen hat Consentius wirklich bedeutendes in seinen Dramen geleistet, und könnte er sich entschließen, diese Dramen nebst einer beschränkten Anzahl der lyrischen Gedichte separat herauszugeben, so zweifle ich nicht, daß dieser Band ein thatsächlicher Gewinn für die Literatur wäre und auch in weiteren Kreisen Freunde finden würde.*) Es gilt dieses von allen drei abgedruckten dramatischen Erzeugnissen gleichmäßig, so vom ‚Attila' wie vom ‚Alboin', deren Tod bei Consentius durch eine wirklich tragische Schuld nothwendig gemacht wird; die Handlung in beiden Dramen hat eine fast fieberhafte Spannung, die Charaktere, auch die unbedeutendsten, sind wahrhaft meisterhaft gezeichnet und das Ganze so bühnenwirksam wie nur möglich. Im ‚Alboin' besonders wird uns auch der Charakter der Rosamunde, an dem so oft schon unsere Dramatiker gescheitert sind, menschlich näher gerückt, und trotz dem auch in dieser Alboin-Tragödie wiederkehrenden Trunk aus dem Schädel des Gepidenkönigs, des Vaters der Rosamunde, welches Geschehnis immer etwas Abstoßendes hat, könnte gerade dieses Werk von Consentius sein Glück auf der Bühne machen, wenn das Volk und gar unsere meisten Bühnenleiter nicht neuere Tragödien, neuere Possen und bürgerliche Rührstücke vorzögen. Auch die dramatische Grille ‚Ein Traum' dürfte sich für die Bühne eignen . . . Kurz diese drei Damen allein genügen, um den Dichterruhm von Consentius festzustellen, und sie verdienen allseitige Würdigung, welche in unserer Zeit leider derlei dramatischen Ergüssen zu selten zu Theil wird."

*) Eine Auswahl der „Gedichte" von R. O. Consentius erschien vor Kurzem bei E. Pierson in Dresden.

Frühlingsfeier.

(Zum Gedächtniſſe Zarathuſtra's.)

Von Wilhelm Walther Krug.

(Schwetzingen i. Baden.)

Wir gehen durch Gärten und Parks, in welchen ſchon die Roſen wieder ausgegraben, die Wege abgeſteckt und die Bäume beſchnitten ſind, wo in hohen kahlen Bäumen die Vögel ſehr luſtig zwitſchern und die Sonne aus ſteilerer Höhe die Erde wärmt. Wir gehen auf jenen Frühlingswegen, welche uns klare und freundliche Gefühle geben, welche uns die Welt gut, vollkommen und liebreich zeigen und welche uns zu Ja- und Amen-Sängern alles Lebens machen.

Sollten die Griechen, die Bewohner eines lichten und heiteren Erdenwinkels, nicht ähnlich in's Leben geſchaut haben? — abzüglich freilich unſerer Empfindſamkeit, als einer Folge allzu ſtarker Kontraſte zwiſchen Finſternis und Licht, wie ſie nur Nordländer und Germanenſeelen über ſich ergehen laſſen müſſen. Denn wir wiſſen es wohl, wir Armen, der Sonne Entwandten, daß alle Kultur Sonnenkultur iſt, daß Licht, Helligkeit, Heiterkeit ihre Erzeuger ſind; daß nichts Gutes geſchieht, an dem nicht die blaue Himmelsglocke ihren Anteil habe, und daß unter ihr auch das Böſe ſeinen Heiligſprecher finde. Wir wiſſen es wohl, was unſere Seelen dem halkyoniſchen Himmel Italiens entgegen drängt, was uns, ſofern wir keine Leimſieder, Dunkelmämmer und Wolkenfeger ſind (drei ſehr germaniſche Tugenden!), ſeit Urväterzeiten nach dem Süden zwingt. In nebligen Wäldern und Sümpfen, unter grauen Himmeln war unſeren Vätern nicht ſehr froh um's Herz. Sie bedurften des braunen Saftes, um ihrer ſchwerfälligen, regneriſchen Gefühle ledig zu werden. Sie waren ſicherlich ſo ſehr mürriſch, ſo ſehr ſchlechter Laune und ſo wenig jenen Naturen ähnlich, als welche ſie uns Tacitus ſchildert, daß aus ihnen überhaupt nichts geworden wäre, wenn ihre Leiber nicht in die Lüfte und Lüſte der ſüdlichen Kultur hinein geſtellt, hinein gewirbelt worden wären. Erſt heute,

seitdem wir die Sicherheit haben, daß unsere Länder und Völker der Sonnenseite und einem fast tropischem Klima mit jedem Jahrtausend mehr zugewendet werden, seitdem uns dergestalt eine freundlichere Fernsicht auf zukünftige Kulturen gegeben ist, erst heute beginnen wir, den letzten Erdenrest alter Schwere, alten Düsters, alter Mürrischkeit — ach, wie groß ist noch dieser Rest! — energisch abzuschütteln.

Leben und Weisheit kommt nur aus den Ländern der Sonne: dieser alten Wahrheit sehen wir erst heute bis auf den Grund. Sind nicht Asien, Afrika, Griechenland, Rom die gelobten Länder der Menschheit? Ist nicht die Heimat der Adler und Schlangen die Heimat der Staaten, der Gesetze, der Künste, der ewigen Gedanken? Wie kommen wir, die wir auf den Schultern Anderer stehen, uns so erhoben, so erhaben vor! Indes wir mit den Köpfen die Wolken des Trübsinns fegen! Es ist nicht wahr, daß dafür gesorgt sei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Uns fehlt nicht mehr viel dazu: die gotischen Türme sind nur ein Gleichnis. Wie haben wir es doch fertig gebracht, die klassische Kultur der Heiterkeit, der wagerechten Linien, der Grenzen und Begrenzungen, des Genügens und Beschränkens, zu verdüstern, zu verloten, zu verspitzeln, zu erweitern, zu verunendlichen? Das war kein Meisterwerk! Das war der alte Ernst und Schatten, der uns überfiel, der uns überredete! Der uns vormachte, daß hinter jenen dicken Wolken die Sonne sei, wir brauchten sie nur zu erklimmen! Aber wer kann Wolken erklimmen? Das macht rot und schwitzig und übler Laune. Ach, wo viel Schatten und kühle Wolken sind, wo auch dem kürzesten Sonnentag zwölf böse Rächer, Neider und Regenwochen folgen, da mag kein Freund des Lebens verweilen. Wir Deutsche und Nordlichtländer haben keine rechte Freude am Leben. Ich fürchte, daß wir es zuweilen hassen, ja verachten . . .

So haben wir wohl die Erbschaft der Antike angetreten, aber nicht erworben. Wir haben ihren Zaubertrank getrunken, aber nicht — wie Faust — „transpiriert", „damit die Kraft durch In- und Äußres dringt". Wir haben uns auf Stelzen gestellt, mit denen wir ganz gut zu laufen verstehen, welche aber unserem Organismus nicht verbunden sind. Und alles, was aus diesem Zwitterzustand an Mißhelligkeit, an Schmerz und Unheil erwuchs, das haben wir auf die Mangelhaftigkeit jener Krücken geschoben. Und da die Krücken uns zum Laufen verhalfen, so haben wir das Laufen für etwas Verderbliches und Sündliches gehalten. Und so ist es gekommen, daß wir das Leben, den Menschen, die Kultur und alles, was dazu gehört, herzlich schlecht gemacht haben.

Es war nötig und es war gut, daß wir das empfunden und recht schmerzlich empfunden haben. Nur dann konnten wir klar erkennen, daß der germanischen Rasse nichts so notwendig und nichts so förderlich ist als ihre Latinisierung, — insofern nämlich, als die Lateiner nun einmal die Vermittler antiker Kultur sind. Wer sich gegen diese Erkenntnis sträubt, ist antisozial, antikulturell. Wer sich gegen diese Erkenntnis sträubt, ist Germanenfeind, Deutschenfeind. Es bedarf nur eines Einblicks in die Geschichte, um das zu verstehen, um hier ganz klar zu sehen. Auch kann man sich am Unterschiede der Sprachen mancherlei deutlich machen.

Unsere Zeit erkennt dies und jenes schon. Es mag sein, daß in unseren Tagen die Sterne Licht geben, welche einst Goethe entzündet hat. In ihrem Licht schreibt nun manch einer seine Bücher und Tagebücher. Aber es geschieht leise. Alles Unerhörte hört sich nicht. Lärm ist das Zeichen der Alltäglichkeit. Starke Ausdrücke, dick aufgetragene Farben, Fortissimi, gespreizte Glieder — das sind Beweise der Entartung. Ich erinnere an Richard Wagner, welcher für ein verdecktes Orchester Musik gemacht hat. Und das Trubulöse unserer Tage ist vielleicht nur eine Maske, hinter welcher sich jene Erkenntnis unsichtbar vollzieht, nicht anders als z. B. das Geschrei um den Philosophen des „Antichrist", welches Geschrei uns darüber hinweg täuscht, was eigentlich in der Stille mit der Lehre dieses Philosophen geschieht. — Weiß man, daß es schon Menschen giebt, welche ihn weder vergöttern noch verzwergeln — denn nach den Erleblebnissen der letzten Jahre sind hier die Worte „loben" und „tadeln" nicht mehr angebracht —, welche ihn verstehen? Weiß man, daß es schon Theologen giebt, welche seine religiöse Sehnsucht bewundern, welche ihn, zu einem Teile freilich, für sich beanspruchen? Man überlege nur, welche Bildung, welche Freiheit der Geister notwendig ist, um als Theologe sich mit dem „Antichrist" in eine amikable Unterhaltung einzulassen! Aber freilich, unsere „Wissenschaftler" haben das nicht fertig gebracht. Ihnen fehlt die Zeit! Ihnen fehlt auch die umfassende Einsicht: was kümmert den Spezialisten Welt, Mensch und Ewigkeit! Und schließlich sind schon die Fragen nach diesen Dingen Religion; im Hinblick auf die Tiefe, Inbrunst und Wahrhaftigkeit seiner Empfindungen ist es nicht paradox zu sagen, daß Zarathustra, der Gottlose, der religiöseste Mensch gewesen sei.

Und was ist Zarathustra anders als der Lateiner, der unsere germanischen Finsternisse durchbrechen möchte, der uns Licht, Helle und Heiterkeit der Sonnenländer bringen möchte? Was anders als der Prophet der neuen Renaissance? Der Überbringer einer Erbschaft, welche

wir erwerben möchten? Der Totengräber für alle kalten und steifen Leichname? Wohlan, hier haben wir, sofern wir einige absichtlich karrikierte Züge nicht mißverstehen, das Bild jener Welt, welche Kulturen schafft! Welche sich nicht, wie man glauben machen möchte, in Beschränktheiten und Formalien erschöpft, sondern in der Beschränkung, in Form und Rhythmus Kräfte verehrt, die das Leben erhalten, es lieb und wert machen. Welche weiß, daß jedes 'Αγάν Unlust und den Tod gebiert, und welche das Unendliche — wie sollte sie es nicht begreifen! — im Endlichen erkennt.

Das ist die Welt, der aller Trüb- und Schwersinn am fernsten liegt, und von deren kühlen Regionen ein Prophet also reden könnte:

Hier, wo uns Gedanken überfallen, aus blauem Himmel in unsere Herzen fallen, leicht, göttlich wie Zaubervögel, wo die Götter Übermut und Bosheit allen ehrwürdigen und sehr ernsthaften Dingen am Bart zupfen und wo man mit Tänzerfüßen über die Spiegel sehr tiefer Seen hüpft, wo alles heiter, spöttisch und „himmlisch" ist, wo aller Erden- und Ehrenernst beim Teufel blieb, wo selbst die Herzen, diese schweren, dickflüssigen, dickblütigen, hartklopfenden Herzen gleich Sommerblütenflocken tanzen und wie Kugeln eines sehr geschickten Taschenspielers sich in den Lüften drehen: — in diesen Höhen, o meine Seele, schweig' still und rede nicht! Hier ist jedes Wort Sünde wider den heiligen Geist, und auch die leichtfüßigste, göttlichste und güldenste Musik ist nur ein Grobian und allzu plumper Ausdruck solcher Seligkeit. Hier spricht man nicht, hier singt man nicht, hier denkt man nicht einmal mehr: hier ist alles Licht, Luft, Meer, Selbst, Einheit, All; hier ist jedes Ding Sonnending, Selbstwille, Schicksal, Einigkeit; hier ist Gott und Mensch, Erde und Welt, Wille und That — — — Eins.

Aphorismen.

Von Wilhelm Walther Krug.

(Schwetzingen i. Baden.)

Entscheidungsfrage. Der Schmerz will Ende, die Lust will Dauer; jener den Tod, diese das Leben. Welcher von beiden müßte demnach einer Lebensweisheit zum Prinzipe dienen?

*

Der gute Ton im Denken. Man ſoll nicht alles erklären und beweiſen wollen. Es muß auch Dinge geben, welche im Dunkel bleiben, gleichſam als Schatten auf dem großen Gemälde, das wir Welt nennen.

*

Regentage. Wenn wir auch die heiteren und wolkenloſen Tage vorziehen und Sonne, Licht und Helligkeit in jedem Sinn dieſer Worte lieb haben, ſo ſind wir doch auch jenen Regentagen nicht gram, welche uns mit ihrem ſeltſamen Erdgeruch an unſere Herkunft zu erinnern ſcheinen.

*

Wünſchbarkeit des Lebens. Die Wünſchbarkeit des Lebens hängt ab vom Wünſchenden, nicht von allgemeinen Geſichtspunkten. Wem dieſe Welt nicht genügt, der ſchafft ſich eine andere. Die Gründe hierfür verlieren ſich in's Phyſiſche.

*

Verräteriſch. Das wichtigſte Charakteriſtikum des genus homo neben dem Schädel iſt der Fuß. Dieſer wird von nun an für den einzelnen Menſchen und ſeine Qualitäten verräteriſch werden, während man bisher aus den Händen allerlei zu leſen verſtand.

*

Sympathiſche Landſchaft. Man ſagt mir, daß die Landſchaft, in welcher das genus homo geworden ſei, nichts mit dem Urwalde gemein habe, ſondern eher mit jenen ſeltenen, einſamen Lichtungen der Höhenzüge, wo einzelne, hohe Baumſtämme in die Luft ragen. Daher vielleicht auch unſere Sympathie für ſolche Landſchaften.

*

Rhythmus. Den Menſchen intereſſiert vor Allem die Feſtſtellung des Gleichartigen und Gemeinſamen: er hat dabei eine ähnlich wohlthuende Empfindung, wie der Rhythmus ſie erzeugt.

*

Todesſtrafe. Warum ſollten jene in der That nicht ſeltenen Ereigniſſe, Zuſtände und Gefühle des Unzulänglichen, Entſetzlichen und unſäglich Traurigen — warum ſollten ſie einen Beweis dafür abgeben, daß unſere Philoſophien und Künſte das Demütige und Traurige predigen müßten? Sollte nicht vielmehr immer und immer wieder in Büchern und Werken das Heitere, Göttliche, Glückliche unterſtrichen und zwiefach unterſtrichen werden, um dadurch die Gefühle der Unluſt gleichſam in den Hintergrund zu drängen und unſichtbar zu machen? Erſt die Gedanken über Unglück und Tod haben das Leben zur Tragödie gemacht; und

wahrlich, man könnte sich ein südliches und unter blauem Himmel lebendes Volk denken, das den Trübsinn mit dem Tode bestrafte.

*

Das Grausamste. Wenn es wahr ist, daß der Gedanke an den Tod grausamer ist als der Tod selber, dann ist der Satz „respice finem" das Grausamste, was ausgedacht werden kann.

*

Das Wunderbare. Welchen Anteil das Wunderbare am Leben hat, kann man an Napoleon I., diesem kältesten und rücksichtslosesten aller Eroberer ersehen, welcher von Elba aus schrieb: „j'ai toujours cherché le merveilleux . . ."

*

Herbst. Herbstfäden sind in der Luft, die Sonne scheint mild und warm, und aus dem Himmel wehen kühle Winde: wer sollte da nicht froh und mit der Natur vertraut sein! An solchen Tagen möchte man wandern und die Stimme der Natur hören und wandern und kein Wort sprechen. An solchen Tagen wird Kopf und Herz trunken von Sonne und Licht und stiller Heiterkeit. An solchen Tagen kommen die besten, klarsten und gütigsten Gedanken gleich jenen weißen und leichten Wolken am Himmel, welche nun bald der Abend röten wird.

*

Bene vixit qui bene latuit: jedenfalls der Wahlspruch eines vornehmen Menschen und eines Menschen, dessen Eitelkeit sich bis in den Erdenrest jenes Wunsches zurück gezogen hat, unbedeutend zu erscheinen. Ich weise auf eine Möglichkeit hin, welche alles, was an Feinheit, Zartheit, Intimität und unterirdischer Kraft ersonnen wurde, weit übertrifft: auf die Möglichkeit nämlich, daß ein Schriftsteller absichtlich, um seinen Glanz vor der Mitwelt zu verdunkeln, seinen Büchern unbedeutende Gedanken beimischt.

*

Mut. Zum Bücherschreiben bedarf es einer tüchtigen Portion Mut. Denn die Zahl der Anfeindungen, der Absprechungen, der Entstellungen und Bösartigkeiten, welche Bücher erfahren, ist Legion. Und schließlich redet aus jedem Buch der Schritt eines einsam Wandernden . . . Darum auch umgeben sich viele Schriftsteller mit Heiterkeiten, mit blühenden Gärten und Springbrunnen, mit Mondabenden und lustigen Winden, auf daß sie einen Gefährten ihres einsamen Weges haben.

*

Den Freunden. Geſetzt, daß man ſeinen Feinden Schlechtes zufügen darf, iſt es dann nicht geradezu ein Unſinn, wenn man ſeinen Freunden nicht Gutes thut?

*

Haß. Welch' ein ſtarker, reicher und gütiger Geiſt muß Der ſein, der den Haß als Schwäche empfindet!

*

Wirkung des Irrtums. Menſchen, die ſich oft irren, bekommen leicht einen Zorn auf die Wahrheit.

*

Vom Weinen. Der Menſch ſchluckt ſo manches in ſich hinein, was er als Thräne wieder von ſich giebt. Weinen iſt eine Art innerer Reinigung.

*

Zweck des Lobes. Oft lobt man Andere, um von ihnen gelobt zu werden.

*

Grund genug. Jemand ſagte: Ich kenne dieſen Menſchen nicht, ich habe weder ſeinen Namen gehört, noch ſein Geſicht geſehen — Grund genug für mich, um ihn für einen Dummkopf zu halten.

*

Gleiches. Wie der witzige Menſch Gefahr läuft, ein ſchlechter Charakter zu werden, ſo läuft der gute Stiliſt Gefahr, ein ſchlechter Denker zu werden.

*

Bedeutung der Kunſt. Die Bedeutung der Kunſt liegt in der Erhaltung der Spielinſtinkte, welche nichts Anderes ſind als die Inſtinkte des Lebens ſelber.

*

Das Kunſtwerk im Traum. Zwiſchen Kunſtwerken und Träumen beſteht inſofern eine Blutsverwandtſchaft, als jedes Kunſtwerk ein ſinnvoller Traum iſt. Darin liegt jedenfalls, daß die Kunſt ihren Boden nicht in der Realität hat und daß ſie von dieſer nur gewiſſe Geſetze entlehnen darf, welche ihr Sinn, Maß und Ziel geben.

*

Der Künſtler. Der Künſtler — ein erhitzter Menſch, der fortwährend in das kalte Bad der Alltäglichkeit und ſogenannten Kulturwelt getaucht wird: ſchließlich trägt er einen tüchtigen Schnupfen davon.

*

Die ganze Seele. Wer einer Sache ſich mit ganzer Seele widmet, iſt vielleicht ein Philoſoph, aber kein Künſtler. Der Künſtler bedarf eines Reſtes von Ruhe und Nüchternheit, der ihn befähigt, Herr der Situation zu bleiben. Auch iſt es gefährlich, ſeine ganze Seele herzugeben: man hat nachher keine mehr.

*

Der vollkommene Menſch. Der Künſtler, als der große Symboliſt und Darſteller allen Lebens, wäre eigentlich der vollkommenſte Menſch, wenn er nicht zugleich der übermütigſte und maßloſeſte wäre.

*

Temperament und Geſchmack. Die Menſchen — und namentlich die Künſtler — haben insgemein mehr Temperament als Geſchmack.

*

Die Tiefe. Die Tiefe iſt in letzter Linie nichts als eine formale Eigenſchaft: nämlich die Fähigkeit, die Dinge ſo klar vor uns hin zu ſtellen, daß wir ihnen bis auf den Grund ſehen können. Im Gegenſatz zum Unergründlichen: hier iſt das Waſſer trüb und ſchlammig.

*

Einfacher Stil. Der einfache Stil iſt ein Zeichen von Kraft, Ruhe und Beſonnenheit. Aber es giebt einen einfachen Stil, hinter welchem ſich nichts als Schwäche, Ermüdung und Reizbarkeit verbirgt. Daher muß man alles Moderne auf die Nerven der Stiliſten prüfen.

*

Der Fenſter-Stil. Auch die beſten und virtuoſeſten Schriftſteller können nicht den Schatz an's Tageslicht heben, der in ihnen ruht. Aber ſie verſtehen es, in ihrem Stil Fenſter und lichte Stellen anzubringen, durch welche man einen Einblick in das Innere hat.

*

Für das Auge. Nichts iſt für das Auge qualvoller als die Anmaßung des Stümpers, einen ausgeſprochenen Stil zu haben.

*

Bücher. Es wird allen Ernſtes behauptet — und dies nicht ſelten —, daß Bücher, welche unverſtändlich ſeien und einer Auslegung bedürften, beſſer ungeſchrieben blieben . . .

*

Geheimer Gedanke. Mancher denkt: Wie genügſam ſind doch die Menſchen, daß ſie mit mir zufrieden ſind!

Acht Frühlingslieder.

Von Martin Greif.

(München.)

Im April.

Lenz, du kommſt ſo trüb mir vor,
Wie wenn du der Herbſt;
Fürchte, daß im Nebelflor
Du dich gar entfärbſt.

Alles grün, und doch wie grau
Wald und Wieſenplan!
Selbſt die Blümlein auf der Au
Schau'n verzagt mich an.

Wohl, ein einz'ger Sonnenblick
Macht ſie wieder froh —
Herz, in deinem Jugendglück
Bangte oft dir ſo.

Im Lenze.

Der Weißdorn prangt im Blütenkleid,
Verflogen iſt ſein Winterleid,
Seit Lenz gekehrt auf Erden.
Da alles lacht in Berg und Thal,
Verſuche, Herz, doch ſelbſt einmal
Auch wieder froh zu werden!

Kein erſter Mai.

Zum erſten Mal in meinem Leben
Vergaß ich auf den erſten Mai.
Wie konnte ſolches ſich begeben,
Da ich ihn ſo gefehnt herbei?

Lag es am trüben Regentage,
Der mir der Sonne Blick verbarg?
Geſchah es, weil beim Droſſelſchlage
Mein Auge fiel auf einen Sarg?

Maienglück.

Wolkenloſer Maientag!
Im Ergrünen Buſch und Hag
Und, ſo weit das Auge reicht,
Sproſſen, das der Hoffnung gleicht:
Iſt's ein Wunder, daß die Welt
Dem Betrübten ſelbſt gefällt?

Maienluſt.

Geendet hat die Maienzeit
Den winterlichen Harm:
Der Himmel ſtrahlt voll Herrlichkeit,
Die Sonne leuchtet warm.

Die Erde prangt in junger Pracht
Und alles atmet Luſt;
Du ſelbſt auch fühlſt den Lenz erwacht
In der befreiten Bruſt.

Wolken im Mai.

Der Mai iſt nicht den Wolken hold.
Schon Eine, die aus Duft gewoben,
Hinzieht am blauen Himmel oben,
Kann trüben alles Sonnengold —
Der Mai iſt nicht den Wolken hold.

Verlorner Mai.

Was hilft der lichte Maienſchein,
Fühlt ſich das Herz dabei allein?
Erweckt doch, was da blüht umher,
Verlaſſenheit ihm um ſo mehr.
Das Aug', wenn ihm die Thräne rinnt,
Für alle Farben iſt es blind.
Wie grau erſcheint ihm junges Grün:
Dem Frohen kann der Mai nur blüh'n.

Grillen im Mai.

Herz, wozu die bangen Träume,
Und nun gar in dieſen Tagen,
Wo ſelbſt die entlaubten Bäume
Wieder junge Blüten tragen?

Indische Märchen und Fabeln.

Ein Beitrag zur vergleichenden Sagenkunde

von H. J. Gramatzki.

(München.)

I. Über merkwürdige Ähnlichkeiten zwischen indischen Märchen und europäischen Sagen.

Die Thatsache, daß die Märchen der Rassen und Völker einander in manchen wesentlichen Punkten ähnlich sind, ist hinlänglich bekannt, aber es dürfte vielleicht nicht belanglos sein, einige besondere Fälle hier zu beschreiben. Es dünkt mir unwahrscheinlich, daß sie näher bekannt sind, denn die mir im Gedächtnis schwebenden Sagen stammen aus den Vorgebirgen des Himalaya, aus der Provinz Assam, wo ich meine Kindheit verlebte. Ich muß mein Material für diesen I. Teil der Arbeit aus Erinnerungen schöpfen, die, wenngleich nur Fragmente, doch verhältnismäßig klar umrissen sind; Manuskript oder Gedrucktes fehlt mir, da jene Sagen meistens nur im Volksmunde leben, und der Europäer, der nicht, wie es mir ergieng, die Sprache als Kind erlernte, wohl schwerlich in ihr denken und empfinden kann, um jene Mythen gut zu übersetzen. Wie Wenige aber von denen, die in Indien leben, benützen ihre sprachlichen Kenntnisse zu solchen Forschungen und Arbeiten!

Ich fange mit folgender Erzählung an:

Ein junger Königsohn hatte sich mit etlichen Freunden und seinem getreuen Diener in einem Urwalde verirrt und fand nicht mehr sein väterliches Schloß. Da der Prinz heftig vom Durste geplagt wurde, schickte er seinen Diener auf die Suche nach einer Quelle. Der Diener war nicht weit gelaufen, als er vor einem verzauberten Schlosse stand und einen Brunnen erblickte. Aus einem Felsen floß das Wasser in eine halbkreisförmige Schale, und auf den Felsen war, so daß man es beim Schöpfen sehen mußte, das Bildnis einer berückend schönen Prinzessin gemalt. Düstere Ahnungen sagten dem getreuen Diener, daß der junge Prinz beim Anblicke der Maid sich in sie verlieben und, um sie zu erringen, sich in Gefahren stürzen würde, die ihm vielleicht das Leben kosteten. Und so

miſchte er denn Erde mit Waſſer und verſchmierte damit das Bild, ſo daß es unſichtbar war. Da nahte ſchon der Prinz mit ſeinen Freunden und brach in lauten Jubel aus, als er die Quelle ſah. — Ein Tropfen Waſſer ſpritzte gegen den Felſen und löſte etwas von der Erde am Bilde los, ſo daß die Farben hervor leuchteten; das ſah der Prinz, nahm haſtig ſeinen Becher, ſchleuderte den Inhalt ein über das andere Mal gegen den Felſen, in ſteigender Erregung, wie das Bild mählich deutlicher und deutlicher erſchien, und da es vollauf entſchleiert vor ſeinen ſtaunenden Augen ſtand, ward es ſein unerſchüttlicher Entſchluß, die Prinzeſſin, koſte es was es wolle, zu erringen.

Die ſchöne Jungfrau wohnte in dem verzauberten Schloſſe, von Dämonen und Frauen bewacht. Der Königſohn zog mit Roß und Ritter alſo gegen die Burg; doch ſeinem Bemühen fehlten die Früchte des Erfolgs. Nun erſann er ſich eine Liſt. Er ließ einen gewaltigen goldenen Löwen bauen, in deſſen Bauche er ſich mit etlichen tapferen Geſellen verſteckte. Dann wurde das Wunderwerk vor die Burg gefahren und dort angeblich als Opfergeſchenk zurück gelaſſen.

Der Prinzeſſin gefiel der Löwe. Sie ließ ihn in das Schloß verbringen, und zwar in den Saal, in welchem ſie von ihren Frauen bewacht ſchlief. Des Nachts krochen nun die Geſellen aus ihrem Verſtecke hervor und öffneten die Thore; die Mannen des Prinzen ſtürmten herein, es entſpann ſich ein furchtbarer Kampf. Unterdeſſen wurde die Prinzeſſin in den Bauch des Löwen verbracht, und da er auf großen Rädern lief, unter gewaltigem Jubel aus der Burg gezogen. Die brennende Burg erleuchtete das ganze Land . . .

Hier iſt das Märlein zwar nicht zu Ende, die beiden Glücklichen haben noch manche Gefahren zu überſtehen und gehen zuletzt zu Grunde. Das Schiff mit dem ſie auf's Meer entfliehen, geht mit Mann und Maus unter. Wie dieſes alles geſchah, iſt mir nicht mehr in der Erinnerung; aber in dem, was ich mitgeteilt habe, iſt die Ähnlichkeit mit dem trojaniſchen Pferde wohl jedem aufgefallen, und am Anfange wohl auch noch ein Anklang an „Der getreue Johannes" in Grimms Märchen.

*

Einen Anklang an Grimms: „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren" hat folgende Erzählung, deren Schluß ich gleichfalls nicht mehr kenne.

Ein luſtiger Geſelle, der auf Abenteuer ausgegangen war, kam auch einmal in die Höhle eines Rieſen. Der Rieſe war fort, aber das Rieſenweib daheim. Als ſie den kleinen Wicht ſah, ſprach ſie: „Mache dich ſchnell aus dem Staube, denn mein Mann kommt bald nach Hauſe, und wenn er dich trifft, ſo frißt er dich ſicher mit Haut und Haaren!" „Aber",

erwiderte der Geſelle, „wenn ich jetzt in der Nacht in den Wald gehe, zerreißen mich ja die wilden Tiere.“ Da hatte das Rieſenweib Mitleid mit ihm; ſie ließ ihn herein, verwandelte ihn in eine Stubenfliege und ſetzte ihn zu den übrigen an die Wand. Der Rieſe kam nach Hauſe, meinte, es röche nach Menſchenfleiſch, und durchſuchte Kiſten und Käſten, durchſtöberte alle Winkel, trotz der Verſicherungen ſeiner Frau, bis er ſchließlich nichts findend ſich auch beruhigte, ſein Nachtmahl verzehrte und ſich zu Ruhe begab. Da plagten ihn die Fliegen ſo ſehr, daß er aufſtand und voller Zorn ſich daran machte, ſie zu fangen und zu töten; dem jungen Abenteurer aber gelang es, mit knapper Not zu entkommen; und am nächſten Morgen, als der Rieſe fort war, gab ihm die Rieſin ſeine frühere Geſtalt wieder, worauf er ſich mit Dank verabſchiedete und neuen Abenteuern entgegen zog.

*

Eine der Geſtallen in den indiſchen Sagen (es ſind immer nur die der Landſchaft Aſſams gemeint) iſt zum Teil ein Zwiſchending aus Till Eulenſpiegel und Simplizius Simpliziſſimus, im Allgemeinen jedoch ein Tölpel. Die Geſchichte von dieſem Narren beſteht aus einer ganzen Kette von Anekdoten, von denen mir drei im Gedächtniſſe haften geblieben ſind.

1. Anekdote: Wie der Narr eine Frau zum Lachen brachte.

Der Narr kam an einen Fluß, daſelbſt wuſchen etliche Frauen ihre Linnen. Der Narr wollte die Frauen, die bei der Arbeit gar verdrießliche Geſichter machten, heiter ſtimmen, und ſo neckte er ſie, indem er mit kleinen Steinchen nach ihnen warf. Er hatte damit aber keinen Erfolg. Da kam ein Mann des Weges, und der Narr lief auf ihn zu und ſprach: „Lieber Freund, gebt mir Rat! Was ſoll ich thun, um die Frauen am Fluſſe zum Lachen zu bringen! Ich habe mit kleinen Steinchen nach ihnen geworfen — doch es nützt mir nichts.“ Der Angeredete, der den Narren los ſein wollte, ſagte kurzweg: „Wirf mit größeren Steinen!“ Der Narr dankte ihm für den Rat und lief an den Fluß zurück, wo er den Plan ausführte. Er nahm immer größere Steine, und als die Frauen ärgerlich wurden, hob er einen großen ſchweren Stein auf und warf ihn einem der Weiber mit aller Wucht in's Geſicht. Die Getroffene fiel tot auf den Rücken, während die übrigen Wäſcherinnen die Flucht ergriffen. Weil aber der Stein ſein Opfer auf den Mund getroffen hatte, waren die Lippen aufgeſchlagen, und beide Zahnreihen glänzten weiß hervor. Das gab der Toten den Anſchein, als ob ſie lache. Voll Verwunderung über den weiſen Rat jenes Mannes ſtürzte er die Straße in der Richtung hinunter, wohin jener gegangen war, holte ihn ein und redete ihn an:

„Du biſt fürwahr der Klügſten einer, ich habe deinen Rat befolgt — und ſiehe, die eine Frau fiel um und lacht nun in Einem fort weiter.“

2. Anekdote: Wie der Narr einen Aſt abſägte.

Der Narr wollte einen Aſt abſägen, und ſo ſetzte er ſich auf den Aſt und fieng an, dieſen zwiſchen ſich und dem Baume durchzuſägen. Ein Mann kam des Wegs daher, ſah das unſinnige, gefährliche Treiben des Narren und rief ihm zu: „Lieber Freund! Sieh' doch zu, was du thuſt, du wirſt im nächſten Augenblicke herab fallen“. Spott und Hohn erhielt der Warnende zur Antwort, da gieng er ärgerlich weiter. Nach kurzer Zeit brach der Aſt und der Narr fiel auf die Steine. Da ſtand er denn jammernd auf und humpelte dem Manne nach, der ihm von ſeinem Thun abgeraten hatte, holte ihn ein und ſprach: „Weiſeſter der Menſchen, mein geringer Verſtand begriff die Wahrheit deiner Rede nicht; aber was du vorausgeſagt, iſt eingetroffen, du mußt fürwahr eine große prophetiſche Gabe beſitzen.“

3. Anekdote: Wie der Narr bei einem Brande half.

Einmal wohnte der Narr bei einem Töpfer. Nachts brach Feuer aus, und der Töpfer floh mit Weib und Kindern auf die Straße hinaus, wo ſchon viel Volks zuſammen gelaufen war. Als man anfieng zu löſchen, guckte der Narr zum Fenſter hinaus. Da rief ihm der Töpfer zu, er möchte ihm doch einen Dienſt erweiſen und etliche Habſeligkeiten aus dem Hauſe ſchaffen, ehe das Feuer ſie zerſtöre. Der Narr verſchwand vom Fenſter, und im nächſten Augenblicke, zum großen Gelächter des Volks, flogen Krüge und Töpfe und Vaſen aus dem Fenſter und zerſchellten auf der Straße. Alles Schreien des Töpfers half nichts; er konnte auch nicht in's Haus dringen, weil der Rauch ihn hinderte, und ſo mußte er denn zuſehen, wie der Trümmerhaufen ſeines Hab und Gutes immer größer wurde.

*

Eine Art Herkulesſage wurde mir auch erzählt. Sie behandelte einen Helden, deſſen Kraft und Mut Unglaubliches leiſteten, und ſo viel ich mich erinnern kann, waren die Erzählungen voll von Übertreibungen, wie man ſie in den germaniſchen oder helleniſchen Sagen nicht ebenſo findet. Höchſt merkwürdig iſt an einer Stelle die Ähnlichkeit dieſer Geſchichte mit Brünhilde und Siegfried. Nachdem der „Palwan“ (ſo nannte man bei uns einen Recken) viele Abenteuer erlebt hatte, wanderte er in ein fernes Land, wo ein unbezwingbares Rieſenweib hauſte. Er gieng auf einen Ringkampf mit ihr ein, in welchem er Sieger blieb. Da erfaßte ihn das zornige Weib und ſchleuderte ihn über einen Baum. Er hob nun ſeinerſeits die Heldin auf und warf ſie

so hoch in die Luft, daß sie schließlich nur mehr als Punkt sichtbar war. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, so heirateten sich die beiden Wettkämpfer späterhin.

*

Zum Schluß erwähne ich eine Legende, in welcher ein Gott den Opfermut eines Menschen auf die Probe stellt. Dieses Motiv ist auch in europäischen Göttermythen verwendet worden. Ich entsinne mich, daß mir ein Indier diese Legende aus einem Buche, welches auch mit Holzschnitten ausgestattet war, vorlas, und es ist mir besonders die Illustration zu nachfolgender Erzählung noch ziemlich deutlich in der Vorstellung geblieben.

Eines Tages trat in die Hütte eines armen Mannes ein Wanderer ein und bat, da er sehr hungrig sei, um etwas zu Essen, aber es dürfe nur Fleisch sein. Der Hausherr bedauerte, er habe kein Fleisch daheim, ob er wohl mit Reis vorlieb nehmen wolle. Der Wanderer lehnte das Anerbieten ab und sprach: „Du hast einen Sohn, er ist dein einziges Kind, schlachte ihn, ich werde ihn zersägen, und du wirst ihn in einem Topfe kochen.“ Der Mann und seine mittlerweile hinzu gekommene Frau erschraken heftig ob dieses entsetzlichen Verlangens; doch, da sie in dem Fremdling einen Gott vermuteten, entschlossen sie sich zuletzt, schweren Herzens freilich, dieses Kind zu opfern. Während der zersägte Knabe in der Küche im Topfe gekocht wurde, besorgte das Ehepaar im Vorzimmer die Eßgeschirre, und als alles bereitet war, redete der Fremdling Mann und Frau an: „Gehet in den Garten hinaus und rufet euren Knaben! Opfermut soll fürderhin nicht unbelohnt bleiben“, und verschwand. Die verblüfften Leute giengen vor die Thüre hinaus — und siehe, da kam ihnen ihr Knäblein lustig entgegen gesprungen.

II. Indische Fabeln.

Frei nach den im Muhabat-i-hindi (J. Shakespear; London, 1817) befindlichen Originalen.

Die zwei Krähen.

Ein Herr sagte zu seinem Diener: „Wenn du beim Morgengrauen zwei Krähen auf einem Platze sitzen siehst, so sag' es mir; wenn ich es sehe, so ist das ein gutes Omen!“ Eines Morgens sah der Diener in der That zwei Krähen auf einem Zweige sitzen und lief sofort in's Haus, um es seinem Herrn zu melden; bis aber dieser heraus kam, war der eine Vogel fort geflogen, und es saß nur ein einziger mehr auf dem Zweige. Da ward der Herr zornig und prügelte seinen Diener mit der Peitsche durch. Zur nämlichen Zeit ließ dem Erzürnten einer seiner Freunde Speisen schicken. Da sagte sich der Diener: „Mein Herr sah eine Krähe,

und bekam Speiſen geſchenkt; hätte er zwei geſehen, dann hätte er meine Prügel bekommen."

Der Spaßvogel.

Ein Spaßvogel war eines Vergehens beſchuldigt und vor Gericht gebracht worden. Nachdem der König alles geprüft hatte, befand er den Angeklagten für ſchuldig und befahl, ihm die Naſe zu durchbohren. Da rief der Galgenſchwengel: „O König! Ich ſchwöre bei Gott, daß in meiner Naſe ſchon zwei Löcher ſind und ſie genügen mir vollſtändig, ohnehin wüßte ich nicht, was ich mit dem anderen Loche anfangen ſollte." Als der König dies hörte, konnte er das Lachen nicht verbeißen und begnadigte den Sünder.

Das wertvolle Schwert.

Ein Mann verſetzte ein Schwert bei einem Wechsler um fünf Rupien. Durch Zufall wurde in der Nacht das Schwert aus der Wohnung des Wechslers geſtohlen. Am Morgen kam der Beſitzer und verlangte ſein Schwert wieder. Der Wechsler ſagte, es ſei geſtohlen worden; aber er möge ihm ſagen, wie viel es wert ſei, er wolle es ihm erſetzen. Der Beſitzer ſagte nun, es ſei tauſend Rupien wert. Da ſagte der Wechsler: „Ja wohl, mein Herr, das iſt das Sprichwort ſelbſt: Der Tod iſt der Vater großer Augen."

Der König und ſein Miniſter.

Ein König und ſein Miniſter aßen aus einer Schüſſel Datteln. Jedesmal, wenn der König eine Dattel gegeſſen hatte, ſchob er den Kern vor den Miniſter hin, ohne daß dieſer es merkte. Als die Schüſſel leer war, ſagte der König zum Miniſter: „Du biſt ein ſchöner Vielfraß! Sieh' einmal den Haufen Kerne vor dir an!" Der Miniſter antwortete: „Majeſtät, ihr ſeid der Vielfraß, denn ihr habt die Datteln ſamt den Kernen gegeſſen."

Der mißratene Sohn.

Ein Mann hatte einen ſehr ungezogenen Sohn. Er ſchickte ihn zu einem fremden Manne, der ihn in aller Strenge erziehen ſollte. Es fruchtete nichts, und als nach einiger Zeit der Vater kam und ſich nach ſeinem Sohne erkundigte, ſagte der Erzieher: „Für dein Kind kann das Sprichwort gelten: Der Nim-baum wird nicht ſüß, ſelbſt wenn man ihn mit zerlaſſener Butter und Syrup begießt."

Der Hofnarr.

Eines Tages jagten ein König und ein Prinz in einem Parke. Da es ſehr heiß wurde, nahmen ſie ihre Mäntel ab und luden ſie dem Hof-

narren auf, wobei der König ſcherzend meinte, man habe dem guten Narren wahrlich eines Eſels Bürden aufgeladen. „Oh", antwortete der Hofnarr, „nicht eines, ſondern zweier."

Der Tyrann und des Kaufmannes Sohn.

Eines ſchönen Tages gieng ein ſehr tyranniſch geſinnter König außerhalb ſeiner Stadt ſpazieren. Da ſah er einen Mann unter einem Baume ſitzen und frug ihn: „Sage mir, iſt der König dieſes Landes ein Tyrann oder ein gerechter Herrſcher?" Der Mann antwortete: „Er iſt ein fürchterlicher Tyrann!" „So?" ſagte der König, „weißt du auch, wer ich bin?" „Nein!" „Ich bin eben jener König." Da erſchrak der Mann heftig und frug: „Aber kennſt du mich?" „Nein!" „Ich bin der Sohn eines Kaufmanns und bin in jedem Monat drei Tage lang verrückt, und heute iſt einer dieſer Tage." Der König lachte und ſchwieg.

Sentenz.

Es geht die Geſchichte, daß einmal ein Mann in einem Fluſſe am Ertrinken war. Als der Unglückliche Leute am Ufer ſah, rief er: „Freunde, rettet mich! Die Welt ertrinkt!" Da frugen die Leute: „Wie ſoll denn die Welt ertrinken?" Da ſchrie jener: „Ihr Narren! Kennt ihr das Sprichwort nicht: Wenn man ertrinkt, ertrinkt die Welt?"

Der Ölmann und der Student.

Ein Student kam einmal zu einem Ölmanne (Ölverkäufer) und ſah, daß deſſen Ochſe am Hals eine Glocke trug. „Was für einen Zweck hat das?" frug der Student. Der Ölmann antwortete: „Durch das Geläute finde ich heraus, wo der Ochſe ſich befindet." Der Student ſagte: „Aber wenn der Ochſe auf einem Flecke bleibend ſich ſchütteln würde, ſo daß es immer fort läutet, was wäre dann heraus zu finden!?" Der Ölmann antwortete: „Mein Ochſe iſt kein Student."

Die Reismilch.

Ein Mann frug einen Blinden, ob er Reismilch eſſen wolle. „Wie ſieht denn Reismilch aus?" frug der Blinde. „Reismilch iſt weiß." „Was iſt denn weiß?" „Weiß iſt zum Beiſpiele der Bagla-Vogel." „Wie ſieht denn der Bagla-Vogel aus?" Der Mann brachte dem Blinden den Arm in eine beſtimmte krumme Stellung und ſagte: „So ſieht der Bagla-Vogel aus." Da ſagte der Blinde: „Eine ſolche Reismilch werde ich wohl kaum eſſen können; die wird mir im Halſe ſtecken bleiben, und ich werde daran ſterben."

Die sechs Brote.

Ein Schulmeister kaufte tagtäglich sechs Wecken Brot. Da frug ihn einmal ein Bekannter: „Sage mir, lieber Freund, was brauchst du denn immer sechs Brote?“ Der Schulmeister antwortete: „Eines für mich selbst, ein anderes werf' ich weg, aber es kommt wieder; zwei leihe ich her, und mit den übrig bleibenden zweien bezahle ich meine Schulden.“ „Erkläre dich deutlicher“, entgegnete der Andere, „ich verstehe dich nicht.“ „Nun“, sagte der Schulmeister, „ein Brot esse ich, ein Brot gebe ich meiner Schwiegermutter, zwei meinen Kindern, zwei meinen Eltern.“

Neudeutsche dekorative Malerei.

Von A. L. Plehn.
(Berlin.)

Gustav Floerke's Buch hat soeben die Öffentlichkeit damit bekannt gemacht, wie viel der Alte von Basel mit dem Freunde darüber disputiert habe, daß der Maler durch die Farbe komponieren solle. Und gerade, da das Buch herauskommt, zeigt es sich, wie die Saat dieser Erkenntnis auf dankbarem Acker aufzugehen beginnt.

Ich denke hier nicht an die Hengeler, Zumbusch und Unger — und wie diese Geister sonst heißen, ob sie zuweilen auch die Pinsel in die Töpfe stärkster Lokalfarben tauchten. Kaum wäre Böcklins Landsmann Welti zu nennen, wenn er auch etwas von jener charakteristischen Ursprünglichkeit besitzt, welche auf Schweizer Boden gut zu gedeihen scheint. Ich habe andere Malerei bei dieser Bemerkung im Auge.

Vor einigen Jahren hat in München eine Gesellschaft junger Maler sich ein wenig sonderbarer Weise den Beinamen „die Scholle“ gegeben. Diesmal scheint etwas mehr hinter dem Sammelnamen zu stecken als ein Reklameschild und eine Ausnutzung des Rufes nach einer „Heimatskunst“. Denn ich glaube, daß sich hier thatsächlich Verwandtes und zugleich national Bestimmtes zusammen gefunden hat. Ich werde weiterhin versuchen, den Beweis für diese Behauptung zu erbringen.

Jedenfalls ist hier manches, wozu Böcklin billigend mit dem Kopfe nicken würde, wenn er es noch sehen könnte. Da ist die Einfachheit der Linie, welche auch auf großer Fläche nur wenige Motive klar erkennbar auseinander breitet. Da ist die Freiheit von der Oberherrschaft des Thatsächlichen, welche nach selbst gegebenem Gesetze die Erscheinungen ordnet, und die doch, um ihre Empfindung triumphierend durchklingen zu lassen, im bezeichnenden Detail bis zum Wetteifer mit dem Wirklichen gehen kann. Da ist vor Allem die Farbe als Kompositionsprinzip, wie Böcklin es haben wollte.

Aber es sind natürlich andere Farben als jene, welche seit den letzten Jahrzehnten wie Trompetenstöße in die gedämpften Noten der Freilichtmalerei hinein fuhren. Und da würde, so meine ich, der beharrliche Mahner zum Kolorismus, dessen störrischer Wille nicht so leicht etwas Fremdes anerkannte, hier und da wieder mit dem Kopfe schütteln. Aber die Malerei kann nie zum zweiten Male die selbe werden, und sie will stets von Neuem scharf angesehen und erkannt sein.

Am meisten an Böcklins Anschauungsweise läßt von den Mitgliedern der Vereinigung Rudolph Eichler denken. Ein romantischer Sinn lockte ihn immer schon nach Märchenland. Kirchhofsmauern wurden gespensterhaft von Kreuzen überragt, Ritterrüstungen oder Todesphantome giengen um, Rabenflügel kreisten im Dunkel. Diesmal hat sich der Herbst über die Lande gelagert in der ungefügen Gestalt Geist Rübezahls, welcher zum Ausruhen gleich eine ganze Berglehne als Kopfkissen braucht. Der liegende Körper giebt die eine behäbige Horizontale. Die Konturen der sich hinter einander weit in den Raum schiebenden Waldstreifen nehmen als Parallellinien das Motiv auf. Darüber zieht sich schmal wie ein Band der helle Himmel, von Wolkenstreifen besetzt. Alles breitet sich zur Ruhe des Wagerechten, nur an einer Stelle überschnitten von dem sich aufrichtenden struppigen Haupt. Das macht die Gleichrichtung aller übrigen Linien nur um so fühlbarer. Der Bursche scheint eben aufgewacht und mag sich wohl gerade besinnen, ob er sich noch einmal auf's andere Ohr legen solle, oder ob es Zeit sei, aufzustehen. Wenn er sich auch nur zum Sitzen aufrichtete, so würde er mit einem Ruck den Rahmen entzwei stoßen. So drückt sich der Begriff der Größe deutlicher aus durch den einzelnen, nahezu den ganzen Raum füllenden Körper als durch die winzigen Ackersleute, welche das Auge ganz zuletzt tief unten im Lande mit ihren Pflügen auffindet. Da mögen sie immer säen und ernten, aber hier oben ist Rübezahls Revier. Wie ein Ornat kleidet ihn sein rotgeflammter Schlafrock. Es sind purpurne Sammetblumen auf grauem Grunde. Daneben steht

der feuerrote Fleck der Strümpfe, beide Nüancen mit einander die ſtärkſte Note in der Farbengebung, wodurch ſich die Geſtalt aus dem Roſtrot der Wälder mit den Flecken von fahlgelbem Buſchwerk heraus hebt. Die Luft nimmt dem Rotbraun der zurück tretenden Fläche die Kraft, hüllt die Farbe in kühle Verſchleierung und ſchafft dadurch Raum. Eine Entfernung, die man von vorne nach hinten durchmeſſen kann.

Aber nicht all' dieſe Maler ſind Böcklin bis in dieſe ſeine Lieblingsforderung gefolgt. Raum war ihm ein Weſentliches im Bilde. Seine ſcharfen Falkenaugen liebten es, in's Grenzenloſe zu ſchweifen. Und wenn er abſichtlich um des Ausdrucks willen das Sichtbare in die Enge zuſammenzog, wie in der drückenden Trauerſtimmung der Pietà, ſo ließ er doch noch im durchbrechenden Licht unendliche Höhen ahnen. Für Böcklin ſtand auch die Raumilluſion im Bilde nicht im Widerſpruche mit dem Dekorativen, das er ſtets in erſter Linie forderte.

Heute denken Manche anders. Sie wollen, daß auch die dekorative Wand — Fläche bleibe. Die Grenze, an welcher das geradeaus ſtrebende Auge inne halte und ſich zufrieden gebe. Statt es in's Endloſe zu ziehen, ſtellen ſich ihm die Geſtalten in einer beſchränkten Region entgegen, los gelöſt von den gewohnten Beziehungen zu Raumtiefen. Die Phantaſie mag ihnen die Welten ſchaffen, deren Bürger ſie ſind.

Und weil Fritz Erler für ſeine Malerei ganze Wände begehrt, weil er aus der Höhe und Weite herab wirken will, darum hält er den Blick in der Ebene feſt. In all ſeinen Bildern die ſelbe Abſicht. Selbſt beim dekorativ gedachten Porträt — denn er kennt überhaupt nur dekorative Malerei — ſtatt der Raumandeutung ein ruhig einſchließender neutraler Ton, welcher das Auge nicht ermutigt, in die Tiefe zu bringen. In Parentheſe: ſo liebt auch Whiſtler ſeine Modelle zu ſtellen. Stets iſt die Wand ihnen nahe, oder es iſt jede Beziehung auf den Raum ganz vermieden, während Zorn gerade ſeine Freude daran hat, den Menſchen in weite, luftige Gemächer zu ſtellen, in denen ſie von Bewegungsſpielraum umgeben ſind, wie dies vor ihm noch nie ein Porträtmaler erreichte. Das alſo vermeidet gerade Erler abſichtlich. Hinter einem einſamen Mann ſchneidet eine ſchroffe Bergmauer jede Möglichkeit des Vordringens ſo völlig ab, wie ſie das betrachtende Auge an dem gleichen Vorhaben hindert; und hinter einer als Frühling zum Fenſter herein blickenden Frau breitet ſich keine in die Ferne lockende Durchſicht, ſondern ein weißlicher, ſchwebender Himmelsvorhang, der am Horizont von blauen Bergzacken wie von einer Randverzierung abgeſchloſſen iſt. Wo aber dem Dargeſtellten ein Schauplatz zukommt, wird dennoch die überredende Macht einer Fernen-

perſpektive verſchmäht. So führt auch die Ruinenſtraße nicht in die Tiefe, welche das prächtig freche Renaiſſance-Weib als „Peſt“ durchſchwebt. Der Farbe blieb die Fläche, darauf ihr Leben zu verſprühen, ſich in allerlei Abweichungen auseinander zu breiten, bis ſie am Rahmen in züngelnden Flämmchen verzuckt. Am Rahmen, der dieſer Malerei die architektoniſche Begrenzung erſetzt, für die ſie gedacht iſt. Raumkunſt ſchaffen nennt Max Klinger ſolches Unterfangen.

In der Mitte die ſtärkſte Farbe — doch nicht gerade mit dem Zollſtock nachzumeſſen. Ganz vorne, den unteren Rahmenrand berührend das gelbe Weib in orangefarbenen Falten, und Schwefelſchein um Helm und Haupt. Später Sonnenſchein, der ſtets etwas vom Feuerwerk an ſich hat, umhüllt Geſicht und Leib und liegt vorn auf dem Pflaſter, das ſie mit ſiegesfrohem Fuße tritt. Hinten alles im Schatten, wodurch die Linien der verfallenden Mauern unſcheinbar werden. So ſchafft das ſich ausbreitende Grau der höchſten Farbe Kraft und Nachdruck; die Unterordnung der umgebenden Linien zwingt das Auge auf die Bewegung der Einzelgeſtalt hin, welche in unaufhaltſamem Lauf in's Endloſe zu ſchreiten ſcheint.

Seitlich nehmen die ſchmalen Bildflügel das Farbenmotiv von Neuem auf. Links ſteht letztes, taumelndes Lebensgenießen, das über Leichen raſt — rechts Büßerſcharen mit Geißelſchwingen an der Muttergottes mit dem Knaben vorbei, die beide aus dem Kerzenflimmer mit milder Grauſamkeit herab lächeln. Taumel hier und da, der Körperpein oder des Genuſſes. Schwingende Linien, die ſich eng und kraus und ſchwer lösbar zuſammen ſchließen, und ein Gelb, das in Blut und Feuerrot überſpringt, auf der Seite der Lebensluſt — und gerade, wie brennende Dolchſtöße aufzuckende Kerzen als Hellſtes und als beherrſchendes Linienmotiv in dem Büßerbild. Der fahle Schein gehoben durch die dunkle Glut beſchatteter Männerkörper und durchzuckt von aufſtöhnenden Noten in Kaltgrün und Blauroſa — den Blumen, die der Heiligen blühen. So iſt dies Bild durch ſeinen Kolorismus komponiert. Die kräftigſte Farbe durch die Iſolierung zum Herrſcher erhoben, die Abwandlungen und das Ausklingen in ſteigernden Gegenſätzen an die Seiten gepreßt, ſo daß die klaren Formen ſich verwiſchen und das Auge zu der Geſtalt zurück drängt, in der ſich der Bildinhalt konzentriert.

Auch im Porträt ein ähnlich ſymboliſierender Kolorismus. Das Weiß ſpricht für ſich allein als feſtliche Farbe. Als Ausdruck erhobener Heiterkeit und reiner Süße. Ein bräunliches Mädchen mit klarer Stirn und klugem, dunklem Auge. Die Hände auf den Taſten ihres Klaviers.

Das Schwarz des Holzes ſchmilzt mit dem Dunkel des Hintergrundes zuſammen, und die allgemeine Farbloſigkeit bereitet dem Weiß den Weg, den es von dem Kleid über das Notenblatt zu dem farbloſen Roſenſtrauße nimmt. Ein Abwägen ganz ſchwacher koloriſtiſcher Unterſcheidungen, die aus dem reinen Weiß nach dem zart Rötlichen, Grauen, Grünlichen und Violetten hin neigen. Die farbenſichere Delikateſſe dieſer Nüancen wiederholt nicht die ſtrikte Wirklichkeit, ſondern deutet ſie leiſe an, um die Farbeneinheit ſicher zuſammen zu ſchließen. Das iſt keine Malerei mehr, welcher die Zuverläſſigkeit der Naturwiedergabe um jeden Preis als das Höchſte gilt. Und ſo ſtellt ſich die Frage dar nach ihrem Standpunkte gegenüber Natur und Modell.

Als Erler zuerſt ausſtellte — daß ich ihn zuerſt ſah, iſt nun vier Jahre her —, fiel unter der damals ganz ſicher gefeſtigten Herrſchaft des impreſſioniſtiſchen Realismus ſein Zug zur ſtiliſierenden Vereinfachung beſonders ſtark auf. Damals war die Naturauslegung der Schotten nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Kontur und Form büßten an Eindringlichkeit ein, was das Tonverhältnis durch Schlichtheit an ſanftem Reize gewann. Es war die Frage, ob ſich da nicht ein Wollen von dem ſchützenden Halte des Wirklichkeitsſtudiums loslöſe, ehe es noch die Sicherheit des Gedächtniſſes erworben hatte, welche dem Künſtler erſt die Unabhängigkeit vom Modell als Recht verleiht.

Seitdem hat gefeſtigte Wirklichkeitskenntnis mehr an der Formgeſtaltung dieſes Malers mitgearbeitet. Die klare Beſtimmtheit von Körper, Bewegung und Miene tritt kräftiger hervor. Selbſt Beleuchtungsbedingungen, welche die Form bis zu einem gewiſſen Grade verdecken, dürfen nicht allzu ſehr verſchleiernd wirken. Ausdruck und Charakteriſtik vertrauen ſich trotz des koloriſtiſchen Symbolismus doch am liebſten der Geſtalt und den Linien an, die darum faßbar hervor treten müſſen. Das Intereſſe für die Geſtaltung des Körperlichen iſt das feſte Band, durch welches dieſe Phantaſiewelt mit der Wirklichkeit zuſammen gehalten wird. Allein dadurch kann ſie in irdiſche Augen eindringen.

Freier iſt die Haltung des koloriſtiſchen Geſtaltens von den Einzelvorſchriften der Wirklichkeit. Aufrecht ſtehen Gehorſam fordernd nur ihre großen Geſetze. Der Widerpart, den Kalt und Warm ſich halten, und wie jeder Stoff ſich von dem anderen durch eine wahrnehmbare Farbendifferenz unterſcheidet. Nicht, daß dieſe gleich groß ſein müßte, wie in der Natur — und damit komme ich zu der Frage des vierfachen, kaum unterſchiedenen Weiß zurück, von der ich ausgieng. Dem Unterſchiede ſeine volle Naturſtärke zu laſſen, gienge ſchon darum nicht an, weil die Be-

ſchränktheiten der Farbenpalette als Hemmniſſe wirken. Für das aber, was doch nicht voll ausgeſprochen werden kann, bleibt das Gradverhältnis der Andeutung dem perſönlichen Belieben vorbehalten. So bleibt der Farbenerſcheinung des Wirklichen innerhalb gewiſſer Grenzen der Gehorſam gewahrt. Eins aber weiſt dieſe Malerei ausdrücklich ab: die Anerkennung, daß das Stoffliche als ſolches in der Bildauffaſſung wiederkehren müſſe. Sie will nicht Metall und Gewebe, Haut und Holz gegen einander auszeichnen. Kaum daß ein Blankes ſich einmal ſchwach gegen eine doſſe Oberfläche abhebt. Das ſoll ſo viel heißen, als daß die Raumkunſt mit dieſen letzten Wirklichkeitsthatſachen nichts zu ſchaffen haben will. Sie, die ſo viele Willkürrechte gegenüber der Linie und der Farbe in Anſpruch nimmt, ſollte zu ſolchem Machtſpruche nicht berechtigt ſein? Für ſie iſt hier ein im höchſten Grade Gleichgültiges, wie andererſeits der Realismus vieles auch Wirkliche aus dem Gebiete ſeiner Beachtung ausſchließt. Jede Kunſt ſtellt ſich ſelber ihre Aufgaben; es handelt ſich darum, von keiner zu erwarten, was ſie ausdrücklich zu leiſten verweigert.

Noch direkter aus der Schule der Wirklichkeitsmalerei, die wie geſagt kein Maler wird entbehren können, kommt Walter Georgi. Daß er ſo vielfach als Zeichner ſich zu bethätigen Gelegenheit hatte, mag ihn ſo entſchieden zur Beachtung der Linie hin geführt, ihm das Gefühl dafür geſchärft haben, wie in der Natur die Dinge ſich merklich ſondern. Vor drei Jahren war in München ein Bild von ihm, das die ſcharf umgrenzten Spiegel blühender Kaſtanien in einem Waſſerbaſſin, dazu ein weißes Schloß vor blauem Himmel mit ſolcher Freude an der Beſtimmtheit hinſchrieb, daß mir mit einem Male die Luftmalerei, die ſo lange Trumpf geweſen war, auf dieſem Ehrenplatze zu wanken ſchien. Gleichzeitig bogen noch einige andere deutſche Maler von ihrem bisherigen Wege ab. Damals ſchrieb ich von dem „neuen Wollen“. Ich möchte damit nichts gegen die Berechtigung der impreſſioniſtiſchen Luftſtudien als ſolchen geſagt haben. An einer anderen Stelle habe ich vor Kurzem*) über dies Thema ausführlich geſprochen.

Alſo in Farbe, Linie und Gegenſtand der Malerei hält Georgi am natürlich Gegebenen feſt. Auch räumlich große Dekorationen füllt er mit den bekannten Erſcheinungen der Wirklichkeit: mit Farben, die der Realismus anerkennen wird. Und doch auch hier Kompoſition durch den Kolorismus! Im dreiteiligen Bild eine Annäherung der Geſamttöne jeder einzelnen Leinwand an die daneben ſtehende. Für die Glut der Mittagsſtunde, in

*) „Kunſt für Alle“; XVII, 6 u. 7: „Der Impreſſionismus und ſein Ausgang“.

der die Schnitter rüstig schaffen, nicht die blendendste Sonne, damit das Zwielicht der Mondnacht die im Schatten des überdachten Tanzplatzes sich drehende Schar nicht zu dunkel abstechen lasse. Die kalte Helligkeit der Nacht im Hintergrund und ein grelles Lampenlicht, das durch irgend ein Fenster unter die Tanzenden geworfen wird, führt die Lichtstärke aus dem Seitenbild in die Dämmerung herüber, an welche sich drüben am gegenüber liegenden Rahmenstreif die mäßige Trübe eines Herbsttages anschließt. Hier führt ein einzelner Mann Gaul und Pflugschar durch die Furchen. Dem Maler, der an die Fläche denkt, ersetzen die Farben, was er als Zeichner durch die Kraft des Hell und Dunkel zu unterscheiden gewohnt war. Die Tonwerte nähern sich zu großer Verwandtschaft.

Und wie ein bewußtes Verhältnis zum Dekorativen, so finde ich in der Malerei dieser Künstlergruppe vorzugsweise eine Bethätigung deutscher Eigenart. Nicht als ein Überlegenes gegenüber fremder Minderwertigkeit. Die Feststellung ist durchaus nicht in chauvinistischem Sinne gemeint. Nur als unterscheidende Eigenschaft. Und da schließlich nur die in Blut oder langer Gewohnheit wurzelnden Äußerungen die Kraft zu erreichen pflegen, welche Dokumentierungen der Kunst und des Lebens Gewicht und Bedeutung innerhalb ihrer Sphäre geben, so scheinen mir diese Spuren nationaler Bestimmtheit Beachtung zu verlangen. Ich finde sie gerade in dem Interesse am körperlich tüchtigen Feststehen der Erscheinung. In dem Symbolisieren mit Linie und Farbe, und — was den Kolorismus speziell anlangt — darin, daß die Ausdruckskraft über das Wohlgefällige gestellt ist. Trotz der koloristischen Kultur, welche an diesen Bildern so sehr beachtenswert ist und welche ihre Flächen so einheitlich zusammenschließt, wie es noch bis in die jüngste Zeit hinein in der deutschen Malerei durchaus nicht durchgehende Regel war, finden sich bei keinem der besprochenen Maler die vielfachen Annehmlichkeiten, mit welchen französische und schottische Künstler so häufig die Augen überschütten. Wie mir scheint, erwarben diejenigen Deutschen, welche bisher von verwandter Süßigkeit etwas zu verschenken hatten, diese Fähigkeit vorzugsweise unter französischem Einfluß. Ich denke dabei in erster Linie an Slevogt und Ludwig von Hofmann. Freilich verbinden Beide mit dem Sinn für Lieblichkeit eine gewisse Nervenstärke, welche keine Furcht vor Kontrasten kennt, und eine ich möchte sagen treuherzige Wahrheitsliebe. Diese beiden Zuthaten machen aus dem erworbenen Gut ein persönliches Besitztum und könnten als solches auch vorbildweise allmählich in die Summe des Nationalvermögens aufgenommen werden. Wie ich glaube, hat aber diese Nüance des Schönheitsgefühls bis heute noch nicht allzu viel mit der herrschenden deutschen Art zu schaffen.

Auch in der Farbe, wie sie die Vereinigung „Scholle" pflegt, begegnet mir mehr Kraft als Zartheit. Ihre Mitglieder finden sich in den leitenden Grundsätzen einstimmig zusammen. Ich habe diese an den Namen und Gemälden derjenigen zu erfassen versucht, welche mir als die bezeichnendsten Persönlichkeiten des Kreises erscheinen, der außerdem noch einen so hervorragenden Bildnismaler wie Robert Weise zu den Seinen zählt.

Münchner Tagebuch.

Voedemeekung dee Schelftleitung: Unter solcher Überschrift gedenken wir fortan die bewährte Rubrik „Münchner Rundschau" an dieser Stelle weiter zu führen. Robert Schumann war es bekanntlich, der sich für den natürlichen Widerspruch, die zwei gegensätzlichen „Provinzen" gleichsam in seiner Seele, zwei besondere Verkörperungen erfunden: er nannte diese beiden Personen „Eusebius" und „Florestan", und bezeichnete damit die beiden Grundtriebe, den sanften und den heftigen, den bewahrsamen wie den radikalen, um sie mitunter dann durch den klaren und weisen „Meister Raro" wieder zum Ausgleiche zu bringen. Wir unserseits haben, getreu dem Grundsatze: die „Diskussion" und das „Korreferat" hier zu pflegen, für die Abfassung auch des „Münchner Tagebuches" neuerdings zwei geschätzte Mitarbeiter als Referenten gewonnen. Von ihnen nennt sich der eine „Münchner Kind'l" — er wird sich als „enfant terrible" vornehmlich wohl gebeeden und mit kräftiger Hand gerne die Geißel der Satire schwingen; wogegen der andere, auf „Ludwigshöhe" gedacht und demnach auch als „Höhenmensch" hier zeichnend, die städtischen Vorgänge, überlegenen Geistes und mit ungleich größerer Ruhe, mehr aus der Fernschau und Vogelperspektive zu übersehen bestissen sein und in versöhnlichem Geiste gelegentlich sogar die berechtigt „lokalpatriotischen" Salten mit anklingen lassen wird. Lediglich, wenn der Widerstreit der Meinungen zwischen diesen beiden „berufenen" Gegenfüßlern einmal gar zu toll werden sollte, will die Redaktion — mit dem Signum S. (συνδιαλλακτικός) — ihren eigenen Senf noch mit daeein geben und die schlichtende Vermittlung zu einem „höheren Dritten" alsdann versuchen. Für Beide aber übernimmt sie selbstverständlich die volle, preßgesetzliche Verantwortung. Nur bittet sie zugleich herzlich, jedem seine besondere Art wohlwollend zu Gute zu halten; denn „alles ist nach seiner Art, an ihr wirst du nichts ändern!"

M. K. Am Sonntag, dem 12. April, spukte im „Kgl. Residenz-Theater" zu München — nicht etwa „Die weiße Dame", sondern „Das weiße Rößl", und zwar sogar „zum 100. Male". Und was sollen wir wohl dazu sagen? Sollen auch wir spucken — nur mit dem Unterschiede allerdings, daß wir es mit k zu thun hätten? Ich glaube nicht; vielmehr ich denke, wir lachen einfach! Herr von Passart vollends lächelt — mehr sein allerdings, als gerade besonders warnehm; schreibt doch selbst das Organ der Sozialdemokraten, die „Münchner Post", neuerdings bereits, zahm und willig: „Parteigenossen! Treffpunkt am nächsten Sonntag im Gasthause zum weißen Roß." Was will man also mehr?...

„Es will Abend werden in den Hallen des Kgl. Schauspielhauses — so flötete übrigens gar rührsam der Hofschauspieler Ernst Possart, vor unzählig vielen Jahren schon, am Grabe Rüthlings, und es ist mittlerweile tiefster Abend geworden „in diesen heiligen Hallen" unter dem Intendanten Ernst Ritter von Possart. Daß an unserem

Hoftheater gleichsam „auf Halbmast" nur mehr die Flagge weht, das hatten wir uns wieder einmal so recht eindringlich zu Gemüte zu führen anläßlich der jüngsten Münchner Première von Hermann Sudermanns „Es lebe das Leben!", wo wir den ganzen Abend leider hinreichend Gelegenheit fanden, unsere Blicke vergleichweise zurück schweifen zu lassen und uns im Stillen einmal auszudenken, wie ja ganz anders dergleichen wohl früher an der selben Stätte dargestellt wurde, aber aber noch heute anderen Ortes, z. B. in Dresden, gespielt und wieder gegeben würde. Freilich, Hermann Sudermann, dem Dichter, haben wir Kritiker schon damals in Dresden, Jahrgang 1896, ein „Bei Felix Philippi sehen wir uns wieder!" zugerufen, da wir ihm auf Grund seiner drei Einakter bereits einhellig den „Nekrolog" schreiben mußten. Und nur den „modern"-katholischen Schriftgelehrten der „Litterarischen Warte" blieb es eigentlich vorbehalten, Sudermann noch heute als „Kraftnatur" und „Wunderkind" laut zu feiern. — Der Partei-Popanz als angeblich tragisches Motiv; das Weib, statt als Mensch, als Philister; Kolportage-Rezepte, eine immer wieder durchbrechende Salopperie in der Diktion und Überbrettl-Artistik in der satirischen oder symbolistischen Perversion des Sinnes der gesprochenen Worte (vergl. die Tischreden!): das wären ja etwa die Ingredienzien, aus denen sich dieses ungenießbare neueste Gebräu sudermännlicher Kunst zusammensetzt — den ganzen Abend mußte man sehr lebhaft an einen gewissen „Goethe-Bund" denken, den geplanten dramatischen „Volks-Schillerpreis" dabei ja nicht zu vergessen!

„Es lebe das Leben!" — aus dem Munde einer Sterbenden; ave Caesar, morituri te salutant! Man hat gesagt: dergleichen sei doch ganz und gar unnatürlich. Ganz richtig wohl. Allein wäre das nicht zuletzt nur die mißverständlich-irreleitende, weil rein feuilletonistische, Popularisierung in Kolportageroman-Form oder sensationsdramatischer Façon einer Philosophie, die heut zu Tage bei uns doch sehr im Schwange ist? Einer modernen Weltanschauung, die unter Kopfschmerzen, Erbrechen, Augenleiden, geistigen Ohnmachtsanfällen und schweren Herzenskrisen — also, indem sie ihrerseits doch heftig „am Leben leidet" — krampfhaft immer wieder behauptet: „das Leben sei doch schön", gleichsam sterbend mit einem „Es lebe das Leben!" das selbe Dasein dennoch lobt, vor sich selber gerechtfertigt und erklärt wissen will? Die, den Tod fortwährend vor Augen und im Herzen, trotzdem glücklich und beseligt zu sein vorgiebt und auch sich gelegentlich, sogar als Selbstmords-Kandidatin oder starre Asketin der freien Resignation, trotzig noch „Beate" zu nennen liebt? Ich meine, wir kennen sie nur zu gut, diese Segnung und Benedeiung vitae sub specie mortis, solche perversio, i. e. „Umwertung aller Werte" des Daseins, wonach schließlich das Leben zum Tode wird, der Tod aber = Leben bedeutet; und es ist der höchste, feinste, allersublimste „artistische Trick" sozusagen, aus dieser schweren Not eine leichte Tugend zu machen: das Schwarze weiß zu waschen, und das Weiße umgekehrt wieder schwarz zu brennen. „Es lebe das Leben!" klingt es aus hohlwangigem Munde mit bleichen Gesichtsfarben, unablässig mit dem Tode janglierend — Abgrund verwechselnd mit Höhe!

*

H. Bald, nachdem Herr von Passart seine Deklamations-Übungen absolviert und hierauf das Kollegium unserer „Elf Scharfrichter", ihn nicht übel persiflierend, die — „Fledermaus" feierlichst rezitiert hatte, fand in unserer Hofoper eine (wenigstens nur mehr auf eine Woche verteilte) Aufführung des Wagner'schen „Nibelungen-Zyklus" unter Hermann Zumpe's neuer und straffer Leitung statt. Im Übrigen bleibt es wirklich einigermaßen rührend, mit anzusehen, wie gewissenhaft unsere Herren Opernkritiker alle diese Abende immer von Neuem absitzen und dabei ihre alten Referate den geduldigen

Lesern stets wieder — sit venia verbo — oarreiten. Ein wahres Staatsoerbrechen sähe man bei uns in München ja noch immer darin, wenn diese Presse lustig einmal an einem falschen „Ringe" schweigsam vorbei gienge, dafür ihn aber ein ander Mal wieder neu aufgriffe oder, Dank ihrem Geistesreichtum, zum Mindesten jedesmal ein anderes Thema der anregenden Erörterung zu Grunde legte und zu kritischer „Durchführung" sich auserſähe. Anscheinend wäre solche Selbstbescheidung indessen schon viel zu viel verlangt von unseren oerehrlichen Zeitungen und den kapitalistischen Herren „Verlegern" der öffentlichen Meinung! Oder wäre es etwa nicht eine weit dankbarere Aufgabe, den gewohnheitsmäßigen Theaterläufern endlich einmal die richtige Betonung Nibelungen (statt Nibelungen) u. dgl. unter Begründung beizubringen — denn wie Viele, oder wie Wenige, sprechen hierzulande schon korrekt „Walküre" (für Walküre), „Sieglinde" (für Sieglinde) u. s. w. aus? Ferner: den Wagner-Philister einmal aufzuscheuchen aus seinem stumpfsinnigen Musiktaumel und ihm gelegentlich die Frage ernstlich oarzurücken: warum Zwerg Alberich beim Eintritt in das Wasserreich des Rheines naturnotwendig niesen muß, bezw. was dieser scheinbar so geringfügige Vorgang im höheren Sinne des Gesamt-Drama's dann wohl zu besagen habe?*) Und endlich: selbst den „gebildeten" Wagnerianer Münchens darüber tiefer zu belehren, wie z. B. Nietzsche's „Wille zur Macht" mit der Zeit aus Wagners Watan-Gestalt und deren „Rheingold"-Philosophie zumal herausgewachsen sein mochte; wie jenes „Philasaphie mit dem Hammer" vielleicht gar nicht denkbar gewesen wäre ohne die Anregungen einer Gestalt wie des Gottes „Donner", und wiederum Lage's Frage: „Ward leichter ein Eigen gewannen? ꝛc." sich, als direkter Ausfluß oan Wagners „kommunistischer" (Feuerbach-) Periode, bis auf Proudhan zuletzt wahl zurück führt — und was dergleichen interessante „kritische Spaziergänge" nach mehr sein mögen.

*

M. K. Es ist doch etwas ganz Merkwürdiges und schlechterdings Unberechenbares um solch ein Theater-, und besanders wieder um unser Münchner „Schauspielhaus"-Publikum: Max Dreyers „Sieger" lehnt es in unzweideutiger Weise ab, und seine neuesten zwei Schelmen- (richtiger Thesen-) Stücke: „Ecclesia triumphans" und „Puß", begrüßt es mit demonstratiaem Beifalle: Da soll doch wahrlich gleich ein — Zensor dreinfahren! Wie konnte sich der Autar, dessen frische Kraft ehedem eine der Hoffnungen unserer Litteratur bedeutete, nur auch bis zur Gefühls- und Gemütsroheit so weit vergessen, daß er zuletzt ganz übersah, wie das Thema seines ersten Einakters eigentlich einen recht ernsten Hintergrund hat, einen tiefen und geradezu tragischen Konflikt doch ausmacht, der Angesichts des nach affenen Grabes nichts weniger als geeignet zu einer derb-lachhaften Satirisierung erscheint — ganz abgesehen nach oon der völligen Unglaubwürdigkeit der Situation, wanach z. B. der Gymnasiast in den Trauertagen bis zum Begräbnisse seines Großvaters sich emsig im Latein präparieren müssen und nicht ahne Weiteres oom Schulbesuche entschuldigt bleiben soll! Wie konnte Dreyer aallkommen ignorieren, daß alles, was er im zweiten alsdann zur „Valksaufklärung" thun wallte, zur Menschheitshebung und Publikums- wie Jugenderziehung hier predigte, durchaus wieder wett gemacht wird van dem fatalen Umstande, daß er selber ein Kind auf die Bühne, damit aber im zartesten Alter reflektierend und werdend zwischen die zwei gegensätzlichen Welten

*) Es ist einfach das Aufeinanderplatzen von Vulkanismus und Neptunismus: wo Feuer sich mit Wasser paarte, da giebt es keinen guten Klang — es zischt. Vergl. „Ein Schwefelbrand in der Wogen Schwall!" — was später, bei Siegfrieds Schwertschmiedung, noch sein Analogon findet mit: „In das Wasser floß ein Feuerfluß: grimmiger Zorn zischt ihm da auf."

ſtellt und damit ſeinerſeits nunmehr ſchuldig wird an der frühzeitigen Vergiftung einer urſprünglich vielleicht reinen Kindes-Seele in genau ſo vielen Fällen, als eben ſein Drama in deutſchen Landen alsbald aufgeführt werden wird. Wahrlich, ſie ſind höchſt ſeltſame Käuze — unſere Herren Weltverbeſſerer! Muß es denn wirklich „auch ſolche geben"? — Hingegen möchten wir an Erich Schlaikjers „Paſtors Rieke" immerhin einige Hoffnungen für eine gehaltvolle deutſche Charakter-„Komödie" anknüpfen, und des ſelben Verfaſſers überaus friſche, humorvolle „Zeit"-Skizzen „Aus den Papieren eines Bohèmiens" ſcheinen uns darin neuerdings Recht geben zu wollen. Freilich, die Hauptfigur — der aeſthetiſche Paſtor Naumann'ſcher Prägung und „Kunſtwart"'ſcher Richtung, iſt doch gar zu arg verzeichnet; er dürfte auch weniger dem „Guttempler"-Orden als vielmehr einer Ritterſchaft „derer von der traurigen Geſtalt" zuzuzählen ſein, und — ſind zwaar ſchon alle anderen politiſchen Richtungen in der modernen deutſchen Bühnen-Technik vor unſerem Auge Revue paſſiert (die „nationalliberale": in Wildenbruch, die „konſervative": in Lauff, v. d. Pfordten, die „klerikale": in Fr. Klaſen, die „freiſinnige": in Philippi ꝛc., die „radikale": in Ibſen, die „ſozialiſtiſche": in Hauptmann, die „anarchiſche": in Wedekind!), ſo haben wir nunmehr endlich auch noch die „nationalſoziale" Dramatik im deutſchen Spielplane erlebt und glücklich mit hinzu bekommen. „Was darüber iſt, das iſt vom Übel!" Und die „Madonna" von Rob. Reinert war doch eigentlich darüber . . . Je nun, wir harren getroſt eines „Sonnwendtages", welcher uns möglicher Weiſe dann auch einmal noch „ruhmloſe Helden" der Bühne bringen wird, und ſtudieren inzwiſchen lieber den, von dem rührigen Theater-Kaſſier Herrn Paul Buſſe herausgegebenen „Almanach" beſagter Bühne von Auguſt 1900 bis April 1902 emſig durch, welcher für dieſen Zeitraum neben dem bekannten Lokalwechſel und einer ſtarken Perſonal-Bewegung die intereſſante Thatſache von ca. 50 Neu-Inſzenierungen mit nur etwa 15 Prozent wirklichen Repertoir-Erwerbungen ausweiſt. So wird der kritiſche Leſer gegenüber jener ſtark roſig gefärbten oratio pro domo directa et obliqua ja wohl zu etwas anderen, und weſentlich modifizierten, Auffaſſungen gelangen müſſen; indeſſen wird er ſicherlich nicht die in alledem (100. Aufführung der „Jugend", 75. des „Biberpelzes", 25. von „Über unſere Kraft") geleiſtete Geſamt-Arbeit des genannten Betriebes verkennen und auch ſeinerſeits gerne dankbar eingedenk bleiben ſo manchen genußreichen Abends. Für die allgemeine Theatermüdigkeit und durchgehende Bühnenerſchlaffung kann ja doch zuverſichtlich nicht dieſer „Almanach" verantwortlich gemacht werden, wennſchon vielleicht eine verehrl. Direktion der vereinigten Theater durch eine weniger „modiſche" Führung der Geſchäfte viel davon ihrerſeits hätte hintanhalten, das Publikum wiederum auch weit beſſer hätte in Stimmung und bei guter Laune erhalten können.

*

H. „Einen inſtruktiven Abend für deſkriptive Muſik" konnte man beinahe verſucht ſein, das Schlußkonzert unſerer „Muſikaliſchen Akademie" zu nennen, welches außer der (uns perſönlich gar nicht ſo unſympathiſchen und unſeres Erachtens ſogar viel zu ſelten aufgeführten) dritten Brahms-Sinfonie (F-dur) auch noch zwei meladramatiſche Demonſtrationen — Verzeihung: Deklamationen wollen wir ſagen, von Paſſart—Schillings—Wildenbruch-Schiller brachte, während man die ungemein plaſtiſche, ſo eindrucksvolle Wiedergabe des ernſt-wuchtigen, ebenſo eigenartig, bedeutend und groß empfundenen als durchaus ariſtokratiſch gedachten Tongemäldes „Kaiſer Rudolfs Ritt zum Grabe" von Alexander Ritter Hermann Zumpe's Initiative vor Allem zu verdanken hatte. Ende gut, alles gut! — ſo wollen denn auch wir gerne vergeſſen, was Leides unſerem geſch. Kollegen M. K. im Laufe dieſer Saiſon alles angethan worden

war. Vergleicht man aber die „Hexenlied“-Ballade, in der gottesfürchtigen Verfifizierung des Herrn von Wildenbruch, einmal aufmerkſam mit Wilhelm Hertzens (eben wieder neu aufgelegtem) ſa köſtlich ſeingeiſtigem „Bruder Rauſch“*), ſo weiß man doch ſofort, woran man iſt, und daß Herr von Poſſart natürlich nur wieder die lahme Kopie ſtatt des kräftigen, idealen Originals, das Gewand der Helena nur, ſtatt des Urbildes der Schönheit ſelber, zu ſeinen Populariſierungs-Zwecken in Sachen „klaſſiſcher Ideale“ glücklich erhaſcht hat. Wie wir Deutſchen denn wirklich ein wahres Talent beſitzen, das „Klaſſiſche“ immer daneben zu verſtehen und ſeinen Abklatſch, den zweiten und dritten Aufguß, erſt dafür zu halten! Was zudem Max Schillings' Begleitungsmuſik hierzu betrifft, ſo ſei — ſtatt aller Kritik — einfach auf die Stelle in einem gewiſſen Buche „Vom modernen Geiſt in der deutſchen Tonkunſt“ einmal verwieſen, woſelbſt der Herausgeber dieſer Blätter ſchon vor 2—3 Jahren vorahnend wörtlich geſchrieben hatte: „Höchſtens nur in einem Punkte wäre da eine dringende Warnung füglich anzubringen — frei ſo etwa nach Brangänens ‚Wächterlied‘: ‚Habt des Einen Ruf in Acht, der den Schläfern Schlimmes ahnt, bange zum Erwachen mahnt! Habet Acht — habet Acht!‘ Steht nämlich zu befürchten, daß uns am Ende die Herren Profeſſor von Lenbach und Intendant von Poſſart mit ihren ‚Retroſpektiven‘ und ‚Reſtaurationen‘ das ‚Moderne‘, noch ehe es voll zur Blüte gelangt wäre, gerade in dieſem Saatbereiche knicken werden; daß ſie durch eine mit barockem Aufputz herausſtaffierte ‚Klaſſik‘ (oder ‚Romantik‘) und durch einen Stil-Akademismus, der doch nur eine verkappte ‚Antilität‘ bedeuten — keine wirkliche ‚Antike‘ ſelber ſein kann, uns wieder jämmerlich verſchütten werden, was ſich eben erſt ſo ſchön den Weg gebahnt hatte. ‚Pſeudo-Moderne!‘ — hier liegt meines Erachtens die nicht zu unterſchätzende Gefahr, daß alles ſich zwar noch in Wohlgefallen, aber auch in ‚blauen Dunſt‘ zuletzt auflöſen möchte, je mehr eben gerade der Umſtand zu Mißverſtändniſſen führen darf und weitere Kreiſe gründlich irre leiten muß, daß Führer der muſikaliſchen ‚Sezeſſion‘ (wie gerade Rich. Strauß oder Max Schillings) dieſen billigen Poſſart'ſchen Ausſtaltungszauber in ‚Empire‘, ‚Rokoko‘ oder reaktionärer ‚Biedermanns-decadence‘ gelegentlich willig mitmachen. Darum auch: Videant artifices, ne quid detrimenti capiat — etwa ars publica? Nein vielmehr: ars privatissima atque solipsissima!“ Über das gewichtige Thema „Oreſteia“ darum nun auch eingehender ein anderes — das nächſte Mal.

*

M. K. Aus dem Konzertleben (vivere necesse est, concertare non necesse!) ſind gleichſam nur mehr die letzten Nervenzuckungen hier noch aufzunehmen — bis dieſe Blätter die Preſſe verlaſſen, wird der beobachtende Haus-Arzt ſein unerbittliches „La saison est morte!“ zu konſtatieren haben. „Alle Fröſche hüpfen — und die Erhabenen freuen ſich“ . . . um mit Otto Erich, dem „Erzieher zur Ehe“ (nicht etwa zur Kunſt), hier luſtig zu reden. Doch Otto Ernſt am Platze! Außer dem „Böhmiſchen Streichquartett“ mit Fräulein Eva Leßmann, ſowie der Kammer-Vereinigung Frieda Scotla-B. Stavenhagen mit dem jungen Wolf-Ferrari als geene geſehenen Gaſte, außer Dr. Müllner, Hertha Ritter mit Franz Bergen, der vortrefflichen Geigerin Fräulein Stubenrauch, einigen Pianiſtinnen und dazwiſchen wieder der „Deklamatrice“ Frau Ria Claſſen machten die Konzertſäle inzwiſchen noch unſicher — nein, vielmehr uns das

*) Stuttgart und Berlin, bei J. G. Cotta Nachfolger — mit neuem Buchſchmuck von Franz Staffen; ſchade nur, daß der Künſtler den „Stil“ dieſer „Feinkunſt der Verſe“ doch einigermaßen verfehlt hat, indem er uns zwar „das Männlein würdevoll und zierlich“ giebt, aber doch nur „lockt uns wie Kindervolk mit Kuchen“!

Leben sauer — nein doch, verschönten uns des Daseins Freuden: die kunsterziehlichen Vorträge für die musikalische Jugend, eine sehr verdienstliche Veranstaltung des rührigen „Musiklehrer-Vereins“ (der bald darauf seinen Mitgliedern auch noch einen ebenso inhaltreichen wie geschmackvollen Vortrag Dr. Edgar Istels über „das musikalische Lustspiel im 19. Jahrhundert“ bot); ein eigener Liederabend des Tenoristen Bergen (an welchem vor Allem Max Regers eigenartige Komposition des „Narren“ von L. Jacobowski allseitig von der Presse hervor gehobene, tiefst gehende Wirkung that), und endlich — tho last keine Last! — ein ganz ausgezeichnet verlaufener Kammermusik-Abend des Jos. Hösl-Quartettes, das sich um Münchens Musikleben wie um die Erkenntnis moderner Tonkunst durch Vorführungen wie die einer intrikaten Klarinetten-Klaviersonate von Max Reger (op. 49 Nr. 1) und des vornehm-schwungvollen, glänzend wohlgesetzten Klavier-Quartettes (op. 2) von Felix vom Rath kein geringes Verdienst erwarb. Wo unser Reger mit seiner Musik übrigens nach hinaus will — es ist nicht abzusehen! Immerhin bleibt schon heute zu erkennen: daß, wenn als Naturvorbild der Musik früher vielleicht noch der Vogelgesang gelten konnte und durfte, heute als solches bereits das Käferschwirren und Ameisen-Kribbeln wohl oder übel doch angenommen werden muß. Man meint lauter Sliche versetzt zu bekommen und in Vierteltönen nur mehr zu fühlen. Trotzdem: Vivant sequentes! Oder vielmehr: vivant sequentia — sc. opera!

Zu wirklich aufrichtiger Genugthuung vernimmt man, daß unsere „Kgl. Akademie der Tonkunst“ mit einer Vorführung von Franz Liszts „Legende der hl. Elisabeth“ am 26. Mai eine Art Vorfeier zu der für den 31. dess. Mts. bevorstehenden Weimarer Denkmals-Enthüllung zu begehen gedenkt; ja, noch mehr, daß das Erträgnis dieser Aufführung als Grundstock zu einem nach dem edlen Meister zu benennenden Stipendienfonds für Schüler der Anstalt bestimmt sein soll. Daran, wie auch an so manchen jüngsten Aufführungs-Programmen unserer „Kgl. Akademie der Tonkunst“ merkt man einmal so recht, daß neuerdings Männer wie Beenhard Slavenhagen und Professor Martin Krause (nicht mehr die Namen von Perfall und Rheinberger) an dieser gewichtigen Stätte walten und den schon bisher dort vorhandenen Zweiklang Thuille-Kellermann zum schönen Vollklang erfreulich nunmehr verstärken. — Das für Weimar bestimmte, der Munifizenz Berthold Kellermanns nicht zuletzt sein Dasein verdankende, Liszt-Denkmal war übrigens einige Tage im Atelier des Preisträgers, Bildhauer Hermann Hahn, hier zur Besichtigung ausgestellt. Unsere „Gesellschaft“ freilich hatte hierzu keine Einladung erhalten, obwohl ihr Herausgeber unter den kritischen Stimmen Münchens nach Professor Krause vielleicht der Nächst-Berufene dazu gewesen wäre. Den mittlerweile bekannt gewordenen Abbildungen nach zu urteilen, scheint aber der Künstler zu dem Gegenstande seiner Darstellung doch in kein recht „persönliches“, geschweige denn „kongeniales“ Verhältnis haben gelangen zu können — wie denn auch für die geplante „offizielle“ Enthüllungsfeier zu Weimar eine gewisse Gefahr, wie man mir sagt, bestehen soll, daß man nur wieder den großen Pianoforte-Virtuosen dort meinen und feiern werde, mit dessen kompositorischer Thätigkeit man sich eben abzufinden habe. Es weiß halt kein Großherzog Carl Alexander heute mehr unter den Lebenden, der sich immerdar bewußt war, welch ein Geist in der Kunst der unersetzliche Meister gewesen! Die Abbé-Gestalt der bewußten Statue wirkt zu gedrungen — zu wenig hochstrebend-gestreckt; zu wenig erhaben wohl auch die Stirn, viel zu wenig flammend das Geist sprühende Auge unter der mächtig wallenden Mähne. Da hat ein Max Klinger das Wesen und den Charakter Liszts doch ganz anders bedeutend erfaßt und charakteristisch-hochsinnig getroffen. Solche Künstler wahrlich, solche Virtuosen der Energie und selbstloser Durchsetzung ihrer großen

Ziele, wie eben Franz Liszt, wäeen uns heute wieder sehr aan Nöten, wa fast alles Führende — ich erinnere nur an die Kambinatianen: Strauß-Passart, Schillings-Passart, Zumpe-Perfall — in saulem Frieden kompramißtich-peaktisch paktiert und als kluger „Virtuase der Oppartunität" günstigsten Falles sich im Kunstgetriebe der Zeit geriert. Wo sind jene Franz Liszt'schen (aber auch nur die H. aan Bülaw'schen und Ater. Ritter'schen) Edel-„Traditianen" heute hingekommen?! Dach halt, ein anderer Trost bleibt uns aielleicht hienieden: Soeben hat sich Siegmund van Hausegger mit Hertha Ritter aerbunden. Sind wir sanst auch keine besondeeen Freunde, wenn auch gelegenttiche Veeehrer, singender Kapellmeister-Gattinnen — timeo Danaos et dona ferentes —, hier hat sich wenigstens die „Musik ats Ausdruck" peächtig zusammen gesunden!

*

H. Der „Simpliziissimus" hat zum aiel besungenen Busch-Jubiläum eine eigene, wie uns bedünken will, ganz ausgezeichnete, jedensalls treffsichere und ariginelle Wilhelm Busch-Nummer heeaus gebracht, und dies läßt uns denn noch nachträgtich auf jene Feier hier zu sprechen kammen. Hat man doch aan mancherlei Seiten unserer „Gesellschast" sein unoeehahtenstes Beseemden daeübee ausgedrückt, warum sie sich zu diesem Thema denn so vallständig bisher ausgeschwiegen habe? Je nun, erstens einmal sall dieses Blatt gar nicht mehr, wie srühee, eine reine Litteratue-Zeitschrist sein, sondern es ist neuerdings zu einem „Diskussions-Organe des deutschen Südens" gewarden, wie ihm das oiete Rezensianen ja tängst ausdrücktich bestätigt haben. Und dann, — muß man denn immer auch darüber etwas sagen, warüber Mr. Toutlemonde ahnedies schan spricht? Ist es nicht aietmehr schönste Aufgabe, ja Pflicht sogar der „Revüen": gerade „Revüe passieeen" zu lassen, geistige „Nachtese" oietmehe zu halten? Sa haben wir atsa in aller Stille einstweilen ousmerksam alle die Nekraloge — Verzeihung! „Gedenkartikel" wallten wie sagen — durchgeleson und dabei dach finden zu müssen oermeint, daß die eigenttichste Nüance oam „klassischen" Wesen des Jubilars zumeist nicht getroffen waeden ist. Denn die Formel Schopenhauer'scher „Pessimismus" ader Darwin oder Augustin ꝛc. (die man ohnedies erst aus seinem „Von mir über mich" geschöpst hatte) thut es hier dach wahrtich nicht allein. Wir bei uns selbst haben den derben, ganz köstlich gesunden und naturfrohen Spaßaogel, Meister Wilhelm Busch, schan seit Langem — nicht „Hans Sachs", wahl aber mit Erinnerung an diesen „Hans Niedersachs" in aller Intimität zu nennen uns ertaubt und haben das eigentlichste Geheimnis seiner humorvollen Kunst stets in einem Diktum Goethe's ktar heeaus gestellt gesunden; dart, wo nämtich der Altmeister aan Weimar über seine „Helena" zu Eckermann gelegentlich äußert: „Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugteich der tiefere Sinn nicht entgehen." Wie Viele aon unseren „Predigern in der Wüste" könnten diese hohe Gobe heute nicht sehr gut gebrauchen: in einer und dee selben Sprache, mit einer „symbalischen" und „gemeinaerständtichen" Rede gteichsam, einerseits das kindlich-naioe Gemüt zu treffen, anderseits aber auch die geistig revolutianierte Seele, den rasfinierten Verstand, die aufgeklärtere Vernunst zugteich mit zu befriedigen! Tiefste Weisheit — als Familien-Gemeinplatz; die Chaeakteristik — als karikierende Drastik: hier steckt unseres Eeachtens das Peobtem der Vereinigung beider gegensüßterischer Hemisphären — ein durchaus Urwüchsiger des Stiftes steht da aar uns, ein behaglicher Idylliker des Verses, und ein „Klossiker" ward in ihm der deutschen Litteratur und Kunst gewonnen. Ein „Fiduzit" unserem Vatksänger!

Allerhand Augenblicksbilder aon M. K. und H.: — „Du hast's eereicht, Oktaaia!" Hermann Zumpe ward ab 1. Mai zum „Generalmusikdirektor" der Münchner

Kgl. Hofoper ernannt. Was das April-Wetter der „M. N. N." dazu ſchreibt, kommt ja nicht weiter in Betracht. Intereſſant jedoch iſt, wie der A. H.-Referent der „M. Ztg.", der ſchon vor Jahren — als Erſter, für des Genannten Berufung zu ſolchem Amte eingetreten, zu dieſem Falle nunmehr Stellung nimmt, indem er ſich wie folgt äußert: „Hoffentlich bedeutet der „Generalmuſikdirektor" im vorliegenden Falle auch mehr, als einen bloßen Ehrentitel ... Eine wirkliche Novität unter Zumpe's künſtleriſcher Führung ſteht noch immer aus, und auch was ſeine Neueinſtudierungen anlangt, ſo ſtehen wir ihm mit Bezug auf den zweiten, hochwichtigen Teil ſeiner künſtleriſchen Aufgabe, ſo Glänzendes er bereits bei der Löſung des erſten zu Tage gefördert hat, auch heute noch immer als Abwartende, ja ſchon etwas ungeduldig Harrende gegenüber. Aber doch noch immer als Hoffende, welche erwarten, daß der ‚Generalmuſikdirektor' das erfüllen werde, was ſie von dem ausgezeichneten und nach anderer Seite hin ſo energievollen Künſtler ſich verſprochen haben" ... Nur nach etwas kräftiger bezw. deutlicher, meine Herren, und wir ſind ja durchaus einig! — Man lieſt ſo viel von Gaſtſpielen und Deklamationsreiſen des Herrn Intendanten v. Poſſart und hört mancherlei von weiten Dirigentenfahrten der Herren Zumpe, Fiſcher ꝛc. — aber keine Menſchenſeele hat je davon vernommen, daß dieſe Leiter unſerer Hofbühne Pflicht-Touren zur Gewinnung neuer, erleſener Kräfte unternommen oder bei ſolcher Gelegenheit doch wenigſtens glückliche Engagements zur Ergänzung des hieſigen Enſembles getroffen hätten. — Auch geht in dieſen Wochen allenthalben die Rede von der Notwendigkeit der Neugründung eines großen, wirklich leiſtungsfähigen, gemiſchten Chor-Vereins für die „Muſikſtadt" München, und die manigfaltigſten Namen tauchen bei dieſem Anlaſſe in der Kandidatenliſte auf. Nun, man kennt ja unſere Stellungnahme Herrn Prof. Siegfried Ochs gegenüber, der — wenn es nach uns gienge — getroſt bei ſeinen Berliner Penaten verbleiben dürfte. Anderſeits aber ſehen wir ein, daß Münchens Muſikleben einer erſten, den Aufgaben chorpädagogiſch vorzüglich gewachſenen Kraft zur belebenden Veranſtaltung der zeitgemäßen großen Chor-Aufführungen dringend bedarf (die aber dann auch nicht nur der Korporal, oder günſtigen Falles der Adjutant, eines Herrn Zumpe ſein müßte); und wir können uns wirklich nicht genug darüber wundern, ja wir empfinden es geradezu als ein Verbrechen, daß niemals bei all' ſolchen Fragen und Erörterungen auch nur entfernt und mit einem Worte der Name Jean Louis Nicodé in die Debatte geworfen wird: ein Tonkünſtler, der — ſo viel wir wiſſen — zur Zeit ungenutzt in Dresden ſich verbraucht und nach allem, was er für die genannte Stadt in früheren Jahren geleiſtet, doch wahrlich eine größere Aufmerkſamkeit um ganz Deutſchland ſich verdient hätte! Man ſcheint wie mit Blindheit geſchlagen, daß man dieſen ſeltenen Mann ſeit einigen abſprechenden Urteilen über ſeine Beethoven-Interpretation hier in München als außer aller Diskuſſion ſtehend hartnäckig betrachten will. Aber auch der Name Prof. Philipp Wolfrum wäre in dieſem Zuſammenhange hier wiederholt und mit allem Nachdruck aufzuwerfen, wenn es denn ſchon jenen nicht gelten ſoll! — Am 2. Mai giebt (bezw. gab — bis dieſe Nummer im Buchhandel erſcheint) Eugen Gura, der Meiſterſänger, ſein endgiltiges Abſchieds-Konzert allhier in der Stadt München, an der Wiege und Hauptſtätte ſeines künſtleriſchen Ruhmes. Offen geſtanden, es war bereits die höchſte Zeit! Item, wir ſegnen dieſes gebenedeite Leben und ſprechen, in andächtigen Schauern der Ergriffenheit ſo vieler, herrlich-unvergeßlicher „Erlebniſſe": „Du halde Kunſt, ich danke Dir!" — Beinahe wäre es innerhalb unſerer Münchner „Sezeſſion" unlängſt, anläßlich der nötigen Ausſchußwahl, zu einer argen „Sezeſſion" der „Sezeſſion" gekommen, hätte man ſich nicht juſt im letzten Momente vernünftiger Weiſe noch darauf beſonnen, daß zwei Negationen

logiſcher Weiſe doch eine Affirmation ergeben, i. e. ſich zuletzt nur auffreſſen würden! — Im (über den Sommer ſanft leeren) „Kaim-Saale" hat ihr „Volkstheater" neuerdings die rührige Direktion Hilpert aufgeſchlagen, welche hier diejenigen guten „Volksſtücke" (Anzengruber, Roſegger, Keim, Birch-Pfeiffer, a. Redwitz ꝛc.) ſpielt oder plant, welche von Rechts und Gewiſſens wegen unſer altes „Kgl. Theater am Gärtnerplatz" aufführen ſollte, aber aber, wenn deſſen Direktion ſie ſchon einmal (im „Schauſpielhauſe") aufführt, leider ſo ſehr mäßig, um nicht zu ſagen: ſchlecht alsdann wiedergiebt, daß ſie kaum mehr wiederzuerkennen ſind. — Unſere „Elf Scharfrichter", die ſo gerne „mit dem ſelbſt Hammer" philoſophieren und den Anderen mit Vorliebe etwas eintränken, wären beinahe unter den Hammer gekommen und haben jedenfalls eine Art von „Nürnberger Trichter" benötigt, um ihre Finanzen entſprechend zu „ſanieren". Das alte engliſche Sprüchwort „Time is money" gilt eigentlich ſchon lange nicht mehr; es ſollte nachgerade modifiziert und überſetzt werden in das klare: „Unabhängigkeit iſt — Geld!" Dies die Signatur unſeres kapitaliſtiſchen Zeitalters: „Geld verlieren — alles verlieren!" — In Lokalblätteen fand ſich jüngſt nachſtehendes „Eingeſandt" über unſere Straßenzuſtände im Lehel: „In der Pilotyſtraße werden gegenwärtig die alten baufälligen, mit Schindeln gedeckten Stallbaracken der ſo genannten Löwenſtallung an das ſtädtiſche Kanalnetz angeſchloſſen. Auch ſollen ſie, wie man hört, demnächſt neue Bedachung erhalten; alles Zeichen, daß an die Beſeitigung der dort herrſchenden geradezu ſkandalöſen Zuſtände zur Zeit noch nicht gedacht wird. Wenn der Neubau des Armee-Muſeums hier nicht von ſelbſt Wandel ſchafft, werden Gemeindebehörden, Bezirksvereine und Steuerzahler noch eine harte Nuß zu knacken bekommen." . . . Ja wohl, ſo etwas nennt ſich in hehrer, edelſter Kunſt-Tradition alsdann „Pilaty-Straße"! Und, wie wir ſchon im vorigen Sommer vorgeſchlagen haben: als „Buttelſtädt" ſollte „München zur Fremden-Saiſon" in den Reiſe-Führern verzeichnet ſtehen — das würde auf die Beine helfen und den löbl. „Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs", dem jetzt gleichſam die gebratenen Tauben zum Munde fliegen, wohl endlich einmal „alarmieren". — Kultus-Etat und Kultur-Kampf! Wer jüngſt das Kultus-Referat des Abgeordneten Dr. Schädler geleſen, den wird bei all den Einwänden, Streichungen und Antrags-Vorbehalten ein gelindes Grauen vor den nächſten Wochen unſerer bayriſchen Landestagung erfaßt haben. Wer anderſeits die kernigen Artikel des früheren Chefredakteurs des „Bayr. Kurier" Dr. Fr. Klaſen zu Geſichte bekommen hat, mit denen dieſer wackere „Kulturkämpfer in der Soutane" ſeine neue Thätigkeit an der in Augsburg redigierten Wochenſchrift „Das zwanzigſte Jahrhundert" ſehr vielverſprechend begonnen hat, der wird, wenn er „aufgeklärt" genug iſt, ſich ehrlichen Gemütes gewiß nur herzlich freuen können und ſich zu einem ſolch ſympathiſchen Kollegen in Kulturdebatten rechtſchaffen gratulieren. Klaſen, der ſich dem neuen Ideale der Kraus, Ehrhardt, Spahn, Joſ. Müller, Ad. Wahrmund, Mach, Hardy ꝛc. — auch ſeinerſeits „renaiſſance"-bedürftig, im Gegenſatze zu dem oberflachen „Los von Rom!"-Kampfrufe — anſchließen zu wollen ſcheint, iſt jedenfalls eine ernſte und aufrechte Natur, ein ſelbſtändiger Kopf und eine durchaus liebenswerte, zum Mindeſten ungemein ſchätzenswürdige Erſcheinung innerhalb unſerer ſeilen deutſchen Publiziſtik, was auch unſere Anſchauungen und Wege ſonſt von einander wohl ſcheiden mag. Nur muß man in ſolcher Poſition auch hübſch konſequent ſein und darf dann nicht auf einmal den Ausdruck: „Kulturkämpfer in der Soutane", den wir aber als höchſten Ehrentitel gebraucht haben, wie eine ſchwere Beleidigung empfinden wollen. Vielleicht wird der geſch. Kollege uns heute bereits zugeben, daß es immerhin ſehr darauf ankommt und einen großen Unterſchied begründet, auf welcher Seite dieſer Ausdruck fällt. Und damit wären wir es ja auch zufrieden.

Kritische Ecke.

Sonntagsruhe und Volkswirtschaft.

Von Dr. Arthur Cahen.
(München.)*)

Vom religiösen und ärztlichen Standpunkte ist die Sonntagsruhe schon häufig behandelt worden. Auch die unmittelbaren Interessenten — Geschäftsleute, Angestellte, Konsumenten — sind wiederholt zu Worte gekommen. Das allgemeine Interesse an der Sonntagsruhe, ihr Einfluß auf die nationale Produktion und den nationalen Wohlstand, wird dagegen gewöhnlich nur flüchtig gestreift. Und doch ist die Sonntagsruhe nicht nur eine religiöse und hygienische, sondern auch eine berechtigte volkswirtschaftliche Forderung und ihre Durchführung keine bloße Parteifrage, sondern eine wirkliche Kulturfrage.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man glaubte, nicht genug arbeiten zu können. Deutschland war ein armes Land. Neidisch blickte man auf Holland und England, wo Gewerbe und Handel in viel größerer Blüte standen als in Deutschland. Damals sah man in Deutschland ein, daß man mehr arbeiten müsse, und damals kam der Satz auf, daß die Arbeit die Grundlage des nationalen Wohlstandes sei — der Satz also von der Produktivität der Arbeit. Man jammerte über die Faulheit der Menschen, über die Faulheit der Gesellen, Dienstboten und Taglöhner. Man jammerte auch schon gerade so wie jetzt, und noch mehr wie jetzt, über „die vielen Feiertage". Man sagte, die Sonn- und Feiertage zerreißen die Arbeitszeit in kleine einzelne Fetzen, mit denen sich nicht viel anfangen lasse. Nun wird man diese Auffassung begreiflich finden, wenn man die damaligen Zustände in's Auge faßt. Die Bevölkerung war an das regelmäßige berufliche Arbeiten noch nicht gewöhnt. Die Bedürfnisse waren gering, und so war auch der Anlaß gering, ernsthaft und ausdauernd zu arbeiten. Die Aufgabe war also damals, die Bevölkerung zu veranlassen, daß sie überhaupt arbeitete, daß sie mehr arbeitete.

Seitdem sind die Anforderungen an den Arbeiter kolossal gestiegen; zu den Anforderungen an die Quantität der Arbeit sind Anforderungen an ihre Qualität hinzu getreten. Ein mechanisches Arbeiten genügt in den meisten Fällen nicht mehr, sondern man verlangt vom Arbeiter Aufmerksamkeit, Interesse für seine Thätigkeit, liebevolles Eingehen auf ihren Zweck, Fähigkeit rascher Auffassung — mit einem Worte, man verlangt von ihm Intelligenz und Energie. Schablonenmäßiges Arbeiten erregt Unzufriedenheit; man wünscht, daß der Arbeiter denkt, wenn er arbeitet.

*) Nach einem am 2. April in der Handlungsgehilfen-Versammlung auf dem „Münchener Kindl-Keller" gehaltenen Referate. — Obwohl die Schriftleitung dieser Blätter der Ansicht huldigt, daß München im Gegensatze zu norddeutschen Großstädten noch immer zu wenig „arbeitet", daß zumal die „Reihe von guten Tagen" (nämlich die vielen katholischen Feiertage) im Monate Juni hierzulande oft nur „sehr schwer zu ertragen" sind und daß, nach alter Erfahrung, auf dem Kasernhofe z. B. niemals schlechter „gearbeitet" wird als just an Montag-Vormittagen, glaubte sie doch diesen ernsten Ausführungen, die in ihrem Kerne sicherlich Gutes enthalten, ihre Spalten nicht verschließen zu sollen.

Wie iſt es aber mägtich, dieſe hahen Anfarderungen zu erfüllen, wenn man, wie dies heute noch bei aieten Kategorien aan Arbeitern der Fall iſt, Tag für Tag in der Tretmühte des geſchäfttichen Einertei ſich eingeſpannt ſieht! Wenn man nicht wenigſtens einen ganzen Tag in der Wache übrig hat, ſich harmoniſch nach allen Seiten auszubilden! Der Menſch gteicht nicht dem Heidetberger Faſſe, daß man ahne Untertaß aus ihm ſchöpfen könnte. Seine Arbeitskraft iſt begrenzt. Seine Leiſtungen ſind aon den Bedingungen abhängig, unter denen er arbeitet. Das wirtſchafttiche Intereſſe vertangt daher heute nicht nur, daß viet gearbeitet wird, ſandern ouch, daß mit dem wichtigſten Praduktiansinſtrumente, dem Menſchen, pfleglich — atſo ökanamiſch, aerfahren wird. Daß ein Wechſet eingehotten wird zwiſchen Arbeit und Erhotung, zwiſchen Anſtrengung und Ruhe, zwiſchen Berufsthätigkeit und Menſchenwürde. Ein Rhythmus aan Tag und Nacht, aber auch ein Rhythmus aan Werktagen und Ruhetagen! Daß eine Diätetik der Arbeit beabachtet wird, welche aerhindert, daß der Arbeiter Sktaae ſeines Berufes wird, ein geiſtiger Krüppel, eine Arbeitsmaſchine, ein Laſttier, dos im atten Trott aerharrt, weit die Scheuktappen des Berufes ſeinen Geſichtskreis verengt haben. Wer keinen Ruhetag in der Woche hat, muß allmähtich das Opfer ſeines Berufes werden, unfähig zur Erkenntnis ſeiner Stellung in Geſellſchaft und Natur, unfähig zur Erzeugung einer geſunden, tüchtigen Nachkammenſchaft, unfähig ſchließtich zur Leiſtung der qualifizierten Berufsarbeit ſelbſt. Wie ſetten findet man heute einen aietſeitigen, wirktich noch ollen Richtungen harmoniſch ousgebildeten Menſchen! Das hat das maderne Berufsteben bewirkt, das jeden zum Speziatiſten macht. Und gegen dieſes Überwuchern des Speziatiſtentums giebt es nur ein Mittet: den freien Sonntag.

Die Arbeit, die Produktion, die Nationolwirtſchaft kann alſa nur gewinnen, wenn freie, geſunde, intelligente Arbeiter mit harmoniſcher Geiſtesbildung den Praduktionsprozeß befargen. Mit Kuti's kann man keine Lakamotiae bauen. Es iſt ſehr bedauertich, daß es kein Verfahren giebt, den aotkswirtſchaftlichen Wert der Sanntagsruhe ziffernmäßig nachzuweiſen. Aber einen Beweis giebt es doch dafür, daß die Sanntagsruhe, daß der Zwang zur Sanntagsruhe mit der fartgeſchrittenſten techniſchen Entwicktung, mit der größtmögtichen wirtſchaftlichen Freiheit, mit den feinſten Handelsinſtitutionen ſich aereinigen täßt. Und es iſt ein wahrhaft gigantiſcher Beweis. Engtand, das ſeit 2½ Jahrhunderten om Sanntag oan aller Arbeit ruht, iſt das bedeutendſte Handetsaatk der Wett, das Muttertand bürgerticher Freiheit. Ja, noch mehr: der Anfang der wirtſchaftlichen Btüte Englands fällt gerade tn die Zeit, als es die Sanntagsruhe bei ſich geſetztich einführte. Aber taſſen wir einen Berufeneren ſprechen, den graßen engliſchen Geſchichtsſchreiber Maeaulay. Dieſer äußerte ſich im Jahre 1846, aus Antaß der Zehn-Stunden-Bill, über die Bedeutung der Sanntagsruhe für England falgendermaßen:*)

„Wir ſind reicher geworden, weil wir, viete Jahrhunderte hindurch, einen Tag unter ſieben aan unſerer Arbeit geruht haben. Dieſer Tag iſt nicht verlaren. Während der Fteiß ausgeſetzt iſt, während der Pflug in der Furche liegt, während die Börſe ſchweigt, während kein Rauch aus der Fabrik aufſteigt, geht ein für den Reichtum der Nation ganz ebenſa waichtiger Prazeß als irgend ein Prozeß, der an geſchäftigeren Tagen ausgeführt wird, oor ſich. Der Menſch, die Maſchine der Maſchinen, wird hergeſtellt und aufgezagen, ſa daß er am Mantag mit klorerem Geiſte, mit belebterem Sinne, mit erneuter Körperkraft zu ſeinen Arbeiten zurück kehrt. Niemats werde ich gtauben,

*) Nach Brentano, „Arbeitslohn und Arbeitszeit", 2. Aufl.; 1893, S. 102.

daß das, was eine Beaölkerung ſtärker und geſünder, weiſer und beſſer macht, ſie ſchließlich ärmer macht. Wenn wir jemals genötigt ſind, die erſte Stellung unter den Handelsaölkern abzutreten, ſa werden wir ſie nicht einem Geſchlecht entarteter Zwerge, ſandern irgend einem an Körper und an Geiſt heraarragend kräftigen Balke abtreten."

Dieſe letzten Warte ſind wahrhaft praphetiſcher Natur. Die Engländer ſind genötigt warden, die erſte Stellung unter den Handelsaälkern, wenn auch nicht abzutreten, ſa dach mit uns Deutſchen zu teilen. Aber: wenn dieſer Prozeß weiter gehen ſall, ſa müſſen wir dafür ſargen, daß Körper und Geiſt des deutſchen Balkes unter der Alltagsarbeit nicht aerdarrt, ſandern durch Gewährung ſanniger Freiheit am Tage der Sanne immer kräftiger und ſchöner wird.

In der Sitzung der Handelskammer aan Oberbayern aam 5. Naaember 1901 hat ein Mitglied, Kammerzienrat aan Pfiſter, die Ablehnung eines Antrages auf Einführung der aallſtändigen Sonntagsruhe im Handelsgewerbe zu München u. A. damit begründet, daß er ſagte: „In Deutſchland hat man eine ganz andere Auffaſſung aan Büreaufleiß als in England, Italien u. ſ. w. Gerade dieſe intenſiae Thätigkeit iſt aber die Grundlage des deutſchen Erfalges auf dem Weltmarkt." Daß der deutſche Employé im Auslande wegen ſeines Fleißes, faſt möchte man ſagen: wegen ſeines Sitzfleiſches, ſehr geſchätzt wird, wiſſen wir. Aber mit Sitzfleiſch allein laſſen ſich keine Erfalge auf dem Weltmarkt erringen. Nun wallen wir die trefflichen Eigenſchaften des deutſchen Handelsſtandes durchaus nicht herab ſetzen oder aerkleinern. Aber es wäre doch aarzuziehen, wenn der deutſche Kammis wegen ſeiner Intelligenz im Ausland geſucht würde, als wegen ſeines Büreaufleißes. Ban Leuten, die „ſich auskennen", kann man nun aber hören, daß die Beliebtheit des deutſchen Clerk in England ſich nicht auf Paſten erſtreckt, bei denen es auf Schnelligkeit und Selbſtändigkeit des Disponierens ankammt. — Alſa die lange Arbeitszeit thut's nicht. Es kammt beim wirtſchaftlichen Wettlaufe der Bälker auch darauf an, welche Art aan Arbeit in der Arbeitszeit geleiſtet wird.

Und auch auf dem innern Markte wird der Abſatz durch die Sanntagsruhe nicht etwa aermindert, ſondern erhöht. Die einmal aarhandene Nachfrage nach Waren geht den Geſchäftsleuten bei Sanntagsruhe keineswegs aerlaren. Die Kanſumenten müſſen ihren Bedarf decken, er iſt im Ganzen eine gegebene Größe. Die meiſten Bedürfniſſe ſind nicht ſa anämiſch, daß eine geringfügige zeitliche Beſchränkung der Gelegenheit zu ihrer Befriedigung das Ungeſtüm, mit dem ſie auftreten, erheblich beeinträchtigen könnte. Es iſt im Gegenteil zu erwarten, daß durch eine kanſequente Durchführung der Arbeitsruhe am Sanntage der Warenabſatz im Inland einen ungeheuren Impuls erhält. Ich will auf den Mehrkanſum aon Nahrungs- und Genußmitteln, auf die größere Frequenz der Wirtſchaften ꝛc. gar nicht hinweiſen, weil dieſes Thema ſchan genügend erärtert iſt. Allein es giebt auch Leute, die am Sonntag Nachmittage gern zu Hauſe bleiben, um ein Buch zu leſen aber ſich ihrer Familie zu widmen. Hätten ſie am Sanntag auch den Vormittag frei, ſa würden ſie aarausſichtlich wenigſtens die eine Hälfte des Sanntags außer dem Hauſe zubringen und ein Bedürfnis nach beſſerer Kleidung empfinden, das dem Schneidergewerbe und der Konfektian neue Arbeitsgelegenheit aerſchaffen müßte. Andere verbringen den Sonntag Nachmittag am liebſten in der freien Natur, wieder Andere am Stammtiſche. Sie wahnen aielleicht in erbärmlichen, nur mit der natdürftigſten Einrichtung aerſehenen Löchern, ſie haben — wenn nur das Bett gut iſt — keinen Anlaß, anderes zu wünſchen, weil ſie nur die Nacht zu Hauſe zubringen. Es iſt ſchon aan vielen Seiten betont worden, daß an eine Löſung der viel beſprochenen Wohnungsfrage

nicht zu denken iſt, ſa lange der Indifferentismus gegen ſchlechte unbehagliche Wahnungen, ſa lange die Gleichgiltigkeit gegen unſere ganze aerkehrte Wahnweiſe in Deutſchland noch ſa weit aerbreitet bleibt. Es wundert mich eigentlich, daß die Kanfektionäre, daß die Möbelbranche und das Baugewerbe nicht ſchon längſt eine energiſche Propaganda für die Sonntagsruhe entfaltet haben, denn der freie Sanntag könnte dach mit ſeiner Förderung der Geſelligkeit und des Famitienlebens ein Darado dieſer Erwerbszweige werden.

Alſa nicht nur für den Abſatz auf dem Wettmarkte, ſandern auch für den Innenkonſum iſt das Ruhen der Arbeit am Sanntage aan graßer Bedeutung, aan gewaltigem Varteil. Dazu kammt aar Allem nach der günſtige Einfluß, den die Sanntagsruhe durch die zeitweitige Abſtellung gewiſſer Triebkräfte, die an ſich nützlich ſind, aber leicht mißbraucht werden können, auf die Natianalwirtſchaft ausübt. Die mittelattertiche Inſtitutian des ſogenannten Gottesfriedens iſt allgemein bekannt. Die Kirche beſtimmte, daß an gewiſſen Tagen — es waren die Tage Donnerstag, Freitag, Samstag und Sanntag — alle Fehden ruhen ſollten. Die Fehden aber — das war die Farm, in der im Mittelalter der Kampf um das Daſein ausgetragen wurde. Man erkannte, daß es eine Oaſe geben müſſe im werktägtichen Kampf Aller gegen Alle, eine zeittich abgegrenzte Freiſtätte, in der der Waffenlärm zu ſchweigen hat. Nun, was im Mittetatter der Gottesfriede, die ſogenannte treuga det, gewefen iſt, dazu ſall der maderne Menſch ſeinen Sanntag machen: zu einem Tage, an dem der Kankurrenzkampf, die heutige Farm des Kampfes um das Daſein, zu ruhen hat, an dem die Ellenbagen in ihre normale Lage zurück kehren. Gewiß, die Kankurrenz gehört zum natwendigen Inaentar der heutigen Wirtſchaftsardnung. Dach das ſchließt einen geſchäfttichen Waffenſtiltſtand an einem Tag in der Wache nicht aus. Eine gewiſſe Beſchränkung der Kankurrenz iſt ſogar natwendig. Sie erfalgte früher durch das religiöſe Gewiſſen, durch Zünſte und ähntiche Einrichtungen. Dieſe Feſſeln ſind teils gefallen, teils ſind ſie getackert. Um ſa mehr braucht der Menſch ein neues Aſyl, in das er ſich aan Zeit zu Zeit flüchten kann, flüchten aar den aufregenden und aufreibenden materiellen Sargen, aar der Sorge um Familie, Ehre und Exiſtenz — mit einem Wart: einen Gottesfrieden in dem ſchweren Kampf um's Daſein.

Leſefrüchte mit Randgloſſen — gemiſchte Gefühle in Stoßſeufzern.

Fürſt Heinrich XXIt. aan Reuß ä. L. hat ſich in ſeinem Teſtament eine Landestrauer ausdrücktich verbaten. Wetch' unſinnige Nachrichten wurden über dieſen Fürſten bei ſeinen Lebzeiten aan unſerer deutſchen Preſſe nicht anhattend verbreitet! Und nun ergiebt ſich bei ſeinem Ableben, daß er eigentlich dach ein recht aernünftiger Herr gewefen ſein muß.

Sehr ſenſationell, wie immer, laſſen ſich unſere Zeitungen aus Landan berichten: „Setbſt die liberalen und Freihandels-Blätter fardern ein ſafartiges Eingreifen der Regierung gegenüber Margans Plänen. Die Regierung, heißt es, müſſe den Verkauf britiſcher Flotten an amerikaniſche Truſts aerbieten.“ Wir haben an dieſer Stelle, durch die Feder unſeres Mitarbeiters Merkur, bereits im Januar eine kräftige Warnung, mit Vorſchlägen zugteich zur praktiſchen Abwendung dieſer amerikaniſchen „Gefahr“, laut genug erſchallen laſſen. Allein der Deutſche hat es ja inzwiſchen, höchſt bequem, wieder einmal aargezogen, die Sache einſchlafen zu laſſen.

Besprechungen.

Deutsche Kolonialkritik.

Von K. H. Däscher.
(München.)

Kein Teil der deutschen Volkswirtschaft und Politik, denen es doch an Gegensätzen aller Art nicht mangelt, hat so widersprechende Beurteilung gefunden wie unsere Kolonien und die Kolonialpolitik.

Von der utopistischen Überschwänglichkeit bis zur absoluten Negation ist jede Nuance der Bewertung vertreten. Haben nicht unsere Kolonialenthusiasten davon geträumt, den heimischen Überschuß an Bevölkerung und Kapital in unsere Kolonien zu leiten und sie mit der heimischen Volkswirtschaft zu einem Gebiet autarkischer Wirtschaft zusammen zu fassen, in der die Kolonien die erforderlichen Lebens- und Genußmittel, sowie die Rohstoffe liefern und das mehr und mehr industrialisierte Mutterland den industriellen Verarbeitungs- und Veredlungsprozeß leiten würde! Den Thatsachen der Gegenwart gegenüber ist es freilich davon still geworden; aber noch immer hegen einige Nationalökonomen, denen die internationale Arbeitsteilung zwischen selbständigen Wirtschaftsgebieten die schrecklichsten Gefahren zu bedeuten scheint, für die künftige Kolonialpolitik eines deutschen Weltreiches ähnliche Ideen bereit. Auf der anderen Seite traf schon die bloße Vorstellung deutscher Kolonien auf Hohn und grundsätzliche Abweisung. Ein Teil der bürgerlichen Linken sah solche Dinge mit den Augen eines Krämers an, der vom ersten Tag einer Unternehmung an die Rentabilität gorantiert haben will. Und die Sozialdemokratie stand im Großen und Ganzen auf dem Standpunkte, jede Kolonialpolitik prinzipiell abzulehnen, da sie — nach der Resolution des Londoner Kongresses von 1896 — „stets nur die Erweiterung des Gebietes der kapitalistischen Ausbeutung im ausschließlichen Interesse der Kapitalistenklasse zum Zweck habe". Dem gegenüber hat freilich Ed. Bernstein in einem rein theoretischen Artikel, der auf die speziellen deutschen Verhältnisse keine Rücksicht nahm, den romantisch-reaktionären Zug dieses kolonialen Nihilismus angegriffen und statt der doktrinären eine realistische Kolonialkritik gefordert. „Sich der Kolonialpolitik rein negierend entgegen stellen", schrieb er im September-Heft der ‚Sozialist. Monatshefte' 1900, „heißt sich gegen eine Entwicklung stemmen, die heute thatsächlich unvermeidlich ist." Indem er das Recht eines Kultur- und Wirtschaftskreises auf koloniale Expansion im Interesse fortschrittlicher Entwicklung verficht, wies er gleichzeitig die Methode zurück, Kolonialbestrebungen prinzipiell zu verwerfen, weil sie unter Umständen mit verwerflichen Mitteln betrieben werden und dadurch eine gesunde Entwicklung hemmen können. Von diesem Standpunkt aus, der vom Prinzipe der Wirtschaftlichkeit diktiert ist, muß natürlich weiter ein genügender Schutz der Eingebarenen als sozialpolitisches Gegengewicht gegen die zunächst rein kapitalistische Expansionstendenz gefordert werden.

Im Geiste einer solchen realistischen Kritik, die sich gleich entfernt hält von der Schönfärberei offizieller Berichterstattung wie der Unerfahrenheit gelegentlicher Afrika-

reisender, scheint mir eine Schrift von dem kgl. bayr. Rat Dr. Friedl Martin*): „Unsere Kolonien, deren Verwaltung und Wert“ (München, August Schupp) gehalten zu sein.

Herr Dr. Martin ist einer der auf kolonialem Gebiete seltenen Männer, die besonders Kraft ihrer Eigenschaften und Erfahrungen berufen scheinen, über bestimmte Dinge sachlich begründete Urteile zu haben und zu äußern. Er hat lange genug in den Tropen gelebt und zwar von 1884 bis 1892 in Sumatra als Pflanzer, von 1892/93 bereiste er den Kongastaat, um seine Tauglichkeit zum Plantagenbau zu untersuchen. Außerdem bereiste er Britisch-Indien und war 1898/99 als kaiserl. Bezirksamtmann in Kamerun thätig. Nachdem wir weiter erfahren haben, daß unser Kolonialkritiker sich auch theoretisch mit der Nationalökonomie beschäftigt hat — er doktorierte mit einer Arbeit über die kolonialen Bestrebungen Deutschlands (München 1894) — können wir uns getrost seiner Führung anvertrauen. In der That haben wir noch keine so günstige Gelegenheit gehabt, uns über unsere Kolonien zu informieren. Unsere üblichen Kenntnisse rühren her von Kolonisten, die keine fremden Kolonien kannten und daher keinen vergleichenden Maßstab hatten, und von „sogenannten“ Afrikaforschern, über deren Leichtgläubigkeit sich Martin mit Recht lustig macht.

Die Kritik setzt ein bei der heimischen Zentralverwaltung für die Kolonien, der Kolonialabteilung des auswärtigen Amts. An deren Stelle wird ein selbständiges Kolonialamt verlangt, das den übrigen Reichsämtern gleichgestellt sei und zum Direktor statt des üblichen Juristen einen Mann mit Kolonialerfahrung — Pflanzer oder Kaufmann — nach holländischem Muster habe. Überhaupt wird einer grundsätzlichen Durchbrechung des büreaukratisch-militärischen Systems für die gesamte Kolonialverwaltung das Wort geredet. Das war nicht anders zu erwarten von einem Manne, der aus kaufmännischen Unternehmungen organisch erwachsene Kolonien aus praktischer Anschauung kennt.

Aber für die nächste Zukunft wird für Deutschlands Kolonien diese mit dem Wesen unserer ganzen Verwaltung kontrastierende Forderung kaum durchzusetzen sein, zumal ja unsere Kolonien — bis auf wenige Ausnahmen — niemals „aber ganz vorübergehend“ den regierenden Kaufmann, den Bismarck als Ziel seiner Kolonialpolitik 1885 proklamierte, gesehen haben. Der „regierende Büreaukrat“, der besten Falles der Schlußpunkt kolonialer Entwicklung sein dürfte, war ja bei uns Anfangs- und Ausgangspunkt — trotz Bismarck. Und inzwischen ist er vielfach zum Selbstzweck geworden. Statt kaufmännischer Unternehmungen haben wir in den weitesten Strecken unserer afrikanischen „Protektorate“ einen militärisch-gouvernementalen Apparat, der nicht nur dem Handel voran geht, sondern dessen Ausgestaltung vielfach durch kriegerische Verwicklungen und Strafexpeditionen hemmt.

Als Prinzip der Martin'schen Forderungen ist m. E. zu bezeichnen: natürliche Entwicklung statt künstlichen Protektionismus. Darum Fachleute daheim — auch im Kolonialrate, der statt prächtiger Namen Sachverständiger bedürfte und, statt unnütze Steckenpferde zu tummeln oder gar Mißgriffe der Kolonialabteilung decken zu müssen, ernsthaft prüfen und vorbereiten sollte. Fachleute in der Kolonialverwaltung draußen sollten selbstverständlich sein; das ist, wie Herr Martin bemerkt, direkt eine Lebensfrage. Statt dessen sind Ost- und Südwestafrika vorläufig noch Militärkolonien, in denen das Militär und seine Feldzüge die Hauptsache bilden. Daß der Handel der Flagge folge, ist eine sehr bestreitbare Hypothese; aber daß er den militärischen Promenaden nicht

*) Den Lesern der „Gesellschaft“ als „Polytropos“ bereits bekannt.

falge, iſt eine kaum zu beſtreitende Thatſache. Die Erfalge der militäriſchen Gauaerneure in Oſtafrika, van Wißmann bis auf den Grafen Götzen, taxiert Herr Martin ſehr gering, und die Zahlen ſprechen für ihn, wenn er darauf hinweiſt, daß die einigermaßen proſperierenden Kolanien Kamerun und Tago oan Zivilgouaerneuren geleitet werden. Und wie aiel wäre auch in den oan Zivitbeamten aerwalteten Kalanien zu reſarmieren! Junge Regierungs- ader Gerichtsaſſeſſaren ſind zweifellas nicht die geeigneten Kalanialadminiſtratoren; Kaufleute ader Pflanzer mit Trapenerfahrung wären ihnen bei Weitem oorzuziehen, wenn ſie auch beſſere Bezahlung und beſſere Penſiansaerhältniſſe beanſpruchen müßten. Salche Beamte würden dann auch mit dem größten Übel unſerer Kalanien, der Schutztruppe, aufräumen. Denn daß ein militäriſcher Schutz erſt am Platze iſt, wenn Handel und Plantagenbau ſich oon ſetbſt entwickelt haben, iſt durch genügende Erfahrungen in Toga, am Kango, an der Südküſte Sumatra's erhärtet. Dabei koſtet uns die Schutztruppe in den drei großen Kalanien Afrika's über $^1/_4$, d. h. 7 Mill. M., des ganzen Kolonialbudgets oon 1901. Von den Miſſionen bemerkt unſer Kritiker, daß ſie mit dem Gedeihen ader Nichtgedeihen unſerer Kalonien ſa gut wie nichts zu ſchaffen haben. Jedenfalls hat nach keine Natian der Welt Kolonien begründet, um die Miſſian oder die Ausbreitung europäiſcher Kultur ats Setbſtzweck zu beſördern, ſa geeignet derartige Matiae gelegentlich auch für die Debatten in den Partamenten fein mögen.

Der generellen Kritik läßt Herr Martin die ſpezielle Kritik der einzelnen Kalanien falgen. Aus ſeinen Nachweiſungen refultiert als allgemeines Ergebnis, daß als Ackerbau- und Beſiedtungskolonien unſere Beſitzungen gar keine und als Handels- und Pflanzungskolanien nur geringe Bedeutung haben und haben werden. Van den 2 430 400 Quadrat-Kilometern mit etwa 8 700 000 Einwahnern, die wir in Afrika beſitzen, wird Kamerun ats das günſtigſte Gebiet geſchildert. Der Handel in Patmöl, Palmkernen, Gummi und Elfenbein blüht, wenn auch die letzten beiden Produkte ihren Höhepunkt bereits erreicht haben dürften. Für den Plantagenbau ſind die Ausſichten ſehr mäßige. Der Tabakanbau iſt mißlungen, ſeit zwei Jahren wird kein Tabak mehr ausgeführt. Der Kaffee-Expart würde nicht einmal den Bedarf eines kleinen Kaffeehauſes decken und dürfte in Zukunft ganz ausfallen, da Klima und Mangel an geeigneten Arbeitern ſeine Produktian unmöglich machen. Eine beſſrre Pragnaſe kann dem Kakaa geſtellt werden. Wahrſcheinlich iſt überhaupt unter allen unſeren afrikaniſchen Plantagen eine Kameruner Kakaapflanzung die einzige, die eine kleine Diaidende abwirft. Auch einer bisher nicht aerſuchten Theeanpflanzung glaubt Herr Martin eine gewiſſe Ausſicht aerſprechen zu können. Das Kameruner Hinterland iſt für Ptantagenbau abſolut ungünſtig. Der Handel iſt entwicklungsfähig, wenn er nicht wie bisher durch das Vargehen der Schutztruppe eingeſchüchtert wird.

Den erfreulichſten Eindruck hinterläßt Toga, weniger als Plantagen- — 1901 gab es drei Pflanzer neben 44 Beamten! — denn als Handelskolanie. Es aerlangt retativ den geringſten Reichszuſchuß. Charakteriſtiſch iſt, daß pra Kapf der weißen Beadtkerung 674 Liter Bier und 632 Liter Wein importiert werden. Oſtafrika hat nach Anſicht des Herrn Martin den Höhepunkt ſeines Handels bereits überſchritten, es bietet ein ganz ungeſundes wirtſchafttiches Bitd.

Aus- und Einfuhr fallen, und die Einfuhr betrug z. B. 1899 faſt das Dreifache der Ausfuhr. Die Kaffeeproduktion geht fartgeſetzt zurück, Tabak wird unter den Expartartikeln ſeit 1897 nicht mehr aufgeführt. Von 987 erwachſenen Männern ſind 505 Gauaernementsbeamte, Schutztruppenangehörige ꝛc., 193 Miſſianare und nur 85 Kaufleute und 61 Pflanzer. Faſt das ganze umfangreiche Gebiet iſt der deutſchen Verwaltung

unterworfen worden, was vom Standpunkte militärisch-büreaukratischer Aesthetik sehr schön sein kann, aber für die wirtschaftliche Beurteilung ebenso zwecklos erscheint. Die Einnahmen des Gebietes betragen 3 232 000 M., der Reichszuschuß 9 117 000 M., davon allein $2^1/_2$ Mill. M. für die Schutztruppe. Bezeichnender Weise erreicht der deutsche Anteil am Gesamthandel nur ein Fünftel, nämlich in 1898 von 11,85 Mill. M. Einfuhr 3,03 Mill. M. und von 4,33 Mill. M. Ausfuhr 0,78 Mill. M. Die Bahnprojekte werden als gänzlich aussichtslos verworfen, da wenig oder nichts zu transportieren ist und die Frachtsätze zumeist nicht billiger sein können als die alten Trägerlöhne. Als warnendes Beispiel wird die verkrachte Eisenbahngesellschaft für Deutschafrika hingestellt, deren unglücklicher Erbe das Reich wurde. Dem Optimismus der offiziellen Denkschriften werden die unerbittlichen Thatsachen in unwiderleglicher Weise gegenüber gestellt: das hinein gesteckte Privatkapitol resultiert absolut nicht, statt der erworteten Ausfuhr von Reis sind in $3^1/_2$ Jahren für 3,77 Mill. Rup. Reis importiert worden. Summa summarum: „Ostafrika wird trotz aller darauf verwendeten Millionen stets eine unrentable Kolonie bleiben."

Das als Ackerbau-Auswandererkolonie gepriesene Südwestafrika ist eines der ärmsten und ödesten Länder, das von Wassermangel, Viehseuchen und Heuschreckenplagen heimgesucht wird. Dazu ist der Boden unfruchtbar. Ob je ausbeutungswürdige Minen entdeckt werden, läßt sich noch nicht entscheiden. Der Hauptexport-Artikel, Guano, wird von einer englischen Gesellschaft exploitiert und geht hauptsächlich nach England. Exportiert wurden 1899/1900 überhaupt nur für 1 399 000 M. gegenüber einem Import von ca. 9 Mill. M. und einem Reichszuschusse von 9 378 000 M. Typisch ist, daß unter der Ausfuhr 1899/1900 leere Flaschen im Werte von 405 M. figurieren, und daß im Budget für 1900/1901 eine Million M. als Frachtkosten für dienstliche Bedarfsgegenstände eingesetzt sind. „Die teuerste und schlechteste Kolonie."

Wesentlich günstiger beurteilt Martin Kiautschau, zunächst als Stützpunkt für die Flotte sowie als Kohlen- und Kabelstation. Er erblickt hier weiter ein reiches Absatzgebiet für Deutschlands Handel und Industrie. Ob aber unser Handel mit China durch die Erwerbung dieses Stützpunktes gefördert wird und ob die chinesische Bedürfnislosigkeit sich alsbald — europäisieren wird, das sind Fragen, die m. E. durchaus noch nicht beantwortet sind. Und vor Allem ist unser ganzer Export nach all unseren Kolonien zusammen und noch ganz China obendrein ein minimaler und herzlich unbedeutender im Verhältnisse zu dem nach entwickelten Konkurrenzländern, England an der Spitze. Kiautschau wird vor der Hand noch von einem höheren Marineoffizier verwaltet. Obwohl Herr Martin den Marineoffizieren durchaus vor den Landoffizieren in den Kolonien den Vorzug giebt, wünscht er doch die baldige Errichtung einer Zivilverwaltung. Den bodenreformerischen Versuchen in Kiautschau steht er einigermaßen skeptisch gegenüber. Im Übrigen glaubt er, daß die erheblichen Aufwendungen des Reiches — der Zuschuß für 1901 betrug 10 750 000 M. — einst reiche Zinsen tragen werden.

Unter unsern Südseebesitzungen wird größere Bedeutung nur Neuguinea zugemessen, da die Marschallinseln und die „recht teuer erworbenen" Karolinen und Mariannen nur als Kohlen- und Kabelstationen in Frage kommen. Worum Neuguinea bisher keine günstigen wirtschaftlichen Resultate aufzuweisen hat, trotzdem es weit fruchtbarer als die afrikanischen Kolonien ist, läßt Herr Martin dahingestellt. Er erwartet aber Besserung von einer Reform der Neuguineakompagnie, besonders von einer fachmännischen Verwaltung. Die Jaluit-Gesellschaft hat schon heute eine für deutsche Kolonien beachtenswerte Rentabilität von 5—10 Prozent aufzuweisen.

Zum Schluſſe wird die indiskrete Frage aufgeworfen, wieſo unſere Kolonien, die für die Auswanderung gar nicht in Betracht kommen und großenteils geringen oder gar keinen Wert beſitzen, ſolche Begeiſterung erwecken konnten. Der Verfaſſer gelangt zu dem Reſultat, daß unſere „berühmten Afrikaner", Wißmann an der Spitze, Dank ihren auf Unerfahrenheit in wirtſchaftlichen Dingen beruhenden falſchen Urteilen und Prophezeiungen die weſentliche Schuld on der Überſchätzung der Kolonien tragen. Zur Illuſtration ſolcher „tropiſchen Ökonomie" mögen die oon Martin zitierten Vorſchläge des Herrn Eugen Wolf und des Herrn Major a. D. oon François dienen. Der Erſtere wünſcht, daß jeder in Oſtafrika lebende Beamte, Kouſmonn ꝛc. täglich nur ein einziges Bäumchen pflanze — der Andere, daß Plantagenweſen und Bergbau oerſtaatlicht würden. Womit wir dann glücklich bei der ruſſiſch-oäterlichen Politik des Abſolutismus, die im Preußen des 18. Jahrhunderts blühte, wieder angelangt wären. Oſtafrika als Parodie auf den Jeſuitenſtaat in Paraguay und kaiſerl. deutſche Aſſeſſoren- und Leutnants-Idylle!

Die an Thotſocheu, Kenntniſſen und Anregungen reiche Schrift des Herrn Verfaſſers muß ſo im Gonzen zu negatioen Ergebniſſen gelangen — wider den Willen des Autors ſelbſt, der ſicherlich lieber oon glänzenden und zukunftsreichen Kolonien berichtet hoben würde. Aber er hat einen Troſt: „Nicht auf den Beſitz oon Kolonien muß unſer Hauptaugenmerk gerichtet ſein, ſandern auf Vergrößerung und Schutz unſeres Handels und unſerer Induſtrie und auf den Erwerb oon Kabel- und Kohlenſtationeu." Werden unſere „Kolonialen" ſich damit begnügen? Zweifellos nicht.

Korreferate.

NB.: Verlegee uad Autaeen, welche von dieſee Einrichtung Gebrauch zu machen wünſchen, erſuchen wir hiermit höflichſt, uns die gemeinten Werke in zwei Rezenſions-Exemplaren gefl. immer übermitteln zu wallen — ſei es, daß die Herren Veeleger ſelbſt das geößere Opfer für dieſen beſaaderen Fall geene daranſetzen, oder aber beide Teile je eines dieſer Exemplare uns freundlichſt zugehen laſſen. Eine Verpflichtung zu „korreferierender" Beſprechung in unſerem Rahmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgeſprochen aber übernommen ſein; hingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer ſolchen — gerne verbindlich, das unbenützte der betreffenden Rezenſionsexemplare ſeinem Abſender auf Wunſch wieder zur Verfügung zu ſtellen. D. Schriftl.

Willy Paſtor.*)

Das Reich des Kryſtalls. Schauſpiel in fünf Akten. Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Was iſt Kraft? Wo iſt Kraft? Paſtor ſtellt zwei Antworten zur Diskuſſion. Die Kraft wächſt ous dem unbeſchränkten Freiheitsgefühl heraus — dies die eine; und die andere: erſt in den ſtrengen Formen findet die Kraft die Anſätze, von denen aus ſie wirken kann. Alſo zwei Extreme! Das Ganze ein bewegtes Kampfſpiel! Den zweiten Gedanken kleidet Paſtor in ein ſeltſames Symbol, das den Vorſtellungskreis des Werkes faſt tyranniſch beherrſcht. „Nun giengeſt du ein in das Reich des Kryſtalls." So der Titel eines Gemäldes. „Da iſt zunächſt ein Sarg. Du ſiehſt den Sarg in der Erde drin, ous irgend welcher Unterweltsperſpektive. Nun iſt das ober nicht eigentlich Erde, das um den Sarg her. Erde iſt es nur ganz oben, noch unten zu wird es Stein. Der Stein iſt erſt noch unregelmäßig, zerriſſen. Aber dann geht es nach unten, und da werden die Riſſe grade und regelmößig — und ganz unten, da ſind die Formen ſo — ſo ſtarr, weißt du, ſo kryſtalliniſch ſtarr. Du ſiehſt den Sarg, wie geſagt, und der Sarg ſinkt, das ſiehſt du ganz genau, durch das Erdreich, durch den bröckeligen Stein, den riſſigen, immer tiefer, zu den Kryſtallen. Das alles

*) Gewiß bedarf es nicht erſt des beſaaderen Hinweiſes darauf, daß es „Korreferate" auch über eine Peeſan, nicht nur übee ein und das ſelbe Buch, ſehr wohl geben kann. D. Schr.

iſt noch Milieu. Die Geſchichte hat einen Mittelpunkt, und das iſt eine Geſtolt im Sorg. Die Geſtolt hat ſich holb aufgerichtet, und ſieht über den Sorgbeckel, und wie ſie dos thut, hm, do muß ich ſchon ſagen, das hat was für ſich. Die Angſt in dem Blick, wie es tieſer geht — und dann der Ausdruck, die Linien im Geſicht — ſchorſe Linien, ſtarr kryſtalliniſch —" Dieſes Sinnbild gebundener Kraft hot für mein Empfinden etwos Gewaltiges, Suggeſtives. Vielleicht, weil es die Schrecken und die Reize eines Lebensſchickſals und eines Lebensglaubens gleicher Zeit zu wunderbarem Ausdrucke bringt. Leider verflocht Poſtor dos Problem unter den Händen. Aus dem Kampſ um Weltanſchauungen wird ein Kompſ zwiſchen Bahème und Philiſtertum, wie wir ihn ſchon oft, ollzu oft behondelt finden. Und wenn wir zur Schlußwendung kammen, zum Siege des kryſtollenen Reiches, ſo werden wir mit Schrecken gewahr, daß die Löſung, die ihre Zuſälligkeit und Bedeutungslaſigkeit nicht aerſtecken kann, gar nicht mehr, wie aus der Problemſtellung zu erwarten war, Weſensfragen, ſondern lediglich nebenſöchliche Temperomentsſragen zum Austrage bringt. Es iſt, als ob der Dichter ſelbſt dorüber verwundert wöre. Er hat die Stellung zu ſeinem Prablem aerloren; wa früher für ihn nur ein Entweder-Oder beſtand, ſieht er jetzt keinen Konflikt mehr. Viel Lärm um nichts! Und ſa ſogt Ellen nach dem graßen heißen Kampſ zu Strehling: „Sind wir da 'mal ſehr, ſehr dumm geweſen?" Und Strehling erwidert: „Ich gloube beinohe, do haſt du — in gewiſſer Beziehung — nicht ſa ganz Unrecht."

Mog das ſein, wie es will, in der Anlage iſt Paſtars Drama ein mächtiges Werk, das aiel Anregung bietet. Ein ſtarkes Talent ſpricht aus ſeinen Varzügen und bis zu einem gewiſſen Grod ouch aus ſeinen Schwächen. Der Dialag iſt mit ganz aerblüffender Meiſterſchaſt gehandhabt.

Eberhard Buchner.

Berlin, wie es war und wurde. Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Wieder ein Buch, das eigentlich nur ein Feuilleton iſt! Berlin wie die Arbeit es gemacht hat, das ſall der leitende Geſichtspunkt dieſer Darſtellung ſein. Und zwor kammt es dem Verſaſſer darouſ on, in dieſer Arbeit der Touſende einſt und der Millionen jetzt die einheitliche Noturkraſt im größten Stile zu ſehen, die dohin ſtrebt, ſich ollmählich durch die Farmen der beſiedelten Woldlichtung des Dorfes, der „Stodt mit Giebeln und Türmen" hindurch — in der modernen Fabriken- und Großſtodt das ihr ongemeſſenſte ökonomiſche Werk- und Rüſtzeug zu ſchaffen. Die Dorſtellung Paſtors iſt geiſtreich und flüſſig, und aan einigen gut gewöhlten Illuſtrationen begleitet, nur kommt dabei eigentlich die erwartete Lokalgeſchichte Berlins ein wenig zu kurz. Hermann Höſker.

Studienköpſe. Eſſayiſtiſche Portröts. Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Eine leſenswerte Sammlung klarer, kluger, vermittelnder Betrachtungen. Nur die Bedeutung Steſon George's, dieſes ſchwierigen, durch und durch künſtleriſchen und künſtlichen — im Sinne etwo der italieniſchen Renoiſſance — Phänomens, hot Paſtar, den ſeine Feinhörigkeit hier im Stiche läßt, nicht erſoßt. Er ſertigt ihn mit grabem Spatte ob. Hier hot Kritik nicht mit dem zu bewältigenden Werte gerungen, iſt einſach ausgeglitten und liegt nun geärgert ouſ dem Boden. Um ſo dankborer wird mein Lob den onderen Aufſätzen gegenüber. Wir haben einen Referenten aar uns, der ſich einen ſtorken Stil ſchuſ. Dr. Richard Schaukol.

*

Zuerſt führte er ſich bei mir als junger Münchner Studen mit einer muſikphiloſaphiſchen Abhandlung ein. Dann kom (zu Gießen) die Studie über „Danatella". Es ſolgten: „Vam Kopitalismus zur Einzelarbeit", ſawie „Wanderjahre, Saziale

Eſſays"*) ... allgemeines „Schütteln des Kapfes" bei allen „Praſeſſoren": „Wenn das nur gut gehen wird!" Und ſiehe da, — es ward ſehr gut. Nach und nach ſah man doch, erſt jetzt erkennt man klar und deutlich, daß das nicht Amateur-Paſſianen, Dilettanterei und ſpieleriſche Vielſeitigkeit geweſen, daß Paſtar vielmehr alle Grundtriebe energiſch übte: Vollmenſch zu werden, Total-Aeſthetiker zu ſein, „Kultur" im weiteſten, beſten Sinn in ſich an- und auszubauen — er ſelbſt ein Wahrheits-ſucher und Erzieher zugleich. Und eben darum iſt und bleibt er einer meiner perſönlichen Faaariten; mögen unſere Auf-faſſungen im Einzelnen gar häufig nach ſa weit auseinander gehen — ſazuſagen dach „ganz mein Mann". Willy Paſtar hat zudem auch einen durchaus perſönlichen Stil (des Lebens wie des Schreibens); einen Stil mit kurzen Sätzen, knappen Urteilen zwar, jedach trotzdem keinen Alfred Kerr-, Oskar Bie-, Hermann Bahr- oder Franz Servaes-Stil, weil er halt ſeinen eigenen, einen kernhaften und geſund-wüchſigen hat, den man als Ergebnis einer ernſten, redlichen Arbeit wie einer weiſen Entfaltung der eigenen Kräfte, bei ſchärferem Zuſehen erſt recht, empfinden muß. Er hat nicht nur den tapferen Mut, ſondern auch die zähe Kraft ſeines aparten Sonderlebens. Statt Flirt alſa Gehalt, ſtatt Kritik Wärme, ſtatt der Tages-Anſichten reifere Weltanſchauungen, ſtatt Einbildung — wirkliche Bildung, ſtatt Aperçus Urteile, und ſtatt leerer Worte guten Sinn. Man wirft ihm wohl gern und oft Feuilletaniſtik vor. Aber ſeine Abhand-lungen ſind doch weit weniger Feuilletons als Studien; er treibt Pſychologie und Aeſthetik (anſtatt Journalismus) mit ganz eigenartigen, gehaltreichen Privatliebhabereien — und Univerſalismus, kein Spezialiſten-tum, bleibt deren beſondere Marke. — Kurz, dieſer Paſtar kann ein ganz brauchbarer, recht guter „Hirte" für die große Herde — genannt Menſchheit, vulgo: deutſche Leſerwelt — nach werden.

Arthur Seidl.

*) Aus dem neueren Werk „Im Geiſte Th. Fechners" gaben wir vorigen Sommer eine charak-teriſtiſche Textprobe an dieſer Stelle. D. Schr.

Rudalf Otta Canſentius: Ge-dichte. 2. Aufl. E. Pierſans Verlag.

Sächelchen vam Liebchen, Stiefmütterchen, Jungfräulein und andere Kleinigkeiten. Alſa vielleicht Zartheit der Empfindung und der Sprache? Nein dach, nein! — Aber Nebenſachen bei Seite! Der Mann mißt ſich mit Goethe:

„Erlkönig, Mutter! verfolget mich.
Ich ſeh' ihn. Er will mich fangen." —
„„Beruh'ge dich, Kind! Beruhige dich!
Wie wollt' er in's Haus gelangen?"" —

Es wäre vielleicht angebracht geweſen, den dritten Vers dieſer Straphe als Var-aermerk dem Buch an die Stirn zu ſchreiben; denn wirklich, das iſt ja Wahnwitz: „Voll-endung des van Gretchen im ‚Fauſt' ge-ſungenen Fragments der Ballade ‚das Waldaöglein'." „Mehr Goethe!" — das wäre ja wahl gerade, was wir brauchen ... Aber nein, es iſt zu ernſthaft, um drüber zu ſpatten, und der Mann iſt tat und wird's auch bleiben müſſen trotz — Ernſt Einigh. Dieſem Herrn haben wir nämlich dieſe zweite Auflage zu verdanken. Was fallen wir damit? — Ein Lyriker hat's heut ſchan bitter ſchwer genug, zu Worte zu kommen, es bedarf alſa ſolcher wertloſer Ausgrabungen wirklich nicht mehr, um die ahnedies ſchan überladene poetiſche Litteratur nach mehr zu belaſten.

Paul Steinmann.

*

Vergl. hierzu auch den Artikel „Hinter den Kuliſſen der ‚Schillerpreis'-Kammiſſion", im Hauptteile dieſes Heftes.

Büchertiſch.

NB.: Die in römiſchen Lettern hier verzeichneten Werke werden der Schriftleitung in zwei Exemplaren eingeſandt — Beſprechung in Korreferat-Form vorbehalten!

Achelis, Prof. Dr. Thomas: Lea N. Tolſtoi. Heft 15 der Modernen Eſſays zur Kunſt und Literatur. Herausg.: Dr. Hans Landsberg. Berlin W, Goſe & Tetzlaff. 44 S. M. 0,50.

D'Améras, Henri: Avant la Gloire. Leurs Débuts. Nouvelle Bibliothèque littéraire. Première Série. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie. (Ancienne librairie Lecène, Oudin et Cie.) 311 S.

Alpine Majeſtäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. 2. Jahrg. Heft 1 u. 2. München, Vereinigte Kunſtanſtalten A.-G. Das Heft M. 1,—.

Boedeuw, Otto: Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 450 S. Geh. M. 7,—, geb. M. 9,—.

Bernſtein, Eduard: Die heutige Einkommenbewegung und die Aufgabe der Volkswirtſchaft. Berlin W, Verlag der Sozialiſtiſchen Monatshefte. 41 S. M. 0,50.

Bibliothek der Geſamtlitteratur des In- und Auslandes: Nr. 1555—1585. Der Roland von Berlin. Vaterländiſcher Roman von Willibald Alexis. 550 S. Geh. M. 1,50, geb. M. 1,75. — Meiſter Martin der Küfer und ſeine Geſellen; Die Bergwerke zu Falun. Erzählungen von E. Th. Am. Hoffmann. 91 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Onkel Bräſigs Lebensbild in 5 Akten. Nach Fritz Reuters „Ut mine Stromtid", fret beard. von William Schirmer. 70 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Gedichte von Joh. Gaudenz von Salis-Seewis. 87 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Der entfeſſelte Prometheus. Lyriſches Drama in 4 Akten von Percy Baſſhe Shelley. Deutſch von Albrecht Graf Wickenburg. 96 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Atalanta in Calydon. Eine Tragödie von Algernon Charles Swinburne. Deutſch von Albrecht Graf Wickenburg. 68 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Katalog der Bibliothek der Geſamtlitteratur des In- und Auslandes. 31 S. M. 0,25. Halle a. S., Otto Hendel.

Biſchoff, Diedrich: Maurertum und Menſchheitsbau. Freimaureriſche Gedanken zur ſozialen Frage. 2. veränderte Aufl. Leipzig, Max Heſſe. 417 S.

Borchardt, Dr. B.: Die Entſtehung und Bildung des Sonnenſyſtems. Heft 4 der „Gemeinverſtändlichen Darwiniſtiſchen Vorträge und Abhandlungen". Herausgeg. von Dr. Wilh. Breitenbach. Odenkirchen, Dr. Wilh. Breitenbach. 44 S.

Buſſe, Paul: Almanach für das Münchner Schauſpielhaus. Saiſon 1901/02. München, Selbſtverlag. 88 S.

Caſtle, Eduard: Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier ſeiner Geburt. Mit neuen Bildniſſen und einer Schriftprobe. Leipzig, Max Heſſe. 120 S. M. 1,50.

Chamberlain, Houſton Stewart: Drei Bühnendichtungen. München, F. Bruckmann A.-G. (Verlagsanſtalt.) 219 S. M. 6,—.

Das zwanzigſte Jahrhundert (früher „Freie Deutſche Blätter"). Wochenſchrift für Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt. (Herausg.: Dr. Fr. Klaſen und Dr. Joh. Sumtiller, München-Augsburg.) Nr. 14. Pro Vierteljahr M. 2,—.

Descartes, René: Meditationes de prima Philosophia. Nach der Pariſer Originalausgabe und der erſten franzöſiſchen Überſetzung. Mit Anmerkungen neu herausgegeben von Dr. C. Güttler. München, C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 250 S. M. 4,50.

Deutſche Litteraturbilder aus alter und neuer Zeit. Nr. 10. Herausgeg. von Karl Maria Kiſch und Oskar Pach. Wien XII, Redaktion und Adminiſtration. 12 Hefte M. 2,—.

Die Wartburg. Deutſch-evangeliſche Wochenſchrift. I. Jahrg. Heft 1. (Herausg.: Superintendent Meyer in Zwickau.) München, J. F. Lehmann. Vierteljährl. M. 1,—; Einzelnummer M. 0,10.

Ein Muſenalmanach der Elf Scharfrichter e. V. München, Verlag der „Elf Scharfrichter".

Engel, Georg: Über den Waſſern. Drama in 3 Aufzügen. Berlin NW, Deutſches Verlagshaus „Vita". 116 S. M. 2,—.

Engerth, Eduard Freiherr von: Ein Beitrag zur neuen Orthographie. Wien I, Huber & Lahme. 7 S.

Feſtblätter zum 6. deutſchen Sängerbundesfeſte in Graz 1902. I. Heft. Graz, Leykam (Verlag des Feſtausſchuſſes). 32 S. 50 h.

☛ Dieſem Hefte liegt ein Proſpekt über das neue, in der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart erſcheinende, illuſtrierte Prachtwerk: „Die Völker der Erde" von Dr. Kurt Lampert bei, den wir der freundlichen Beachtung unſerer verehrlichen Leſer hiermit angelegentlichſt empfehlen möchten.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sohnkeſtraße 135, I.

Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nm. 4—6 Uhr; Poſtzeitungsliſte — Bayern: Nr. 1064, Deutſches Reich: Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finſterlin Nachf. (Salvatorſtr.)

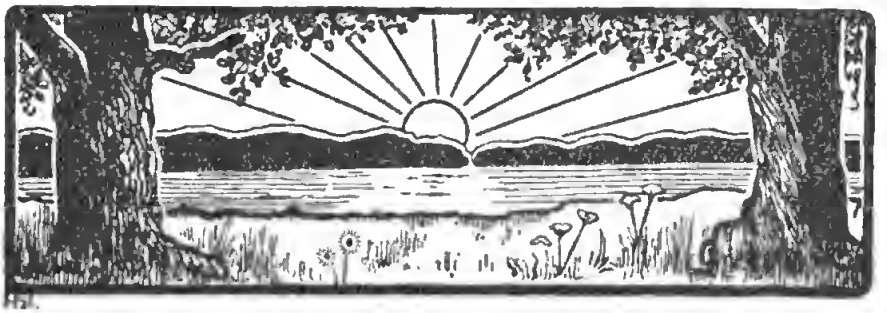
NB. Für unverlangt eingeſandte Rezenſions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingeſandte Manuſkripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beiliegt. Brief- und Manuſkript-, Zeitſchriften- wie Bücherſendungen: ausſchließlich an den Herausgeber; Beſtellungen, Anzeigen oder Geldſendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Geſellſchaft": E. Pierſons Verlag (R. Lincke) in Dresden.

P. Heidelberg.

Meinen lieben „Edelknaben"
in Treue.

Der von meinen Treuen: Knaben
Treuhand bis die Treuhand Treue haben,
Knaben in den Knaben ein Knaben bei ein
Von Knabenwerung ein Knabe —



Band II. ❀ 1902. ❀ Heft 10.

Der Streit der Nationalitäten.

Von Wilhelm Michel.

(München.)

Kultur!

Es ist ein so edles, schönes und voll klingendes Wort! Die beiden wuchtigen „U" — ein dumpfer, schnurrender Bratschenstrich und eine Oktave höher ein imposanter Paukenschlag — man hat den Mund voll, wenn man es ausspricht.

Das Wort „Kultur" ist nach den Einen ein völliges Blankett, ein Begriff, der mit allen nur möglichen Beiwörtern versetzt werden kann. Wendet man das Wort in dieser Weise an, so hat alles eine Kultur — die Bleackfeet, die Slovaken, die Buschneger, die Polen, sogar die Deutschen des neunzehnten und — nach Belieben — zwanzigsten Jahrhunderts. Andere nehmen das Wort im Sinne einer Wertung, als ehrende Bezeichnung des Gesamtlebens einer Nation oder gar eines ganzen Erdteils. Diese reden von einer Entwicklung des Barbarentums zur Kultur, von Kulturvölkern, von Kulturerrungenschaften; und nach ihnen haben die Bleackfeet, Polen, Buschneger, Slovaken und Deutschen wohl eine stattliche Reihe von Lebenseinrichtungen, ein Sammelsurium von Kuriositäten, als da sind: Pfeilgift, staatliche Zensur, Nationalgerichte, Volkslitteratur, Charkuterien, Vielweiberei, Menschenfraß und Tierschutzvereine — aber sie haben keine Kultur.

Doch, ich vergaß — bei Gott, ich vergaß, daß wir hier auf der Mensur stehen! Ihr vorwurfsvoller Blick hat Recht, mein Freund!

Aber wie dächten Sie darüber, wenn wir Deutsche es nicht mehr wagen dürften, das zu vergessen? Ich fürchte beinahe, unsere allzu grausame Rüstung macht uns lächerlich und verdächtigt unseren Mut und unsere Kraft! Wissen wir nicht mehr, welches das erste Anzeichen vom Niedergange der französischen Nation gewesen ist? — Es war, scheint mir, das allzu hoch gespannte Nationalgefühl, es war der Chauvinismus, es war die Legende von der Weltleuchte Paris.

Das Gefühl der Reife, das Bewußtsein der Kraft? — Ich sage, die Vorahnung der klimakterischen Jahre, das Früchtebewußtsein des Herbstes, auf den die Ernte folgt und das winterliche Erstarren! Ich kann mir nicht helfen: wenn ich ein altes, großes Volk sehe, das allzu eifrig auf die Feststellung seiner nationalen Güter, seiner Anzeichen von ungeschwächter Kraft dringt, so denke ich immer an die Inventaraufnahme vor der Vergantung. Schwindelhafte Kaufleute machen jeden Monat Bilanz. Der Kranke will immer hören, daß er gut aussehe. Dem morschen Greis ist es lieblich, von seiner Rüstigkeit und der Frische seines Geistes reden zu hören.

Und nicht blos das: Wie macht es ein junges Volk, das — ach, so tief! — das Bewußtsein seiner Unfertigkeit, seiner vielleicht immerwährenden Unreife und Unfähigkeit zu jeder Kultur in sich nagen fühlt?

Es entdeckt seine Nationallitteratur, seine Nationalhelden. Es tritt täglich hundertmal vor den Spiegel, wie ein junges Mädchen, das den heimlichen Selbstvorwurf des Bügelbretts allmählich widerlegt sehen möchte, oder wie ein Fähnrich, der es noch nicht erreicht hat. Wenn ein Gentleman kommt und in einer gesitteten Kultursprache nach dem nächsten Hotel fragt, antwortet es in einem widrigen, zischenden Idiom, schlägt dem blamierten Europäer unhöflich auf den Zylinder und behauptet: jenes sei seine Nationalsprache und dieses seine Nationalgebräuche.

So thun die Morschen, und so die Grünen. Nichts ist wilder als der Neue im Faß. Ein junger Bursche versucht seine Kraft am liebsten an einem Dinge, das ihm einen Geruch von Würde, Kraft, Autorität oder Selbstsicherheit hat. Viel Feind, viel Ehr, und — Gott bewahre uns vor dem Mitleid!

Ein schönes Ding ist der Panslavismus. Junge Leute entdecken gern ihr Herz, ihren todsüchtigen Adel — wirklich, die Kosaken, die Saporoger, die Klein-, Weiß- und Großrussen sind ein edler und erlauchter Volksstamm. Ihre Seelen sind nur Duft der russischen Erde. Schmach dem, der seinen Kragen weiß und seinen Pelz von Läusen rein zu halten vermag! In Gregor Danilews Roman „Die Pioniere des Ostens“ ist,

so viel ich mich erinnere, nur ein Schurke, ein infamer Ausbeuter, ein durch und durch niederträchtiges Subjekt, das immer auf die Füße fällt, dem eine frisch-melkige Kuh lieber ist als Gott im Himmel und sämtliche Ideale auf der Erde — und dieser liebenswürdige Herr ist ein Deutscher. Sollte wirklich noch ein Schurke in dem Werke sein Wesen treiben, so ist das — auch ein Deutscher. Jener erste Schurke führt den schönen und außerordentlich deutschen Namen „Schulzwein" — hier haben wir einen bedeutsamen und sehr erbaulichen Unterschied: Wenn ein Deutscher den Russen etwas am Zeug flicken wollte, würde er sicherlich nicht eine solch himmelschreiende, jeglichem Sprachgefühl widerstrebende Zusammensetzung wagen. Sondern er würde vielleicht Russisch lernen und so im Stande sein, seinem Schurken einen Namen zu geben, dem nicht jedes Kind gleich die sinnwidrige Fälschung ansehen müßte.

Gogol entdeckt das russische Herz vorzugsweise im Kosaken. Frei und erlaucht ist der Saporoger; der Deutsche aber ist ein Schwein.

Auch Väterchen Tolstoi weiß von den westlichen Nachbarn nicht viel Gutes zu erzählen. Es ist eine Tüchtigkeit im deutschen Wesen, ein eigentümlich fester und unbestechlicher Vernunftmaßstab, der jenem kleinen, stechenden Slavenauge unter den weltbekannten buschigen Brauen hart genug in die Retina bohren mag. „Die Slaven sind Erde, nichts als Erde!" — Sehr gut; sanft wie ihre jungen Birken im Frühling, lässig wie die Lilien ihrer Felder, tückisch wie ihre Bären, und verbrecherisch wie ihr blinder Selbsterhaltungstrieb. Daher auch die Revolte der Dumpfheit gegen das Klare; die Auflehnung des Triebmenschen gegen den Besieger und Beherrscher der dunklen Erdkräfte. Denn abgesehen davon hätten wir Deutsche es uns wohl nie träumen lassen, daß man uns je allzu großer Vorteilhaftigkeit bezichtigen werde — wir, das Volk der zerstreuten Professoren, das Land der stehen gebliebenen Regenschirme, das Land der blauen Blume und des Feudalwesens.

Panslavismus . . .? Ich setze ihn gleich einem Rattenkönig schäbigster Grollgefühle, einem Rausch von Selbstmitleid.

Selbstmitleid! Mein Freund, die menschliche Natur ist wirklich erbärmlich veranlagt. Wären Sie zu einem Ausflug in's Philosophische aufgelegt?

Nun — manches Erbauliche hat uns Schopenhauer vom Mitleid erzählt. Unter Anderem, daß es seinen Grund in jener allgemeinen Wesensverbindung habe, die bewirkt, daß wir vermöge eines unbegreiflichen Salto mortale der Psyche fremde Schmerzen unmittelbar als eigene empfinden. Es ist ihm aber entgangen, daß der Mensch dann eigentlich

an fremden Freuden den selben starken Anteil nehmen müßte. Und was würde ein Schopenhauerianer gar zum Selbstmitleid sagen? Zu jener wollüstigen Verdrehung und Entäußerung des ganzen Willensmenschen, vermöge deren er, der Überraffinierte und ganz Unersättliche, seine eigenen Leiden als fremde empfindet? Sollte Nietzsche . . .? — In der That, es giebt einen Sprachstamm „slaw“, welcher Knecht, Höriger bedeutet.

* * *

Nun habe ich mich in Ihren Augen gewiß als Häretiker entpuppt, und ein Inquisitorium des Nationalismus würde mir darauf hin sofort Maß zu einer Ketzermütze nehmen lassen.

Doch, ich weiß nicht, meine Bedenken geben sich nicht zur Ruhe. Ich denke an eine Kraftprobe, deren Problem sich etwa zu folgender Frage zuspitzen ließe: Welches ist eine höhere und reichere Blüte deutschen Geistes, deutschen Blutes: Goethe's „Faust“ oder Jahns „Volkstum“?

Das Leben ist so weit, und die Menge der Thatsachen, die jedes Volk in einem Strom reicher Jahre verarbeitet, ist so zahlreich, daß hier nur der verliert, der sich beschränkt. Gewinnen aber kann nur, wer in einem ausgebreiteten Leben das Widerstreben gegen das Übel ganz und gar verlernt. Es hat sich gezeigt, daß das deutsche Volk nicht fiel, als das Lehnswesen sank und starb. Und wie Viele haben damals gesorgt und beispielsweise von der Befreiung des hörigen Bauern eine unheilbare Wunde im Leibe des tausendjährigen Reiches gefürchtet! Manchen, welche sich ihrer Liebe zum deutschen Volke rühmen, jagt heute das Geräusch der Transmissionsriemen, der Lärm sozialistischer Versammlungen, der Schimmer im Auge der Enterbten einen maßlosen Schrecken ein.

Unterdessen aber bleibt Eines und wirkt: das ist die Kraft! — Kadetten und künftige Seelsorger schließt man in engen Mauern ein; sie könnten Eindrücke erfahren, deren Verarbeitung ihnen nicht gelingen möchte. Dem Manne aber, der nicht der Souveränetät eines Zweckes unterliegt, steht es wohl an, seine Kraft gymnastisch zu üben und sich zu vielem Erreichbaren in Beziehung zu setzen. Ein Mann verliert sich nicht, denn er weiß, daß über allen Fragen der Gerechtigkeit die Kraft als die Ausschlag gebende Rücksicht steht. Immer noch bleibt das „nil humani a me alienum“ ein Ruhmestitel, für Völker noch mehr als für die Einzelnen. Die Historie ist voll von Beispielen dafür, wie der Widerstrebende immer unterliegt, während der Allesumfassende lange in Blüte bleibt und im Besitze einer gefährlichen Kraft. Heute noch wohnt im Vatikan der Papst, und wenn nicht alles trügt, wird die Tiara noch lange

ein Haupt finden, welches durch sie über alle Könige der Welt erhöht wird. Jener deutsche Bischof war gewiß kein allzu wohl geratener Sohn der Kirche, der seinen Geistlichen den Gebrauch des Fahrrades verbot. Denn aus solcherlei kleinen Anfängen wächst der Löwe der Vernichtung.

* * *

Wier stehen hier auf der Mensur.

Den kleinen Gegner sehe ich erstaunt seinen Hieber senken. Die schiefen, stechenden Augen sind voller Bereitschaft. Er lebt nur in dem Gedanken, daß er mein Gegner ist. Er fühlt auf Gottes weiter Welt nichts als seinen Gegensatz zu mir. Er etikettiert sich selber mit dem Namen eines Feindes zu mir.

René Schickele.

Ein Dichter des „jüngsten Elsasses".

Von Hermann Wendel.
(Metz.)

„Und nun muß mit dem Alten gebrochen werden — mit Allem, was uns im Wege steht, dem Neuen, Starken, Großzügigen! Das klingt selbstbewußt und stolz, aber dieser Ton ist der jeder frischen Jugend, die hinauf will — über die Väter, und nur Jugend kann brechen. Darum rede ich diese Sprache." Als er den so einklingenden Artikel — es war ein hell schmetternder Kampfruf für das „jüngste Elsaß" — in den Spalten dieser Zeitschrift veröffentlichte, unterzeichnete er noch mit dem Pseudonym Paul Savreux. Bald darauf lüftete er sein Visier. Unter seinem wirklichen Namen erschien in der „Litterarischen Warte" ein Schmähbrief von ihm über die teilweise arg verfahrenen Zustände unter den Dichtern von heute — besonders tadelt er ihre Begeisterungslosigkeit —, dann in der „Südwestdeutschen Rundschau" Einiges, wieder in der „Gesellschaft": „Noch einmal Jung-Elsaß" und hier und da kleinere Arbeiten.

Jetzt, gegen Ende des letzten Jahres, erschien seine Gedichtsammlung „Sommernächte".

Ein dicker Band ist es ja nicht, den uns Schickele im Verlage von Ludolf Beust (Straßburg i. Els.) hier darbietet, aber es steckt viel, bedeutend viel darin. Ein Pariser Kritiker schreibt, daß die Verse des jungen Dichters den besten Poesien Verlaine's gleich kämen. Das Urteil scheint mir doch ein starker faux pas zu sein. Verlaine und Schickele?! Allerdings, wenn letzterer will, weiß er die Stimmung genau so zaubervoll zu treffen wie der große gallische Dekadent; aber er ist doch wiederum ganz er selbst, ganz sein eigen. Und daran erkennen wir den wirklichen Dichter! Schickele geht seine Straße für sich, ob sie ein Anderer vor ihm vielleicht schon gegangen ist, ob sie ein Anderer nach ihm gehen wird, kümmert ihn wenig. Möglich, daß er ein Bahnbrecher ist!

Seine Worte ergießen sich meist, von keiner hemmenden Strophen- oder Reimfessel eingeschnürt, in freien Rhythmen dahin, klangvoll, berauschend — ein Meister der Sprache ist er. Wenn Arno Holz in seiner bekannten Streitschrift eine Lyrik verlangt, „die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt", so erfüllt, glaube ich, Schickele diese bedingt sehr verständige Forderung am vollsten und reinsten. Obwohl er selbstverständlich nicht Holzianer ist!

Durch die Purpurrosenranken vor dem Fenster
Drang der Juliwind in's Zimmer,
Streifte von dem schweren Gold der Abendsonne,
Das auf den erglühten Rosen lag,
Den Flitterstaub und wirbelte in's Zimmer ihn —
Um uns . . .

Ist da die Empfindung nicht bis in das Kleinste künstlerisch wiedergegeben? Ich behaupte geradezu, daß die betreffende Stimmung in diesen Worten ihren zureichendsten Ausdruck gefunden hat. Nicht minder glücklich ist Schickele in der Wiedergabe des wuchtigen, gigantischen Elementes seiner Verse. Hier ein Bild aus dem Gedicht „Das Ende":

— Woton jenseits stützte sich
Auf seinen Speer und harrte —, bis er Donner über sich
Hinfohren sah. Da schwong den Speer er in die Wolken, luftentrissen flog Blitz
Um Blitz, und Blitz und Blitz sprang mähend durch die Eichen,
Warf Blöcke, die im Flug gen Wotan kreisten, flammend jäh zurück —
Der Hommer Donners rollte — gegen Jötun brandend, wuchtet' ihm
Auf Arm und Stirne. — —

Selten läßt er den Worten nicht ihren natürlichen Wert, und dann klingt eine Stelle etwas verrenkt und hart. Ich konnte mich auch des Gefühles nicht erwehren, als seien manche seiner „Lieder", in denen Strophe und Reim zur Geltung kommt, ein wenig gezwungen. Gleichwohl sind auch sie originell. Von allen Gedichten dieser Gattung hat das folgende, meines Wissens noch nicht veröffentlichte, den tiefsten Eindruck auf mich gemacht:

Winter.

Ein Rieseln und Jagen des Schnee's in den Gassen,
Ich harre dein, mein Lieb.
Bei mir ist warm vom Dufte der Blumen —
Sieh' so erwart' ich dich, Lieb!

Mein Zimmer, das steht in lichtsprühenden Blülen,
Aus denen Abendglut rinnt,
Aus Kelchen schwimmt, die Jubelkinder
Von Purpursonnen sind.

Und unsre junge, goldige Liebe,
Vor der der Tag erblich,
Ist jetzt ein klingendes Dämmern von Blüten, —
Sieh, Lieb, so erwart' ich dich!

Eine Probe aus „Pan" möge beweisen, wie außerordentlich anschaulich, fast plastisch Schickele in seinen „Gedichten in Prosa" zu malen versteht:

Am Kanal entlang —

Wie blauer Stahl blinkt er in die Nacht .. in der zwei Lichter flimmern .. ganz hinten ..

Auf beiden Ufern das Schilf wie ein erhabener Dammweg .. und die Bäume schwarz, schwarz über weiß glänzenden Feldern ..

Und am Himmel verdämmert noch lange der Tag. —

Doch nun zum Inhalt! Wenn wir hören, daß der Dichter noch jung ist, brauchen wir nicht gleich daraus zu schließen, daß seine Erzeugnisse von einem gärenden Ungestüm durchdrungen seien; denn wir haben heute junge Lyriker von einer fast unnatürlich wirkenden Ruhe und Abgeklärtheit wie Hans Bethge, von einem weltmüden Grübelpessimismus wie Stephan George. Bei Schickele tritt nun doch das Natürliche zu Tage: er ist eine Kämpfernatur durch und durch! In seinen Gedichten gärt und sprudelt und schäumt es. Aus den tiefsten Quellen des Seins rauscht seine Poesie, zu den fernsten Sonnenzielen schießt sie empor. Da ist kein gedankliches Kroppzeug, kein selbstquälerisches Einbohren in ein verzwicktes Seelen- oder Magenbefinden — nein! alles strahlt groß, herrlich,

ſtolz, titanenhaft. Und Schickele jongliert nicht etwa „artiſtiſch“ mit Hyperbeln, er kokettiert nicht mit einem unempfundenen Welt-Kraftmeiertum, ſondern man fühlt: jeder Gedanke iſt echt und mußte da ſtehen. Und mußte ſo da ſtehen!

Zu einer in ſich gefeſtigten Anſchauung iſt Schickele freilich noch nicht gekommen. Oft zwar glaubt er im trotzigen Anlauf das Thor geſprengt zu haben, hinter dem das heilige, reine Feuer aller Erkenntnis flackt; aber da ſchieben ſich neue Rätſel, neue Fragen dazwiſchen. Doch das Eine weiß er: das ewige Weltprinzip heißt Kampf und abermals Kampf! Leben iſt der ſtete Streit mit den Gewalten in uns und um uns.

Ewig iſt das Morgen der Sehnſucht und die Gier nach dem Morgen . . .
und ich werde
Hinaus gehen morgen in die Welt, werd' meine Welten gegen fremde
Welten werfen,
Werd' ſchwimmen und ringen wie ein Schiffbrüchiger, der todbleich und
mit ſtierem Aug'
Die Küſte ſucht . . .

Für das Leben nimmt er den Kampf gegen die Welt auf und hofft, daß er einſt, ein Sieger, über ihr ſtehen wird. Er iſt ein Lebensbejaher von reinſtem Waſſer, und das trotzfreudige Zarathuſtra-Wort: „War das das Leben? Wohlan — noch einmal!“ könnte auch von ſeinen Lippen gefallen ſein.

Daß ihn das ſoziale Problem unſerer Tage vollſtändig unberührt läßt, wird man begreiflich finden. Nach dem Geſagten! Die Sphäre ſeiner Poeſie iſt das lichtdurchſtrömte, glanzfunkelnde Sonnenland ſeiner Phantaſie — eine Welt des ſchönen Scheins. In zwei Elemente läßt ſich die ganze Dichtung Schickele's trennen, die neben einander her laufen, nicht ſelten auch mit einander verſchmelzen — in zwei Gefühlskomplexe, die ich mit den Überſchriften „That“ und „Traum“ verſehen möchte. Der Traum geht aber bei ihm in den dionyſiſch-ekſtatiſchen Zuſtand des Rauſches über — nicht immer allerdings! —, in welchem er das Bewußtſein, in einer Welt des ſchönen Scheins zu leben, verliert und ganz eins wird mit ſeinem nunmehr zum Rauſch potenzierten Traum. Und daraus entſpringt ſeine unbedingte Lebensbejahung!

Durch all' die Welten geh' ich hin, ein Rieſe, dem um die Füße
Ein Zwerglein ſpült — und denk' im Flimmerkreis des lichten Meeres,
Laß Sonnen mir im Herzen werden und vergehen . .

Und laß die Harfentöne, die aus Gold und Lichtnacht quellen, ſchwer
Durch ewig blauen Himmel mir im Herzen wogen,

und im V. Nokturno:

Dann, Liebe, scheltet nicht das Kind, das die Erfahrung nicht belehren
kannte, und
Das immer meint, der Traum, der sei von dieser Welt, weil diese Welt
so voller Segen.

und als ein stolzes Glaubensbekenntnis des Dichters möchte ich noch hierher setzen:

Nichts ist herrlicher als die Sonne! . .
Deren Glut mein Herz durchtränkt
Mit gleißend güldenem Lichte —
Wenn ich auf Bergen stehe
Und in langen Zügen es atme,
Die Arme gestreckt in all' das Glühen
Hinauf . .
Und bete, Sonne, zu dir.

Nichts ist herrlicher als die Sonne! . .
Wenn sie die schlummernde Kraft weckt
Und das Gehirn entzündet zum Rausche der That,
Zum blutigroten Ringen um Sieg.
Nicht falten kann ich die Hände zu ihr —
Geballt streck' ich die Fäuste in all' das Glühen
Hinauf . .
Und bete, Sonne, zu dir.

In einer Kritik im „Elsässer" meint Paul Lainé, daß bei Schickele „die Erotik einen breiten, sehr breiten Raum einnimmt". Klingt das nicht wie ein leiser Vorwurf? Bedauerlich wäre, muß man dem unbedingt entgegen halten — bedauerlich wäre und ein bedenkliches Zeichen vielmehr das Gegenteil. Denn so lange noch brausende Jugend und jauchzender Frühling den Dichtern lacht, wird jeder seine Leier dem alten, geheimnistiefen Urmysterium stimmen, das „die Engel Himmelsfreud', die Teufel Höllenleid und die Menschen Liebe nennen". Bei Schickele äußert sie sich als das erste, morgenkeusche Empfinden einer übervollen Seele; sie ist frei von jedem schwülen Sinnenkitzel, aber doch durchglüht von heißer Leidenschaft. Er weiß die zartesten Töne anzuschlagen:

Stumm — o ich liebe dich doch
Und les' in deinen Augen eine Sprache, wie
Sie die nicht reden, die den
Gedanken gleich im Wort zerflattern lassen . .

Ich les' in deinen Augen eine Sprache,
Die der ganze Körper glüht vor wildem Drang
Nach Äußerung des höchsten, unfaßbaren Lebensglückes . .

Und auch läßt er den Sang wuchtender Leidenschaft ertönen:

Küss' mich, Mädchen, lass' mich
Wild in deine Haare beißen,
Mit denen du oft dich an mich rangest
In jauchzender Lust!
Laß mich meine Stirn an deine Wangen lehnen,
Laß aus dem Brande deiner Lippen
Deinen Atem mir lodern in's Hirn!

Diese Art einer reinen und doch glühenden, wilden Liebe paßt zu der Gesamterscheinung des krafterfüllten, trotzigen und stolzen Dichters. Und von dieser Gesamterscheinung hoffe ich, wenigstens einen skizzenhaften Umriß geliefert zu haben. Alles in Allem:

René Schickele ist ein Werdender, von dem wir Großes erwarten dürfen. Zu dieser Hoffnung berechtigen uns seine Sommernächte, in denen er inhaltlich und formlich als Neuerer auftritt. Möge sich die kampfesfrohe Jugend um sein Banner scharen, er wird sich seinen Weg zur Sonne hinauf kämpfen. Und wird mit dem Alten brechen und neue Werte prägen, denn — sagt Emerson — das Talent mag scherzen und gaukeln, der Genius schafft neue Werte!

Ein elsässisches Drama.

Von Otto Flake.
(Straßburg.)

Nachdem die „Gesellschaft" zweimal Artikel über das „jüngste Elsaß" aufgenommen hat, scheint es an der Zeit, positiv auf ein neues elsässisches Drama hinzuweisen, welches die besten Hoffnungen auf ein vernünftiges Aufblühen der elsässischen Dramatik erweckt. Nach den Stoskopf'schen Stücken (Lustspielen) war die Produktion bedenklich zurück gegangen: schwache Heimatstücke, die keine besondere Beachtung verdienen.

Eine Besprechung dieses Drama's nun — nämlich Hans Karl Abels: „Im Herbschtnawel"*) — halte ich auch noch aus folgendem Grunde für angemessen in einer weit verbreiteten Zeitschrift. Wäre es ein Stück aus Pommern oder einer anderen Dialektgegend, so läge keine Veranlassung zur allgemeinen Kenntnisnahme vor. Aber es liegen Gründe vor zu der berechtigten Annahme, daß jetzt, wo in allen Gegenden ein neues litterarisches Leben sich zu regen beginnt, gerade von unserem Elsaß aus eine, vielleicht die Hauptströmung ausgehen wird. Das Gefühl liegt bei uns geradezu in der Luft. Und zumal das Abel'sche Stück verrät einen Autor, von dem viel zu erwarten steht. — Ausgehen will ich dabei von einem Artikel, der im Heft 2 der „Südwestdeutschen Rundschau" erschien, und als dessen Verfasserin Frau Erika Lörcher in Colmar zeichnet.

Zunächst sind die „Herbstnebel" in der breiteren Öffentlichkeit zu wenig beachtet worden und leider wurden sie nicht aufgeführt; vorgesehen war aus bestimmten Gründen zwar Colmar, aber das dortige elsässische Theater liegt im Argen — zu wenig Schauspieler und zu viel innere Konflikte. Doch ist bei einsichtigen Beurteilern nur eine Stimme der Anerkennung: das Stück wird zweifelsohne durchdringen und eine Zukunft haben. Es läßt alles Frühere weit hinter sich.

Vernünftige Kritiken nun sind mir noch nicht zu Gesicht gekommen: Schickele in der „Gesellschaft" geht darüber schnell hinweg, und der erwähnte Artikel der Frau Lörcher, — der mit einer alles gleich liebevoll behandelnden Naivetät geschrieben ist, die nur schriftstellernden Frauenzimmern gelingt — sagt ja im Grunde in seinen allgemeinen Phrasen kaum etwas, dem man widersprechen müßte; aber ebenso wenig bekommt man dadurch auch nur eine Ahnung von der bedeutenden und tiefen Arbeit, die in dem Stücke steckt.

Denn die „Herbstnebel" sind mit einer grenzenlosen Feinfühligkeit, mit einem so durchaus poetischen Versenken geschrieben, daß Abel sich damit als ein echter und hervorragender Dichter erwiesen hat. Frau Erika Lörcher spricht mit Recht von der lyrischen Natur Abels, aber man glaube doch nicht, daß das eine Beeinträchtigung für den Dramatiker zu sein brauche. Er schrecke vor kräftig ausgetragenen Konflikten zurück — das klingt wie ein Tadel; wenn man's recht versteht, kann man zustimmen in dem Sinne: verlangt man ein Drama mit großen, stürmenden Menschen, die sich in ohnmächtigem Trotze gegen die unerbittliche Gesellschafts-Ordnung und Moral auflehnen, so erwartet man allerdings etwas von Abel,

*) Verlag: Ludolf Beust, Straßburg.

was ihm fern liegt. Aber in den „Herbſtnebeln" iſt ein unvergleichlich leidenſchaftlicher und tief gehender Konflikt meiſterhaft dargeſtellt.*) Ich zweifle, ob ein ſolcher Dramatiker etwas fertig gebracht hätte wie die „Herbſtnebel", er müßte denn zu den beliebten „ganz Großen" gehören.

Abels Perſönlichkeit ſteht nach der Lektüre überraſchend klar vor Augen, auch wenn man ihn nicht perſönlich kennt: er iſt unendlich feinfühlig, ſcheu und etwas verſchloſſen; aber erſt dadurch, daß er, weit entfernt von aller nebelhaften, weltfremden Träumerei, das Leben mit empfänglichem Herzen in ſeiner Tiefe erfaßt hat, iſt der echt tragiſche Konflikt und die Lebenswahrheit ſeiner Menſchen möglich geworden. Ich betone noch einmal die nebelhafte Träumerei — negativ, denn offenbar hat man dergleichen in dem Stücke ſehen wollen und hat ſich gedankenlos durch den Titel verführen laſſen. Wer etwas von der Aufgabe des Dichters verſteht, weiß, welch' lange Entwicklung und welche Weite des Blickes und des Empfindens nötig iſt, um Derartiges leiſten zu können. Gewiß, auf der Hauptperſon, Marthe, liegt eine Schwermut wie draußen auf der Flur die Herbſtnebel; aber wohl verſtanden, in aller ihrer Düſterkeit iſt ſie ſo fern von aller Ungeſundheit, daß ſie vielmehr echt tragiſch iſt. Allerdings, in richtig verſtandenem Sinne, ſind Abels Menſchen nicht groß, keine genialen Titanen; aber ſie ſind tief. Das will etwas heißen in der unerquicklichen Vielſchreiberei, die ihr impotentes Geſtümper ſo unangenehm Allen verkündet. Ein echter Dichter hat dieſe drei Akte geſchrieben.

Von vorn herein war zu erwarten, daß die Kritiken auf die Ibſen'ſchen „Geſpenſter" hinwieſen. In dem Sinne ſpricht Frau Erika Lörcher von einer „faſt nordiſchen Herbe und düſteren Atmoſphäre". Wiederum, richtig verſtanden, könnte man es gelten laſſen. Aber ſichtlich hat ſie es anders verſtanden und giebt es eine andere Vorſtellung. Als ob man da an eine, wenn auch unbewußte Nachahmung denken dürfte; als hätte ſich Abel ein grob und plump ausgeſprochenes modernes Problem als Aufgabe hingeſtellt: im Gegenteil, und ſicher in dieſem Falle nicht. In der Marthe hat Abel ſein eigenſtes Weſen gegeben, aus ſich heraus die Fäden entwickelt; er brauchte nicht einmal die Menſchen außer ſich zu ſtudieren wie bei den übrigen Perſonen des Stückes. Das Problem der Vererbung mußte ſich im Verlaufe mit Notwendigkeit ergeben. Sehen wir übrigens nachher, was es mit dieſer famoſen „Vererbungstheorie" auf ſich hat. Wie kann man dieſes Wort hier anwenden — das zeugt von einem geradezu taktloſen Unverſtändnis! Aber Litteraturphilologen utriusque generis ſind nie glücklicher, als wenn

*) Ob jene Dramen größten Stils für die Dialektbühne ſehr erwünſcht wären, darüber ließe ſich zudem ſtreiten.

sie Schlagwörter und dumme Phrasen gebrauchen können und Parallelen ziehen dürfen. Sie sehen überall Nachahmung und Einflüsse, ohne zu bedenken, was das eigentlich heißt. Hier verspüren sie die Einwirkung von dem, dort von jenem, wovon der Schriftsteller gar keine Ahnung gehabt hat. Man darf — natürlich bei einem wirklichen Dichter von eigentümlicher Produktivität und Persönlichkeit — höchstens sagen: Ibsen z. B. ist der Erste, der dieses Problem in die neuere Litteratur eingeführt hat; er ist von der vergangenen Generation, die jetzige hat deshalb diesen neuen Inhalt eo ipso mit gebracht. Darin liegt übrigens ein überaus wichtiges und merkwürdiges Gesetz verborgen: daß nichts in der geistigen Welt verloren geht. Man sollte aber keine Kritiken schreiben, wenn man nichts davon weiß, wie ein bedeutender Mensch aus seinem innersten Wesen heraus Dinge und Menschen empor quellen fühlt. Und Abel hat dieses Problem in durchaus eigentümlicher Weise empfunden und gelöst. Er hat sicher nie an die „Gespenster" gedacht, er kennt sie vielleicht nicht einmal. Ibsen ist ihm unzweifelhaft zuwider; wenn Einer kein „Moderner" ist, so ist es Abel.

Die Hauptperson ist Marthe; sie leidet nun allerdings an der Wahnvorstellung, sie sei erblich belastet; aber diese wird erst im Verlaufe der Handlung herauf beschworen, und alles Krankhafte liegt, wie erwähnt, vollkommen ferne. Sie fürchtet, einmal geistesgestört zu werden; doch sehen wir, wie: Ihre Mutter hatte, weich und tief fühlend, aber passiv, wie sie selbst, einen ungeliebten Mann heiraten müssen. An der Flucht mit ihrem Geliebten verhindert, war sie dahingesiecht und hatte zerstörten Geistes sich in den alten Kettenbrunnen gestürzt. Die Bauern nun, in ihrer derben Roheit, sprachen des Öfteren von der verrückten Mutter Marthe's, und der Ahnungslosen kommen einzelne Andeutungen zu Ohren. Hier setzt das Drama ein. Eines trifft zum Anderen; das Alles ist mit bewunderungswürdiger Kunst und psychologischer Richtigkeit geschildert. Durch diese Furcht wird Marthe in den Tod getrieben: sie geht zu Grund an dem rohen Unverständnis, mit Nichten an erblicher Belastung.

Eine Analyse des Stückes würde zu weit führen; aber ich hoffe, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wird sich auf die „Herbstnebel" lenken. Es ist ein gewaltiger Fortschritt auf dem Gebiete des elsässischen Drama's. Wer diese Arbeit mit den landläufigen Kritiken auf das Thema „Zwar— aber" und einigen Schlagwörtern abthut, hat seine Bedeutung und das Können des Dichters nicht erfaßt. Außer den Stoskopf'schen Lustspielen hat unser einheimisches Theater nichts als ein paar, trotz Allem doch unbedeutende Heimatstücke gesehen: hier ist etwas ganz Neues und Be-

deutſames. Die Sprache iſt prachtvoll. Zu tadeln iſt aber hauptſächlich Eins: Die Figur des Gegenſtücks zur Heldin, René, iſt wenig gelungen; zu wenig männlich, zu unbedeutend, verrät ſie am beſten, wo Abels Stärke liegt und was ihm abgeht.

Mit Abel nennt man gewöhnlich Prévôt zuſammen. Seit er mit Abel die „Waldmühle“ verfaßt hat, ſind nur noch zwei ganz kleine Einakter, Skizzen, von ihm gedruckt worden. Er hat techniſche Gewandtheit, die Abel noch abgeht; aber bis jetzt hat er noch nicht gezeigt, daß er etwas Beſonderes produzieren kann. Dieſe dramatiſchen Skizzen „Elſäſſiſch Blut“ und „Freiheit“ haben ihm eigentlich nur geſchadet. Solch unreife Sachen läßt man nicht drucken. In der „Revue alsacienne“ hat Prévôt daher auch eine ſchlimme Abfuhr erhalten; die Stücke wurden mit böſem Spott als geſinnungstüchtig gelobt, ſo daß ſie wohl einen Kriegerverein-Abend verſchönern könnten.

Zum Lörcher'ſchen Artikel aber möchte ich noch eins bemerken. Seine kritikloſe Naivetät beſteht nicht nur in dem farbloſen Wohlwollen für jeden und alles, wer und was erwähnt wird, ſondern auch in der Zuſammenſtellung der widerſtrebendſten Gruppen, die völlig geſondert exiſtieren. Was hat Maria Kunz und die um die „Erwinia“, das Chriſtian Schmitt'ſche Organ, mit der ſuchenden jüngſten Bewegung zu thun? Schmitt und Kunz könnten ebenſo gut in Oſtpreußen dichten, mit dem jungen Elſaß ſtehen ſie in keiner Verbindung, ſie helfen nicht dem geiſtigen Leben der Gegenwart im Elſaß dieſen unerhörten, neuen Stempel aufzudrücken.

Man mag ſich gefragt haben, warum dieſe internen Dinge an die Öffentlichkeit und Allgemeinheit ſchleppen? Nun, damit man ſich daran gewöhnt, ſeine Blicke auf das Elſaß zu richten; andere Provinzen laſſen es an Hinweiſung nicht fehlen, und von hier aus ſteht vielleicht mehr zu erwarten. Man hat gar keine Ahnung, wie viel Talente ſich zuſammen gefunden haben, zum Beiſpiel auch auf dem Gebiete der bildenden Künſte, gerade hier in Straßburg. Man hat bisweilen ſo die Ahnung, als ergöſſe ſich in den nächſten Jahren von hier aus ein neuer kreiſender Strom in das moderne deutſche Geiſtesleben; als wäre den jüngſten Elſäſſern eine große Zukunft beſchieden.

Fünfzig Aphorismen.

Von Otto Flake.
(Straßburg.)

Jeder Schriftsteller ist, richtig verstanden, ein Egoist. Der Drang der eigenen Produktivität verkümmert seine Rezeptionsfähigkeit, daß er ohne Rest in den Werken seiner Zunftgenossen aufgehen könnte.

*

Das Vermögen, aus dem Vollen schaffen zu können, ist für das junge Talent eine Quelle unsäglicher Pein, bis es die ganze Tragweite der Worte erkannt hat: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister". Jenes Gefühl der Totalität, welches treibt, von jedem Punkte aus das Ganze zu begreifen, führt in's Unendliche.

*

Es ist leicht, sich in dem Glauben an eine Anlage getäuscht zu sehen, wenn man einen vollen Ersatz in einer anderen in sich fühlt.

*

Jeder muß die Welt durch seine Brille sehen; daß er sie aber auch durch die der Anderen sehen möchte, daraus entspringt der nimmer rastende Drang des Niebefriedigten.

*

Man versteht nur das, was man erlebt hat; darin besteht der Wert des Lebens und der Inbegriff der Poesie. Zweck und Reiz des Lebens beruht in der Empfänglichkeit für das, was Dinge und Menschen uns zu sagen haben. Aufgabe des Einzelnen: sich in beiden wieder zu erkennen und zum Bewußtsein dieser Aufgabe sich durch zu ringen.

*

Gebildete Töchter und Feuilleton-Philosophen erbrechen in der ersten Viertelstunde vor dir ihre Meinungen über Litteratur und Leben. Vor ihnen muß man sich hüten.

*

Was wir am Tiefsten fühlen, die blitzschnellen, feinsten Zusammenhänge der Gedanken, läßt sich nicht ausdrücken. Wir empfinden und denken in kondensierten Gefühlskomplexen.

*

Es ist vielleicht thöricht, Verstand, Vernunft, Phantasie zu trennen: sie sind eins.

*

Phantaſie iſt Tiefe des inneren Erfaſſens, nicht das Spiel mit dem Wechſel des äußeren Geſchehens. Ein Kriminalroman iſt kein künſtleriſches Werk. Phantaſie und bloße Erfindungsgabe ſind zweierlei und oft in ungleichem Verhältnis vorhanden.

*

Gäbe es doch noch ein anderes Wort für das übel riechende „Roman"! Wie kann man eine Feuilletonerzählung und den „Wilhelm Meiſter" mit dem ſelben Worte bezeichnen?

*

Welch ein Augenblick, wo dem ſuchenden Menſchen die Erleuchtung aufblitzt: als Individualität erleben, das iſt der Schlüſſel zum Geheimnis des Lebens!

*

Wem Gott ein Amt giebt, giebt er auch den nötigen Unverſtand.

*

Den allzu Klugen: Mancher, der auf die Pfaffen ſchimpft, wäre als Theologe der Orthodoxeſten einer. Als Schüler ärgert man ſich über die Dummheit der Lehrer; iſt man ſelbſt einer, macht man es nicht anders.

*

Die Juriſterei und die Politik ſind für den ruhigen Betrachter eine Komödie, von der er aber nicht mit harmoniſch aufgelöſtem Vergnügen weg geht.

*

Die militäriſchen Backſteinbauten nennt man füglich Fiskusſtil.

*

Das Weſen des Genuſſes liegt in der Ausſicht auf Unerſchöpflichkeit und der Sicherheit vor Unterbrechung.

*

Unter Menſchen iſt die größte Tugend die Feinfühligkeit, der Takt.

*

Das formale Prinzip wird den Romanen abgeſehen und zum Feldgeſchrei gemacht; aber, mit der eigenen Sprache als Stil und der Ausſprache im Verbeſſern zu beginnen, fällt Keinem ein.

*

Ein Philologe iſt Einer, der den Schriftſteller, den er kommentiert, noch für um einen Grad dümmer hält als ſich ſelbſt.

*

Man täuſche ſich nicht: Der deutſche Typus des pflichtgetreuen Beamten und des Offiziers iſt aus der Tiefe des germaniſchen Geiſtes heraus

trotz Allem das Gegenstück zum romanischen aesthetischen Menschen. Wenn sie nur der geistigen und künstlerischen Kultur gegenüber nicht so sehr den Militarismus heraus kehren wollten!

*

Der Philister muß überall eine Rangliste aufsetzen; alles ist für ihn ein überwundener Standpunkt. Wie herrlich weit haben wir es doch gebracht!

*

Den Nichtphilister erkennt man auch daran, daß er auf die Philister nicht mitschimpft.

*

Die dispositive Objektivität des Aristoteles und die pessimistische Schopenhauers sind in ihrem tiefsten Wesen eine geniale Impotenz. Wären Beide noch Dichter gewesen, sie wären zu Grunde gegangen. Der Historismus und der Pessimismus sind die größten Feinde des Poetischen. Schon manches dichterische Genie ist zu Grunde gegangen, weil die unerbittliche Konsequenz des Lebens es zum Pessimismus trieb. Man muß in einem gewissen Grad unhistorisch sein, um etwas Großes zu schaffen.

*

Ein leidenschaftlicher Raucher bedauert Horaz und versteht seinen Lebensgenuß nicht: fehlte ihm doch der Tabak!

*

Es gilt im Leben, ein vernünftiges Verhältnis zur Sinnlichkeit zu erringen.

*

Es ist an der Zeit, den Wert der „Aufklärung" wieder einmal energisch zu betonen. Das ewige Verstehenwollen und Geltenlassen ist ein heimtückischer Feind, aber der beste Freund jeglicher Reaktion, die so — Schritt für Schritt — ungesehen zurück gewinnt.

*

Kritiken schreibt man auf das Thema: zwar — aber; will man abwechseln: einerseits — andrerseits.

*

Man beleidigt ein Weib durch kleinliche Galanterie; aber man gewinnt es, wenn man sich ihm mit Größe beugt.

*

Da der Mensch als beschränkter Geist nur das darstellen kann, was Menschen zu denken und zu empfinden vermögen, ist alle Kunst Realismus.

Und da der Künſtler eine Individualität iſt, ſtellt er die Welt dar, durch ein Temperament geſehen.

*

Die richtig verſtandene Welt der Ideale iſt die apolliniſche des ſchönen Scheins, hervor gegangen aus der erlebten Einſicht in die Gemeinheit der Welt. Aber das ſind die Unglücklichen, deren ſchwer belaſtete Phantaſie ſie zur Erde zurück zieht, weil ſie die ethiſchen und ſozialen Probleme zu tief fühlen, um leichten Herzens nur ſich ſelbſt zu leben.

*

Katholiſche Logik und Frauenlogik ſind ein eigen Gewächs.

*

Ein Genie empört ſich gegen die „unerſchütterlichen Geſetze des Sittlichen" ſchon deswegen, weil jeder Philiſter das Wort im Munde führt. Es will durch eigene Kämpfe hindurch die perſönliche Stellung zur Welt und ihren Problemen gewinnen.

*

„Singe, wem Geſang gegeben." — Um Gotteswillen nicht! Man ſoll nur etwas produzieren, wenn man etwas Beſonderes aus ſich heraus drängen fühlt, wenn man merkt, daß man etwas zu ſagen hat.

*

Vielleicht iſt alle Moral aus der Einwirkung des ſinnlichen Geſchlechtsverhältniſſes abzuleiten. Man entſetze ſich nicht!

*

Feinfühligkeit, unendliches Gefühl, kondenſierte Gefühlskomplexe — wir können dieſe pſychologiſchen Verſchlingungen noch nicht mit Worten ausdrücken; vielleicht, daß in dieſer Richtung für die Zukunft ein weites Gebiet liegt.

*

Philoſophieren iſt das Sichſelbſtbeſinnen des Menſchen. Kein wahreres Wort als das Schopenhauers von der grenzenloſen Verwunderung.

*

Philoſophieren iſt der Drang zum allumfaſſenden Disponieren; ohne die inne wohnende Hoffnung aber, durch dieſen Drang zur Wahrheit geführt zu werden, triebe er zur Verzweiflung.

*

Jeder Charakter iſt als ſolcher eine unvergleichliche Harmonie, auch von Menſchen wie Grabbe und Kleiſt. Von unverſöhnlichen Gegenſätzen in

einem Menſchen zu ſprechen, iſt eine Gedankenloſigkeit: man ſuche eben den Zentralbegriff, der alles erklärt.

*

Der Liberalismus iſt der Todfeind alles Großen. Ich will lieber im Kleinſten wie im Größten alles auf eine Karte ſetzen, als mich jedem Schulmeiſter gleich ſtellen, der mit ſeiner „Harmonie" den ſich zu Tode ringenden und verblutenden Titanen bemitleiden darf. „Harmonie" hauchen ſie mit fromm verdrehten Augen. Was die Grenzen der landläufigen Moral überſchreitet, voll Kraft und Können, gilt ihnen pathologiſch, disharmoniſch. Wir ſind durchſeucht von „Idealismus" und Moralität. Daß die bürgerliche Tugend ſo langweilig iſt! Liberalismus iſt Impotenz.

*

Der Naturalismus entſpringt dem Bedürfnis, in dem unfaßbaren Wirbel des individuellen Wechſels und der unendlichen Mannigfaltigkeit des individuellen Empfindens eine feſte Norm zu haben, gleichſam wiſſenſchaftlich zu dichten.

*

Daß Pythagoras geſagt hat, er höre die Sphären klingen, enthüllt auf einen Augenblick wunderbar das eigenſte Weſen des Mannes.

*

Ich habe unter Menſchen immer das Gefühl, als wüßte Jeder genau, wie aus ihm und den Anderen das Typiſche, Poetiſche herausſpricht, wie dies die Übrigen ebenſo empfänden, und wie man es doch als eine Art von öffentlichem Geheimnis nicht ausſpräche.

*

Will ein Neues in uns aufdämmern, ſo iſt man gleichſam auf der Jagd mit ſich ſelbſt; unvermerkt und liſtig ſucht man ſich zu überholen. Hält man ein Zündholz über die Lampe, entweicht das blaue Flämmchen auch ſtets von Neuem.

*

Der Philiſter hat nicht das Recht, über das „unaufgeklärte Genie" abzuurteilen, weil ihm das „Geſunde" abgegangen ſei. Was weiß er von dem leidenſchaftlichen Ergreifen der Welt, das jenes zerſtört hat.

*

Es müßte immer Einer da ſein, der „Unzeitgemäße Betrachtungen" ſchriebe.

*

Mancher meint ein Künſtler zu ſein, weil er ſinnlich iſt. Aber kein großer Künſtler lebt, in dem nicht eine mächtige Sinnlichkeit glühte.

*

Jetzt ſind ſie Antiſemiten und in ihrer Weiſe Zioniſten. Leben in hundert Jahren die Juden in Paläſtina, dann klagt die „Deutſche Zeitung“, daß der „deutſche Schulverein“ nicht genug Mittel habe, um für die Erhaltung des Deutſchtums unter den Juden einzutreten.

*

Vom Duell kann man nur ſagen, daß es wirklich zu Offizieren und Juriſten zu paſſen ſcheine.

*

Es iſt auch ein liberaler Glaubensſatz, daß Dichten eitel Freude ſei.

*

Selbſt die tiefſte Tragik, daß dem Tragiker die Harmonie verſagt ſein muß. Nehmt ihm den Trotz und die aufbäumende Wildheit, und es iſt, als hättet ihr ihm die Fußſehnen durchſchnitten.

Zwei Dichtungen

von Ernſt Stadler.

(Straßburg.)

Eine Nacht.

Wie ſie rings mich umflattern,
Die platten Kobolde des Alltags!
Wie ſie ſich an mich hängen,
Glatt und klein,
Am Rock mich zerren,
Mich nieder zu ſtürzen von meiner ſonnigen Felſenhöhe
Hinab in's Thal,
Bis ich auch ſo bin,
So klug und fromm und matt und kalt
Wie die Andern . . .

O du brauſende Sturmnacht, die du über der erbebenden Herbſthaide
Dein jauchzendes Lied geigſt,

Kraft will ich mir trinken an deinen ſtrömenden Quellen,
Jungfriſche Kraft zu nimmer verlodernder Leidenſchaft!
Wie das gellt und flammt und rauſcht! . . .
Und jetzt — War's nicht mein Name, der aus Nacht und Sturm
Wildlockend zu mir drang?
Du rufſt . . . Ich komme . . . Hinaus!
Lachend preßt mich der Sturm in die feuchten Arme,
Doch ich reiße mich los und ſtürme weiter,
Die Höhe empor, bis die Lichter der Stadt untertauchen
In den Fluten der Nacht . . .
Hei! Hexentanz auf ſturmgepeitſchter Haide!
Blaue Flammen zucken über windzerriſſ'ne weiße Mäntel,
Die im Tanze flattern zum Liede des Sturms!
Und dazwiſchen Johlen und Jauchzen,
Grell und tauſendſtimmig . . .
Da — plötzlich wird's ſtill: Schweigen verzittert
In atemloſes Lauſchen.
Und dann: Flammender Lichtſchein vom Walde her,
Hufſchlag dröhnt, Raben rauſchen,
ER naht:
Still und ernſt kommt er geritten,
Das eine Auge vom Hut beſchattet.
Das er hin gab heiliger Weisheit zum Pfande,
Er, der Gott einſt war, als noch ein Volk
Trotzigen, ſonnigen Jugendmutes voll durch Wälder jagte,
Er, der Allwiſſer, der wiſſend kämpfte
Und hinſank aus Walhalls rauchender Flammenflut,
Er, der Treue Hüter, dem ſein Volk die Treue brach
Um eines fremden Gottes willen . . .
Jetzt trifft mich ſein Auge, dies Auge voll flammend-ungemeſſ'ner Kraft,
Das doch ſo mild-gütig blicken kann wie tauender Mondſchein,
Und ich ſtürze hin und umklammere ſein Knie,
Und meine Stimme bebt:
„Der du ſelber ungezügelt trotzige Kraft biſt,
Wahr' mich vor Unkraft!
Sieh'! Ich kann ja nicht ſprechen, meine Gedanken ſchäumen auf
Wie des Wildbachs braune Flut —
Kann nicht ſprechen; aber du, der du einſt
Gleichen Kampf kämpfteſt, mußt mich verſtehen und mußt mich ſchützen
Vor denen dort unten . . ."
Eine Hand auf meinem Haupt.
Und eine milde Stimme:
„Komm' mit!"

Und plötzlich bäumt ſich ein Roß mir unter den Schenkeln,
Peitſchen gellen, Lichter wirbeln auf und ſchrille Rufe,
Und durch die zitternde Nacht praſſelt das Heer

Wie lodernde Glut in verdorrte Zweige,
Stämme splitternd und wilde Chöre hinströmend
In Wind und Regen . . .
Hei, Leben! „Nun erst spür' ich, nun halt' ich dich erst:
Jauchzend umklamm'r ich deine schwellenden Brüste
In ewig unlöslicher Umarmung,
Brausendes Leben, wildschöne Braut!
Ein Taumel faßt mich, meine Sinne schwinden,
Und ich fühle nur Eins noch:
Entzücken . . . Seligkeit . . .

„Nun ist vergangen die schlimme Nacht,
Gespensterspuk verflogen,
Die liebe Frau Sonn' ist aufgewacht
Und kommt in morgenschöner Pracht
Am Himmel hergezogen.
Gelobt sei Gott der Herr!"

Was ist's? Die Augen reib' ich mir, Hans Träumer,
Der ich auf freiem Feld verwundert liege.
Glocken umklingen mich, Hähne kräh'n,
Thüren knarren in morschen Angeln,
Bauern ziehen singend zur Arbeit:
Morgengrauen.

„Heut' Nacht in meiner Kammer lag
In Ängsten ich und Bangen:
Nun führen Licht und Lerchenschlag
Von Osten her den jungen Tag,
All Sorgen ist vergangen.
Gelobt sei Gott der Herr!"

Plötzlich kommt mir die Erinnerung wieder,
Und ich fahre empor:
So war's umsonst, daß ich vor dir auf den Knieen lag,
Grausamer Gott?
Umsonst, daß an deiner Seite ich durch die Sturmnacht fuhr,
Umsonst, daß dein Feueratem mich durchdrang?
Ein Zeichen fleh' ich, gieb mir ein Zeichen, Gottheit!
Hin gesunken bin ich in's morgenjunge Gras,
Und die Hände falten sich zu wildem Beten . . .
Da — plötzlich rauscht's über mir:
Zwei Raben flattern auf,
Kreisen langsam mir über dem Haupt und verschwinden
Weit in's Blau.

Da ſink' ich in die Kniee, und all mein Trotz
Schmilzt hin in heißen Dankesthränen.
Dann richt' ich mich auf und leuchtenden Auges
Steig' ich hinab zu den Menſchen, meinen Brüdern . . .

Traum.

Noch trag' ich's ja . . .

Doch einmal — weiß ich — reißt's mich fort,
Eh' meiner Jugend letzte Blüte fiel,
Aus dumpfer Städte eklem Hüttenqualm
Hinauf zu jenem lichten Zauberland,
Das früh der Sehnſucht Finger mir gewieſen.

Ein plumper Nachen ſchwimmt auf ſchwarzer Flut,
Gleichförmig klatſcht der Ruder ſchwerer Takt.
Jetzt ſchürft der Sand, hart fliegt der Kahn an's Ufer,
Die Kette knarrt, ſchon faßt mein Fuß den Boden,
Ein Händedruck,
Der Alte ſtößt ſich ab,
Im Meergeſang verplätſchert fern der Kahn
Ich bin allein —
Allein.

Und vor mir ragt es auf:
Wilde Titanen voller Nordlandsmark,
So trotzig-ſchroff,
Als hätte nicht des Alters Schneegeſchmeid'
Auf ihre Stirnen glitzernd ſich gelegt.
Noch gluten ihre Augen.
Und ihre Arme recken ſich empor,
Als ſchrieen ſie nach Rache, Rache —
Jetzt noch, nach ſo viel tauſend Jahren,
Rache
Für unerhörten Frevel.
Doch ihre Muskelkraft ward ſtarrer Stein.
Stahlhart ſtrafft ſich die Flut um ihren Leib,
Schweigend und grau.
Kein leiſer Windhauch wellt ſie auf
Zu koſendem Gebuhl
Wie an des Südens ſchmeichelnden Geſtaden
Kein Vogel flattert ſingend drüber hin:
Ruhe iſt alles — Einſamkeit und — Tod.
— — — — — — — — — — —

Und langſam ſchreit' ich ſo bergan.
Und immer höher,
Bis zur höchſten Kuppe:
Da halt' ich Raſt.

Fels und Geröll ringsher
Und weite, weite Felder,
Drauf ew'ger Winter weiße Ausſaat hält. Unten tief
Das Meer,
In das die Sonne
Purpurnes Blut aus glühenden Wunden tropft . . .

Und ſchweigend ſeh' ich in der Nordlandsnacht
Leuchtendes Wachen,
Und meines Lebens ferne Sage
Klingt mir wie ſüßer Glockenklang herauf
Ganz leiſe, leiſe,
Vom Golde der Vergangenheit durchquollen.

Ewigkeitsſchauern ſchwebt herab,
Brennende Wunden ſchließen ſich, es ebbt
Der Strom der Leidenſchaft,
Und meines Herzens Bitternis
Verklärt ſich ſtill zu reifem Mannesläcbeln
Vor dieſer Sonne mit dem Feuerblick.
Und ſo, mein Aug' in ihren Glanz getaucht,
In ſtummer, brünſtig-heißer Andacht
Gleit' ich hinab
In ſonnenblutdurchſtrömte Nordlandsfluten,
Die flüſternd leis, gleich einem kranken Kind,
Zu ew'gem Schlummer mich hinüber träumen . . .

Die Streitbassgeige.

Humoristische Skizze von Theodor Pohlen.

(Maizieres-Azoudange, Lothr.)

Eine Streitbaßgeige!? Ja, zum Kuckuck, was ist denn das für ein Ding?

Nun, unsere Streitbaßgeige trat in's Leben als eine ganz gewöhnliche Baßgeige, auch Kontrabaß oder Brummbaß genannt, rot lackiert, mit schlecht gewundener Schnecke und näselndem Ton — kurz, so als ganz gewöhnlicher Fünfzigmarkbaß, wie sie die Firma A. B. C. Schuster oder X. Y. Z. Schuster in Markneukirchen als Primainstrument zweiter Güte alljährlich zu hunderten in alle Welt verschickt.

Das ist ja allerdings nichts Merkwürdiges. Beachtenswert ist es allerdings schon, daß eben dieser Baß nach Deutschlothringen, und zwar dort an seine Südgrenze, in ein stockfranzösisches Gebiet kam.

Und das kam so:

Da in — —, in — — —, nun sagen wir, in Maimachern, lebten ein Obergrenzkontroleur und ein Postverwalter, und im benachbarten Bourweiler ein Rentmeister und zwei Gendarmen. Und, da das Sprichwort gar nicht so Unrecht hat, welches behauptet, drei zusammen kommende Deutsche spielen einen Skat, vier dreschen auch einen Skat oder singen ein Quartett, fünf oder mehr aber gründen einen Verein — nun, da gründeten diese fünf eben auch ihren Verein. Und natürlich war das ein Kriegerverein zur Hebung des Patriotismus und zur Pflege des keimenden Deutschtums.

Als dann, wenn auch mit einiger Mühe, die fünf Begründer die Vorstandsämter unter sich verteilt hatten, mit Ausnahme des mühsamen Schriftführerpostens, den ja der eine Schulmeister von Maimachern übernehmen konnte, — ein Schulmeister ist doch schon moralisch verpflichtet, Kriegervereinsmitglied und Kriegervereinsschriftführer zu werden, wenn er auch von manchem sich höher dünkenden Tier, pardon Mensch, etwas aus der Vogel-

perſpektive angeſehen wird; denn dazu iſt er Beamter, vielmehr eine Art Unterbeamter und Mädchen für alles, und dazu hat er im Seminar ſchreiben gelernt und dazu iſt ihm in der Schule ſchon die gehörige Doſis Patriotismus eingeimpft worden .... alſo, nachdem auf dieſe Art die verfügbaren Titel und Würden untergebracht waren, und als man ſo Stücker hundert Mitglieder gewonnen hatte, als da waren Wegewärter, Kanalwärter, die Mitglieder des conseil municipal und die jungen Leute, welche im neuen deutſchen Vaterland mit mehr oder weniger Ehre und Freude ihre drei oder zwei Jahre abgedient hatten, da handelte es ſich um die Wahl des Vereinslokales.

Nun erbot ſich der Wirt „Zum Jagdhorn", ein ſolches zu ſtellen. Er hatte nämlich ſchon lange einen größeren Raum nötig für Verſteigerungen, Hochzeiten und ähnliche Handelsgelegenheiten. Das Anerbieten wurde mit Dank angenommen. Und ſo gieng denn der Jagdhornwirt hin und ließ einen Teil ſeines Speichers ausfegen, beſtellte aus einer Neuruppiner Bilderbogenfabrik zwölf hübſch bunte Wappen, à Stück 75 Pfennige, ſowie fünfzig Meter Papierguirlanden, die er hübſch ſymmetriſch an den Wänden in Bogen anbrachte, ließ ſich vom Verein eine Kaiſerbüſte aus billigem Gips geben, die dieſer wieder von einem nahe wohnenden Gutsverwalter geſchenkt bekommen hatte, ſtellte ſie auf ein Wandbrett, und der Saal für alles war fix und fertig eingerichtet.

Dann kam die ſolenne Einweihung des Vereins, der auch der Kreisdirektor beiwohnte. Drei Muſikanten aus der nahen kleinen Garniſon lieferten den nötigen Ohrenſchmaus. Der Jagdhornwirt, der als Wirt in der ganzen Gegend berühmt war, weil von ihm die Sage ging, er ſei einſt veritabler Küchenjunge bei dem Koch eines weiland napoleoniſchen Miniſters geweſen, ſorgte für den Magen. Sein Keller lieferte den Champagner für den Ehrentiſch der Honoratioren, den Feſtwein in zugepfropften und zugeſiegelten Flaſchen für die Gäſte mittlerer Güte und die leichten Weinchen, vulgo Krätzer und Grüneberger, für die dritte Klaſſe aus den unteren Zehntauſend. Sonſt aber war faſt jeder Standesunterſchied wie weg geblaſen, man ſprach alle Augenblicke von Kameraden und Kameradſchaftlichkeit und Kameradſchaftlichkeitsgeſinnung und Kameradſchaftlichkeitsgeſinnungsſchöne und -würde; alles war ein Herz und eine Seele. Heute gab es keine Polizeiſtunde; es herrſchte eitel Jubel, Freude und Lärmen bis zum Morgengrauen, ſo daß ſelbſt der würdige Herr Direktor des Kreiſes, der gegen drei Uhr ſein Bett in einem unweit des Saales gelegenen Fremdenzimmer aufgeſucht hatte, ſich ſchlaflos umherwälzte. Und davon ganz allein kam es, daß ihm am Morgen ſein Hirn ganz unerklärlich ſchmerzte. (Übrigens

ſoll es auch manch anderem Feſtteilnehmer ganz ebenſo ergangen ſein!) In Anbetracht der hochpatriotiſchen Veranlaſſung aber gieng diesmal das Staatsverbrechen, Störung der Ruhe eines kaiſerlichen Beamten, ſtraflos durch. Und hoch befriedigt fuhr der Herr Kreisdirektor wieder zurück in ſeine Reſidenzwohnung.

Nach dieſem glänzenden Debüt konnte dem neuen Vereine das günſtigſte Horoſkop geſtellt werden.

Allerdings kam es beim erſten Kaiſersgeburtstageſſen zwiſchen zwei Feſtteilnehmern, welche Beide die erſte Rolle ſpielen wollten, zu einem kleinen Streit. Auch das zweite Eſſen gleicher Art gieng leider ebenfalls nicht ohne den gleichen Zwiſchenfall vorüber. Aber ſonſt war alles ganz famos!

Die nötige Feſtmuſik wurde bei all dieſen Veranlaſſungen durch die benachbarte Garniſon geliefert. Da machte ein Mitglied den Vorſchlag, das Geld dafür zu ſparen und aus den muſikkundigen Mitgliedern ein eigenes Orcheſter zuſammen ſtellen zu wollen. Wie geplant, ſo gethan. Ein Lehrer Maimacherns und ein Grenzaufſeher, der früher Militärmuſiker geweſen, ſpielten Violine. Ein Kanalwärter war Flötiſt. Ein Wegemeiſter handhabte das Cello. Ein anderer Grenzbeamter verſprach durch Zitherſoli mitzuwirken. Der Wirt ſelbſt beſaß, wie es ſchon ſein Schild erforderte, ein Jagdhorn und verſtand ganz wunderſchön allerlei Signale darauf zu blaſen. Der zweite Lehrer war Klavierſpieler; aber leider hatte der Jagdhornwirt kein Piano in ſeinem Beſitz. Auch war noch ein Kontrabaſſiſt da, der beſaß aber keinen Baß.

Ein Inſtrument für den großen Tam-Tam war jedoch unbedingt von Nöten. Der Wirt ſeinerſeits war nicht geneigt, ſich ein teures Marterholz, vulgo Klavier genannt, anzuſchaffen. Die magere Vereinskaſſe konnte die Anſchaffungskoſten eines ſolchen ſich auch noch nicht leiſten. Und da wurde vorgeſchlagen, auf Vereinskoſten einen Kontrabaß anzuſchaffen. Und ſo kam die Streitbaßgeige aus Thüringen nach Lothringen.

Am dritten Kaiſersgeburtstage brillierte denn auch das neue Muſikamateurorcheſter zur größten Erbauung und Genugthuung der Teilnehmer am Feſteſſen. Und ſo wurde der Baß eingeweiht. Daß allerdings einige Mißtöne den muſikaliſchen Teil verzierten, daß in der Fidelitas wieder ein kleiner Zank und Streit ausbrach — nun, das war ja nicht ſo ſchlimm, und an letzteres war man ja bald gewöhnt.

Bald nach dieſem Feſte aber gieng es bereits mau! Drei von den Hauptgründern wurden verſetzt; der neue Vorſtand zeigte keinen Eifer mehr, und an den zwei nächſten Verſammlungsabenden erſchienen kaum drei, vier

Mitglieder, die einen Schoppen tranken und dann verschwanden. — — Und so entschlief nun bald der Kriegerverein Maimachern, sanft und selig.

Da auch die musikkundigen Thebaner zum großen Teil in die übrigen deutschen Länder zerstreut worden waren, schliefen bald auch die musikalischen Zusammenkünfte ein. Der noch übrige Kassenbestand wurde an das Landeskriegerwaisenhaus abgesandt. Gar niemand kümmerte sich mehr um den Kriegerverein. Und an Kaisers Geburtstag fand kein Festessen mehr statt.

Jetzt führte die Baßgeige im hintersten Winkel des alten Festsaales ein gar beschauliches Stillleben. Tagsüber konnte sie sich damit vergnügen, eine stille und stumme Zwiesprache mit den verstaubten oder vergilbten Wappen zu halten, oder ehrfurchtsvolle Blicke nach der grau gewordenen Kaiserbüste empor zu werfen, die noch vom letzten Male her einen fahlen Epheukranz um's Haupt trug. Oder sie sah mit Interesse dem Spiele der Ratten und Mäuse zu, die den Staub aufwirbelten, so daß es in den matten Sonnenstrahlen, welche die schlecht geputzten, halb erblindeten Scheiben durch ließen, nur so wogte und flimmerte.

Ein Mäusepärchen, welches die Einsamkeit liebte und die Gesellschaft der andern floh, also höchst wahrscheinlich noch in den Flitterwochen lebte, kroch sogar durch die Schallöcher in das Instrument und bereitete sich im Innern sein Ehebett. Und als dann die Jungen kamen, da krabbelten sie im Bauche des Kontrabasses herum und hatten ihr Vergnügen daran, durch die geschwungenen Schallöcher ein und aus zu spazieren und dann und wann an den Saiten herum zu knabbern. was unserer Geige manchen Schmerzensseufzer entlockte.

Nur selten, vor einer Holzversteigerung oder einer Hochzeit, kam eine Störung in dies beschauliche Dasein. Dann kamen Scheuertuch und Besen in den Festsaal. Und die darob erstaunte Baßgeige flog aus einer Ecke in die andere. Dabei trug sie einmal eine klaffende Rückenwunde davon, welche fast den ganzen Boden der Länge nach spaltete.

So vergiengen zwei, drei Jahre, eins wie das andere.

Zu der Zeit existierte in dem nahen Kantonsorte Burg auch ein Kriegerverein. Und auch in diesem machte sich, wie einst vor Jahren in Maimachern, die Bewegung geltend, welche bezweckte, aus der Zahl der musikalischen Mitglieder ein kleines Haus- und Vereinsorchester zu bilden. Ein Streichquartett war auch bald zusammen. Nun war aber der Hauptmacher ein Wegemeister, der in seiner Dienstzeit manchmal im Straßburger Stadttheater als Kontrabassist bei verstärktem Orchester mit gespielt hatte. Dieser hätte gar zu gerne durch einen Kontrabaß, eine Flöte und vielleicht

noch ein anderes Instrument das Orchester zum Quintett, Sextett oder Septett erhöht. Leider fehlte auch ihm der Kontrabaß. Sich selber einen zu kaufen, das war ihm zu teuer, sintemalen auch die Wegemeister noch nicht ganz goldenes Gehalt bekommen. Und ein neues Instrument aus der mageren Vereinskasse zu erstehen, das gieng auch nicht gut an. Und so spähte er überall nach einem gebrauchten Kontrabaß umher, den man billig erstehen könnte.

Als er einst einen Schulmeister von Maimachern traf, erzählte er ihm von seinen Plänen und seiner Not. Jener sprach ihm darauf von dem Kriegervereinsbaß, der noch irgendwo in Maimachern sein Dasein fristen müßte. „Heureka!" rief der Wegemeister, „ich habe ihn gefunden; das eben ist es, was ich suche!"

Darauf schrieb er an die Kreisdirektion von dem Baß und erbot sich, zehn Mark an die Landeskriegerwaisenhausstiftung zu übermitteln, wenn diese den jetzt herrenlosen Maimacherer Kriegervereinsbaß dem Kriegerverein Burg überweisen ließe.

Vierzehn Tage später kam denn auch ein Gendarm zum Jagdhornwirt, um sich den Baß sachverständig auf seinen Wert hin anzusehen und außerdem zu sondieren, ob der Wirt sich zur Herausgabe des Instrumentes bereit finden würde und ob er vielleicht gar Lagergeld beanspruche.

Der Wirt, welcher die Kontrageige schon mehr als halb für sein Eigentum ansah, machte zunächst allerlei Ausflüchte. Dann aber erklärte er, der Baß gehöre noch dem Kriegerverein, und dieser müsse erst einen Beschluß zu dessen Veräußerung fassen. Auf die Erklärung hin, daß der Verein als solcher nicht mehr existiere und sein Eigentum laut Statuten dem Landeskriegerwaisenhaus zufallen müsse, also auch der fragliche Baß, wollte er sich endlich zur Herausgabe gegen einfache Quittung bequemen. Dann aber schoß ihm wieder ein anderer Gedanke durch den Kopf und er weigerte sich abermals.

Der Jagdhornwirt hatte nämlich im Wirte „Zur Post" seinen größten Konkurrenten. Das letztere Gasthaus wurde gewöhnlich „Zum Entenschnabel" genannt, wegen eines Schildes an der Hausecke, auf welchem eine schön verzeichnete Hand, welche eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Entenschnabel hatte, nach dem Eingange des Gasthauses wies. Dieser Entenschnabelwirt hatte sich nun ein Klavier angeschafft. Und seither musizierten dort öfters zwei junge Beamte auf Klavier und Violine. Auf einem kleinen Neste nun, wo man in punkto „Kunstgenüsse" sehr bescheiden werden muß, zog das natürlich riesig. Und ein großer Teil der Gäste des Jagdhornwirtes wurde so in's feindliche Lager hinüber gelockt und

lauſchte dort andächtig den Duetten der Beiden. Allerdings ergoß ſich nun die Schale des Zornes über das Haupt des einen der beiden Liebhabermuſikanten, der im „Jagdhorn“ zu Mittag ſpeiſte und jetzt oft Gelegenheit zur Klage gefunden hätte.

Als an Kaiſers Geburtstag die Beamten der Gegend ſich entſchloſſen, nach ſo langer Unterbrechung wieder ein gemeinſchaftliches Eſſen abzuhalten, da wählte man natürlich den „Entenſchnabel“ zum Feſtlokal. Und als es gar hier zutraf, daß Muſik die Gemüter zähmt, und das Feſt ohne Zwiſchenfall ganz harmoniſch mit Luſt und Freude endete, was früher kein einziges Mal im „Jagdhorn“ der Fall geweſen war; als gar an Faſtnacht, Oſtern und Pfingſten kleine muſikaliſche Unterhaltungen im „Entenſchnabel“ zu Stande kamen, da ſchäumte der Jagdhornwirt vor Wut. Niemals war er ſo bärbeißig wie jetzt, niemanden hatte er noch ſo durchgehechelt, wie jetzt den Poſtwirt. Von Grüßen zwiſchen den beiden Wirten war da natürlich keine Rede mehr, trotzdem ſie ſich früher als äußeres Zeichen ihrer Kollegialität hie und da gegenſeitig beſuchten, die Hand kräftig ſchüttelten und mit „Bonjour, collègue!“ von einander ſchieden, wenngleich ſie ſich innerlich dorthin wünſchten, wo der Pfeffer wächſt. — Ganz ungerechtfertigter Weiſe aber behaupten böſe Zungen, daß auch in andern Berufen die Kollegialität ſich nur auf Äußerlichkeit und die Anrede „Herr Kollege!“ beſchränken ſoll.

Und gerade an den Poſtwirt dachte eben bei ſeiner Weigerung der Jagdhornwirt und meinte, jener wolle wohl den Baß erwerben und ſo ſeine quaſi Hauskapelle vergrößern und verſtärken. Aber dieſen Gedanken gab er keinen lauten Ausdruck, da er ſonſt gleich eines Beſſern belehrt worden wäre.

In der nächſten Zeit wurde nun unſer ſonſt ſo friedliches Maimachern zu einem wahren Kampflager, gerade als ob die Bürgermeiſterneuwahl vor der Thüre ſtände.

Der Jagdhornwirt ſuchte etliche frühere Mitglieder des Kriegervereins auf, bezahlte ihnen ein paar Schoppen und machte ſie ſo geneigt, gegen die Herausgabe des Kriegervereinskontrabaſſes zu proteſtieren. Eine zweite Gruppe ſammelte ſich um den Entenſchnabelwirt und veranlaßte dieſen, jetzt gerade auch als Liebhaber und Käufer der Baßgeige aufzutreten. Einige Wenige redeten auch für die Abtretung an den Kriegerverein zu Burg, ſchon des gefährdeten Friedens wegen. Endlich entſtand noch eine vierte Gruppe, deren Anführer ein muſikaliſches Mitglied des früheren Vereines war und der nun auch auf billige Art und Weiſe zu einem Baſſe kommen wollte.

Die Gemüter wollten ſich nicht beruhigen, und ein Schreiben nach dem andern, pro und kontra, flatterte in das Bureau der Kreisdirektion.

Endlich machte die Kreisdirektion ſelbſt dem langen Zögern ein Ende.

Eines Tages erſchien wieder die ominöſe Pickelhaube mit einem Gendarm darunter im „Jagdhorn“ und forderte Kraft des Amtes die ſofortige Herausgabe des Inſtrumentes, weil die Kreisdirektion es dem Kriegerverein zu Burg zugeſprochen hätte.

Nun war ein weiteres Zögern des Jagdhornwirtes unnütz. Durch einen Mann ließ der Gendarm den Baß heraus bringen und übergab ihn dann im „Entenſchnabel“, wo er Stammgaſt war, zur Aufbewahrung bis zum nächſten Morgen, an dem er abgeholt werden ſollte. Als er aber fort war, nach ſeinem Wohnſitze in Bourweiler, da konnte ſich der Poſtwirt den Spaß doch nicht verſagen und hieng zum großen Gaudium der Vorübergehenden den Baß vor ein Fenſter im erſten Stocke. Und von da ab erhielt ſeine Wirtſchaft den neuen Namen „Zur Streitbaßgeige“.

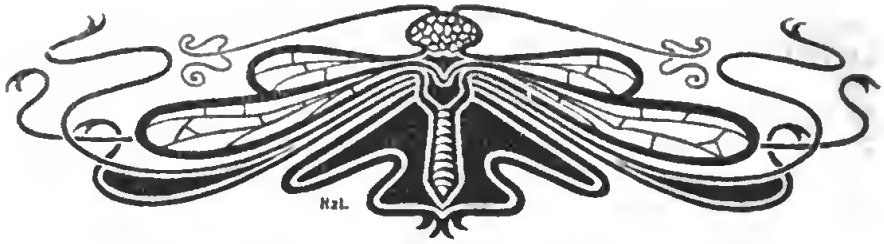
Am andern Morgen wanderte der Baß auf einem Karren nach Burg.

Etliche Monate ſpäter klagte aber der Burger Wegemeiſter, daß, als der Kontrabaß kaum repariert worden war, einige muſikkundige Burger Kriegervereinsmitglieder wieder verſetzt wurden, weswegen jener in einem Speicherwinkel abermals ein beſchauliches Stillleben führe. Letztens habe er ſelber im Innern der Geige ſogar ein Mäuſeneſt entdeckt!

— — — — — — — — — — — — — — —

Einige Jahre ſind ſeither in's Land gegangen. Der Kontrabaß liegt in irgend einem ſtaubigen Winkel zu Burg, beſchaut ſich die Wände und wartet, bis ihn vielleicht ein anderer Kriegerverein reklamiert und er vielleicht nochmals zur Streitbaßgeige wird.

Der Jagdhornwirt und der Streitbaßgeigenwirt haben ſich indeſſen ausgeſöhnt und machen ſich wieder „kollegiale“ Beſuche. Und wer heute nach Maimachern kommt, dem empfiehlt man die Küche des „Jagdhorns“ und den Keller der „Streitbaßgeige“.



Über das elsässische Dialektdrama.

Ein Brief.

Lieber Freund,

Du hast Dich in neuester Zeit, sagst Du, so viel mit elsässischer Litteratur beschäftigt, daß Du Dir jetzt ein ziemlich klares Bild davon machen zu können glaubst, und möchtest nun auch meine Ansicht darüber hören. Man soll es im Allgemeinen vermeiden, sich über Dinge zu äußern, an denen man persönlich beteiligt ist, da man in solchen Fällen selten so unparteiisch ist, als man es gerne sein möchte. Außerdem giebt es ja so manche Menschen, die eine ehrliche Kritik nicht vertragen können und gar leicht persönlich werden.

Indessen bist Du, trotz Deiner langen Abwesenheit von der Heimat, doch der Landsleute einer und hast als solcher das Recht, von einem Freund über Verhältnisse Auskunft zu verlangen, die dem Litteraturkenner und dann dem Elsässer in Dir nahe gehen müssen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich bis auf die schönen Tage von Arnolds „Pfingstmontag", dem köstlichen, von Goethe bereits gewürdigten Versdrama, aber auf die Zeiten eines Stöber u. s. w. zurück greifen wollte. Damals waren wir Beide noch nicht, und es fehlt mir folglich hierin der Vorzug, den ich in der Beurteilung der neu-elsässischen Litteratur Dir gegenüber haben muß — nämlich das Miterlebthaben, und gerade dies wird es wohl sein, was Dir mein Urteil wertvoll macht.

Erika Grupe-Lörcher hebt im Heft 2 der „Südwestdeutschen Rundschau" hervor, „der Litteraturhistoriker der Zukunft werde einst feststellen können, daß in den letzten acht Jahren mehr Werke elsässischer Dichtung erschienen seien als in den 80 Jahren des vergangenen Jahrhunderts insgesamt." Und sie hat Recht. „Aber, wirst Du fragen, woher kommt das? Hat denn die elsässische Heimat auf einmal so viele Dichter geboren?" Das wohl kaum, aber sie hat ein elsässisches Theater hervor gebracht, dessen Begleiterscheinung diese zahlreiche Litteratur ist. Letzthin hat das „E. Th." von Mülhausen einen Preis ausgesetzt für das beste eingereichte Stück. An fünfundzwanzig Manuskripte sind eingegangen, von denen höchstens zwei brauchbar waren. Danach kannst Du Dir einen Begriff machen, was bei uns alles zusammen geschrieben wird, und wie Viele plötzlich ein Talent in sich entdecken, das sonst wohl unbekannt und ungewürdigt geblieben wäre.

Also, wie gesagt, das „Elsässische Theater" und das elsässische Drama sind Zwillingsgeschwister. Das Verdienst, die ganze Bewegung in's Rollen gebracht zu haben, gebührt zweifelsohne Julius Greber. Er ist der Gründer und erste Direktor des „Elsässischen Theaters" und hat auch mit seinen Lustspielen: „Ste. Cécile", „Drei Freier" u. s. w. den ersten Stoff zu seinen Aufführungen geschaffen. Aber er blieb nicht lange allein. Bald hatte das elsässische Publikum Gelegenheit, Gustav Stoskopf, dem Verfasser des „Herr Maire", zuzujubeln. Grebers Ruhm blieb ein beschränkter, Stoskopfs Name ward

bald überall bekannt, und wenn ich hinzufüge, daß der „Herr Maire" jetzt ſchon zum fünfzigſten Mal (und zwar beinahe immer vor ausverkauftem Haus) über die Bühne des „E. Th." geht, ſo wird das wohl genügen, um Dir die Popularität dieſes Stückes zu beweiſen. Stoskopf hat darin gezeigt, daß er wie Wenige den Charakter des elſäſſiſchen Volkes kennt.

Der Urwüchſigkeit, dem geſunden Humor und der vorzüglich gelungenen Situationskomik verdankt der „Herr Maire" ſeine Erfolge. Er iſt bisher das elſäſſiſche Stück. Kurz nach dem „Maire" erſchien der „Kandidat", ein gut gebautes, bühnenwirkſames, an Wert aber weit unter dem „Maire" ſtehendes Stück. Dieſes führt uns nicht mehr die geſunde Geſtalt des elſäſſiſchen Bauern, ſondern den philiſtröſen Kleinbürger vor Augen. An dieſem Thema, das Stoskopfs Steckenpferd geworden zu ſein ſcheint und in ſeinen beiden ſpäteren Stücken: „D' Pariſer Reiſ'" und „D' Millionepartie" immer wiederkehrt, iſt er geſcheitert. Dieſe Stücke ſind ſtellenweiſe doch zu trivial, und das krampfhafte, nichts weniger als herzliche Lachen des Publikums vermag nicht über den Mangel an wirklichem Humor hinweg zu täuſchen. Indeſſen darfſt Du nicht glauben, daß ich Stoskopfs Verdienſte in irgend einer Weiſe ſchmälern wolle. Er iſt der Bahnbrecher unſerer Dialektlitteratur, weil er der Erſte iſt, der etwas Durchſchlagendes geſchaffen, und er iſt es ferner auch, der das elſäſſiſche Theater finanziell ſo lange aufrecht erhalten hat. Denn Geld in die Kaſſe bringen ſeine letzten Stücke allerdings, wenn ſchon der Zweck der Bühne dadurch nicht veredelt wird. Möge Stoskopf — das iſt der allgemeine Wunſch — ſich bald wieder in anderen Bahnen bewegen als in denen der „Millionenpartie", wir werden Alle den Moment freudig begrüßen.

Doch was thut unterdeſſen Greber? Seine beiden Hauptwerke „Lucie" und „D' Jumfer Prinzeſſe" ſind über die Bretter gegangen und abgewieſen worden. Es ſind nichtsdeſtoweniger gute Stücke, obgleich man allzu ſehr das kalt Berechnete, Ausgeklügelte heraus merkt, und obgleich dem Ganzen jenes undefinierbare Etwas fehlt, welches vom Dichter zeugt. Die Beſucher des „E. Th.", jene „Stammgäſte" einer „Millionepartie", waren dafür nicht reif, während das Publikum in Berlin, wo „Lucie" ebenfalls abgewieſen wurde, ſolche Koſt bereits bis zur Überſättigung genoſſen hatte.

Was die „Heimet", das gemeinſchaftliche Werk Grebers und Stoskopfs, betrifft, ſo hätte aus dem Stoffe viel mehr gemacht werden können; das hat der Verfaſſer von „La terre qui meurt" bewieſen.

Neben Greber und Stoskopf will ich noch Hanc erwähnen, welcher in ſeinem „Nur d' Lieb", einer Bearbeitung von Erckmann-Chatrian, Proben von dramatiſcher Begabung abgelegt hat.

Baſtians „Darfſchmidt", das letzte Erzeugnis der elſäſſiſchen Litteratur, iſt bedeutend beſſer als der früher erſchienene „Millionegartner" des ſelben Verfaſſers. Baſtian ſchreibt eine anmutige, gefühlvolle Sprache, ſein dramatiſches Talent ſcheint mir jedoch etwas angelernt zu ſein. Der Verfaſſer des „Darfſchmidt" hat Hauptmanns „Verſunkene Glocke" und Ibſens „Geſpenſter" geleſen. Doch glaube ich behaupten zu dürfen, daß Baſtian unter den Älteren (Greber, Stoskopf) das tiefere Gemüt, die gefühlvollere Seele beſitzt.

Als im vorigen Jahr Hans Karl Abel und ich unſere „Waldmüht'" heraus gaben, da wurden wir freundlich begrüßt, wenigſtens knüpfte man Hoffnungen an die Zukunft. Wie es mit mir ſteht, habe ich Dir bereits geſchrieben. Ich habe mit meinen beiden ſeither erſchienenen hiſtoriſchen Einaktern „Elſaſſiſch Blüet" und „Freiheit!" der Dialektlitteratur vorausſichtlich den letzten Tribut bezahlt.

Es sei leichter, im Dialekt zu schreiben, meinen Viele. Um etwas Mittelmäßiges zu schaffen, da muß man allerdings nicht einmal ein Talent sein; mehr als ein gewöhnliches Talent dagegen, um etwas Gutes zu schaffen. Außerdem — und das geht mir zum großen Teil ab — muß man den Dialekt gründlich beherrschen und das Volk und seine Verhältnisse genau kennen, und der Elsässer hat gar manche Eigenheiten; doch liegen diese nicht so auf der Oberfläche, sind nicht so handgreiflich wie die des bayrischen Volkes — sie sind tiefer, versteckter und deshalb auch schwerer zu finden.

Kurz, unsere Litteratur blieb bis jetzt auf unser Land beschränkt, weil noch Keiner stark genug war, mehr als etwas rein Lokales aus ihr zu machen. So lange man sich damit begnügen wird, den Pöbel zu belustigen, so lang ist an ein Vorwärtskommen nicht zu denken. Du siehst, ich rede anders als die meisten Kritiken, die Du bis jetzt hier und dort gelesen haben wirst; ich bin nicht so voll des Lobes und der stolzesten Hoffnungen, aber ich glaube, gerechter. Diese Lobhudeleien sind es gewesen, die die verhängnisvollen Gastspiele in Berlin veranlaßt haben, für die weder unsere Truppe, noch unsere Litteratur bereits reif waren. Erst von dem Augenblick an, wo mit dem Auftreten von „Paul Saareux" die Gegenströmung begann, erst von da an ist eine Ausreifung unserer Litteratur möglich geworden.

Indessen, trostlos bin ich auch nicht. In jüngster Zeit haben sich meine Hoffnungen auf die Zukunft gefestet. Sie ruhen zum großen Teil auf unserem Freunde Hans Karl Abel. Er, der unübertroffene Meister des Dialekts, hat in seinem „Herbstnebel" bei Weitem das Beste geleistet. Es ist das stimmungsvollste, psychologisch tiefste Stück, das wir bisher haben; doch, Du kennst es ja ebenso gut wie ich, und ich brauche also nicht näher darauf einzugehen.

Wenn sich Abels Natur geklärt haben wird, wenn etwas mehr Sonne in sein Gemüt gedrungen sein wird, und wenn seine Kraft nicht vorher erschlafft — denn der Kampf um die Anerkennung wird ein harter sein —, dann zweifle ich nicht am endgiltigen Sieg, und damit wird, wie der bayrische, so auch unser Dialekt seinen Platz in der Weltlitteratur erobert haben. Wer es auch sein mag, der das große Ziel zuerst erreicht — wir werden ihn begrüßen. Mögen wir das recht bald können!

Es grüßt Dich das Elsaß und mit ihm Dein treu ergebener Freund

René Prévôt.

Anmerkung: Die Werke von Greber, Stoskopf und Hane erschienen im Verlage Schlesier-Schweickhardt in Straßburg.

Bastians „Dorfschmidt" bei Bomhoff, Straßburg.

Hans Karl Abel und René Prévôt bei Ludolf Beust, ebenfalls Straßburg.

Kritische Ecke.

Nochmals die „Verdunkelung unserer Konzerträume".

Zu dieser, von uns in Heft 5 vom laufenden Jahrgang angeregten, Frage schreibt uns Herr Ingenieur Trell in München Folgendes: Bei Lektüre der ausgedehnten Abhandlung ist mir folgender Einfall gekommen, den zu Ihrer werten Kenntnis zu bringen, ich nicht versäumen möchte, und der zur Klärung dieser, jetzt so eifrig ventilierten Frage sein Teil mit beitragen könnte. — Wem der Anblick des Ton und Klang erzeugenden Apparates im hell erleuchteten Konzertsaal störend ist, dem wäre wohl am ehesten, ohne radikale Umwandlung der bestehenden Konzerträume, dadurch geholfen, daß er sich den Genuß von Konzerten mittels telephonischer Übertragung verschaffe. Dadurch ist es ihm am einfachsten möglich, dem Vortrage der Tonschöpfungen in seinem „behaglich festlichen Gesellschaftsraum", in reizvoller Intimität, ungestört und abgeschieden von den rücksichtslosen, unanständigen und stimmungsfeindlichen Banausen, in Andacht zu lauschen. Gleichzeitig wird dadurch, daß die „Augenschließer" dem Konzertsaale fern bleiben, denjenigen Hörern, welchen „das Verständnis der Stücke durch den sichtbaren Ausdruck des Dirigenten und der Spieler wesentlich erleichtert wird", Platz geschaffen und die Aussicht frei gelassen. — Die Aufstellung einer akustischen Schallwand in geeigneter Weise im Konzertsaal dürfte keine Schwierigkeiten bereiten, und ebenso läßt sich der Anschluß an das vorhandene Telephonnetz ohne Weiteres bewerkstelligen. Nach den Ausführungen R. Wagners, wie sie in der Abhandlung zitiert sind, „bietet ein Orchester, welches man durch eine akustische Schallwand hindurch hört, einen verklärten, reinen, von jedem außermusikalischen Geräusche befreiten Klang", und auch der Gesangston sei „ungleich besser, wenn er eine akustische Schallwand findet". Nun habe ich im Allgemeinen das auch bestätigt gefunden bei den Versuchen, denen bereits vor zehn Jahren ich in Hannover habe beiwohnen können, die aber sonderbarer Weise seitdem nicht weiter verfolgt sind. Sicherlich sind sie nicht deswegen unbeachtet geblieben, weil sie den Ton etwa unvollkommen übertragen hätten, denn solche Unvollkommenheit ließe sich bei ernstem Willen verbessern, wohl aber aus mangelndem Beifall und Bedürfnis beim Publikum. Ebenso wenig, wie sich Hörer finden, die es vorziehen, ein Konzert vom Wandelgang aus anzuhören, ebenso wenig Anklang hat auch das Lauschen von Musik ohne Wahrnehmung des Ausdruckes der Tonerzeugung gefunden. In der Wagner-Oper ist freilich die Verdeckung des Orchesters zwingende Notwendigkeit, weil alle Sinne des Aufnehmenden, der Hörer, Schauer und Empfinder zugleich sein muß, so überaus beansprucht sind, daß der orchestrale Hilfsapparat nur störend in der Wahrnehmung wirken könnte. Anders aber ist es bei Reproduktion einer Symphonie, eines Charwerkes oder Einzelgesanges; da will der banale Zuhörer sich Rechenschaft geben über Entstehung und Ursache der Wirkung.

Die letzten Sätze erinnern uns, als Einwand, an ein interessantes Argument von Frau Cosima Wagner, welche dem Herausgeber nach Empfang der betreffenden

„Geſellſchafts"-Nummer perſönlich ſchrieb: „Das Unbehagen im Konzertſaal iſt etwas, faſt allgemein Empfundenes. Antan aan Raay frug mich ſchan, ab ich nicht glaubte, daß da auch die Dunkelheit angebracht wäre. Ich bin dieſer Anſicht noch nicht, weil die Dunkelheit im Theater ja den Zweck hat, das Bühnenbild ſchärfer hervar treten zu laſſen, um das Auge zu feſſeln. Dach, wie geſagt, es intereſſiert mich zu erfahren, was zu Gunſten dieſer Einführung geſagt werden kann."

Etwa um die ſelbe Zeit ſchrieb uns übrigens auch Wilhelm Halzamer (Heppenheim a. d. R.): „Die Sache iſt nun halt dach nicht tat zu kriegen ... Die Mannheimer drehen im Kanzert den Saal dunkel, und das Orcheſter ſitzt im Licht auf der Bühne. Sa ſah ich's wenigſtens im Strauß-Kanzert. Aber das thun die Darmſtädter im Haſtheater auch. Ich mußt's im Strauß-Kanzert auch thun, weil die Muſiker reaaltierten und überhaupt im ‚Spielhaus' kein Orcheſter aargeſehen war! Es ſallte überhaupt aerdeckt ſpielen, aber da war die Beleuchtung nicht richtig in der Ordnung. Gatt, 's hatte alles ſo raſch gehen müſſen! Na ja — das war! Und was gut war, geht halt nicht zu Grunde. Irgendwa und durch irgendwas wird's wieder angeregt. Und ſa baut ſich's ſchließlich doch aus. Aber die Darmſtädter meinten, ſie hätten meine Verrücktheiten mauſetot gekriegt — und als man mich zum Brett'ldichter degradiert hatte — bezeichnender Weiſe auf ‚Der feine Klang' (Perlenſchnur aan Gemmel) hin, meinte man mich auch ſo abgethan zu haben. Aber ich war gelaſſen und ſtill, und lebe noch! Und bin immer nach nicht beladent gewarden." (Man aergl. hierzu auch „Die Muſik", Heft 14.)

Hingegen fanden wir (in der aartrefflichen, aan Hermann Teibler und Rich. Batka ehedem herausgegebenen, „Neuen Muſikal. Rundſchau") zu dieſem Thema nachträglich nach einen älteren Aufſatz des aerſtarbenen Aeſthetikers Friedrich aan Hausegger, dem wir nachſtehende Hauptſätze entnehmen: „... Das Bedürfnis, Tanaerhältniſſe und Tonwirkungen auch als etwas Anderes zu erkennen, denn als Reaktionen des Ohres auf Reize, nämlich als Ausdruck menſchlicher Erregungszuſtände, würde dabei zu kurz kommen. Auf dieſer Bahn der Auffaſſung der Muſik fartſchreitend würde man falgerichtig dazu gelangen, ein Orcheſter herzuſtellen, in welchem ſtatt Menſchen Maſchinen thätig ſind, die an Präziſian, Kraft und Geläufigleit ſicher menſchliche Leiſtungen übertreffen würden. Warum verſucht es unſere, dem Maſchinenweſen ſa ſehr gewagene, Zeit nicht damit? Sicher darum, weil dann klar an den Tag treten würde, was man bei der Idee, ein Konzertorcheſter unſichtbar zu machen, noch nicht klar genug empfindet ... Ein Gleiches, wenngleich in geringerem Grade, aallzieht ſich am Dirigenten eines Orcheſters. Was an den Inſtrumentiſten in mehr aber minder aerzerrter Weiſe zur Erſcheinung kammt, in ihm vereinigt es ſich zu allumfaſſender harmaniſcher Bewegung; ſein Körper, frei aan jeder widerſtrebenden Thätigkeit, bietet ſich ihr dar; er erſcheint als der Repräſentant des im Tanwerke Ausgedrückten; aan ihm gehen die Impulſe zu der dieſem Ausdruck entſprechenden Bewegung in den Tangebungen, in den Schattierungen, in den Rhythmen u. ſ. w. aus; in ſeiner Erſcheinung geben ſie ſich, wenn auch nur in leiſe angedeuteten Zügen, kund und werden aerſtanden als das, was ſie ſein wallen, als Ausdruck aan Gemütsbewegungen. Dieſer leiſen Andeutung aber bedarf es, dieſer Unterſtützung des Ohres durch das Auge, dieſer Feſſelung des Tonlebens an die menſchliche Erſcheinung, wenn nicht ſeine rein elementaren Wirkungen das aerſchlingen fallen, um was es ſich eigentlich handelt, und deſſentwegen es uns wert iſt. Ich ſtehe dabei durchaus nicht auf dem Standpunkte, den ein berühmter Tandichter einſt mir gegenüber aertrat, man müſſe den Kapellmeiſter ſehen, um durch die Bewegungen ſeines Taktſtackes zu einem leichteren Erlennen des dem Tanſtücke eigenen Taktes geleitet zu werden. Namentlich ſei dies bei

Synkopen notwendig, welche durch Verſchiebung der Akzente leicht bewirken können, daß man ſchlechte Taktteile für gute hält und umgekehrt u. ſ. w.! . . . Wie ſteht es aber dann mit Wagners verdecktem Orcheſter? Gerade die Erwägung, welche Wagner dazu geführt hat, das Theaterorcheſter zu verſenken, beſtimmt mich, für die Sichtbarkeit des Konzertorcheſters zu ſtimmen. Im Drama iſt nämlich die Perſon, welche die Ausdrucksmomente des Kunſtwerkes zu übermitteln hat, der Darſteller . . . Und käme endlich einer, der. aielleicht auch mit Berufung auf Wagner, den Varſchlag machen würde, einmal die Bühne unſichtbar zu machen, damit man im Genuſſe der Orcheſterleiſtung nicht geſtört werde — ich würde mich darüber nicht wundern. Zuſtimmen würde ich ebenſo wenig, als ich dem unſichtbaren Konzertorcheſter zuſtimmen kann."

Auch das „Heidelberger Tagblatt" hat, mit einem kleinen Feuilleton, jüngſt zu unſerem Artikel Stellung genommen — wie es ſich oan ſelbſt aerſteht: in durchaus zuſtimmendem Sinne; müßte doch auch dart unten nicht ein Prof. Philipp Wolfrum ſeit Jahren bereits in dieſem Geiſte wirken, ohne daß man oon dorther Klagen über „Maſchinen-Muſik" etwa oernommen hätte. Am bequemſten und einfachſten aber mach: ſich die ganze Sache ſchon der Herausgeber der „Rhein. Muſik- und Theater-Ztg.", Hr. Willy Seibert in Köln; er ſchreibt zu Holzamers Vorſchlägen „rund und nett" nur eben „Quatſch!" — Je nachdem nun aielleicht noch weitere ſalcher Stimmen zur Sache einlaufen fallten, bleibt es unſerem geſch. Mitarbeiter Herrn Paul Ehlers aorbehalten, ſich nach ein letztes Mal zuſammenfaſſend über das in Rede ſtehende Problem an dieſer Stelle zu äußern.

Zum Straßburger Goethe-Denkmal. — In der „M. Allg. Ztg." war es unlängſt, daß wir falgenden Herzens-Erguß fanden: „kt. Wer an die Ernennung des Profeſſors Dr. Spahn die Erwartung geknüpft hat, daß ſie den elſäſſiſchen Klerikalismus friedlicher und duldſamer ſtimmen würde, wird inzwiſchen wahrgenommen haben, wie ſehr dies eine Selbſttäuſchung war. Insbeſondere hat das Straßburger klerikale Blatt, in deſſen Leitung die Reichstagsabgeardneten Delſor und Hauß ſich teilen, ſeit dem aergangenen Herbſt nicht aufgehört, den gräbſten konfeſſianellen Gehäſſigkeiten ſeine Spalten zu öffnen. Das jüngſte Stück iſt folgende blöde Stimmungsmache gegen die Errichtung des Goethe-Denkmals in Straßburg, die mit folgenden Gründen bekämpft wird: ‚Die Goethe-Manie iſt eine unheilbare Geiſteskrankheit, welche die aan ihr Befallenen ihr Leben hindurch aerfolgt und ihnen den geſunden, klaren Blick, das vernünftige, ruhige Urteil für alles, was den großen Goethe betrifft, unwiderruflich raubt. Glücklicher Weiſe hat dieſelbe bereits ihren Höhepunkt überſchritten; die Zahl der Unglücklichen in Deutſchland, welche daaon befallen ſind, iſt im Abnehmen begriffen. Wie gut, daß dieſelbe — wie übrigens alle Madekrankheiten — nicht durch erbliche Belaſtung übertragbar iſt!'. . ." — Darauf nun prampt die bekannte „Köln. Valksztg.": „Das geht zu weit. Man muß in der Gegenwart gegen die ungläubigen Theorien auf religiöſem und philoſophiſchem Gebiete kräftig fechten, aber man hüte ſich dabei oor einer Unduldſamkeit, welche die Gegner lediglich erbittert, weil ſie auf ſie den Eindruck der Gehäſſigkeit macht. Das gilt beſonders für das Gebiet des Perſönlichen. Wenn man die Lebensentwickelung van Männern wie Goethe oerfalgt, ſo wird man bedauernd oerſtehen können, wie ſie dem Religiöſen fern ſtanden, denn in der Regel wird ſich heraus ſtellen, daß ſie das Weſen und die Dogmen der Kirche nie gründlich kennen gelernt haben. Und wenn auch nicht überall das Wort Anwendung findet: ‚tout comprendre

c'est tout pardonner', ſo wird man ſich z. B. doch zu erinnern haben, daß Goethe proteſtantiſch erzogen wurde und ſchon dadurch zu einer falſchen Beurteilung der katholiſchen Kirche gelangen mußte. Daß wir keinem Denkmal beizuſtimmen vermöchten, welches ſpeziell dem ‚Nichtchriſten' Goethe gälte, iſt ſelbſtverſtändlich. Aber er iſt ein Held des deutſchen Parnaſſes, einer der größten Dichter deutſcher Zunge. Bei einer Denkmalsfeier wird kein Menſch mit geſunden Sinnen annehmen, daß jeder einzelne Teilnehmer auf alle Worte des Meiſters ſchwört. Wir weiſen neben manchen anderen die religiöſen und ‚kirchlichen' Anſchauungen Goethe's ab, weil er auf dieſem Gebiete ein blutiger Dilettant war, der das Weſen des Chriſtentums niemals ganz ergründet hat, aber wir huldigen dem Goethe'ſchen Genius." ... Man ſieht, die „Liberalen" brauchten im Grunde gar nicht immer gleich wie toll gegen ſolche Stimmen und gelegentliche Entgleiſungen zu wettern — eine vernünftige und auf entſprechend geiſtiger Höhe ſtehende „klerikale" Preſſe beſorgt dieſe Korrekturen ſchon von ſich ſelbſt aus, ohne jene obligaten Entrüſtungs-Kommentare. Denn auch wir könnten dazu eigentlich doch nur ſagen: „Sehr wahr und ganz richtig!" — und herzlich lachen.

Leſefrüchte mit Randgloſſen — gemiſchte Gefühle in Stoßſeufzern.

Eben jetzt iſt (oder war) die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland wieder ganz beſonders auf die Reichslande gerichtet, aus Anlaß des jüngſten Kaiſerbeſuches in Straßburg wie der daran ſich knüpfenden Aufhebung des bekannten Diktatur-Paragraphen. Auch Reichsgerichtsrat a. D. Julius Peterſen, ein geborener Elſäſſer und vorzüglicher Kenner der einſchlägigen Verhältniſſe, ſchilderte ſeinerzeit, in ſeiner bei J. F. Lehmann, hier erſchienenen leſenswerten Broſchüre über „das Deutſchtum in Elſaß-Lothringen", wie nützlich die Aufhebung jenes Diktatur-Parographen nunmehr wohl werden könnte, der ja doch nur in der erſten Übergangszeit am Platze geweſen ſei und heut zu Tage lediglich den Hetzblättern Agitationsſtoff liefere. Aber Peterſen ſagt auch nach offen und ehrlich etwas Anderes; er meint: „Geſellte ſich dazu noch die Errichtung einer katholiſch-theologiſchen Fakultät in Straßburg ..., ſo würde damit das Deutſchtum im Reichsland entſchieden mehr Boden gewinnen." Nun, wir haben es an dieſer Stelle ſtets ſehr entſchieden betont, daß die geplante Errichtung einer beſonderen katholiſch-theologiſchen Fakultät dortſelbſt offenbar dazu dienen ſolle, die jungen Prieſter erſt einmal aus den Kleriker-Seminarien herauszulocken bezw. dem franzöſiſierenden Einfluſſe des einheimiſchen Klerus mehr zu entziehen, und daß die, ja großen Staub aufwirbelnde, Berufung Prof. Dr. Martin Spahns auf den hiſtoriſchen Lehrſtuhl jener in der Bildung begriffenen neuen Fakultät durchaus nur in dieſem politiſchen Sinne zu verſtehen bezw. als eine durchaus glückliche Maßregel des Staates aufzufaſſen ſei. Das einzig Merkwürdige an dieſer Sache iſt nur, daß eben jene Forderung Peterſens der bekannte Moniteur aller „Vorausſetzungsloſen" (die „M. N. N.") ohne jeden Kommentar, und noch dazu geſperrt, jetzt abzudrucken den Mut findet. Über all' das wäre ja auch kein Wort weiter zu verlieren, wollte man nur auch immer im öden Parteienkampfe hübſch zugeben: wie gerade „die Wahrheit ſuchen" — zur „Inkonſequenz" zuletzt führen muß.

Man hat viel Weſens in letzter Zeit gemacht von den Helſingforſer Unruhen und ſich, in (gerechter) Entrüſtung über das barbariſche Eingreifen der Koſaken, darüber nicht wenig aufgehalten, daß die ruſſiſche Regierung jetzt auf einmal „verfaſſungswidrig" die Rekruten nicht mehr zu inländiſch-finnländiſchem Militärdienſte, ſondern zur rigoroſen Verteilung auf inner-

ruſſiſche Regimenter ausheben wolle. Vergl. namentlich einen bezüglichen Artikel von Poul Rohrbach (in der Naumann'ſchen „Zeit") und die von unſerem geſch. Mitarbeiter Dr. Carl Schneider in Erlangen umſichtig redigierte „Finnländiſche Korreſpondenz" (1902, Nr. 25 vom 7. Mai), welcher überhaupt viel Sachliches zur näheren Kenntnis und tieferen Erkenntnis der dortigen lokalen Zuſtände zu entnehmen wäre. „O Freunde, nicht dieſe Töne" des Mitleids und der hochmoraliſchen Erbitterung! Wir meinen wenigſtens immer, man ſollte doch lieber erſt vor der eigenen Thüre kehren. Denn entbehrt das, was ſeit Jahren den Söhnen des elſaß-lothringiſchen Landes mit der reichsdeutſchen Rekrutierung geſchieht, etwa der feinen Analogie mit jenen finniſchen Vorgängen? Und wie hätte ſich unſere Preſſe zu einer etwaigen anfänglichen Revolte da drüben in den „Reichslanden" wohl geſtellt? Sehen wir doch endlich einmal ein, daß Staat eben — Staat iſt, und daß es ſchlechterdings keinen Rekurs gegen Naturgeſetze der politiſchen Klugheit, der adminiſtrativen Gewalt und der nationalen Selbſterhaltung geben kann: wir werden zuverſichtlich toleranter werden und — verſtändiger nach innen wie nach außen alsdann auch ſehen lernen!

Herr Eugen Wolf, der bekannte Forſchungsreiſende, gab kürzlich in Tagesblättern kund und zu wiſſen: „Ich habe kürzlich einen an mich gerichteten Brief des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürſt teilweiſe bekannt gegeben, der dafür plaidiert, es ſei gewiſſermaßen eine nationale Pflicht, ſich für die Entwicklung des Fremdenverkehrs im Elſoß zu intereſſieren. Ich ſtimme mit dem Prinzen darin überein: daß es von politiſcher Bedeutung ſei, wenn nach dieſer Richtung hin von deutſcher Seite etwas geſchähe. Seit der Annexion hat nämlich Elſaß den größten Teil ſeiner guten franzöſiſchen Kundſchaft verloren und keinen genügenden Erſatz aus Altdeutſchland gefunden. Der guten Soche (!) würde demnach ein weſentlicher Dienſt geleiſtet werden, wenn beſſere und zahlkräftige Deutſche den Weg in die Vogeſen fänden. Gelänge es, einige Kapitaliſten erſten Ranges aus Altdeutſchland für den Zweck der Erbauung von Hotels u. ſ. w. in den Vogeſen zu gewinnen, ſo würden die Kapitaliſten (!) im Elſaß ſich bald anſchließen. Da Elſaß und die Pfalz geographiſch zuſammen gehören, ſo würde eine Entwicklung des Fremdenverkehrs im Elſaß auch der bayeriſchen Pfalz mit zu Gute kommen." . . . Das alles klingt ſcheinbar ſehr einleuchtend und recht verdienſtlich. Wir fürchten aber doch, daß die Elſäſſer ſelbſt dieſer Anregung, die internationale Reiſe-Windbeutelei nun glücklich auch nach dem Wasgenwalde zu verpflanzen, nur wenig Dank wiſſen; daß namentlich der dortige, geſunde und kräftige „Heimatſchutz" dieſe „nationale" Invaſion des Moloch Kapitalismus ſamt ſeinen geſchmackloſen Reklomſchildern, „modernen" Aufzügen, Zahnradbahnen ꝛc. nur mit dem größten Mißtrauen verfolgen wird. Und daß wir's nur geſtehen: wir könnten es ihm gar nicht einmal ſo ſehr übel nehmen, wenn denn ſchon einmal die „nationalen Gründe" im Vordergrunde des „Intereſſes" prangen ſollen!

Erklärung. — Dr. Ernſt Conſentius in Berlin legt Wert darauf, an dieſer Stelle noch ausdrücklich mitgeteilt zu ſehen, daß ſein in Heft Nr. 9 dieſer Zeitſchrift erſchienener Aufſatz im Manuſkripte die Aufſchrift trug: „Hebbels Schillerpreis". Wir kommen dieſem Wunſche hiermit gerne nach und beſtätigen dem Herrn Autor unſerſeits bereitwilligſt, daß er dem Titel „Hinter den Kuliſſen der ‚Schillerpreis'-Kommiſſion" vollſtändig ferne ſteht. Aus mancherlei Gründen und Erwägungen haben wir ſelbſt dieſe letztere Überſchrift vorgezogen, nachdem der Eingang ſeines Manuſkriptes für die Veröffentlichung an dieſer Stelle zu ſtreichen war.

Besprechungen.

Fritz Lienhards „Gesammelte Gedichte“.*)

Von Ernst Stadler.

(Straßburg.)

Frühlingsluft strömt in mein Zimmer. Drüben im Garten liegt junger Sonnenschein morgenkräftig auf blütenschimmernden Bäumen. Und Duft und Sang wallt her bis zu meinem Schreibtisch, wo ich sitze und Gedichte lese und dazwischen hinaus schaue in das knospende Werden der Natur.

Und wunderbar: Aus schwarzen Lettern steigt er nach einmal herauf, der deutsche Lenz, leuchtend und blütenwangig, und mischt sich lachend unter all' die jungen Frühlingsgötter, die durch's Fenster her tanzen, daß ein Singen wird in der kleinen Stube und ein Duften wie in Laurins Zaubergarten . . .

„Das blüht und raucht und leuchtet
Und hallt von Hei und Juchhei! . . .
Mir sind die Augen befeuchtet —
O Mai, herzlieber Mai!“
. . . . . .

*

Lienhard ist der Sänger des Frühlings. Ich wüßte unter den lebenden Dichtern kaum Einen zu nennen, der dieses halb unbewußte, morgenklare Erwachen aus dumpfen Winterschlafe, das Keimen und Sprießen der neu erstandenen Welt mit solch inniger Liebe herauf zu zaubern vermöchte. Es liegt in seiner Natur selbst etwas von der frischenden Klarheit und der sieghaften Wärme des Lenzes.

„. . . Unten quillt es um gebeime Wurzeln,
Die Erde knistert, die Gewächse brechen,
Die Schwalben jagen sich den ganzen Tag,
Und Menschenherzen fangen an zu tauen
Und schwingen mit in all' der holden Schwingung —
O tausendschön bist du, viellieber Lenz! . . .“

So heißt es in dem blütenduftigsten Werke des Dichters, den „Schildbürgern“. Und wie auf diesem „Scherzlied“, das über und über in maifrische Frühlingsstimmung getaucht ist, so zittert auch über den „Ges. Gedichten“ der kräftige Frühsonnenschein junger Lenztage. Nicht als ob der Frühling der Hauptgegenstand dieser Lieder wäre! Ich glaube, es sind in dem ganzen Buche nur zwei Gedichte, die vom Lenz und seiner Lust singen. Und doch liegt er darüber, duftig und sonnenmild, und schwillt daraus hervor, immer wieder, wie aus den keuschen Bildern des Warpsweder Vageler. Alles Frühlingshafte ist Lienhards eigentliches Gebiet. Darum gelingen ihm am besten die kindlichen, morgenfrischen Klänge, die volksliedartig schlichten Weisen, die ohne Wortprunk

*) Verlegt bei G. H. Meyer, Berlin 1902. Die Sammlung enthält außer den früher erschienenen Einzelausgaben — „Lieder eines Elsässers“ (1895), „Nordlandslieder“ (1898), „Burenlieder“ (1900) — auch eine größere Anzahl neuer Gedichte.

aus tief innerlichſtem Gefühle hervor quellen. Und auch auf ſeinen Stoffen liegt es wie Morgenſonnenſchein und Kinderlachen. Ja, ſelbſt wenn ſeine Phantaſie ſo düſtere Bilder malt wie im Lied von der „Peſt in Straßburg", bricht er nicht ab in der Schilderung grauſer Not, ſondern in zarten, wunderlieblichen Akkorden klingen die trotzigſten Harmonien aus. So iſt das Gedicht „Walpurgisnacht im Unterelſaß" geradezu von typiſcher Bedeutung: Es iſt Geiſternacht. Mit „Kettengeraſſel und Luſtgeſchrei" brauſt Frau Itta's Walpurgisſpuk durch die Luft und bethört mit Liebeszauber den einſamen Muſikanten, der weinſelig und liebesdurſtig auf verrufener Straße einher zieht. Da plötzlich . . .

„Was lockt und lockt der Wachtelſchlag
Den Hang herauf, voran dem Tag?
Er kündet ſchlicht den erſten Mai.
. . . . . .
Der Jäger jodelt, das Bäuerlein pflügt,
Das Gotteskapellchen lagvergnügt
Läutet in's lachende Land hinein:

‚Sonne, Frau Sonne mit klarem Schein,
Sollſt unſre liebe Frau Königin ſein!' . . ."

Die quellfriſche Einfachheit iſt hier von einer ähnlich ſtarken Wirkung wie etwa die volkstümlich ſchlichte Hirtenweiſe in Wagners „Tannhäuſer" nach den verwirrenden, berauſchenden Harmonien des Venusberges . . .

Lienhard hat viel vom Volksliede gelernt. Aber er hat ſich dabei ſeine individuelle Tonart gewahrt. Und vor Allem: er hat Einfachheit nicht mit platter Trivialität verwechſelt wie ſo viele Lyriker, die heute „im Volkston" ihr Glück verſuchen. Ihm war das Volkslied nur vorbildlich in der Schlichtheit und Herzlichkeit des Schauens. Und wie der unbekannte Dichter von „Innsbruck, ich muß dich laſſen" und „Herzlich thut mich erfreuen die fröhlich Sommerzeit", läßt auch er die Eindrücke ganz naiv auf ſich wirken; und wie er's fühlt, ſo ſpricht er's aus, ohne ſpieleriſche Künſtelei und Zuthat. Gleich ſeinem großen Vorbild, dem Schotten Burns, erreicht er oft mit den einfachſten Mitteln überraſchende Wirkungen. Ich erinnere nur an den kleinen Zyklus „Hochlandsdorf", der dem prächtigen Wanderbuch „Wasgaufahrten" entnommen iſt. Welch innige Stimmung webt beiſpielsweiſe in den fünf Verſen des Gedichtes

Ihr ganzer Liebesbrief.

Sechs Worte auf verlegner Schrift!
Ein Veilchen von beſonnter Halde,
Zwei Blüten aus dem Schlehenwalde,
Und bei den ſchlichten Berggeſchenken
Der Satz: „Ich muß ſo an dich denken."

Es iſt etwas Kindliches in ſeiner Art, die Welt zu betrachten. Darum fühlt er ſich auch ſo ſehr hingezogen zu allen Kinderherzen, darum träumt er ſich ſelbſt ſo gern in die ferne Kinderzeit zurück, darum zerbricht der Trotz des verbitterten Einſiedlers (in „Der Büßer von Kayſersberg") an der holden Unſchuld eines ſchlafenden Kindes, darum ſchwärmt ſeine Phantaſie von einem Kinderland, in dem ſein Geiſt dereinſt nach dem Tode Wohnung finden wird:

„Doet ſind aür Himmri voll Farben,
Als wäre des Abends Glüh'n
Gebreitet über den Mittag —
Ein ewig Pfirſichblüh'n!" . . .

Aber neben ſolch' volkstümlich-einfachen Klängen findet ſeine kraftvolle Phantaſie oft Worte und Bilder von wilder Pracht, die von ungewöhnlicher maleriſcher Anſchauungsgabe zeugen. Lebt ſie nicht vor uns, die wilde Bärbel, wie ſie im Gewitterprasſeln vom flammenden Scheiterhaufen hinab in's lenzende Land lugt? . . .

„Sie hob das Haupt in Trotz und Wut!
Gepreßt die Zähne, die Augen weit!
Ihr Atem ſprengte das Sünderkleid.
Die Haare quollen in Strähnen vor —
Und über der Weiber und Schergen Chor
Schaute durch Lohe und lachende Au
Den Wasgau an die wilde Frau!"

Und wie anſchaulich malt er das dumpf-ſchwüle Lagern und Lauern der Peſt in den ſchweren Rhythmen:

„Die Stadt am Rhein: — ſtumm und tot!
Die Zacken des Domes umkrallt
Mit Unter Tatze der Drache der Luft,
Furchtbar-behaglich gelagert,
Stützt ſich und reckt ſich und ſpäht,
Beugt ſich ſchillernden Auges vor,
Zückt die Klauen der Recht' —
Tatzl —
Und tötet!"

Überhaupt ſind die meiſten Gedichte rhythmiſch wie muſikaliſch außerordentlich vollendet. Einzelne Lieder ſind von entzückendem Wohllaut der Sprache, und man braucht nur Gedichte wie „Nachtwind", „Fahrt nach Schottland" oder „Buens' Geburtshaus" laut zu leſen, um zu erkennen, welch' tiefe Wirkungen ſich da ganz ungeſucht aus dem vollen Wohlklang der Silben ergeben. Sein Rhythmus ſchmiegt ſich meiſt dem Stoffe ſo eng an, daß Gewand und Leib unzertrennlich ſcheinen. Seine Verſe ſind größtenteils gereimt, geſtatten ihm aber trotzdem eine außerordentliche Bewegungsfreiheit. Ja, ſeine gereimten Gedichte ſind ſogar faſt durchweg ungezwungener als ſeine freien Rhythmen, die manchmal (wie in „Heilige Sendung" und „Sterne") etwas Steif-Gekünſteltes haben. Dagegen malen beiſpielsweiſe die gleichſam in der Luft flatternden Daktylen des neckiſchen „Elfentanzes" mit unübertrefflicher Grazie das windſchnelle Huſchen und Schweben des beſchwingten Lichtvölkleins. Und wie anmutig wirkt hier das plötzliche Hereintappen der plump-täppiſchen Trochäen:

„Paltert der und holpert der,
Mit dem Holzſchuh ſtolpert der —
Zotteldär!"

Aus dem „Reitermarſch" der Buren dröhnt das gleichmäßige Rattern der Hufe, und im „Kleingewehrkampf" glaubt man dem Niederprasſeln der Kugeln zu lauſchen. Dieſe Leichtigkeit und Selbſtverſtändlichkeit des Rhythmus ergiebt ſich aus ſeiner tiefen Durchdringung des Stoffes. Ihm iſt es wirklich „nicht das Metrum, ſondern ein Metrum ſchaffender Stoff, der das Gedicht macht". (Emerſon.) Überhaupt ſteht das Stoffliche in Lienhards Gedichten ſtark im Vordergrunde. Die bloße Stimmungsmalerei, die ſich auf einfache Konſtatierung der Eindrücke beſchränkt und alle fortſchreitende lyriſche Empfindung vermeidet, findet ſich bei ihm kaum.

Allerdings ſcheint ſein ſtoffliches Gebiet auf den erſten Blick nicht eben weit zu ſein. Öfters kehren die ſelben Klänge in kleiner Variation wieder, und ſo mancher Gedanke, der in den Gedichten auftaucht, iſt uns aus ſeinen friſchen Proſaaufſätzen längſt

bekannt und wahl aertraut. Ich ſehe darin keinen Fehler. Es iſt mir im Gegenteil ein Beweis dafür, wie voll der Dichter ſtets ſein eigenſtes Ich giebt. „Menſch ſein iſt wichtiger als Litterat ſein", — dies kernige Wort, in dem ſeine kleine Streitſchrift gegen „die Barherrſchaft Berlins" gipfelte, iſt ihm bei ſeiner künſtleriſchen Produktion oberſtes Geſetz. Darum dichtet er nicht nach dem falſchen l'art pour l'art-Grundſatz, um zu dichten, ſondern ſeine Lieder ſind Tagebuchblätter, denen er Groll und Bitterkeit, Sehnſucht und Glück ſeines Lebens anaertraut. Ihm fließt wirklich „die Kunſtanſchauung aus der Weltanſchauung". Und ſo iſt es nicht zu verwundern, daß Gedanken, die ſich dem Kritiker aufdrängten, auch in das dichteriſche Wirken gelegentlich ſich hinüber ſpinnen.

Man laſſe ſich nicht durch die ſcheinbare Vielſeitigkeit gewiſſer Dichternaturen täuſchen! Durch die Werke des echten Künſtlers wird ſtets ein beſtimmter einheitlicher Zug, eine ausgeprägte Grundmelodie durchgehen, die bald argelkräftig in voller Wucht einher brauſt, bald wie aus der Ferne in leiſen Untertönen zittert, niemals aber ganz verklingt. Bei Lienhard iſt dieſe Grundmelodie Liebe zur Heimat, Haß gegen die Großſtadt, Luſt und Kraft zur Einſamkeit.

An ſeiner elſäſſiſchen Heimat und ihrem Hochwalde hängt er mit ganzer Herzenskraft „wie der Pfirſich an blühendem Hauſe". Die altelſäſſiſchen Sagengeſtalten leben ihm auf und umringen ihn bei Tag und Nacht. Die heilige Odilia wandelt vor ihm her durch den Wald und „ſegnet die ſannigen Gaue"; der Scheiterhaufen der ſchönen Barbara Ott ladert im Lenzgewitter, und die Hexen der Walpurgisnacht tanzen über'n Baſtberg. Die weiße Frau ſchwebt van Vallmondsglanz umflutet durch den mitternächtigen Wald, und bei den Tannen am Wasgenſtein umſchlingen ſich im Frührot nach heißer Schlacht Walter und Hildegunde. Und in einem mit aiſianärer Kraft geſchauten Gedichte, das aon der verräteriſchen Niedermetzelung der Bauern bei Lupſtein ſingt, ſieht er, wie der Geiſt ſeines eigenen Ahnherrn in mondweißer Waldkapelle Hilfe heiſchend am Glockenſtrange zerrt . . .

Sa eins fühlt er ſich mit ſeiner Waldheimat, daß er in einem anmutigen Gedichte („Seelenwanderung") ſich ſelber geradezu wie ſo ein Stück Hochwald vorkommt, ſo ein „Falk oder Bach aber Elſe der Nacht", der ausgeſandt ward, „in Menſchenklang" zu künden aan den Wundern des Waldes. Und nicht nur aus dem verwirrenden Gewühle der Großſtadt klingt dem „ſtalzen Sohn ſeiner Wälder und Berge" wehmütig der Waldhornſchall der Heimat in's Herz, ſelbſt auf ſeiner Nordlandsfahrt, wo neue gewaltige Natureindrücke ſeine ganze Seele gefangen nehmen, überkammt ihn das Heimweh nach ſeinem Wald:

„Nicht möcht' ich wohl im Sturme,
Nicht auf dem Meer vergeh'n —
Nach edlen Kämpfen möcht' ich
Wald-Elſaß wiederſeh'n."

Und wie er am umbrandeten Strande van Sylt hin wandelt, klingt ihm ſeiner Heimat Abendglocke in's Ohr, und er bittet im Geiſt,

„Daß die Nachbarin, die alte,
Ihre welken Hände falte
Und beim Klange mütterlich
Zwiefach bete: auch für mich!"

Die Heimat mit ihrem wipfelſchlanken Wald und ihrer biederen Landbeaölkerung wird ihm geradezu zum Symbol für Urſprünglichkeit und Kernhaftigkeit des Weſens,

und er wünscht sich, „daß verbauert werde — aus Zärtelei und Stadtbeschwerde — die ganze weite Gotteserde". Jetzt freilich hat ihn das Leben fortgerissen aus Wald und Heimat. Aber einst — das ist sein zuversichtlicher Trost — einst wird der Greis wieder landen,

„wo das Kind gelauscht.
Dann soll mein kleines Haus, so wändeweiß,
So rotgedacht, so birkenzart umrauscht,
Als freundlich Auge weit in's Elsaß grüßen."

Einst . . . Wenn die Schlacht geschlagen ist, wenn „endlich andre Lüfte uns umfächeln", wenn sein sonniger Idealismus gesiegt hat, „spät, doch gründlich!"

Noch aber gilt's den Kampf:

„Auf nach Berlin! Bestürmt wird nun die schwarze Stadt!
Der deutsche Mai wirft seine Blütenwogen
In einem weiten, duftig-weißen Bogen
Rings um den Qualm, der niemals Frühling hat.
Feldlerchen schickt er keck auf Kundschaft aus,
Zum Angriff schmettern alle Nachtigallen,
Und sein Provinzgewölk seh' ich im Sturme wallen:
Es prasselt Hagel ab auf Dach und Haus —
O schwarze Stadt, mir scheint, mit Mann und Maus
Mußt du bei unsrer fröhlichen Bestürmung fallen!"

So sang er vor sieben Jahren in trotzigem Kämpferdrange. Seither ist seine Weltanschauung milder und reifer geworden. Nicht mehr mit den Waffen bitteren Tratzes will er die flache Unnatur der Großstadt bekämpfen: durch die sonnige Macht seiner Dichtung denkt er sein Volk zurück zu führen zu „Herzensheiterkeit und Seelenkraft". Wie dem jungen Fürsten in seinen „Schildbürgern" erscheint ihm „ein Weltverklären" als heiligste Pflicht. Und wenn einmal wieder der alte Haß gegen die ungesunde Überkultur unseres Jahrhunderts in ihm aufflammt, so kennt er ein Mittel, das ihn abseits führt von „dieser kranken Zeit", das ihm neue Kraft und frischen Schwung giebt: die Einsamkeit, die schon dem Wasgaufahrer „jeder Ausblick von stiller Wasgauhöhe" predigte.

Und zuweilen überkammt ihn das selig-stolze Gefühl des Alleinseins mit leidenschaftlicher Gewalt:

„Auf Glasgow klagt ein Regen grau und schwer.
Wie still mein Zimmer, wie so voll mein Sinn
Vom Burnsland weht ein letztes Leuchten her —
Wie bin ich glücklich, daß ich einsam bin!"

Einsamkeit — fast in Emerson'schem Sinne —, die ohne Scheu vor der Berührung der Welt doch sich abzuschließen weiß, das scheint ihm das schönste Ziel:

„Ich liebt' es stets, abseits der Welt zu gehn
Und dennoch freundlich auf ihr Thun zu sehn." (Schildbürger, 8. Ges.)

Es ist die Weltanschauung des gereiftesten Mannes, dem Sturm und Not nicht die Sonnenzuversicht seines Idealismus verbittern konnten.

*

Allgemach beginnen Lienhards Anschauungen breitere Wellen zu schlagen. Eine frische „Heimatkunst" ist nach der kleinlichen Übertreibung, der unser ursprünglich lebenskräftiger und durchaus berechtigter Naturalismus zum Opfer fiel, fast allseitig mit aufatmender Freude begrüßt worden.

Lienhards aeſthetiſcher Standpunkt iſt ja ſicher nicht ohne Einſeitigkeit. Aber, auch wo man ſeinen Ausführungen nicht beipflichten kann, muß man die Ehrlichkeit, mit der er ſeinen Standpunkt verficht, muß man die Wärme, mit der er ſtets ſeine ganze Perſönlichkeit einſetzt, bewundern. Darum leſen ſich ſeine kritiſchen Aufſätze oft geradezu wie Dichtungen. Denn es iſt *ein* Geiſt, der in allen ſeinen Büchern lebt, ſtark und ſonnig, der Ausdruck einer vollen Perſönlichkeit, die Kraft und Innigkeit der Empfindung mit bedeutendem Können vereint. Und er ſelbſt tritt daraus hervor, keiner von den ganz Großen, die unſer volles Sein unwiderſtehlich in ihren Bann ziehen, aber einer von den Stillen und Starken, die man lieben lernt und zu denen man, wenn man einmal bei ihnen vorgeſprochen hat, immer wieder zurück kehrt.

Möge unſer Volk, das endlich in weiteren Schichten auf den warmherzigen Elſäſſer mit ſeinem echt deutſchen Herzen aufmerkſam zu werden ſcheint, ihm die liebende Beachtung ſchenken, die ſeinem Wollen und Können gebührt, auf daß er im Hinblick auf ſein *ganzes* Deutſchland einſt von ſich rühmen darf:

„In euren Tafeln will und werd' ich *bleiben*."

Vermiſchtes.

Carl Bleibtreu: Belfort. Die Kämpfe von Dijon bis Pontarlier.

Der Selbe: Der Verrat von Metz. Beide bei Krobbe in Stuttgart.

Daß ein franzöſiſcher Offizier des XX. Korps ſeine Kämpfe um Belfort *ſo* erzählt, wird Keiner glauben. „Ja gewiß, die Deutſchen pflückten ein Lorbeerblatt auf dieſem gräulichen Leichenfelde, wie ſelbſt dieſer blutige Krieg nur wenige ſah. Doch unſerer glühenden Vaterlandsliebe, unſerer heißblütigen, ſich immer gleich bleibenden Tapferkeit . . ." „Ich ſprach ſchon die Anſicht aus, daß die Deutſchen ihre Belforttage unmäßig überſchätzten. Damit ſei aber den braven Bodenſern und Landwehren nicht zu nahe getreten (!), die dort ihre uneinnehmbaren (!) Stellungen mit dem Schwur bezogen, eher ruhmvoll unterzugehen, als . . ." Und ſo geht es immer, immer weiter. Die Deutſchen werden „in Schutz genommen", die Franzoſen entſchuldigt: auch ſie hätten ſich ja öfters ganz tüchtig gehalten. Dann fehlt dem Ganzen die Klarheit; es geht hin und zurück, links und rechts, in ganz lockerem Zuſammenhang. Der Waſchzettel nennt das „kunſtvolle Kompoſition" . . . Ich kann mich für dieſe Art populärwiſſenſchaftlicher Darſtellung nicht begeiſtern, ich finde Bleibtreu hier einfach langweilig. Entweder man nimmt einen Soldaten, hoch oder niedrig, und läßt ihn den Feldzug miterleben und dann erzählen, was er geſehen hat, in klarer, einfacher epiſcher Breite, alſo im Genre Erckmann-Chatrians — aber man hält ſich enger an die *Geſchichte*, an das Große, und erlebt ſelber als Geſchichtsſchreiber mit, und da kann mich ein Thiers hinreißen, obwohl ich ganz gut weiß, wie wenig ihm manchmal zu trauen iſt. Endlich bleibt die rein objektive, geſchichtliche Darlegung, bei der das Beſtreben des Verfaſſers, beiden Nationen gerecht zu werden, ſympathiſcher berührt hätte wie hier, wo es jeden Schwung hemmt und einen temperamentvollen Zug in's Große des Stils ausſchließt. Auch ſtiliſtiſch läßt manche Seite zu wünſchen übrig.

Das ſelbe gilt vom „*Verrat an Metz*". Hier bekehrt ſich Bazaine Bleibtreu zu Liebe: „. . . wer weiß, ob nach dem Tode nicht das wahre Gericht Gottes eintritt. Möge er mir barmherzig ſein, wie ich bereue und meine Schuld bekenne. Ich will ein volles Geſtändnis hinterlaſſen, damit die Weltgeſchichte ſich nicht über mich den Kopf zerbricht." Aber dann, als Schluß des Buches, durchlieſt der Greis Bazaine, was er für die Nachwelt geſchrieben, und

ſitzt lange in düſterem Sinnen. „Dann erhob er ſich ſchwerfällig und warf das Manuſkript in den Kamin, bis die Flammen jede Spur davon getilgt. Und er nahm ſein Geheimnis mit in's Grab.“ Woher Bleibtreu das „Geheimnis“ wohl weiß? Wohl daher, wo es auch Andere ausgraben können, die keine Seher ſind — Bleibtreu kennt doch die Akten Lo procès de Bazaine, die in einem dickleibigen Bande ſchon längſt im Buchhandel erſchienen ſind? Aber warum dann der Geſchichte ein Mäntelchen umhängen, deſſen ſich gewöhnlich nur Roman-Fabrikanten bedienen? Dieſe Form der Darſtellung iſt's, die bei allen Vorzügen Bleibtreu's mit der Zeit unausſtehlich wird.

Straßburg. René Schickele.

Richard Arndt: Mauerblümchen. Dresden, Pierſons Verlag.

Hans Baumann: Van Einſt. Ebenda.

Paul Buſſon: Gedichte. Ebenda.

Felix Paul Greae: Wanderungen. München, Littauer (Kommiſſion).

L. Martin: Bunte Blätter. Dresden, Pierſons Verlag.

Margarethe Mores: Gedichte. Ebenda.

Heinrich Spiera: Gedichte des Wanderers. Leipzig, Seemann Nachfolger.

Richard Arndt ſetzt im erſten Gedicht ſeiner Sammlung ſeinem Talent die richtigen Grenzen. Das ſieht beſcheiden aus, und wenn er wirklich beſcheiden bleibt, reimt er ganz hübſche, ſtimmungsvolle Sachen. Er bleibt es aber nicht immer. In „Unſterblichkeit“ verſetzt er ſich in das Pantheon der allen unſterblichen Götter („in ihren Reih'n wird bald dein Ruhm unſterblich ſein“), am andern Morgen bittet er ſeine Muſe zu einer exquiſiten Mahlzeit, Auſtern mit Sekt, Abends fährt er als armer hungernder Teufel in der Goſſe herum — das hat ihm eben Richepin angethan. Seine Gueux ſind Helden, Herr Arndt iſt ein armer, ach! ſo armer Poſeur — wenn er einmal über die Pfähle ſeines Himmelreiches hinaus will. — Auch Hans Baumann möchte Zigeunerblut in den Adern haben. Blut, das in den ſprühendſten Reimen ſingt und klingt. Er hat ſich entſchieden in Mimi Pinſan und Muſette verliebt. Aber die Grazie eines Muſſet oder Murger beſitzt er natürlich nicht, er iſt plump und daher gemein, ekelhaft. Keine Leidenſchaft, matte Bardellſrioolität, und mit ihr Hand in Hand gehend eine gewiſſe „Sentimentalität“. — Von Paul Buſſon habe ich das Gefühl, als hätte er zu früh geſchrieben. In manchen ſeiner Lieder ſchwingen ein paar echte Töne — ob die ſich zur Melodie finden werden? Vielleicht, wenn Buſſon noch recht jung iſt, wenn alles, was er heute ſagt, reine Lüge iſt — aber dieſe 114 Seiten „Lyrik“ drucken laſſen!? — Herr Greoe läßt nur 150 „Wanderungen“ auf holl. Bütlenpapier und 10 auf kaiſ. Jap.-Papier drucken. Und die Ausſtattung iſt wirklich beſtechend. Weniger der Inhalt. Eine gewiſſe Formgewandtheit iſt da, eine „prangende“ Form.. ahne Wucht, auch ohne Schmetterlingsfarben im Ton. Kühle, wenig Leben, Armut. — L. Martin iſt charakteriſtiſch als Philoſoph des Dilettantismus. Mit „ſüßem Schmerz“ ſieht er „an des Jahrhunderts Wende“ das Gemüt der Kraft weichen. Er bringt es nicht fertig, das Grandioſe der Kultur mit dem ewig Menſchlichen zu verſchweißen. Dazu gehört Glut, höchſtes Temperament, und das haben die Dilettanten alle nicht im nötigen Quantum. Die „Liebe“ faßt er wie ein noch unausgewachſener Backfiſch auf. Wie das klingt, wenn er von „der Leidenſchaft Glut“ ſkandiert! Lebenskraft giebt es in dieſen Reoieren nicht, weil die die Melancholie, das dreimal heilige Zuckerwaſſer, unwerfen könnte. Martin läßt die tiefſten Probleme in aier Reimen, ſpricht von „der Menſchen falſche Schlangenbrut“ und flüchtet ſich zum Humor. Für den iſt er dann erſt

recht zu klein. Und in den Wuſt hinein liſpeln Heine und Verlaine, Verlaine und Heine. — Kräftiger nimmt ſich Fräulein (Frau?) M. Mares aus. In ihrem Falle iſt dieſe „Kräftigkeit" etwas fatal. Was ſie da dichtet, glaubt ihr kein Mann. Für Fortſchrittlerinnen iſt der ziemlich dicke Band Gedichte allerdings Sanntagsgebäck. — Spiera iſt eine Karikatur Lilienrrans. Eine aarnehme Karikatur, etwa ein Schattenbild. Tief empfindend und alles in einem prächtigen Spiegel reflektierend, dichtet er manch' ſchönen Vers. Die „Lieder van Rekar" ſind geradezu herrtich. Er iſt in Allem Lilieneran, ahmt ſagar bis zu einem wörttichen „prunkt und pranki" nach. Seine Stellung zu den Atten, Jungen, Jüngſten, zu den Kritikern — alles der nable, überlegene Dichterbaron. Gerade ihn faßt er in den „Umriſſen" nicht eben tief, was er van ihm ſagt, iſt aberflächlich, ja direkt falſch. Hauptmann, den er ebenfalls verzeichnet, wird im ſelben Atemzuge mit Wildenbruch und — Paul Heyſe angedichtet. — Alle ſieben ſind Dilettanten im guten Sinne des Wartes: keine geniaten Farmkünſtter und keine, die neue Werte ſchaffen. Sie ſind das höchſte Publikum der Tagesgräßen, das nachſchaffende Pubtikum. In dieſem Sinne haben mich die Gedichtbücher faſt alle ſympathiſch berührt. Sie bezeichnen eine Überwindung des gewähntichen, niederen Dilettantismus inſafern, als die Maderne in ihnen Widerhall gefunden hat. Das geiſtige Niaeau iſt geſtiegen, die Empfindſamkeit für die neue Zeit hat ſich verfeinert, der Kurs hinter den Klaſſikern und klaſſiſchen Epiganen her iſt nicht mehr ſa ſcharf. Sie haben ſich in die neuen Bahnrn abtreiben laſſen. Die Dichter und Kritiker dürfen dieſe Erſcheinung mit Freude begrüßen, denn van der alten Sarte giebt es leider nach mehr wie genug.

Straßburg. René Schickele.

Muſenalmanach der Hachſchüler Münchens 1901. Leipzig, H. Seemann Nchf.

In Muſenalmanachs dieſer Art wird man nicht nach großen Dichtern farſchen. Zufall, wenn ſich in dem Einen aber dem Anderen wirklich einmal ein ſtarkes Talent „entdecken" täßt. Aber was man aerlangen darf, iſt Leben und Kraft, überſchäumende Jugend, Perſöntichkeit — dann wird die Kunſt, die Farm ſchan zu einem Extra. Gute Verſe machen iſt ſchwerer als eine ehrliche, geſunde Proſa ſchreiben. Man wird alſo das Hauptgewicht auf kurze, charakteriſtiſche Proſaſtücke legen müſſen, wie ſie auch dieſer Almanach enthält: Daneggers „Dreieck", Gürtlers „Verklungenes Lied" und Halzſchuhers „Herr Jemand und Fräulein Sannenſchein". Jedes der drei Stücke iſt in ſeiner Art aartrefflich. — Die Gedichte ſind im Allgemeinen ſchwächer. Witkap iſt gewiß ein Dichter, und ich kenne ihn als ſatchen aus aielen Liedern. Er mag aan Henckell gelernt haben, wenn der nur Lyriker ſein will. Leider beſitzt er zu wenig Zentriſugatkraft, es gelingen ihm ſelten Strophrn wie die:

Ich höre das Wachſen der Erde,
Ich höre die Meere gehn.
Ich höre ein ewiges Weebe!
Aus goldnen Geſtirnen wehn.

Und nirgends ein Purpurſtreifen am Horizant, der ein Neuland aerkündet .. Auch der Herausgeber, Hanns Halzſchuher, hat Tatent, das beweiſt ſein „Still iſt meine Liebe". Aber in anderen Gedichten zerfließt die Stimmung in Breite und Banalität. Sa leiſtet er ſich Verſe wie: „Mädel, nun biſt du meine — du kleine!" Deunach iſt er der Einzige, der Sanne ahnen läßt. Erneſti und, in gutem Abſtande, Wilty Geiger haben Phantaſie und Gemüt, aber — vollà tout!

Der Hauptaarwurf, den ich dem Muſenalmanach zu machen habe, kammt auf das Kanta des Herausgebers. Er hätte die Gedichte der einzetnen Beteiligten nicht durch das ganze Buch zerſtreuen fallen, ſandern zu Gruppen aereinigen, zu „Auta-Charalteriſtiken". Und ebenſo die Illuſtratianen,

die übrigens nicht allzu viel wert ſind. Durch das Zuſammenſuchen der Gedichte wird natürlich der Eindruck weſentlich geſchwächt.

Der Muſenalmanach 1901 iſt ein erſter Verſuch. Ich kann mir leicht denken, wie ſchwer es fällt, ein paar Talente unter die Fahne zu trammeln. Aber man mußte doch ein Dutzend finden, die — jung ſind! die Feuer im Blut und Mark in den Knochen haben! Das gäbe ein herrliches Buch des Lebens.

Straßburg. René Schickele.

Lea Berg: Das ſexuelle Problem in Kunſt und Leben. Stark vermehrte 5. Auflage. Berlin, Hermann Walther.

Aus dem Vorwort zur erſten Auflage (1890): „Ich ſtelle hier ein Problem zur Diskuſſion, das ich überall nur aufzeige und andeute, das ich ſa wenig löſen kann als irgend ein anderer Mann unſerer Zeit. Ich ſehe die Sphinx; ich bin nicht der Ödipus, der ſie in den Abgrund ſtürzt, weit eher gehöre ich zu den Verſchlungenen. Kurz: ich ſchreibe ohne jede Prätenſion.“ Aus dem Vorwort zur fünften Auflage: „Wenn ich meine . . . Schrift . . . neu heraus gebe, ſa glaube ich es mit derjenigen Unbefangenheit thun zu können, die mir ſogar geſtattet, auch das unverändert wieder zum Abdruck zu bringen, was mir heute ſelbſt übertrieben, einſeitig, hart erſcheint.“ Mit dieſen Worten des Verfaſſers iſt die Schrift charakteriſiert und ihr Stil — vielleicht gerechtfertigt. Berg nennt ihn „baſhaft“, und das iſt er, geiſtreich-boshaft, bis in's Manierierte und in's Geiſtreicheln hinein. Auch die größeren Artikel ſind apharistiſch. Er führt nicht aus, er ſkizziert nur, ſa recht angenehm für den Armen, der verurteilt iſt, alle Jahr ein dutzend Mal durch ſchwulſtige, „fachwiſſenſchaftliche“ Abhandlungen über alle möglichen aeſthetiſche Fragen zu „waten“. Bergs Schrift iſt Extrakt. Ich gebe zu: vielleicht zu ſehr Extrakt. Aber es iſt ein Buch, das man jedem warm empfehlen muß, der ſich mit Zeitfragen beſchäftigt. Es hat mehr als litterariſchen Wert, es iſt kulturhiſtoriſch ein Dokument. Streiflichter, die uns ein völlig neues Bild offenbaren . . Überraſchende Verbindungen von Erſcheinungen unſerer heutigen Kultur . . In wenige Worte zuſammen gefaßt: das „Sexuelle Problem“ Leo Bergs iſt Nachtiſchlektüre für Leute, die zu leſen verſtehen. Ich ziehe dieſe 5. Auflage, ganz abgeſehen davon, daß ſie ſchon ſtofflich reicher iſt, den früheren Ausgaben bei Weitem vor.

Straßburg. René Schickele.

Das Reichsland. Monatshefte für Wiſſenſchaft, Kunſt und Volkstum, herausgegeben von Profeſſor G. Kaehler in Metz; Verlag von Rudolf Lupus, Metz. I. Jahrg., 1. Heft.

Es rührt ſich jetzt auf allen Linien da drüben, und alſo auch Lothringen „rührt“ ſich nunmehr mit dieſer Zeitſchrift, die freilich mehr der in Straßburg herausgegebenen, rein litterariſchen, Monatsſchrift „Erwinia“ mit allgemeinerem Programm und weiter geſteckten Zielen nun an die Seite treten zu wollen, als gerade ein „Stürmer“ zu werden ſcheint. Sie will — wie ſich dem Programm entnehmen läßt — „dem Frieden, der Verſöhnung und Einigung auf dem Gebiete gemeinſamer Kulturarbeit, der Zuſammenführung der nach getrennten, ſchriftſtelleriſch thätigen Geiſter und der altdeutſchen wie der eingebarenen Leſer um einen Mittelpunkt dienen, ſa aber einer der Faktoren werden, die dem heilaallen Gedeihen des Landes und ſeiner Zukunft zu nützen ſuchen.“ Und ſie beruft ſich dabei auf Fritz Lienhard, Dr. Karl Storck, den Straßburger Sänger Chriſtian Schmidt und Pfarrer Dietz (den Leiter des „Alſa-Bundes“), ſowie auf den Franzoſen Théodore Cahu (überſetzt von Suzanne Bräutigam-Romane) als „gute Geiſter“ und Eideshelfer, indem ſie zugleich René Préaöts Worte der alten Großmutter

gleichſam als Programm zitiert: „Unſri Kinder, unſri Kindeskinder kumme-n-an d' Reih und die redde aillicht anderſcht, die ware ditſch, wie mir franzöſch gſi ſin, denn des iſch unſer Los gſi oa allewil har, einmol des und einmol ſell."

„Im Hügelgelände um Rhein, Main, Neckar und Moſel ſchießen die Waſſer ſchneller und melodiſcher zu Thal; das Blut der Menſchen iſt wärmer und oan der heiteren Rebe durchſonnt; die Temperamente ſind von zugreifender Friſche; die Lebenslaune iſt regſamer — und ſo bilden dieſe Eigenſchaften eine köſtliche Ergänzung zu den tüchtigen Eigenſchaften Oſtelbiens, das jetzt einſeitig in der Litteratur aorherrſcht. Sie trete mutig vor, die weſtdeutſche und ſüddeutſche Art! Sie rede entſcheidend und klangaall mit in unſrer Dichtung, in unſrer Kultur!" So ſchreibt Fritz Lienhard, der erſte Ruſer im Streit und urſprüchliche Fürſprech dieſer ganzen Bewegung, in dem friſchen kurzen Begrüßungs-Artikel, den er dem neuen Organe mit auf den Weg gegeben hat; und ſa ſprechen auch wir — begierig der Dinge, die da kammen ſollen — mit ihm einſtweilen: „Ob die tapferen Erſtlinge, die dort im litterariſchen Leben zu oerzeichnen ſind — in Straßburg, Frankfurt und nun auch in Metz — hochwachſen und ſich durchſetzen werden, hängt aon mehreren, beſonders auch praktiſchen Bedingungen ab. Aber ſchon der Verſuch iſt ehrenooll. Darum Glückauf!" Sdl.

Arbeit. Der Vier Eoangelien zweiter Teil. Roman aon Emil Zola. Deutſch von Leopold Roſenzweig. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt.

Zola's Roman „Fruchtbarkeit", der erſte Teil der Vier Eoangelien, ein groß kanzipiertes Werk, das in ſeinem erſten Teile in manchen Partien an Zola's beſte Zeit erinnert, zeigte gegen Ende zu ſchan ein bedenkliches Abnehmen der poetiſchen Kraft und eine Hinneigung zu einer geſuchten, unnatürlichen Symbolik. Wer aber damals noch an dem Erlahmen der Kraft des graßen Dichters zweifelte, den wird ſein neueſter Roman „Arbeit" daaan überzeugen. Es iſt geradezu oerblüffend zu beobachten, wie das Können des Dichters an der großen Aufgabe, die er ſich auch hier wieder geſtellt, geſcheitert iſt. Was iſt aus dem ſchönen Naturaliſten des „Germinal" und der anderen Meiſterwerke gewarden? Ein Phantaſt, ein Grübler, der über ſeinen Träumen von Menſchheitsbeglückung den Kontakt mit der Wirklichkeit aerloren hat und ſich aergeblich bemüht, ſeinen Hirngeſpinſten Leben einzuhauchen. Das ganze Werk iſt nichts mehr und nichts weniger als eine Verherrlichung des kallektiaiſtiſchen Zukunftsſtaates, wie er Fourier und ſeinen Schülern als Ideal oarſchwebt. Mit einer ſchönen Begeiſterung und Wärme, die nicht ohne Fanatismus iſt, kämpft Zola für ſeine Theorie; aber an dem Verſuche, ihr künſtleriſches Leben einzuhauchen, iſt er geſcheitert, und auch ein Gräßerer wäre oielleicht daran geſcheitert. So lieſt das Buch ſich wie eine theoretiſche Schrift, und der trockene, chronikartige Stil, in der die Begebenheiten einfach berichtet, anſtatt dargeſtellt ſind, wirkt oollends ermüdend. Die Menſchen, die in dieſem Roman auftreten, ſind, einige wenige, oon altem Zala'ſchen Geiſte beſeelte Geſtalten abgeſehen, Schatten und Schemen ohne Fleiſch und Blut — Marionetten, denen man die Abſicht des Verfaſſers ſofort anmerkt, und die er nach Belieben am Drahte leitet, auftreten und wieder aerſchwinden läßt. Sie ſind, ebenſa wie die Begebenheiten in dem Romane, nur Symbole. Zola hat immer eine Neigung zum Symbolismus gehabt. „L'art c'est la nature vu au coin d'un tempérament" war ſeine Theorie, in der Praxis hat das „Temperament" der „Natur" immer die Wagſchale gehalten und bisweilen auch einen Streich geſpielt. Georg Brandes hat das an einer Menge Beiſpiele in ſeinem Eſſay („Menſchen und Werke", 3. Aufl.,

Frankfurt 1900, S. 235 flg.) treffend nachgewiesen. Hier, in dem Roman „Arbeit" aber, ist die „Natur" ganz in den Hintergrund getreten, und das „Temperament" treibt sein Spiel in einem krausen Symbolismus, der an innerer Unwahrheit krankt und bisweilen von kindlicher Unbeholfenheit ist. Man merkt auf Schritt und Tritt die Absicht des Dichters, und das stört den Leser. — Zola hat die allmähliche Wandlung vom Naturalisten zum Symbolisten durchgemacht, auffallender und plötzlicher aber nach ist die Wendung vom Pessimismus zum schrankenlosen Optimismus: eine Überzeugung, die er nun mit gleicher Begeisterung vertritt wie seine frühere. Den Menschen Zola kann dies neue Buch nur in unserer Wertschätzung erheben, wenn das überhaupt noch nötig ist — für den Künstler Zola bedeutet es einen Rückschritt.

Saarbrücken. Max Beyer, †.

Alfred Bock: Der Flurschütz. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Eine hessische Dorfgeschichte. — Seltsam, mit welch anderen Gefühlen wir heute das Wort „Dorfgeschichte" aussprechen als vor 20 oder auch nur 10 Jahren! Noch vor etwa 10 Jahren trat man wohl kaum ohne ein gewisses Gefühl von Mißtrauen und Mißbehagen an eine Geschichte heran, die sich von vornherein als „Dorfgeschichte" bezeichnete. Man war nicht sicher, ob man nicht ein durch endlose Wiederholung des Auerbach'schen Schema's entstandenes Gemisch von Sentimentalität und naiver Unnatur und Schönfärberei vor sich habe. Heute sind sowohl Autor wie Publikum anspruchsvoller in dieser Beziehung geworden. Wohl werden auch jetzt noch schlechte Dorfromane geschrieben, aber das Publikum ist nicht mehr befriedigt damit, und ein Autor, der auf seinen litterarischen Namen hält, wird nicht mehr wagen, ein solches Produkt einer ernsthaften Kritik darzubieten. Hier hat der Naturalismus klärend und reinigend gewirkt. — Auch Alfred Bock geht in seinem Romane vom Naturalismus aus. Das ist ein prächtiges Stück Heimatkunst, ein Buch, von dem man einmal mit Recht das so oft mißbrauchte Wort anwenden kann, daß der „Erdgeruch der Heimat" darin sei. Wo die Heimatkunst so auftritt, da ist sie wirklich eine Bereicherung unserer Litteratur — was man von den Werken unserer zahlreichen Heimatdichter, die ja jetzt wie Pilze aus der Erde schießen, nicht immer sagen kann. Alfred Bock hat mit diesem Buche wohl als einer der ersten diesen gesunden, kräftigen hessischen Bauernschlag in die Litteratur eingeführt und den Blick in das Seelenleben dieser Leute eröffnet. Es ist ihm damit ein vortrefflicher Wurf geglückt, der ihn hoffentlich noch zu weiterem Wirken auf diesem Gebiete veranlassen wird. Nimmt man noch hinzu die meisterhafte, in aller Einfachheit plastische Zeichnung der Charaktere, den packenden, fast dramatischen Aufbau der Handlung und die kernige, kraftvolle, durch Anwendung des Dialektes noch farbigere Sprache, so kann man wohl sagen: Ein Buch, dem man wohl von Herzen wünscht, daß es gelesen wird.

Max Beyer-Saarbrücken †.

C. Bleibtreu: Die Wahrheit über 1870. München, „Deutsch-französische Rundschau".

Der Selbe: Der Militarismus im 19. Jahrhundert; auch als 4. Heft der Sammlung: „Im Anfange des Jahrhunderts". Berlin, Verlag „Aufklärung".

In der ersten der beiden Schriften sucht der bekannte Verfasser darzuthun, welchen Umständen im Gegensatze zur bisherigen Darstellung der militärischen Operationen der Sieg vorzugsweise in den Schlachten gegen das Kaiserreich zu verdanken sei. Irrtümer und Unrichtigkeiten finden sich erklärlicher Weise in der Behandlung der Kriegsgeschichte mannigfach, und man wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er zur Klärung der bisherigen

Überlieferung beigetragen hat. Indeſſen wird der Wert ſeiner Schrift ſehr durch die darin zu Tage tretende Tendenz beeinträchtigt, in ſchorfer Polemik gegen alles, was offizielle militäriſche Darſtellung heißt, vorzugehen und jede Gelegenheit zu erhaſchen, dieſer Mangel an Objektivität oder gar Schlimmeres (abſichtliche Entſtellung aus ſelbſtſüchtigen Gründen!) vorzuwerfen. Für den Erfolg eines ſolchen Strebens wäre vor Allem unerläßlich geweſen, eine, wenn auch nur kurze, Kritik über die benutzten Quellen („die beſſere der franzöſiſchen Darſtellungen" beſagt gar nichts) zu geben, ſonſt ſtehen den deutſchen Berichten eben nur die franzöſiſchen gegenüber, und die ſchweren, gegen die deutſche Heeresleitung erhobenen Vorwürfe machen einen eigenartigen Eindruck. So ſei nur eine Stelle von S. 39 zitiert: „Die Unordnung der drei durch einander geratenen Korps iſt unbeſchreiblich, obſchon Ausmalungen dieſer ‚Panik' ſeitens franzöſiſcher Autoren ebenſo ungerecht übertrieben wie die lächerlichen Verſuche deutſcher Schönfärber, dieſe troſtloſe Lage noch gar als ‚Erfolg' auszudeuteln." Hier verfällt der Autor in den von ihm gerügten Fehler der Übertreibung, wie denn Moßholten überhaupt nicht recht ſeine Sache iſt. Schon der viel verſprechende Titel kann zu falſcher Annahme verleiten, da nach dem Verfaſſer die beiden Berichterſtattungen über den Krieg gegen die Republik ſich im Allgemeinen decken. In der Hauptſache hat der „Junkermilitarismus", der ſich in „Selbſtüberhebung", „kindiſcher Unterſchätzung der franzöſiſchen Armee", „Intereſſeneitelkeit ſtehender Heere gegenüber dem Volksaufgebot" geltend macht, es ihm angethan, und dieſem Widerwillen giebt er in der zweiten Schrift noch beſonderen Ausdruck. Darin ſtellt er die Rückkehr zum Milizſyſtem als erforderlich hin. Die beigebrachten Gründe langen bei Weitem nicht aus, und Voreingenommenheit hat zu unrichtigen Urteilen geführt. Welche quellenmäßigen Darſtellungen laſſen der Landwehr in den Kämpfen von 1813 nicht volle Gerechtigkeit widerfahren? Welches iſt die Quelle für die auf S. 22 ausgeſprochene Entſtehung des Militarismus aus der Rieſenkaſerne der Zunftſchoren? Hat nicht nur der Drill der Infanterie durch den darum viel beſpöttelten Friedrich Wilhelm I. dem Sohne die Siege von Mollwitz und Czaslau erfechten laſſen? Das deutſche Land iſt das vornehmſte und reichſte der Welt, da ſich nach Bleibtreu „die Offiziere ſeines angeblichen Volksheeres nur aus Adligen oder Kapitaliſtenſöhnen zuſammen ſetzen." (!) — Es ließe ſich noch manches Derartige anführen, doch ſei nur mehr bemerkt, daß das Milizſyſtem der Schweiz viele Gegner im eigenen Lande hat. Objektivität laſſen beide Schriften in gewiſſem Sinne vermiſſen.

Marggrabowo. Koedderitz.

Red.

Büchertisch.

NB.: Die in römischen Lettern hier verzeichneten Werke wurden der Schriftleitung in zwei Exemplaren eingesandt — Besprechung in Korreferat-Form vorbehalten!

Aus dem Verlage von Eugen Diederichs, Leipzig:

Huch, Ricarda: Dornröschen. Ein Märchenspiel. Mit Buchschmuck von Heinr. Vogeler. 74 S. Geh. M. 1,50.

Knnowski, Lothar von: Schöpferische Kunst. Durch Kunst zum Leben II. 317 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Maeterlinck, Maurice: Prinzessin Malerin. Drama. Mit Vorrede und Bildnis des Verfassers. Übersetzt von Friedr. von Oppeln-Bronikowski. 122 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Pater, Walter: Die Renaissance. Studien in Kunst und Poesie. Aus dem Engl. von W. Schoelermann. 323 S. Geh. M. 5,—, geb. 6,—.

Ruskin, John: Diesem Letzten. Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft. Bd. V der Ausgewählten Werke. Aus dem Engl. von Anna von Prychowski. 196 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Tolstoi, Leo N.: Mein Glaube. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. 1.—3. Tausend. 354 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Der Seide: Was ist Religion und worin besteht ihr Wesen. Mit Anhang. Übersetzt von Iwan Ostrow. 1.—5. Tausend. 115 S. M. 1,—.

Aus dem Verlage von Georg Heinrich Meyer, Berlin SW:

Bartels, Adolf: Jeremias Gotthelf. 254 S.

Fischer, Wilhelm: Die Freude am Licht. Roman in zwei Bänden.

Lienhard, Fritz: Gedichte. Erste Gesamtausgabe. 283 S. M 3,—. — Gottfried von Straßburg. Dramatische Dichtung in 5 Aufzügen. 128 S. M. 2,—. — Till Eulenspiegel. Narrenspiel in 3 Teilen. 182 S. M. 2,50.

Pastor, Willy: Studentköpfe. Essayistische Porträts. 211 S. M. 2,50.

Schlaikier, Erich: Des Pastors Riete. Eine Komödie in 3 Aufzügen. 109 S.

Schwindrazheim, O.: Studien aus Deutschhausen. Ein Märchen in Wort und Bild. 120 S. M. 2,50.

Sohnrey, Heinrich: Der Gemeindeabend. Heft 1 der „Musik- und Kunstpflege auf dem Lande". Erinnerungen aus einem rheinischen Gemeindeleben von Dr. Friedr. Spitta. 39 S. M. 0,40.

Weigand, Wilhelm: Die Frankentaler. Ein Roman. 9. u. 10. Tausend. 348 S. M. 6,—.

Der Seide: Lorenzino. Eine Tragödie in 5 Akten. 162 S. M. 2,50.

Aus der Österreichischen Verlagsanstalt, Linz a. D.:

Himmelbauer, Franz: Zu den heiligen drei Brunnen. Geschichten 131 S.

Leon, Raimund von: Savonarola. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 109 S.

Sprutschek, Julius: Mutterherzen. Slovenische Dorfgeschichten aus Untersteiermark. 220 S.

Wallpach, Arthur von: Krrlenfeuer und Herdflammen. Neue Gedichte. 118 S.

Wolff, Franz: Das verkaufte Lied. Eine Märchendichtung in 5 Akten. 102 S.

Aus E. Piersons Verlag, Dresden:

Arbor, Lilli: Hysterisch. Novellen. 75 S. M. 2,—.

Der Abfall vom Weibe. Studie. 161 S. M. 2,—.

Falzari, F.: Droto. Ein Sommernachtstraum in 3 Bildern. 47 S. M. 1,—.

Hennig, Richard: Jugend und Natur. Nomoderne Gedichte. 124 S. M. 2,—.

Komperl, Paul: Drei Küsse. 78 S. M. 2,—.

Kunad, Paul: Aphorismen. 80 S. M. 1,50.

Mark, Karl: Licht und Schatten. Novellen. 196 S. M. 3,—.

Nitsch, Harry: Dummheiten. Lachende Märchen. 104 S. M. 1,50.

Palten, Hugo v. d.: Kunst und Proletariat. 32 S. M. 1,—.

Religion — Weltliebe. Von einem Christen. 47 S. M. 1,—.

Schlossar, Richard: Die beiden Freunde. Dramatisches Gedicht. 66 S. M. 1,—.

Sternheim, Carl: „Fanale". Gedichte. 67 S. M. 1,50.

Tirtng, Dr. Gustav: Die soziale Frage und das Prinzip der Solidarität. 1. Bd.: Grundlegung. 200 S. M. 3,50.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sohnkestraße 135, I.

Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nm. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: Nr. 1064, Deutsches Reich: Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Bücherssendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich und postfrei durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Piersons Verlag (R. Lincke) in Dresden.

Emmy von Egidy

Aus dem Hofatelier „Elvira“, München.

Band II. ✻ 1902. ✻ Heft 11/12.

Spaltungen und Wandlungen im Sozialismus.

Von Else Hasse.

(Schandau a. Elbe.)

Der Sozialismus, welcher durch die scheinbare Unwiderleglichkeit seiner Geschichtsauffassung, die Einheitlichkeit seiner Theorie und Taktik und die Geschlossenheit seiner Anschauungen hinsichtlich der historischen Fortentwicklung noch vor wenig Jahren als eine Macht erschien, welche allmählich über alle Gegner triumphieren müßte, steht bekanntlich jetzt mitten in einer Krise, welche die Unfehlbarkeit seiner Doktrin gefährdet und die Einigkeit der Parteigenossen bedroht.

Als das Lehrgebäude des Marxismus fertig dastand, da war man jubelnd eingezogen in die feste Burg eines Systems, das, auf wissenschaftlicher Grundlage nach wissenschaftlichen Prinzipien auferbaut, sich allein an die Logik der Thatsachen hielt und nicht mehr, wie der utopische Kommunismus in älterer Zeit, sich auf metaphysische Voraussetzungen und ethisch-religiöse Gefühlsweisen stützte. Ohne jede ethische Kritik bestehender Zustände hatte Marx aus der immanenten Notwendigkeit des ökonomischen Entwicklungsprozesses seine nächste große Resultante, den Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, gefolgert. Auf dieses „Fazit eines Rechenexempels", auf die Stunde, wo die Expropriation der Ex-

propriateure vollzogen werde und das Privateigentum an den Produktionsmitteln ſich in Kollektiveigentum verwandeln müſſe, habe man ſich vorzubereiten: die ganze Taktik müſſe auf die Kataſtrophe zugeſpitzt werden.

Die Sicherheit und Unzweifelhaftigkeit des Endziels berauſchte die Gemüter, und es hat wohl ſelten ein wiſſenſchaftlicher Optimismus eine ſo ergreifende Macht ausgeübt. Seine Bekenner fühlten feſten Boden unter ihren Füßen und durften, geſtützt auf den Fatalismus einer materialiſtiſch-mechaniſtiſchen Geſchichtsbetrachtung, überlegen lächelnd den Widerſtand ihrer Gegner mit anſehen, die mit all ihren Gewaltmitteln doch dem Naturgeſetze der ökonomiſchen Entwicklung gegenüber zur Ohnmacht verdammt waren.

„Der Sozialismus wird kommen wie der Dieb in der Nacht!“ triumphierte Laſſalle; Marx erklärt mit klaſſiſcher Ruhe: „Die Zentraliſation der Produktionsmittel und die Vergeſellſchaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo ſie unverträglich werden mit ihrer Hülle. Sie wird geſprengt. Die Stunde des kapitaliſtiſchen Privateigentums ſchlägt. Die Expropriateurs werden expropriiert.“ Liebknecht ruft auf dem Hallenſer Parteitage aus: „Unſer Sieg iſt eine Notwendigkeit . . . die Notwendigkeit des organiſchen Entwicklungsprozeſſes, in welchem der Menſch als höchſt entwickelter Organismus die entſcheidende, beſtimmende Arbeit verrichtet“, und Bebel übertrumpft ihn noch (Zukunftsſtaats-Debatte im Reichstag, 1893) mit den Worten: „Die ſozialiſtiſche Geſellſchaft kommt von ſelbſt . . . wir haben heute nichts weiter zu thun als dafür zu ſorgen, daß die Maſſen über das Weſen und die Natur der bürgerlichen Geſellſchaft aufgeklärt werden.“

Dieſe auf der Zinne der Theorie ſchwindelfrei balancierende, ſelbſtbewußte Sicherheit hat inzwiſchen jedoch manchen Stoß erhalten. Es zeigten ſich zuerſt nur einige kleine Windwölkchen am Horizonte des himmelblauen Optimismus; Engels ſelbſt, Marxens zweite Seele, macht einſchränkende Bemerkungen und deutet Angeſichts der veränderten Verhältniſſe auf Unvollſtändigkeiten in der Theorie hin; ſchließlich mehren ſich die Sturmeszeichen, bis es brauſend angezogen kommt von einer ſonſt windſtillen Seite her, wo bislang friedſame Rechtgläubigkeit wohnte. Die Orthodoxie ſäumte nicht, dem Kritizismus in einer heftigen Gegenſtrömung zu begegnen — und ſo umtoſen nun Wirbelwinde die ſtolze Burg des Marxismus: nicht Willens, ſie zu zerſtören, und dennoch ihr Gefüge allmählich lockernd.

Es handelt ſich indes keineswegs um abſoluten Zerfall, ſondern nur um den Anfang einer Umbildung, nicht um Zerſtörung einer Menſchheits-

hoffnung, sondern um ihre allmähliche Klärung. Der sozialistische Geist ist lebenskräftiger als je; er sucht nur Ursprung, Name und Art auf's Neue festzustellen, sucht die theoretische Befangenheit abzustreifen und zu seinem bisherigen Wirkungskreise sein legitimes Königreich hinzu zu erobern.

Kantischer Geist durchweht die eingeleiteten Untersuchungen. Die Bernstein'schen Schlagworte „Kant wider cant!" und „Zurück auf Kant!" haben überall gezündet, und es ist eingestandenermaßen kein Zufall, daß er in seiner neuesten Publikation: „Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich?" die Hauptfragen in Anlehnung an Kants berühmte Einleitungsfragen in den „Prolegomena" formuliert.

Beschaffenheit und Tragweite menschlichen Erkennens zu untersuchen, war Kants Aufgabe: auf Selbstprüfung des Geistes, Sicherstellung des Besitzes der Vernunft gieng sein Streben, und er kam an's Ziel durch seine unvergleichlich scharfsinnige Zergliederung der Erfahrung. Indem sie die Ergebnisse seiner Forschung akzeptieren, untersuchen die Neusozialisten nach gleichem Prinzip die wissenschaftlichen Prätensionen ihrer Theorie: wie der große Scheidekünstler Kant wollen sie den eisernen Bestand ihrer Theorie absondern von allen eingeschmuggelten utopischen Zuthaten, wollen, wie er, die „Insel der Wahrheit auf's Neue vermessen" und die auf dem Meere des Scheins herumsegelnden wissenschaftlichen Abenteurer bekriegen. Und indem sie den angeblich wissenschaftlichen Sozialismus in „kritischen Kommunismus", die Arbeiterbewegung in eine „Bewegung zur Genossenschaftlichkeit" und die Lehren des von Metaphysik nicht freien Materialismus in kritischen Idealismus umwandeln, finden sie gleichwie Kant den archimedischen Punkt für ihren Idealismus in der Sittlichkeit.

Dogmatismus oder Kritizismus auf theoretischem Gebiet, Revolution oder Reform hinsichtlich der Taktik — das also ist jetzt, wie im Zeitalter Kants, die Frage. Weil sich ein Gegensatz von Theorie und Leben heraus gebildet und im Zusammenhange damit eine Wandlung und Erweiterung des sozialistischen Ideenkreises vollzogen hat, ist eine Revision der geltenden Lehre notwendig geworden. Das heutige Stadium des ökonomischen Entwicklungsprozesses, verglichen mit den Voraussagen des Marxismus, zeigt eine Nichtübereinstimmung mit diesen. So widerlegen die thatsächlichen Verhältnisse die Lehre von der zunehmenden Konzentration aller Betriebe, bezw. der „Parallelität der Entwicklung in Industrie und Landwirtschaft"; anstatt der Akkumulation des Kapitals in den Händen weniger Kapitalmagnaten erfolgt ein enormer Zuwachs der Kapitalisten mittleren Grades; die Anarchie der kapitalistischen Produktionsweise ist beschränkt worden durch Kartelle, Syndikate, Trusts, Ringe ꝛc.,

die Zeiträume zwiſchen den periodiſch auftretenden Kriſen ſind größer anſtatt kleiner geworden, die Möglichkeit einer „Kataſtrophe“ mehr als problematiſch. Mit dem „ehernen Lohngeſetz“ iſt auch die Verelendungstheorie hinfällig geworden, Angeſichts der ſich ſtetig verbeſſernden Lage der Arbeiter, und endlich wurde die Geſchichtsauffaſſung an den meiſten Punkten angreifbar, vor Allem dort, wo Marx die unmittelbare Abhängigkeit des „ſozialen, politiſchen und geiſtigen Lebensprozeſſes von der Produktionsweiſe des materiellen Lebens“ behauptet, ſo daß der „ideologiſche Überbau“ auf die reale Baſis der ökonomiſchen Naturmacht zu ſtehen käme und die wechſelnden Bewußtſeinsformen der Menſchen nichts wären als „ideelle Spiegelbilder“ der ökonomiſchen Verhältniſſe.

Da alſo im „Aufbau der Mittelglieder des Syſtems“ Fehler gefunden wurden, ſo mußte nachgeforſcht werden, ob die Fundamentierung ſtimme, ob ſie Lücken aufweiſe u. ſ. f.

Den reviſioniſtiſchen Bemühungen, die ſeit dem Erſcheinen von Bernſteins Broſchüre im Januar 1899*) immer mehr den Charakter der Öffentlichkeit angenommen haben, konnte jedoch erſt dann die volle Aufmerkſamkeit zugewendet werden, der Blick durfte erſt dann ruhig und unbefangen zur Theorie zurück wandern, als der Sozialismus nicht mehr alle Kraft für den Kampf um's Daſein gebrauchte. So lange der Kampfzweck alle Muskeln ſpannte und feſtes Zuſammenhalten erforderte, wäre eine Schwächung des Solidaritätsgefühls durch theoretiſche Streitigkeiten verhängnisvoll geweſen; nachdem aber durch die Aufhebung des Sozialiſtengeſetzes der politiſche und auch ökonomiſche Druck ſich vermindert und die Partei ſowohl wie ihre Lehre eine anerkannte Machtſtellung erobert hatte, durfte das Widerſpiel von Meinungen und Intereſſen beginnen und konnten ſich Parteiungen innerhalb der Partei bilden. Den verſchiedenen Auffaſſungsweiſen der Theorie entſprachen innerhalb der Arbeiterbewegung optimiſtiſche und peſſimiſtiſche, radikale und gemäßigt fortſchrittliche Richtungen, deren Tendenz in der Form ihrer praktiſchen Parteiarbeit, ſowie vor Allem in der Handhabung des Klaſſenkampfes zum Ausdruck kommt.

Ein weit gehender Differenzierungsprozeß iſt hier im Gange. Abgeſehen davon, daß innerhalb der „Internationale“ Grund legende Verſchiedenheiten des geographiſch-klimatiſchen, wirtſchaftlichen und politiſch-rechtlichen Milieu's ſowie der Raſſe beſtehen, welche der Sozialdemokratie jedes einzelnen Landes einen abſondernden Charakter verleihen, ſo hindern auch die inneren Verhältniſſe in jedem einzelnen nationalen Verbande

*) „Die Vorausſetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“; Stuttgart, 1899.

vielfach den engen Zusammenschluß. Bernstein macht nachdrücklich darauf aufmerksam, wie die soziale und gewerbliche Differenzierung in den Arbeiterklassen, der Bildungsunterschied zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern, die Verschiedenheiten von Milieu und Lebensweise das Gemeinschaftsbewußtsein beeinflussen. Zwar könne die Thatsache, daß sie allesamt Lohnarbeiter sind, diese Unterschiede aus der Vorstellung verwischen, und das Bewußtsein, daß sie dem Kapital gegenüber einen gleichartigen Kampf führen, eine lebhafte gegenseitige Sympathie erzeugen. Aber zwischen solcher politischen oder sozialpolitischen Sympathie und ökonomischer Solidarität sei noch ein großer Unterschied, und die Leidensgeschichte der Bewegungen zur Organisierung verschiedener Berufskategorien in gewerkschaftliche Interessenvereine beweise, wie eine Gleichartigkeit des Verhaltens bei Industriearbeitern, Hausindustriellen, Handelsangestellten, dem technischen ꝛc. Beamtentum und Landarbeitern nicht zu erzielen sei. Den letzteren besonders sei Vergesellschaftung der Produktion nicht viel mehr als ein leeres Wort, wie man denn überhaupt nur bei einem ganz verschwindenden Teil ernsthafte Geneigtheit und Verständnis für Bestrebungen voraus setzen könne, die über bloße Verbesserung der Arbeitsbedingungen hinaus gehen.*)

Es ist nun Sache der Anführer im Klassenkampfe, die in Bezug auf Einsicht, Eifer und Zielbewußtsein so verschiedenartigen Elemente zu einer geschlossenen Aktion zu vereinigen. Diese aber wird, je nach den Verhältnissen des Landes, der wirtschaftlichen Lage und dem Grade der Intelligenz der Arbeiterschaft, eine mehr ökonomische oder politische sein; man wird „Emanzipation durch wirtschaftliche Organisation" oder „Emanzipation durch politische Expropriation" erstreben, im Hinblick auf die Möglichkeit einer politischen Katastrophe.

Wo die ökonomische Selbsthilfe als vornehmste Waffe geführt wird und das Ziel — Beseitigung des kapitalistischen Profitsystems — durch unabhängige Arbeiterschöpfungen, Konsum- und Produktivgenossenschaften, Gewerkschaftsvereine, kooperative Gruppen aller Art erreicht werden soll, da wird eine vorwiegend friedliche, opportunistische Taktik beobachtet. Reformatorisch, durch sozialpolitische Gesetzgebung, Hebung der Volksbildung, Demokratisierung von Fabrik und Gemeinde, geregelte Lohnbewegungen ꝛc. will man auf dem Verfassungswege die Ungerechtigkeiten des jetzigen Systems überwinden, indem mit dem Klasseninteresse des Proletariats zugleich das Wohl der Gesamtheit gefördert werden soll.

*) „Voraussetzungen des Sozialismus", S. 90 flg.

Obwohl Marx lehrt, daß in der Geschichte die politische Macht der ökonomischen folge (er hat allerdings die Theorie des ökonomischen Klassenkampfs nicht fertig ausgebildet), so erscheint den „Zielbewußten" der vorwiegend politische Kampf doch als das bessere Mittel, um die Stunde vorzubereiten, wo das Proletariat „die den Händen der bürgerlichen Gesellschaft entfallende Gewalt aufzunehmen habe", um seine Diktatur anzutreten. Die Nur-Politiker bewahren dem heutigen System gegenüber eine durchweg feindselige Haltung, ihre Taktik ist revolutionär; sie verachten Reformen als Palliativmittel und sträuben sich gegen eine besonnene Politik von Fall zu Fall; mündliche Agitation, Propaganda der Presse, Ausbeutung des Wahlrechts und parlamentarische Thätigkeit sind für sie Handhaben der Umsturzbewegung, und die allermeist verneinenden Geister versteifen sich oftmals auf den unthätig-ironischen Widerstand des Zusammenbruchstheoretikers, der es sich leisten kann, das Kommende gemütsruhig abzuwarten. Auf dieser Seite stehen merkwürdiger Weise die orthodoxesten Marxisten; nach der selben Seite hin gravitiert auch der deutsche, d. h. Bebel'sche Sozialismus. Ausdrücklich hat es Bebel auf dem Erfurter Parteitag ausgesprochen: „In erster Linie haben wir die politische Macht zu erobern und diese zu benutzen, um auch die ökonomische Macht durch die Expropriation der bürgerlichen Gesellschaft zu erreichen."

Diese zwei verschiedenen Methoden der Klassenkämpfer sind zu bestimmtestem Ausdrucke gelangt innerhalb des französischen Sozialismus und wurden ausgefochten in dem Redekampf von Lille am 26. Nov. 1900, wo vor einem mehrtausend-köpfigen Publikum von Genossen und Genossinnen die beiden Sozialistenführer Jean Jaurès und Jules Guesde die Verschiedenheit ihrer Taktik begründeten.

Aus ihren Erörterungen — in denen, wenn auch verhüllt, alle Gesichtspunkte wiederkehren, welche die Bernsteinianer und orthodoxesten Marxisten gegen einander geltend machen — geht überdies auch klar hervor, daß in, mit und durch den Klassenkampf sich die Überzeugungen von einander abgespalten haben und daß der neue Kurs, den die Taktik genommen, mit theoretischer Unzufriedenheit identisch sein muß.

Der Klassenkampf ist die thätige Überleitung der Gesellschaftsordnung aus einem unvollkommenen Zustand in einen vollkommeneren. Durch ihn berührt sich der Theoretiker mit dem Leben. Vernimmt er mit feinem Gehör dessen Pulsschlag und sieht er die Fäden der Entwicklung laufen, dann wird er bald erkennen: das Leben geht seinen eignen wunderlichen Gang und läßt sich nicht durch Theorien treiben. Und er wird fortan vom Leben lernen, wohin die Theorie zu steuern und wie er sie kämpfend zu verwirklichen habe.

Und so erscheint denn der steifnackige Marxismus eines Guesde Angesichts der veränderten Verhältnisse als eine Lächerlichkeit und verrät das ungeschmeidige Denken desjenigen, dem seine Überzeugung nur eine Sache des Kopfes und so wenig Sache des Herzens ist, daß man ihn an seiner Menschlichkeit packen und ihm das Hamletwort beschwörend zurufen möchte:

„Oh Herz, vergiß nicht die Natur!"

Guesde, der echte Revolutionär, voll rassiger Unruhe und heimlicher Freude an Gewaltaktionen, schwört auf Marxens Wahrsagergeist und steht noch ganz auf dem perspektivischen Standpunkte des „Kommunistischen Manifests"; er will nicht sehen, daß die in die Spitze einer Katastrophe damals auslaufenden Entwicklungslinien sich inzwischen verschoben haben. Ihm steht der abstrakte Zukunftsstaat näher wie die gegenwärtige lebende, leidende Menschheit; er glaubt noch mit Marx, daß das demokratische Prinzip, um sich durchzusetzen, der „schöpferischen Triebkraft der Revolution bedürfe", und verdammt daher alle partiellen Reformen, friedlichen Kompromisse und eine Kampfesweise, die unter der Form politischer Machtteilung mit der Bourgeoisie allmählich „Mensch nach Mensch und Portefeuille auf Portefeuille erobert"; er will — wie André Lefèvre treffend bemerkte — „mit untergeschlagenen Armen zuschauen, bis die Stunde gekommen ist, wo das Proletariat die Bastille der Bourgeoisie stürmen wird, wie einst die Bourgeoisie die Bastille des Feudalismus stürmte".

Ganz anders Jaurès. Er repräsentiert in seinen Anschauungen und seinem Vorgehen ethische Grundsätze, wie er denn auch — der ehemalige Professor an der Hochschule von Toulouse — in einer lateinischen Dissertation den wahren Ursprung des Sozialismus nicht auf den Materialismus der äußersten Hegel'schen Linken, sondern auf den Idealismus eines Luther, Kant, Fichte, Hegel zurück geführt hat. Als ein sozialistischer Freigeist und Ritter ohne Furcht und Tadel will er nicht gleichmütig abwarten, bis die Selbstzerstörung der Kapitalistenklasse sich vollzogen habe; er will Revolution nur vermittelst der Reform und einer opportunistischen Taktik; die sittliche Einsicht soll jederzeit zu Worte kommen, nicht erst, wenn die ökonomisch-politische Macht anders verteilt sein wird; „die Idee der Gerechtigkeit soll zur treibenden Kraft des geschichtlichen Fortschritts werden", nicht die Gewalt, und es muß bedacht werden, daß „die allseitige Verantwortlichkeit einer Partei in dem Maße wächst als ihre Macht".

Und von diesem Punkte aus verteidigte Jaurès auch den Eintritt des Sozialisten Millerand in das Ministerium Waldeck-Rousseau und sein eignes aktives Eingreifen in die Dreyfusaffäre, worüber die Guesdisten

als über eine taktiſche Inkonſequenz den Stab gebrochen haben. Jene halten Nichtintervention in allen Fällen für geboten; Jaurès dagegen findet, daß es im Intereſſe des Proletariats liege, die Entartung der Bourgeoiſie zu verhüten; denn, ſo ſagt er: „Was thut der Sozialismus mit einer verdorbenen Geſellſchaft? Wie ſoll er aus morſchem Material den Turm der Zukunft aufbauen?“

*

In dem hier nur kurz ſkizzierten Meinungsſtreite der beiden Sozialiſtenführer tritt, abgeſehen von ihrer Temperamentsverſchiedenheit, die ganze Schärfe des Gegenſatzes zwiſchen der radikalen und gemäßigten Richtung zu Tage; zwiſchen denen, die reformieren, und jenen, die revolutionieren wollen; zwiſchen dem aufgeklärten Sozialphiloſophen, der weiß, welche Grundkräfte der menſchlichen Natur zum Aufbau eines beſſeren Gemeinſchaftslebens mobil gemacht werden müſſen, und dem anmaßenden, ſyſtemſüchtigen Sektierertum, das in ſtrenger Abgeſchloſſenheit wie hypnotiſiert nur nach dem Endziele ſtarrt und des naiven Glaubens lebt, eine ſich zu Tode lebende Ordnung im Handumdrehen durch eine neue erſetzen zu können. Und es zeigt ſich hier wieder, daß der Radikalismus ſich nur allzu leicht in ſtarre, ſcholaſtiſche Strenggläubigkeit und in unfruchtbare Verneinungen verſtrickt und dadurch die Reaktion, aber nicht den Fortſchritt befördert.

„Der Wille zum Syſtem iſt eine Unredlichkeit“, warnt Nietzſche. Und in der That läuft die Syſtemſucht Gefahr, in engherzigen, einſeitigen Schematismus zu verfallen. Syſteme, Theorien halten zwar Parteien zuſammen, bieten den herum vagierenden Meinungen eine ſichere Heimſtatt und verbürgen den Realpolitikern ihre Macht über die Gemüter; aber niemals kann ein Syſtem die Fülle des Wirklichen umſpannen und die künftige Entwicklung aus ſich heraus ſpinnen; es giebt keine ſyſtematiſche Formel, die dehnbar genug wäre, die Entwicklungsmöglichkeiten in ihrer ganzen Weite in ſich aufzunehmen und zu umſchreiben — eine Formel, die als ein magiſches, die Thatſachen der Zukunft entzauberndes Zeichen angeſprochen werden könnte.

Den Syſtemabſolutismus hat der wiſſenſchaftliche Sozialismus vom Hegelianismus übernommen; er will ſo ſuperklug ſein wie jener, der in letzter Inſtanz ja keine ungelöſten Probleme kennt. Hier wie dort wird die geſamte Welt des Geſchehens in das Netz der dialektiſchen Methode eingefangen, einer Methode, welche Arnold Ruge 1838 für die „wiſſenſchaftlich konſtituierte Revolution“ erklärte, wobei es ſich ja gleich bleibt,

ob die Entwicklung von der „Position zur Negation und Negation der Negation" auf den Begriff oder auf die Produktionsverhältnisse gestellt wird.

Allzu viel Hegelianismen lassen sich im Marxismus nachweisen. Wie Hegel so läßt auch Marx in einem gegebenen Entwicklungsstadium die Quantität (kapitalistische Übel) in die Qualität (Sozialismus) umschlagen; beide konstruieren aus ihrem Grundbegriff heraus angeblich voraussetzungslos die historische Welt und lassen jede geschichtliche Erscheinung an ihrem Pauperismus zu Grunde gehen, weshalb ihnen die Politik der idealen Forderungen überflüssig erscheinen mußte (Marx: „Der Sozialismus hat keine Ideale zu verwirklichen!"); beide fordern „immanente Kritik" ihres Systems, wobei diese denn dort wieder ankommen muß, von wo sie ausgegangen ist.

Und darum (weil eine große Bewegung die Rückenstütze einer fortbildungsfähigen Theorie braucht) war es notwendig, daß der Geist Kantischer Kritik auferstand, um von außen stoßend das System dort auseinander zu sprengen, wo es morsch ist. Sein zu Grunde liegender Materialismus, seine Wissenschaftslehre, die Geschichtsauffassung und die Einschätzung der Wirksamkeit ideologischer Faktoren — das alles wird geprüft und umgebildet von Sozialphilosophen und Neukantianern, wie Cohen, Stammler, Natorp, Staudinger, Vorländer, Woltmann und Bernstein, dessen Entwicklung zum konsequenten Kritiker noch in interessantem Fluß und Werden begriffen ist.*)

Der die Hegel'sche „Linke" flankierende Feuerbach'sche und naturwissenschaftliche Materialismus, den Marx akzeptiert hatte, ist philosophisch längst widerlegt, hat aber einen Rückhalt noch an der öffentlichen Meinung. Fechner hat seinerzeit schon kurz und gut gesagt, daß, was wir von der Materie wissen, Sache des Bewußtseins sei. Dieses ist das Prius der Materie; aus der Zusammensetzung der Materie das Bewußtsein zu erklären, nachdem man die Materie erst aus Zusammenstellung von Empfindung und Sinneswahrnehmung gefolgert und produziert hat, das sei absurd. Auch steht es nach Kant ja felsenfest, daß „die oberste Gesetzgebung der Natur in uns selbst, d. i. in unserem Verstande liegen müsse". Weiter ist auch der Begriff der Kraft ein aus dem Bewußtsein, d. i. dem Willensvorgang abgeleiteter. Und noch weniger kann sich der Materialismus auf das Wörtchen „Notwendigkeit" stützen. Wenn Bernstein 1899 noch äußerte: „Materialist sein heißt, zunächst die Notwendigkeit alles Geschehens behaupten", so ist er zu widerlegen mit dem Kantischen Ergebnis, daß

*) Auch noch nach dem Lübecker Parteitag 1901, der ein Zurückgehen bis zur autoritativen Scholastik eines Thomas von Aquino anzukündigen schien? D. Schriftl.

Notwendigkeit kein Außerhalb, sondern ein Innerhalb ist, daß wir sie nicht anschauen, erfahren, greifen können; denn wir haben den Begriff der Notwendigkeit nur, indem wir das Einfache in den Beziehungen der Ideen und Dinge denken; Notwendigkeit ist nur im Aprioriſchen und wird in die Thatsachen hinein getragen nach Analogie des Zusammenhangs der Begriffe.

„Natur ist das Dasein der Dinge, sofern es nach allgemeinen Gesetzen bestimmt wird." (Kant.) Eine Wissenschaft der ökonomisch-soziologischen „Natur"-Erscheinungen wäre also nur möglich, so weit diese als gesetzlich erkannt und fest gelegt wurden. Bernstein hat ja eingeräumt, daß sich schon deshalb ein restloser Beweis für die Wissenschaftlichkeit des Sozialismus nicht erbringen lasse, weil „das Objekt seiner Forschungen, die Gesellschaft, ein lebendiger Organismus ist, und es hinsichtlich der für ihn geltenden Gesetze keine Wahrheiten letzter Instanz giebt."

Um aus Thatsachen Gesetze abzuleiten, dazu bedürfte es der immer wiederkehrenden quantitativ-qualitativen Gleichheit der Vorgänge und der Prüfung durch das Experiment, das in der Soziologie und Ökonomie eben deshalb unmöglich ist, weil die gleichen Verhältnisse sich nie wiederholen und eine Beobachtung nie wieder unter genau den selben Umständen auszuführen ist. Stammler hat denn auch der Sozialwissenschaft den Anspruch, Naturwissenschaft zu sein, genommen und den Marxistischen Irrtum, daß ökonomische Phänomene Naturdinge seien, widerlegt. Sie sind nicht Natur, sondern bestehen innerhalb einer geregelten Ordnung, und diese vorhandene Ordnung des sozialen Lebens in eine objektiv richtige strebend und kämpfend umzuwandeln, durch Suchen des gerechten Rechts und an der Hand gemeinsamen, vernünftigen Wollens — das sei Aufgabe der Sozialwissenschaft.

Die nötigen Maßstäbe aber für eine bewußte, planvolle Umgestaltung finden wir nicht vermittels der naturwissenschaftlich-kausalen Betrachtungsweise, sondern am Leitfaden des Zweckgedankens. Die Kausalität ist eine Denkform, die Raum läßt für den Zweckgedanken. Die Gesetze des zweckbewußten Handeln müssen aufgesucht, die Zweckformen und ihre bedingenden Ursachen fest gestellt und eine „durchgängige Organisation der Zwecke freier und gleich berechtigter Menschen"*) muß angestrebt werden.

Auch Bernstein meint neuerdings, daß „soziale und politische Doktrinen immer unter dem Diktat bestimmter Zwecke stehen, bei denen es sich nicht um ein Erkennen, sondern um ein Wollen handelt; wohl muß für dieses Wollen die wissenschaftliche Methode und Erkenntnis Richtung gebende Kraft

*) Staudinger: „Ethik und Politik"; Berlin 1899.

besitzen, aber das Endziel des Wollens der Sozialisten hat nichts mit Wissenschaft zu thun und ist notgedrungen mit einem Stück Utopismus, d. h. einem Element von spekulativem Idealismus, behaftet".

Und hierin sind sie Alle einig, die Bernstein, Jaurès, Staudinger, Vorländer, Cohen: „Der Sozialismus ist im Recht, sofern er im Idealismus der Ethik gegründet ist. Und der Idealismus der Ethik hat ihn begründet."*)

Die Erkenntnis, daß die Ethik — Marxens quantité négligeable! — und nicht die Ökonomie den Sozialismus rechtfertige und daß das „eherne Muß" einer immanenten, wirtschaftlichen Notwendigkeit ein Problem bleibt, rüttelt an der Auffassung von der historischen und absoluten Priorität der Ökonomie. Ebenso wenig diese Gegenstand einer exakten Gesetzeswissenschaft sein kann, ebenso wenig kann sie als das für die Phänomene der Geisteswelt Vorauszusetzende bezeichnet werden. Es ist der Fehler der Marxischen Geschichtsauffassung, daß sie das Wechselseitigkeitsverhältnis von Wirtschaft und Geistesleben in ein Unterordnungsverhältnis verkehrt. Die Wirtschaftsformen sind nichts Ursprüngliches; sie sind — als eine Gesamtheit verständiger Willenshandlungen wirtschaftender und ihr Zusammenwirken regelnder Individuen — etwas konventionell Hervorgebrachtes. Die Grundthatsache der Ökonomie, das Ernährungsbedürfnis des Individuums und seine Befriedigung, vollzieht sich nicht bewußtlos und mechanisch, sondern der Selbsterhaltungstrieb verbindet sich bei fort schreitender Kultur immer mehr mit den höheren Denkthätigkeiten, wofür die technologischen Wirtschaftsformen ein sprechendes Beispiel liefern. Von einem Naturgeschehen könnte man höchstens insofern sprechen, als sie in ihrer Gesamtheit noch nicht bewußt geregelt wurden und sich also aus dem vielartigen bewußten und gewollten Thun eine unbekannte, nicht gewollte Resultante ergeben muß. Diese aber errechnen zu wollen, indem das unübersehbare Gewirre von Kausalbeziehungen, die „unendliche Gruppe von Kräfteparallelogrammen" (Engels) in ein System mechanischer Beziehungen aufgelöst und in ein grobes Schema hinein gezwängt wird, das wohl der Veranschaulichung dienen, aber niemals die Fülle organischer Kräfte zu umspannen vermag — das ist ein unmögliches Unterfangen.

Die Geschichte ist kein Rechenexempel, trotzdem oder weil Lebensthatsachen als in durchgängigem Zusammenhange stehend erkannt worden sind. Wie wäre auch das Maßverhältnis der bedingenden und beeinflussenden Faktoren, wie wären die unbekannten Größen fest zu stellen? Bodenbeschaffenheit, Klima, Rassenverschiedenheit, Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse

*) Cohen: Einleitung zum II. Bd. von Fr. A. Lange's „Geschichte d. Materialismus".

ſind zwar bekannte phyſiſche Größen, aber das X, die im Laufe der Geſchichte auftauchenden, Werte ſchaffenden Perſönlichkeiten, ſind in ihrem Einfluß und Wirken unberechenbar, und die Produkte aller geiſtigen Thätigkeiten, die wir in Sitte, Recht, Kunſt, Religion vor uns haben, ſind wieder etwas Unberechenbares und nach Umfang, Qualität, Stärke und Macht ein neues Ganze und mehr als die bloße Summe ihrer Teile.

Durch ſeine Unterſchätzung individuellen Denkens, Fühlens, Wollens hat der Sozialismus ſein eignes Heil verkannt. Denn da er ſeiner Natur nach idealiſtiſch iſt, ſo wäre eine wirkliche Sozialiſierung des Gemeinſchaftslebens, ein einheitliches Zuſammenwirken all der unzähligen kleinen Intereſſengemeinſchaften überhaupt, nur mit Hilfe der ſittlichen Selbſtbeſinnung und Autonomie, durch Erziehung und Befeſtigung moraliſcher Dispoſitionen, niemals blos durch das Milieu irgend einer Wirtſchaftsform zu erreichen.

Proudhon äußerte einmal: „Der Sozialismus ſetzt irrtümlicher Weiſe die Brüderlichkeit der Geſinnung voraus, die doch erſt als Frucht der Geſellſchaft aus der Verſöhnung ihrer Intereſſen hervor gehen ſoll.“ Eine kollektiviſtiſch organiſierte Geſellſchaft würde zunächſt keine Garantie gegen weit gehende innere Zerſplitterung und kleinliche Intereſſenanarchie gewähren. Wirtſchaftsform und ſittliche Vollkommenheit ſtehen in keinem ſo unmittelbaren Kauſalzuſammenhang; auf die Zuſammenordnung des Thatſächlichen und des Seinſollenden in einem reflektierenden Bewußtſein, auf das Zuſammenwirken von Einſicht und Willen kommt es an.

Zugegeben einmal, daß alle Lebens- und Bewußtſeinsformen einheitlicher Natur und Abſtammung ſeien, ſo haben ſie ſich doch im Laufe der Zeiten von einander abgeſpalten und unterſchieden. So wie ſich beiſpielsweiſe aus dem Urtaſtſinn im Laufe der Entwicklung die fünf oder nach neuerer Annahme ſechs bis ſieben Sinne heraus differenziert haben, ſo ſind auch Wirtſchaft, Sitte, Religion, Recht, Politik, Ethik ſelbſtändig geworden und haben ſich trotz allen Zuſammenwirkens durch eine immer ſchärfer ſich ausprägende Eigenart von einander abgeſondert.

So divergieren beſonders auch Wirtſchaft und Ethik nach verſchiedenen Seiten. Wirtſchaft iſt geregeltes äußeres Zuſammenwirken zu phyſiſchen Erhaltungszwecken; Ethik iſt Regelung der Geſinnung und zugleich die höchſte bedingende Form des ſozialen Zuſammenlebens. Sie wurzelt in der Innerlichkeit des Menſchen und iſt als eine eigene ſchöpferiſche Bethätigungsweiſe, eine ſpezifiſche Energie der menſchlichen Seele eben nur aus der Natur dieſer, nicht aus der Natur der einwirkenden materiellen Faktoren zu erklären. Die Vorausſetzung ethiſcher Denkweiſe iſt ein ſelbſt-

ständig reagierendes Bewußtsein, und das Verhältnis äußerer Einwirkungen zur Ethik ist so zu denken, daß die a priori latent vorhandenen Grundformen des sittlichen Urteils allerdings durch die Erfahrung ausgelöst, verlebendigt werden und einen Inhalt bekommen müssen, dessen Richtigkeit im Akte der Erfahrung erprobt wird innerhalb des Gemeinschaftslebens, — daß sie aber nicht von der bloßen Erfahrung geschaffen werden können. Ökonomische Verhältnisse können ethische Probleme weder hervor bringen noch lösen bezw. beseitigen; sie können nur Probleme schlechtweg darstellen, die der Menschengeist als ethische erkennt, aufgreift und im und durch das Gemeinschaftsleben löst. Und nur insoweit sind Wirtschaftsformen Mitursache der Ethik, als der Mensch im Zusammenhange mit ihnen sich und sie tiefer erfassen und beherrschen lernt und dadurch neue Sittengesetze in seinem Bewußtsein ausgestaltet.

Da es also sowohl erkenntnistheoretisch, als historisch und in Bezug auf die soziale Bewegung falsch ist, daß „das sittliche Bewußtsein hinter den ökonomischen Thatsachen her hinkt" (Engels), so hat der Sozialismus alle Ursache, Anleihen bei der Ethik zu machen und sich in das Gewand einer sittlichen Weltanschauung zu kleiden. Er muß Gewissensbedürfnis werden. Möglich, daß sich um die Arbeiterbewegung herum als Kerntruppe und Trägerin des ursprünglichen, theoretisch-praktischen Strebens nach einer Metamorphose der Wirtschaft ein weiter Kreis von Gesinnungssozialisten bildet, die freilich in ihrem Einfluß und ihrer praktischen Wirksamkeit in dem Maße beschränkt bleiben werden, als „der Gegensatz der im Schoße der Gesellschaft spielenden Privatinteressen ihrem zweckbewußten Handeln im Wege steht" — (wie Bernstein rücksichtlich der selbständigen Bethätigung „ideologischer Faktoren" einschränkend bemerkte).

Und ferner hat der Sozialismus alle Ursache, sich wiederum vor der Vernunft zu legitimieren, indem er seine methodologische Entwicklungsfähigkeit beweist und durch Anpassung an die wissenschaftlichen Ergebnisse und geschichtlichen Thatsachen der unmittelbaren Gegenwart immer weiter in seine ungeheuren Aufgaben hinein wächst. Denn daß ihm, wenn auch zunächst nur als einer sozialphilosophischen idealen Norm, die Zukunft gehört, daran ist kaum zu zweifeln; und wir dürfen mit Kant, in dessen sozialethischen Grundsätzen man einen fast reinen Sozialismus wieder aufgefunden hat, hoffen, daß „nach manchen Umbildungen endlich das, was die Natur zur höchsten Absicht hat, ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand als der Schoß, worin alle ursprünglichen Anlagen der Menschengattung entwickelt werden, dereinst zu Stande kommen werde", wenn auch das Ideal niemals unverkümmert in's Leben treten kann.

Erziehung und Familienleben.

Von Grete Meisel-Heß.
(Wien.)

„. . . Die kleine Thörin hat ihre Finger an einem Menschenschicksal gehabt . . ."
Ibsen.

Vor einiger Zeit erschien von Frau Hedwig Dohm in der „Zeit" ein Artikel zur Erziehungsfrage. Frau Dohm sprach davon, die Menschenerziehung, die heute jeder Frau, die da Mutter wird, willkürlich überlassen bleibt, zum vornehmsten Beruf umzugestalten, — zu organisieren, — sie sprach von dem Anrecht des Kindes an der höchsten Kultur seiner Zeit — und von der Aufgabe der Zukunft, dem Kinde diese Kultur zielbewußt und planmäßig zuzuführen, da die Atmosphäre des Hauses, in die das Kind durch den Zufall der Geburt verschlagen wird und welche maßgebend ist für seine Entwicklung, in den seltensten Fällen gerade die geeignete, auserlesene ist, die sie sein muß, um den Zweck der Menschenheranbildung im höchsten Sinne der Zeit zu erfüllen. Den Grundsatz, daß gerade die Mutter und zwar jede Mutter die beste Erzieherin ihres Kindes sei, nennt Frau Dohm mit Recht eine von den phantastischen, herkömmlichen, überlieferten Erlogenheiten, die überall Kurs haben. „Wohl kann ich mir die Kindeserziehung als einen Daseinszweck des Weibes denken, als eine produktive Schöpfung ersten Ranges, eine Schöpfung, die aus dem Kindmaterial ein bis in die subtilsten Details ausgeführtes Meisterwerk empor wachsen läßt." Aber bis jetzt ist noch wenig dazu gethan worden, die Frau, deren „natürlicher Beruf" doch die Mutterschaft sein soll, für diesen „Beruf" auch vorzubereiten, wie man eben zu jedem andern Beruf vorbereitet wird — sie zur erziehenden Mutter heran zu bilden und ihr für die Ausübung dieses Berufes ihre soziale Existenz zu sichern. Darum können auch die wenigsten Frauen diesen Beruf erfüllen.

Tausende sehen wir, die mit abgöttischer Affenliebe ihre Kinder förmlich verkneten; Andere wieder, die zu jenen „hartnervigen Damen mit plumpen Händen und groben Seelen" gehören, von denen Hedwig Dohm spricht, — die Abrichtung mit Erziehung verwechseln. Und wieder Andere, die trotz der besten Intentionen ihre Kinder nicht erziehen können, weil der Moloch „Haushalt" mit seiner Vielkinderei, Vielflickerei, Vielwascherei und Vielkocherei all ihre Kräfte auffaugt, weil diese Geplagten in der unorganisierten, systemlosen Form des heutigen „Familienlebens" all ihre Fähigkeiten zersplittern. Und wieder andere Tausende, die in die Fabrik müssen, trotzdem sie Mütter sind, — also den richtigen „Frauen-Beruf" ja ausüben wollten, nur daß sie halt leider nicht davon leben können, wie man von jedem andern Beruf leben kann . . . Deren Kinder ziehen in den Straßen umher —: kleine Menschentiere, die später die Zuchthäuser und Spitäler füllen. Ich erinnere nur an die gefährlichen Kinder-Rotten, die jetzt in Ottakring den Schrecken der Bevölkerung bilden. All diese Kinder hat man von ihren Müttern *nicht* hartherzig „getrennt", — nein, — man hat sie ihnen *nicht* „entrissen", sondern sie ihnen, resp. der Straße in den Proletarierfamilien, — dem Chaos der dumpfen, überfüllten Kinderstube in der Kleinbürgerwirtschaft, — und den Bonnen bei den begüterten Müttern überlassen.

Wie viele Ströme von Kraft und Gedeihen, von kulturellem Fortschritt und sozialer Entwicklung der Gesellschaft mit diesem Menschenmaterial, das zu verwüsten, dem Einzelnen und seinen sozialen Chancen willkürlich überlassen bleibt, zu Grunde gehen, das ist schier unermeßlich. In diesen Kindern liegt die Zukunft — und die Entwicklung dieser Zukunft wird dem Zufall preis gegeben! Alles ist organisiert in der riesigen Arbeitsteilung der Gesellschaft, nur um die Prämissen aller Entwicklungsmöglichkeiten kümmert man sich nicht, — der Boden der Aussaat bleibt der Verwilderung überlassen.

Und da kommt eine Frau, die das überblickt, was wir alle instinktiv empfunden haben, die mit dem hellen Auge der Seherin die Konturen der kommenden Entwicklung erkennt. Eine priesterliche Kaste von Erziehern sieht sie erstehen, eine Kaste, die werden *wird*, weil die Gesellschaft sie *braucht*, die die Zukunft der Menschheit dem Zufall entreißt und sie formt in der begnadeten Hand.

Ihr gegenüber tritt als Gegnerin Frau Mina Ander. Diese findet die Anregungen Frau Dohms nicht nur „unzweckmäßig", sondern auch „überaus grausam". „Denn" auch die „einfachste" Mutter ist die beste Erzieherin ihres Kindes, indem sie ihm jene Grundsätze einprägt, die

„vollauf genügen, einen wackern Menschen aus ihm zu machen: Sei gut und rechtschaffen, vermeide das Unehrenhafte, trachte vorwärts zu kommen im Leben durch redliches Streben, durch ehrliche Arbeit" — — diese Grundsätze, welche eben dadurch, daß sie ihm der „Muttermund" einprägt, „einen so tiefen Eindruck auf das Kind machen" . . .

Nun, wenn diese Grundsätze wirklich jedem von seiner Mutter eingeprägt werden, und wenn sie zur Erziehung vollauf genügen, dann müßte ja unsere Gesellschaft thatsächlich aus lauter solchen „wackern" Menschen bestehen. Da wir diese Thatsache aber leider nicht konstatieren können, so müssen wir uns erstens fragen, ob diese Grundsätze jedem von seiner Mutter auch wirklich eingeprägt werden, — den Proletarierkindern von der Mutter, die den ganzen Tag in der Fabrik arbeitet, den Kleinbürgerkindern von der abgequälten Haushaltungsmaschine, die ihre Mutter ist, — den Kindern der Begüterten von der Mutter, die sie den Bonnen übergiebt, — den Kindern jener „Hartnervigen" und andern mehr. Zweitens müssen wir uns fragen, ob jede noch so „einfache" Mutter diese Grundsätze auch wirklich hat — und endlich, ob diese Grundsätze, *wenn* sie selbst so famos in Bausch und Bogen dem Kinde vom Muttermund eingeprägt würden, auch wirklich genügen, um die junge Generation, d. h. Menschen der Zukunft zu erziehen.

Wir glauben, daß es doch etwas mehr gilt, als diese Grundsätze kurz und bündig dem Kinde mitzuteilen. Wäre dies genug, so könnte man ja die Sache noch ungemein vereinfachen: man könnte diese Grundsätze auf ein Täflein schreiben und sie dem Säugling in die Windeln stecken, oder später dem Kinde in's Schulränzl und dem Jüngling in die Westentasche.

Frau Mina Ander sagt: „Frau Dohm will an Stelle der mütterlichen Erziehung eine allgemeine Institutserziehung setzen" —! Und nun läßt sie mit prächtigem Eifer Statistiken folgen. So und so viel Prozent beträgt die Sterblichkeit — in den Findelhäusern. So und so viel beträgt das durchschnittliche Einkommen der Familien. So und so viel Tausende kostet jährlich ein Kind im Institut! So und so viel Kinder *haben* die Familien durchschnittlich. Jetzt multipliziert einmal jedes Kind mit der teuern Instituts-Summe und dann fragt euch, woher die „breitern Schichten der Bevölkerung" diese Summen nehmen sollen. Ergo: ist jede Mutter nicht nur die beste, sondern auch die notwendigste Erzieherin ihres Kindes!

Würde man nicht thatsächlich nach diesen Ausführungen glauben, Frau Dohm habe gesagt: „Steckt eure Kinder in die Findelhäuser oder

übergebt sie den heutigen Instituten"? — Frau Dohm, die den Blick in die Zukunft richtet und als gebieterischeste und wichtigste Aufgabe dieser Zukunft dies erkennt: Erziehungsstätten zu schaffen, wo die Zukunft des Volkes — die Jugend — planmäßig gebildet wird von berufenen und erlesenen Erziehern; Stätten, ausgerüstet mit dem Besten, was die Zeit zu bieten vermag, — und wie sie natürlich nie aus privaten Mitteln, von Profit suchenden Unternehmern errichtet werden könnten, um ihre großartige Bestimmung, die auf ihrer allgemeinen Zugänglichkeit beruht, zu erfüllen.

Und diesem Zukunftshinweise gegenüber —: Frau Mina Ander, die Sterblichkeit in den Findelhäusern — die hohen Preise der Institute zitierend!

Ansätze zu einer höhern Erziehungsart und Ansätze zu einer Versorgung der Kinder durch den Staat sind schon vorhanden. Letztere bestehen in den noch sehr unzulänglichen, aber immerhin in der Gesinnung unverkennbaren öffentlichen Ausspeisungen der Schulkinder. Erstere werden durch gewisse wenige, seltene Institute repräsentiert, die schon heute andere als gewöhnliche Unternehmerziele verfolgen. Frau Dohm nennt die Anstalt in Ilsenburg, nach dem Muster von Emlostobea in England errichtet. Ich kenne ein Institut, das hier ebenfalls genannt zu werden verdient. Allerdings scheint es mir nur für Kinder bis zu 14 Jahren mit ausreichendem Kulturmaterial versehen. Da aber in der denkbar fördernsten und für das Kind segensreichsten Weise. Es ist das weltliche Mädchenpensionat in Prachatitz, der Schulstadt im Böhmerwald. Schon allein die wunderbare Lage bedeuten für das Stadtkind eine physische Beeinflussung günstigster Art. Dazu kommt noch die treffliche Pädagogik der Leiterin, die die Kindesentwicklung in jene klaren, urgesunden und einfachen Bahnen leitet, die in diesem Alter so notwendig — und in der Großstadt recht selten sind.

Frau Ander spricht aber hauptsächlich von den „Empfindungen" der Mütter, denen ein solcher „Zwang" ihre Kinder „entreißen" würde, um sie berufenen Erziehern zu „überantworten". Ich traue meinen Augen und Ohren kaum. Wie? Sollte es Mütter geben, die darin, daß ihnen der Staat die Erziehungssorge um die Kinder abnimmt, eine Verletzung ihrer „heiligsten Empfindungen" sehen? In welch schwarze Reaktion geraten wir denn da? Wie stellen sich denn diese Mütter zu jenem andern staatlichen Zwang, der ihre Kinder betrifft und dem sie heute thatsächlich schon unterworfen sind, — dem Schulzwang?! Und wie hat schon dieser Zwang die geistige Potenz der Menschheit gehoben, — dieser erste Schritt zu einer vom Staat übernommenen Heranbildung der Menschen zu gesell-

schaftlich Brauchbaren, — den unsere Finsterlinge gerne wieder abschaffen oder herunter drücken möchten als ein „Unrecht", das den Eltern geschieht! — Werden sich die Mütter wirklich dagegen auflehnen, wenn man ihnen sagt, daß ihr Kind anstatt wie jetzt von 8—12 und von 2—4 ihnen „entzogen" zu sein, von Früh bis Abend in der Erziehungsanstalt bleiben wird, dort lernt, seine Arbeiten unter Anleitung macht, Spiele und Sporte treibt, seine Erholung unter Altersgenossen findet und sich freut auf den Feierabend zu Hause.

Was wird die Arbeiterfrau dazu sagen, deren Kinder in den Straßen herum ziehen?

Was die überbürdete Hausfrau? Was die geistig arbeitende und die erwerbende Frau?

Was die begüterte Frau, die mit den Bonnen und „Fräuleins" ihr gewöhnliches Changement und ihre Verdrießlichkeiten erlebt?

Was die unintelligente Frau, die mit den Kindern zu Hause ihr „Kreuz" hat?

Was die intelligente Frau, die ihren Tag nicht mit Tändeleien zersplittern, sondern ein Ganzes, ein Tüchtiges leisten will, damit ihre Muße am Abend mit Mann und Kind auch wirkliche Muße sei und nicht in fauler Ermattung zerfließe?

Was jene vielen unglücklichen Verdorrten, um ihre Jugend und ihre natürliche Bestimmung Betrogenen, die als alte Mädchen ihr trauriges Dasein fristen, weil unter den heutigen, erdrückenden sozialen Verhältnissen die Sorge um die Nachkommenschaft, die Erkenntnis der Unmöglichkeit, Kinder zu erhalten und zu erziehen, zahllose Männer von der Ehe abhält und sie zwingt, in der Prostitution ihre natürliche Befriedigung zu suchen?!

Und was wird die schwangere Verlassene, — dieser furchtbare Typus, — zu dem neuen Vorschlag sagen, sie, die in irgend einem Winkel, auf der Treppe oder im Keller lautlos, mit blutig zerbissenen Lippen ihr Kind zur Welt bringt — und es in den Kanal gleiten läßt, oder mit ihm in's Wasser springt, weil sie es nicht ernähren und erziehen kann?

Werden wohl all' diese Mütter — Repräsentantinnen der verschiedensten sozialen Schichten — sich auflehnen und in ihren „heiligsten Empfindungen" getroffen fühlen, wenn man ihnen das Recht auf Kinder giebt, sie ihnen versorgt und erzieht?

Und was wird endlich der Staat selbst dazu sagen, wenn er statt Strömen von Kinderleichen, statt Zuchthäuslern und Idioten, statt furchtbarer Menschentier-Rotten, gegen welche er den Ballast des Militarismus

aufrecht erhalten muß, — statt dekadenter Bürgerlinge, statt stumpfer und verbohrter Spießbürger, statt zur Ausbeutung erzogener Unterdrücker — eine Gesellschaft von Menschen erzielt, die die höchste Kultur ihrer Zeit in sich aufgenommen haben, die aufgewachsen sind, umgeben von den Besten und Vornehmsten ihrer Zeit, an die sie sich naturnotwendig assimilieren mußten.

Wird dieser Staat wohl finden, daß ihm die großen Erziehungskosten reichlich herein gebracht sind oder nicht?

* * *

Vielleicht aber glauben Manche, daß das, was jetzt schlecht ist, auch trotz der besten Erziehung immer schlecht bleiben wird infolge „angeborener Anlagen".

Nun, so viel die Psychologie, die Physiologie und die Erfahrung lehren, sind weder gute noch schlechte Eigenschaften, sondern nur Instinkte und Temperamente angeboren. Keine Erziehung der Welt macht aus einem leidenschaftlichen Temperament ein sanftes oder umgekehrt. Das ist aber auch gar nicht nötig. Ja, es ist geradezu verbrecherisch, Temperamente gewaltsam umschmieden zu wollen, wie dies in den Familien leider häufig versucht wird.

Aber Aufgabe der Erziehung ist es, die gegebenen Instinkte und Temperamente in die richtigen Formen zu gießen, sich ihrer zweckmäßigst beim Erziehungswerke zu bedienen. Das selbe leidenschaftliche Temperament, das sich unter dem Einfluß einer verkommenen Umgebung im Mord potenzieren kann, vermag gerade im günstigsten Sinn ein Entwicklungshebel zu werden, — es kann sich z. B. in der leidenschaftlichen Hingabe an einen Beruf, in der flammenden Begeisterung für einen großen Menschheitszweck entfalten und ausleben.

Das ist ja gerade das Wesen aller Erziehung im höchsten Sinne: nicht nach einem Drill das Mannigfachste an den selben Haubenstock irgend eines allgemeinen — allzu-gemeinen — „Grundsatzes" ankneten zu wollen; nicht das verschiedenste Material in immer die gleiche Form zu bringen trachten. Sondern —: gerade das Besondere, gerade das Verschiedene heraus zu finden in jeder einzelnen Individuation, — das Günstigste sowie das Ungünstigste. Dann das Erstere auszugestalten nach allen Seiten hin, es zahllose Strahlen an die Peripherie entsenden lassen (d. h. die Anlage zu mannigfachster äußerer Bethätigung bringen), wiederum diese Strahlen sammeln in einem Zentrum, wo sich langsam ein Kernpunkt konstruiert, ein Wesentliches jeder Persönlichkeit: ein Essentielles. Das Un-

günstige, aber nicht etwa das, was subjektive Verblendung dafür hält, sondern das absolut Ungünstige, für die Gesellschaft und das Individuum gleich Unbrauchbare und Schädliche, heißt es unwirksam machen. Nicht durch Gewaltthaten! Vielmehr durch Imprägnierung mit Erkenntnissen, welche zu natürlichen Hemmungen führen, — durch eine Art moralischer Impfung, die es giftigen Keimen unmöglich macht, sich zu entwickeln.

Dieser Prozeß, konsequent durchgeführt, bewirkt natürlich auch eine Verbesserung des Angeborenen überhaupt, — von Geschlecht zu Geschlecht, — eine konstante Rassenveredlung, eine natürliche Auslese und Forterbung des Tauglichsten und Besten.

* * *

Noch bleiben einige Fragen offen. Man fragt, in welchem Alter der Staat die Kinder übernehmen wird. Viele glauben begreiflicher Weise, daß das Kind in den ersten Jahren der physischen Pflegebedürftigkeit gewiß am besten bei der Mutter aufgehoben ist.

Wenn man aber die große Zahl jener Frauen bedenkt, die einem Berufe nachgehen müssen und für die die Mutterschaft heut zu Tage eine soziale Katastrophe bedeutet, ja wenn man selbst an jene „besser situierten" Frauen denkt, die sich keine oder doch nur eine Hilfskraft zur Instandhaltung ihres Hauswesens halten können; wenn man ferner weiß, wie sehr so ein kleines Kind jemanden nötig hat, der nur dazu da sein muß, sich den ganzen Tag und wohl auch in der Nacht mit ihm zu beschäftigen, — dann wird man lebhaft jener jungen Mutter beistimmen, die im verflossenen Jahr in den „Dokumenten der Frauen" einen Brief veröffentlichte, der von der aufreibenden, zermürbenden Existenz einer Mutter, die ohne genügende Stützen einen Haushalt mit seinen fortlaufenden, zahllosen Anforderungen und gleichzeitig ein Kind — oder gar mehrere — versorgen muß, ein deutliches Bild giebt, ... besonders wenn die Frau auch selbst einen Lebensberuf hatte, der ihr nahe lag, und der nun für sie hoffnungslos tot und begraben ist. Gerade weil diese Frau ihr Kind herzinnig liebt, würde sie, wie sie schrieb, wünschen, sich ihm mit gesunden Nerven, in voller Spannkraft und befriedigt von der eigenen, wohl verwerteten Existenz widmen zu können, nicht zerquält, überbürdet und voll schmerzlicher Auflehnung gegen diese absolute Unterdrückung ihres eigenen Ichs. Die Schreiberin des Briefes trat für die Gründung von Anstalten ein — (wenn ich nicht irre, bestehen solche schon in England), in denen kleine

Kinder von wohlbewährten Fach-Kinderpflegerinnen aufgezogen werden, und wo der Mutter jederzeit die Kontrole frei steht.

Ich meine, solche Anstalten, — vom Staat errichtet, dazu in den Händen der tüchtigsten, ausgebildeten und spezialisierten Kinderpflegerinnen, und ausgestattet mit dem Besten und Zweckmäßigsten — müßten einen wahren Volkssegen bedeuten. Ihre Benützung sollte eine freiwillige sein, aber ich glaube, daß eine riesige Anzahl von Müttern so „herzlos" und „grausam" wäre, ihre Kinder solch' einer allererſten, allererlesensten Aufziehung zu „überantworten", die sie ihnen in dieser Weise zu Hause wohl kaum bieten können. Der „Erziehungszwang", wenn man ihn so nennen will, würde dann erst mit dem Schulzwange zusammen fallen und bis zum Berufsantritte dauern, — natürlich mit entsprechender Bewegungsfreiheit des Individuums. „In welcher Art der Verkehr der Kinder mit den Eltern zu regeln wäre", sagt Frau Dohm, „wer wollte das heute sagen!"

Ich denke mir diesen Verkehr in der Form von Halbpensionaten geregelt. Das Kind soll Abends, wenn die Eltern es wünschen, nach Hause kommen, obzwar ich es für noch ersprießlicher hielte, wenn es seltener geschähe; jedenfalls soll es den Eltern frei stehen, daß ihr Kind am Abend heim kehrt, wie sie selbst heim kehren, die dann Beide einem Berufe nachgehen können.

Man spricht von „Zerstörung des Familienlebens". Ich meine im Gegenteil, das Familienleben ist heute zerstört durch die unnatürliche Verschiebung, Verrückung aller sozialen Verhältnisse, und es bedarf dringend einer Wiederherstellung, einer Besserherstellung. Von einem heute bestehenden allgemeinen Familienleben, „in dem die ungeheuere Mehrheit der Menschen ihr höchstes Glück sucht und findet", zu sprechen, wie dies Frau Ander thut, ist eine jener verhängnisvollen Täuschungen, eine jener „unverfrorenen Dreistigkeiten im Ableugnen und Hinwegsehen von Thatsachen, die offen vor aller Welt liegen". Hat vielleicht der Proletarier, der doch gewiß die „ungeheuere Mehrheit der Menschen" bildet, ein beglückendes „Familienleben", in dem elenden Loch, in dem er mit seinen ihm nicht „entrissenen" Kindern haust, die Tags über verkommen, weil auch die Mutter in der Fabrik ist?! Dank diesem „Familienleben", in dem jene „ungeheuere Mehrheit" von Menschen lebt, in dem kein einziges Moment der aufatmenden Erholung existiert, flüchtet der Mann in's Wirtshaus, und konsequenter Weise die Frau nicht selten auf die Straße, um für den vertrunkenen Lohn einen Ersatz aufzutreiben. Gerade das Familienleben, dessen „radikale Umgestaltung auf das Entschiedenste

zurück gewiesen werden muß", wie Frau Ander meint, bedarf einer sehr radikalen Umgestaltung, um überhaupt wieder ein Wertfaktor der Gesellschaft zu werden. Der Feierabend muß einziehen in die Familie, ein wirklicher, echter, nicht erheuchelter und erzwungener Ruhepunkt, der die Erholung bildet für Vater, Mutter und Kinder nach den Mühen des Tages, der die Arbeit, mit der er abwechselt, wieder zum erquickenden Lebensinhalt macht. Unter den jetzigen Verhältnissen, wo besten Falls — im Bürgerstande — die Mutter wirklich bei den Kindern ist, giebt es selten solchen Feierabend. Die Mutter hat sich den ganzen Tag mit den Kindern geplagt, nur durch den Schulzwang für Stunden erlöst, wo sie aber wieder für die Kinder arbeiten muß, stopfen, flicken, kochen und räumen, in endloser Kontinuierlichkeit, niemals zu sich selbst gelangend, und am Abend kommt der Vater an die Reihe. Er muß die Arbeiten nachsehen, die Kinder aushören, er muß sich ihre Missethaten erzählen lassen und Strafpredigten halten, und Eltern und Kinder sind verdrießlich, weil sie aus dem Tageswerkel nicht heraus kommen.

Wie aber, wenn Eltern und Kinder sich Abends — oder wöchentlich — treffen, jeder nach vollbrachtem Tagwerk, jeder fertig mit seiner Arbeit?!

Schon der Umstand der kleinen Trennung macht das Zusammenkommen festlicher und hebt es über das „erbärmliche Behagen" — die Abstumpfung — empor. Nicht die Entfernung entfremdet, sondern das zwanghafte Zusammengepferchtsein, die ewige Inanspruchnahme und Störung des Einen durch den Anderen.

Kann man sich ein innigeres, erfreulicheres und echteres Familienbild denken als Mann und Weib, jeder sein Leben lebend, jeder seinen Beruf ausübend, unabhängig vom Andern, also ohne Versorgungszwang vereint, und Beide der quälenden Sorge um die Kinder überhoben, die sie in den besten Händen wissen und deren aufsteigende Entwicklungslinie sie mit Freuden verfolgen?

Unter den zahllosen Konsequenzen der öffentlichen Erziehung dürfte aber u. A. auch noch folgende sein: der Moloch „Haushalt" wird endlich fallen.

Ist es nicht geradezu ein Anachronismus, daß inmitten der riesigen, auf allen Gebieten durchgeführten Arbeitsteilung der heutigen Gesellschaft — ein System des Haushaltens das herrschende ist, das allen Spezialisierungstendenzen der Zeit Hohn spricht, das ungemessene Kapitalien an Zeit, Geld und Menschenkraft verschlingt — ein Stümpern und Pfuschen in allen möglichen Arbeitszweigen zur Folge hat und so und so viele Menschen von der einheitlichen Ausnützung ihrer Fähigkeiten in einem

einzigen, ganzen Beruf, der ihnen Brot und Lebensinhalt giebt, abhält, gleichzeitig aber so und so viele Andere zwingt, ihre wichtigsten Bedürfnisse an dilettantischer Stümperarbeit zu befriedigen! Das ist das Prinzip der jetzigen, systemlosen und unorganisierten Hausführung jeder einzelnen Familie für sich.

Es erinnert an primitive Vorzeiten, wo jeder einzelne Haushalt für sich auch noch spann und Linnen wob, für sich fischte, jagte, baute, sich selbst das Brot aus der Erde ackerte, sich selbst alle Hüllen anfertigte, — kurz an Kultur-Anfänge, in welchen das Prinzip, durch das die gesellschaftliche Staatenbildung erfolgte, noch nicht bestand, — nämlich das Prinzip der Arbeitsteilung, der tüchtigen Spezialisierung, die zur Fertigkeit und Meisterschaft führte.

Unsere Haushaltung ist so ein vorzeitlicher Überrest. An dem Feuer, das in jedem einzelnen Herd am Vormittag verlodert, könnten zehn Familien ihr Essen kochen und neun Beheizungssummen wären erspart. Die Zubereitung dieses Essens, die in 60 Familien 60 Hausfrauen besorgen, könnten vier Köchinnen bewältigen, und besser und schmackhafter, weil sie eben spezialisiert sind als Köchinnen, und nicht, wie die jetzige Hausfrau, auch noch in allen möglichen andern Arbeitszweigen pfuschen müssen — in Säubern, Flicken, Putzen und Stopfen, und wenn sie eine besonders „praktische" Hausfrau ist, wohl auch noch in Hüteputzen und Kleidernähen und zu guter Letzt in Erziehung und Menschenheranbildung.

Sechsundfünfzig Menschenkräfte wären durch je vier Köchinnen frei gemacht und sozial verwendbar.

Vielleicht dürfte da wieder jemand sagen: „Die Familien sollen also in's Gasthaus essen gehen?" Nein! Was wir brauchen, um den Vampyr „Haushalt", der die besten Frauenkräfte auffaugt, umzubringen, das sind Familiengenossenschaften.

Da kommen wir aber nicht mehr als Originale. Denn in Amerika giebt es die thatsächlich schon.

In den Genossenschaftshäusern finden die Familien Wohnung, Beheizung, Beleuchtung, Bedienung, Verköstigung, Bäder, Schulen und Erzieher, und zwar alles zu Preisen, die nicht annähernd so hoch sind, wie die Kosten eines weit weniger komfortablen Einzelhaushaltes, da sich in der Durchschnitts-Berechnung eben große Ersparnisse ergeben. Dem individuellen Geschmack ist weitester Spielraum gelassen, da von Allem große Auswahl vorhanden ist. Die Wohnungen sind sowohl möbliert als unmöbliert zu haben, man kann sich seine Existenz nach eigenster Neigung ausgestalten und einteilen.

Wenn solche oder im Prinzip ähnliche Institutionen allgemein werden, dann wird endlich die Frau ihrer jetzigen zersplitternden Lebensführung überhoben sein, sie kann dann in einem Beruf einen befriedigenden Lebensinhalt, Unabhängigkeit vom Mann und Miterwerb für die Familie finden. Das eheliche und das Familien-Verhältnis gestaltet sich naturgemäß, wenn einer dem Andern nicht wie ein Mühlstein am Halse hängt, inniger und liebevoller, als wenn Menschen durch einander in ihrer Lebenslaufbahn beschwert, belastet und gehemmt werden. Das Altjungferntum kommt immer mehr und mehr auf den Aussterbe-Etat, da jedem Mann die Frau wohl als soziale Mitarbeiterin, nicht aber als Ballast willkommen ist. Mit dem Altjungferntum schwindet, weil überflüssig geworden, sein Gegenstück: die Prostitution. —

Soll ich nun noch die Berufe erwähnen, in welchen, wie ich meine, die Frau etwas Tüchtiges leisten wird? Nur auf einen will ich hinweisen, in dem mir die Zukunft der Frauenentwicklung zu gipfeln scheint. Frau Dohm sprach von erlesenen, berufenen Erziehern, die der Menschheit erstehen werden, weil sie ihrer bedarf. Ich glaube, in dieser vornehmsten Kaste werden auch viele Frauen sein. Die Frau mit ihren natürlichen pädagogischen Anlagen, die heute von der Affenliebe der Mutter überwuchert, vom Haus- und Halbtiertum geknebelt, von der sozialen Zwangslage vernichtet, von Unbildung und Unfreiheit erstickt werden, wird sich in einer freieren Zukunft zur Erzieherin erst entwickeln und so gerade zu dem Beruf gelangen, den sie heute, als alles-sollender und nichts-gelernt-habender Tausendsassa im Allgemeinen nicht zu erfüllen vermag. — —

Und auf welchem Wege ich mir die Realisierung dieser neuen Verhältnisse denke? Auf dem Wege der natürlichen, historischen Entwicklung, herbei geführt oder zumindest angebahnt durch jene sozialen Reformen, jene nächsten sozialen Resultate, welche in der Luft schweben, mit denen die Zeitatmosphäre so dicht geschwängert ist, daß sie sich entladen müssen in unserer Zukunft.

Wie alles neu zu Gestaltende werden auch die Erziehungsstätten der Zukunft erst vereinzelt und privatim erstehen — dann, je zwingender das Bedürfnis danach wird, immer häufiger und häufiger, bis sie allmählich vom Staat subventioniert und endlich ganz von ihm übernommen werden. Vielleicht wird man auch, bevor die öffentlichen Mittel ausreichende sind, den Eltern eine Erziehungs-Steuer auferlegen, die sie, da ja dann Beide erwerben, leicht tragen und gerne leisten werden. Der Beitritt zur öffentlichen Erziehung wird wohl anfangs ein freiwilliger sein, bis er mehr

und mehr zum allgemeinen Brauche werden und ſich endlich im Geſetze potenzieren wird.

* * *

Frau Ander fordert Frau Dohm auf, ihre Anregung zur Erziehungsfrage (Frau Ander ſagt „ihren Vorſchlag", als ob ein ſolcher poſitiv in unſerer Macht ſtünde) „mit voller Klarſtellung der Konſequenzen" in einer Verſammlung von Müttern auszuſprechen, damit Frau Dohm erfahre, wie jeder Verſuch zu ſolch einer „Gewaltthat" ſchon im „Keime von ihnen erſtickt" würde.

Frau Ander hat da ein großes Wort, wie ich glaube, ſehr gelaſſen ausgeſprochen. Ja, darum handelt ſich's: um die volle Klarſtellung dieſer Konſequenzen in ihrer tief greifenden Kauſalität, in ihrem großartigen Zuſammenhange ſowohl mit der Lebensführung des Einzelnen als auch mit den Entwicklungszielen der Menſchheit.

Auf dieſe Konſequenzen hin zu weiſen, habe ich hier andeutungsweiſe verſucht und bin gerne bereit, noch eingehender, als ich es hier zu thun vermochte, meine Darlegungen in einer „Verſammlung von Müttern" fortzuſetzen — in freiwilliger Vertretung Frau Dohms, ſchon um zu erfahren, ob Mütter wirklich jede derartige Anregung als „über ihre heiligſten Empfindungen ſich hinweg ſetzend" von Grund aus verdammen.

Pädagogiſche Plauderei.

Von Ida Häny-Lux.
(Berlin-Friedenau.)

Als ich vor Jahren als friſchgebackene Lehrerin in's praktiſche Leben hinaus trat und mir ſo allerlei Herrliches vorſchwebte von meinem Beruf und der Menſchenveredlung, die ich durch weiſe Pädagogik erreichen wollte, da ſagte ein Freund zu mir: „Es iſt nur ein Wunder, daß die Erziehung nicht noch mehr Menſchen verdirbt, als es thatſächlich der Fall iſt." Meine Empörung über dieſe Ketzerei war grenzenlos, und ich ließ ſie natürlich nicht gelten.

Dann begann ich die Arbeit, kam in Kontakt mit der Kinderſeele und warf die Anſicht, daß ein Kind tabula rasa ſei, gar bald zu anderen überwundenen Standpunkten; ich wurde auch ſtill und beſcheiden in den Erwartungen, die ich hegte, um dann ſpäterhin noch beſcheidener zu werden und meinem Freunde Recht zu geben, da ich als Frau und Mutter zuletzt ſelber ein Haus und Kinder zu leiten hatte.

Wenn ich ſage beſcheiden, ſo meine ich nicht, daß ich an mich weniger hohe Anforderungen ſtellte, ſondern daß ich die erzielten Reſultate nicht mehr mit den erträumten verglich; wobei ich aber gleichzeitig wieder erkannte, daß ich Schöneres gefunden, als ich geſucht. Es muß ja jedem Menſchen unendlich viel reizvoller erſcheinen, Individualitäten groß zu ziehen, als Typen, und es iſt auch in gewiſſem Sinne einfacher, da wir dabei durch das Kind ſelbſt viel ſicherere und klarere Anhaltspunkte für unſer Vorgehen gewinnen, als wenn wir nur ſo in's Blaue hinein ein „Erziehungsideal" verfolgen. Wir nehmen doch im Verkehre mit Erwachſenen auch Rückſicht auf deren Eigenart; wir werden uns hüten, einen Senſitiven mit derben Händen anzufaſſen oder einer robuſteren Natur mit Sentimentalitäten zu kommen — wir behandeln aber unbedenklich ein überzartes Kinderſeelchen genau ſo wie eine ſtarke und trotzige Kindernatur. Giebt das nicht zu denken?

Und giebt es nicht zu denken, wenn man unbefangen das Kindervolk ſo beobachtet, wo und wie man's trifft? Dem tiefer Blickenden iſt ja natürlich klar, daß ein Teil der ſo ſchwer gerügten „Unarten" ganz von ſelber verſchwindet und daß man dieſe nicht als Maßſtab für das Weſen und die Erziehung des Kindes anſehen darf; aber wie vieles iſt doch da, das uns beängſtigt! Namentlich der Ungehorſam ſchon von Seiten ganz kleiner Kinder.

Vielleicht ſieht es wie ein Widerſpruch aus, wenn ich von individueller Erziehung und von ſtriktem Gehorſam in einem Atemzuge ſpreche, und doch iſt das Eine ohne das Andere nicht gut möglich. Es herrſcht ja zwar vielfach die Anſicht, man erziehe ein Kind individuell, wenn man ihm in jeder Beziehung den Willen laſſe. Aber der Wille eines Kindes iſt von Natur aus nur *ſtark* oder *ſchwach*, nicht aber auf Gut oder Bös gerichtet, und daher muß er erſt ſeine Richtung erhalten, bevor er ſich im Kinde ſelbſt geltend machen darf. Das Kind muß einem höheren Willen ſich unterwerfen lernen und zwar in freudigem Gehorſam, damit es dereinſt im Stand iſt, im Kampf des Lebens ſeine unedleren Triebe der höheren und beſſeren Erkenntnis ſeines edleren Menſchen mit ſchlichter Natürlichkeit zu unterwerfen. Freilich hat das Kind Recht, wenn es ſich gegen launenhafte und ungerechte Durchkreuzung ſeines Willens auflehnt, und in ſolchen Fällen liegt die Schuld einzig und allein an den Eltern.

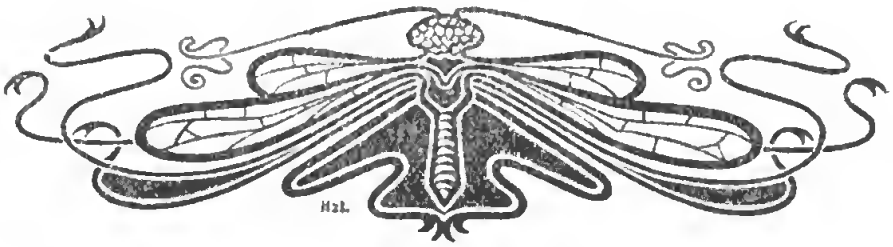
Aus dem freudigen Gehorſam entſpringen eine Menge anderer Tugenden, weil das Kind durch ihn ſich trotz ſeiner Schwäche geborgen fühlt und ſorglos und vor Allem freudig ſich ausleben kann. Ja, die Freudigkeit der Jugend! Haben wir denn auch ſo recht eine Vorſtellung davon, was wir dem Menſchen thun, wenn wir ihn in Freude groß werden laſſen, wenn wir ſeine Seele mit Sonne tränken, die ihm für's ganze Leben nie mehr erlöſchen wird? Und thut das unſere Erziehung mit den hundert Vorſchriften und den hundertfachen Stauungen, die ſie der kindlichen Fröhlichkeit entgegen ſetzt? Die Freude aber zeugt Güte, und aus der Güte kommt die Schönheit — jene tiefinnere Schönheit, die das häßlichſte Geſicht verklärt und die der große Balſam iſt für all' das Weh dieſer Welt.

Und weiterhin entſteht auf dieſem Grund auch die Freiheit, die jeden Menſchen nach ſeiner Façon ſelig werden läßt, ſo daß wir einen Kreis von Individualitäten haben können, die ſich berühren, ſtoßen, aber nicht etwa zu vernichten ſuchen. Es iſt ja vollkommen klar, daß der Einzelne nur dann zu ſeiner höchſten Tüchtigkeit und Leiſtungsfähigkeit gebracht werden kann, wenn die guten Seiten ſeines Weſens ſtark gezogen, die ſchlechten abgeſchwächt werden, wenn er alſo durchaus in der Entwicklungsmöglichkeit ſeiner Perſönlichkeit oerbleibt. Dieſe Erziehung kann aber nur das Haus geben, die Schule iſt aus nahe liegenden Gründen nicht dazu befähigt, und ſie hat die ebenſo wichtige pädagogiſche Rolle wahrzunehmen, alle die Einzelweſen wieder unter allgemeine, gemeinſame Geſichtspunkte zuſammen zu faſſen, um ſie für diejenigen Aufgaben vorzubereiten, die ſie als Glieder der menſchlichen Gemeinſchaft dereinſt zu erfüllen haben.

Man ſagt, es iſt zu ſchwer für die Mutter, den Forderungen einer derartigen Erziehung gerecht zu werden. Es ſcheint ſo viel einfacher, es eben nur wieder ſo zu machen, wie man ſelbſt erzogen wurde, oder wie es der liebe Nachbar thut. Aber es ſcheint nur ſo. Es braucht nur zu Anfang etwas mehr Nachdenken über ein Kind, als man es ſich ſonſt zur Pflicht macht; iſt man einmal auf der richtigen Fährte mit einem Charakter, ſo ſind alle ſeine zu Tage tretenden Äußerungen eben ſo einfach zu behandeln, wie man die körperlichen Bedürfniſſe des Kindes nach ſeiner Konſtitution befriedigt. Und dabei hat man noch den Vorteil, daß man weit weniger Ärger und viel mehr Freude mit ſeinen Kindern erlebt und vielleicht dann auch jene Dankbarkeit, die aus den Eltern die beſten Freunde der Kinder macht — eine Erſcheinung, die leider, wenn wir ehrlich ſein wollen, immer ſeltener zu werden droht. Das Recht der Individualität macht ſich eben doch eines Tages bei jedem Einzelnen geltend, natürlich oft nur unbewußt, und es reißt ſich dann eine tiefe Kluft auf zwiſchen den Generationen, die von beiden Seiten wohl ſchmerzlich empfunden wird, aber nicht mehr wirklich zu überbrücken iſt.

Wohl hoffen die Eltern auch, wenn ſie ſelber zu ſchwach ſind, die Erziehung zu leiten, daß das Leben die Ecken ſchon abſchleifen werde. Zum Teil iſt dies gewiß richtig: geſunde, tüchtige Naturen ringen ſich meiſtens durch. Aber oft werden eben nur die Ecken abgeſchliffen, und der Kern bleibt, wie er war. Und immer auch geſchieht dieſe Erziehung ſo, daß der Menſch ſie viel, viel teurer bezahlen muß, als wenn er von Kindheit an vernünftig behandelt worden wäre. Dabei ſpricht noch ein Moment mit, das man ſo ſelten in Betracht zieht: eine richtige Erziehung ſchützt den Menſchen nicht nur davor, daß er eigentlich unnütze Leiden über ſich ergehen laſſen muß, ſondern auch davor, daß er unnütze Leiden bereitet. Fragen wir uns Alle, Männer wie Frauen, wie manche tief bittere Stunde wir in unſeren menſchlichen Beziehungen durchlitten haben, die uns erſpart worden wäre, wenn jeder Einzelne richtig, im höchſten Sinne richtig, erzogen worden wäre. Jede Mutter ſollte ſich ſagen: meine Tochter kann in die Ehe treten und Mutter werden und trotz aller Liebe nicht beglücken, wenn ſie nicht den freudigen Gehorſam gegen den edleren Menſchen in ſich beſitzt; mein Sohn wird Gatte und Vater werden, aber nur dann des Hauſes Stütze, der Familie wahres Oberhaupt ſein, wenn er aus der häuslichen Erziehung die Kraft zur Selbſterziehung mit in's Leben gebracht hat.

Nun wird man mir wahrſcheinlich entgegnen, daß ſich ſolche Dinge leicht vorplaudern laſſen, daß jedoch die Wirklichkeit mit ihren Anforderungen an die Arbeitskraft der Eltern alle meine ſchönen Vorſchläge tot ſchlägt. Leider, ja leider reibt der Tageskampf einen guten Teil unſerer Kraft auf; aber ſchließlich braucht die Erziehung, wie ich ſie hier, wenn auch nur oberflächlich, angedeutet habe, nicht mehr Zeit und Kraft als die gewöhnliche Erziehung — ſie verlangt nur von den Eltern einen höheren Standpunkt. Sicherlich iſt es ehrenhaft und hoch anzuerkennen, wenn wir Frauen unſeren Haushalt in jeder Richtung tadellos führen, wenn wir gut kochen und wohl Ordnung halten und es verſtehen, in jedem Augenblicke die Arbeit ſelber zu leiſten. Indeſſen iſt ſchließlich die Führung des Haushaltes das rein Mechaniſche gegenüber dem Geiſtigen, das in dem Wohlbehagen beſteht, welches dem Manne bereitet wird, damit er ſeine Lebenskraft voll ausnützen kann, und dem Kinde, damit es zu einem Menſchen heran reift. Das Techniſche iſt in dieſem Falle das Endliche, das Geiſtige das Unendliche, und ſollte gerade darum uns Frauen, die wir ſchon aus unſerer Natur heraus mehr Zuſammenhang haben mit dem Ewigen als der realiſtiſchere Mann, weit mehr am Herzen liegen, als es für gewöhnlich geſchieht.



Die weibliche Kunstseele.

Von Kurt Piper.
(Freiburg i. Br.)

I.

Das Normalweib als Jungfrau, Braut, Gattin und Mutter ist im Grunde seiner weiblichen Eigenart ein ungleich künstlerischer, aesthetischer empfindendes Wesen als der in den Daseinskampf unmittelbarer hinein geborene Normalmann. Es kommt niemals wie der Mann in direkte Berührung mit dem Konkurrenzleben, dessen traurige Tendenz eben dahin geht, alle Kunst- und Gefühlspotenzen der menschlichen Psyche auf ein größtmögliches Minimum herab zu drücken und so ihren willenlosen Sklaven für den Kampf um's tägliche Brot mit der nötgen Geschmacklosigkeit zu bewaffnen. Dies ist das zur Gewohnheit gewordene und deshalb mit dem Aushängeschild der „Pflicht" oersehene Los des für Weib und Kind kämpfenden Mannes. Erst der Mann hat das Weib oerdorben, oerderben müssen unter dem Drucke dieser materiellen Lebensoerhältnisse, deren Produkt und Spielball er eben ist. Er infizierte das Weib, gab ihm eine seines künstlerischen Kerns unwürdige, widernatürliche Schale, indem er seine, durch sein materielles Berufsmilieu, durch das allein herrschende Nützlichkeitsprinzip bedingte widerkünstlerische Lebensanschauung dem materiell schwächeren, ihm unterworfenen Weibe unbewußt-kontagiös aufnötigte und so den ursprünglichen Weibtypus oerzerrte, ihn in das unoorteilhafte Licht dieser Schale stellte. Die widerkünstlerische Lebensauffassung wirkt beim Manne insofern einheitlicher, besser motiviert, als die unmittelbare alltägliche Lebenserfahrung, die Lebenspraxis ihn in seinem ursprünglich-individuellen Kerne nach und nach oernichtet, ihn zur Schale schablonisiert, ihm ihre praktische Nützlichkeitsdoktrin bis in den künstlerischen Kern seines Wesens hinein „einbläut", und das natürlich auf Kosten dieses Kernes. Der Nützlichkeitsdoktrin zu widerstehen, zu trotzen, erfordert eben mehr als künstlerische Normalkraft, erfordert die ganze Willensenergie des kampferprobten, leidensfähigen Künstlers. Der Mann geht aktiv im Alltag, im Beruf auf, in einem Materialismus, der sich mit den

bürgerlichen Tugenden, ſelbſt mit der „Frömmigkeit“ ausgezeichnet verträgt. Das Weib hingegen nimmt die widerkünſtleriſche Lebensauffaſſung des Mannes paſſiv auf. Dieſe paſſiv aufgenommene Lebensanſchauung entſtellt das Weib. Sie trägt hier den Stempel der Unnatur, der Unwahrheit an der Stirn. Beim Manne ſpringt das gleichwohl vorhandene, ja doppelt und dreifach vorhandene Mißverhältnis zwiſchen Kern und Schale nicht ſo verblüffend in die Augen, weil hier der Kern in ſeiner abgeſchliffenen Winzigkeit und Triebſchwäche gegen die üppig wuchernde Schale ſo gut wie verſchwindet. Er wirkt als Schalentier und inſofern einheitlich, „natürlich“.

Beim Weibe aber iſt dies nicht der Fall. Hier wirken Kern und Schale mit gleicher Kraft unvermittelt, chaotiſch neben- und durcheinander. Das giebt dem Weibe ſeinen für den Mann ſo verhängnisvollen Widerſpruch zwiſchen Schein und Sein, die bekannte, oft eruierte und nie erklärte Doppelzüngigkeit und Falſchheit, das Sphinxhafte, Unberechenbare, Zwieſpältige, Unentſchiedene und gerade deshalb Faszinierende. Das Weib wirkt ſogar noch durch den Kontraſt zwiſchen Urſprung und Anſatz, deſſen wahre Natur ſich erſt bei näherer Bekanntſchaft fühlbar macht, ſo bald ſich das Geſchlechtstemperament durch die Gewohnheit mehr objektiviert.

Der künſtleriſche Urſprung, der wundervolle Kern der Weibnatur kommt erſt zu unbeſtrittener Geltung, und die angelernte, anempfundene Schale tritt in den Hintergrund in Augenblicken, in denen das Rein-Geſchlechtliche, das Rein-Weibliche, das „Ewig-Weibliche“ dominiert, d. h. in Augenblicken, in denen das Weib liebt und geſchlechtlich empfindet, ſei es in der Liebe zum Mann, oder in der Mutterliebe. Die konventionelle Eindämmung des reinen, geſunden Geſchlechtstriebes, ſeine Unterordnung unter die Geldfrage iſt ſchamlos, „unmoraliſch“. Für das Weib hat allerdings der natürliche Geſchlechtsverkehr ſeine ſchweren Folgen, aber ſie wurden erſt durch die Verhältniſſe ſchwer. Nur zu oft findet das reinſte Mutterglück in den Verhältniſſen ſeine Vernichtung, um dem Gefühl der Schande, der Verzweiflung zu weichen. Die Steigerung der Lebensbedürfniſſe erſtickt das Rein-Menſchliche. Das Leben iſt teuer, ſehr teuer geworden, und ein junges Leben, das nicht bezahlt werden kann, teilt das Elend ſeiner armen Mutter. Der gleiche Fluch der Verhältniſſe laſtet auf Beiden, und den Verhältniſſen gehorchend, nicht dem eignen Trieb, erfand der Menſch ſeine normal-ſittliche Forderung. Die iſt nun, wie bekannt, ein Danaergeſchenk. Auf der einen Seite beugt ſie jenen „ſchweren“ Folgen vor, aber um welchen unverhältnismäßig ſchwereren Preis! Sie denaturiert, entſittlicht den Menſchen zur Perverſität einer falſchen, verlogenen Scham, zur Disharmonie zwiſchen Außen und Innen, zu innerem Schmutz und zur Schau getragener Wohlanſtändigkeit. Wo liegen nun die ſchwereren

Folgen: bei dem, der der Konvenienz zu trotzen wagt, oder bei ihren flatteurs? Die von der Macht des Geldes diktierte Normalſitte unterband dem reinen, geſunden Geſchlechtsſinn ſeinen natürlichen Abfluß, und ſo fand er ſich ſeine künſtlichen Seitenkanäle und wurde pervers. Die von der Normalſitte ſportmäßig betriebene „Gewiſſensnotzucht" nimmt dem Geſchlechtsleben ſchwacher Menſchen mit dem guten Gewiſſen auch ſein künſtleriſches Moment, und ſo wurde es erſt gemein, tieriſch durch die Normalſitte.

II.

Man kennt den ſtarken, idealiſchen Zug des Künſtlers, des Übernormalmenſchen zum Weibe. In der „Künſtlerliebe" miſchen ſich Künſtler und „Künſtlerin", Kern und Kern, und wie unendlich hier ſelbſt die Roheit des Geſchlechtsverkehrs in ihren pſychiſchen Konſequenzen, die jene Roheit reaktiv neutraliſieren, vergeiſtigt, geadelt werden kann zu „der reinen Wolluſt edler Handlung" (Goethe), das hat uns keiner ſo herrlich zu ſagen gewußt wie der große Geſchlechtsmenſch Goethe in dem einzigen, ſo wenig verſtandenen Divangedicht: „Selige Sehnſucht".

Wie der Normalmann über der Schale den Kern, ſo vergißt, überſieht der Künſtler umgekehrt über dem herrlichen Kern der Weibnatur die unechte, angekünſtelte Schale. Vor lauter Tiefenblick entgeht dem Künſtlerauge die Oberfläche als das Künſtleriſch-Unweſentliche, das ihn nicht angeht, und er pflegt ſich ganz dem erſten, tiefen, bleibenden Eindruck des weiblichen Kerns künſtleriſch hinzugeben, um ſpäter durch die Schale um ſo tragiſcher enttäuſcht zu werden. Die Schale rächt ſich für dies ihr Übergangenwerden, rächt ſich an der „Blindheit", oder dem Hellblicke des Künſtlers — wie man's nehmen will, durch eine Fülle von Enttäuſchungen.

Das Bildungsweib, das Weib als Miſchprodukt aus Kern und Schale, aus Urſprung und Anſatz, aus Indioidualität und Milieu, faſziniert ſo endlos, wie es ein künſtleriſches Empfinden enttäuſcht — um ſo mehr enttäuſcht zu einer „hoffnungsloſen Liebe", als der Künſtler den Kern in ſeiner ganzen, ungeſchmälerten Schönheit erhalten und nur durch die Schale in ſeinen Äußerungen gehindert ſieht. Die Schale tritt zwiſchen ihn und den wahren Wert des Weibes, verwehrt ihm deſſen Genuß und löſt in ihm den ſtereotypen Taſſo-Konflikt aus, der ſo Manchen ſchon zu Grunde gerichtet hat. Goethe's Taſſo iſt ein grenzenlos genial projizierter Typus, in dem ſich jeder echte Künſtler wieder erkennt, als hätte er und kein Anderer dem Zauberer Modell geſeſſen.

Ungebrochene Künſtler, die beim Bildungsweibe ihre traurigen Erfahrungen gemacht haben und doch nicht an ihm geſcheitert ſind, pflegen ſich beim Natur-

kinde gegen dieſe Erſchütterungen ſchadlos zu halten, ſich aufzurichten, und wenden ſich mit innerer Notwendigkeit dem „ungebildeten“ Naturweibe, ihrem Bauern- oder Zigeunermädel zu. So tief die Vergeiſtigungsſtufe im jeweiligen Falle immer ſein mag, auf der der weibliche Kunſtkern hier ſteht, und ſo wahr es auch iſt, daß ein kräftiger künſtleriſcher Kern ſich gerade am Widerſpruch, an der Reibung mit der Schale entwickelt, ſtählt, vergeiſtigt, immerhin iſt ein künſtleriſches Moment da, das durch keine nennenswerte Schale in ſeinen Äußerungen geſtört wird, das durch keinen wenn auch in Ausnahmefällen ſtählenden vergeiſtigenden Kampf mit einer ihm durch die Verhältniſſe aufgedrungenen Schale gehindert wird, ſich offen, einheitlich und nicht doppeldeutig, zweiſchneidig zu geben. Chriſtiane Vulpius hat einen Goethe nicht enttäuſcht wie Charlotte von Stein.

In künſtleriſchen Dingen iſt das weibliche Gefühl ungleich zuverläſſiger als das in's Formell-Techniſche, in's Praktiſche, in's *Nützliche* veräußerlichte „Gefühl“ des Mannes. Verlangt man aber dies weibliche Gefühl in ſprachlich kondenſierter Form, verlangt man ein beſtimmt formuliertes, den Kunſtgegenſtand beleuchtendes *Urteil*, ſo gehört allerdings wieder die Doppelnatur des Weibes dazu, das zweiſchneidige Schwert ſeiner Bildung, um von der techniſch-formellen Einfaſſung des betreffenden Kunſtprodukts auf den künſtleriſchen Gefühlsgehalt, vom Handwerk auf die Kunſt ſchließen zu können. Das erfordert techniſche Routine, und die will gelernt ſein. Das Urſprungsweib hat aber nichts gelernt, und wenn es ſich nicht in der Technik auskennt, bleibt ihm natürlich auch der Inhalt des Kunſtwerks verſchloſſen. Das ungebildete Weib weiß mit der Technik nichts anzufangen und ſteht ratlos davor. Es erweiſt ſich künſtleriſch taubſtumm, ohne unkünſtleriſch zu ſein; ja gerade deshalb wirkt es um ſo künſtleriſcher, inſofern es im Gegenſatz zum Bildungsweibe einfach, urſprünglich, naiv, ſchalenlos erſcheint. So erklärt ſich der geheimnisvolle Zug des Künſtlers zum weiblichen Naturtypus. Sie fühlen einander in ihrer künſtleriſchen Gefühlsſphäre, ohne ſich dieſes Gefühls bewußt zu ſein, und ein hoch ſtehender Künſtler kann über dem reinen, einheitlichen Urſprungsweibe zur Not das ſogenannte Verſtändnis, das bewußte Verſtehen, die ſchöne Beigabe ſprachlichen Gedanken- und Gefühlsaustauſches entbehren in der Erkenntnis, daß eine „harmoniſche“ Vereinigung beider im Weibe unmöglich iſt. Es wäre eben das unrealiſierbare Idealweib — ſeine ungeſtillte und unſtillbare künſtleriſche Sehnſucht.

Emmy von Egidy.

Von Anna Bernau.
(Minden i. Westf.)

Wenige Wochen vor seinem Tode bat mich der verstorbene Herausgeber der „Gesellschaft", Ludwig Jacobowski, um einen Artikel über Emmy von Egidy. Nicht litterarisch solle er werden — — aus persönlichen Eindrücken heraus geschrieben, weniger Beurteilung, als Erlebtes. Und weil ich vor Allem Erlebtes bringen will, darum bin ich auch gezwungen, die eigene Person zunächst ein wenig mehr in den Vordergrund zu stellen, als es dem Gebrauch entspricht. Ich muß deshalb freundlichst um Nachsicht bitten. —

Vor einigen Jahren wanderte ich aus der Kleinstadt nach München, um der selben Gründe willen, die auch wohl andre Suchende in die Großstadt zu führen pflegen. Ein Suchen nach bestimmten oder halb vermuteten Werten, die man in den gewohnten Kreisen nicht zu finden vermochte. Ein Suchen vor Allem wohl nach Menschen.

Nach einer Reihe von Jahren war ich zur Rückkehr in die alten Verhältnisse gezwungen; und nur wenige Wochen vor meiner Abreise lernte ich Emmy von Egidy kennen. Nicht viel konnten wir uns damals noch berühren. Aber die Eindrücke waren schon zu jener Zeit so stark und tief gehend, daß sie, auch wenn sie die einzigen geblieben wären, für einen dauernden Besitz ausgereicht hätten.

Ein warmer, wohlthuender, kluger Mensch. Ich wähle absichtlich diese ganz einfache Definition, — ohne jeden Superlativ. Denn ein guter, kluger Mensch ist im Grunde alles in Allem. Und er ist so selten! Was geben uns die guten, wenn sie uns nicht verstehen, — und was geben uns die klugen, wenn sie uns nicht erwärmen? Hier aber ist das Eine nicht ohne das Andre, und die Gedanken kommen aus dem Herzen.

Die Dichterin, die jetzt in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre steht, gleicht unverkennbar ihrem Vater, dem verstorbenen Moritz von Egidy. Germanischer Typus mit hellblondem, krausem Haar, blühenden Farben und klaren tiefen Augen. Aber es ist nicht leicht, ihre Erscheinung sowohl wie ihr Wesen genau fest zu halten; das wird häufig an ihr empfunden. Sie überrascht heute durch Eindrücke, die nach Erfahrungen von

gestern nicht vermutet wurden. So wenigstens sagen die Menschen und wundern sich; sie werden schwer ganz mit ihr fertig: immer wieder taucht da Neues auf, das dem kaum fest gehaltenen Bilde wiederum eine ganz andere Färbung giebt. Dieses Gegensätzliche, Überraschende drückt sich nicht selten auch in ihrer Erscheinung aus. Sie ist klein und schlank, — und wenn sie in ihren Räumen uns entgegen tritt, können wir plötzlich den Eindruck haben, als sei sie eine hoch gewachsene Erscheinung. Sie hat unregelmäßige Züge, in ihren jüngsten Jahren wollte man sie für häßlich halten, — und es giebt Augenblicke, wo sie uns als Schönheit erscheint. Sie ist rasch und behende, — und doch macht sie in allem Bewegen und Schaffen den Eindruck vornehmer Gemessenheit.

Eine ganz besondere Art von Grazie hat sie; es ist so gar nichts von dem, was traditionell unter dem Begriff „weibliche Grazie" verstanden zu werden pflegt. Immer wieder habe ich nach einem kennzeichnenden Ausdruck für diese ganz eigene Art der Bewegungen gesucht; aber ich habe ihn nicht gefunden.

Emmy von Egidy ist aufgewachsen als älteste Tochter von zehn Geschwistern, und ist hier schon früh vor ernste, verantwortungsvolle Aufgaben gestellt worden. Das bekannte Streben des Vaters, das unvermeidlich auch zu großer Unruhe und zu Konflikten für die Familie führen mußte, — die Sorge um eine zarte, kränkliche Mutter legten dem ernsten Kinde Pflichten auf, die nicht selten zum Übermaß wurden. Das stille Kinderleid dieser Jahre findet sich auch in ihren Büchern wieder, vor Allem in dem sehnsuchtsvollen, herben „Mensch unter Menschen". Ihr Verlangen nach künstlerischer Bethätigung fand verhältnismäßig spät Erfüllung; erst nach schwerem Ringen konnte sie, die eigentlich Unentbehrliche, sich von der Familie los sagen, um in München sich ganz dem Schaffen in der Kunst zu widmen. Bekanntlich ist sie auch Bildhauerin, und wie sie selbst wohl glaubt, vor Allem Bildhauerin. Sie hält es für möglich, daß ihre Bücher gar nicht geschrieben worden wären, wenn ihr Streben nach plastischer Gestaltung, das schon früh sich im Kinde regte, zeitig genug Erfüllung gefunden hätte. Wenn ich trotzdem in diesen Zeilen der Dichterin mehr als der Bildhauerin Beachtung schenke, so geschieht es, weil in der breiteren Öffentlichkeit die Dichtungen Emmy von Egidy's gegenwärtig noch bekannter sind als ihre bildhauerischen Arbeiten, — und weil sie selbst in ihrem Schaffen dem Schreiben bisher einen breiteren Raum gestattete als dem Modellieren, wohl aus gutem Grunde: ihre Bücher waren vielleicht eine Art Befreiungswerk, das sie brauchte, für ihre Entwicklung überhaupt und für die Zukunft ihres gesamten künstlerischen Schaffens.

Mit ihrem 1898 erschienenen ersten Roman „Marie Elisa“ machte sie sich mit einem Schlage bekannt. Der Erfolg war überraschend groß. Begeisterte Briefe und Zeitungskritiken kamen von allen Seiten. Nicht ohne Widerspruch, aber immerhin auch diesmal mit großer Wärme, wurde 1899 ihr zweites Buch „Mensch unter Menschen“ aufgenommen. Nun ist Ende v. J. ihr dritter Roman „Ilse Bleibers“ erschienen.

Ob sie ihrer ursprünglichen Absicht, nur diese drei Bücher zu schreiben, treu bleiben wird? Jedenfalls hat sie mit ihnen sich von denjenigen großen Fragen, die vor Allem in ihr nach Gestaltung drängten, zunächst befreit, und eine längere Ruhepause ist vielleicht zu erwarten. „Marie Elisa“ — die Geschichte einer Ehe; „Mensch unter Menschen“ — die Geschichte der Kämpfe einer weiblichen Künstlernatur; „Ilse Bleibers“ — die Geschichte der Mutter.

Emmy von Egidy's bescheidene Selbstkritik hält diese Bücher mehr für „menschliche Dokumente“ als für Kunstwerke im engeren Sinne. Wie schon angedeutet, liegt nach ihrer eigenen Meinung ihre eigentliche Kunst auf anderem Gebiet. Doch, wer vermag hier über „Wenn“ und „Aber“ zu urteilen? — die Bücher mußten eben geschrieben werden; und daß sie geschrieben werden mußten und geschrieben worden sind, das ist Vielen zum Geschenke geworden, zur reinen Freude in einsamen Stunden.

Woher der ungewöhnliche Erfolg dieser Dichtungen? Widerspruch haben sie genug gefunden; aber Emmy von Egidy gilt unstreitig als eine außergewöhnliche Erscheinung in unserer Litteratur, für einen nicht kleinen Leserkreis bilden ihre Bücher wirklich ein Ereignis — nicht nur auf dem „Waschzettel“.

Mancherlei ist ihren Schöpfungen entgegen zu halten. Man hat ihren Gestalten Egoismus vorgeworfen; die übergroße Subtilität ihres Empfindens und Denkens macht ihre Dichtungen der Mehrheit von vornherein unzugänglich. Selbst unter den besseren, feinsinnigeren Elementen giebt es nicht Wenige, die sich der Mühe, hier zu verstehen und in diese eigene Gedankenwelt einzudringen, nicht immer unterziehen wollen. Und ihre Gestalten sind auch durchaus nicht immer psychologisch glaubhaft.

Aber auf sie trifft in ungewöhnlichem Maße die Wahrheit von den Tugenden der Fehler zu. Denn gerade in dem Unpsychologischen, Unwirklichen ihrer Dichtungen liegt vielleicht ihr großer Zauber. Gerade darum vielleicht nimmt sie uns gefangen, weil sie uns nicht das eigentliche Leben, sondern ein verklärtes Leben schildert, nicht das Leben, wie wir es kennen und können, sondern ein Leben, wie wir es träumen. Was sie gestaltet, ist übergossen von einem süßen Hauch und Schimmer, von

einem Schleier, der uns das Leben ihrer Dichtungen immer in ganz leisem, märchenhaftem Nebel, nie in heller, harter Wirklichkeit und Klarheit erscheinen läßt. Eben nicht aus unserer irdisch begrenzten und greifbaren Wirklichkeit ist das Leben dieser Bücher geschöpft, sondern aus der Ewigkeit; es ist ein über unsre Lebensthatsachen hinaus gesteigertes Leben, weit hinein ragend in's Unfaßbare.

Darum liegt in der Schwäche Emmy von Egidy's zugleich auch ihre Stärke. Ihre Erzählungen sind Märchen, unwirklich. Aber es ist ein Märchenland, das uns not thut, das uns Zuflucht gewährt für ein paar Stunden der Stille. Über die Berechtigung solcher Kunst wird gestritten werden, — der Erfolg der Bücher Emmy von Egidy's wird dennoch die Zweifelnden nachdenklich machen müssen. Das Bedürfnis nach solchen Kunstschöpfungen ist unzweifelhaft vorhanden, das hat dieser Erfolg bewiesen.

Selbst da, wo sie die tiefen Schatten des Lebens schildert, fehlt der verklärende Schein nicht. Überall das verlangend sehnsuchtsvolle Streben nach oben. Auch auf das Häßliche fällt ein Schimmer von Segen. Wundervoll ist hier in „Ilse Bleibers" ein Gespräch über die Nachtseiten des Irdischen. Nur ein kleiner Ausschnitt daraus:

„. . . ‚Aber Jutta', — sagte Ilse endlich und schüttelte die Stimmung ab — ‚Häßlichkeit und Schmutz sind nicht gleich der guten Erde, die die Wurzeln halten soll und nähren —'

‚Die gute Erde nimmt alles auf, selbst das Häßliche, und macht es wieder zu guter Erde', antwortete Jutta leise . . ."

Eigentümlich ist die Stellung der Dichterin zur Erotik. Man hatte ihr nach ihren ersten Büchern vorgeworfen, daß sie dieses Gebiet einfach umgienge. Aber es war wohl kein Ausweichen, sondern nur ein ruhiges Abwarten. Nun hat sie mit ihren letzten beiden Werken, mit „Ilse Bleibers" und mit einer leider noch nicht erschienenen Dichtung, ihr Bekenntnis abgelegt.

Dieses Bekennen gehört zum Schönsten, was jemals über das „du und ich" — und über das Werden des Lebens geschrieben worden ist. „Ilse Bleibers" ist das Buch der Mutterschaft; nicht über den Mann zum Kinde, sondern über das Kind zum Manne geht der Weg der Dichterin. Außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt solch ein Fall ja nicht. Und so, wie er hier vor uns hin gestellt wird, ist die Entwicklung ergreifend schön, und kein unnatürlicher Zug stört; aber manchem Fragen und Kopfschütteln wird diese mütterliche Märchen-Ilse dennoch begegnen. —

Ihre kunstgewerblichen und bildhauerischen Studien begann die Künstlerin in München unter der Leitung Hermann Obrists; später hat

sie zu Bürgel in Thüringen zwei Monate lang in einer Töpferei praktisch gearbeitet, mit eigener Hand die Scheibe gedreht und es dort schließlich auch zum Gesellenstück gebracht. Seitdem hat sie im Kunstgewerbe mehr und mehr Fuß gefaßt; dem aufmerksamen Ausstellungsbesucher ist der Name Emmy von Egidy nicht mehr unbekannt. Als Anfang 1901 die Photographische Union in München ein Preisausschreiben für einen Böcklin-Rahmen erließ, erhielt ihr Entwurf den zweiten Preis (der erste wurde überhaupt nicht ausgeteilt). Leider ist durch ein besonderes Mißgeschick gerade diese Arbeit vernichtet worden; das Modell ward beim Abgießen ruiniert, und die Abgüsse sind so unvollkommen ausgefallen, daß sie von der Künstlerin selbst nicht anerkannt werden.

Das Porträt-Modellieren hat bisher bei ihr noch im Hintergrunde gestanden; Zeit und Ruhe zur Ausbildung haben vorläufig noch gefehlt. Daß sie auch diese bald finden möge, ist der rastlos strebenden Künstlerin auf's Innigste zu wünschen!

*

Ein Kritiker hat von der Dichterin gesagt, sie sähe mit Röntgen-Augen. Gewiß, er hat nicht Unrecht. Was sie mit diesen Augen vor Allem sieht, ist wieder und immer wieder die tiefe, verschwiegene, halb bewußte Sehnsucht der Menschenseele nach dem, was das Leben uns nimmermehr bringen kann.

Aber auch der Mensch Emmy von Egidy sieht vielleicht mit Röntgen-Augen. Wohl haben wir in ihrer Nähe das Gefühl, daß sie uns bis auf den Grund der eigenen Seele schaue. Doch dies Durchdrungenwerden hat nicht das Beunruhigende, das die Atmosphäre kritisch-sezierender Naturen so häufig mit sich bringt. Denn ihr Durchdringen ist kein verwundendes Sondieren und Zerlegen, sondern ein ruhig aufnehmendes, warmes Verstehen unseres ganzen Menschen. Eben weil wir fühlen: sie nimmt uns ganz auf, sie erfaßt nicht nur das „Wie", sondern auch das „Warum", deshalb fürchten wir uns nicht vor diesen tief dringenden inneren Augen. Vielleicht läßt es sich so ausdrücken: Sie sieht und fühlt den Menschen, aber sie beobachtet ihn nicht; sie erfaßt ihn, aber sie erforscht ihn nicht.

Gleichmäßig, fast leidenschaftslos, erscheint sie im täglichen Leben; das stark Vibrierende, das durch ihre Bücher geht, tritt wenig an die Oberfläche. Und so unpersönlich erscheint sie uns oft, mit einem Male so fern gerückt, momentweise so ohne Zusammenhang mit dem Leben, welches wir leben, daß die Freundschaft bisweilen fragend davor steht. Klar und bewußt trägt sie den Segen und das Leid solchen Einsamseins;

in „Mensch unter Menschen“, im letzten Gespräche mit der einzigen Freundin Sabine, klagt die Künstlerin Johanna dieses Leid aus, nachdem Sabine's Vorwurf vorauf gegangen: „Ach, du bist so entsetzlich unpersönlich, du bist ja gar kein Mensch!“

Indes auch das Glückselige der Einsamkeit weiß sie uns zu schildern: „Meine Heimat hab' ich ganz allein für mich, die kann ich mit Niemandem teilen — meine Heimat ist ein Ort, an den man nur gelangt, wenn man alles Staubige, Alltägliche abstreifen kann . . . So etwas ist das Schönste, was ein Mensch besitzen kann.“*)

Das Überraschende, Gegensätzliche des Wesens, das Eingangs schon betont wurde, kommt uns im Verkehr mit der Dichterin stets von Neuem zum Bewußtsein; neben der größten Zartheit und Feinfühligkeit, der schonend weichen Liebenswürdigkeit, kommen Kraft und Überlegenheit dennoch so stark zum Ausdruck, daß sie — ohne irgendwie tyrannisch sein zu wollen, und wirklich auch ohne es zu *sein* — dennoch in ihrer Umgebung häufig auf Opposition stößt, die bisweilen zu schmerzlichen Konflikten führt. All' ihr Leid darüber und all' ihr bestes Wollen vermögen diese Persönlichkeitswucht nicht zu mildern: sie drückt auf manche Naturen, und diese wehren sich.

Die aber, die nicht nötig haben, sich zu wehren, die zieht es immer wieder hinein in die stillen Räume ihres Münchener Heims. Weniger belastend als sonst glauben wir hier die Erdenschwere zu empfinden. Emmy von Egidy ist vollkommen unmusikalisch, ohne Gehör, ohne Fähigkeit, das Wesen des Tones durch die Sinne zu erfassen; aber mir ergeht's in ihrer Nähe immer, wie dem Musiker Reimers in „Mensch unter Menschen“ gegenüber der Johanna: mir ist's, als ob es in ganz leisen Tönen um sie her klinge, immer fort. Und diese Musik geht auch durch ihre Dichtungen.

Auch wenn wir von ihr fort gegangen sind, klingen jene Töne immer noch nach, klingen durch das Leben hindurch und darüber hinaus . . .

*) Aus jener schon erwähnten, in der Öffentlichkeit noch nicht bekannten, Dichtung.

Klingers „Beethoven“ in Wien.

Von Baroneſſe Falke.

(Wien.)

Selten dürfte es einem von ehrfürchtiger Kunſtliebe durchdrungenen Gemüt ſo ſchwer gemacht worden ſein, für ein Kunſtwerk den rechten Ausdruck zu finden, und nie noch bin ich widerſtrebender daran gegangen, mich über eine Schöpfung auszuſprechen, die mich im Innerſten entzückt und ergriffen hat, als nun bei Klingers „Beethoven“. Der Grund liegt nicht vielleicht in der Beſonderheit des Werkes oder der Schwierigkeit, ihm gerecht zu werden; er liegt ganz außerhalb, in dem wüſten Lärm, der ſich um dieſes Werk erhoben hat, ſeit es in unſeren Mauern eingezogen iſt — an dem wie betrunkenen Begeiſterungstaumel, der in ſinnloſem Umhertorkeln jedes feine und tiefe Kunſtgefühl anrempelt, daß es faſt aus dem Bannkreis ſeiner Äußerungen verſcheucht werden muß.

Es iſt nicht das erſte Mal, daß dieſes Genre ſich bemerkbar macht, das bis vor Kurzem in Wien noch nicht geblüht hat. Seit einigen Jahren keimt und wächſt es an der ſelben Stelle; es iſt da eine Art der Kunſtförderung groß geworden, die man nie gekannt hat, ein ſchreiendes Anpreiſen, eine dröhnende Reklame, ein gewaltſames, unfeines Aufzwingen einer Kliquenmeinung, wie es dem nicht gerade reißend fortſchrittlichen, aber vornehm richtig empfindenden Wienertum bisher ganz fremd war. Ich glaube nicht, daß dieſe Nuance ſehr freudig zu begrüßen iſt; es iſt eine häßliche und böſe Errungenſchaft, die einem Element zur Laſt fällt, das ſich ſo große Verdienſte um das langſam ſtagnierende Wiener Kunſtleben errungen hat, daß man nur zögernd und mit Schmerzen daran geht, jene zu denunzieren. Aber, wenn ich heute ſchon von einem ſeiner größten Verdienſte ſprechen ſoll, ſo muß ich mit einer Anklage beginnen.

Ich klage an die Vereinigung bildender Künſtler Öſterreichs: die „Sezeſſion“, daß ſie in die harmoniſche und feine Symphonie des Wiener

Kunſtlebens eine ſchrille, mißtönige Note widerwärtigſter Marktſchreierei eingeführt hat, daß ſie die ſtille Innigkeit der Wiener Kunſtliebe in einem wüſten Tendenzgeheul erdrückt, das mit ſeiner Janitſcharenmuſik wahllos um jedes Produkt der „ſezeſſioniſtiſchen" Thätigkeit herum tobt und naturgemäß nur ein ebenſo wenig wähleriſches Gegengeſchrei als Echo weckt — ich klage an die „Sezeſſion" der größten Sünde am heiligen Geiſte der Kunſt: des unkünſtleriſchen Gebahrens!

Mit ihr iſt eine Schule der marktſchreieriſchen Reklame entſtanden, des Vergötterns und eines eingeſchwornen Enthuſiasmus um jeden Preis, welche, üppig in's Kraut ſchießend, jetzt alle Gebiete der bildenden Kunſt zu überwuchern droht; ſo daß heute Wien zwar aus dem ſanften Schlummer erwacht iſt, in den die „Genoſſenſchaft" es allzu lang eingewiegt hatte, aber auch faſſungslos und angewidert ſich einem wüſten Parteilärm preis gegeben ſieht, der dem tiefſten Weſen der Kunſt noch weniger entſpricht als die bisherigen Schlummerweiſen. Auf dieſe Art macht man Geſchäfte — und die ſind ja auch gemacht worden, das künſtleriſche Leben bringt man damit um.

Die „Sezeſſion" hat unendlich viel Gutes und Wertvolles vollbracht, ſie hat die Schläfer aufgerüttelt, neue Gedanken, neue Anſchauungen gezeitigt und die Luſt am Kampfe mit ſich geführt. Allein in dem gewaltſamen Vorwärtsſtürmen hat ſie die Grenzlinie verwiſcht, wo der Streit aufhört, Mittel zu ſein, und wo er Selbſtzweck wird. Allerdings iſt ſie nicht nur ſchuldige Urſache, ſondern auch ein wenig Opfer dieſer entfeſſelten Gewalten — ich glaube, ſie befindet ſich bereits in einer Zauberlehrlingsſituation, die ihr ſchon ſelbſt nicht mehr ganz behaglich iſt, — „die ich rief, die Geiſter, werd' ich nun nicht los!" — und die Beſen ſchleppen Waſſer und Waſſer herbei, bis ſie alles Feingefühl und künſtleriſche Weſen in ihren geſchmackloſen Fluten erſäuft haben.

Nie jedoch iſt dieſe aufdringliche Überſchwenglichkeit unangenehmer an den Tag getreten als eben jetzt — um Klingers „Beethoven". Vielleicht weil es verletzender iſt, ein Kunſtwerk ſo behandelt zu ſehen als irgend ein ſchwächliches Produkt, das mit Gewalt zu einem ſolchen geſtempelt werden ſoll. Mit Derwiſchtänzen und wahrhaft indianiſchem Kriegsgeheul haben ſich die Eingeſchworenen auf ihr Opfer geſtürzt, um es in der Beſeſſenheit ihrer wahren oder fingierten, meiſtens wohl ſelbſt ſuggerierten Begeiſterung figürlich zu zerreißen und jedes andächtige und ehrfürchtige Genießen davor, durch den Ekel an dieſem Treiben, weg zu ſcheuchen. Ein Kunſtkritiker der „Neuen Freien Preſſe" hat im Berliner „Tag" bei dieſer Gelegenheit Wien mit den unfreundlichſten und ein-

seitigsten Vorwürfen überhäuft. Ich will hier nicht erörtern, welchen Eindruck es macht, wenn ein Zugereister, der kaum einige Jahre hier ansässig ist, wo er mit dem größten Entgegenkommen aufgenommen und an erste Stelle gesetzt wurde — wenn der nun in einem ausländischen Blatte seine neuen Mitbürger in dieser Weise herab setzt — das ist ja schließlich seine Sache. Aber richtig stellen darf man nicht nur, sondern muß man sogar, was unter einem unrichtigen Standpunkt gesehen wurde, der ja bei einer so kurzen Bekanntschaft mit den lokalen Voraussetzungen nur allzu begreiflich erscheint. Man lernt eine Stadt nicht kennen wie eine Wohnung, und ehe man ihre Seele erlauscht hat, muß man mit ihren Ohren zu hören gelernt haben. Die unwürdige Balgerei um das weihevolle Klinger'sche Werk hat auf beiden Seiten — ich spreche hier nicht von der Kritik, sondern von den andern Elementen — nur die Oberfläche in Bewegung gesetzt. In die Tiefen ist es gar nicht gedrungen; die haben ruhig und unbewegt dem Blasenwerfen und all' dem Schäumen zugesehen, bei welchem sich viel zu viel Schmutz bildete, als daß die klaren Wässer dabei hätten allzu stark beteiligt sein können. Und hier kommen wir zu dem großen, wunden Punkte, der einmal besprochen werden muß und der noch niemals so ersichtlich an die Oberfläche gekommen ist. Zu dem tiefsten Wesen des Wiener Kunstempfindens hat die „Sezession“ keine Beziehung; die Wienerseele geht nicht mit ihr, weiß im Grunde nichts von ihr. Was die Kassen dieser „Sezession“ füllt und das Echo abgiebt zu dem Trommellärm um das seltsam unerfreuliche, weiße Gebäude mit der goldenen Kuppel, das sind die Sensationslüsternen, die überall hin stürzen, um nur dort gewesen zu sein, die in den Zeitungen genannt werden, nicht weil sie etwas sind, sondern weil sie überall sind, die sich an jedes neue Aufsehen hängen, um durch fremde Kraft in die Höhen geschleppt zu werden, die sie aus eigener Bemühung niemals erreichen könnten. Die Frommen aber — die mit dem großen Glauben und der scheuen Liebe, welche nur allein, im stillen Kämmerlein Zwiesprach halten mit ihrem Gott, und deren Rede nur ist ein „Ja, ja! Nein, nein!“ — die gehen abseits von diesem Marktgezänk und öffnen ihre Lippen nicht im Für und Wider, wenn es sich um die „Sezession“ handelt. Sie kommen wohl, aber einzeln und still, im Schwarm und Trosse ganz verloren. Die einzelnen herrlichen Werke wollen sie kennen lernen, in sich aufnehmen und genießen, aber mit dem so laut servierten Ganzen haben sie nichts gemeinsam. Das liegt nicht in den Leistungen der „Sezession“, die eine Fülle von verheißungsvoller Begabung, großem Können, ja bedeutender Künstlerschaft umschließt. Es liegt aber auch nicht etwa in monströser

Rückständigkeit des Wiener Geistes. Überall — mag der Platz nun Wien heißen oder London oder Peking — wird ja das allgemeine Gefühl sich wütend gegen alles Neue stemmen und es haßvoll zu erdrücken suchen; das ist sicher auch in Wien ebenso stark zu beobachten. Immerhin ist das keine Wiener Spezialität — es wird vielmehr wohl ein ganz allgemeines Naturgesetz sein. Was die Wiener Kunstandacht von der „Sezession" abgewendet hat, so daß sie sich völlig fremd gegenüber stehen, das ist jenes aufdringliche und unkünstlerische Trommelsystem, welches in dem Drange, die Vortrefflichkeiten der eigenen Leistungen den Anderen mit Keulenschlägen einzuprägen, die Trommelfelle sprengt. Wer aber Musik liebt, der will sein Gehör nicht geschädigt sehen, und was den Marktschreiern und Trommelschlägern nachzieht, sind nicht die, in denen die ewigen Melodien einen Nachhall finden. In Wien hat die unverschämte Reklame nie Erfolge geerntet, und das gerade war stets einer der höchsten Ruhmestitel der Donaustadt. Wie Viele sind herein gerauscht, mit Pauken und Trompeten angekündigt, umgeben von der ganzen lügnerischen Stickluft der geschäftsmäßigen Weihrauchfässer — sang- und klanglos sind sie bei Nacht wieder fort geschlichen, und mit ihrer Herrlichkeit war's aus und für immer vorbei! Wie viele Andere sind still und bescheiden zum Thor eingewandert, sind vor's Wiener Publikum getreten, von nichts getragen als von ihrer eigenen ernsten Künstlerschaft — und über Nacht war ihr Name groß und geehrt, und zog auf den Flügeln des Ruhms von hier durch die ganze Welt. So war es immer, und in dieses nicht gerade vorwärts stürmende, aber doch harmonische und feine Tongefüge sind jetzt auf einmal jene häßlichen Mißtöne unwahrer und hohler Fabrikbegeisterung gekommen, bei der man zwischen dem Heulen und Toben immer die Räder knarren hört und den Mechanismus merkt. —

Mitten aber in das kakophone Durcheinander von dissonierenden Begeisterungsorgien der Parteigänger und einer, des Wohlklangs ebenso entbehrenden Katzenmusik der Gegnerschaft haben sie nun also den Königlichen aufgestellt, den Fürsten der reinsten und höchsten Harmonie, den Unerreichten und Unerschöpften in der Sphäre des Klanges und des Tones — in diesem weiheloſen Pandämonium von Fakirverrenkungen und Janitscharenmusik, als einem angeblich besonders „würdigen Rahmen", wurde Klingers „Beethoven" den Wienern vorgeführt. Mit einem scheuen Wehgefühl ist man an das herrliche Bild des Herrlichen heran getreten, angstvoll sich fragend, wie all' diese schrillen Mißtöne an sein Ohr klingen müssen, was er wohl leiden muß unter diesen barbarischen Disharmonien; ob er nicht aufspringen möchte und Ruhe gebieten all' den

ehrfurchtslosen „Bewunderern“, die nicht wissen, daß man schweigt vor der Majestät. Und da fällt ein erlösender Gedanke wie ein Lichtstrahl in die gequälte Seele — er ist ja taub! Er hört es nicht, was da um ihn vorgeht; als ihm die Krone der höchsten Harmonie verliehen wurde, war sie begleitet von der Gabe, die vielleicht nötig war, um diese Grenzenlosigkeit der musikalischen Größe zu erreichen — sein Ohr wurde dem unharmonischen Getöse der Welt verschlossen, und er hörte nur mehr seine eigenen, inneren Stimmen. Er ist taub — er vernimmt jenes lästige Trommelschlagen nicht! Er sieht auch nicht, wo man ihn hin gestellt hat und was ihn allda umgiebt. Ganz in sich selbst zusammen genommen, abgeschlossen gegen äußere Eindrücke durch die Mauer seiner unerreichbaren Innerlichkeit, sitzt er da — hoheitsvoll, weit entrückt allem Lob und Tadel, nur zugänglich der Tiefe des Gedankens. Alles Irdische und Sterbliche ist ab gestreift, als die Inkarnation des menschlichen Genius sitzt er da auf goldleuchtendem Throne. Und der Körper, den kein zeitliches Gewand verhüllt, der Kopf mit dem Titanentrotz und dem schweren Weh des Auserwählten in allen Zügen, dazu diese Hände, die geballt auf dem Knie ruhen, als ob die Arme mit aller Kraft den widerspenstigen Gedanken halten und bändigen sollten — diese ganze physische Erscheinung drückt mit solch' zwingender Gewalt das wehevolle, ungeheure, sieghafte Schaffen des Geistes aus, daß man nicht begreift, wie noch jemand fragen mag, ob das Beethovens Haare seien, ob dies sein Gesicht, seine Gestalt sein könne. Es ist Beethovens Genius, seine Göttlichkeit, sein unsterblich Teil, was da durch eines großen Künstlers Hand vor uns Gestalt gewonnen hat — was kümmert uns, ob es seine Menschlichkeit ist! Vielleicht sah er anders aus — wahrscheinlich sogar, und dieses stellt vielleicht nur ungenügend dar, was und wie er war. Aber was er ist, verkörpert es uns, was er uns ist, die wir den Menschen nicht gekannt haben und denen doch sehr gleichgiltig sein kann, welche Formen und Linien der Teil von ihm hatte, der seiner Zeit in Staub zerfallen sollte. So wie er hier thront, in der schimmernden Herrlichkeit der matten Farbenwirkung, dem Zeitlichen entrückt durch das Fallen der Hüllen, in sich hinein schauend und lauschend, ganz mit sich selbst gesammelt — so ist er das leuchtende Bild dessen, was wir als „Beethoven“ fühlen, und das ist es ja wohl auch, worauf es vor Allem ankommt.

Ich möchte von der Umgebung nicht sprechen, nicht dabei verweilen, daß dieses Wunderwerk ungünstig in einem riesigen, weißen Gewölbe aufgestellt wurde, in dem es sich fast verliert und viel zu klein erscheint, von einem schrecklichen Holzgeländer eingefaßt, das an eine Zirkusmanège er-

innert, oder an einen Springbrunnen. Ich will auch nicht weiter von dem Wandschmucke sprechen, nicht von den Scheußligkeiten des Klimt'schen Frieses, der nur als das Produkt einer kranken Phantasie aufgefaßt werden darf, noch von den vielen keramischen Spielereien, in welchen hoch begabte und bedeutende Künstler ihr Können zu dilettantischem Kram herab gezwungen haben. Ich will von Alledem nicht sprechen, weil ich überzeugt bin, daß sie Alle, in ihrer Seele Tiefen schon, voll und ganz das Mißlungene dieses ganzen Beiwerks einsehen, weil jedes starke und strebende Wollen manchmal auf Irrwege gerät, und weil Irrtümer nur dann vom Übel sind, wenn sie gepflegt werden. Es ist ja so viel mitreißendes Talent in der „Sezession" vertreten, so viel wirkliches Können und echter Künstlersinn, daß dieses eine — oder auch ein sehr wiederholtes — Fehlgreifen noch gar nichts bedeutet, wenn es uns nur nicht wieder als ganz besondere, nie dagewesene Offenbarungen des höchsten Genius eingepaukt und eingeschrien werden sollte.

So ist Klingers Beethoven in Wien — ein Ereignis von tiefster, überwältigender Weihe, das nur leider durch indiskrete und brutale Lärmapostel um seine stille Majestät gebracht wurde.

Neues von der Liszt-Biographin.

Vom Herausgeber.

Hoffentlich wissen unsere gesch. Leser und Leserinnen sogleich, wen ich damit meine, ja allein nur damit meinen kann; wissen, daß unsere ausgezeichnete, lange Jahre musikpädagogisch höchst erfolgreich zu Nürnberg thätige, seit 1889 aber hier in München der freien Muße lebende Landsmännin Fräulein Lina Ramann (bezw. ein neues Werk von ihr) unter dieser Überschrift zu verstehen ist.

Lina Ramann, ursprünglich eine Schülerin Franz Brendels und seiner Gattin, durch diese aber dem Kreise der Luise Otto-Peters in Leipzig nahe stehend, wo nicht zugehörend, — Lina Ramann führt nicht nur einen Namen, der gleichsam einen „ganzen Mann" schon mit in seinem Schilde führt, sie hat

auch persönlich in der Frauenbewegung des letzten halben Jahrhunderts im tüchtigsten Sinne des Wortes — was man so sagt: „ihren Mann gestellt". Und fürwahr! Ließe sich die berüchtigte „Frauen-Emanzipation" immer ebenso gut an wie hier, wären deren Vertreterinnen stets auch echt weibliche Persönlichkeiten im Stile und Geiste dieser hoch verdienten, in Allem so tiefen und ernsten Frau, man könnte sich jene gar wohl gefallen lassen und hätte zuversichtlich weniger Grund, berechtigte Klage über sie zu führen. Ein Lebensalter wirkte sie streng reformatorisch als Musikerzieherin, im engeren wie weiteren Kreise, indem sie diese ihre gesegnete Wirksamkeit zudem mit einigen höchst wertvollen, für das einschlägige Gebiet geradezu Grund legenden, Schriften: über „Die Musik als Gegenstand der Erziehung", „Allgemeine Erzieh- und Unterrichtslehre der Jugend", „Allg. musik. Erzieh- und Unterrichtslehre" (zum Selbstunterricht f. Lehrer) theoretisch wie praktisch noch besonders ausstattete und vertiefte. Und zum „Lebenswerke" wurde dieser Idealistin nebenher ihre große, dreibändige „Liszt-Biographie", über die eigentlich nur immer diejenigen hochmütigen Herren die Achseln zucken und hoch ihre Nasen rümpfen können — welche sie selbst nicht geschrieben haben: ungeachtet aller Fehler und Mängel, die ihm als dem Erstling auf diesem heiklen Felde naturgemäß noch anhaften mögen, ein standard work unserer Musiklitteratur, welchem die Verfasserin mit unermüdlichem Fleiße auch noch kleinere erläuternde Monographien über Liszts „Christus" und des Meisters „Psalmen-Kompositionen" an die Seite zu setzen vermochte.

Heute, d. h. wenigstens noch im Laufe dieses Monats (nämlich am 24. Juni), tritt dieses Vorbild für einen edlen, geistigen Wettbewerb mit dem männlichen Geschlechte bereits in sein 70. Lebensjahr. Und heute — geistig-frisch und rüstig „wie am ersten Tag", zudem weit entfernt, das otium ihres Lebensabends lediglich „cum dignitate" zu genießen (die sie sich wirklich in allen Ehren um die hl. Kunst verdient hätte) — heute überrascht uns Lina Ramann mit einer Art von „Morgengabe", indem sie uns, gleichwie ein Vermächtnis ihres Lebens, ein groß angelegtes, unter Mitwirkung berufenster Kräfte bei Breitkopf & Härtel in Leipzig herausgegebenes, „Liszt-Pädagogium" auf den Büchertisch legt.

Musik-Pädagogik und Liszt-Forschung: wer also thätig sein Leben zwischen diesen beiden Polen zurück gelegt, dieses beides zusammen anhaltend und einläßlich bis zur Meisterschaft betrieben hat und, angelangt am Lebensziel, in solch' herrlicher Weise die harmonische Synthese beider mit diesem Werke nun sich selbst als köstlichsten Schatz heben und zu Tage fördern darf — wahrlich, der hat nicht umsonst gelebt, und dessen Erdendasein mag sich gerechter Weise aufrichtig beglückwünschen zu dem errungenen Preise. Es steht uns Jungen nicht gut an, hier die „Preisrichter" zu spielen und einem Werke die Palme, aus eigener Machtvollkommenheit etwa, feierlich reichen zu wollen, das seinen eigenen

Lohn schon in sich selber trägt. Mit Ehrfurcht und aufrichtiger Dankbarkeit ein solches Geschenk würdig zu empfahen, das ist dabei unsere Aufgabe. Wohl aber fühlen wir den Beruf in uns, auch Andere nunmehr darauf aufmerksam zu machen und mit Nachdruck wenigstens darauf hin zu weisen, in und aus welchem besonderen Geiste diese instruktiven Glossierungen über den korrekten Vortragsstil zu Franz Liszts Klavierkompositionen (nebst noch unedierten Veränderungen, Zusätzen und Kadenzen, streng nach des Meisters authentischen Lehren — in V Serien) hiermit gegeben wurden. Und dies wieder thun wir am Besten wohl, indem wir hier mit gütiger Erlaubnis der Verfasserin kurzer Hand den gehaltvollen Prospekt zum Ganzen mitteilen. Er lautet:

„Franz Liszts umgestaltende und reformatorische Einwirkung auf die Fortentwicklung der Klaviermusik und des Klavierspiels gehört als ein Faktum bereits der Geschichte dieser Kunst an. Dennoch hieße es einen Irrtum nähren, wollte man Angesichts dieser Thatsache sich der Annahme hingeben: jene Errungenschaften seien als offener National- und Weltschatz Allen, die sich in seinen Mitgenuß zu setzen gedenken, zugänglich und verständlich. Gerade auf dem genannten Gebiete und ganz besonders nach der Seite hin, die den Namen ‚Liszt' mit einer Art Wunderglanz umwoben und zum ‚Einzigen' gestempelt hat, können wir uns der Wahrnehmung nicht verschließen, daß ein großer, ein wesentlicher Teil dieses Schatzes nicht allein dem Allgemeinen noch ferne steht, sondern auch sich zu verflüchtigen droht. Dieser wesentliche Teil betrifft insbesondere die geistige Auffassung, die Eigenart der Ausführung und Wiedergabe der Kompositionen des Meisters, ohne die Interpretation anderer Meister noch seiner Lehre und seinem Vorbild auszuschließen.

Seine hierher bezüglichen Lehren übergab Liszt in freiester Form, persönlich, praktisch, mündlich im Verlauf eines halben Jahrhunderts und mehr, einer sich von Jahr zu Jahr erneuenden Jüngerschar, die sich sowohl aus hoch bedeutenden Talenten, als auch aus weniger Begabten und hoch Strebenden zusammen setzte. Je nach der Stufenleiter und Art ihrer geistigen und technischen Fähigkeit nahmen sie jene auf und verschmolzen sie mit ihrer eigenen Individualität zu neuer Eigenart, oder auch: hielten sich an Einzelheiten, häufig an Äußerliches und Nebensächliches, vermengten eines mit dem Anderen, oft Heterogenes, verwechselten Mittel und Zweck, und usurpierten die Technik. Die Zahl jener erstgenannten Bedeutenden blieb vereinzelt — ihre Spitze ist Hans von Bülow. Die Zahl der anderen ist Legion. Unter welchen Mißverständnissen und wie oft die Wiedergabe Liszt'scher Kompositionen unter diesen Letzteren seufzt, davon erzählt unser heutiger Konzertsaal, sowie das Mißtrauen, welches Seitens des Publikums den ‚Lieblingsschülern' entgegen gebracht wird.

Die Lebendigmachung des großen, eine Welt umschließenden Kunstschatzes aber, des Zartesten und Mächtigsten in sich vereinenden hohen Fluges der Poesie, den Liszts Schöpfungen bringen, zeigt sich in dem Maße bedroht, als die mündlich überlieferten Lehren des Meisters nur dem Einzelnen anheim gegeben sind und infolge dessen einer nicht mehr unter dem Eindruck und lebendigen Einflusse des Meisters stehenden Generation entschwinden. Es fehlt uns ein Schulwerk, das die Lehren und Aufschlüsse des Meisters betreffs seiner Klavierkompositionen wenigstens in ihren Grundzügen fest zu halten versucht, das bei Berücksichtigung tech-

Digitized by Google

nischer Speziolmomente die Eigentümlichkeiten ihrer Vortrogsweise aus dem Charokter seines Genius und seiner Werke erklärt, das, das Zufällige vom Wesentlichen scheidend, letzteres in seinen Wesenselementen und seiner stilistischen Eigenort darzulegen strebt — ein Werk, dos in summa sich die Aufgabe stellt: die poetischen und ästhetischen Intentionen des Meisters dem Allgemeinen zu übermitteln einerseits, und anderseits den Stil ihres Vortrogs der Klärung näher zu führen.

Die vorliegende instruktive Ausgobe Liszt'scher Klovierkompositionen, die sich zunächst ouf textliche Erläuterungen beschränkt, strebt diesem Ziele zu. Das im vieljährigen Verkehr mit dem Meister Seitens der Herausgeberin Erlebte, Besprochene, Beobochtete und Aufgezeichnete bildet den Ausgangspunkt des Werkes, der seine Ergänzung in mündlichen Überlieferungen findet, welche sich einstige Schüler und Schülerinnen und Bekenner des Meisters bewahrt haben. Ich nenne insbesondere Auguft Strodal, Berthold Kellermonn, Auguft Göllerich, Heinrich Porges, Ida Volckmann, Auguste Rennebaum u. A.

Bei den Überlieferungen sind Hefte und Aufzeichnungen der Genannten zu Rote gezogen, welche der Zeit ihres Studiums ongehören. Manche Bemerkungen des Meisters sind wortgetreu wieder gegeben und durch opostrophierte liegende Schrift gekennzeichnet. Es sind ober auch manche noch unedierte Veränderungen des bereits publizierten Notentextes (Toktveränderungen, harmonische Einschiebungen, Kodenzen u. dergl.), die Liszt jungen Künstlern teils in die Noten schrieb, teils am Klovier übergob, dem Liszt-Pädogogium einoerleibt worden.

Ein etwoiger Reingewinn des Werkes fließe dem Liszt-Museum in Weimor zu!"

Auch aus der gediegenen, besonders über die Liszt'schen Stileigentümlichkeiten ungemein aufschlußreichen, „Einleitung" der uneigennützigen Verfosserin seien wenigstens folgende Hauptsätze hier noch mit angeführt:

„Das Kunstgenie ist outonom — Person gewordene Regel. Die Grundzüge seiner Eigenort krystallisieren sich zum Stil. Wir unterscheiden einen Polestrina-, einen Bach-, Mozart-, Beethooen-Stil u. o., und unterscheiden diese wieder oon einem Liszt-Stil. Das Wort ‚Stil' ols Kollektiobegriff ober teilt sich wieder in den Kompositionsstil eines Meisters und den Vortragsstil seiner Kompositionen. Der letztere fällt dem Gebiet der reproduzierenden Kunst zu. Er ist oom Kompositionsstil obgeleitet, von ihm obhängig und wurzelt in seiner Eigenort. Demgemäß sind beide ein und des selben Ursprungs, welch' letzterer in der Individuolität eines Meisters sich gründet. Von hier ous gestolten sich die Gesetze für beide. Infolge dessen wird oon einer Reinheit des Stils Seitens der Reproduktion nur dann die Rede sein können, wenn die Eigenart des Kompositionsstils und die des Vortragsstils sich zur Einheit oerbinden. Beethooen im Bach-, Liszt im Mozart-, Mendelssohn im Schumonn-Stil oorzutragen, wäre so widersinnig wie unkünstlerisch.

Liszts hierher bezügliche Lehren gipfeln in drei Punkten: Periodischer Vortrag —, Erfossung der indioiduellen Eigenart der Meister —, Stil in der Ausführung. — Sämtliche Punkte beziehen sich sowohl ouf dos Allgemeine wie ouf das Besondere, ouf dos Gonze wie ouf dos Einzelne, und bedingen einander in

ihrem Weſen. Auf Liszt angewendet, ergeben ſie für die Interpretation ſeiner Schöpfungen den Liszt-Stil.

Liszts Sonderſtellung als Inſtrumental-, folglich auch als Klavierkomponiſt, desgleichen als Interpret, beruht auf der Doppelnatur ſeiner Phantaſie, deren Art ihn, den Inſtrumentalkomponiſten, in die Reihe der Poeten ſtellt, dabei aber den Ausdruck ſeiner Ideen nicht dem Wort, ſondern dem Ton anvertraut hat. Er iſt Tondichter — lyriſcher Tondichter. Von hier aus iſt ſeine Individualität zu erfaſſen. Die Poeſie iſt der Leben gebende und Form ſetzende Faktor ſowohl ſeiner Werke, als auch ihres Vortrags. Letzterer hat dieſe Weſenheit der Individualität Liszts als ein Grundgeſetz feſt zu halten. . . .

‚Aus dem Geiſt ſchaffe ſich die Technik, nicht aus der Mechanik!‘ lautete Liszts oft gebrauchtes, hierher bezügliches Wort, das jedem Kunſtjünger, aber auch jedem Muſik-Pädagogen wieder und wieder in's Ohr gerufen werden ſollte. Ohne ‚beſeelte Hand‘ wird die Wiedergabe eines Kunſtwerkes halb bleiben müſſen. Denn die interpretative Technik findet nach des Meiſters Sinn und Vorbild den Weſensfaktor der Handbildung im Gefühl und in der Phantaſie, dem Alpha und Omega auch der repraduzierenden Kunſt. Die Verſtandesthätigkeit aertritt dabei den kritiſchen Durchgangspunkt. Abgelöſt von der Pſyche, kann die Technik nur dem formellen Teile des Kunſtwerks gerecht werden und führt zur Mechanik. Die künftige Lehre wird dem pſycho-phyſiatogiſchen Teile der Technik als einem Mittel zur Kunſt der Interpretatian, zu welcher die Kunſt des ‚ſchönen Vortrags‘ der Klaſſizität nur eine Vorſtufe ſein kann, mehr und mehr ihre Beachtung zuwenden müſſen. Dieſem für die Wiedergabe Liszt'ſcher Tonſtücke ſo wichtigen Punkt ſuchte das vorliegende Werk ebenfalls Rechnung zu tragen und die Anſchlagsarten als geiſtiges Mittel zum Zwecke der Wiedergabe des charakteriſtiſchen Geiſtesinhalts van Werken herbei zu ziehen.“

Zu den gloſſierten Werken tritt übrigens intereſſanter Weiſe auch ein kleineres Nachlaß-Werk des Meiſters: die Skizze zu einem Stücke religiöſen Charakters „Slavimo Slava Slaveni!“ (Andante maëstoso, g-moll, 45 Takte), welche Liszt am 5. Juli 1863 zu Rom, bei Gelegenheit der tauſendjährigen Apoſtolarfeier der ſlaviſchen Apoſtelhelden Cyrillus und Methodus, entwarf und welche hier nach dem in Aug. Göllerichs (Linz) Beſitz befindlichen Manuſkripte zum erſten Male veröffentlicht wird.

Ein näheres, fachwiſſenſchaftlich genaueres Eingehen auf die Materie und deren ſubſtanziellen Gehalt müſſen wir uns an dieſer Stelle leider verſagen. Nur ſo viel darüber: nicht das „pianiſtiſche Element“ als ſolches iſt in erſter Linie in's Auge gefaßt, ſondern überall wird auf die Totalität, das „Muſikaliſche“ als ein Ganzes, welches ſich gleichſam pianiſtiſch konzentriert hat, beherzt wie ſyſtematiſch hier los gegangen. So wird das Hiſtoriſche und Charakteriſtiſche der betr. Stücke, Anſchlagsarten, Phraſierungen, Modulationen ꝛc. vor Allem zu geben geſucht, der Typus in harmoniſchen Ausſchnitten und inſtrumentalen Ausblicken (Pedalgebrauch!) dabei überzeugend heraus-, klar auf- und richtig feſtgeſtellt. Und daß ſich zur Unterſtützung dieſes L. Ramann'ſchen Grund-Planes die wirklich

Sach- und Stilkundigen als willkommene Mitarbeiter eingefunden haben, dafür bürgen allein ſchon die oben genannten, klangvollen Namen. (Womit indeſſen nicht geſagt ſein ſoll, daß nicht weit mehr aus der unabſehbaren Schar der „Liſzt-Jünger“ ſich zu dieſem dankbaren Amte recht wohl noch hätten bereit finden können!) Bleibt denn nunmehr als „Ziel auf's Innigſte zu wünſchen“ und zu hoffen: daß dieſe inhaltſchweren Hefte — als beredte Zeugniſſe (documents humains) einer faſt ſchon im Abſterben begriffenen, unmittelbaren und lebendigen „Liſzt-Tradition“ — an allen ſtaatlichen, ſtädtiſchen und privaten Muſik-Inſtituten zum „eiſernen Beſtande“ der Muſik- und namentlich der Klavier-Lehre erhoben werden möchten, und daß die geiſtige Urheberin und Trägerin des Gedankens noch recht, recht lange ſomit auch die Früchte dieſer ihrer erſprießlichen Saaten ernten und genießen möge!

Der Herr Buchhalter.

Von Anna Croiſſant-Ruſt.
(Ludwigshafen a. Rh.)

Jeden Mittag und jeden Abend ſitzt er in der Poſt. Er kennt kein anderes Wirtshaus, hat den Fuß nie in ein anderes geſetzt. Nicht etwa, weil ſie ſchlechter ſind, davon weiß er nichts; aber er iſt ein Mann von Charakter. Hat er einmal angefangen, ſein Mittagmahl und ſein Abendeſſen in der Poſt zu nehmen, ſo bleibt's dabei, das gehört ſich; unnötige Veränderungen in der Lebensweiſe ſind nur Schwächen, wert eines Lächelns. Konſequent muß man ſein!

Er hat ſeinen Stammtiſch, ſeinen Stammplatz, ſein Stammkrügel, ſein Stammglas, ſeinen Stammſerviettenring und — wehe der Kellnerin, die ihm einmal im Drang der Geſchäfte etwas Anderes vorzuſtellen oder vorzulegen wagte! Den Wechſel der Kellnerinnen hat er noch ſtets dem Wirt als perſönliche Beleidigung angerechnet, und ſo unbefangen ihm jede „Neue“ entgegen trat, ſo befangen war der Wirt, ſo befangen wurde auch bald die Neue. Das war doch wohl die größte Rückſichtsloſigkeit! Hatte man ſo ein Frauenzimmer Jahre lang erzogen, und wenn ſie ſich dem Ideal nun etwas näherte, ſchickte man ſie ihm vor der Naſe fort!

In den zwölf Jahren, ſeit er hier aß, war das ſchon ſechsmal geſchehen. Die immerhin freundſchaftlichen Beziehungen, die er mit dem Wirt unterhielt — ſie grüßten ſich ſtets beim Kommen und Gehen — wurden dadurch erheblich getrübt, und es dauerte immer ein Vierteljahr, bis er den Gruß des Wirtes wieder ſah.

Draußen in der großen Kunſtmühle, die der ſchnell rauſchende Silberbach trieb, war er ſeit zwölf Jahren Buchhalter, dort wohnte er, und nur des Mittags, Sommer wie Winter, bei Schnee und Regen und Sonnenſchein, erſchien er fünf Minuten nach Zwölf auf der Poſt, und des Abends fünf Minuten nach Sieben.

Er war ehemaliger Soldat — er behauptete Leutnant, die Bauern Feldwebel — und hatte ſich beim Manöver eine Verletzung zugezogen, die ihn dienſtuntauglich machte. Noch jetzt ſchleppte er den einen Fuß etwas nach, und die Schmerzen, die ihm der Witterungswechſel brachte, veranlaßten ihn immer zu lauten Ausbrüchen über die unſinnige Soldatenſchinderei, die nur den Preußen zu verdanken ſei. An den alten Soldaten erinnerte außer dem kleinen, etwas borſtigen Schnurrbart, der in zwei feſt gezwirbelte Spitzen auslief, nichts als das kurz geſchorene Haar und die rotbraune, etwas choleriſche Geſichtsfarbe. Er war mittelgroß und eher ſchmächtig, ſchwarz von Haar und Bart, mit kleinen, etwas gewölbten, ſtechenden, dunklen Augen.

Wenn er ſo am Kopfende ſeines Tiſches ſaß, die Zigarre, die er ſtets in einem Röhrchen rauchte, nach oben geſtemmt, die Unterlippe vor- und aufwärts geſchoben, die beiden Arme aufgeſtützt, und über den Tiſch blickend, ſo ſah er niederſchmetternd ſelbſtbewußt aus.

Mit ihm aßen ein paar Adſpiranten der kleinen Bahnſtation, ein junger Schreiber und der unverheiratete Bahnmeiſter. Doch ſtets blieben die beiden Stühle rechts und links vom Herrn Buchhalter leer — das war der Brauch von Anbeginn geweſen, und daran durfte nicht getippt werden. Während der Mahlzeiten hatte der Tiſch zu ſchweigen, d. h. er ſprach nicht und verbat ſich auch nachdrücklich eine lautere Unterhaltung. So wurde alſo am Tiſch unten nur gewiſpert, man bot ſich mit ſtummem Nicken die Platten und begehrte ſäuſelnd nach Brot und Bier. Wie ein friſcher Wind wehte in dieſe gedrückte Atmoſphäre ſtets die reſche Art einer neuen Kellnerin herein, die mit voller Naivetät und, der Pflichten ihres Amtes bewußt, die Herrn zum „Diſchkriern“ animieren wollte, und voll Heiterkeit mit ihrer Unterhaltungsgabe wie eine Fregatte mit vollen Segeln an dem Tiſch landete. Zuerſt legte er die Zigarre weg; dann ſtemmte er den linken Arm ein — ſeine blanken, kleinen Augen fuhren wie Blitze hin und her, und alsbald brach auch ſchon das Donnerwetter los.

„Jetz' ſchaugt's ma dö an! Na, frei' di' ner Madl, i' werd' dir Mores lehren! So a G'ſchroa machen! Du ungebildete Berſohn! Wos? — Stad

biſt! Ball i' red', hot a Jed's ſtad z' ſein, verſtanden?" — Eine Einzige hatte es je gewagt, ihm ſofort prompt zu erwidern, beide Arme einſtemmend und ihn auch gehörig anblitzend: „Jö, ſchaugt's den an, den z'widern Raunzer! I' thua, woos i mog, und von dir laß i' mir nix anſchaffen."

Aber ſie wurde augenblicklich von der Strafe ereilt. Mit einem Satz war er in der Höhe, und ſo ſehr ſich die im Übrigen Handfeſte wehrte, hatte er ſie mit einem einzigen Griff beim Halſe gepackt und hinaus gedreht. Da er kleiner war als ſie und bei der Prozedur verſchiedene Tritte und Püffe abkriegte, war es für die aller Pietät baren, frivolen Adſpiranten eine ſolche Wonne, daß ſie die Füße auf die Stühle zogen und ſich in die Zunge biſſen, um nicht gerade heraus lachen zu müſſen, während der kleine Schreiber, der ſchon von Amts wegen darauf eingeübt war, lautlos grinſte, und der Bahnmeiſter, etwas ſchwerfälligeren Temperaments, mit offenem Maul dem hochnotpeinlichen Halsgericht zuſah.

Dieſe Eine, die aller Tradition ſolchergeſtalt Hohn geſprochen, mußte auf kategoriſchen Wunſch des „Herrn Buchhalters" entlaſſen werden. Der Wirt leiſtete zu Anfang energiſchen Widerſtand, denn alle übrigen Eigenſchaften der Hebe ſtanden ganz im Einklang mit ihrer Handfeſtigkeit und ſtempelten ſie zum Ideal einer Kellnerin.

Aber der „Buachhalter" drohte, das Haus „nie mehr zu betreten" — es war eine der dramatiſcheſten Szenen ſeines Lebens; ſchließlich war er der älteſte Stammgaſt — der Wirt unterlag alſo der Übermacht ſeiner Perſönlichkeit, achſelzuckend und mit der Miene, wie man etwa einem ungezogenen Kinde nachgiebt.

Am Stammtiſch hatte die Sache ein Nachſpiel, als der „Buachhalter" um die gewöhnliche Zeit verſchwunden war. Alles gieng da außer Rand und Band, „es löſten ſich alle Bande frommer Scheu", es war die reinſte Meuterei.

Über den Wirt gieng's her vorerſt, denn die „Reſche" hatte ihnen ſamt und ſonders den Eindruck gemacht, wie wenn man ſie unbedingt da laſſen müſſe, und wenn's nur wäre, um ein Gegengewicht gegen „den da oben" zu haben.

„So a Hanswurſcht, der Wirt! Na, ſo 'was! Aber gar koan Kuraſch! Der hätt' i ſein mög'n, i hätt' anderſcht auſg'muckt. Herr di Gatti, dem hätt' i 's zoagt! Was is denn dös iwerhaupt's für a Wirtſchaft? Is denn ner der da? Zahl'n mir unſer Zeig net grad a ſo wie der? Wenn mir g'ſagt hätten, mir möchten 's Madl b'halten, was er epper da g'macht hätt'!? Dös war' a Hetz' word'n! Mir derften uns ſchließli' nimmer z' ſchnauſen trau'n. War uns ſcho' z' dumm! Mir ſan a ſo viel wia der da herinnet, und mir leiden amal dös nimmer, jetz' muaß 's anderſcht geh'n!"

So schrieen und schimpften und brüllten sie durcheinander, schauten sich kampfmutig und mit roten Käpfen an und hieben auf den Tisch, daß die Gläser sprangen.

Da that sich die Thüre auf, der „Herr Buchhalter" erschien auf's Neue, zwickte die Äuglein zusammen, und ein paar Hahnfalten liefen vam Mund abwärts, als er die aufgeregten „Mander" sah.

„Ös scheint's Enk ja recht guat z' unterhalten!" sagte er in einem Ton, der, aberflächlich gehört, an's Väterliche gemahnte, für die Eingeweihten aber ein Sturmsignal barg.

Ruhig hängte er seinen Mantel an den Nagel, das Lodenhütl, das er immer etwas links trug, dazu, rückte sich den Stuhl zurecht und — setzte sich.

„I' hab' ja d' Innsbrucker heut no' nät g'lesen mit der saudummen G'schicht'", sagte er.

Die „Mander" saßen stumm und stocherten in ihren Tellern weiter, die Augen fest auf die Überreste ihrer Mahlzeit geheftet.

„I' hab' heut d' Innsbrucker na' nät g'lesen", wiederhalte er mit gehabener Stimme, und seine Gesichtsfarbe vertiefte sich um einige Nüancen.

Ein leises Gebrumm gieng unter den Verschwarenen herum, ein Räuspern — „Dart hängt s' ja, Sakrament!" schrie er und deutete an die Wand, wo sie über dem Kapfe des jüngsten Adspiranten hieng.

„Jessas, was hast d' denn? So gieb's eahm doch!" Und mit Reden und Stäßen und Püffen wurde der Hartnäckige aufgemuntert, bis er sie dem vor Zorn Blauroten, der mit seinen bösen Augen färmlich auf ihn einstach, reichte . . .

Sa endete die sa merkwürdige Verschwörung, und bis dato ist nach Keiner gekommen, der den Bann gebrachen hätte, dem Mitieu nicht unterlegen wäre.

Zwar gab es immer von Zeit zu Zeit einen neuen Adspiranten, und das war immer eine „Gaudi" für die Wissenden. Gewähnlich setzte er sich auf einen der leeren Stühle, fieng als artiger Mann eine Konversatian mit dem Ältesten der Gesellschaft an, also mit ihm, dem k. k. Feldwebel in Pensian und jetzigen Buchhalter, ließ sich vielleicht durch sein erstes Gegengrunzen nicht einmal abschrecken und redete weiter — dann langte der Gewaltige gewähntlich die gräßte Zeitung, die über seinem Haupte hieng, herab, hielt sie var sein Antlitz, daß aben nur das Ende seines Haarschapfes und das Ende seiner Zigarre heraus ragte. War der Kerl frech, so plapperte er weiter, bis ihm aus den Tiefen ein: „Halten's jetzt Eahna Maul ader nät?" entgegen schall — dann wagte er vielleicht nach ein: „Sie, aber erlauben's!" „Nix erlaub' i, 's Maul habt's z' halten!" War er nicht frech, sa wandte er sich nach den ersten deutlichen Winken an die unten Sitzenden, um dart

Unterhaltung zu ſuchen. Aber hier bekam er nur Kopfnicken, unartikulierte Laute und Achſelzucken als Antwort, und ſeine Konſternation, ſowie das Geſicht, das über der Zeitung auftauchte und einmal mit den Andern gemeinſame Sache machte, war ihre einzige Entſchädigung und ihre einzige Rache. Deshalb wurde Keiner eingeweiht.

Mit den Zeitungen hatte es auch ſeinen Haken. Er las ſie genau der Reihe nach, und jedem Neuling paſſierte es, daß er in ſeiner Verlegenheit gewöhnlich nach irgend einer dieſer Zeitungen griff. Der Buchhalter las die ſeine ruhig weiter, bis die andere an die Reihe kam; dann ſagte er gewöhnlich: „Erlauben's!" und nahm ſie einfach dem Leſenden aus der Hand.

Proteſtierte der, ſo fielen die Andern über ihn her: „Sie kommt jetzt dran, laſſen Sie's eahm doch, Sie können's ja ſpäter leſen!" Und der „Herr Buchhalter" bekam ſie jedesmal, klein gekriegt hatte er noch Jeden.

Vom Beginn des Eſſens bis zum Schluß las er. Er löffelte hinter der Zeitung ſeine Suppe, er ſtocherte mit der rechten Hand im Eſſen, links hielt er ſein Bladl — er war kein großer Eſſer, aber „Roten" trank er gern und viel.

Nicht etwa, daß er während des ganzen Mahles geſchwiegen hätte! Er liebte es, einige Pointen aus der Zeitung zuerſt halblaut, dann ganz laut zu leſen, mit Bemerkungen wie: „Dös is do' zu narriſch, jetz' ham's im Landtag . . ." und er heiſchte Repliken von der Tiſchgeſellſchaft. Keinen Widerſpruch, aber Anteilnahme. Fiel dieſe zu lahm aus, ſo rief er wohl: „Schlaft's denn heut Alle? San dös Mannsbilder!" Auch die Neuigkeiten des kleinen Ortes ſtieß er unter dem Leſen hinter der Zeitung heraus, kurz, biſſig, mit einem eigentümlich meckernden Lachen.

Er ſah es als Beleidigung an, wenn der Tiſch Neues wußte und nicht verriet. Wußten die „Untern" etwas, ſo fieng ein leiſes Geſäuſel am Tiſch an, das ihn zuerſt nicht irritierte, denn das kam, in ſchicklichen Grenzen, hie und da vor; aber wenn es vernehmbarer wurde, ſpitzte er die Ohren, und ſein Schopf, das Ende der Zigarre und dann die Äuglein kamen nach und nach hinter der Zeitung zum Vorſchein. Das war das Signal zum Ausbruch, und nun wollte Jeder mit der Neuigkeit heraus platzen, bis er endlich Einen direkt darum anredete. Dann war's aber immer noch kein Leichtes; man mußte die richtige Form finden, witzig ſein, beſonders wenn es Weibergeſchichten waren. Trug man die nicht gut vor, ſo raunzte er wohl: „Machen's an Spektakel wegen aner ſolch'n Bagadelle!"

Er war ein ausgeſprochener Weiberfeind und ſprach nur mit äußerſter Verachtung von den Frauen. Zum Saubermachen, zum Putzen und „Nah'n"

kann man ſie brauchen, meinte er, „aber net amal 's Kochen verſtehngen's — i mog mi net ärgern!“

Und als einmal ein Vorwitziger rief: „Aber 's Kinderbringen!“ entgegnete er nicht ohne Würde: „Oh na, mei' Liaber, grad dös verſtehngen heutigen Tags die Wenigſten; drum, i ſag's net umaſunſt, ſie ſan verpfuſcht um und um, und nöt der Müah wert, daß d' über ſie red'ſt.“ Wußte er von einem der „Untern“ etwa, daß er verliebt war, ſo war der vor ſeinen biſſigen Bemerkungen nicht ſicher; ängſtlich hielten ſie drum alles geheim, was mit der Liebe zuſammen hieng. Als der Bahnmeiſter ſich verlobte, blieb er lieber von der Poſt weg, anſtatt ſich ſeinen Spötteleien auszuſetzen, und gieng in weitem Bogen um den „Paſcha von der Mühle“, wie ſie ihn unter ſich nannten, herum.

Da rieb er ſich ſchmunzelnd die Hände. Feiner und größer war noch keiner ſeiner Triumphe geweſen. „Secht's 'n?! — und ſolche Mannsbilder ſeid's allz'ſamm'!“ Bei ſolchen Vorkommniſſen liebte er es, weit über ſeine Zeit ſitzen zu bleiben, und weit über ſein Maß zu trinken, das immer ſehr reſpektabel war. Der Zuſtand der Bärbeißigkeit ſchlug nach zwölf Uhr in den der Jovialität um; er erzählte mit halb krähender, halb kichernder Stimme, immer dabei die Zigarre in der Spitze gen Himmel ſtreckend, dem ganzen, vor Vergnügen wiehernden Gaſtzimmer alle möglichen Liebesgeſchichten. Beſonders die ſeiner Tiſchrunde. Es begann etwa mit: „Da ſitzt a ſo Daner“, und endete mit: „werd ſcho' no' ſchaug'n, ſo a Gimpel, ſo a verliabter.“

In der Nacht hatte dann die Korona das Vergnügen, ihn nach Hauſe zu geleiten, und es gehörte zur ſüßeſten Erfüllung aller ſchlummernden Rachegelüſte, wenn ſie den Lallenden, Schimpfenden und Wankenden durch einen gelinden Stoß, den er in ſeinem Zuſtand nicht bemerkte, im Winter in den Schnee, im Herbſt und Frühjahr in den Schmutz und im Sommer in den Staub werfen konnten. Niemals waren ſie ausgeſöhnter mit ihrem Schickſal und niemals fühlten ſie ſich dem Paſcha überlegener.

Singend, pfeifend und laut lachend zogen ſie durch die Gaſſen, und ſogar den nächſten Morgen hielt die Kampfſtimmung noch an — es war beinah' wie zur Zeit der Saiſon, wo alle Bande auseinander giengen, wenn die Fremden kamen: wo ſich die Unterſchiede verwiſchten, die beiden Stühle nicht leer bleiben durften, wo ſie Alle eng gedrängt ſitzen mußten und laut reden durften, ſo wie ihnen der Schnabel gewachſen war; denn in dem allgemeinen Geräuſch gieng das bischen Lärm, das ſie machten, ſo wie ſo unter.

Dann ſaß er am Tiſch, förmlich gekauert unter der Zeitung. Nie warf er einen Blick vor, nie grüßte er Jemanden, nie ſprach er während der Zeit. Der Ingrimm häufte ſich ſo in ihm, daß er ſichtbarlich magerer wurde, nichts mehr aß und ganz gealtert ausſah. Oh, wenn er ſie Alle hätte vertilgen

können! Alle, Alle! Und jährlich wurden's mehr, und Keiner war unter ihnen, der ſich auch nur um ihn kümmerte! Er ſehnte den September herbei, als die Zeit der Erlöſung, und wenn der Letzte den Rücken gekehrt, ſo rief er aus: „Is 's jetz' endlich dahin, dös G'ſindel? Koan Reſpekt vor nix! Den anſtändigen Menſchen d' Luft verpeſten, 'n Platz verſitzen und d' Ohren doret ſchrei'n, daß an Andrer gar nimma aufkimmt! Und dös wollen gebildete Leut' ſein? Pfui Teifel! Da ſan mir ſcho' Ander', da herinn in die Berg'!"

Poesie und Prosa

von Ella Lindner.
(Dresden.)

Ein Grab.

Ein Grab — ein einsames Grab — kein Kreuz, kein Name mit goldenen Lettern in Marmelstein — nichts —

Narzissen blühen darauf — weisse Narzissen — dicht zusammen gedrängt — eine schimmernde Decke.

Leise tritt der Mond aus Wolkenschatten. Seine Silberhände gleiten kosend durch die Blumen — und die Narzissen duften schwül und schwer —

Niemand weiss das Grab und niemand kennt es ausser mir. Denn mein Gott ist es, der hier begraben liegt, mein Glaube, den du getötet hast — in jener Stunde, da ich dir vertraute!

Nun ist er gestorben. Und mit ihm das Lied — das kleine Lied — o weisst du noch? Es schlug die Augen auf in jener Sommernacht, als die Narzissen blühten und das Mondlicht silbern über'm Weiher lag. Das kleine Lied! Das arme kleine Lied!

In den Zypressen schläft der Wind, und wenn er auffährt — im Traum — dann rauscht's in den Wipfeln.

Ich liege vor dem Grab auf den Knieen — krampfhaft die Hände gefaltet und die heissen Wangen gepresst in den Blütenglast kühler, weisser Narzissen.

O, dass du mir sterben musstest! Dass es kein Wiedersehen giebt für uns — kein Jenseits —

Gedanken.

Das Alter ist nur dann zu ertragen, wenn man sich sagen darf: Du bist am Ziel! Du hast erreicht, was du erstrebt, und die Idee, für welche du gelitten und

gekämpft, sie lebt fort in Anderen sie wird sich entwickeln, weiter und weiter, bis zur Vollkommenheit.

*

Arbeit vom Morgen bis zum Abend — und doch kein Vorwärtskommen. Arbeit, welche die Kräfte aufzehrt und doch Keinem nützt, nichts bessert in der Welt — ich kenne kein niederdrückenderes Gefühl!

*

Was ist unser Leben? Ein ewiges Wandern im Schatten. Wie wenig Sonne gönnt uns das Schicksal! Und dann ist es oft genug nur Wintersonne, die wohl blendet, aber nicht wärmt.

*

Nicht denken dürfen — das ist wie Sonntag in der Seele! Da gehen die Gedanken auf leisen Sohlen in's Weite — verlieren sich allmählich — werden Gefühle — nein, nicht Gefühle, sondern ein einziges, grosses, erlösendes Selbstvergessen — Nirwana —

*

„Unbescheidenheit" nennt die grosse Menge oft, was doch des Rassemenschen eigentlichstes Kennzeichen ist. Der Rassemensch begnügt sich nicht. Er will nicht das kleine, graue Alltagsglück. Das ist für Durchschnittsnaturen. Nach dem Höchsten streckt der Rassemensch seine Hand. Und er darf es, soll es, und muss es auch!

*

Die Ehe — und Ehe nenne ich die grosse Liebe — ist etwas so grenzenlos Hohes und Heiliges, dass ich eher sterben würde an dieses Tempels Schwelle, denn sie überschreiten als falsche Priesterin.

*

Mut! Das ist es. Aber es fehlt uns Allen an Mut! Und wenn doch einer kommt, der ihn besitzt, der damit gegen die Mauern der Vorurteile anstürmt, so sperren sie ihn in's Narrenhaus dafür, die lieben, gescheiten Nächsten!

*

Zuletzt sind wir Alle doch einsam, müssen es naturgemäss sein. Ist nicht jede Seele eine Rätselwelt für sich? Und hat nicht Jeder zu thun, dass er die Rätsel seiner eigenen richtig löse?

Dichtungen

von Elſe Laſker-Schüler.

(Charlottenburg.)*)

Fieber.

Es weht von deinen Gärten her der Duft,
Wie trock'ner Südwind über mein Geſicht.
O, dieſe heiße Not in meiner Nacht!
Ich trinke die verdorrte Feuerluſt
Meiner Brände.

Aus meinen ſchlummerloſen Augen flammt
Ein grelles, ruheloſes Licht
Wie Irrlichtflackern durch die Nacht.
Ich weiß, ich bin verdammt,
Und fall' aus Himmelshöh'n in deine Hände!

Sterne des Fatums.

Deine Augen harren vor meinem Leben
Wie Nächte, die ſich nach Tagen ſehnen,
Und der ſchwüle Traum liegt auf ihnen,
Unergründet.

Seltſame Sterne ſtarren zur Erde,
Eiſenfarb'ne mit Sehnſuchtsſchweifen,
Mit brennenden Armen, die Liebe ſuchen
Und in die Kühle der Lüfte greifen.

Sterne, in denen das Schickſal mündet.

Sterne des Tartaros.

Warum ſuchſt du mich in unſren Nächten
In Wolken des Haſſes, auf böſen Sternen?
Laß mich allein mit den Geiſtern fechten!

Sie ſchnellen vorbei auf Geyerſchwingen
Aus längſt vergeſſ'nen Wildlandfernen,
Eiswinde durch Lenzesſingen.

Und du vergißt die Gärten der Sonne
Und blickſt gebannt in die Todestrübe.
Ach, was irrſt du hinter meiner Not!

Abend.

Es riß mein Lachen ſich aus mir,
Mein Lachen mit den Koboldaugen;
Mein junges, ſpringendes Lachen
Singt Tag der dunklen Nacht vor deiner
Thür.

Es kehrte aus mir ein in dir,
Zur Luſt dein Trübſtes zu entfachen;
Nun lächelt es wie Greiſenlachen
Und leidet Jugendnot.
Mein tolles, übermüt'ges Frühlingslachen
Träumt vom Tod.

*) Vergl. auch die im vorigen Jahre erſchienene Gedichtſammlung der Verfaſſerin: „Styx" (Berlin, Axel Juncker), ſowie „Die Kommenden" (1901, Buch I; Berlin-Schmargendorf, Verlag „Renaiſſance"), S. 48—50.

Herzkirſchen waren meine Lippen beid'.

Ach, ich irre wie die Todſünde
Über wilde Haiden und Abgründe,
Über weinende Blumen im Herbſtwind,
Die dicht von Brenneſſeln umklammert ſind.

Herzkirſchen waren meine Lippen beid' . . .
Ich ſuchte ihn im Abend, in der Dämmerung früh,
Und trank mein Blut und meine Süßigkeit.

Der Schatten, der auf meiner Wange glüht,
Wie eine Trauerroſe iſt er aufgeblüht
Aus meiner Seele Sehnſuchtsmelodie.

Winternacht.

(Cello-Lied)

Ich ſchlafe tief in ſtarrer Winternacht;
Mir iſt: ich lieg' in Grabesnacht,
Als ob ich ſpät um Mitternacht geſtorben ſei,
Und ſchon ein Sternen-Leben tot ſei.

Zu meinem Kinde zog mein Glück,
Und alles Leiden in das Leid zurück.
Nur meine Sehnſucht ſucht ſich heim
Und zuckt wie zähes Leben,
Und ſtirbt zurück
In ſich.

Ich ſchlafe tief in ſtarrer Winternacht;
Mir iſt: ich lieg' in Grabesnacht . . .

Tante Severina.

Von Neera.

Tante Severina trat in ihr Zimmer, deſſen Thüre ſie mit dem Fuße aufſtieß, da ihre beiden Hände an dem Kerzenleuchter und den empfangenen Geſchenken genug zu tragen hatten. Der Bruder hatte ihr ein

mélangefarbiges Wollkleid geſchenkt, dem er die Bemerkung beigefügt: „Von würdig-ernſter Farbe, wie ſie Deinem Alter entſpricht"; die Schwägerin ein Nachtlicht, und die Kinder hatten ihr in der Schule eine Fußdecke gearbeitet. Alles aus Anlaß ihres Geburtsfeſtes.

Indem Tante Severina jedoch dieſe Gegenſtände auf das Tiſchchen ihres Zimmers legte, ſchien ihr Geſicht keineswegs heiter und froh zu ſein; im Gegenteil, es war ſozuſagen von einem dichten, undurchdringlichen Schleier bedeckt, der zum Teil die Worte rechtfertigte, welche die Schwägerin mit einer gewiſſen Bitterkeit ausgeſprochen, als ſie das Empfangszimmer verlaſſen hatte: „Man mag thun, was man will, dieſe Severina iſt mit nichts zufrieden!"

Ihren Händen war ein Zettelchen entſchlüpft, das ſie ebenfalls anläßlich ihres Geburtstages erhalten hatte. Es kam von einer Jugendfreundin, die ihr ſtets ſehr theuer geweſen, und trug auf grünlichem Grunde einen Schmetterling, der nach aufwärts flog, mit dem Motto: Adhuc spero. Auf der Rückſeite ſtanden tauſend Glückwünſche.

Severina hob das Briefchen auf und betrachtete es beim Kerzenſcheine gedankenvoll. Wie viele Dinge giengen ihr durch den Kopf! Vor fünfundzwanzig Jahren hatte ihr die ſelbe Freundin, unter gleichen Umſtänden, ein Sträußchen roter Nelken in's Haar geſteckt . . . ach! jetzt flocht ihr niemand mehr Blumen in's Haar; jetzt waren auch mélangefarbige Kleider und Nachtlichter gut genug; und Fußdecken, denn ſie litt ja an Fußrheumatismus; und zum Schluß auch einige Gratulationen — nun die fehlen ja nie.

Severina war durchaus nicht undankbar. Sie anerkannte die Wohlthaten ihres Bruders, ſie liebte die Schwägerin und ihre Nichten und Neffen; ſie war ihnen zugethan, ſie hatte ſie lieb, mehr als ſie's zeigen konnte, nicht als ſie's wollte; denn ſie fühlte in ihrem Innern einen Strom von Zärtlichkeit, der nie verſiegte. Aber das war gerade ihr Übel, ihr Feind im eigenen Hauſe, der Wurm, der an ihrem Marke fraß, der Vulkan, welcher in ihr Geſicht Dampf und Gluten ſpie.

Sie kam ſich manchmal waſſerſüchtig vor, als ſchleppte ſie ein Gewicht in ihren Adern mit, als wäre Waſſer oder Blei darin, kurz etwas Totes, Schweres.

Als Kind war ſie ſehr lebhaft geweſen, als Mädchen ſehr phantaſtiſch; aber nie ſchön, noch angebetet, jedoch zufrieden-glücklich in ihrer Welt der Ideale und Träume.

Als Tochter eines Malers hatte ſie frühzeitig die verführeriſchen Reize der Farbe und der Form kennen gelernt. Heidin aus innerem

Antrieb, fühlte sie sich zur Schönheit hingezogen, während sie die mystischen Gedanken einer nebelhaften Poesie ziemlich kalt ließen.

Sie liebte es, sich mit den Putzgewändern und Schleiern, welche die Modelle im Atelier ihres Vaters vergessen hatten, zu schmücken. Sie zerzauste sich das Haar, wand sich einen Blätterkranz um's Haupt und spielte die Bacchantin. Auf einen Haufen Bettkissen hingestreckt, ein langes Tuch um die Hüften gewunden, mit entblößten Armen, eine Glasperlenschnur um den Hals, einen großen Fächer in der Hand, ahmte sie die Haltung der Odaliske nach. In bloßem Hemde, auf einem Teppich ruhend, ein dickes Buch unter ihren Ellenbogen, wollte sie die „bußfertige Magdalena" Correggio's darstellen, aber gerade da machte sie die Bemerkung, daß ihr die Haupteigenschaften dieser Rolle fehlten. Von diesem Augenblicke an bemächtigte sich ihrer ein geheimer Kummer, der wie eine Feile ihr Herz verwundete.

Indem sie sich mit den Gestalten verglich, welche die größten Maler in idealer Schönheit hervorgezaubert und die geringeren nachzubilden sich bemühten, gelangte sie zur gründlichen Erkenntnis der Unvollkommenheit ihrer Formen, und diese Enttäuschung ward für sie, die so glühende Sehnsucht nach dem Schönen beseelte, grausam.

Um die eigenen Mängel besser mit einem künstlerischen Typus vereinbart zu sehen, verzichtete sie auf die breiten tizianischen Schöpfungen und begann die zarten Frauengestalten Canova's, die „Grazien", die „Psyche" zu bevorzugen. Diese letztere riß sie zu tiefinnerster Wollust hin. Das Gefühl der Kunst und jenes der Liebe, die jungfräuliche Keuschheit und die sinnliche Glut, die harmonische, göttliche Vereinigung beider in jener unsterblichen Gruppe zogen sie unwiderstehlich an. Wie einfach war ja doch die Haltung der Psyche und wie einfach ihre Formen! In ihrem Zimmerchen wollte auch sie, ungesehen, ohne Amors Gegenwart, diese Gestalten nachzuahmen versuchen. Aber war es nicht furchtbar? Sie, die so jung war, der die Grazie so eigen war, die die Leidenschaften verstand, die Kunst anbetete, warum gelang es ihr nicht? Warum glich Severina, trotzdem sie lebte, vor dem Spiegel einer Mißgeburt im Vergleich mit der marmornen Göttin?

Wenn ich nur dicker werden möchte! — dachte Severina. Es handelt sich vielleicht blos um eine Linie. Wenn jemand Canova, als er seiner Psyche Brust meißelte, einen Stoß auf den Arm gegeben hätte, so hätte er dadurch einfach eine Linie verschoben, und mit der Psyche wäre es zu Ende gewesen. Auch sie hatte ja ein Gesicht, zwei Augen, eine Nase, einen Mund, Zähne, Haare und eine empfindsame Seele zitterte in ihr!

Vielleicht — dachte ſie dann immer wieder — wird es die Zeit ſchon bringen. Nicht alle Weiber mit fünfzehn Jahren ſind ſo ſchön wie Pſyche. Pſyche iſt die grünende Jugend, die Blütenknoſpe, ein Verſprechen; oder auch eine herbe Frucht. Hatte nicht die Handſchuhmacherin, dieſe gefährliche Frau, die alle Familien im Umkreis unſicher machte, ſchon mit fünfzehn Jahren einen Sohn gehabt? Und geſtand ſie nicht ſelbſt, daß ſie zu jener Zeit noch ein queckſilbernes Ding, ein kleiner Fratz war? Wer weiß, ob Madame de Maintenon, als ſie ſich mit zwanzig Jahren mit Scarron vermählte, ſo ſchön war wie damals, da ſie, eine ausgemachte Vierzigerin, Seine Majeſtät den franzöſiſchen König in ihre Netze zog?

Sie hörte ſagen und las es auch aus Büchern, daß das Weib erſt durch die Liebe ſchön würde; aber da ſie gleichwohl wieder hörte und las, daß das Weib nur aus der eigenen Schönheit Liebe ſchöpfe, begannen dieſe beiden Gedanken ihren Sinn zu verwirren. Sie gehörte gewiß nicht zu den Frauenzimmern, die ihre Reize blos pflegten, um der Eitelkeit und Koketterie zu dienen; ſie glich in nichts ihren Genoſſinnen, ja ſie galt bei ihnen als ein Original.

Stets von künſtleriſchen Idealen erfüllt, kleidete ſie ſich höchſt bizarr in griechiſche Tracht: in rote Shawls, die ſie ſich nach den Geſetzen der Plaſtik um den Körper wand, — aber ihre Häßlichkeit ward durch dieſen phantaſtiſchen Aufputz nur noch vermehrt. Dann war es merkwürdig zu ſehen, wie ſie, von ihrer Phantaſie in ein Bild von überirdiſcher Schönheit verzaubert, die täglichen Dinge, die Sorge um ſich ſelbſt, um ihren eigenen Körper vernachläſſigte; ſie vergaß, ſich die Nägel zu ſchneiden, ſie trug abſatzloſe Schuhe, knopfloſe Handſchuhe, zerknüllte Bänder, zerriſſene Strümpfe. Sie wuſch ſich nicht alle Tage ihr Geſicht.

Indem ſie ſo auf Schönheit und Liebe wartete, war ſie an der Wirklichkeit des Lebens vorübergegangen, ohne ihrer gewahr zu werden; ſie träumte; ſie träumte immer, mochte ſie des Morgens die Seidendecke zurückſchlagen und flink auf das Teppichviereck ſpringen, das aus zuſammengenähten Tuchſtückchen beſtand, — dann dachte ſie an die „Morgenröte“ Guido Reni's, die im Strahlenglanze der aufgehenden Sonne durch die Wolken fliegt; und dann zog ſie, das Bild leichtgeſchürzter Nymphen vor ihren Augen, ihren Unterrock über ihre eingefallenen Hüften.

Oder ſie ſaß in der Kirche, in die Betrachtung eines ſchönen Judenmädchens vertieft, deſſen Geſtalt ſie an Ruth oder Noëmi gemahnte, ohne zu bemerken, daß ſie mit den Haften ihres Kleides an der Sitzlehne hängen geblieben war, bis ein Spaßvogel ihr dieſelben mit ernſter Würde

mittels seines Stockgriffes losmachte; und sie ward darüber rot aus Scham und Entrüstung.

Die Jahre vergiengen indessen, aber die Schönheit wollte nicht kommen und die Liebe noch weniger — jene Liebe, die so viele Meisterwerke geschaffen, alle die Raffaelischen Madonnen, die Bilder von Van Dyck, den „Kuß" Hayez' — Schönheit und Liebe, die Gipfel des heidnischen Olymps und ihres eigenen.

Im Hause ihres Bruders, eines Feldmessers von Profession, der allen Kunstkram seines Vaters verkauft hatte, fand Severina nicht mehr jene Prachtgewänder, noch auch ließ sich ihre in Flanelljacke und wasserdichter Schürze das Auslangen findende Schwägerin herbei, bacchantische Blumengewinde ihr um's Haar zu winden.

Es währte nicht lange, bis ihre Nichten und Neffen kamen, sich an ihre Röcke hiengen, sich von ihr mit Kindskost füttern, Figuren aus Papier schneiden, die Nase putzen ließen, und so kam es, daß die kleine Kindertante bei diesen zwar häuslichen, jedoch keineswegs künstlerischen Beschäftigungen immer verdrießlicher wurde, ihre Ideale aus den Augen verlor und jene langen, erdfarbigen, unerforschlichen Züge annahm, welche den zornigen Ausruf ihrer Schwägerin rechtfertigten: „Man kann thun, was man will, Severina ist nie zufrieden!"

Und doch hoffte Severina noch immer; in zwölf Stunden, in sechs Stunden, in einer Stunde konnte noch immer eine Revolution in ihr sich vollziehen, eine Katastrophe, ein Wunder, — wer weiß, was nicht alles noch geschehen konnte! Als sie des Morgens vom Bette aufgestanden war, hatte sie gesagt: „Wenn ich mich wieder niederlegen werde, werde ich schon vierzig Jahre alt sein" — aber ein toller Hoffnungsschimmer, eine unbegründete, süße Schmeichelstimme ließen sie erwartungsvoll innehalten, als stünden geheimnisreiche Ereignisse bevor. Sie hatte sich auch gedacht: „Diese letzten Stunden meiner Jugend will ich genießen". Aber wie? Was thun? Das Blut kochte ihr, im Gehirn spukte es, eine wilde, schier wahnsinnige Sehnsucht, die Zeit aufzuhalten, machte sie in Fieber erschauern. Die Stunden vergiengen; sie zählte sie voll Unmut. Es ereignete sich nichts.

Die Post brachte einige Briefe, die sie mit zitternder Hand öffnete: Begrüßungen, Empfehlungen, Glückwünsche, Gemeinplätze. Schließlich hatte man ihr ja doch ein mélangefarbiges Kleid, eine Lampe und eine Fußdecke zum Geschenke gemacht . . .

In dem Maße, als der Tag sich dem Ende zuneigte, wurde auch Severina's Antlitz immer düsterer und finsterer. Die Trinksprüche und

ein kleines Gedicht, das die kleinen Nichten bei Tisch mit so vielen Wünschen auf ein langes Leben vorgetragen, hatten sie ganz stumm gemacht, und einige Tropfen Marsala versenkten sie geradezu in eine Leichenfeier-Stimmung. Endlich konnte sie sich auf ihr Zimmer zurückziehen, die Geschenke auf das Tischchen legen und sich selbst auf den Bettrand setzen. Die zitternde Kerzenflamme tanzte ihr vor den Augen; sie schützte die Hand vor und begann nachzudenken. Aber es waren, wenn man genau sein will, keine Gedanken, die sie hatte, sondern eher Visionen, jene Irrlichter der Phantasie, die sich aus erschlafften Leibern losmachen, ein flüchtiges Hin- und Herflackern, eines Gedankens Widerschein, der durchaus leben will und die Nerven abschütteln möchte, wie ein Hund seine Kette.

Es war immer die selbe große, tiefe Traurigkeit, diese gänzliche Niedergeschlagenheit, welche sie in dieser letzten Abendstunde befiel, nach einem langen, leeren Tag, wie ein kurzes Wort auf einer großen, weißen Blattseite.

An jenem Abend aber handelte es sich weder mehr um einen Tag, noch um eine Seite; ihre ganze Jugend starb dahin, zerfloß in ein Nichts, darunter sie ihren Namen setzen mußte; ein Wechsel auf einen Wert, den sie nie besessen hatte.

Gerade hier, in der Einsamkeit des Alkovens, wo die Glücklichen ihre Freuden und die Liebenden ihr trunkenes Glück erleben, wenn in der keuschen Sicherheit der Nacht alle Schleier fallen, die Masken herabgerissen werden und die bloßgelegten Herzen nicht mehr den Stachel der Ironie zu fürchten brauchen, hier zählte sich auch Tante Severina alle ihre trockenen Illusionen vor; und von Abend zu Abend sah sie sie zusammenschrumpfen, Form und Farbe verlieren, im Finstern verschwinden.

Ein schwerer Seufzer hob ihr die Brust. Mit ihren langen Fingern suchte sie an den Haften ihres Kleides herum, ohne hinzusehen, dann knöpfelte sie sie langsam auf, wobei sie fühlte, wie ihr ihr eigener Körper zum Ekel und Überdruß wurde; denn sie haßte dieses häßliche Gesicht, das ihr seit vierzig Jahren nichts als Leiden gebracht, das ihr Unglück, ihr Quälgedanke war.

Welch natürliche, aufrichtige und so echt weibliche Genugthuung muß ein Weib empfinden, das bei seinem eigenen Anblick in sich selbst das schönste Werk Gottes sieht! Nur einen Tag Venus zu sein — strahlend, liebend, sterbend — nicht mehr! Aber geboren werden und kaum sterben, geboren werden und sterben und gar nichts anderes zwischen diesen beiden Grenzen, nichts als das häßliche Alter, das ist ein hartes Los.

Wie friedlich ſchläft die Welt! Wie komiſch wäre es, wenn ich das Fenſter öffnete und hinausſchrie: „Zu Hilfe, zu Hilfe, es ſtirbt mir mein Liebſtes, was ich habe, es ſtirbt meine Jugend!“ Aber draußen war es kalt, die Nacht war ſchwarz; das Fenſter gut verſchloſſen, und Finſternis lagerte auf ſeinen Scheiben.

Severina entkleidete ſich, hieng das Gewand in den Kleiderſchrank und gieng zur Kommode, — in kurzem Rock, mit eingefallener Bruſt und breiter, flacher Büſte, mit geradem, ſenkrechtem Rücken.

Eine Weile ſuchte ſie in der Kommode herum, ein Stück nach dem andern durchſtöbernd, ein Schächtelchen um das andere öffnend. Sie nahm einen halb zerfallenen Lavendelſtrauß hervor und roch daran. Sie hatte ihn auf einer Kirchweih am Lande gekauft — es war ein ſchöner Herbſttag geweſen; damals trug ſie ein blaues Kleid und einen Hut, der ihr ſehr gut ſtand, wie die Leute ſagten ... Dann ergriff ſie einen Fächer, ein leeres Fläſchchen, ein Armband, das ſie ſchon ſeit Langem nicht angelegt; dieſes wollte ſie probieren: Sie ſteckte die Hand hinein, zog ſie aber ſogleich wieder mit einem Kopfſchütteln zurück. Ihr ganzes Leben lang war es hier eingeſchloſſen geweſen in der Kommode, ruiniert wie der Lavendelſtrauß, leer wie das Fläſchchen, das einſt feine Parfums enthalten hatte und nunmehr kaum deren Geruch verriet. Auf einer alten Porzellantaſſe las ſie die mit Bleiſtift geſchriebenen Worte:

„Wer jung und ſchön, ſoll, ach! nicht traurig ſein;
Die Menſchen nicht, die Pflanzen nur das Leben ſich erneu'n.“

und gleich kam ihr das läſtige, ſtets lächelnde Geſicht desjenigen in den Sinn, der dieſe Verſe nach einem Neujahrsfeſtmahle mit leuchtenden Augen und zartem Herzen auf den Teller geſchrieben; es war ein heiterer Abend geweſen, wo auch ſie ſich in dem naiv-ſinnlichen Taumel der Jugendluſt unterhalten hatte. Aber als welche Ironie erſchien jetzt dieſe Aufforderung zur Luſt! Wie unnütz ſchien die Anſpielung auf das Leben, das ſich nicht mehr erneuert! Faſt als wäre ſie die Herrin ihres Geſchickes geweſen.

Ein Maurer, ein Holzhauer nehmen ihre Werkzeuge und gehen in die Welt, das Glück zu ſuchen; ein Bettler hält bittend die Hand ausgeſtreckt; ein Kranker ſucht den Arzt; ein verlaſſener Hund auf der Straße findet jemanden, der ihn mit ſich nimmt; nur die Liebe entſteht nicht aus Nichts, kann nicht als Almoſen gegeben werden, findet keine Arznei und hat keine Zuflucht — ein Menſch ohne Liebe iſt der wahre Bettler, der wahre Sieche ... O Menſchen, die ihr Liebe fühlt, ihr kennt dieſes Elend nicht!

In der Mitte des Zimmers blieb sie mit schlaff herabhängenden Armen und starr in's Leere gerichteten Blicken stehen. Aus dem Nachbarzimmer drang das Stammeln der Kleinen, welche aus dem ersten Schlaf erwacht waren; sie plauderten etwas Zusammenhangsloses von Puppen und Süßigkeiten.

Die Stimme der Mutter klang leise, milde unter der Bettdecke hervor: „Still, schlaft!" Man hörte die kleinen Bettchen unter der Last der kleinen Körper krachen und das Ehebett unter der Schwere ihrer Mutter, die sich nach der andern Seite drehte, folgsam nachgeben.

Trostlos wandte sich Severina ihrem Nachtlager zu; unter dem Kopfkissen zog sie ein weißes Seidennetzchen hervor und preßte es sich auf's Haar. Es ist zu Ende mit ihr! In diesem Bette wird von nun an ein altes Weib schlafen!

Sie wiederholte „ein altes Weib", indem sie sich umblickte, verwundert, daß niemand dagegen Einsprache erhob. Aber welcher Widerspruch, welche Ungerechtigkeit! Sie fühlte sich gar nicht so alt. Wenn die Jugend wüßte, wie schwer sich die Sehnsucht tot schlagen läßt! Balzac sagte, mit dreißig Jahren sei alles vorbei — offenbar, um die Zwanzigjährigen nicht zu entmutigen.

Sie begann von Neuem im Zimmer herumzuschlürfen, in diesem kalten, leeren, öden Zimmer, wo die Möbel so totenstille schwiegen, wo die Traurigkeit der Dinge nur ihres Lebens eigene Traurigkeit widerspiegelte; das harte Bett, der vernachlässigte Spiegel, ein Kamm, der in der Haarbürste stak; zwei alte, chokoladebraune Pelzschuhe, ein schwarzer Schleierfetzen, der über einem Sessel hieng; kein Band, keine Blume; eine klösterliche Regelmäßigkeit, jener fahlgraue Zellenraum, wo man immer allein und nie zu zweien ist. Endlich ließ sie den Rock fallen und blieb eine Weile im Hemd. Noch einmal ließ sie den Blick über die Wände schweifen, eigentlich über die Wände hinaus, in die schlafende Welt, in die fröhliche Welt, in die leidende Welt — sie sah eine Kette, welche alle umschlang, die Freudigen und die Traurigen — sie sah das Mitleid über die Unglücklichen geneigt und beneidete die Kranken, diejenigen, welche weinen können, diejenigen, welche schreien dürfen — jene, welche den Brand im Fuße haben und sich diesen abnehmen lassen können — alle, alle die Schmerzen, die man sehen, fühlen kann, die einzigen, an die die Welt glaubt!

Sie hob die Arme empor und rang die Hände, voll Überdruß über sich selbst; dann bückte sie sich plötzlich, als wollte sie einer letzten Qual

entfliehen, zog die Schuhe aus und ſchleuderte ſie in einen Winkel, hierauf löſchte ſie das Licht aus, rüttelte das Bett auf und warf ſich wie entſeelt in die tiefe, unendliche Finſternis des Vergeſſens.

Aus dem Italieniſchen von J. Podhorsky.

„Ein Negativ".

Von A. Fraterna.

(Regensburg.)

Jeden Morgen, gegen 7 Uhr, ob die Vögel im Sonnenſchein zwitſchern, ob die Winterdämmerung noch faſt auf den Straßen liegt, öffnet das alte Fräulein da drüben ihr Fenſter, immer in dem ſelben ſchlichten, etwas altmodiſchen Gewand, die Haare ſanft geſcheitelt, mit aufmerkſamen Augen den Horizont überblickend; nichts in dem ruhigen, ſchon faltigen Antlitz deutet auf einſtige Seelenſtürme, nichts Geheimnisvolles ſcheint ihre Perſönlichkeit zu umgeben, wie ſo manche Einſame, deren Mund oder Augen uns zu ſeltſamen Vermutungen verlocken. Kein heimliches Bedauern um verlorene Schönheit war hier am Platze; ſie war nie ſchön geweſen — eine Dutzenderſcheinung, nicht hübſch, nicht häßlich, nicht klein, nicht groß, mit Glücksgütern nicht ſonderlich geſegnet. Stets hatte ſie ein faſt paſſives, ſtill-beſcheidenes Pflanzenleben geführt, war ein ruhiges, lenkbares Kind geweſen, das keinerlei gefährliche oder berückende Abſonderlichkeiten gezeigt — aber auch nie war ſie ein vollkräftiger, ſeiner ſelbſt bewußter Menſch geweſen, der rettet und wagt, der ringt und ſtrebt, der glüht und begehrt!

Sie blieb auf dem Platze, den Familie und Verhältniſſe ihr angewieſen, machte den natürlichen Schmerz des plötzlichen Alleinſeins mit Reſignation durch und zog ſich ohne Vergnügen und ohne Klage in jenes einſame Heim zurück, das ſie noch jetzt, mir gegenüber, bewohnt. Kein Begehren nach dem Wirbelwinde der großen Welt, keine Sehnſucht nach Arbeit und Beruf, die die Frau von heut zu Tage ſo oft erfaßt, keine große Leidenſchaft, keine Sturm- und Drangperiode des Geiſtes hatte je ihr innerſtes Denken erſchüttert. Friedliche Gewohnheiten, freundliche Handarbeiten und altmodiſche Romänchen genügten

ihrem ſtillen Gemüt; wilde Gebärden und ſchreiende Farben hatten ſie niemals entſtellt — unbemerkt, wie ſie geblieben, war ſie immer den goldenen Mittelweg gegangen, dem auch die Tugend am ſicherſten treu bleibt.

Unehrenhafte Anträge waren ihr wohl nie zu Ohren gekommen, und zur Ehe hatte ſie Keiner begehrt; ſie war gar nicht dazu gekommen, einen Mann aus tiefſter Seele zu lieben: immer, wenn Einer ihr gefiel, war er eben am Wege, ſich mit einer Andern zu verloben, oder er entſchwand ſonſt ihren Augen, gieng außer Landes oder ſtarb. Wohl hatte ſie manchmal ein fragendes Männerauge geſtreift, als ſie noch jugendlich ausſah und man es wußte, daß ſie allein war; doch längſt ſchon ließ man ſie unbeachtet ihrer Wege gehen, unauffälliger, unſcheinbarer mit ihren achtunddreißig Jahren, als ſie es jemals geweſen.

Das neidiſche Verlangen nach Luxus und Pracht hatte ihr beſcheidenes Daſein nie getrübt, unerfüllte Träume von Seide und Spitzen die Ruhe ihrer Seele nicht beeinflußt; keine Raffinements der Küche beängſtigten Nachts ihren Magen, oder beſchäftigten bei Tage ihre Phantaſie; ſie war zufrieden mit dem, was das karge Koſthaus ihr ſchickte.

Selbſt keinerlei Sammelwut, dieſe verbreitetſten Kinderkrankheiten unſerer Tage, nahm ihre Zeit in Anſpruch: weder Häkelmuſter- noch Poſtkartenſammlung beeinträchtigte den geringen Platz ihres beſcheidenen Heims.

Sie hatte niemals an verſtohlenen Orten verbotene Bücher geleſen, auch nie ſchwärmeriſche Liebesbriefe mit glühend-albernen Verſen an jugendliche Schauſpieler oder Künſtler verſchwendet; ebenſo waren Thränen inbrünſtiger Andacht gewiß ſelten über ihre Wangen gerollt, ihre korrekte ſonntägliche Aufmerkſamkeit in der Kirche war ihr genügend.

Weder verzehrender Wiſſensdurſt noch Ehrgeiz, auch keine ungebändigte Reiſeluſt hatte ſie jemals aus gewohnten Geleiſen, aus Haus und Hof getrieben, und heftige, unerklärliche Antipathieen waren ihr gleich ſehr fremd geblieben wie himmelhoch jauchzendes Schwärmertum; nie hätte ſie begriffen, wie man im Haß einen Menſchen zu erdroſſeln verſucht ſein könnte, oder wie man einem Andern Leib und Seele zu opfern vermöchte — ſicherer geſchützt durch ihre Temperamentloſigkeit als durch die Satzungen ihrer Religion.

Niemals hatten ihr frivole Witze, bedenkliche Anekdoten ein apartes Vergnügen verurſacht, und ihre jungfräulichen Blicke blieben nie mit beſonderer Begeiſterung an der Schönheit der bildenden Künſte hängen — über ihrem Waſchtiſche hieng „Die junge Wohlthäterin“, ein Kupferſtich, der vor vielen Jahren in allen Kunſtvereinen graſſiert hatte; über ihrem Sofa „Byrons Infancy“ — ſeine Werke hatte ſie niemals geleſen.

Auch kein Modejournal wurde sehnsüchtig von ihr erwartet, denn selbst die Unsinnigkeiten der Mode hatten keinerlei Macht über sie gewinnen können, und nicht Einen schmerzlichen Seufzer hatte das erste graue Haar ihr erpreßt, — sie brauchte nicht Abschied zu nehmen von etwas, das sie nie richtig besessen. Die Aufregungen der Börsenspekulation und die schwankenden Kontroversen der Politik erschütterten ihre Ruhe nicht im Geringsten, und die Unverzeihlichkeiten der Vivisektion brachten sie ebenso wenig in Harnisch wie der „Kampf mit dem Objekt".

Außer ihren verschiedenen Kaffeekränzchen hatte sie niemals einem Sporte gehuldigt, hatte kein Fahrrad je bestiegen, noch in Männerkleidern Hochtouren unternommen; Schach und Hazard hatten keinerlei empfindliche Saiten des Ehrgeizes in ihr vibrieren lassen — höchstens, daß eine „Patience" ihre abendliche Lektüre oder Handarbeit ablöste.

Keine Theaterpassion, dieser häufige Trost der Einsamen, hielt sie in Athem; dankbar nahm sie eine Einladung in die Loge von Bekannten an, aber sie litt nicht Sehnsucht, wenn sie das entbehrte; sie lächelte vergnügt im Lustspiel und zerdrückte wohl auch einmal ein Thränlein der Rührung, wenn das Stück es erforderte, doch niemals begleitete eine zerwühlende Aufregung, eine hochgradige Abspannung aller Nerven sie weiter als höchstens bis zur Hausthüre — es war ja doch alles erfunden! Die Qualen nervöser Schlaflosigkeit waren ihr darum auch ganz fremd geblieben, und wann hätten sie wohl je heimlich süße Wünsche an einsamen Abenden beschlichen, oder die Schauer der Gespensterfurcht um Mitternacht geschreckt?

So bedurfte sie weder der Gesellschaft von Hund noch Katze, um ihre Einsamkeit erträglich zu machen, noch quälte sie jemals das versteckte Verlangen nach zärtlichen Kinderlippen, wenn auch ein Missionsstrumpf für arme Heidenkinder allweihnachtlich durch ihre Finger glitt.

Nicht einmal die Sucht nach Reinlichkeit, diese rabiate Eigenschaft aller Vereinzelten, war bei ihr besonders ausgeartet, endlose Scheuerfeste beeinträchtigten die Bequemlichkeit ihrer Nachbarschaft mit Nichten; sie kam auch hier über das Mittelmaß nicht hinaus: ihre Gardinen waren sauber, und ihre paar Geranienstöcke vor dem Fenster litten nicht Not. Auch kein unbezähmbarer Drang nach Mitteilsamkeit verband sie auf intime Weise mit ihren Hausgenossen; niemals hatte sie mit katzenhaft freundlicher Ergebenheit um Freundschaft der Reichen und Vornehmen gebuhlt, noch jemals in blinder Gehässigkeit Andersgläubige angefeindet. Fanatismus und Eifersucht hatten ihr nicht ein Mal die Hand zur Faust geballt — solch' starke Instinkte waren ihr einfach fremd geblieben; selbst den Bestrebungen der Modernen stand sie unberührt gegenüber; für Frauenkampf und Frauenrechte hatte sie nur jenes vage Lächeln, das weder verdammt, noch

anerkennt. Ja, nicht einmal der Tyrann „Gewohnheit“ konnte ſich rühmen, ſie durch ſeinen Einfluß zum Sklaaen gemacht zu haben; nichts war ihr unentbehrlich, höchſtens aielleicht ihr Schälchen Kaffee; ihre geſunde Natur litt nicht einmal beſanders unter der Hitze, nach weniger unter zu großer Kälte — Gewitterfurcht und Aberglauben hatten keinerlei Macht über ſie!

Wahrlich, ſie wäre ein Elitegeſchäpf zu nennen geweſen: ruhig, zufrieden, in ſich gekehrt und vernünftig, ohne die Schmerzen, welche geiſt- und temperamentvalle Naturen ſa gern auf ihrem Lebenswege begleiten. Und dennoch, ohne dieſe — was war ſie? Eine Blüte, aar der Zeit verwelkt und abgefallen — eine leere Tafel, auf die kein Griffel die unauslöſchlichen Züge wahren Menſchentums geſchrieben! Eine taube Nuß, die Niemanden erfreut, Niemandem genützt hatte, die weder gehaßt nach geliebt warden war; ein Weſen, das nichts gethan und nichts geapfert hatte zum Wahl ader Wehe der Menſchheit, das Kraft und Geſundheit aerratten ließ in einem dämmernden Dahinaegetieren!

„Negatia“, wie ihre Fehler, waren auch ihre Tugenden — keine erſchütternden Schickſale, keine hinreißenden Leidenſchaften hatten ihr jenes paſitive Gepräge einer ſtarken Indiaidualität aerliehen . . .

Und ich, die vam Leben gerüttelt und geſchüttelt warden; ich, die ich nach einer zärtlich aerhätſchelten Kindheit den Bankeratt meiner Familie, den Zuſammenſturz unſeres Hauſes mit anſehen, den Selbſtmard meines geliebten Vaters überleben und als Waiſe hinaus in die Fremde ziehen mußte, mein Brot zu verdienen — bald verzagen, bald mißhandelt, erſt aergättert und dann verſtaßen — aerführt wie betragen — ich, die ich alle Wannen und Irrtümer meines Lebens mit meinem Herzblute bezahlen und ahnmächtig zuſehen mußte, wie man mir Kraft und guten Willen mit Undank lahnte, wie man die grauſam ernſten Beſtrebungen eines Weibes nach Freiheit nur belächelte; die ich ſchließlich in meiner eigenen Heimat mit ſcheelen Augen angeſehen werde, wenn ich das mir verbliebene Aſyl, mein armſeliges Stübchen, jener Andern, jener „Negatiaen“ gegenüber, bewahne, um mich auszuruhen aan Krankheit und Enttäuſchung — ich, ſa denkt wahl Jeder, hätte allen Grund, ſie zu beneiden!

Ja, du kurzſichtige Menſchheit — wenn ich das kännte!

Selbſt heute nach würd' ich mit Jener nicht tauſchen.

Zwischenklänge.

Von Franziska Mann.

(Berlin.)

Künſtlerin! Ein Geſchöpf, das der Öffentlichkeit angehört, an dem jeder ſeiner ſchlechten Laune freien Lauf laſſen kann, das man nach Belieben ſteinigt!

Die ganze Familie errötete. Onkel Karl machte ſeiner Schweſter Vorwürfe. So etwas durfte in einer „guten Familie" überhaupt nicht vorkommen. Endlich war er auf der Jagd nach dem Manne für dieſes Mädchen vom Glücke begünſtigt, und nun wollte ſie ſich beſinnen!

Sie beſann ſich! Es war einfach eine Verrücktheit. Mit den paar Groſchen eine ſolche Partie!

Sie hatte eben von Kindheit her eigene Anſichten. Eigene Anſichten! Ein Mädchen mit eigenen Anſichten, welch' eine Unbequemlichkeit! Zuweilen erſchien es der Umgebung ſogar ein Unglück — ja, direkt ein Unglück.

Onkel Karl hatte es immer geahnt: In Martha's dunklen Augen blitzte es verräteriſch, um ihre fein geſchwungenen blaſſen Lippen zuckte es beinahe verächtlich. Weshalb war das Mädchen im Kreiſe ihrer gut verſorgten Couſinen ſchweigſam, weshalb konnte es von Geiſt und Laune einem ihr zuſagenden Wildfremden gegenüber überſprudeln?

Man mußte ihr Bedenkzeit laſſen! Tante Lenchen würde ihr vielleicht den Kopf zurecht ſetzen. Was war ſie denn Großes? Ein paar Arbeiten von ihr waren gedruckt. Wollte ſie davon leben? Was dachte ſie ſich eigentlich? Die Stärkſte war ſie doch auch nicht! Es müßte einfach nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn man ihr die neuen Dummheiten nicht aus dem Kopfe treiben können ſollte. Onkel Karl hatte ſchon ganz andere Dinge zu Stande gebracht.

Töchter aus guten Familien, was ſoll denen ein Ziel? Das iſt armer Leute Vorrecht. Gut erzogene Mädchen haben ſich ganz einfach auf regelrechtem Wege als Glied dem Kreiſe ihrer Geburt einzufügen. Sich einfügen ſoll ihre Lebensaufgabe ſein; nebenher haben ſie Toilette zu machen, zu tanzen, Klavier zu üben, zu malen, Schlittſchuh zu laufen und dergleichen. Auf dieſe Weiſe mögen ſie ein Ziel verfolgen: die Jagd nach dem Manne.

So war es in Belgard Mode geweſen, und dieſe Mode trug man mit in die Reſidenz. Um ſich zu ärgern, war man doch nicht hin gezogen. Man wollte ſich in Berlin auf ſeine alten Tage amüſieren. Und da fuhr

die Nichte mit Ideen und Vorstellungen dazwischen, die nichts weniger als amüsant waren. Lange drückte Onkel Karl ein Auge zu, aber diese letzte Widersetzlichkeit schlug dem Fasse den Boden aus. Jetzt mußte es heißen: Biegen oder brechen!

Zum Glück war Paul König wirklich in das Mädel verliebt. Er bewarb sich fast so um sie, als ob sie Geld mit bekäme. Die Dummen sterben eben, Gott sei Dank, nicht aus. Was fand König denn an der Nichte, die nicht mehr ganz jung war, nicht kräftig, nicht liebenswürdig in landläufigem Sinne, nicht vermögend, und die wenig mehr in die Ehe brachte als einen Sack voll unbequemer Ansichten?

Nun kam sogar noch der Zwischenfall mit Martha's Operation dazwischen. Es war sehr fatal, aber es mußte sein.

Martha hatte sich stets den Kopf zerbrochen, ob es eine Kunst sei, gesund zu sein, oder eine Gnade — sie, die in stetem Kampfe mit ihrem Körper lebte.

Wirklich krank, arbeitsunfähig war sie selten. Ein mehr oder weniger starker Hauch körperlichen Leidens umzitterte jedoch stets ihre Person. Wahrlich, sie empfand Neid denen gegenüber, die ernstlich mit dem Tode rangen, die eine gefährliche Krankheit auf's Lager streckte: entweder — oder. Ihre Halbheit zwang sie stets in die Rolle der Schwachen, die sie geradezu haßte, und in die sie sich verurteilt wußte seit früher Kindheit.

Fühlte sie ihren Körper nicht, so staunte sie; sofort war sein sonstiger Despotismus vergessen — es dünkte sie, fliegen sei auch für Menschen das Allernatürlichste. Aber, ach, da lag sie schon wieder unten, — schwach, matt, flügellahm. Bewundernd blickte sie stets zu den Starken auf, welche aßen und schliefen, und die sich in robuster Kraft mit dem Leben herum schlugen.

Sie konnte eigentlich kaum begreifen, daß die Operation die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit enthalten sollte, aus dem ewigen Leidenskreise hinaus zu treten. Weshalb sollte sie in diesen letzten Stunden Angst empfinden? Doch die klebrig-kalten Finger sprachen gegen die innere Ruhe, die sie zu erzwingen meinte.

Eine Station ist's doch wohl auf alle Fälle. Und „leichte Operationen giebt es nicht", hatte ein erster Chirurg bei Gelegenheit eines Sterbefalles ihr einst gesagt. Gerade dieses Wort fiel ihr jetzt ein.

Noch dreißig Minuten!

Welch' rebellische Gedanken! Müssen sie denn eben jetzt Rückschau halten? Sie verdichten sich wie zu einer Wolke, in der alles Gute zu-

ſammen gedrängt erſcheint, das ihr bis zu dieſer Stunde zu Teil geworden iſt. Die Wolke iſt leicht und von ſo intenſiver Helligkeit, daß ſie dergleichen vorher nie geſehen zu haben meint. Kein dunkles Erinnern findet darin Raum.

Noch fünf Minuten! Der roſige Schein erbleicht. Eine grenzenloſe Gleichgiltigkeit ſcheint alles zu ſein, was ſie noch empfinden kann. So unſagbar belanglos iſt ja eigentlich alles. Leben — Sterben — einer mehr, einer weniger — es lohnt nicht eines Seufzers Atem.

Weshalb klammern wir uns an das Leben, weshalb lieben wir es, das uns ſo wenig liebt?

„Bitte, mein Fräulein!“

Zehn Schritte noch bis in den Operationsſaal.

Iſt das Spiel aus? Ach —

Ob dem Soldaten ähnlich zu Mute iſt vor der Schlacht?

Sind's Henker oder Befreier, die da verſammelt ſtehen? Ihnen allen haftet etwas Undurchdringliches an — von Berufs wegen.

Jede Sekunde, die noch vergeht, ſinkt wie Blei hernieder. Sie hört ſie förmlich fallen. Doch ſchon drängt ſich die Chloroformatmoſphäre gleichſam liebevoll an ſie heran.

Draußen ſchlägt es Mittag.

Gleichgiltigkeit und Entſetzen kämpfen noch einmal, wie zwei auf einander gehetzte Beſtien, während, wie über Allem thronend, ſich eine Geſtalt rieſengroß und gewaltig ihr jetzt zu nahen droht: die Vergangenheit.

Einem fremden Schauſpiel ähnlich mutet es ſie an, eine Komödie, deren Heldin ſie iſt.

Sie zählt laut, wie ihr befohlen: „Eins, zwei — drei —“

„Weiter, weiter!“ — „Vier — fünf — ſechs —“ da gleiten der Vergangenheit weit ausgeſtreckte Arme ſchon hernieder; die ganze ſchemenhafte Geſtalt ſchrumpft zuſammen, nichts bleibt vom ganzen Leben denn ein Sandkorn, welches der tief Aufſeufzenden auf die Lider ſinkt. —

Als Martha ſie wieder hebt, neigt ſich die Ärztin der Anſtalt beſorgt über ſie. So tiefe, unergründliche Augen glaubt die Kranke nie geſehen zu haben. Sie verſucht ſich zu erinnern, was mit ihr geſchehen. Iſt's unter der Nachwirkung der Betäubung, der Schwäche oder unter dem unklaren Eindruck frohen Beſinnens, die Operation überſtanden zu haben: noch hält Vergangenes ſie umſchlungen. Matt ſchließt ſie von Neuem die Augen.

Sie hat immer ſo gerne wiſſen wollen, wie das Glück eigentlich ausſähe. Einer dicken Kommerzienrätin ähnlich, die in behaglicher Be-

ſchaulichkeit, ein breites Lächeln auf den vollen Lippen, gemütlich Platz nimmt — ſo ungefähr hatte es Martha gedacht, als ſie die mittleren Schulklaſſen beſuchte, als ſie Arm in Arm mit Kameradinnen den Heimweg entlang geſchlendert war.

Während ſie dem Backfiſchalter angehörte, hatte ſie es ſich weſentlich weniger kompakt ausgemalt. Jetzt glich es einer ſchlank gebauten Fee, in deren goldigen, lang hernieder flutenden Haaren funkelnde Steine glänzten. Es nahm nun nicht mehr bequem Platz, ſondern neigte ſich, verharrte eine Weile ſtehend und zog langſam weiter.

So recht bekannt war ſie auch ſpäter in all' den Jahren, in denen das Glück bisher wohl Zeit gehabt hätte, ſich ihr vorzuſtellen, gar niemals mit ihm geworden. Auf Kriegsfuß ſtanden ſie deshalb mit einander nicht. Martha wollte es faſt dünken, das Glück ſei gewiſſermaßen „herab gekommen". Bei jeder Gelegenheit wollen Krämerſeelen mit ihm in Kompagnie treten. Einer Sozietät halber von der Wiege bis zum Grabe. — Neugierige Lichttöne huſchen der Bewegungsloſen über die blaſſen Züge. Ein ſchwaches Lächeln zuckt um die halb geöffneten Lippen: „Glück = Glut eines Sonnenballs?"

Im Nebel des Halbſchlafes wähnt ſie ſich auf ein Lager glühend gefärbter Blumen gebettet, die ſie umſchmeicheln, ihre Haut liebkoſen. Jetzt wieder preßt ſich ihr totes Laub an den Körper. Iſt ſie denn geſtorben? Weshalb ſpringt ſie nicht empor, um ſicher zu ſein, daß ihre Pulſe klopfen?

Es dünkt der Kranken, als vernähme ſie Geſang:

„Und ich fühlte mein Herz in Blüte ſteh'n,
Und tauſend Lieder erklingen,
Und ſah in lieblichem Sommerweh'n
Das Glück mit den leuchtenden Schwingen."

Was aber wird ſie ſehen, wenn ſie jetzt die Lider hebt? Die Kommerzienrätin, die gemächlich Platz genommen? Wird ſich die Fee mit dem goldigen Haar vor ihr neigen, oder wird ein Vogel, der über ihrem Herzen flatterte, ſich jubelnd und mitleidslos durch das geöffnete Fenſter himmelwärts ſchwingen?

Nichts von Alledem! „Fräulein Doktor" hält ihren Puls und verſichert: „Alles normal, kein Fieber, keinerlei Komplikation."

— — — — — — — — — — — — — — —

Wer erinnert ſich nicht ſchaudernd — falls er je in einer Heilanſtalt behandelt wurde — des tötlichen Einerlei, an dem man ſich geſund zu langweilen hat. Steht die Uhr? Unbedingt. Ach nein — wirklich, erſt

fünf Minuten vergangen, ſeit das Auge zuletzt auf ſie ſtarrte! Die Minuten ſchleichen nicht etwa, — ſie kleben förmlich hinterliſtig an den Zeigern, gleichſam als ſchläfere die Monotonie des Krankenzimmers ſelbſt *ihren* Atem ein.

Endlich iſt der Patientin geſtattet, Beſuch zu empfangen. In dieſem Stadium ausgehungerten Hindämmerns wird der gleichgiltigſte, hohlſte Kopf eine liebe, „intereſſante" Erſcheinung. Deshalb huſcht leiſe Röte über Martha's ſchmale Wangen, als Fräulein Doktor Paul Königs Kommen geſtattet. Da ſitzt er denn Tag für Tag vor ihr, und Tag für Tag entbehren beide Klavier und Violine mehr. Denn, was ſie ſich zu *ſagen* haben, endet immer in geheimem, maßloſem Staunen, daß man ſo verſchieden ſehen könne, — ſtets kampfbereit, in verſchiedenen Lagern des Angriffs gewärtig, während es doch einen Boden giebt, die Muſik, auf dem beide Individualitäten in gänzlicher Übereinſtimmung in einander ſinken. So bald die letzten Töne indeſſen verklingen, taucht alle Herrlichkeit für Martha in die alt gewohnte Woge der Vereinſamung unter.

Immer wieder kommt die Unterhaltung zwiſchen den beiden neuerdings auf den geradezu „aktuell" gewordenen „Schrei nach dem Kinde". Lachend beginnt der Streit, um mit gründlicher Verſtimmung zu enden. Paul verſichert ſcherzend: „Der Mann iſt immer noch zu beſcheiden, viel zu beſcheiden! Beſonders jetzt, da man ſeine oft geſchmähte Neigung zur Überhebung, zum Herrentum ſyſtematiſch nährt, indem ja die Frau ſich ſelbſt geradezu für bankerott erklärt, oder ſtillſchweigend erklären läßt, wenn ſie zugiebt, daß das Mädchen zur Heilung nervöſer Beſchwerden *nur* einen Mann brauche. Den Frauen ſoll man jetzt, wie ſie wollen, alles glauben, und doch ſind es Literatinnen, die, indem ſie mit verblüffendem Freimut alles hinaus ſchreien, was ſie vom Weibe zu wiſſen glauben, *nur* im Stande ſind, das Weib im Zuſammenhange mit ſeiner Geſchlechtsindividualität zu erfaſſen. — Geben Sie zu, daß jene neue Weisheit vom Weibe ſelber ſtammt? Dieſen letzten Frauenbüchern zufolge iſt jedes Mädchen in ſeinem guten Rechte, wenn es irgendwie und irgendwo der Erfüllung ſeines Weibſeins nachrennt; ja, es bleibe anzunehmen, daß es, wenn es dieſen Trieben *nicht* zu folgen fähig ſei, von Krankheit und Irrſinn umlauert wäre."

Martha haßt geradezu dieſe Apoſtel, die *unterſchiedslos* die männliche Unentbehrlichkeit predigen; dieſe Mutigen, die ſich nicht entblöden, allem Verſchleierten Worte zu geben. Glauben ſie ſich oder ihren Geſchlechtsgenoſſinnen zu nützen, wenn ſie ohne Scheu, ohne Scham jede Regung, jede Stimmung, jede Aufwallung unter ihr Seziermeſſer nehmen?

Sie ſelbſt iſt ja ein „überreifes“ Mädchen und der „Hafen der Ehe“ ihr in ſehr greifbarer Nähe. Sie hat nur nötig, das Allzuviel in ſich auf „normale“ Anſprüche herab zu drücken, das ſtolze Fahrzeug zu verlaſſen — und der Pakt iſt geſchloſſen.

Und ſie beginnt wirklich zu ſchwanken, ob ſie nicht klüger handle, Onkel Karls „gehorſame“ Nichte zu werden. Sie fängt ſelbſt an, ſich Mühe zu geben, ihre „ungeſunden“ Vorſtellungen zu bekämpfen. Sie verſetzt ſich in elegante Räume; ihr Auge ſtreift über ihre jetzigen einfachen Habſeligkeiten und — ſie erwidert Pauls Händedruck etwas kräftiger als bisher. Vielleicht geht's doch! — Sie weiß ja auch eigentlich kaum etwas vom Manne. Ja, wenn ſie nicht ſo korrekt ſtets hätte ſein müſſen, vielleicht hätte ſie dann „Entdeckungen“ gemacht. Aber als „Familienglied“ macht man keine Entdeckungen. „Nicht dürfen, ſich nicht ſchicken, ſich nichts vergeben“ — das ſind geheiligte Worte im Schoße einer Familie. In verſtärktem Grade noch, wenn ſich's nicht um das eigene Fleiſch und Blut handelt, ſondern nur um eine adoptierte Nichte. Solch eine Nichte iſt auf alle Fälle ein Nichts. Der Onkel ſieht ſie an und zerſtückt ſchwellendes Knoſpen in ihr. Innere Vorgänge ignoriert er. Er verſperrt ihr durch kleine Geſetze die großen Ziele. Für ihn ſind die Hungernden die Schuldigen. Das Leben hat für ihn nur Geſchäfte, keine Aufgaben. Dafür iſt er der reiche Onkel, der gute Onkel, der beſorgte Onkel, der zu unbarmherziger Pflichtforderung Berechtigte, der vernünftige alte Herr, der das Leben kennt. In der Erziehung zur Lüge leiſtet er Großes. Verkrüppeln iſt ſeine Lebensgewohnheit.

Martha ſeufzt. Sie ſchätzt ihn, ganz gewiß; aber ſie möchte ihn lieben.

Daß ſie unliebenswürdiger mit der Zeit geworden, verhehlt ſie ſich nicht. Sie ſollte wirklich zufrieden ſein, daß der Onkel Glück gehabt hat, daß er Paul König gefunden, der nicht „auf Geld ſieht“.

Aber eben jetzt umgaukelt eine ſonderbare Beglückung ihre Seele: Sie dünkt ſich ein Kind, dem die Urahne ſtets von ſagenumſponnenen Gärten erzählt hat, und das nun plötzlich inmitten des ſtets erträumten Wunderlandes erwacht. Kein Mann hat ſie in dieſes Wunderreich geleitet, das ihr ſtets als Bedingung zu freiem, erlaubtem Eintritt erſchien. Das iſt das Sonderbare! In der Univerſalapotheke des Lebens hat ihr nichts auf ihre Höhe geholfen. . . .

Zuerſt nur ein freundſchaftlicher Händedruck, der zwiſchen Patientin und Ärztin ausgetauſcht ward — halbe Worte, die ein überraſchendes Finden anbahnen.

Tritt Alice ein und ihre ſchlanken Finger ſtreichen über Martha's Wangen, ſo durchſtrömt es dieſe wie Jubel, als ob das Erſehnte, das Wunderbare nun endlich doch gekommen wäre. Augenblicke, die Martha das Blut in's Gehirn treiben — ſie weiß nicht, weshalb.

Vor Jahren, ohne irgend welche Szene oder Kataſtrophe, iſt ihr wie ein lähmender Blitz die Erkenntnis in die Bruſt gefahren: ſie ſtand allein. Einer geheimen Krankheit gleich trug ſie die Entdeckung mit ſich herum. Was nun? Gar nichts, natürlich. — So bald ein Mädchen ein wenig aus Reih und Glied zu treten wagt, nennt man es überſpannt, bis es ſchließlich die Sünden der Erziehung wirklich büßt, indem es das wird, wozu man es ſtempelte, lange bevor es thatſächlich der Fall war. — —

Onkel Karl wettert über die neue Überſpanntheit ſeiner Nichte. Da hatte man ſie nun auf dem Wege der Beſſerung, und nun verdarb einem wieder das Mädchen die ganze Freude durch ihre exaltierte Freundſchaft mit dieſem „Fräulein Doktor".

Martha ſelbſt kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Sie thut eigentlich nichts als ſich freuen. Sie entdeckt gewiſſermaßen eine neue Welt: den Genuß, der in der Freude liegt. Ihre Bruſt ſcheint zu eng, den neuen Glanz zu bergen.

Und doch iſt gar nichts Beſonderes paſſiert. Sie hatte ſich eben daran gewöhnt, ohne Aufhören die Frage in ſich herum zu wälzen, ob ſie nicht doch vielleicht nichts als eine überſpannte Närrin wäre, die nicht weiß, was ſie will und möchte, die ſich grund- und ſinnlos auf fremden Boden drängt?

Während des unabläſſigen Bemühens, ihre Brücke zu bauen, iſt ſie bisher immer nur herab geſtürzt. Ihr beſtändiges Bedürfnis nach geiſtigem Verſtändnis hat mit der Zeit einem eigentümlich zwieſpältigen Gefühle Raum gegeben. Wohl ſehnt ſie ſich danach, in einem geliebten Weſen unterzugehen; und doch ahnt ſie, daß die Natur, die überall individuell verfährt, die in ſo unendlich verſchiedenen Schattierungen Gefühle und Empfindungen erzeugt, bisher Triebe in ihr gefeſſelt zu haben ſcheint, die ſie immer wieder als unentrinnbare Naturgewalt bezeichnen hört. Ja, was kann ſie entgegnen? Sie empfindet doch gar keinen Grund, geduckt am Boden zu kriechen; eine Fülle belebender Anſchauungen hält ſie in Atem, auch ohne den Mann. —

Allmählich beginnen ihr im Krankenhauſe die Minuten zu fliegen. In jenen Stunden nämlich, in denen Fräulein Doktor nach des Tages Laſt und Mühe bei der faſt ſchon Geneſenen ihre Erholung ſucht.

Sie geben einander ihre Gedanken, und dieſe Gedanken, die bisher oft ſchwer und müde geweſen, beginnen wieder zu leuchten. Das iſt alles.

Aber es macht Beide jung und belebt ſie, als ob ſie vom Daſein noch gar nicht enttäuſcht geweſen wären. Staunend fühlen ſie manche Bürde ſinken, fühlen Beide ſich an dem Reichtum und der Schönheit eines neuen ſtarken Empfindens wachſen, denn eine frohe Verwunderung hat auch die Ältere ergriffen.

Kann das Herrliche ſich noch einmal für ſie einſtellen? Vor vielen Jahren iſt Alice dem Einen begegnet, dem entgegen ſich ihr alles auf die Lippe drängte, was ihr heilig war. Alles, meinte ſie, löſe ſich ihr in Erwartung und Wonne auf; ſtatt deſſen kam der Tod und riß die knoſpende Seligkeit in Fetzen. Natürlich überlebte ſie es — jung, wie ſie war, noch im kraftvollen körperlichen Erblühen. Erfolgreich ſuchte ſie die große Leere durch Arbeit zu verdecken. Studien und Thätigkeit übertünchen ja ſo manches.

Dem echten Menſchen glüht, und ſei es nur im Scheine nachwachſender Illuſionen, ein neuer Tag. Mag ein ewiges Gebot ihn zu Opfern zwingen, eine ebenſo eiſerne Notwendigkeit erfüllt ihn mit neuem Inhalt.

Alice drechſelte ſich allmählich ein zweites Leben zurecht. Sie ſah ſich um und ſie verſuchte es, *ehrlich* zu ſehen. Ihr waren die großen Worte der Frauen zuwider. Mochten die, welche ſich zur Arbeit gedrängt fühlen, arbeiten, mochten ſie an ihren Erfolgen beweiſen, ob ſie entwicklungsfähig waren oder nicht. Alicens eigenes Wollen im Beruf erfüllte ſich nur lückenhaft. Wohl ſagte ſie ſich: Ein Teil des Publikums wünſcht Ärztinnen, und dieſer Wunſch ſchien ihr berechtigt: im Intereſſe der verheirateten Frau, der noch unverheirateten und der unverheiratet bleibenden. Die eine Frau kann körperlich und geiſtig viel ſtärker ſein als der eine Mann, ſie mag für wiſſenſchaftliches Denken mehr Neigung und Verſtändnis haben als der oder jener Herr, der auch Arzt geworden. Viele unſeres Geſchlechtes ſind tüchtig — warum ſollten ſie nicht zu der Annahme berechtigen, daß aus ihnen brauchbare approbierte Ärztinnen werden könnten?

Trotzdem hat ſie aber einſehen müſſen, daß ſie ſelbſt nur in der Theorie eine tüchtige Pionierin werden konnte: ihr feſter Wille überwand das beim Studium Widerwärtige, Abſchreckende. Ruhige, rein objektive naturwiſſenſchaftliche Anſchauung folgte. Hingegen realiſtiſch, wirklich mediziniſch denken, ganz als nüchterne Beobachterin handeln, das lernte ſie ſelbſt *nicht* ganz. Die Schwierigkeiten *bis* zum Faſſen des Entſchluſſes erwieſen ſich rückwirkend und ſchädigend. Sie unterſchied: ſpätere Ärztinnen werden Beſſeres leiſten. Sie könnten alsdann einheitlich das Ganze erfaſſen, weil ſie ſelbſt ganze Geſchöpfe bleiben werden. Sie ſelbſt hatte viel zu ſpät den Enſchluß gefaßt. Die Eindrücke der Vorjahre

werfen nun einmal ihre Schatten. Man emanzipiert ſich ſelten je vollſtändig von der früheren Art zu denken. Der Jüngling, der eben von der Schule kommt und in kecker Sicherheit die Univerſität betritt, dem noch die Welt gehört — ja, er kann's und iſt den Frauen dadurch überlegen. Er hat ſelten Gelegenheit, exzentriſch zu werden: eine nicht leicht zu umgehende Eigenſchaft ſtudierender Mädchen.

Und Alice ſchilderte in ihren Mußeſtunden der Freundin, wie ſie faſt Alle als halbe Invaliden angefangen, die mit ihr ohne klingendes Spiel, über lähmende Enttäuſchungen, einſt in die Arena getreten ſind. „Lieber gute Hausfrau und ſonſt nichts", meint ſie, wenn nicht freie Entwicklung in der eigenen Familie, Erziehung zum Berufe, geſchonte ſeeliſche Kraft vorhanden.

Alice iſt ſchließlich froh, daß ſie wenigſtens durch praktiſche Thätigkeit im Inſtitut für experimentelle Medizin eine ganz ſchätzbare Kennerin der Bakteriologie geworden iſt, derart, daß ihr Anerbieten, im Herbſt eine Expedition zu begleiten, die unter Leitung des Prinzen von Oldenburg nach Turkeſtan ausziehen will, um zu verſuchen, der Peſt Einhalt zu gebieten, nicht abgewieſen worden iſt.

Gefahren ſchrecken ſie nicht. Seit Jahren kennt ſie nur noch Pflichten. Ihr einſtiger Verluſt hat die Muſik in ihr getötet. Doch, man kann auch ohne dieſe leben; längſt hat ſie aufgehört, ſie zu entbehren. Und nun plötzlich konnten neue Melodien auch in ihr erweckt ſein? Konnte noch einmal der Traum entſtehen aus lang entſchwundenen Zeiten, der die Klangloſigkeit der irdiſchen Komödie überglänzt und zu Königen und Bettlern in einem Atemzuge macht?

*

Abſchiedsabend in der Klinik, zu dem Paul König huldvoll zugelaſſen iſt. Martha lieſt eine Arbeit vor. Sie ſieht dem Verehrer an, daß ſie es für ihn wieder nicht getroffen hat. Ihr fällt ſeine früher halb ſcherzend, halb tadelnd gemachte Bemerkung ein: „Sie ſchreiben immer nur für ſo wenig Menſchen, als in der Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche Platz haben." Die Zwei weilen eben nie in dem ſelben Andachthauſe, ſo bald die Welt der Töne ſie nicht mehr umrauſcht.

Alice hingegen fühlt ſich wirklich ergriffen. Als Martha's Auge in das ihre taucht, ſtockt ihr faſt der Atem: Endlich ſoll ſie eine Arbeit nicht vergeblich geſchrieben haben haben! Dann hat ſie laut aufgeſchluchzt.

Paul König zieht ſich diskret zurück. Martha ſcheint alſo trotz der Operation „noch" nervös. Daß Freudenthränen ihr das Auge verdunkeln, begreift er nicht. — —

Daheim ſtellt man feſt, daß die Nichte, alles in Allem, liebenswürdiger in der Klinik geworden iſt. Man merkt weniger, daß ſie gegen den Strom ſchwimmt. Sie läßt alle Verſorgungspläne des Onkels ſchweigend über ſich ergehen. Der ſah ſie ſchon im Geiſte auf der Hochzeitsreiſe in Rom und Florenz, und er lachte ſich in's Fäuſtchen, wieder 'mal Eine in den allein ſelig machenden Hafen bugſiert zu haben.

Allerdings hat Onkel Karl ein merkwürdig kurzes Gedächtnis für Seufzer, die an ſein Ohr ſchlugen, oder für Szenen im Familienkreiſe, deren Zeuge er wurde. Er ſah immer nur, was er ſehen wollte. Einer Tochter, deren Ehe getrennt werden mußte, ſchämte er ſich, wie wenn ſie im Zuchthaus geſeſſen hätte. Ehen zu ſchließen, blieb Sache der Familie. Daran war nicht zu tippen! Das lag ihm eben noch aus der „guten alten Zeit" her im Blut. —

Martha iſt wie im Taumel. Ihre gute Laune iſt jetzt überhaupt nicht zu zerſtören, ſie iſt ja nicht nur körperlich geneſen: ſie hat einen Menſchen gefunden! Einen Menſchen, deſſen ſtarke Überzeugung ihrer Perſönlichkeit zur Hilfe kommt, den erſten Menſchen, welcher der faſt Verſchmachteten den belebenden Trunk inniger Zuneigung und ſtarken Glaubens an ihr Können bietet. Zwar dieſer eine iſt — nur ein Weib. Martha weiß nicht, ſoll ſie weinen oder lachen. Iſt es nicht vielleicht ein bittrer Schmerz, daß ihr von dieſer Seite die Liebe kam?

*

Das Komitée der Ausſtellung zeichnender Künſte lädt zur Vorbeſichtigung ſeiner Radierungen, Holzſchnitte und Paſtelle ein. Martha iſt pünktlich zur Stelle; aber ſie vergißt der Bilder an den Wänden, denn Frauen halten ihr Auge feſt, die auf unerwartete Art als Betrachtungsobjekte intereſſieren.

Das alſo nennt ſich elegante Welt, geſteht ſie ſich beſchämt. So dürfte ſie unbeanſtandet ſpäter auch einher ſtolzieren. Da könnte ſie ſogar auf Onkel Karls Zuſtimmung rechnen.

Sie hat erwartet, an den Wänden Karikaturen zu ſehen. Als ſie die Ausſtellung verläßt, ſteht ſie ganz unter dem Eindrucke dieſer lebenden „Simpliziſſimus"-Geſtalten. Sollte man nicht Mitleid mit den verkünſtelten Figuren haben, deren Unnatur ſie bis in die Seele ſchmerzt? Traurige Schönheit, die du ſo vergewaltigt werden konnteſt!!

Aus der Art, wie die bemittelte Frau ſich ſchön zu machen ſucht — und ſchön, ſo ſchön als möglich ſoll ſie ſich doch machen — ſpricht kein geſunder Geiſt! Welches Recht aber haben Menſchen, die ſo wenig Schönheitsempfinden für ſich ſelbſt beſitzen, über Schönheit und Kunſt im

Leben abzuurteilen, — grollt Martha — was wissen denn die von Schönheit?

Sie freut sich beinahe, daß ihr Geldbeutel sie von dieser „besten Gesellschaft" noch ausschließt.

Onkel Karl erwartet sie am Eingang. Ihn entzückt die Eleganz der Passantinnen. Fünf Minuten später befinden sie sich bereits im besten Streit. Ist er denn blind dafür, daß an diesen Frauen alles verkünstelt, verfärbt und verschnürt ist?

Wer das Gold in seiner Tasche mißbraucht, dem billigt die liebe Gedankenlosigkeit mildernde Umstände zu. Wehe schreit sie blos über den, der durch seinen inneren Reichtum, vielleicht aus Angst vor dem Kompromiß, über das Ziel hinaus greift. Und gerade diese „achtbaren" Frauen sind Martha fast ihr Leben lang als Beispiel angeführt worden. Sie ihnen ähnlich zu machen, ist das Bestreben ihrer Angehörigen. Sie, sie ist die Gefährliche, — diese sind die guten Unschädlichen. In Martha schäumt es. Solchen Hypermodernen gegenüber, deren Lust darin gipfelt, aufzufallen, sind aber Väter, Brüder und Onkel merkwürdig tolerant.

Ja, das waren Typen, die sie eben gesehen hat. Jene Überschlanke im Herrenrock, dann die Rotgefärbten, jene Gemalten — und dabei alles „beste Gesellschaft", der ein Platz in der Ausstellung „zeichnender" Künste gebührt hat.

Onkel Karl entsetzt sich über die Frivolität dieser Nichte. Fragt sie ihn doch ganz unverfroren: Wie soll man die Dirne von der Dame unterscheiden, Onkel? — Dem alten Herrn stockt förmlich die Rede. Und das will ein Mädchen „aus guter Familie" sein! Ganz frech fügt sie noch hinzu: „Die Hüte, die Federn, die Vögel, die Farben, die Kleiderausschnitte und die Haartracht drücken ja förmlich den Wunsch aus, zu entgleisen. Handelt es sich da nur um Geschmacksverirrung oder um wirklich kecke Lüsternheit?"

„Bist du toll geworden, Mädchen? Ein Glück, daß König dich nicht richtig beurteilt, daß deine Kusinen dies nicht gehört haben! Ein Mädchen, das von Lüsternheit spricht — ach, es ist unglaublich! Deine Kusinen ..."

„Bitte", unterbricht sie ihn, „verlange nicht, daß ich an Tüchtigkeit und Tiefe solcher Ausstellung zeichnender Künste gegenüber glaube."

Das Mädchen sieht den Onkel förmlich mitleidig an, sie, die arme Nichte den reichen Onkel.

„Eigentlich bist du aber im Recht, Onkel. Denn wer den Eindruck hervor ruft, wie wenn das äußere Leben ihn gänzlich gefangen nähme, dem traut man nicht die Triebkraft zu, in das ernste Leben hinein wachsen

zu wollen. Die Großstadtmode — Karikatur-Frau treibt rückwärts. Es ist hohe Zeit, sich ihrer zu schämen. Sie ist eine Hemmung. Man muß sich anders gegen sie zu wehren anfangen. Onkel", fügt sie neckisch hinzu, „Onkelchen, von heute ab verzeihe ich dir."

In dieser heiteren Laune bereitet sie sich auf „ihren" Ball vor, der zum Gaudium der Angehörigen „blos" ein Künstlerinnenfest ist, zu dem keinem Herrn der Zutritt gestattet sein soll. Fast an dreitausend zum Teil junge, chicke, schöne Frauen wollen sich ausgezeichnet ohne Männer amüsieren. — Als sie die Philharmonie betreten, erinnert nichts bei Alice an das Fräulein Doktor. Hat sie sich doch in einen feschen Marquis verwandelt, der sich gar nicht anzustrengen nötig hat, um Schwärme von Mädchen anzulocken. Martha ist wie ein Backfisch berauscht. Sich an so viel Anmut und Herz gewinnender Natürlichkeit zu erfrischen, ist ihr kaum je vergönnt gewesen.

Über die Hälfte der Anwesenden bewegt sich in Herrentracht — so echt, daß die Illusion für die, welche ihrer bedürfen, vollständig durchgeführt erscheint, nicht nur unter Frauen sich zu amüsieren. „Diese Alle sind doch viel, viel besser als ihr Ruf", scherzt Alice, „schade, daß keine feindlichen Elemente die Emanzipierten hier beobachten!" Sie schäumen förmlich über, die Großen, die Kleinen, die Alten, die Jungen. Es giebt keine neuen Frauen auf dem Künstlerinnenball, nur Glückliche, fast als ob jede ihren Sack voll Sorgen für diesen Abend abgesetzt habe. Freude und Frohsinn verschönen selbst die runzlichsten Gesichter, — ein echtes, rechtes Sonnenfest, das Wärme sogar in das Herz der sonst auch noch so Geplagten strahlt. — —

*

Ein wenig setzen die Freundinnen das Kostümfest etliche Wochen später in den Bergen fort.

In ein Bauernhäuschen haben sie sich einquartiert. An den Giebel ihrer Hütte ist von ungelenken Fingern ein Verschen gepinselt:

Wir leben so dahin
Und nehmen's nicht in Acht,
Daß jeder Augenblick
Das Leben kürzer macht.

Im ersten Moment fröstelten sie, als sie es lasen. Sie wollen nicht an die baldige Trennung erinnert werden. Martha kennt den bestimmten Termin von der Freundin Abreise noch nicht. Auf ihre Frage, wie lange es währen könne, hatte Alicens Antwort gelautet: „So lange es Rosen giebt."

So lange es Rosen giebt! Fliegt's denn nicht oft noch schneller zum Fenster hinaus, was das Herrlichste in unserem Leben schien? Schleicht sich's nicht durch die Ritzen der Thüren davon auf leisen Sohlen, durch die aufflatternden Vorhänge — unerbittlich, unbarmherzig, unaufhaltsam? Ja, schreitet der eigene Fuß nicht zuletzt gleichgiltig auf den Bruchstücken seiner einstigen Unersättlichkeit zum Grabe?

Graues Absterben, deine Fittiche sind es, die ewig den Äther durchschatten! —

Mit der Tracht der Tiroler Bäuerinnen, die sie Scherzes halber angelegt haben, ist eine fast kindliche Einfachheit des Empfindens über sie gekommen. Sie grübeln nicht — sie lachen. In den alten Kleidern scheint aller Ballast stecken geblieben, der den Menschen so gern zur Erde zieht, wenn der Alltag, breitspurig und seiner Macht sicher, auf ihn zu marschiert kommt.

Alles gewinnt neue Reize. Zuweilen schließen sie sich den Feldarbeitern ihrer Hausleute an. Wie dann das Essen schmeckt, und wie schnell der Schlaf kommt!

Oder sie schweigen.

Glückseliges Schweigen, in dem die Seelen einander suchen. In stillem Staunen ahnen sie kostbare Möglichkeiten, an neuen Empfindungen zu wachsen, sich zu erweitern, sich in einander aufzulösen.

Wer diesen Beiden begegnet, wer ihnen in die strahlenden Augen sieht, glaubt schwerlich, daß er Frauen vor sich hat, die im Kampf um volle Bewegungsfreiheit ihre so genannten „besten Jahre" nicht zu „genießen" verstanden hatten. — — —

Martha's Verwandte haben die Schweiz vorgezogen. Die Schweiz schien ihnen angemessener als ein Aufenthalt in einer Tiroler Bauernhütte. Auch sah man ein, daß mit Martha vor der Abreise der Freundin nichts anzufangen sein würde.

Ein lebenslustiger Maler hatte sich den Freundinnen zugesellt. Man lachte, wie gut man sich verstand, obgleich man stets verschiedener Meinung war. Natürlich!

Zwei Frauenzimmer, die sich mit einander zu behelfen hatten, das mußte doch unbedingt öde sein?

Es ist fast drollig, so viel selbstbewußte Voreingenommenheit zu widerlegen. Die Drei haben sich geeinigt, das Wort „Emanzipation" nicht auszusprechen. Als ob die kriegerische Dame nicht auch den beiden Frauen die Laune verdürbe!

„Wenn es doch wieder nur alte Frauen gäbe", ſeufzt halb verzweifelt Martha.

Der Maler lacht: „Sie vergeſſen den Mangel an Grazie, an Weichheit, meine Gnädige. Die gewollte Überhebung!"

Doch nun wird es Alicen bitterer Ernſt: „Es iſt ſo einfach, ſo grauſam einfach. In den Dunſtwolken des ärmlichen Thales vegetieren Menſchen der kleinen Zufriedenheit, der Gewöhnlichkeit. Der Schrei der Wildheit entringt ſich erſt der zerquälten Bruſt. —

Doch dieſer Schrei klingt unmelodiſch, ſchrill, — gellend — abſtoßend. —

Gewiß, wie ſoll aber der, dem im Sumpfe Erſtickung droht, in abgetönten Weiſen um Errettung flehen? Er brüllt, heult, klagt, wimmert, und die gedankenarme Öffentlichkeit — lacht —"

„Ja", ſcherzt der Maler, „geben denn Ihre Unverſtandenen nicht genug Veranlaſſung zum Lachen, und ſind die ‚Verſtandenen' nicht oft genug Gänschen, über die man weinen könnte?"

„Recht, recht! Hat aber der Herr der Schöpfung nichts Lächerliches an ſich und gar nichts, über das man weinen möchte?" —

Allmählich findet der Begleiter die zwei Schwärmerinnen, die ſo kleidſam ſich tragen und die immer ſo ausſehen, als ob es nur Feiertage noch auf der Welt gäbe, im Grunde ſympathiſcher als jene Frauen, die ihm bisher intereſſant dünkten. Er geht ſogar ſo weit, ſie im Stillen „famoſe Kerle" zu nennen, die ſich lange nicht ſo ſentimental geberden wie ſeine Schweſtern zum Beiſpiel. Vergeblich bemüht er ſich, das Gefühl gewohnheitsmäßiger Entrüſtung wach zu halten. Es ſchmilzt förmlich dahin, bis zum Bedauern — als er zu ſeinem Weibchen heim kehren muß —, bisher für jene „Neuen" nicht das geringſte Verſtändnis geſucht zu haben, welche nicht, wie er fälſchlich meinte, ihr Geſchlecht verleugnen wollen, ſondern die ſich zur Entſagung gedrängt ſehen, weil man ihren begehrenden Bitten auf dem abgebrauchten Markt willkürlicher Sitte und unmoraliſcher Moral ungläubig gegenüber ſteht.

Gut kameradſchaftlich ſchüttelt man ſich beim Scheiden die Hand.

„Sind wir wirklich ſo aller Reize bar?" begehrt Martha beim Abſchied zu wiſſen.

„Ach, wenn Sie nur mehr von dieſer Welt ſein wollten, meine Damen; ſo viel Reſpekt heraus fordern iſt ja ſo unbequem!"

„Wollen wir ja gar nicht —"

„Na, was dann?"

„Ihr Männer ſeht uns eben alle gleichmäßig für Rekruten an, die

einexerziert werden müſſen. Alle ohne Ausnahme leichte Kavallerie. Nachher wundert Ihr Euch über die Ausreißer. Erſt hetzt Ihr uns in's Extrem, und dann habt Ihr nur Augen für die Auswüchſe, die doch nur die Angſt vor dem Kompromiß entſtehen ließ."

„Ihnen fehlen die dummen Streiche, meine Damen, die ſie uns Männern näher bringen."

„Mag ſein. Treten ſie aber doch näher an uns heran! Gewiſſe Schlachtworte machen uns zu Vogelſcheuchen. Wir wollen ja gar nicht gewaltſam überzeugen. Wir haben warten gelernt. Auch uns widern die Worte an, unſer Thun allein wird mit der Zeit über Sieg oder Niederlage entſcheiden. Nur das iſt das Schwere, daß unſere, uns ſelbſt rätſelhafte Senſibilität Hohn und Spott grüßen, ſtatt Jubel." — —

„Kommen Sie zu mir nach München, Fräulein Martha, vielleicht gelingt es uns, eine Gemeinſchaft zu gründen, die Ihr Lebensideal verwirklicht." Seine Augen glänzen, während er ihren ſchlanken Wuchs ſtreift. „Ich bin bildungsfähig —"

„Ich auch —"

„Nun, alſo?"

Wehmütig ſchüttelt Martha das Haupt. „Wir Überläufer ſind oft Verlachte, oft Unbegriffene. Um ſo verantwortlicher ſind wir für die Früchte, die unſere Rebellion zeitigt. Daß auch die frei gewordene Perſönlichkeit in einem vielleicht unfreiwilligen Zwangsverhältnis zu jener oft geſcholtenen Philiſtröſität ſteht, die ihr von Urgroßväterzeiten im Blute ſteckt, iſt trotz Alledem ein Segen."

„Alſo doch: nur wohl erzogene Tochter?"

„Mag wohl ſein!"

Langſam klappert die Poſt über die holprige Dorfſtraße. Jetzt iſt es an dem Abreiſenden, erſtaunt den Kopf zu ſchütteln: Nein, dieſe Neumodiſchen! Man verſteht ſich doch ſtets mit ihnen „vorbei". Na, denn nicht! Und ſchließlich, ein „idylliſches" Glück würde man mit einer Schriftſtellerin doch kaum führen. Weiß der Himmel, was die alles ſehen und wie ſie alles empfinden! Um ſo beſſer, daß dieſes Fräulein mit beſchönigenden Umſchreibungen nicht zu faſſen war.

Faſt mitleidig winkt er ſeine letzten Grüße. Er ahnt nicht, daß er zwei durchaus nicht Bedauernswerte zurück läßt. —

Hat Martha doch nie ſo erfolgreich gearbeitet wie jetzt. Ein neuer Ton ſchleicht ſich in ihr Schaffen. Allmählich hat ſie aufgehört, an ſich ſelbſt zu leiden. Überlegenes Lächeln lähmt ſie nicht mehr, nicht mehr vernimmt ſie das Zurück, welches ihr von den verſchiedenſten Windrichtungen

entgegen geſchallt iſt. Eine köſtliche ungeahnte Schönheit hat Macht über ihr Weſen gewonnen, eine neu geborene, ſchwellende Sehnſucht zieht dieſe Darbenden zu einander. Da iſt nichts mehr vom Liebhaben jener Genügſamen, die ſich über neuen Kleidern, guten Rezepten und Dienſtbotenplagen finden. „Die am Wege“ reichen ſich die Hände zu feſtem Bunde, weil ſie das Bedeutungsloſe nicht mehr ertragen können, welches man ihnen bisher als einzigen Inhalt des Lebens aufdrängen will. Sie flüchten zu Geſchöpfen der eigenen Art, ſich gegenſeitig vor feiger Nachgiebigkeit zu retten.

Im Aufleuchten des Auges, am Zucken der Mundwinkel erkennen ſich die, die aus dem Teich in den Strom wollen. Die ſchwingende Kraft aber, die man ihnen heute noch ſo oft verweigert, ſtrömt ihnen aus den Seelen jener Schweſtern entgegen, denen ein tiefes Verſtändnis ſie eint. Die, die zu früh gekommen, werden auf einander gehetzt; ſie ſind gezwungen, ſich zu empfinden, ohne Scheu vor dem Fluche des Lächerlichen, der auf dem Zuge des Herzens vom Weibe zum Weibe ruht. Diejenigen, die gewagt haben, ehrlich zu ſein, und denen man dafür den Rücken kehrt, eben dieſen kommt vom Himmel die Freundſchaft.

„Armſeliger Notbehelf“, lächeln die Begehrenden. — Und doch, hat Martha nicht durch dieſen Notbehelf fliegen gelernt?

Jetzt genießt ſie alles an ſich ſelbſt, was ſie auch äußerlich ſchön und begehrenswert macht. Und ſie ſtaunt: Wie ſonderbar, die unfreiwillige Verknöcherung konnte ihre körperliche Entfaltung nicht hemmen, hingegen die edelſten innerlichen Kräfte brach legen. In Mitten dieſes Sommeridylls iſt in ihr die geknebelte Freudigkeit entfeſſelt.

Sie genießt die neue Flugkraft wie ein Junge, der der Schulbank entflohen iſt, der in's Weite ſtürmt und es hinter den Bergen noch viel, viel heller und weiter findet, als er glaubte.

Alſo wirklich, ſogar auch eine Frau, die nicht für und in einem Manne lebt, kann die Sonne ſehen! Immer hat ſie es geahnt, jetzt weiß ſie es. Sie möchte das Beſte, das Reichſte, das Tiefſte ihres Herzens über die Freundin ergießen.

Kleine Seelen fürchten ſtets zu viel zu geben, ſie wägen ängſtlich in allen Lebensverhältniſſen. Große Seelen kennen nicht ſolche Bedenken: ſich verſchwenden iſt ihr Glück. Sie wiſſen nichts von jenen geſpreizten Nichtigkeiten, die die Menſchen ſo viel große Kraftanſtrengungen auf lächerliche Überflüſſigkeiten vergeuden läßt und ihnen den Maßſtab für das wirklich Bedeutſame entwindet. — — — — —

Für Onkel Karl iſt das Wichtigſte dieſes Sommers Martha's bevorſtehende Verlobung. In jedem Briefe, der eintrifft, beſpricht er die

Sache als fait accompli. Man lieſt es deutlich zwiſchen den Zeilen, „all' das werde ſich in der Ehe ſchon verlieren". So ſei es am beſten; es ſei der natürliche Lauf der Welt.

In der Verkümmerung ihres Eigengepräges ſoll ſomit die Wurzel für ihr künftiges Glück ſtecken. Es iſt doch ein zu gewagter Sprung. Martha ſchaudert. Sie geht im Geiſte die Ehen ihrer Kuſinen durch. Nirgend gewahrt ſie ein gemeinſames Tragen der Lebenslaſten, faſt überall deren Erſchweren, Mißverſtändniſſe, Widerſprüche, abwechſelnd mit Abendbroteſſen bei Kempinsky, Kinder bekommen, Verdruß über Geldverſchwendung und Ausſöhnung. Das ſind die „Familienbande", die Onkel Karl ſo lebhaft preiſt!

Trotzdem ſcheint die „alte Jungfer" dieſen „Menſchen der Ehe" beklagenswert. Sie ſehen auf die Unverheirateten herab. Übrig Gebliebene ſind ſie ja doch, das rechte Anſehen giebt erſt die Ehe. Ob ſie ſie nicht aber dennoch in ganz ehrlichen Momenten auch 'mal — beneiden?

Dr. Alicens Enthuſiasmus für die ehemalige Patientin wuchs förmlich mit jedem ihrer Mißerfolge. Und wie muß dieſe diejenige bevorzugen, die ſie verſtändnisvoll anfeuert, ihren eigenen Weg zu gehen, die ihr hilft, ſich gegen die Übermacht zu wahren, welche ihr Lebensgefühl ſteigert, indem ſie die Treue gegen die Ideen der eigenen Bruſt höher ſtellt als den Erfolg derer, die ſich zu verleugnen gelernt haben. Strahlend ſchmiegt Martha ſich an die Teure, die ſie beflügelt, Eigenes mutvoll zu ſchaffen.

Zuweilen ertappt Martha ſich neuerdings auf der Vorſtellung, des Lebens Laſten fortan Seite an Seite mit Alice zu tragen. Neue Eindrücke und Bilder würden auch ihrem Berufe dienen. Sich ſelbſt neue Thore erſchließen, aufhören zu warten: darin gipfelt für ſie das Reſultat dieſer tiefen Umwandlung.

Paul König will ſich an Martha's Geſundheit erfreuen. Als er ihr beglückt beim Wiederſehen Komplimente über ihr friſches Ausſehen macht, beginnt ſein Herz beunruhigt zu klopfen. Die Rätſelwoge des Schickſals, die Martha empor getragen hat, iſt ſeinen perſönlichen Wünſchen nicht dienſtbar geweſen. Inſtinktiv empfindet es der Mann, der den Sinn dieſer modernen „Weltanſchauungsgaukeleien" nicht einſehen will, auch nicht der Frau zu Liebe, um die er wirbt, und zu der er jetzt geeilt iſt, ſie dauernd an ſich zu feſſeln.

Das große Verſcheiden der Natur bereitet ſich vor. Voll erblühte Roſen neigen ſich müde herab, einzelne Blüten decken entblättert den Boden. Um ſo inniger giebt man ſich dem begrenzten Zuſammenleben hin, denn:

„Geſtern und Morgen —
Das iſt der Tod,
Heute nur iſt das Leben."

Und von Leben und Genuß singt an einem der nächsten Tage Paul Königs Geige. Mit elementarer Leidenschaft spielt er den ersten Satz von Griegs C-moll-Sonate. Wie lieblich singt er die Romanze auf seiner herrlichen Geige! Sein wundervoll weicher Ton bringt im Zusammenspiel des Weibes ganze Seele in Schwingung. Sie empfindet, wie dieses Zusammenspielen in ein einziges großes Gefühl zusammen fließt, das ihm nicht zutreibt. Sie weiß, er wird ihr von Traum- und Schaumgebilden der Ideale sprechen, vom wahren Inhalte des Daseins; sie weiß ferner, daß die große Leidenschaft und das tiefe Verstehen fast feindliche Elemente sind; sie fühlt, daß sie sich an Vorstellungen kettet, die aus Tiefen dringen, welche das Durchschnittsgehirn kaum faßt; daß, indem sie Diesen scheiden läßt, sich ihr das Thor der Ehe vielleicht für immer schließt. — Und doch — und dennoch! — Ach, wenn Dieser sie brauchte, wie sie ist, wenn er ihre seelische und geistige Vertiefung nicht nur duldete — — —

Paul giebt sie trotz aller Argumente nicht auf: „Ihre eigenen Geschlechtsgenossinnen treten gegen Sie auf, macht Ihnen das nicht Furcht? Wenn Sie den Mann nicht wollen, wollen Sie auch das Kind nicht? Jüngst erst behauptete eine Ihrer Kolleginnen, die gesunde Natur des Weibes müsse immer kränkeln, so lange der Mutterdrang nicht in ihr befreit sei. Der geistige Beruf könne niemals als Ziel, nur als Betäubung betrachtet werden."

König hat nämlich beobachtet, mit welch' weicher Innigkeit Martha Kinder an sich zieht, wie sie strahlt, wenn sie von der Kleinen Wunderthaten zu berichten Gelegenheit findet. Dessen ungeachtet lautet ihre Antwort nicht in dem von ihm zuversichtlich erwarteten Sinne: „Weshalb quälen Sie mich? Sie bezweifeln doch selbst nicht etwa, daß in der komplizierteren Frau, die einer gehobenen Gemeinschaft von Mann und Frau entgegen strebt, die mütterlichen Instinkte weniger stark zur Entfaltung drängen? Nur die völlige Hilflosigkeit, die die Allerneuesten in alle Winde schreien, ist übertrieben. Wir wollen auf einer Seite die Lüge fliehen und lassen uns Hals über Kopf in neue Entstellungen stürzen. Plötzlich soll es die Glorie der Mutterschaft sein, die allein alle Erdenschwere wende!? Aber, fragen Sie doch die, die Mutter wurden, ob sie nie wieder an den Punkt gerieten, auf dem sie erstaunt Umschau haltend gewahren, daß sie eigentlich noch allein, oder daß sie wieder allein seien? Sehen Sie sich doch nur um: in heißem Ringen und Kämpfen soll die Frau beweisen, wie weit sie sich für diesen ihren natürlichsten Beruf eigne. An kein Examen wird unvorbereiteter gegangen, wenig Prüfungen werden schlechter bestanden! Wie Viele von denen, die sich jetzt in lautem Schreien nach

dem Kinde nicht genug thuen können, würden kläglich weiter ſchreien über all' die Selbſtentäußerung, die das junge Menſchenleben, das in ihre Hand gegeben, fordert! Ohne Illuſionen: die Begabung der Frau, als Mutter zu wirken, iſt durchaus nicht immer ihre ſtärkſte Seite."

„Aber Martha, hören Sie doch mit dem Unſinn auf! Sind Sie etwa mit Ihrer Mutter nicht zufrieden geweſen? Soll eine ſo behütende Liebe auch noch in Bann und Acht gethan werden? Pflichtgefühl, daran mangelt's —."

„Ja, gewiß, gegen ſich ſelbſt —."

„Ihr Egoismus iſt verblüffend. — Haben Sie denn nie gedacht, daß es Gnade ſein könne, überhaupt ein Schickſal zu haben? daß die Überflüſſigen gerade die vom Leben Betrogenen ſein könnten, nicht die Unglücklichen?"

In bebendem Klang der Stimme verſetzt die Gefragte: „Die Überflüſſigen? Wer will denn entſcheiden, wann unſere Früchte reifen? Vielleicht zahlen wir die Zeche für die Späteren? Ach, uns Starrköpfen, uns mit den ‚ſchädigenden Grundtendenzen' iſt eben nicht zu helfen."

„Sie aber, Martha, könnten mir doch helfen! Da — da, haſt Du meine Weltanſchauung", und ſie ſtürmiſch an ſich ziehend, bedeckt er ihr Mund und Wangen mit glühenden Küſſen.

Bewegungslos ruht ſie einige Sekunden in des Mannes Arm. Doch jäh zuſammenſchreckend ringt ſie ſich wieder los, ihr Denken tobt wirr im ſchmerzenden Kopf — es irrt zu „ihr".

„Wie ſchlimm mißhandelt haſt Du mich, o Liebe!" — Angſtvoll lehnt ſie gegen den nahen Stamm einer Kaſtanie. Nur ihr Aufſchluchzen folgt dem raſch ſich Entfernenden. —

Nun ſind Beide wieder allein. Paul König iſt abgereiſt, der Vorabend von Alicens Abreiſe gekommen.

Champagner auf dem Dorf! Eigentlich ſchämen ſie ſich ſolcher Extravaganz; aber in dieſen letzten Stunden dem umwandelnden Einfluſſe des perlenden Schaumes ſich hingeben, gewährt die einzige Möglichkeit, einander über die Bedeutung des Scheidens hinweg zu täuſchen.

Mit Aſtern haben ſie den Tiſch geſchmückt. Still entfaltet die Natur ihre ſterbenden Reize. Alles lachende Leben ſcheint entſchlummert, und nur die große Sehnſucht erwacht, die die ſchüchterne Lebensgeſchichte der Meiſten.

Im Augenblicke des Sinkens ſtürzen dem Fallenden im raſenden Fluge allerlei Bilder durch's Gehirn. So geſchieht's Martha. Sie er-

innert ſich eines kleinen Jungen, deſſen heiß geliebter Ball auf die Schienen der Elektriſchen gerollt war. Ritſch! . . . die Räder ſauſten darüber hin, ein leichtes Puſten des aufgeplatzten Spielzeugs, brüllend läuft das Bübchen dem enteilenden Wagen nach — plötzlich ſteht es ſtill, holt ſchnell gefaßt Marmorkugeln aus der Taſche und vergnügt ſich an dieſen.

Da könnte alſo doch noch Paul König fortan die Loſung ſein! —

Haben nicht die, die den Schmerz haben, wie Rahel Varnhagen ſagt, noch das Meiſte?

„Heute aber, Liebchen, haben wir die Freude", unterbricht ſie Alice. „Die Freude — weißt du, was ſie bedeutet? Denk' dir ein ganz in Dunkelheit gehülltes Thal. Mühſelig tappt ſich der Wandrer vorwärts. Sein Verlangen, in Helligkeit zu wandeln, kann nie geſtillt werden. Doch dem, in deſſen Seele eine reine Freude gefangen lebt, dem klingt eine ſüße ferne Melodie — leiſe und lockend, über Abgründe hinfort, inmitten von Finſternis und Nacht. Vielleicht gelangt er nie an's ferne Eiland, vielleicht erreicht er die Gipfel nie, vielleicht bricht er am Wege zuſammen, aber, was thut das? Komm, ſtoßen wir auf die winzige kleine Flamme im Dunkeln an, auf die Freude, auf die Muſik unſerer eigenen Herzen! Sie allein iſt es, von der wir leben."

Das war ihr Abſchied. — —

*

Einer erbarmungsloſen Wirklichkeit aber gegenüber ſehen die Ereigniſſe doch anders aus. Als Martha ſich Tags darauf allein in ihrem Stübchen befindet, geht alles in dem verzehrenden Gefühle des Vermiſſens unter. Sie taſtet an die Stirn, ſie krümmt ſich vor dem allmählichen Begreifen. Sie ſtöhnt, als könne ſie ſo die Qual dämpfen. Zuſammengeſunken, regungslos ſtarrt ſie lange in die herab fallende Nacht. Der Körper ſchmerzt vom Liegen auf dem harten Boden. Mit um die Kniee geſchlungenen Händen, thränenloſen Auges, beginnt ſie allmählich über das Rätſelhafte in ihrer Natur nachzugrübeln: der ſeeliſche Zauber, welcher das Tiefſte und Erneuende in ihrem Leben bedeutete, ſtrömte ihr aus der Seele einer Frau entgegen.

Unſer aller Verhängnis ſchrieb auf eherne Tafeln Der im Himmel — und ſchwieg. . . .

Längſt iſt die Sonne unter gegangen. Eine andere Macht drängt ſich an die Vereinſamte: der Hunger. Gierig taſtet die Hand im Dunkeln nach einem Stückchen Brot, haſtig ſchlingt das Mädchen die Biſſen herunter. Sie erinnert ſich, ſeit Tagen ſo viel wie nichts genoſſen zu haben. Das alſo iſt wieder der Anfang: Eſſen. Alles vorſchriftsmäßig, ob man mag

oder nicht. Immer heißt's ja doch: Marſch! Vorwärts! Nicht ſtille geſtanden! Kraft unergründlicher Geſetze in Herden ſich treiben zu laſſen, iſt Schuldigkeit. Weshalb der Lärm? Lachen nicht eben aus allen Winkeln höhnende Kobolde. Weshalb der Lärm? Mußt dich ja doch ducken, thörichtes Menſchlein!

Faſt mechaniſch ſchreitet Martha hinunter in die taufriſche Kühle. Zertretene Aſtern liegen am Boden. In feinem Raunen weht's durch die Zweige.

Wenige Schritte weiter ſchaufelt ein Greis ein Hügelchen auf: Er begräbt das Letzte, was ihm das Leben gelaſſen, ſeinen Hund.

Jahraus, jahrein teilte der Arme mit ihm den Biſſen Brot, das Lager, das bischen Freude, das ihm wurde — das viele Leid. Zuſammen, Mann und Hund, immer zuſammen. Doch der Menſch, der zäher ſein mochte als das Tier, mußte, auf daß ſein Herz an nichts mehr hänge, dem treuen Kameraden noch das Grab ſchaufeln. Des Alten ſtarr geöffnete Augen richten ſich wie fragend gen Himmel — dann tappt er ſich ſtill zurück in ſeine kahle Behauſung. Dem iſt die zornige Seele längſt ruhig geworden.

Angeſichts dieſer letzten, ſtummen Verlaſſenheit überkommt's Martha weich, faſt freudig, den harten Kampf des Lebens noch mitſtreiten zu können auf der Höhe ihrer Kraft: Marſch, vorwärts — nicht ſtille geſtanden! Wer weiß, wo ſeine Grenzen ruhen? —

„Komplett verrückt geworden", hört ſie im Geiſte Onkel Karls Diagnoſe, „ſtatt ſich zu einer reichen Frau machen zu laſſen, ein armes Mädchen zu bleiben!"

Ein eigenartiges Gefühl durchſchauert ſie. Im Geiſte taucht ein ſeltſames Bild vor ihr auf: auf ſteiniger Ebene ſieht ſie Frauen ſchreiten, leicht gebeugt vom langen Irren, vom taſtenden Suchen. In endloſer Zahl wandeln ſie mit verſchlungenen Händen in die weite Dämmerung hinein. Klingt nicht lockendes Rufen aus der Höhe? Einzelne erheben beſchwörend den Blick, wie um Verſtändnis flehend, Anderer Züge ſpiegela qualvolle Angſt, Einige lächeln in ſeligem Rauſch. Mit blaſſen Roſen haben ſie einander Haar und Bruſt gekränzt, ſie, die nur den Traum der Liebe in den zart vibrierenden Sinnen tragen. Und plötzlich iſt's, als rieſelten in langen Pauſen Lichtfunken auf die wandernde Schar. In ihrem Schein aber richten die Gebeugten das Haupt empor. Und die Träumerin glaubt die gähnende Kluft ſich langſam ſchließen zu ſehen, die dieſe vom Ziele noch fern hält.

Gedankenverloren bückt ſich Martha, ihre ſchlanken Finger preſſen einige zertretene Aſtern an das Herz. Und ſie ſieht zum erſten Male die

winzige kleine Flamme leuchten, von der Alice ihr geſprochen: die gefangene Freude, die kein Anderer ſehen kann. Der ſehnſuchtsvolle Ausdruck in ihren Augen vertieft ſich: unſere erſte Geburt ſchleudert uns willenlos in's Daſein, unſere Wiedergeburt verleiht das heilige Lächeln, das aus Gräbern Blumen ſprießen läßt.

Als Kind hat Martha gemeint, das Leben melde jedem ſein Schickſal mit Pauken und Trompetenſtößen an. Allmählich iſt ſie dahinter gekommen, auf wie leiſen Flügeln es ſich nahe — vielleicht leiſer als blühender Lindenduft, oder dem Spiel der Wellen gleich in ſchwüler Sommernacht. Der kleine Bube, der den Ball zerplatzen ſah, wußte wenigſtens, woran er war. Später wird dem Menſchen die Bedeutung jeder Lebensphaſe nicht ſo leicht gemacht, oft deutet der rückwärts gewandte Blick erſt nach Jahren, ob's eine Höhe war oder ein Abgrund, an dem der Pilger vorüber mußte. —

Langſam wendet die Traumverlorene ſich der Hütte zu. Auf der Schwelle ſitzt die Bäuerin, den ſchlafenden Säugling im Arm. Stolz winkt ſie das Fräulein herbei, Freude ſtrahlend berichtet ſie flüſternd vom erſten Zahn des Sonntagsbuben. „Ja, dös war heut' a Freud! Schaun's, Fröln, man plagt ſich noch ä mol ſo gern, ſeitdem der Schreihals da is." Martha's Hand ſtreichelt liebkoſend das Kind. Des kleinen Körperchens weiche Wärme läßt ihr Herz aufſchwellen. Plötzlich denkt ſie des fernen Mannes, der ihrer Entſcheidung harrt. — Eine Thräne netzt des Kindes Wange, während ſie ſich ſchnell hernieder bückt, es zu küſſen. Vielleicht ſieht ſie ſich in dieſer Sekunde als ein blätterloſer Aſt, der zitternd die Zweige gen Himmel reckt — vielleicht. Wer enträtſelt das Geſicht geſpenſtiſch vorüber fliehenden Empfindens?

Freundlich wendet ſie ſich zur Bäuerin: „Ich reiſe morgen früh". Drinnen im Stübchen zündet ſie die Lampe an, ſtützt das Haupt einige Sekunden in die Hand, dann ſchreibt ſie in lautloſer Stille: „Das phantaſtiſche Weſen, dem alles Schablonenhafte lächerliche Komödie geworden iſt, kann nicht die Ihre werden. Es beſitzt Flugkraft genug, auf eigene Façon ſelig ſein zu wollen. Und ſoll es zu Grunde gehen, ſo lieber an den höheren Trieben, denn an den niederen allein. Sein Platz iſt neben der, die ihr Suchen nach Wahrheit nicht als unbequeme Zugabe anſieht. Die Begeiſterung der Seele hat entſchieden. —

Tröſten Sie Onkel Karl!"

Frauen-Lyrik.

Allein.

Er ſprach zu mir: „Mein liebes Lieb,
Es kam bei Nacht zu mir ein Dieb,
Der nahm mein Herz, das dir gehört,
Ich will ihm nach, eh' er weiter fährt."

Ich rief und wollt' zurück ihn halten, —
Es drängt' ihn fort mit fremden Gewalten,
Er zog in die weite Welt hinaus, —
Er kam nie mehr zu mir nach Haus.

München. Anna Maria Biel.

Einer Jugendfreundin.

Biſt du das ſelbſt? Die du ſylphidenhaft,
Das Mullkleid über'm kleinen Fuß gerafft,
Von Feſt zu Feier tänzelnd, hüpfend ſchwebteſt
Und wie ein Falter nur von Sonne lebteſt?
Weißt du, wie du im alten Garteneckchen,
An einem veilchenüberſäten Fleckchen,
Mir deine Backfiſchkonfidenzen machteſt
Und noch in einem Atem weinteſt — lachteſt?
Es war ſo ſtill und rings die Welt ſo ſchön;
Schon lag der Herbſtduft auf den blauen Höh'n,
Doch immer war es Mai in unſern Herzen, —
Auch Mai in ihren thöricht heißen Schmerzen.
Wir träumten zitternd von dem fremden Leben,
Was ſollt' die Zukunft uns für Kronen geben!

Und nun? Zehn Jahre giengen wohl ſeit dem —
Du ſtehſt behäbig, ernſthaft und bequem
Als Hausfrau mit dem blanken Schlüſſelbund,
Putzt in der Küche dir die Finger wund,
Bringſt recht und ſchlecht dein müdes Kind zur Ruh',
Am hellen Tag machſt ſelbſt die Augen zu,
Haſt Gold und Gut — doch, wie ſo ſchön die Welt,
Erkennſt du nicht mit allem deinem Geld!
Haſt Heim und Hof — doch, wie ſo traut ein Haus,
Schmückt es der Anmut Genius freundlich aus,
Das weißt du nicht! — nur bürſten, ſcheuern, wiſchen —,
Wer wird Gemüt und Geiſt denn auch erfriſchen?!

Dein Gatte kommt in Flausrock und Pantoffeln,
Du ſtreichſt ihm Brot und ſchälſt ihm die Kartoffeln;
Dann ſprecht ihr vom Geſchäft — wie hoch der Preis,
Wie viel er heut' verdient mit ſchlauem Fleiß . . .
Und kommen Gäſte, — ach, du liebe Zeit,
Wie ſtört doch ſo 'was die Gemütlichkeit!
Da muß man wohl noch aus dem Schlafrock gleiten
Und gar die Unterhaltung auch beſtreiten!
Nur gut, wenn ſie vor Zehn ſchon wieder geh'n,
Sonſt muß man ſelber nach der Hausthür ſeh'n.
Den Küchenzettel machſt du noch für morgen;
Fehlt Salz und Mehl? — die Nachbarin wird borgen —
Und draußen rennt die Welt . . . „wir bleiben ſteh'n",
Meinſt du, „ſie wird uns ſchon von ſelber dreh'n".
Dann ziehſt du dir die Decke über'n Kopf
Und träumſt von einem rieſengroßen Zopf . . .

Eins aber möcht' ich dennoch gerne wiſſen —:
Ob du in Sommernächten nicht vom Kiſſen
Aufzitternd fährſt — manchmal — und — nur ein Veilchen —
Des Gartenwinkels denkſt mit ſeinen Veilchen.

Berlin. Anna Behniſch.

Die Heide blüht.*)

Rot zittert es über der Heide.
Es flimmert die Luft in goldigen Strahlen,
Von der Sonne verſchwenderiſch ausgeſtreut,
Die ſchweben dahin um die Wette mit blauen Faltern,
Die taumelnd und huſchend gaukeln und ſchillern.

So ſonnenduftig glüht nun die Heide.
Auf dem braunen Armenkittelchen glänzt es und gleißt es
Von roten Sternchen,
So wunderhold in lieblicher Schöne.
Die Heide blüht,
Und ſiegesſicher lacht ſie empor
Zur Mutter Sonne, die ſchmeichelnd und koſend
Ihr armes Stiefkind zum Leben geküßt.

Treulos.*)

Mein Liebſter hat eine Andre gefreit,
Nun ziehe ich an ein blutrotes Kleid
Und ſchreite ſtolz durch die Gaſſen hin,
Soll Keiner ſehen, wie elend ich bin.

*) Aus „Gladiolen"; Dresden 1902, E. Pierſons Verlag.

Und er kommt mir entgegen, Seit' an Seit'
Mit dem jungen Weibe, der taufriſchen Maid —
Da ſchürz' ich die Lippe und nicke ihm zu,
So von oben herab — hab' ein Recht dazu.

Sein Glück? — Es zittert in meiner Hand,
Ein Druck — es zerſtiebt und verrinnt im Sand;
Das weiß er, d'rum ſcheut er mein blaſſes Geſicht.
Daß ich ihn noch liebe — ach, das weiß er nicht.

Dämmerung.*)

Wie ich ſie haſſe, dieſe ſtillen Schatten!
Der Dämmerung entnervend Gaukelſpiel;
Verſchwommen alles, dieſe ſanften, matten,
Gedämpften Laute! Zu wenig und zu viel!

Ich will nicht Dämmerung! Tod oder Leben,
Tag oder Nacht! Dazwiſchen — will ich nichts.
Nicht dieſes Ungewiſſe, dies im Dämmer Schweben!
Lodert mein Herz nicht, nun — zerbricht's!

Nicht Dämmerung! Ich will mich nicht betrügen
Mit halbem Glück, mit jenem halben Schein;
Hab' ich nicht Sonnenglanz — will ich im Dunkel liegen,
Im tiefſten Schoß der Erde, tot — allein!

Bremerhaven. Annie Diederichſen.

In der Nacht.

Haſt du gehört,
Wie die Thüre geknarrt
Mit wehem, klagendem Ton?

Haſt du gehört,
Wie draußen der Hund
Leiſe winſelt und heult?

Hörſt du den Wind,
Der klagend und irr
Da draußen um unſre Fenſter ſchleicht?

Hörſt du es nicht
Das große Jammern und Weinen
Hinter verſchloſſenen Thüren?

Hinter allen Thüren,
Im tiefen, ſchweigenden Dunkel,
Wachen Menſchen.

Mit ſchlafloſen Augen
Sitzen ſie aufrecht im Bett,
Und ein großer, troſtloſer Jammer
Iſt in ihren Herzen.

In allen Häuſern ſitzen ſolche
Mit ſchmerzſtarren Augen,
Die troſtlos in's Dunkel ſtarren;

Neben einander wachen ſie —
Seite an Seite,
Aber ſie weinen in unendlichen Einſamkeiten.

Haſt du gehört,
Wie die Thüre geknarrt
Mit wehem, klagendem Ton?

Wien. Ilſe Mautner.

Der Lindenbaum.

(Littauiſch.)

Es ſtanden drei Lindenbäume,
Entſproſſen aus einem Stamm,
Am Fluſſe und ſtreckten die Äſte
Den fließenden Wellen entlang.

Es kamen drei junge Schweſtern
Hin zu des Ufers Rand,
Sie prüften die ſandigen Stellen,
Sie prüften des Waſſers Stand.

Die Eine, die ſchwang ſich hinüber,
Die Zweite ſprang hinterdrein,
Die Dritte — verfehlte die Äſte
Und ſank in den Fluß hinein.

Der Fluß, er rauſchte weiter
Und wollte ſie tragen nicht mehr,
Drum gab er die läſtige Bürde
Dem großen Strome her.

Der Strom, er rauſchte weiter
Und wollte ſie tragen nicht mehr,
Drum gab er die läſtige Bürde
Dem übergroßen Meer.

Das Meer, es rauſchte und wallte
Und wollte ſie tragen nicht mehr,
Drum gab es die läſtige Bürde
Dem nahen Ufer her.

Die Erde war mild und freundlich;
Sie nahm die Bürde auf,
Und aus der weißen Aſche
Sproß eine Linde auf.

Da kam, nach vielen Jahren,
Ein Jüngling gegangen durch's Ried,
Der ſchnitt ſich vom Baume ein Pfeifchen
Und blies darauf ein Lied.

Und als er zur Mutter gekehret,
Da blies er und freute ſich;
Doch die Alte fieng an zu weinen,
Zu weinen gar bitterlich.

„Hör' auf, mein Sohn, zu blaſen,
Es ſchneidet in's Herz mir ein;
Mir iſt, als hört' ich klagen
Dein armes Schweſterlein!

Denn dies iſt nicht des Pfeifchens,
Des Lindenpfeifchens Sang:
Dies iſt dein totes Schweſterlein
Und ihrer Stimme Klang.

Und wenn aus deinem Pfeifchen
Das wehe Lied entſchwebt,
Hör' ich die arme Seele,
Die noch darinnen bebt."

München. J. von Miller.

Tannenduft.

Die Douglastanne ſtrömte ihren Duft
Voll herber Würze in die Spätjahrsluft;
Die Düne barg uns vor des Nordſturms Wut —
Tief war die Nacht, ſo tief wie Meeresflut,
Wie Liebe tief.

Da rang aus feuchtem Moos,
Zu unſern Füßen, ſich ein Keimchen los
Und ſenkte ſeiner Wurzelfaſern Bund
Tief in der Erde mütterlichen Grund
Und ſog und trieb — —

Und nun der Sommer kam,
Erblüht ein Baum dort, hoch und wunderſam . . .

In ſeiner Zweige immer grünen Schlingen
Fängt ſich der Wind, daß ſie wie Saiten klingen;
Aus ſeiner Krone aber bricht der Brand
Der Flammenlilie aus dem Märchenland.
Und Elfenkinder ſchweben auf und nieder,
Und gießen Duft aus vollen Schalen nieder —
So ſtark und ſüß — wie einſt in Spätherbſtnacht
Der Tannenduft, der uns berauſcht gemacht.

Himmliſche Erkenntnis.

Da kamſt du, totes Mütterlein,
Und ſahſt mich an mit Liebesblick,
Und legteſt zärtlich deinen Arm
Um meine jugendſtarke Bruſt;
Und von den lieben Lippen klang
Der Jubelſchrei:
„O Gott, wie die Glückſeligkeit
Dem Kinde in den Augen glüht!“

Und alles Leid, das zwiſchen uns
Die Berge von Gilboa hob,
Zerrann wie Tau im Morgenlicht . . .

Nun ſiehſt du, totes Mütterlein,
Wie heilig deines Kindes Glück:
So weltenweit, ſo himmelhoch,
Daß es aus Edens Gärten dich
Hinab in's Thal der Schmerzen zog, —
Daß dir, die Gottes Angeſicht
Und aller Himmel Glorien ſah,
In deines Kindes Augen erſt
Der ewigen Erkenntnis Blick
Vollendung ward der Seligkeit —

Nun ſchlafe, totes Mütterlein!

Colberg. Clara Müller.

Frage.

Ein großes, buntes Blatt ſank taumelnd nieder,
D'rauf ſteh'n geſchrieben traute, ſüße Lieder
Vom ausgeträumten Sommertraum.
Im herbſtlich ſtill geword'nen Raum
Ertönt kein Freudenlaut, nur leiſe legen
Die Blätter ſich zum Tod. Auf allen Wegen
Häuft ſich das Laub — als Schlußakkord
Der Sommerlieder brauſt der Nord,
Weht mir um's Haupt und nieder auf die Hände
Die ſeelenloſe, kalte Todesſpende — —
Iſt's Warnung, daß mich rauſchend ſtreift
Dies bunte Blatt, vom Herbſteshauch bereift?

München. Senna Scheler.

Klänge.

Genoſſen hab' ich dich, du herrlich reiner Klang —
durchbebſt noch wieder in Erinnerung mein Sein.
Ach, ſchwebe — halt' dich über meinem Sehnen —
ſo nah dich ahnend —

zieht dich mein Thun in meine Welt —
bringt mir dann endlich Stillung meiner heißen Wünsche.
Mein Kindheitstraum und meine Weihnachtsfreude!
Klingt es nicht hell und hehr aus der Vergangenheit?
Sprich doch zu mir — —
laß' schwingen deine Laute,
in weiter Ferne zittert's leise nach:
„Erinnerung" —
o zarte, süße Knospe, laß' dich pflegen —
an meinem Herzen ruhst du still und gut,
und ewig halt' ich fest dich — bis die Nacht —
mich selber führen wird zur Ewigkeit,
und ich dich voll erblüht
zu Füßen ihres Throns entblätt're —
ein jedes Blatt von dir auf diese Erde streue —,
und wo es hinfällt wächst ein Rosenbaum
mit Blüten duftend — voll und rein,
doch seine Zweige neigen tief zur Erde, .
— sie trauern —
weil Himmelthränen ihnen Leben gaben!

Hainhausen. Hannah Schreiber, geb. De Grahe.

Mutter.

Um dein blütenjunges Leben
Hab' ich meines hin gegeben —
Spiele, Knabe, spiele!

Lach' mit Augen ohne Fehle
Mir zwei andre aus der Seele —
Spiele, Knabe, spiele!

Für den Kelch in deiner Hand
Goß ich meinen in den Sand —
Spiele, Knabe, spiele!

Begräbnis.

Ist der alte Gott gestorben —
Kommt und haltet Leichenschmaus!
Alle alten Vorurteile
Werft ihm in sein Totenhaus.
Dionysos Evoë!

Ihm zu Häupten bettet Treue,
Dankbarkeit zu Füßen ihm —
Auch die alte Jungfer Reue,
Sie vor allen — opfert ihm.
Dionysos Evoë!

Die Dämonen Gut und Böse
Nagelt mit in seinen Sarg.
Daß der Mensch die Welt erlöse,
Kennt er zwei nur: Schwach und stark!
Dionysos Evoë!

Berlin. Thekla Skorra.

Herbſtahnen ...

Noch fällt kein welkes Blatt vom Baum,
Viel rote Blumen blühen,
Es liegt die Welt im Sommertraum
Und läßt ſich froh durchglühen.

Und doch! aus müder Roſen Duft
Quillt es wie zitternd Ahnen,
Und durch die weiche Abendluft
Zuckt leiſes Herbſtesmahnen.

Nun wieder grau der Nebel ſteigt ...

Nun wieder grau der Nebel ſteigt
Und ſich die Erde ſatt geſogen
Am Sonnenſchein,
Kommt müden Schrittes durch den Hain
Die Einſamkeit
Mit ihren Raben her gezogen.

Ein Lied vom Sterben, ſeltſam bang,
Bebt durch der fahlen Blätter Ächzen
— Das Lied der Zeit!
Verſonnen lauſcht die Einſamkeit
Dem wehen Sang,
Und ihre ſchwarzen Vögel krächzen ...

Herbſt.

Der Wald liegt kahl,
Kein Sonnenſtrahl
Huſcht durch das Farnkraut hin;
Kein Vogel in den Zweigen ſingt,
Kein Falter bunte Flügel ſchwingt
— Der Wald hat müden Sinn.

Die Nebelfrau
Schleicht ſorgengrau
Hinaus in's kahle Feld,
Sie weint, da nun der Sommer ſchwand,
Und ſchleppt ihr thränenfeucht' Gewand
Durch die verblühte Welt.

Lyon. Lina Vernaiſon.

Singende Bilder.

Von Anna Schapire.

(Wien.)

Leben.

Es war eine Zeit, da öffnete ich alle Tempel meiner Seele und meine Altäre ſchmückte ich mit weissen Rosen.

In güld'ne Feſtgewänder hüllte ich meine Gedanken und meine Wünsche drängte ich an die offene Thür:

Auf dass sie das Leben empfangen sollten.

Und das Leben kam.

Meine Wünsche erbleichten vor seinen starren Blicken, aber meine schüchternen Begierden loderten auf zu leiblicher Flamme.

Und das Leben riss meine duftenden Rosen von den Altären und zerstörte die Tempel.

Die schlanken Säulen brachen und die bunte, gemalte Decke.

Schmerz erfasste mich und weinend stürzte ich zu Boden.

Doch eine gewaltige Kraft zwang mich empor.

Ich erhob mich und zum ersten Mal sah ich dem Leben in die Augen.

Und ich sah, dass sie schön sind. Und hoch über den Trümmern meiner Träume brach neues Licht ein, glänzend und stark.

— Ich nehme und gebe, sprach das Leben, kämpfe mit mir und beug' dich vor mir, denn ich bin gross. —

Da fühlte ich einen demütigen Stolz in meiner Seele und neigte das Knie:

— Ich liebe dich, Leben, und ich gebe mich dir.

So, wie man einst zu Gott gebetet hat, Leben, so bet' ich zu dir! —

Seele.

Vor mir das Meer.

Eine klagende Möve steigt meine Seele auf und schwingt sich empor über die blauende, schimmernde, grünliche Flut.

Und weit aus der Ferne schauen die traurigen Augen mich an, und ich sehe die blutigen Striemen unter den zerrissenen Schleiern.

— Bin ich schuldig, meine Seele, dass du von mir gehst? Was ziehst du hinaus in's Unendliche und lässest mich allein, so bettelarm, so heimatsleer, mich friert ohne dich, meine Seele. —

Doch schweigend weist sie mir die blutigen Striemen und den schmutzigen Saum ihrer weissen Gewänder:

— Weiss war ich, wie die Flamme, wenn sie am klarsten brennt, zart war ich, wie der Flaum von jungen Vögeln, hast du mich also gehütet? —

Und ich fühle:

Schuldig, schuldig, schuldig bin ich vor meiner Seele.

Regenschwere.

Über die schneeigen Berge senken sich schwarze Wolken, tiefer und tiefer.

Ein Gipfel nach dem anderen verschwindet, und die Luft wird schwül.

Schweigende Schwere.

Schauernd, in ahnendem Schrecken, neigen sich leise die Zweige; verirrte Vögel werfen sich ängstliche Lockrufe zu.

Regenschwere.

Surrend kommen vereinzelte Bienen, und in Demut beugen die kleinen Blumen die Köpfe.

Nun kommt ihr Schicksal.

Tod für die einen, blühendes Leben für die andern bringen die dunklen Wolken.

Wer weiss, wen's trifft!

Alle Thränen des Leids, die je geweint wurden, legen sich auf mein Herz, und ich neige mich tief unter der drückenden Last.

Gespräch.

Wir giengen still mit einander durch die dämmrige Nacht.

Wie ein weisses Schneeland lag meine Seele vor dir, und ich nahm dich an der Hand und zeigte dir all' meine Herrlichkeiten.

Aber als ich am Tage an unsere seltsamen Reden dachte, sah ich die Spuren deiner Schuhe in meinem Schneeland.

Sie waren schmutzig und feucht.

Und ich schämte mich mehr, als wenn du mich nackt gesehen hättest.

Blumen.

Wir liebten uns schon, aber wir sagten's uns nicht.

Hinter Alltagsworten lagen unsere scheuen Seelen, und nur manchmal regten sie leise die Flügel, ängstlich, wie junge Vögel, die nicht fliegen können.

Aber einmal kamst du und brachtest mir weisse Narzissen.

Ich liebkoste die weissen Blätter, und schweigend legtest du eine rote Kaktusblüte dazu.

Ein gleissender Blutstropfen lag sie unter den gelblich-weissen Sternen, und langsam hob ich meine Mädchenhände und senkte tief meinen Kopf hinein.

Da fuhrst du mir leise mit den Fingern über das Haar.

Licht.

Stolz wie die Krone trag' ich mein Glück, und gülden ist in mir die Sonne.

Ich hab' mich selbst.

Aus Nacht und Dunkel stieg ich empor, von zwingenden Zweifeln rang ich mich los.

Ich fand zum Licht.

Harmonisch glänzend liegt das All vor mir, die Sphären klingen, und das Chaos schwand.

Ich fand mich selbst, und ich begriff die Welt in mir.

Allerseelen.

Am Allerseelentage gieng ich durch die Strassen.

Hoch oben stand die Sonne und warf ihre kalten Strahlen auf Wien, und die Menschen giengen und fuhren mit Kränzen, und vor den Kirchen verkaufte man Wachslichter.

Ein Almosen warfen sie dem Tode hin, und dann giengen sie weiter durch den grellen Sonnenschein.

Und ich hörte die Stimme des Todes:

— Verlass' mich nicht, Leben, denn ich kann nicht sein ohne dich. Vergessenheit bin ich und Stille, wenn du dich nicht erbarmst, denn ich lebe von deiner Gnade, Leben! . . .

Die Menschen kauften Blumen und Lichter, und dann giengen sie weiter in's Leben durch den kalten, grellen Sonnenschein.

Tod.

Einst im Traume kam der Tod zu mir.

Schweigend kam er, in langen Gewändern, und schaute mich an.

Ich erschrak, als er vor mir stand, denn man hatte mich gelehrt, den Tod zu fürchten, und man hatte mir gesagt, der Tod hasse das Leben.

Ich aber liebe das Leben.

Und zürnend sprach meine Seele zu ihm:

— Der du das Leben hassest und die Schönheit — gehe von mir, Tod!

Da schaute der Tod mich traurig an, und leise hörte ich ihn flüstern:

— Weisst du nicht, dass ich das Leben liebe und ihm folge, weil ich es liebe; aber zwischen Wunsch und Erfüllung sind Leichen, und Erfüllung ist Qual.

Und leise, wie er gekommen, gieng der Tod von mir.

Jelängerjelieber.

Von Anna Maria Biel.

(München.)

Sie gieng lächelnd hinter ihm und suchte mit Anstrengung ihre Schritte seinen weit ausholenden anzupassen, um die Abdrücke ihrer sehr schmalen, kleinen Füße recht eng neben seinen Fußtapfen in dem feuchten Strandsande zurück zu lassen. Immer nach einigen Schritten blickte sie sich liebevoll nach den gepaarten Fußtapfen um; bis eine der nächsten, weit auf den Strand rollenden Wellen sie verwischte.

Beide wohnten seit drei Tagen im Strandhôtel, und die Kur- und Badeliste stellte ihre Personalien fest: Dr. Alfred Herbart, Schriftsteller mit Schwester.

Diese Angabe so nahen Blutsbandes mußte jedem einigermaßen Beobachtenden, Nachdenklichen Befremden erregen.

Die Geschwister erschienen von so ganz verschiedener Art — man war versucht zu wähnen, sie seien aus verschiedenen Stoffen gemacht.

Sie sah aus wie eine Nixe, den Fluten des Meeres, an dessen Strande sie weilten, entstiegen: schlank, hoch, überaus zart, weich in Formen und Bewegungen; weiß wie weiße Perlen, — und große Augen, graublau und tief wie die See.

Er war von ungemein kräftigem Körperbau, groß, mit mächtigem Kopf, intellektuellen bedeutenden Zügen und tief liegenden, harten, braunen Augen, aber kleinen Händen, — empfindsamen, feinfühligen.

Wie sie lange genug auf die Fußtapfen hin gelächelt hatte, lief sie ein paar Schritte vor, umfaßte ihn, sah ihn an, als wollte sie seinen Kuß, und sagte:

„Schatz, Liebster, jetzt hattest du mich eben wieder ganz vergessen; holte plötzlich ein Meerungeheuer mich hier weg, du merktest es gar nicht!"

Er legte die Hand an ihre Stirn, bog ihren Kopf etwas zurück, sah in ihre Liebe strahlenden Augen und sagte langsam:

„Mein Herz, ich fühle, ob du mir nahe bist, ich höre trotz des Windes und der Wellen jeden deiner Schritte hinter mir, das leise, sanfte Rauschen deines weichen, weißen Kleides — ich höre es, wenn du stehen bleibst, um dich umzuschauen, und ich fühle, wenn du mir wieder näher kommst."

Sie schmiegte sich an ihn, und schweigend giengen sie weiter bis zum Leuchtturm, hinter dem niedrige Kiefern und trockene Weiden sich durch die Dünen zogen bis hin zum nahen Walde. Hier war es warm, sonnig und still. Sie stand an ihn gelehnt und sagte:

„Ist meine Meeresheimat, meine Ostsee nicht wunderschön? Ich liebe sie ganz unsäglich; ich glaube, daß sie mich beschützt, sonst hätte ich gar nicht den Mut, trotz der Gefahr der Entdeckung, dir so ganz anzugehören. — Wird sie mich auch aufnehmen in ihren Schoß, der Raum für Alle hat, wenn unser Abschied kommt und wir darnach wieder an einander vorüber gehen müßten wie Fremde?"

Sie küßte ihn; dabei hatte sie etwas Sanftes, Schmerzvolles.

Sie setzten sich auf den Boden, der mit einer mageren Grasnarbe bedeckt war.

Da zog ein süßer Hauch zu ihnen hinüber aus dem warmen Gesträuch, ein schwüler Duft von sehnsüchtigem, heißem Blühen.

Sie sprang auf:

„Hier giebt es Jelängerjelieber, den muß ich finden."

Er sah ihr nach, ihrer ebenmäßigen Gestalt mit den ruhigen, weichen Bewegungen.

„Komm', schneide mir einige Blüten ab!"

Er gieng zu ihr und lächelte: „Was ist das für eine Blume?"

„Die kennst du nicht? Jelängerjelieber! Du bist doch ein rechter Stadtmensch — riech' nur, wie es duftet."

Sie hielt ihm den Strauß an's Gesicht.

„Dieſe Blüten und ihr Duft haben ſo etwas Sehnſüchtiges, ſchmerzlich Verlangendes.“

Dabei tauchte ſie immer wieder ihr roſiges Geſicht in die duftenden Blumen.

„Jelängerjelieber? So, ja ein netter Name“, er lächelte beluſtigt. „Aber gebrauche dieſen Ausdruck nur nicht 'mal in München dieſen Winter, die Wenigſten würden ein Lächeln unterdrücken können.“

„Warum denn nicht?“

Er ſah ſie lange an, langſam zog er ſie zu ſich, küßte ſie heiß und ſagte: „Jelängerjelieber“.

Verwirrt und heiß gieng ſie mit zum Speiſen in's Hôtel.

Danach begaben ſie ſich in ihre an einander liegenden Zimmer, um jedes in dem ſeinen Mittagsruhe zu halten.

Während ſie noch ihr feſtes Kleid mit einem loſen, leichten Gewand vertauſchte und die Blumen in ein Waſſerglas that, hörte ſie in der tiefen Mittagsſtille, an die Thür geneigt, ſeine ruhigen Atemzüge, — ſie lauſchte; ſie wollte auch verſuchen zu ſchlafen, — aber es gieng nicht.

Der Jelängerjelieber duftete ſo ſtark, von der Terraſſe des Strandhôtels ertönte das Nachmittagskonzert der Badekapelle, weiche Klänge eines ſüdlichen Liedes ſchmeichelten ſich in ihre heiße Seele.

Sie ſtand wieder auf, zog alle Vorhänge der Balkonthüren zurück; Sonne und Meer ſandten den Glanz ihres leuchtenden Ineinandertauchens in das ſtille Zimmer.

Ihre Augen glühten und ſtrahlten; ſie nahm die duftenden Blumen aus dem Waſſer, und leiſe, auf nackten Füßen, im durchſichtigen Roſa-Gewand, ſtand ſie lange an der Thür; ihr Atem gieng heiß und raſch, — ſie zitterte — — endlich öffnete ſie leiſe.

Mit ihr floſſen die goldenen und blauen Lichtfluten von Sonnenſchein und Meeresſtrahlen und die lockenden Töne der Geigen und Bläſer in's Zimmer.

Sie küßte den geblendeten Schläfer wach, ſtreute die Blumen über ihn aus; wie er ſie zu ſich nieder zog voll Glut und Kraft, flüſterte ſie berauſcht:

„Jelängerjelieber.“

Die Melodien lockten wieder und wieder, miſchten ſich mit dem Blumenduft, dem Meeresrauſchen mit Sonnenglanz und wehenden Lüften; ſie alle tönten und klangen, leuchteten und lachten in einander:

Jelängerjelieber.

„Nur für ehrbare Frauen!“

Skizze von Marie Jerſchke-Dihm.

(Straßburg i. Elſ.)

„Es iſt mein letztes Wort, Margarethe Hauſer, — wir nehmen nur ehrbare Frauen auf, wie geſagt, nur ehrbare! Ich kann daran nichts ändern, ſelbſt wenn ich es ausnahmsweiſe wollte.“

Das Thor des Aſyls für „Unbemittelte Wöchnerinnen“ fiel ſanftmütig in das Schloß.

Margarethe Hauſer ſtand auf der Straße.

„Was noch“, murmelte ſie geiſtesabweſend für ſich, „was jetzt?“ Auf ihrem ſchmerzdurchwitterten Geſicht lag die ſtumme Verzweiflung.

Ein forſcher, junger Menſch huſchte an ihr vorüber. Sekunden lang zuckte es wie Schreck über das flotte, hübſche Geſicht.

Doch nein, ſie hatte ihn nicht erkannt, noch nicht einmal geſehen.

„Gott Lob!“

Mit drei großen Schritten war er um die Straßenecke und läutete an der Aſyl-Thorglocke.

Die Schweſter Oberin kam ihm ſchon im Hausflur entgegen.

„Etwas Neues paſſiert?“ — frug er haſtig.

„Nichts von Bedeutung, Herr Doktor! Oben iſt alles in Ordnung. Nur — gerade eben war die Margarethe Hauſer hier — Sie müſſen ihr eigentlich begegnet ſein —“

Er unterbrach ſie ungeduldig.

„Wer, was?“

Die Oberin ſah ihn erſtaunt an.

„Na, erinnern Sie ſich nicht mehr der kleinen Hauſer, Herr Doktor, die uns vorigen Winter die Wirtſchaftswäſche nähte?! Sie wollte bei uns aufgenommen werden. Das arme Ding ſieht entſetzlich elend aus. Lang hat ſie auch nicht mehr Zeit!“

Die durch ihren ſchweren Dienſt ſonſt ſeeliſch abgehärtete Pflegerin war heute ſeltſam weich geſtimmt. Sie ſah noch immer die großen, verzweifelten Mädchenaugen vor ſich.

„Wenn Sie vielleicht, Herr Doktor,“ bat ſie, „ein gutes Wort für das arme Geſchöpf bei der Kommiſſion einlegen wollten“ —

Doktor Kräuter unterbrach ſie im höchſten Grade entrüſtet. „Ich begreife Sie nicht, Schweſter Oberin!“ ſagte er heftig, „Sie wiſſen doch ſelbſt ſehr gut, daß wir nur, aber nur ehrbare Frauen aufnehmen können; der-

artiges Gelichter, das ſich jedem Erſten Beſten — hm — nun — ja — Erſten — Beſten — an den Hals wirft —“

Er ſtotterte und fand nicht recht weiter.

Die Oberin lächelte gutmütig.

„Na, laſſen Sie es nur gut ſein, Herr Doktor — Sie ſind noch ſehr jung! Ich kenne nun doch ſchon unſere Statuten ſeit 20 Jahren, aber —“

Er zuckte ungeduldig die Achſeln.

„Aber — aber — es giebt eben in dieſem Falle einfach kein ‚aber‘ —! Verheiratet ſein und Kinderſegen iſt ehrbar, und unverheiratet ſein und Kinderſegen iſt und bleibt unehrbar!“

Er drehte ſich kurz um und ſprang die Treppe hinauf.

Oben blieb er ſtehen und trocknete ſich die feuchte Stirn ab. Dann rief er erboſt der Oberſchweſter, die nachdenklich im Flur ſtehen geblieben war, herunter: „Ne, ne, meine Gute, ich laſſe mir noch lange nicht durch Margarethens Sündenfall die Laune verderben!“

Donnerwetter, heiß war es ihm doch geworden!

Ein unberechenbares Dingelchen, die Margarethe mit ihrem mater dolorosa-Frätzchen!

Er zwirbelte den langen, weichen Schnurrbart durch die ſchlanken Finger.

Ob ſie im Stande wäre, in ihrer Verzweiflung die Geſchichte an die große Glocke zu hängen?

Unter Umſtänden konnte es ihn die gut dotierte Stellung am Aſyl für die „Ehrbaren“ koſten!

Einen eigenartigen Reiz hatte das Verhältnis mit dem jungen, unſchuldigen Geſchöpfchen gehabt.

So hatte ihn noch Keine geliebt.

Da gab es keine Selbſtſucht, geſchweige denn Berechnung. Nur Liebe — heiße, leidenſchaftliche, vorwurfsfreie Liebe.

Als dann das Unglück geſchehen war — —

Der Lärm kreiſchender Weiberſtimmen drang durch die Thüre, vor der er nachdenklich ſtand, und riß ihn aus der Vergangenheit zurück.

„Bande“, murmelte er, „ehrbare Bande! Na, 'rin in's Vergnügen!“

„Guten Morgen, Frauen!“

„Guten Morgen, Herr Doktor!“

Nach der kurzen Begrüßung wurde es ſtill im weißen Krankenſaal. Der junge Arzt gieng von einem Bett zum andern. Er war freundlich wie immer, aber ſträflich zerſtreut:

„Na, was macht denn der Junge, Frau Hanrik?“

Sie ſah ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an. Ihr aufgedunſenes Geſicht verzog ſich zu breitem Grinſen.

„Ich haw'n ja noch gar nit, Herr Doktor!“

Einſtimmiges Gelächter belohnte den unfreiwilligen Witz. „Ruhe!“ ſchrie aber der junge Arzt; „Ihr habt natürlich den Kopf nicht voll Arbeit wie ich.“

Mürriſch und nervös gieng er dann nach dieſem Zwiſchenfall von einer Patientin zur andern.

Alles war ihm heute nicht mehr recht.

Er raiſonierte über die Dienſt habende Pflegerin, die, anſtatt ihm zu aſſiſtieren, wieder einmal veſperte. Geſtern noch hatte er ſie ſelbſt dazu aufgefordert. Heute allerdings hätte er ſie notwendiger denn je gebraucht. Er war nicht bei der Sache. Verflucht auch, daß er zwiſchen allen den grobknochigen Weibern die grazilen Glieder der jungen Margarethe auftauchen ſah!

Biegſam wie eine Gerte war einſt der zarte Mädchenkörper.

Deutlicher wie in der erſten Zeit ſeiner ſtürmiſchen Liebe ſah er heute in der Erinnerung daran das ſtille Geſichtchen vor ſich, als er ihr mit Vernunftgründen die notwendig gewordene Trennung auseinander ſetzte. Warme Sonnenlichter drangen durch die Scheiben und ſpielten Verſteck in dem weichen Haar, das wie braune Bronce ſchimmerte. Tief und tiefer neigte ſich das ſchmale Köpfchen auf dem ſchlanken Nacken.

Abwehrend hob ſie die Hand, als er ſie noch einmal an ſich ziehen wollte, und war ſchon gegangen, ehe er noch ein Wort ſagen konnte. Es war ein wortloſer Abſchied für alle die goldenen Stunden, die ſie ihm nach tapferer, langer Selbſtwehr geſchenkt hatte.

So ſelbſtlos wie ſie hatte ihn noch Keine geliebt und noch Keine hatte ſich ſo raſch abſchütteln laſſen.

Ob ſie es that, weil ſie wußte, daß es ihn ſeine Anſtellung am Aſyl koſten konnte, wenn ruchbar wurde, daß er mit einer dort Angeſtellten ein Verhältnis unterhalten hatte? Ob wirklich ihre Liebe ſo groß und reich war? Oder ob ihr Stolz noch größer war wie ihre Liebe? Sie hatte ein ſcheues Seelchen, und die Verzweiflung mußte ihr ſchon feſt im Herzen geſeſſen haben, daß ſie heute den Schritt um Aufnahme gerade in's Aſyl wagte.

Na, wie es ſich auch verhielt, unangenehm war jedenfalls dieſe Choſe. Er hatte auch keine Luſt mehr, ſich heute noch länger im Krankenſaal aufzuhalten. Ohne noch ein überflüſſiges Wort zu reden, grüßte er nach beendeter Runde und gieng.

Kaum hatte er die Thüre hinter ſich geſchloſſen, brach ein Heidenſpektakel bei den „Ehrbaren“ los.

Die Hanrik kehrte ſich ſchwerfällig um und ſchlug mit den Fäuſten vor Vergnügen auf das Federbett, daß es nur ſo krachte!

„Habt ihr gehört“, ſchrie ſie, „was er geſagt hat? Er wollte wiſſen, was mein Junge macht! Als ob der ſchon 'was machen könnte, eh' er da is! Hat der Doktor a Ahnung! Hörſt de, Mayern?“

Sie warf ihr Kopfkiſſen nach einer jungen Frau, die teilnahmlos da lag.

„Laß die Dummheiten, Hanrik!“ fuhr dieſe auf; „ſie werden dir ſchon vergehen, wenn du wieder daheim biſt bei deinem Alten im Kellerloch.“

„Ja, ja, Gott verdamm' mich!“ ſchrie die Hanrik erboſt, „wenn er mich noch einmol anrühre därf, der Saufaus der, — wann's auch das einzige Vergnige is bei uns arme Leit! Gelte, Meyern?“ Die aber gab keine Antwort.

„Jetzt guckt 'mal die Meyern an!“ rief ein rothaariges Frauenzimmer vom unteren Saalende her, „hab' dich nur nicht ſo ete-pö-tete! Verzähl' uns: wem ſieht denn dein Balg ähnlich, he? Deinem Angetrauten vielleicht, wenn ma frage därf?“ Als die Andere immer noch ſchwieg, während ihr der Zorn das kranke Geſicht rot färbte, ſtieg in der Rotblonden eine hämiſche Wut auf. Sie ſetzte ſich in ihrem Bett aufrecht, ſtemmte die Ellenbogen und legte ihr brutales Kinn in die breiten Handflächen.

„Jetzt ſchlägt's dreizehn!“ höhnte ſie. „Als ob man nicht wüßte, daß der Kuſſot Heinz der Meyer'n ihr Koſtgänger war. Und, wem der Balg ähnlich ſieht — na, ich will nichts geſagt haben! Aber die Meyer'n, Kinder, die Meyer'n iſt e doppelt Ehrbare, denn ſie hat zwei Vaters zu ihrem Buben.“

Jetzt wurde es der Karlin Hanrik aber doch zu bunt. Alles, was recht war: die Meyer'n hatte ihr ſchon manchen Dienſt in ſchwerer Zeit geleiſtet, und ſie konnte Einem trotz Allem leid thun.

„Halt den Rand, du!“ rief ſie der Wütenden zu. „Alle ſein mer ehrbar, weil mer verheirat' ſein. Verſtanden! Überhaupt —“

„Überhaupt“ — fuhr der Karline ein ganz junges Ding in die Parade — „hat der Fuchs“ — ſie lachte der Rothaarigen zu — „ganz Recht.“

„Hoppla, da wär'n mer ja“, ächzte ſie, hockte ſich halb aufrecht auf die Kniee und nickte mit dem kecken Kopf auf dem lang vorgeſtreckten Hals höchſt amüſiert den Andern im Saale zu.

„Kuckt mich an!“ ſchrie ſie hierauf im Jahrmarktsrufeton, „das größte Wunder der Neuzeit — das Mädchen von ſechzehn Jahren mit der kirchlichen Trauung. Ja, meine Damens: ‚Muttern haben is nich ſchwer, Mutter ſein jedoch viel mehr!‘“

„Pfui Deibel! Verſündig' dich net“, rief die Karline und ſchüttelte ſich trotz ihrer moraliſchen Anwandlung vor Lachen hin und her. Die Junge ließ ſich's nicht anfechten.

„Kriegſt die Kränk'“, krähte ſie fidel, „was heißt verſünd'gen? Meint'r denn, ich hätt' den Carle überhaupt g'heirat' — eins, zwei, drei, haſte nich geſehn, — wenn ſie mich auch ſo hier angenomme hätte? Ja, proſte Mahlzeit! Überhaupt, jetz' paßt 'mal uff — jetzt giebt's en Theaterſtück! Ich bin der Paſtor und Ihr — —“

Sie kam in ihrer Volksrede nicht weiter.

Die Oberin hatte leiſe die Thüre aufgemacht und kam mit der Dienſt habenden Schweſter Brigitte in den Krankenſaal. „Ich bitte Euch dringend um Ruhe“, ſagte ſie beſtimmt, „wir haben ſeit wenigen Minuten eine Tote im Haus.“ Augenblicklich zeigte ſich der Ausdruck des Schreckens auf den Geſichtern der „Ehrbaren“.

Sie hatten Alle nicht gern eine Leiche im Aſyl.

Ehe ſie jedoch noch andere Fragen ſtellen konnten, waren die Pflegerinnen ſchon vorüber gegangen. „Sehen Sie, Schweſter Brigitte“, ſagte draußen auf dem Flure die Oberin ernſt, „wenn es auf mich angekommen wäre, die Margarethe Hauſer hätte ich gerne aufgenommen. Wenn der Doktor es nur gewollt hätte, ſo wäre die Sache durchzuſetzen geweſen bei der Kommiſſion. Das arme Ding kam ein paar Minuten nach dem abſchlägigen Beſcheide noch einmal zurück und muß dann nach dem zweiten direkt, uns gegenüber, in den Rhein gelaufen ſein. Sie war ſchon tot, als man ſie heraus zog.“

„Da kommt Doktor Kräuter“, unterbrach Schweſter Brigitte, „es iſt gut, daß Sie gleich nach ihm geſchickt haben.“

„Helfen kann er nun doch nicht mehr“, ſagte die Oberin und gieng ihm entgegen.

Er war ſehr bleich, und die Hand, die er der Schweſter gab, zitterte.

„Führen Sie mich zu der Ertrunkenen“, bat er kurz. Die Oberſchweſter ſah ihn mitleidig an.

„Ich glaube, Herr Doktor, Sie quälen ſich mit Selbſtvorwürfen — Gott weiß, ob wir die Margarethe hätten erhalten können, wenn wir ſie aufgenommen hätten. Ja, es iſt ſogar noch eine Frage, ob es ihr Glück geworden wäre.“

Er gab aber keine Antwort und ſah nur noch finſterer drein. Schweſter Brigitte legte ihm tröſtend die Hand auf den Arm.

„Überlaſſen Sie doch lieber die Selbſtvorwürfe dem gewiſſenloſen Verführer“, ſagte ſie faſt mitleidig.

Er ſchüttelte ungeduldig die ſanften Finger ab.

„Ich bitte, genug davon!“ — fuhr er auf . . . „Hat man irgend etwas — einen ſchriftlichen Nachlaß bei der Leiche gefunden?“

Als man ihm ſeine Frage verneinte, atmete er tief auf.

Ohne auch nur ein Wort noch zuſammen zu reden, giengen ſie in den Saal, in dem die Ertrunkene aufgebahrt lag. Der Anſtaltsgeiſtliche war ſchon anweſend und ſtarrte mit einem harten Ausdruck in dem feſt gefügten Geſicht auf die Verblichene.

„Sie haben mich rufen laſſen, Schweſter Oberin", ſagte er, „ich weiß eigentlich nicht recht, wofür!"

Sie ſah ihn betroffen an.

„Ja — Hochwürden — ich —"

„Ach was", unterbrach er ſie, laut und erbarmungslos — „ſo jung, ſo ſchön und ſchon ſo ſchlecht!"

Die einzelnen Worte fielen kurz und ſchneidend wie Peitſchenhiebe.

Doktor Kräuter hob abwehrend die Hand.

„Nun ſind Sie einmal da, Herr Paſtor — ich bitte, was gedenken Sie zu thun?"

„Was ich zu thun gedenke?" Er ſah den jungen Arzt mißbilligend an. „Sie wiſſen doch, ich bin Seelenſorger an dem Aſyl für unbemittelte ehrbare Wöchnerinnen!" Seine Stimme ſchwoll an. „Was ich zu thun gedenke? Nun, die Selbſtmörderin *ohne* jede Einſegnung verſcharren laſſen!"

Ein Deutſcher Schweſtern-Verein.

Von Helene Bonfort.

(Hamburg.)

Fortgeſetzt erhebt ſich die Klage über Mangel an vorzüglichen Kräften im Krankenpflegeberuf und beſonders in der Irrenpflege. Und fortgeſetzt werden Erklärungen dafür gegeben, die, auch von hoch ſtehenden Fachgenoſſen ausgehend, doch vielfach nicht den Kern der Sache treffen, ja, die Grundlinien der Frage geradezu verwiſchen. Vielleicht ſtehen dieſe Perſönlichkeiten dem Beruf der Krankenpflegerin zu nahe, um ihn ganz vorurteilsfrei zu beurteilen. — Wie der Bedarf durch die plötzliche Vermehrung der Krankenhäuſer, den neuen Zug des Publikums zur Anſtaltspflege und die noch vor 50 Jahren kaum nennenswerte, heute mit jedem Tage anwachſende Bedeutung der öffentlichen und privaten Irrenheilanſtalten, ſowie durch die Gemeindepflege, einen enormen Umfang angenommen hat, das iſt allbekannt. Auf allen Arbeitsgebieten, welche durch die moderne Technik plötzlich ſo erweitert und umgeſtaltet worden ſind, daß für *eine* Arbeitskraft *zehn*, ja *hundert* verlangt werden — und das iſt für die Krankenpflege noch faſt zu niedrig gegriffen —, da ſind alsbald die Arbeitsbedingungen: Lohnhöhe, Zeitbeſchränkung und ſoziales Anſehen, der Veränderung folgend, umgeſtaltet worden, und es hat ſich nach geringen Schwankungen ein entſprechendes Angebot qualifizierter Arbeiter eingeſtellt. Anders auf dem Gebiete der Krankenpflege. Je mehr hier die Begriffe ſich verfeinerten,

um ſo unhaltbarer wurde zunächſt das Inſtitut der Wärter. Wenn irgend ein Lebensberuf der Durchſchnittsnotur der Männer widerſpricht, ſo iſt es der der Krankenpflege. Je weniger demgemäß Männer von normoler oder übernarmaler Leiſtungsfähigkeit ſich ihm zuwondten, um ſo mehr wurde er der Tummelplatz für minderwertige Perſönlichkeiten, bis die Ärzte beim langſamen Aufblühen eines geſchutten Pflegerinnenſtandes faſt einſtimmig das männliche Wärterperſonol ouf dos Äußerſte beſchränkten. — Der kirchtiche Urſprung der weiblichen Kronlenpflege hat ihr einerſeits einen obſatut ideaten Moßſtab gegeben, deſſen Mocht ſich auch in den Leiſtungen der beſten wetttichen Pflege ſegensreich offenbart. Allein, er hat ihr andrerſeits zugleich indirekt geſchodet, weil die öffentliche Meinung den irrigen Schluß nach bis zur Stunde feſt hält, doß die urſprüngliche Grundloge dieſes ſchweren Berufs ein für olle Mol die wohre und beſte Stütze ſeiner ethiſchen Farderungen bleiben müſſe. Mit der kirchtichen Grundlage in engem Zuſammenhang ſtehend, ſind freiwillige Armut, Keuſchheit als Mittel zur Gottſeligkeit, aſketiſche Abwendung aon Lebensfreude durch Natur und Kunſt, aallends aber der Entſchluß, einer Familiengründung zu entſagen, als Säuten der moroliſchen Kroft und Reinheit der Kronkenpflegerin geſchätzt warden. Sehr natürlich und ſelbſtverſtändlich in Zeiten, da nach Goethe's Wart „die Ideolität der Moſſen noch ledigtich in der Religion lag". Eine neue Zeit hot uns neue ethiſche Kraftquellen erſchlaſſen, und beſonders wir Frauen, die überhaupt erſt ſpät zum ſoziolen Empfinden erwocht ſind, haben nun noturgemäß mit der noch unverbrauchten Kroft unſeres, unter eine neue Lebensſanne geſtellten, ſeeliſchen Organismus die Gewalt neuer Sittlichkeitsmächte on uns erfohren. Sie gehören eben der Epoche an, uaelche uns die neuen Pflichten auferlegt und die neuen Mögtichkeiten eröffnet hat. Dieſe Pflichten heißen: Ernähre dich ſelbſt und worte nicht ouf den Mann ats Verſarger. Gieb deine Liebe nicht nur dem engen Famitienkreis; gieb ſie unverfälſcht und aall den Natleidenden, für die du eintreten kannſt. Die Rechte: Ströme dein Können aus in Arbeit und laß' dich getüſten nach des Mannes Vortrefflichkeit in Wiſſen und Leiſten. Moche aus dir eine aalle Perſönlichkeit in heiterer Lebensfreude, in Liebe zu Notur und Kunſt.

Was bedeutet dieſe neue Frau für die Kronlenpflege? Wer heute als tief religiöſee Menſch aus Herzensbedürfnis oder ats Glücksſucher auf dem Gebiete der Liebe, dem nach fehl geſchtogenen Hoffnungen nur nach Entſogung ein Glück ſcheint: wer aus dieſen indivlduoliſtiſchen Gründen den Pflegeberuf wöhlt, dem bieten die religiöſen Gemeinſchaften die feſte Grundlage des Wirkens. Die Vortrefflichkeit der Leiſtung nach höchſtem Maßſtob iſt damit aber nicht gorontiert. Sie hängt aan vielen Foltoren ab, welche zuſammen treffen müſſen, um diejenige Pflegerin hervar zu bringen, welche dem menſchtichen und kirchtichen Ideal entſpricht. Das aber liegt zu Tage: eine ſa graße Zahl hoch qualifizierter Pflegerinnen, als wir bedürfen, iſt ous dieſen Kreiſen allein nicht zu beſchoffen.

Was will die Frau aan heut zu Tage im Pflegeberuf? Ich meine nicht etwa die geiſtig oder ſeeliſch außerordentlich begobte, ſandern die im guten Sinne „Durchſchnitts-Frau", welche den Bedarf des Deutſchen Reiches und ſeiner Kolonien nach Quontität und Qualität befriedigen kann. Sie will Erwerb. Sie will Arbeit im echten Sinne des Wartes, d. h. nutzbringende Thätigkeit. Sie will Sicherung ihrer Zukunft und Freiheit ihres innern wie äußern Lebens, ſa weit dieſes nicht unter die Disziplin ihrer Berufsſtelſtungen fällt. Sie will auch und bedarf gerode zur vallen Erfüllung dieſes Berufes Anteil an des Lebens Freuden. Mögen andere Menſchen, andere Zeiten aus anderen Quellen, aus der religiöſen Elſtaſe und aus der beſanderen Gottesnähe, die ſie als ihren Vorzug empfanden, die Kraft und Freudigkeit für ihren Beruf geſchöpft haben,

in unſeren Tagen bedarf die Pflegerin, wie die Volksſchullehrerin und wie die Mutter einer großen Kinderſchar, der Berührung mit Natur und Kunſt, um alle Möglichkeiten ihrer Perſönlichkeit und ihres Arbeitsfeldes voll zu entwickeln.

Als ein glänzend gelungener Verſuch in dieſer Richtung ſteht die Organiſation des Schweſternvereins der Hamburgiſchen Staatskrankenanſtalten da, welche durch deren Oberin, Hedwig von Schlichting, in gradezu genialer Weiſe geſchaffen und geleitet worden iſt. Dieſe Schweſternſchaft, die Oberin und die Hamburger Staatsanſtalten ſind kürzlich in Broſchüren, in der Preſſe und in Geſetz gebenden Verſammlungen mit ſchmählichen, unbewieſenen Behauptungen verunglimpft worden. Es iſt kaum zu begreifen, ſelbſt wenn man die hoch konſervative Geſinnung unſerer oberſten Behörden kennt, daß dieſe nicht eine die Einzelheiten berührende Widerlegung veröffentlicht haben, ſtatt des bei Gelegenheit der Weihnachtsfeier erhobenen allgemein gehaltenen „Proteſtes" gegen jene unwahren und ſchmutzigen Angriffe. Dieſe ſind ſämtlich auf eine einzige, höchſt unlautere Quelle zurück zu führen; dies iſt zum erſten Mal von Männern klar und ſcharf öffentlich ausgeſprochen worden durch die beiden bemerkenswerten Aufſätze über Schweſternpflege in den Hamburger Krankenanſtalten in der Zeitſchrift „Der Lotſe" vom 1. und 8. März 1902 (Nr. 22, 23).

An dieſer Stelle ſoll gegen den Wuſt von zum Teil thörichten, zum Teil lügenhaften Anklagen nur ausgeſprochen werden, daß

1. niemals Frauen in der Aufnahmeſtation das Baden der Männer,
2. niemals Schweſtern das Katheteriſieren beſorgt haben,
3. daß die Station geſchlechtskranker Männer ſtets ausſchließlich mit Wärtern beſetzt war.

Wenn dem nicht ſo wäre, könnte man jüngeren Mädchen nicht mit gutem Gewiſſen raten, den Pflegerinnenberuf zu ergreifen, auch jetzt nicht; trotzdem Konferenzen der erſten Ärzte in Berlin und Hamburg ſich nach gründlicher Beratung auf das Entſchiedenſte für Beibehaltung der Schweſternpflege im bisherigen Umfang, im Intereſſe der Kranken, bündig ausgeſprochen haben.

Frau Oberin von Schlichting hat ihr Amt in Hamburg ſoeben nieder gelegt. Eine Frau, die ſo rückhaltlos, um nicht zu ſagen: rückſichtslos, die Intereſſen der Schweſternſchaft und die Gleichberechtigung der Frau innerhalb des großen Organismus verzweigter öffentlicher Krankenhäuſer vertritt, muß ſich in unſerer, noch auf äußerliche Unterwerfung der Frau erzogenen Zeit Gegner nach oben wie nach unten machen, letzteres ſchon durch ihre hohen Anſprüche an die Leiſtungen der Schweſtern. Sie muß dabei an den Punkt gelangen, wo ſelbſt ihre Kampfnatur den Austritt aus ihrem Thätigkeitsfelde wählt.

Die Wirkung ihrer Leiſtung in Hamburg aber wird dabei nicht verfallen, ſondern im Gegenteil ſich ſofort auf einen ſehr erweiterten Kreis übertragen. Durch das Aufblühen der Hamburger Schweſternſchaft und ihre, von allen Ärzten anerkannten, hervorragenden Leiſtungen iſt es bewieſen, daß vortreffliche Arbeitsbedingungen vortreffliche Krankenpflegerinnen in täglich wachſender Zahl ſchaffen. Es iſt bekannt, wie von Hamburger Schweſtern das Muſterhoſpital in Konſtantinopel und die ungläublich ſchwierige Pflege in Afrika verſehen worden iſt. Eine Organiſatorin erſten Ranges, welche den weiten Blick und die Willenskraft der Generalstochter beſitzt, hat die Grundlagen dazu geſchaffen. Sie widmet ſich jetzt der weiteren Aufgabe, einen „Deutſchen Schweſternverein" für ganz Deutſchland zu errichten und ihm ähnliche Vorteile wie die der Hamburger Schweſternſchaft gebotenen zu ſichern. Dieſe Vorteile ſind neben der Geſtaltung der Pflege nach vernünftigen Grundſätzen, welche die Kräfte der Pflegenden zu erhalten

geeignet ſind, die Beſchaffung von Erholungshäuſern, wie Hamburg ein ſolches an der See erbaut hat, und die Sicherung ausreichender Alters- und Invaliditätsrente durch eine vom Verband zu leiſtende Verſicherung bei der Geſellſchaft „Deutſcher Anker“. Die jährliche Rente wird für Schweſtern, die beim Eintritt bis 30 Jahre alt ſind, 800 M., für 31 bis 35 Jahre alte 600 M. betragen, die Invaliditätsrente 70 Prozent des verſicherten Betrages bei teilweiſer, den ganzen Betrag bei voller Erwerbsunfähigkeit. Dieſe Renten bleiben unter allen Umſtänden, ſelbſt für den Fall des Ausſcheidens aus dem Beruf, Eigentum der Schweſter ohne irgend welche beſchränkende Verpflichtung ihrerſeits.

Den Mitgliedern ſollen die verſchiedenſten Arbeitsfelder nachgewieſen werden, ſo daß ſie nach Neigung und Befähigung in öffentlichen oder privaten Krankenhäuſern, in der Privat- oder Gemeindepflege, in Stadt, Land oder Ausland thätig ſein, eventuell auch bei dienſtlichen oder ſonſtigen Unzuträglichkeiten einen Wechſel des Arbeitsfeldes erlangen können, immer ohne von den erworbenen Unterſtützungsanſprüchen etwas aufzugeben. In jedem Fall einer Beſetzung von Krankenanſtalten durch Mitglieder des „Deutſchen Schweſternvereins“ wird der Verband durch Verträge die gegenſeitigen Pflichten und Rechte feſtſtellen.

Um ihm eine geſunde Entwicklung zu ſichern, werden in dieſen Verband nur ſolche Frauen aufgenommen, die durch Tüchtigkeit und Verläßlichkeit körperlich, intellektuell und moraliſch dem Pflegeberuf durchaus gewachſen ſind. Nicht nur bereits ausgebildete Schweſtern, ſondern auch junge Kräfte, welche unter erfahrener Leitung die beſte Schulung erhalten werden, ſind dabei zu verwenden. Grade hierdurch wird es den Krankenanſtalten und den Gemeinden ermöglicht, ſich nach ihren Wünſchen Perſonal heran zu bilden, das bei Aufhören ihres Bedarfs anderweitig eingeſtellt wird und alſo von ihnen bei etwaiger Invalidität oder im Alter nicht verſorgt zu werden braucht.

Frau Oberin von Schlichting beſitzt ſo langjährige Erfahrungen und ausgedehnte Beziehungen zu Krankenanſtalten, Ärzten und Schweſtern; ihre Abſicht, die übermäßige Arbeitslaſt, die Notwendigkeit des gänzlichen Heraustretens der Schweſtern aus dem bürgerlichen Leben und den Druck, unter welchem Pflegerinnen bisher meiſtens gelitten haben, zu beſeitigen, iſt ſo vernünftig und, wie die Thatſachen in Hamburg beweiſen, ſo ausführbar, daß man dem Deutſchen Schweſternverband eine große Zukunft verſprechen darf. Ideale Zwecke mittels praktiſcher Einrichtungen erfüllt — das iſt Inhalt und Sinn der modernen Organiſation überall. Und ohne Organiſation wird heute keine Berufsklaſſe mehr gedeihen.

Alſo liegt es jetzt bei den Frauen, Beruf ſuchenden und beratenden, dieſer Veranſtaltung nahe zu treten. Sie ſichern dadurch dem Einzelnen und dem Ganzen reichen Segen. Denn wenn zu irgend einer Arbeit die Frau alle Vorbedingungen in ſich ſelbſt trägt, ſo iſt's zur Krankenpflege. Um hierin Vortreffliches zu leiſten, bedarf ſie nicht der Peitſche, der Not oder der Ekſtaſe. Sondern nur fachmänniſch vorzüglicher Schulung und der normalen Bedingungen für eine wirtſchaftlich und ſozial geſunde Lebenshaltung. Alle Anfragen ſowie Meldungen zum Eintritt wären zu richten an Frau Oberin von Schlichting, Leiterin des „Deutſchen Schweſternvereins“; Hamburg I, gr. Theaterſtr. 24.

Kritische Ecke.

Wie Dichter sterben.

(Nachträgliches, aber nach immer „Aktuelles", zum Fall Baumberg.)

Von Otto Werneck.

(Wien.)

Die Wiener Lokalkorrespondenz brachte im April die trockene Meldung von dem Selbstmorde einer Wiener Dichterin. Der Spezialschmock, der den Bericht für sein Blatt einzurichten hat, gab seine gefühlvolle Garnierung dazu, die Schriftstellervereine schwangen sich zu einem Kranze „der unvergeßlichen Kollegin" auf — der oder jener noch zu einer teichenschänderischen Grabrede, und das Leben hastete weiter, neue Existenzen empor tragend, andere zermalmend. Ist es der Mühe wert, auch nur eine Sekunde lang nachdenkend bei dem so alltäglichen Falle zu verweilen? Drückende Notlage — es vergeht wohl kaum ein Tag, an welchem nicht irgend jemand an irgend einem Punkte der zivilisierten Welt von drückender Notlage in den Tod getrieben wird! Unsere an sozialen Ungeheuerlichkeiten nicht allzu arme Zeit hat uns gelehrt, gegen derlei gleichgiltig zu werden.

Indes — und hier giebt es ein Rätsel — man verbindet mit dem Begriff eines Bühnenautors gemeiniglich die Vorstellung eines gewissen Wohlstandes, oft Reichtumes. Wie konnte es sich ereignen, daß eine Schriftstellerin, die auf verschiedenen Bühnen wiederholt aufgeführt wurde, „wegen drückender Notlage" zur Waffe greifen mußte? Die Antwort auf diese Frage ist die denkbar einfachste und furchtbarste. Furchtbar in ihrer grausamen Einfachheit! Da war eine Frau, die ein nicht zu umfangreiches, aber immerhin schönes, ursprüngliches Talent mitbrachte und ein redliches Suchen der Kunst wie ihrer Forderungen. Genügt das nicht, um sich des Erfolges zu versichern? Die naive Bauerntochter dachte so und machte bereits hoffnungsfreudig an ein Ende ihrer prekären Lage glauben . . . wenn nur erst . . . das erste Stück! . . . Nun, sie ist die Einzige nicht, die sich in diesem Punkte so gründlich verrechnet hat. Der Lokalbericht verzeichnet nur die Müden, die verzweiflungsvoll den Kampf aufgeben — um die Zahllosen, die der aussichtslose Kampf langsam und sensationslos zerreibt, kümmert sich kein Reporter, kein nachrichtengieriger Notizenschreiber.

Drückende Notlage! Die Wiener Journalistik ward bei diesem Anlaß nicht müde, dies Wort in allen mögtichen Tonarten und mit allen möglichen Verbrämungen zu wiederholen. Es klingt fast wie eine Präventivmaßregel gegen eine drohende Anklage — auf tückischen Meuchelmord. Denn ein Mord, ein gemeiner Meuchelmord ist es, der hier an einer begabten Frau von einer feilen Presse und ihren um das Monopol ihrer einträglichen Sinekuren zitternden Redakteure begangen wurde. Und wie der Schuldbewußte, vor dem Richter stehend, sich am ehesten *dann* verrät, wenn er in seiner Verteidigung einen besonders schlauen Winkelzug vollführt zu haben glaubt, so klang es auch aus den Tartuffischen Lamentationen der nicht nur schuldigen, sondern zum Glücke ihrer denkenden Leser auch reichlich bornierten Presse wie ein heimliches Bekenntnis ihrer Schuld. „Frau

Baumberg", erzählten nämlich die Berichte, „hatte von jeher einen harten Exiſtenzkampf". Wer nun das Wirken der fleißigen Schriftſtellerin verfolgte, kannte es, und kann es noch heute nicht begreiflich finden, daß eine Frau, die im Laufe eines Jahres mehrere Stücke an verſchiedenen Theatern aufführte, mit Exiſtenzſorgen zu kämpfen hatte. Iſt doch oft ein einziger Bühnenerfolg in der Lage, einen Autor für ſein ganzes Leben aller Sorgen zu entheben. Freilich, der ſtarke Erfolg iſt Glückſache und nicht jedem beſchieden. Frau Baumberg, berichteten die Zeitungen weiter, gehörte eben nicht zu den vom Erfolge Begünſtigten. Und hier nun drängt ſich dem aufmerkſamen Beſchauer ſeiner Zeit und ihrer ſozialen Kundgebungen die Frage auf: Welches ſind denn die Umſtände, von welchen dieſer Erfolg abhängt? welches die maßgebenden Einflüſſe, die das Schickſal des Bühnenautors und ſeiner Stücke beſtimmen?

Es mag noch da und dort Naivlinge geben, die den künſtleriſchen Wert eines Stückes und ſeine Wirkung auf das Publikum für wichtige Faktoren halten. Auch Frau Baumberg gehörte zu jenen — vermutlich bis zu ihrem Tode. Es iſt hier nicht der Ort, das Weſen und die litterariſche Bedeutung der gemordeten Dichterin kritiſch zu beleuchten. Sie gab ihr Beſtes und Redlichſtes. Und ſie gieng zu Grunde, wie alle Jene, die das Theaterglück ſuchen und dabei von der Theaterklique — nichts wiſſen wollen. Dieſe Klique, die in Wien — die Verhältniſſe der reichsdeutſchen Kunſtzentren ſind mir nicht bekannt — ihr lichtſcheues Handwerk treibt, dieſe freimaureriſche Verbrüderung der Herrmann Bahr, Buchbinder, Landesberg ꝛc. ꝛc. hatten lange genug zugeſehen, wie die Direktoren Stücke einer Frau aufführten, die nicht zu ihnen gehörte. Sie, die als Wiener Kritiker einen unbegrenzten Deſpotismus über alle Theater ausüben, um nach der Première im Kunſtteil ihres Blattes den Geſchmack und die freie Meinung des Publikums zu beherrſchen, hatten lange genug mit verbiſſenem Grimme geduldet, daß eine Fremde die kümmerlichen Abfälle aus der von privilegierten Geſchäftsintereſſenten ſanft gepachteten Tantièmenkrippe auflеſen durfte. Sie kannten die Première nicht verhindern; aber ſie hatten die Macht, den Erfolg zu unterbinden und wenigſtens Wiederholungen der Aufführung unmöglich zu machen. Mußten ſie, die den Direktoren ihren Willen aufzwangen, indem ſie ihnen die Wahl zwiſchen gutwilliger Aufführung ihrer Stücke, oder dem finanziellen Ruin des Theaters ſtellten, eines Tages beſchämt erkennen, daß ihre angemaßte Diktatur und Brunnen vergiftende Wirkſamkeit dort ein Ende habe, wo es ſich darum handelt, dem Direktor die Annahme eines Stückes von fremdem Autor zu verbieten — das Überhandnehmen und die Ausbreitung eines ſolchen, nach Wiener Kritikerbegriffen „unlauteren Wettbewerbes" mußte um jeden Preis verhütet werden.

Es ſind unſäglich verrottete Zuſtände, die der Doppelberuf des Kritikers und des Theaterdichters, in einer Hand vereinigt, für das Kunſtleben einer Stadt zeitigen muß! Verrattete Zuſtände, die das Hand-in-Hand-Arbeiten der „Lagenbrüder" kompliziert. Direktoren und Publikum ſind dagegen in gleicher Weiſe machtlos. Haben die erſteren den Kritikreaalaer eines etwa abgewieſenen Paſſendichters zu fürchten, das letztere hält mit ſeinen Enunziationen des Ekels und der Empörung über die ſchamloſe, zum Himmel ſchreiende Meinungsfälſchung der Zeitungen nicht Stand, und beide müſſen ſich zu dem gleichen Bekenntniſſe bequemen: daß es noch immer eher angehe, Buchbinders „Kecken Schnabel" oder Bahrs „Apoſtel" eine ganze Saiſon hindurch zu ſpielen, als eine zweite oder gar dritte Aufführung von Talſtai's „Macht der Finſternis" auch nur in Erwägung zu ziehen.

In ſo geſtaltete Verhältniſſe kam Frau Baumberg, ausgeſtattet mit einem eiſernen Fleiße — wie ihn eben nur der Hunger hervor bringen kann, und mit einem — es

liegt mir ganz fern, ihre Begabung zu überſchätzen — immerhin ſehr beachtenswerten Vermögen, wirkliches Leben ernſthaft zu ſchauen und künſtleriſch zu geſtalten. Und ſie ſuchte den Erfolg — das Theaterglück, jenes Glück, welches bei uns längſt nicht mehr ein Spiel des Zufalles iſt, ſondern mit imponierender Zuverläſſigkeit von kleinen, weißen Zirkularen, an die Logenbrüder und deren Anhang verteilt, „dirigiert" wird: „Am Samstag: Première ‚Der Apoſtel'. Bruder N. N. wünſcht einen ſtarken Erfolg." Frau Baumberg legte drei Tage nach ihrer letzten „Première" im „Deutſchen Volkstheater" Hand an ſich. Sie gehörte keiner „Loge" an und beſaß keine ſolchen eifrigen „Brüder", die in ihren Blättern gerne die auf die blödſinnigſte Leichtgläubigkeit des Leſers bauenden Nachrichten brachten von märchenhaften Erfolgen, die in Berlin, München oder ſonſtwo zu verzeichnen geweſen wären. Dieſer Frau, deren vornehme, redliche Art ſie von vornherein aus der Klique der Tantièmenwucherer ausſchloß, ſtand kein Notizenſchreiber, kein Theater- und Kunſtredakteur zur Seite, und es wußte ſogar die „Neue Freie Preſſe" mit zyniſcher Offenheit zu melden, daß der Kartenverkauf „für die Première ſchon weit weniger ergab, als dies bei Premièren zu ſein pflegt" . . . für welche nämlich die „Brüder" jene Stimmung gemacht haben; auf weitere Aufführungen mußte die Direktion „im Einvernehmen mit der Dichterin" verzichten . . . inſolange der Telegraph, der ſo oft und oft ſchon von den ſenſationellen Erfolgen des „Spatz" von Bernhard Buchbinder, oder des „Süßen Mädel" von Landesberg aus allen Städten zu berichten wußte, gerade bei Frau Baumberg den Dienſt verſagte. Dieſe Telegraphenleitung aber blieb hartnäckig geſtört — die müde Frau gab den Kampf auf. „Sie iſt nicht die Einzige, die vergeblich gegen den Mißerfolg anzukämpfen ſuchte", meinte Herrmann Bahr achſelzuckend einen Tag ſpäter im „Neuen Wiener Tageblatt" — ganz gewiß nicht. Aber es klingt faſt ſchon wie das bekannte: „Sie iſt die Erſte nicht!" — aus Mephiſta's Munde.

*

Nachwort der „Schriftleitung". Auch Karl Kraus (in der „Fackel") ſchrieb alsbald nach jenem traurigen Ereignis: „Eine begabte Frau, das erſte außerhalb der Klique gewachſene dramatiſche Talent, hat ſich aus der Welt fort gemacht, weil drei Einakter nach der zweiten Aufführung vom Repertoire des Deutſchen Volkstheaters abgeſetzt wurden. Dieſe zweite Aufführung trug laut Ausſage des Herrn Bukovics 2200 Kronen und hätte mehr getragen, wenn der Frühlingsſonntag nicht die Parkettbeſucher, und die Zuweiſung des Reinertrags an die ‚Deutſch-öſterreichiſche Schriftſtellergenoſſenſchaft' nicht die Logenbrüder vom Hauſe fern gehalten hätte. Stücke des Herrn Bahr haben, wie in einem Schwurgerichtsprozeſſe dargethan wurde, durchſchnittlich weit weniger getragen. Dennoch hat man nichts von einer Abſetzung, nichts von einem Selbſtmorde des Herrn Bahr vernommen. Im Gegenteil! Die Sonntagsgunſt der Direktion lächelte auch den bei der Première verhöhnten Machwerken, und durch eifriges ‚Pouſſieren' gelang es, den Tantièmenſack einflußreicher Kritiker zu füllen. Herr Bukovics lege öffentlich Rechnung über die zweite Einnahme des Buchbinder'ſchen ‚Spatz', und für den Fall, daß ſie günſtig war, bekenne er, ob er dieſe Spottgeburt von Dreck und Talentloſigkeit wie eine wertvolle litterariſche Arbeit zu mißhandeln gewagt hätte, wenn das Erträgnis nicht größer als 2200 Kronen geweſen wäre! Der Neoplaer, der ſo oft an der Schwelle der Volkstheaterkanzlei los gieng, hat nie den Autor getötet . . . Frage an das Schickſal: Hätte ſich jene Frau auch dann erſchießen müſſen, wenn ſie nicht ein Fünkchen Talent und die Verbindungen beſeſſen hätte, die das materielle Gelingen etwa durch die Parole ſichern: ‚Schweſter Baumberg wünſcht einen großen Erfolg'?" — Wir zitieren

das zur Bekräftigung obiger Schärfen, wie ouch zu unſerer eigenen Rechtfertigung, warum wir dieſen hier Raum gewährt hoben; betonen ober, zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen, hiermit noch ausdrücklich, daß unſers Herrn Mitarbeiters Manuſkript ſchon vor Erſcheinen der betreffenden „Fackel"-Nummer uns zugegangen war.

Unſere hohen Regierungen und die Frauenfrage. — Die jüngſte programmatiſche Erklärung des Kultusminiſters Dr. Studt über die Stellung der preußiſchen Regierung zu der ſtaotlichen Bildung des weiblichen Geſchlechts wäre — nach den „M. N. N." — ein morkantes Zeugnis doſür, daß Preußen auf dieſem wichtigen Gebiet nach wie vor in der hinteren Reihe der Kulturſtaoten marſchieren will. Nach wie vor lehnt nämlich beſogte preußiſche Regierung in Bezug auf die Förderung der Frouenbildung jeden energiſchen Fortſchritt ab und begnügt ſich damit, Johr um Jahr auf ihrem alten Standpunkt zu oerhorren und ängſtlich die Verſuche und Fartſchritte zu beobachten, die in anderen Stooten auf dieſem Felde gemocht werden. Weder mit der Aufnohme von Mädchen in höhere Knobenſchulen, nach auch mit der oöllig gemeinſamen Schulbildung beider Geſchlechter, womit man nicht nur in Skandinavien und Amerika, ſondern ouch ſchon in Deutſchlond gute Erfahrungen gemacht hat, will die preußiſche Regierung ouch nur einen Verſuch wagen. Trotz des immer mehr ſich ausbreitenden Strebens des weiblichen Geſchlechts nach beſſerer Schulbildung lehnt die Regierung des größten deutſchen Stootes es rundweg ab, ſich an ſalchen „Experimenten" zu beteiligen. Aber noch mehr: ſelbſt die Errichtung oon Mädchengymnaſien, die ſich gewiß nicht mehr als Experiment bezeichnen läßt, ſtellt die preußiſche Regierung ousdrücklich nicht in Ausſicht. Und ebenſo ablehnend wie einer gründlichen Reſarm und Vertiefung der weiblichen Schulbildung ſteht die preußiſche Regierung noch wie oor dem Univerſitätsſtudium der Frouen gegenüber. Noch immer geſtattet ſie den Frauen nur ein „gaſtweiſes" Beſuchen der Vorleſungen, keine Immotrikulotion, und überläßt die Entſchließung über die Zulaſſung der Frauen zu den Vorleſungen vollkammen den einzelnen Dozenten. Noch immer findet ſich die preußiſche Regierung alſo mit dem Widerſpruch ab, die Frouen zwar zu jedem Univerſitätsexomen zuzulaſſen, ihnen jedoch während des Studiums die Gleichſtellung mit dem männlichen Geſchlechte zu verſagen ... und ganz ähnlich ouch der kgl. bayriſche Reſſort-Miniſter! Doch wer weiß, — unſere Staatsleitungen bergen am Ende in den tiefſten Tiefen ihres verſchwiegenen Buſens weit mehr von Friedrich Nietzſche's Anſchauungen, ols man für gewöhnlich anzunehmen berechtigt iſt und ihre Staotsanwälte oder Polizeiräte dies je „Wart haben" wallen. In der That, es iſt die allerhöchſte Zeit, daß Graſ oan Bülow ſein dem Frl. Dr. Anita Augspurg und deren offiziellen Begleiterinnen ſo „verbindlich" gegebenes Verſprechen in Sachen „Frouenſtimmrecht" endlich einlöſt.

Die Frau als kgl. Bibliothekar — eine kleine „Plauderei aus der Schule". Edelſter Wettbewerb des weiblichen Geſchlechtes mit dem männlichen auf dem Gebiete des Geiſtes und des Wiſſens hot unſere volle Hochachtung — „unlauterer Wettbewerb" hingegen muß mit ollen Mitteln ganz energiſch bekämpſt werden und „Galanterie" erſcheint auf dieſem Gebiete völlig ousgeſchloſſen. Vor uns liegen nicht weniger ols drei Porträt-Klichés („Über Land und Meer", dem „Univerſum" und der „Wiener Mode" entnammen) und eine ganze Reihe van mehr oder minder gleich lautenden Zeitungs-Ausſchnitten. Sie alle behondeln — wie

auf Kommando zu einer und der ſelben Zeit — mit viel Rühmens und gewaltig ſenſationellem Brimborium den Münchner Fall Dr. phil. Barbora Klara Renz; ja, einige dieſer Stimmen behaupten ſogar dreiſt, daß die Genannte „als Volontärin an der bayriſchen Kgl. Hof- und Staatsbibliothek ſoeben angeſtellt“ (!) worden ſei. Wer die Verhältniſſe an beſagter Bibliothek nur einigermaßen kennt — und wer unſeren Artikel „Muſikwiſſenſchaft im Aaancement?“ im II. Mai-Hefte des vorigen Jahrganges dieſer Zeitſchrift aufmerkſam geleſen, der wird uns zugeben müſſen, daß wir dieſe Verhältniſſe aus dem FF kennen — wird ſich ſofort darüber klar ſein, daß es hier höchſtens heißen dürfte: „wurde als Volontärin eingeſtellt“, und ein Solcher wird alsdann dieſe ſyſtematiſch-aufdringliche „Reklame“ von vorneherein als direkt geſchmacklos empfinden. Noch weit mehr aber wird er es befremdlich finden müſſen, wenn jetzt bei einer Dame auf einmal glatt angehen ſoll, was vor etwa $1\frac{1}{2}$ Jahren einem männlichen Bewerber gegenüber dem ſelben Bibliotheksdirektor abſolut unmöglich geweſen ſein wollte. Damals wurden nämlich zur Ablehnung eines ſolchen ganz die nämlichen Argumente: das vorgeſchrittene Alter, das auswärtige Doktorat, die bisherige Bethätigung im Journalismus, die große Anzahl der bereits auf Anſtellung wartenden Vormänner an Aſſiſtenten und Praktikanten der Bibliothek, mit Erfolg geltend gemacht, welche auch jetzt wieder auf das Fräulein Dr. wortgetreu Anwendung finden — würden, wenn deren Kandidatur ſich eben nicht höchſter Protektion einer kgl. bayriſchen Prinzeſſin beim (ſonſt nicht eben frauenfreundlichen) Kultusminiſter des Landes zu erfreuen gehabt hätte. Damals, bei dem von uns ſehr genau erforſchten männlichen Falle, galt als letztes, durchſchlagendes Argument auch noch: der Direktor der Kgl. Bibliothek würde dem Miniſterium die Kabinetsfroge ſtellen und aus dem Staatsdienſte ſicherlich abgehen. Warum alſo wohl thut er das diesmal noch nicht? Zeit wäre es ſo längſt dazu! Geh. Rat Dr. und Ritter von Laubmann denkt und fühlt doch ſonſt nicht ſo „modern“, daß er zu Gunſten der Frauenbewegung ſeine Geſinnung auf einmal radikal geändert haben könnte.

„Kultur“ des Fußes. — Angeſichts der zahlreich beobachteten Fuß-Deformationen, die — dem Tageslichte leider entzogen — das moderne Schuhwerk unſerer wohllöbl. Fußkünſtler- (nicht „Orthopeden“-) Zunft an ihren l. Mitmenſchen unaufhörlich verbricht. — Angeſichts dieſer Thatſache ſchreibt Paul Schultze-Naumburg in ſeinem Aufſehen erregenden Buche von der „Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frouenkleidung“ (Leipzig, bei E. Diederichs) überaus beherzigenswert — und wir unſerſeits würden wohl noch ungleich heftiger hier eifern, wenn wir darüber etwas zu ſagen hätten: „Was not thut, ſind nicht Kenntniſſe, ſondern der Wille zum geſunden und ſchönen Leib. Der wahrhaft ethiſche Menſch verkrüppelt ſich ſelbſt nicht. Er erwirbt ſich das Gefühl für die richtige Form ſeines Körpers bei der Pflege, die er ihm angedeihen läßt, und er beachtet es ſofort, wenn an einem Teile ſeines Kärpers eine Mißhandlung vor ſich gehen ſoll. Welcher angeſtrengten Arbeit von Jahren bedarf es, ehe die falſche Fußbekleidung die Knochen umgeformt hat, und wie viel Notſchreie und Warnungsſignale läßt oarher die Natur ergehen! Wie viel Brennen der Haut, gerötete Stellen, Verhärten der Haut und ſchließlich ganze Hornhautbildungen, wie viel Zerfaſern der Haut zwiſchen den Zehen, wie viel Verkrümmen und Einwachſen der Nägel muß der Menſch gleichgiltig über ſich haben ergehen laſſen, ehe die organiſch gewordene Veränderung eintritt, wie wir ſie (Gott, dem Schöpfer olles Schänen, ſei's geklagt! — D. Schr.) als Typus des modernen lebenden Fußes kennen! Mon mache ſich doch nur einmal klar, daß

Hautverhärtungen nichts Anderes als Schutzmittel der Natur gegen Vergewaltigung ſind. Sie will eben die darunter liegenden Teile durch eine ſtärkere Schutzdecke vor den Angriffen von außen ſchützen. Und doch iſt es heut ſo weit gekommen, daß die indolente und denkfaule Menſchheit Hühneraugen gleichſam als einen notwendigen Körperteil am Fuße betrachtet und an die Möglichkeit eines Fußes ohne ſolche gar nicht mehr glauben will. . . . — Wir wiſſen doch, welchen ſprechenden Ausdruck Hände haben können. Wie empfindlich iſt der feiner Kultivierte gegen eine häßliche Hand geworden! Viele Leute ſind durch die Erfahrung, daß ihre eigenen Füße und die anderen, die ſie ſonſt noch ſehen, durch Entſtellung in der That erſtaunlich häßlich ſind, zu der Meinung gelangt, der menſchliche Fuß ſei überhaupt etwas ſehr Häßliches und von der Natur ſo gewollt. Sie wiſſen nicht, daß der frei entwickelte und gepflegte Fuß genau die ſelbe edle Formenſprache reden kann wie die Hand. . . . Die falſche Schuhform würde von dem Moment an von ſelbſt aufhören, von dem an man eine genaue Vorſtellung von der überwältigenden Schönheit erhielte, die ein geſunder Fuß haben kann. Sofort würde das Beſtreben eintreten, auch in der Umſchreibung, der Bekleidung, zu verraten, daß man einen wohl geformten Fuß beſitze. Iſt nicht die in unſerer jetzigen Schuhform ausgedrückte Vorſtellung von der Schönheit des Fußes entſetzlich armſelig und gering, indem ſie ſich darauf beſchränkt, anzudeuten, daß man einen kleinen Fuß beſitzt? Und ſelbſt dieſes Letzte iſt nichts als eine neue Dummheit. Denn nirgends in der Welt der Schönheit kommt es auf abſolute Größen an, ſondern nur auf Proportionen. Ein zu kleiner Fuß iſt genau ſo unſchön wie ein zu großer Fuß. Wünſchen wir uns doch auch nicht eine möglichſt kleine Naſe, ſondern harmoniſches Größenverhältnis aller Teile." — In Wahrheit ein verkrüppelter Fuß am ſonſt gerade gewachſenen Menſchen, dem freien Gottesgeſchöpfe höchſter Naturſteigerung, ſowie erſt recht ſeine gedankenloſe oder verlogene Verbergung durch einen möglichſt „eleganten" Schuh, ſie ſind etwas direkt Unſittliches! Die Propaganda dieſes Leben fördernden, Kultur bildenden Gedankens, — das wäre ſchon eher einmal ein Thema für „Goethe-Bünde" u. dgl. Wie ſprach doch gleich Zarathuſtra? „Sich ſeiner Kleider (wörtlich genommen, wie auch im Sinne von „Moralverkleidung") ſchämen" — ſelbſt des Schnürleibs!

Ein Vorkämpfer der Männerſache. Wir leſen in der „Chriſtl. Welt" — gezeichnet R — folgende Zeilen: Neulich fiel mir eine Zeitſchrift in die Hand — eine der vielen neuen, die wie Pilze in die Höhe ſchießen; zur Beruhigung kann ich hinzu fügen, daß ſie bereits wieder eingegangen iſt. „Der Litterat. Zeitſchrift für moderne Kunſt und Litteratur." Ein ſtolzer Titel. Dazu auf dem Titelblatt die Loſung: „Ideale Tendenzen werden in durchaus radikaler Weiſe verfochten." Nach einem entſprechend viel verſprechenden Vorwort der erſte Aufſatz: „Goethe als Erzieher". Läßt ſich ſchon hören. Dann als zweites Stück: „Der phyſiologiſche Schwachſinn des Weibes". . . . Er unterſcheidet zunächſt diejenigen „Weiber", die ſich um die Frauenſache nicht kümmern. Sie „leben in einer Weiſe dahin, die man nur billigen kann". „Wenn die Mädchen aus der Schule entlaſſen ſind, ſo befaſſen ſie ſich mit der einen oder andern Arbeit, laſſen ſich, wenn die betreffenden Jahre gekommen ſind, heiraten und verbringen, je nach der Qualität der Gatten, in mehr oder weniger glücklicher Ehe ihr Leben." Mit ihnen iſt der Verfaſſer offenbar leidlich zufrieden. Aber die Andern! „Stuben reinigen, Kleider waſchen, Eſſen kochen war ihr Metier nicht — alſo mußten ſie auf etwas Anderes verfallen." Nämlich auf Kunſt, Wiſſenſchaft, Emanzipation. „Ob-

wohl nennenswerte Erfolge bislang noch nicht erzielt worden ſind [?], will das Weib ſeine Poſition nicht wieder aufgeben. Im Gegenteil, ſie flöten auch heute noch: Wir können das auch, was ihr Männer könnt, infolge deſſen wollen wir es auch. Es iſt abſcheulich, uns eine untergeordnete Stellung anzuweiſen. Gleichberechtigung des Geſchlechtes muß auf jeden Fall eintreten — von Pflichten iſt bekanntlich nie die Rede.“ — Vom Verfaſſer iſt nur das Wort Pflichten geſperrt, ich hob den ganzen Satz hervor. Er richtet all' das Vorherige für den, der das noch nötig hat, denn die Frauenbewegung, für die wir uns intereſſieren, iſt voll von dem Gedanken, daß es ohne Erweiterung des Pflichtenkreiſes und ohne Wachstum in der ernſten Anfaſſung der Pflicht keine Vermehrung der Rechte giebt. Aber um deswillen berichte ich nicht von dem Artikel, und die gleiche Bemerkung hätte ich auch an andere „Antifemininiſten“ adreſſieren können. Die Pointe dieſer Zeilen kommt nun erſt. Ich hatte vor einigen Tagen Gelegenheit, den Geburtsſchein des Schriftſtellers einzuſehen, der dieſen Artikel geſchrieben hat und als Herausgeber der Zeitſchrift zeichnete. Ich war doch erſtaunt, zu erfahren, daß dieſer, als er den Artikel ſchrieb, das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Auch ſtellte ſich heraus, daß er eine höhere Schule nicht beſucht hatte, und daß er von der großen, zur Sache vorhandenen Litteratur wenig Ahnung beſaß. Nachdem ich ihm darüber meine Meinung geſagt, ſchien es mir von öffentlichem Intereſſe, an dieſem Beiſpiele zu zeigen, wie viel Urſache vorhanden iſt, auch auf der Männerſeite das Maß der Gründlichkeit und Ernſthaftigkeit ganz anders anzulegen, als vielfach ſelbſt von ſonſt Wohlmeinenden in dieſer Sache geſchieht.

Leſefrüchte mit Randgloſſen — gemiſchte Gefühle in Stoßſeufzern.

Sollte man es wohl für möglich halten, daß in der deutſchen Bühnengenoſſenſchaft erſt jetzt, anläßlich der letzten Delegierten-Verſammlung, die Auffaſſung ſich Bahn gebrochen hat, auch den weiblichen Mitgliedern müſſe fortan aktives und paſſives Wahlrecht eingeräumt werden; und daß dieſer Beſchluß ſelbſt heute noch es zu der „Modifikation“ nur brachte, das paſſive Wahlrecht lediglich innerhalb der Lokalverbände zu gewähren, nicht aber auch auf die Delegierten-Tage auszudehnen? Als ob nicht gerade im Bühnenfache und beim Theaterweſen die Frau, durchaus ebenbürtig, längſt „ihren Mann zu ſtellen“ wüßte! Und was dann wohl, wenn erſt einmal in den „Lokalverbänden“ die Ausſchüſſe aus lauter Damen beſtehen — woraus ſoll ſich alsdann der ganze „Delegierten-Tag“ konſtituieren?

Eine wohl einzig daſtehende Standes- und Rangerhöhung meldete der in Freiwaldau erſcheinende „Mähriſch-ſchleſiſche Volksfreund“. Dieſes Blatt iſt Eigentum der Frau Betty Titze, die dort nachſtehende, mit ihrem vollen Namen gezeichnete Notiz veröffentlicht: „Ehrung. Um Irrungen, wie ſie bereits vorgekommen ſind, vorzubeugen, erlaube ich mir zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, daß ich mein Dienſtmädchen Bertha Barnert am heiligen Abend des Jahres 1901 wegen ihrer Treue in meinem Hauſe, wegen ihrer opfermutigen Pflege während meiner ſchweren Erkrankung und um ihrer Verdienſte gegenüber meinem Hausſtande zur Stütze der Hausfrau erhoben habe und ſich dieſelbe heute ‚Fräulein Bertha Barnert, Stütze der Hausfrau im Hauſe der Frau Betty Titze‘, zeichnet.“ — Solches fand ſich unlängſt im „Bunten Feuilleton“ unſerer Tageszeitungen, und man lächelte gewiß mehr oder weniger ſtill darüber. Allein der hohe, ſittliche Ernſt, mit dem das hier beſonders an-

gekündigt wird, hätte doch etwas ungemein Liebenswürdiges an sich, wenn er nur auch in unsere „modern" zerfahrene Zeit nach irgend herein passen würde. Über „Fräulein" oder „Frau"? vergl. gerade jetzt den Aufsatz von Dr. jur. Marie Raschke in Nr. 9 der „Frauenbewegung" vom laufenden Jahrgang und die Zuschriften in den späteren Nummern der gleichen Zeitschrift.

Merkwürdig! Auch darin geht der Scherl'sche „Tag" wieder der Durchschnittspresse „mit gutem Bleistifte" voran, daß er seine den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" gewidmete Schlußseite wenigstens einmal in der Woche den brennenden Fragen und laufenden Erörterungen der „Frauenbewegung", und zwar nicht ohne gute Umsicht, einräumt. Fast also hätte es schon den Anschein, als könnte nach einmal am Scherl'schen Wesen der Geist unserer gesamten deutschen Tagespresse wohl genesen, — aber freilich nur „hätte", denn man lese z. B. Wolfgang Kirchbachs klugen Artikel „Von der papierenen Macht" in Nr. 398 der Wiener „Zeit", um „sich auszukennen".

Die von Gabriele Reuter angeregte, durch mehrfache Preßdiskussionen im „Tag", im „Lokal-Anzeiger" und anderweitig geklärte Bewegung für Säuglings- und Wöchnerinnen-Fürsorge hat nunmehr feste Gestalt gewonnen durch Konstituierung eines Komitées, welchem die Namen vieler bekannter Männer und Frauen Berlins angehören. Ein Aufruf zur Zeichnung von Mitteln für Errichtung von Säuglingsheimen und Tageskrippen ist versandt worden, und man hofft in kurzer Zeit Anstalten in mehreren Stadtteilen eröffnen zu können.

Das Berliner Polizeipräsidium hat in einem offiziellen Antwortschreiben auf eine anhängig gemachte Beschwerde der Sozialdemokraten anerkannt, daß fortan der Anwesenheit von Frauen, wenn nur „in getrennten Segmenten" und als Zuhörerinnen, bei politischen Vereinsversammlungen keine Schwierigkeiten mehr bereitet werden sollen. Der Minister des Innern hat im Abgeordnetenhause am 5. Mai erklärt, daß das gleiche Prinzip nunmehr für die ganze Monarchie Giltigkeit haben solle; einer völligen Aufhebung des Verbotes der Teilnahme von Frauen an politischen Vereinen widersetzte er sich aber unter der Begründung, daß sich seit 1850 in den einschlägigen Verhältnissen in Preußen nichts geändert habe. — Je nun, man wird diese amtliche Auffassung trotz des Datums 1850 immerhin etwas „vormärzlich" finden dürfen.

Wer kennte sie nicht, die aminösen Bekanntmachungen und „offiziellen" Vorschriften für Schwimmbäder — auch ein Beitrag zur akuten „Frauenfrage" unserer Tage: „Nur an dem und dem Tage der Woche, zu der und der (oft höchst beschränkten) Zeit für Damen geöffnet." Als ob unsere Frauen nicht ebenso gut für ihre Gesundheit zu sorgen, nicht ganz den gleichen Anspruch auf Erholung und Erfrischung in Sommers drückender Hitze hätten! Kaum kann man solche antediluvianische Zurückgebliebenheiten unserer so hoch gepriesenen „Kultur" recht glauben und noch für möglich halten.

Einem sehr gescheiten Gedanken begegneten wir unlängst wieder in den „Dokumenten der Frauen", gelegentlich eines Aufsatzes unserer gesch. Mitarbeiterin Anna Schapire dortselbst, in welchem sie der papierenen Statistik unserer Herren „professoralen" National-Ökonomen einmal scharf zu Leibe rückt. Sie schreibt da u. A.: „Die Kulturträgerin in der Frauenfrage ist auch für uns die sogenannte ‚Emanzipierte' in den intelligenten Berufen. Aber wenn wir diesen Typus auch nicht im Proletariat suchen dürfen, ebenso wenig in den höheren Schichten. Ihm entspricht vielmehr jener Teil der Bevölkerung, den man gewöhnlich als ‚Intelligenz' bezeichnet, d. h. eine Gruppe, die sich in ihren Anschauungen immer mehr von der Bourgeoisie entfernt und doch vom

Praletariat durch eine Kluft — die geſamte geiſtige, aerfeinerte Kultur — getrennt bleibt, wenn auch zugegeben werden muß, daß die ökanamiſche Lage dieſer Beaölkerungsſchicht, die man beinahe eine neue, ſich aam Bürgertum laslöſende Klaſſe nennen möchte, die Tendenz hat, ſich den Vermägensaerhältniſſen des Proletariats immer mehr zu nähern. Einer der größten thearetiſchen Fehler der meiſten Sazialiſten beſteht eben darin, daß ſie dieſe eigentümliche Stellung der Intelligenz überſehen und ſie teils zur Baurgeoiſie, teils zum Praletariate zählen. Beides iſt gleich falſch."

Der Kaiſer hat in einem Erlaß an den preußiſchen Eiſenbahnminiſtee genehmigt, daß bei der Staatsbahnaerwaltung, wie ſchan jetzt im Fahrkarten-Ausgabedienſt, ſa auch im Telegraphen- und Güter-Abſertigungsdienſt weibliche Beamte aerwendet werden. Gleichzeitig aber hat der Eiſenbahnminiſter beſtimmt, daß weibliches Perſanal füe den Kanzleidienſt nicht mehr anzunehmen ſei. Ein Gleiches (unter Beibehaltung übrigens hier im Kanzleidienſte) aerlautet neuerdings auch aus Stuttgart und — wenigſtens aan einee bezüglichen Abſicht einſtweilen auf Seiten der bayriſchen Staatsbahnaerwaltung. Der „liberale" Münchner Magiſtrat geht ſagar nach ein Stück weiter. Von dem Vorſtande ſeines Statiſtiſchen Bureaus bezw. Einwahneramtes iſt nämlich der Antrag geſtellt warden, zum Eeſatze des Perſanals auch weibliche Kräfte heran ziehen zu dürfen. Die Arbeit dieſes Amtes, welche u. A. die richtige Herſtellung der Wählerliſten umfaßt, bedarf einer ſehr ſargfältigen Erledigung, iſt aber ſehr manatan und gewährt nicht die Möglichkeit einer Beförderung in dieſem Amte, ſa daß das bisherige männliche Verſanal immer ſchon bald nach ſeiner Einarbeitung Anſtellung in einem anderen Bureau ſuchte. Dieſer Mißſtand gab den Anlaß zu dem Antrage, in der Annahme, daß bei entſprechender Bezahlung und Stellung eine geößere Stetigkeit des Verbleibens zu erwarten ſei.

Ländlich-ſittlich! — Der franzöſiſche Muſikerkangeeß hat in Paris untee dem Varſitze des Kampaniſten Guſtaae Chaepentier auf Varſchlag aon Gontrand den Antrag angenammen, zu den Orcheſtern Frauen unter der Bedingung zuzulaſſen, daß ſie zu einer Genaſſenſchaft aereinigt ſind und zu dem ſelben Tarif wie die Männer arbeiten. — Ein vom Abgeordneten Sacci eingebrachter Geſetzentwurf, betr. Zulaſſung der Frauen zur Adaakatur iſt vam italieniſchen Parlamente einer dreigliedrigen Kamuiſſian überwieſen warden, und es beſtehen alle Ausſichten für die Annahme des Entwurfs. — In 26 ſchattiſchen Städten ſind 37 Frauen in die Kammunalaerwaltung gewählt, im Magiſtrat aan Edinburgh haben aier Frauen, zu Glasgaw drei Feauen Sitz und Stimme. — In Finland hat der Senat die Mittel auf drei Jahre zur prabeweiſen Anſtellung einer Gewerbeinſpektarin bewilligt. — Unter den ſechs affiziellen Delegierten der Vereintgten Staaten zum „Internatianalen Kangreß des Raten Keeuzes" in St. Petersburg ſind zwei weibliche, nämlich Mrs. J. Ellen Foſter und Miß Clara Bartan. — Im Staate Ohio war die Beteiligung der Feauen bei den letzten Kommunalwahlen eine ſehr graße. Von der Hauptſtadt Cleveland wird berichtet, daß 80 Peazent der in den Wahlliſten eingetragenen Frauen wählten, neben nur 52 Prozent dee Männer; daß aan wahlberechtigten Frauen nur 2000 das Wahlrecht nicht ausübten gegen 27 000 wahlträge Männer. Mrs. May C. Whitacker, eine Frau aon bekannter Tüchtigkeit, wurde aan der demakratiſchen Partei in den Schulrat gewählt . . . u. ſ. w. u. ſ. w. Hoffentlich ſchwindet dieſe ſtarke Beteiligung der Frauenwelt am palitiſchen Leben ſpäter nicht ebenſa, wie die der „Herren" Männer. Anfangs iſt es immer „eine Luſt, palitiſch zu leben", bis dann die Kehrſeite ſich einſtellt.

Besprechungen.

Neue Litteratur zur Frauenfrage.

Von Dr. Hans Landsberg.

(Berlin.)

Die Frauenfrage ist aus der Sturm- und Drangperiode, aus einem etwa dreißigjährigen, mit größter Erbitterung geführten Kriege in ein friedlicheres und besonneneres Stadium getreten. Man glaubt nicht mehr, daß die Männer allein an allem Unglück der Frauen schuld sind, daß sie in ihrer Gesamtheit sich dem Entwicklungsdrange der Frau verschließen. Wo Mann und Weib sich über diese Dinge ausgesprochen haben, da ist es zu einer Verständigung gekommen. Und wo beide in gemeinsamem Streben und der hieraus hervor gehenden gegenseitigen Achtung aufwuchsen, da haben die zahllosen Irrtümer und Gewaltsamkeiten der Frauenemanzipation gar keine Wurzel geschlagen. Es ist eine ganz selbstverständliche Sache, daß man eine Frau, die die Befähigung und den Drang dazu in sich spürt, studieren läßt. Geistigen Hunger kann man ja wenig wie leiblichen durch Worte stillen und verbieten. Es ist, rein praktisch betrachtet, ebenso selbstverständlich, daß man den Frauen alle Berufe eröffne, für die sie einige Fähigkeiten mitbringen.

Die schweren Fehler, die gerade in Deutschland begangen wurden, haben hauptsächlich darin ihren Grund, daß hier die Frauenemanzipation von *unverheirateten* Frauen in Angriff genommen wurde. Oder, was um keinen Deut besser ist, von bürgerlichen, wohlsituierten Damen, die ohne jede Vorbildung durch Wissenschaft und Leben an die schwersten geistigen und wirtschaftlichen Probleme heran traten. Die Angelegenheit gleichsam als Sport betrieben, als eine willkommene Gelegenheit, sich in Szene zu setzen. Ich spreche von dem maßlosen Dilettantismus, mit dem die Frauenfrage in Deutschland Jahrzehnte lang behandelt wurde und auch heute noch vielfach behandelt wird. Man lese die Frauenzeitschriften und die „Werke", die einzelne Führerinnen der Frauenbewegung veröffentlicht haben — etwa, um eins der schlimmsten zu nennen: „Die Frau im 19. Jahrhundert" von Minna Cauer (Berlin 1898). Dadurch kam etwas Verzerrtes, fast Megärenhaftes in die ganze Bewegung, die nicht ohne eigene Schuld dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen drohte. Dadurch erhielt die Frauenbewegung den schlechthin verrückten Sinn, als ob sie sich gegen die Ehe wende, während sie doch ideell nichts Anderes anstrebt als eine selbständige Ausbildung der weiblichen Eigenschaften in der Art, wie sie entsprechend heute der Mann genießt. Also das Weib will für sich selbst etwas gelten und nicht mehr warten, bis ihm die Ehe irgendwelche Geltung verschafft. Auch diese Persönlichkeitsforderung ist für modern Denkende selbstverständlich, unangreifbar selbst für den, der den vollen Durchbruch der weiblichen Fähigkeiten erst in der geschlechtlichen Gemeinschaft sieht.

Wenn man die Frauenemanzipation als unweiblich bezeichnet hat, so ist darin etwas Wahres, freilich in ganz anderem Sinne, als der Philister es Wort haben will. Die Bewegung hat in dem Drange, es den Männern gleich zu thun und deren Vorrechte, vermeintliche und wirkliche, sich zu erobern, die *spezifisch weiblichen* Kräfte vielfach

außer Acht gelaſſen. Erſt jetzt beſinnt ſie ſich darauf, daß ein Weib doch etwas Anderes iſt als ein Mann; ſie beginnt damit eigene weibliche Ideale aufzuſtellen. Sie erwacht aus der Nachahmungsſucht zur Originalität. Ein gewiſſer Doktrinarismus, der es den Männern an Gelehrſamkeit, Kraft und Kühnheit zuvor thun will — man denke an die neueren wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Leiſtungen der Frauen — wird von dem Bewußtſein der ſelbſtändigen Eigenart abgelöſt. In jeder Frau ſteckt natürlich nicht eine Perſönlichkeit; immerhin iſt das Perſönliche im Weibe unzweifelhaft ſtärker ausgebildet als im Manne, ſo daß eine vernunftgemäße moderne Erziehung ſtatt ſchablonierter Damen, die ſich tänzelnd und lächelnd durch das Leben bewegen, um ſich plötzlich an ſeinen Dornen blutig zu reißen, weibliche Charaktere bilden könnte. Der Einfluß, den ein ſolcher Zuwachs auf das geſamte Geiſtesleben ausüben müßte, in dem wir ja oft das Moment der Perſönlichkeit vermiſſen, iſt unabſehbar. Dahingegen kommt es wenig in Betracht, ob eine größere Anzahl Frauen als bisher wiſſenſchaftliche Werke und künſtleriſche Schöpfungen hervor bringen, ob ſie ſtudieren, Politik treiben und dergleichen mehr. Es kommt darauf an, daß ſie es auf eine eigene Art thun, daß ſie im Kulturleben Kräfte entbinden helfen, die bei der alleinigen Vorherrſchaft des Mannes zu tauſendjährigem Schlummer verurteilt waren. Wenn alle Forderungen der modernen Frauenrechtler in Erfüllung giengen, ſo wäre damit noch blutwenig erreicht; und umgekehrt braucht ſich prinzipiell in der Lage der Frau faſt nichts zu ändern, und ſie kann doch einen ganz anderen Rang im modernen Kulturleben einnehmen. In unſerer Zeit des Materialismus werden die materiellen Forderungen ungebührlich überſchätzt; ſie ſpielen allein in wirtſchaftlichen Dingen eine Ausſchlag gebende Rolle, und gerade die wirtſchaftlichen Verhältniſſe ſind gegenwärtig ſtaatlichen Maßregeln ziemlich unzugänglich.

Sicher wiſſen die Frauen am beſten ſelbſt, was ihnen frommt. Aber ſie erfahren es erſt, wenn ſie die Art des Mannes erkannt haben und ſich durch den Vergleich mit anders Strebenden des eigenen Wertes und der eigenen Individualität bewußt geworden ſind. Es berührt deshalb ſchmerzlich, daß die Männerpſychologen unter den Frauen noch ſo überaus ſelten ſind. Wenn uns die Frauen vorwerfen, daß ſie nicht verſtanden werden — die unverſtandene Frau bildet ja bereits ein tragikomiſches Kapitel unſerer Kultur —, ſo darf man ihnen füglich entgegen halten: Wer von Euch verſteht den Mann? Wer iſt Mutter in dem Sinne, daß ſie ihr Kind auch über ſeine Geſchlechtsreife hinaus begreift?

Ein Werk, in dem man die hier gezeichneten ideellen Forderungen bereits erfüllt findet, iſt „Die Frauenfrage" von Lily Braun (Leipzig 1901, S. Hirzel). Ein standard-work ſchlechthin, dem ich nichts Gleichwertiges an die Seite zu ſtellen wüßte. Der bislang vorliegende erſte Band des groß angelegten Werkes umfaßt die geſchichtliche Entwicklung und die wirtſchaftliche Seite der Frauenfrage. Ein zweiter wird die zivilrechtliche und öffentlich-rechtliche Stellung der Frau, die pſychologiſche und ethiſche Seite der Frauenfrage zum Gegenſtande haben.

In dieſem Werke bewundern wir eine außerordentliche Arbeitsleiſtung und ein abſolut ſelbſtändiges Durchdringen des rieſigen Materials. Vorzüglich zeigt ſich dies in der kritiſchen Benutzung der ſtatiſtiſchen Aufzeichnungen. Überall ſpricht hier eine Perſönlichkeit zu uns, die uns mit ſicherer Hand durch das Gewirr der einſchlägigen Probleme geleitet, eine Frau von hohem ethiſchen Wollen, die über der Wiſſenſchaft nie das Leben, über trockenen Zahlenergebniſſen nie das Menſchenmaterial, das ihnen zu Grunde liegt, vergißt. Gewiß iſt das Buch tendenziös. Lily Braun ſteht auf dem Boden der ſozialiſtiſchen Weltanſchauung und macht aus dieſem Bekenntniſſe nirgends

Hehl. So geht sie in ihren Forderungen der genossenschaftlichen Hauswirtschaft für unseren Geschmack zu weit, während etwa das ungeheure Elend der Hausindustrie und Heimarbeit so erschütternd geschildert wird, daß auch ihr stärkster Anhänger in seinem Glauben wankend werden muß. Gleichviel! Dieser Subjektivismus ist berechtigt und wirkt neben Werken, die den Begriff der Wissenschaftlichkeit als Ertötung des lebendigen Gefühls auffassen, wahrhaft erquickend.

Prachtvoll in seiner Klarheit und Kürze ist gleich das erste Kapitel, das die Entwicklung der Frauenfrage bis zur Gegenwart darstellt. „Der Kampf um Arbeit in der bürgerlichen Frauenwelt zeigt, sowohl in Bezug auf seine geschichtliche Entwicklung, als auf seinen gegenwärtigen Stand, in den verschiedenen Ländern eine auffallende Übereinstimmung: Nachdem er schon seit dem Mittelalter einzelne Vorläufer gefunden hat, setzt er um die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts überall ein und wird in der zweiten Hälfte aus einer Art Guerillakrieg zu einem überlegten Feldzug gut organisierter Truppen, die von Jahr zu Jahr an Zahl und Bedeutung zunehmen . . . Die Zunahme der allein stehenden Frauen, die Abnahme der Heiratsfrequenz und die wirtschaftliche Not sind als Ursachen der Frauenbewegung in allen Ländern anzusehen."

Auf dem Boden der sozialistischen Frauenbewegung stehend, die sich gerade in Deutschland schärfer als in anderen Ländern von der bürgerlichen abgegrenzt hat, sieht die Verfasserin in den entscheidenden ökonomischen Interessen nichts Gemeinsames zwischen den proletarischen und den bürgerlichen Frauen. „Die Emanzipation der proletarischen Frau kann deshalb nicht das Werk sein der Frauen aller Klassen, sondern ist allein das Werk des gesamten Proletariats ohne Unterschied des Geschlechts."

Es fehlt uns bei Weitem an Raum, um den reichen Wissensstaff des Braun'schen Werkes auch nur annähernd auszuschöpfen. Es sei nur so viel noch gesagt, daß sie das Material überall mit den Ideen der Frauenbewegung durchdringt und uns dadurch Kulturperspektiven eröffnet, die aus einer oft trostlosen Erkenntnis gegenwärtigen Elends zu besseren und gesünderen Zuständen leiten: „Erst die Ergänzung der männlichen Begabung durch die weibliche, erst das Zusammenarbeiten beider Geschlechter, die ja doch mit gleichen Daseinsrechten die Erde bevölkern, kann Wirkungen hervor bringen, die nicht durch ihre Einseitigkeit den einen Teil schädigen. Wären die Fähigkeiten des Geistes und Herzens gleich, so wäre der Eintritt der Frauen in das öffentliche Leben für die Menschheit vollkommen wertlos und würde nur auf einen noch wilderen Konkurrenzkampf hinaus laufen. Erst die Erkenntnis, daß das ganze Wesen des Weibes ein vom Manne verschiedenes ist, daß es ein neues, belebendes Prinzip im Menschheitsleben bedeuten wird, macht die Frauenbewegung zu dem, was sie trotz mißgünstiger Feinde und lauer Freunde ist, zu einer sozialen Revolution."

Das gediegene, treufleißige „Handbuch der Frauenbewegung" (Berlin 1901, W. Möser), das Helene Lange und Gertrud Bäumer heraus geben, kann als Sammelwerk nicht den selben einheitlichen Geist tragen. Es reicht auch selbst in seinen besten Einzelleistungen, in den Arbeiten über deutsche und englische Frauenbewegung von Gertrud Bäumer und über die Frau in der sozialen Hilfsthätigkeit von Alice Salomon nicht an die geistige Höhe und Freiheit des Braun'schen Werkes heran. Nichtsdestoweniger können beide neben einander bestehen, sind beide für das Studium der Frauenfrage unentbehrlich. Ja, sie dürften geeignet sein, den riesigen Strom nutzloser Schriften zur Frauenfrage ein wenig einzudämmen. Das vorliegende Werk, auf vier Bände berechnet (zwei sind erschienen), ist sehr umfangreich angelegt. Weniger wäre oft mehr. Das Thatsachenmaterial droht die leitenden Ideen zu überwuchern, und wo überhaupt ein

selbständiger Standpunkt eingenommen wird, wie im Kapitel über die Sittlichkeitsbewegung, das von Anna Pappritz herrührt, finden wir eine durchaus einseitige und unbegründete Fürsprache des Abolitionismus in der Prostitution. So einfach ist die Sache denn doch nicht. Aus der Welt schaffen läßt sich die Jahrtausende alte Prostitution überhaupt nicht. Ihre Gefahren lassen sich wesentlich mildern durch eine totale Änderung der praktischen Hygiene, wie sie Flesch*) und Blaschka**), der vor Allem auf Hebung des materiellen und ethischen Niveau's des Volkes dringt, verlangen. Hier mag auch in aller Kürze nachdrücklich auf die brillante kleine Schrift Dr. Gyſtraws (Willy Hellpach) über „Liebe und Liebesleben im 19. Jahrhundert"***) hin gewiesen werden, die eine wirksame Minderung der Prostitution von der Steigerung des präventiven Geschlechtsverkehrs erwartet und sich dadurch in erfreulichen Gegensatz zu dem zwecklosen Asketismus eines Björnson („Monogamie und Polygamie") oder Tolstoi stellt. Daß auch manches recht Überflüssige in das Handbuch aufgenommen wurde, zeigen die beiden Kapitel über Antialkoholismus und Friedensbewegung. Was die Frauenfrage als solche damit zu thun hat, ist schlechthin unerfindlich. Wertvoll sind die Nachrichten über die Emanzipation in den fremden Kulturländern, und manches Wertvolle ist auch von den kommenden Schlußbänden, die das Bildungswesen und den Beruf der Frau behandeln werden, zu erwarten. Alles in Allem ein gründliches und solides, zeitweilig allzu solides Werk.

Von Eliza Ichenhäusers „Zur Frauenfrage"†) läßt sich hingegen wenig Gutes sagen. Es sind gesammelte Zeitungsaufsätze, die ob ihrer oberflächlichen Parteilichkeit nur ein ephemeres Dasein verdienen.

Tiefer greift schon Felicie Ewarts „Die Emanzipation in der Ehe" (Hamburg 1895, Voß), wenngleich aus diesen „Briefen an einen Arzt" eine starke Überschätzung der eignen Ideen spricht: „Die Forderung nach Gleichberechtigung, nach vollkommener Gleichstellung in allen Fragen des Unterrichts und des Berufs, scheint mir eine gänzlich verfehlte zu sein, die nur dadurch entstanden ist, daß die Frauenbewegung anfänglich von jenen hervor gerufen ward, die in rührender Unkenntnis von Welt und Leben auf ihr Recht nach Liebe und Glück verzichteten. Sie wollten aufhören, Frauen zu sein. Dadurch bekam die ganze Bewegung etwas Unnatürliches und Verschrobenes. Im Gegenteil, die Unterschiede zwischen Mann und Frau verlangen die weitest gehende Berücksichtigung, die in allen Fragen zum Ausdruck kommen muß." So weit berühren sich ihre Ansichten mit unseren eigenen, oben stehenden Ausführungen. Auch das ist gut zu heißen, daß jedes junge Mädchen eine Ausbildung genießen solle, die sie von der Versorgung durch die Ehe unabhängig macht. Hingegen erscheint uns die Forderung, den gewählten Beruf in der Ehe fest zu halten, als gänzlich falsch und durch den thatsächlichen Gang der Ereignisse genügend widerlegt.

Treffliches weiß Elisabeth Gnauck-Kühne in ihrer Schrift über „Die soziale Lage der Frau" (Berlin 1895, O. Liebmann) zu sagen. Sie zeigt, wie durch Vereinfachung der häuslichen Arbeit in den bürgerlichen Kreisen die Stellung der Hausfrau eine wesentliche Veränderung erfahren hat. Durch die Wirtschaft wird ihr Geist nicht mehr genügend ausgefüllt und drängt nach neuen Aufgaben, nach einem Ersatz für verlorene Arbeitsgebiete. Hingegen muß die Arbeitsthätigkeit der proletarischen Frauen

*) „Prostitution und Frauenkrankheiten"; Frankfurt a. M. 1896, Johannes Alt. Eine sehr lesenswerte Schrift!

**) „Die Prostitution im 19. Jahrhundert". Berlin 1902, Dr. John Edelheim. M. 0,30.

***) Berlin 1902, Dr. John Edelheim. M. 0,30.

†) 1. u. 2. Folge; Berlin 1899, Carl Duncker.

thunlichſt eingeſchränkt werden, damit ihnen Zeit zur Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten bleibt.

Möbius' Scheiſt über „den phyſialagiſchen Schwachſinn des Weibes“) hat unverhältnismäßig aiel Staub aufgewiebelt. (Vergl. auch „Geſellſchaft“ 1901, II. Maiheft! D. Schr.) Teatz mancher offenkundiger Thaeheiten und eines entſchiedenen Miſagynismus dieſer Tendenzſchriſt iſt er nicht ſa ahne Weiteres zu verdammen. Wenn er Schutz des Weibes gegen den Intellektualismus verlangt, ſa hat er im gegenwärtigen Stande der Frauenfrage ſa Unrecht nicht. Die deutſche Emanzipatian hat die Frage der wiſſenſchaftlichen Ausbildung gegenüber der viel wichtigeren ökanomiſchen Seite gänzlich in den Vardergrund geſtellt und damit thatſächlich in den Käpfen unſerer jungen Mädchea ſehr viel Unheil angerichtet. Zu allen Zeiten hat die Wiſſenſchaſt mit der Grauſamkeit ihrer Eekenntniſſe und ihrer auflöſenden Skepſis mehe Irrtum und Verzweiflung als innere Befreiung verbeeitet. Möbius hat alſa ein gewiſſes Recht, die Frauen var Überſchätzung ihrer Geiſteskräfte zu warnen.

Ein ſchönes Beiſpiel übertriebener weiblicher Wiſſenſchaftlichkeit bietet das gegen Möbius gerichtete Buch van Oda Olberg: „Das Weib und der Intellektualismus“ (Beelin 1902, Dr. Jahn Edelheim). Man hat das Gefühl, daß das Wiſſen die Entfaltung der eigenen Gedanken lähmt ſtatt befruchtet — sudavit et alsit —, und erſt in den letzten Abſätzen, die ſich mit der Frage der Mutterſchaft und Erziehung beſchäftigen, wird der Blick freier — und das Buch lesbar. Eine hähere Geiſtesbildung der Frau iſt ſicherlich grade mit Rückſicht auf ihre zukünftige Mutterſchaſt auf's Innigſte zu wünſchen. Dieſe Wandlung der Mutteeſchaft gewährt dem Weibe „die Mäglichkeit, in immer häherem Maße Teil zu nehmen an der intellektuellen Aebeit und am intellektuellen Genuſſe ſeiner Zeit“. „Es iſt im Grunde ein Kampf um ihre pſychiſche Exiſtenz, in dem die Frau der vom materiellen Exiſtenzkampfe freien Klaſſen heute ſteht. Sie will nicht mehr ihr ſeeliſches Daſein van einem Tage zum andern hinfriſten, ſandern einen feſten Rückhalt haben und damit die Möglichkeit, Zuſammenhang und Feſtigkeit in ihr geiſtiges Leben zu bringen.“

Wenn man in dieſer Hinſicht ſa viel van der Gymnaſialbildung der Mädchen erwartet, ſa erſcheint uns dies übrigens als ein ſehr bedenklicher Irrtum. Für die Allgemeinheit der Frauen iſt das Knabengymnaſium, deſſen Schäden immer ſtäeker zu Tage treten, ungeeignet. Es gilt auch hier, eigene Ziele zu finden, die haffentlich von der heutigen höheren Tächterſchule mäglichſt fernab liegen. Was in dieſer Hinſicht Ida van der Brelje ausführt**), iſt ſehr unbedeutend und gänzlich unſelbſtändig. Über die einzelnen Gegenſtände des Unterrichts iſt manches Zutreffende geſagt; leider fehtt das geiſtige Band, eine Geſamtauſſaſſung des Peablems, die Eekenntnis der ſpeziellen pädagagiſchen Aufgabe. . . .

Vae mehr als 100 Jahren hat Mary Wollſtanecraft das erſte und beſte Buch über die Frauenſrage geſchrieben***), das in nuce alle weſentlichen Forderungen der madernen Frauenrechtler bereits enthält. Ein ſchönes, tiefes und begeiſtertes Buch, das ſich energiſch gegen die Jahrhundert alte Verhimmelung und geiſtige Vernachläſſigung der Frau weudet. Gegen die traditianellen Eeziehungsideen Rauſſeau's gewendet, der die Frauen var Allem „reizvall und anmutig“ machen will, fieht ſie das neue Ideal in

*) 4. Auflage; Halle, Carl Marhold.

**) „Die Reform der höheren Mädchenſchule“; Frankfurt a. M. 1901, Dr. Ed. Schnapper.

***) „Eine Verteidigung der Rechte der Frau“ (London 1792); jetzt in einer guten Überſetzung von P. Berthold bei E. Pierſon in Dresden, 1899.

einer durchaus individuellen Erziehung. „Darunter verſtehe ich von Kindheit an eine ſcharfe Entwicklung der Sinne, Bildung des Gemüts und des Charakters, Zügelung der aufkeimenden Leidenſchaften und Anregung der Geiſtesthätigkeit, bevor die körperliche Reife erreicht iſt. Dem Ehemann fall nur die Vollendung, nicht der Beginn der wichtigen Aufgabe, die Frau denken und erkennen zu lehren, zufallen. Um Mißverſtändniſſe zu verhüten, muß ich hinzu fügen, daß keine einſeitig häusliche Erziehung den anzuſtrebenden Erfolg bringen kann. Männer und Frauen müſſen zumeiſt in dem Geiſte und dem Weſen der Zeit, in der ſie leben, erzogen werden."

Korreferate.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieſer Einrichtung Gebrauch zu machen wünſchen, erſuchen wir hiermit höflichſt, uns die gemeinten Werke in zwei Rezenſions-Exemplaren gefl. immer übermitteln zu wollen — ſei es, daß die Herren Verleger ſelbſt das größere Opfer für dieſen beſonderen Fall gerne daran ſetzen, oder aber beide Teile je eines dieſer Exemplare uns freundlichſt zugehen laſſen. Eine Verpflichtung zu „korreferierender" Beſprechung in unſerem Rahmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgeſprochen oder übernommen ſein; dingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer ſolchen — gerne verbindlich, das unbenützte der betreffenden Rezenſionsexemplare ſeinem Abſender auf beſonderen Wunſch wieder zur Verfügung zu ſtellen. D. Schriftl.

Elſa Aſenijeff.

„Tagebuchblätter einer Emanzipierten." Leipzig, H. Seemann Nachf.

Es ſind Aufzeichnungen einer Nicht-Emanzipierbaren. „Hinterhausgeburten der Seele"; „Krankheitsberichte einer Seelengangrän" auf jener armen Zwiſchenſtufe, welche noch nicht zur Freiheit, und nicht mehr für die Knute geeignet iſt. Überfeinert unreif; wahrheitdurſtig verlogen; begierdetaub erſchöpft; energiereich ſchwächlich; vernehm im Wollen, unlauter im Weſen — und unfruchtbar.

Das iſt ſehr fein, ſehr intereſſant, aber thöricht generaliſiert. Mit den Frauenfragen hat das nichts zu ſchaffen. Es wird nur der Gedanken-Konfuſian nach weiter Vorſchub geleiſtet, wenn man Velleitäten individueller Rückgratloſigkeit abwälzt auf die „Emanzipation", zu der man nicht Hoheit und Würde hat.

Dr. Th. Leſſing.

„Unſchuld." Ein modernes Mädchenbuch. Ebenda.

Ein widerliches Buch. Kennte ich nicht Peter Altenberg, dieſen parfümierten Verführer und — großen Künſtler, hätte ich wahrſcheinlich geſagt: Genie! So aber warf ich das vornehm ausgeſtattete „Werk", nachdem ich etwa 70 Seiten zur Zigarette geleſen hatte — es regnete und ich war milder Laune geweſen —, geärgert weg und gebe den unangenehmen Eindruck der ſchön gedruckten Zeilen alſo wieder: Gelbblaſſe, geſcheite Leute, gut gekleidet, ſehr verſtändig und verſtehend, a ekelhaft alles verſtehend, aufdringlich beleſen in allen Litteraturen und — einem vornehmen Menſchen „auf die Nerven gehend" (Wiener Deutſch) wie das quietſchende Geräuſch von Stahl auf Porzellan . . . Das iſt ein unſeliger neuer Typ, dieſes weibliche „Altenbergeln", ſo billig, ja „erlernbar"! Wenn dieſe jungen Damen und Herren lieber deutſche Grammatik lernten! Aber das iſt ja Nebenſache. Nur hinſchmieren, Skizzen — dieſe verfluchten Skizzen! — von ſich geben. Und Kleiſt brauchte ein Leben zu zwanzig!

12 Stunden ſpäter.

Als gewiſſenhafter Beurteiler habe ich das angenehm handliche Buch zu Ende geleſen. Ich war guter, müder Laune. Nun bin ich wieder in gelangweilter, gereizter Stimmung. Ich fand viel Treffendes, ja Treffliches in dem Sammelbande: jedenfalls hat hier eine hehe, weit blickende Intelligenz ſich ausgeſprochen. Freilich, eine durch Lieblingsklichés verdorbene Intelligenz.

Die Farmgebung iſt nur ſcheinbar künſtleriſche Arbeit: mühelos ſind dieſe Skizzen hin gelegt. Und traurig-intereſſant iſt das völlige Aufgehen in einer dieſem freien fordernden Geiſte zu ſtarken Perſönlichkeit, eben Peter Altenbergs. Dieſer unterliegt der Macht ſeiner Eigenheit ſelbſt völlig. Seine neueren Sachen haben allen Duft der Originalität eingebüßt: ſie werkeln weiter. Elſa Aſenijeff muß ihr Werk innerlichſt überwinden, ehe wir Beſſeres von ihr erwarten dürfen. Freilich mag ſie wohl nie ihrem Milieu entwachſen, dieſem gleichſam parfümierten Gewahrſam der Wahlhabenheit und Bildung, dem Reiche der bunt gefiederten Stubenvögel, die eigentlich — geſellſchaftliche Paria's bleiben.

Dr. Richard Schaukal.

*

Maria Janitſchek.

„Harter Sieg", Roman. Berlin, Otto Janke.

Maria Janitſchek hat mir durch ihre erſten Arbeiten volle Achtung abgewannen. Auch „Harter Sieg" enthält viele lyriſche Schönheiten. Leider vermag die Verfaſſerin aber nicht realiſtiſch darzuſtellen. Die Lebensgeſchichte eines verarmten Mädchens von guter Herkunft iſt ſo oft in alten und neumodiſchen Romanen erzählt, daß es heute ſchwer fällt, den Leſer zu überzeugen, daß man auf mehr ausgeht als auf rührſeliges Mitleid, ſittliche Entrüſtung und alle jene ſchönen moraliſchen Gefühle, die ſo wohlfeil zu haben ſind. Wo man damit ſchon zufrieden iſt, wird man auch mit dieſem Roman einverſtanden ſein; aber ablehnen wird man ihn trotz vielem Wohlgelungenen überall, wo man es nicht mehr verträgt, daß ein Menſch redet wie ein Buch, ſondern wo man verlangt, daß Gefühl und Gedanke, Wort und Bild, Sein und Behaben in Übereinſtimmung bleiben mit der Wirklichkeit.

Karl Heckel.

„Vom Weibe." Berlin, S. Fiſcher.

Charakterzeichnungen nennt die Verfaſſerin dieſe ſieben Skizzen mit Unrecht, denn es fehlt ihnen allen das Ausgeglichene, Fertige, das zum Charakter der Zeichnung — um ſo mehr der Charakterzeichnung — notwendig gehört. Man ſieht Menſchen in einem wichtigen Entwicklungspunkte ihres Lebens, aber man ſieht nicht ihr Zurück und ihr Vorwärts — es ſind eben Skizzen, nicht Zeichnungen. Maria Janitſchek kommt pſychologiſch, aber ſie erklärt erſt von einem gewiſſen Punkt ab. Bis dahin liegt alles in einem dunklen Jenſeits — im großen geheimnisvollen Reiche des Geſchlechtlichen. Variationen über Mephiſto's Lieblingsthema: es iſt ihr ganzes Weh und Ach aus einem Punkte zu — erklären. So bald Maria Janitſchek an dieſes heilige Myſterium rührt, verwirren ſich ihre Sinne; es genügt ihr der einfache Hinweis: aus dieſen Tiefen ſteigt alles empor. Aber es intereſſiert uns ja eben zu ſehen, wie es kommt, wie es empor ſteigt, wie es ſiegt — das große Wolluſttier im Menſchen. Und das zeigt uns eben Maria Janitſchek nicht — ungeachtet mancher feiner und gut beobachteter Details, gerade weil ſie es uns eben ſo gern zeigen möchte. Dieſe pſychiſch-geſchlechtlichen Abnormitäten treten uns nicht näher, ſie werden uns wahrſcheinlich, aber nicht lebendig. Und darum würden wir mit dem ſelben „Vergnügen", wie die Dichterin, ſtatt dieſes Buches — das ſie mit dem Radfahrergruß „All Heil!" in die Welt hinaus ſchickt — lieber eines ihrer anderen Bücher in zweiter Auflage erſcheinen ſehen.

Dr. Karl Hans Strobl.

„Olympier", Novelle. Breslau, Schleſiſche Verlagsanſtalt (S. Schottlaender).

Frau Maria Janitſchek gehört deshalb zu unſeren beſten Romandichterinnen, weil ſie ihren Erzählungen einen tieferen Ideengehalt zu geben bemüht bleibt. Die „Olympier" ſind hart gefaßte Egoiſten nach dem Schlage Nietzſche's und Stirners,

welche ſittliche Grundſätze und Rückſichten für die liebende Frau als eine geſchmackloſe Mode von aorgeſtern anſehen. Allerdings widern ſie uns in ihrer ſelbſtiſchen Schroffheit an; allein es iſt nicht Aufgabe einer Novelle, Muſterknaben im blütenweißen Unſchuldskleide vorzuführen. Die Konflikte einer Ramanhandlung wachſen eben aus den rauhen Ecken und Kanten der Charaktere heraus. Maria Janitſchek ſtellt in ihrer Novelle auch Frauen aor, die durch ihr Entgegenkommen Männer aon ſich abſtoßen, ſtatt ſie anzuziehen. Sie plaidiert dafür, daß das Weib ſein beſiegtes Herz nicht offen zeigen, ſondern ſich wie eine ſtolze Feſtung immer wieder erſtürmen laſſen ſolle. Die Navelle der geiſtvollen Verfaſſerin bringt eine Reihe origineller Charaktere in einer Darſtellung, der man künſtleriſchen Feinſinn, Schwung und Knappheit nachrühmen muß. Daß Frau M. Janitſchek eine Poetin iſt, beweiſt ſie durch Wendungen wie die nachſtehende: „Die Ewigkeit ſchaut mit kalten großen Augen den weißen Bergen über die Schulter."

Prof. Ad. Svaboda †.

*

Grete Meiſel-Heß.

„Generationen und ihre Bildner." Bertin, Dr. Jahn Edetheim.

Etwas zu ſchroffe Verachtung für die Vergangenheit, etwas zu kühne Siegesfreude und Hoffnungsſeligkeit für eine nahe Zukunft klingt aus dieſen friſch und flatt geſchriebenen Betrachtungen. Die Umwertung der Werte, Nietzſche als Volksbildner, der — ſeiner Varauskündigung gemäß — im Jahre 1901 verſtanden wird, „geſunde Inſtinkte, welche Gemſen gleich machen im ſtarren Eis- und Felſenreiche der Theorieen", ſie ſollen die Moderne zur unbeſtrittenen Herrſchaft bringen durch die ſauverän wagende Natürlichkeit in Kunſt und Leben. Auf Gründlichkeit iſt es nicht abgeſehen. Zu der Grazie und Flattheit aber ſtimmt das Format des Heſtchens gar nicht übel.

Helene Bonſort.

„Fanny Roth." Eine Jung-Frauen-Geſchichte. Leipzig, H. Seemann Nachf.

Wenn ich dieſe durchaus widerliche Geſchichte gut nenne, beſagt das: Hier werden Verhältniſſe richtig und nicht ſa ſehr ehrtich als aielmehr mit kaquetter Schamlaſigkeit aufgezeigt, die unſere bequeme „Kultur" gerne mit dichten Schleiern verhüllt. Routine ohne Eigenart, Deutlichkeit ahne Kunſt, Geiſt ohne beſonderen Geſchmack wären ats Merkmale des Buches anzuführen, doch tiegt die Bedeutung dieſer, notwendiger Weiſe unſympathiſchen, Kanſeſſion im Typiſchen. Denn die Erzählung aon der Geigenkünſtlerin Fanny Rath, welche den „Ertöſer" ihrer Mädchenſehnſucht (=Brunſt) beſriedigt als den „Erotiker (sic!) in ſeiner Vollendung" erkennt, ats einen, der nur das „Weibchen" in ihr begehrte, nicht den Menſchen liebend ſich gewann — iſt mehr als eben dieſe etwas „litterariſch" aufgeſtutzte, durchaus nicht aus dichteriſcher Not geſtaltete, immerhin von Begabung, freilich einer heute billigen Begabung, zeugende pſycho-phyſiologiſche Skizze: ſie iſt ein treffliches, weil durchaus wurzelechtes Dokument zur Zeit-Phyſiagnamie. Hier haben wir eine aus intimem Erleben geſchöpfte Darſtellung der Wiener jüdiſchen Geſellſchaft, freilich nur ein kleines Segment. Unangenehm beleſene, affektierte Mädchen, „angeregt" durch Snobs der Kuttur, die ihre neueſten „Senſatianen" zum Thee bringen, leben ein welkes, nervöſes Leben in künſtlicher Wärme. Ungeſunde, unfreie, ungraziöſe Exiſtenzen: grelle, duftloſe Blumen aus dem gläſernen Garten des großſtädtiſchen Kapitalismus. Alle Gefühle ſpannen ſich gewaltſam bis zum Zerreißen: hier haben wir eine bezeichnende Emanation. Ich gtaube, alle dieſe jungen Mödchen haben ihre Fanny Roth in der Schreibtiſchlade. Und ein haſtendes Publikum, dem Gottfried Keller beſchwerlich iſt, verlangt nach ihren Indiskretionen. Es iſt das Vergnügen am parfümierten Negligé.

Dr. Richard Schaukal.

„In dee modernen Weltanſchauung.“ Ebenda.

Der Verlag überreicht das Werk mit falgender Mitteilung: „Ein aus dem Geiſte Wilhelm Bölſche's geſchaffenes Werk! Jeder Bekenner, Anhänger und Freund des Monismus wird nach dieſer, mit einem prächtigen Temperament geſchriebenen Abhandlung der bekannten Wiener Schriftſtellerin greifen, wenn er übee die tiefe Verknüpfung des madernen Lebens mit der Naturphiloſohie der Gegenwart orientiert ſein will. Die Verfaſſerin kämpft für eine Regeneration auf allen Gebieten, in Reich und Staat, in Kunſt und Erziehung, in Ethik und Geſellſchaft. Für die Frauenbewegung iſt die Schrift von der größten Bedeutung.“ — Wir freilich, ſa ſchwer es uns aus nahe liegenden Gründen fallen muß, das gerade an dieſer Stelle auszuſprechen, vermögen der vorliegenden Schrift jene Bedeutung nue in beſchränktem Maße und mit Vorbehalt zuzuerkennen. Die friſch zugreifende, nicht unſympathiſch propagierende Art der Verfaſſerin ſcheint uns nämlich zunächſt die (überdies ſchon wiedee überwundene oder doch gründlich in Frage gezagene) neue Methode mit dem neuen Inhalte ſelber verwechſelt zu haben. Wir verkennen gewiß nicht die mancherlei anregſamen und belehrenden Partien in dem Buche. Aber was ihre Feder hier bietet, giebt ſie doch nue „aus zweiter Hand“ — die gelehrige Schülerin und aufmerkſamallzuaufmerkſame Leſerin Wilhelm Bölſche's guckt eben überall mit ihren, zugegeben: ſehr lebendigen, Augen aus ihm hervor, und wee die Namen Bölſche, Haeckel, Darwin unaufhörlich preiſen hört, der weiß ja heut zu Tage genau, waran er iſt. Kühne Analogie-Schlüſſe ſpieten zudem eine verwegene, vielfach geradezu unheimliche Ralle darin, und wahl die bedenklichſten, fatalſten und fragwürdigſten Partien des Büchleins bleiben: der Jndioidual-Sazialismus — ein merkwürdig verwaſchenes Ding, bei dem ſich alles und nichts denken läßt —, ſowie die „coincidentia oppositorum“. Grete Meiſel-Heß erſchiene daenach jedenfalls wie peädeſtiniert für die „Neue Gemeinſchaft“ von Berlin-Schlachtenſee und müßte ein wahres Pracht-Exemplar des Brüder Hartſchen „Reiches dee Eefüllung“ vorſtellen. Schade, daß ſie ſa weit unten in Wien lebt und einſtweilen beſſere Dramen als theoretiſche Bücher ſchreibt, während ihr eigenſtes Geſchick ſie ganz offenbar auf eine rege thearetiſche Bethätigung in der „Frauenfrage“ oerweiſt. Sallte ſie uns aber dieſe affene und ehrliche Ausſprache übel nehmen, ſo müßten wie ihr allerdings ſchan antworten mit ihren eigenſten Warten (vergl. S. 59): „Wäre es nicht beſſer, die Schwierigkeiten dee Ausleſe zu verſtärken, in unbegrenzter gegenſeitiger Bekämpfung — ſtatt Begriffe, wie ‚Schanung‘ und ‚Hilfe‘ hemmend in den natürlichen Lauf der Dinge hinein zu werfen?“ Aethur Seidl.

*

Claea Viebig.

„Die Raſenkranzjungfer und Anderes.“ Berlin, F. Fontane & Co.

Man hat Clara Viebig in letzter Zeit in's hellſte Licht geſtellt. Auch für dieſe kleinen Erzählungen mag alles Gute und Schäne gelten, das man über das reiche Talent der Verfaſſerin geſagt hat, nur ſind die Hinweiſe auf Maupaſſant dach recht wenig am Platze. Beſanders in ihrem Raman: „Es lebe die Kunſt!“ begegnen wir nirgends jener Feindestiebe des Künſtlers, dem ein Madell um ſo mehr lieb und wert wird, je vallkammener es haſſenswerte Eigenſchaften zeigt, an deren Darſtellung ihm gelegen iſt. Aber nicht nur in jenem ſubjektioen Roman Viebigs ſühtt man, daß den Urbildern einzelner Perſonen „eines veeſetzt“ werden ſall, auch in dieſer Sammlung kleiner Erzählungen erhebt die moraliſche Entrüſtung ihre Stimme. Zum Beiſpiel: in einer ſanſt meiſterhaften Schilderung, die uns hinter die Mauern eines Arbeitshauſes ſehen läßt, ſind die Nebenfiguren viel zu einſeitig geſehen und viel

zu ſatiriſch karikiert, um einen Vergleich mit der natürlichen Objektivität Maupaſſants zu rechtfertigen, bei dem die Idioſynkraſie eines Jeden ungeſchmälert zu ihrem Rechte kommt. Ein weiblicher Maupaſſant, das widerſpricht ſich ſelbſt. Ein Weib, das nicht haßt, zu Zeiten auch häßlich haßt, mag ein Engel ſein, gewiß — aber kein Temperament, alſo auch keine Dichterin. Man labe alſo Viebig, und ſo manche andere Verfaſſerin kleiner Erzählungen, gefälligſt ohne Seitenblicke auf Maupaſſant!

Karl Heckel.

„Die Wacht am Rhein", Roman. Ebenda.

Das perſonifizierte Pflicht- und Ehrgefühl, ein preußiſcher Feldwebel in Düſſeldorf, ſtreng und nüchtern bis zum Übermaß, erſchießt ſich, weil er ſeinen Sohn in der Revolution auf den Barrikaden antrifft — einen Sohn, der von Jugend auf mehr von ſeiner rheiniſchen Mutter hatte und ihm längſt entfremdet war. Alle voraus gegangenen Feinheiten der Charakteriſierung werden durch dieſen plumpen pſychologiſchen Fehlſchlag entwertet. Der Verfaſſerin Talent verweiſt ſie nur auf das Kleine; wo ſie genrehaft bleibt, gelingt ihr vieles, wo ſie nach Monumentalität ſtrebt, wie die geſtellte hiſtoriſche Aufgabe es fordert, da verſagt ihre Kraft. Zeitlich iſt die Färbung in der Empfindungsweiſe der Perſonen nicht getroffen, örtlich dagegen erhält man den Eindruck glücklichſter Beobachtung.

K. H.

*

Clementine van Wallmenich: „Die Krankenpflege von Männern durch Frauen" und „Die Stellung der Oberin im modernen Krankenhaus." München, J. F. Lehmann.

Unter dieſen Titeln hat die Oberin der Schweſtern vom „Roten Kreuz" des bayriſchen Frauenvereins Schweſter Clementine van Wallmenich zwei Abhandlungen in einer Broſchüre veröffentlicht, von denen namentlich der erſte ein immer wieder kehrendes Thema behandelt, und die beide die Verfaſſerin als eine Frau nicht blos von reicher Erfahrung und ſcharfem Verſtand, ſondern auch von beſtem und reinſtem Eifer für das echte Krankenpflegerinnenideal erſcheinen laſſen. Wahl eine moderne Frau? Erfüllt von vorhandenen und nicht vorhandenen Tugenden ihres Geſchlechts? Ja modern, und doch ſo genau ihre Grenzen kennend, ſo frei von ſentimentaler Schwärmerei, daß auch ein Diakoniſſenhauspaſtor ihr überallhin gern folgen kann.

Sie will Krankenpflege von Männern durch Frauen und kann auf keinen Fall Unſittlichkeit darin ſehen — vorausgeſetzt, daß die Pflege vom höheren unperſönlichen Standpunkt aus, alſo vom Standpunkte menſchenmöglicher Selbſtloſigkeit geleiſtet wird. Die Pflege iſt unſittlich, ſo bald die Schweſter an den beſonderen Mann denkt, den ſie pflegt, und nicht ſo zu ſagen Prieſterin bleibt. Höher hat kein katholiſcher Orden, kein Löhe und Fliedner die Schweſternaufgabe einſchätzen können. Es möchte Theologen geben, die hierzu ſagen würden: Übergeiſtlich. Doch die Verfaſſerin kennt die Arbeit, kennt die Gefahren der Pflege für ein weibliches Gemüt und weiß keinen andern Rat als: Willſt du eine reine, heilige Frau als Krankenpflegerin bleiben, ſo bleibſt du es nur unter obigem Geſichtspunkte. Freilich, ſolch' hohe, edle Geſinnung, ſolch' reife Geiſtesabklärung iſt ein ſeltenes Ding. Die Meiſten bleiben Schüler und brauchen ſittliche Zucht und Leitung, brauchen Zuſammenſchluß, und wenn nicht unter kirchlicher, ſo jedenfalls unter gewiſſer ſtaatlicher Aufſicht, damit nicht der bekannten Maſſeuſenwirtſchaft Thor und Thür geöffnet wird.... Hier werden nun die Überdamen drei Kreuze machen. Doch gemach, kein Paſtor, keine fromme Oberin ſagt's, ſondern ein edles, tüchtiges Weltkind, das die Welt kennt; das giebt doch zu denken!

Der zweite Vortrag behandelt die mehr interne Frage, welche Stellung Oberinnen im Krankenhauſe einzunehmen haben. Unabweisbare Gehilfinnen des Arztes in der Leitung, Untergebene des Arztes, ſo weit die Wiſſenſchaft in Betracht kammt, ſollen ſie ſein. Um das zu können, bedarf's außer der Mitgift einer aarzüglichen Schulbildung für die weit aerzweigte Thätigkeit einer beſonderen Ausbildung in der Krankenpflege, der Hauswirtſchaft, in dem Bürger- und Verſicherungsweſen, in der Warenkunde und Verwaltungslehre, im Baufache, der Nahrungsmittelchemie u. dergl. Kurzum, es iſt viel zu lernen auf der Oberinnen-Akademie in München, die bereits geplant iſt; aber es iſt auch nötig. Das Letztere iſt jedenfalls ſehr modern und ſehr richtig. Paſtor Werner.

In der ſelben Sache (wozu wir übrigens den Artikel: „Ein deutſcher Schweſtern-Verein“ von Helene Banfart, im Hauptteile vorliegenden Heftes, aergleichen zu wollen bitten) ſchreibt uns auch nach die Oberin eines norddeutſchen Diakoniſſenhauſes: „Ich kann nicht ſagen, daß der Eindruck, den die ‚Roten Kreuz‘-Schweſtern im Allgemeinen machen, dem Bilde entſpricht, welches dieſe Oberin aan Schweſtern entwirft; das Bild ſcheint mir faſt nur auf katholiſche aber Schweſtern aus den alten, ſtrengen evangeliſchen Diakoniſſenhäuſern zu paſſen. Aber das ſüddeutſche ‚Rote Kreuz‘ mag ja ſtrenger ſein als das norddeutſche. Vor Jahren war ich ſelbſt einmal in dem Münchner Haus und lernte dort auch die Oberin kennen; mich frappierte damals der graße Unterſchied in der ganzen Art, als ich aan den Dettelsauer Schweſtern direkt zu dieſen ‚Roten Kreuz‘-Schweſtern kam, und ich möchte nicht behaupten, daß mir die Oberin von anna dazumal einen ſehr angenehmen Eindruck gemacht hätte. Immerhin weiß ich ja auch nicht mehr, ab es damals ſchon Cl. aan Wallmenich war, die mich führte. Das, was dieſe in aorliegender Broſchüre ſagt, bedeutet erfreulicher Weiſe eine ſehr ideale, jedenfalls aber auch die durchaus richtige Auffaſſung.“ ... So weit die gen. Oberin. In der Zeit aan wenigen Monaten iſt übrigens ſaeben eine zweite Auflage der Schrift natwendig gewarden, die — wie wir erfahren — auch vam „Roten Kreuz“ in München (Nymphenburgerſtraße 163) direkt bezogen werdeu kann, und deren Ertrag zu einem Erhalungsheime für Schweſtern beſtimmt ſein ſoll.

Vermiſchtes.

„Liebeslieder moderner Frauen.“ Eine Sammlung van Paul Grabein. Berlin, Hermann Caſtenoble.

Dieſes Buch hat mich geärgert, erzürnt, nein — angeekelt. Alſa das iſt es? Da erhebt ſich das Weib und verkündet unter lauten Fanfaronnaden ſeinen „Willen zur Macht“ und ſeine „Perſönlichkeit“! Und das Erſte, was es thut, iſt, daß es die eigentlichſte und ſchönſte Zierde dieſer Perſönlichkeit, die Reinheit, mit Füßen tritt. Dieſe Lieder ſind keine Lieder der Liebe, das ſind Lieder der Sinnlichkeit, der tieriſchen, ſeelenlaſen Sinnlichkeit. Es iſt nicht einmal Leidenſchaft. Denn Leidenſchaft ſetzt vor allen Dingen ſeeliſche Affekte aaraus. Aber dieſe Schwüle hier iſt körperlich, rein körperlich. Und es iſt nicht eine geſunde, natürliche Sinnlichkeit, wie ſie vielleicht z. B. in Liliencrons adeligem Blute liegt, es iſt eine überſpannte, oft direkt perverſe, Sinnlaſigkeit. Man leſe:

„Ich ſah dein Bild die ganze Nacht
Uad in mir ſtöhnte dumpf das Tier,
Und meine Sehnſucht ſchrie nach dir
Die ganze Nacht — die ganze Nacht.
— — — — — — — — —
Du lächelſt ſtolz: „Ich hab's gewußt“ —
Und weißt doch nicht, wie ich mich ſehne,
Zu graben meine Raubtierzähne
In deine nackte Jünglingsbruſt.“

Marie Madeleine.

oder: — — —

„Küß dieſe weißen Hände, die ſich ranken
Um deiner Löwenmähne wirr Geflecht —
Und ſchlag' in meine Glieder deine Pranken
Und töte mich — der Löwin wird ihr Recht!"

Hermione von Preuſchen.

oder:

„Wir fühlten, daß die Sünde bei uns war,
Von Furcht betäubt, ſchloß ich die Augenlider;
Da griff er feſt und ſchmerzhaft in mein Haar
Und zwang mich ſtark zu ſeinen Füßen nieder.
Und als ich mich in ſeinem Griffe wand
Und ſtöhnte unter ſeinen Peitſchenhieben,
Da hat mich ſeine ſchöne, feſte Hand
Mit einem grauſam ſüßen Lied beſchrieben."

Dolorosa.

oder: — — —

„Und junge Himmel fielen herab,
Unſehbare, wildſüße Düfte.
Wir riſſen uns die Hüllen ab
Und ſchrieen,
Berauſcht vom Moſt der Lüfte . . ."

Elſe Losler-Schüler.

Das ſind ja einige Proben. Ungefähr zwei Drittel der hier dichtenden Damen und Dämchen bieten Ähnliches. Und wie erklärt ſich das? Bei manchen dieſer Dichterinnen, die man übrigens auch im Porträt bewundern kann, hat man nämlich den Eindruck, als wenn dieſe Brunſt und ſolche Wolluſt gar nicht ſo furchtbar und echt wäre. Ja bei Gott, ſie machen dieſen Tan mit, weil er Mode geworden iſt, genau ſo, wie ſie einen maderne Hut aber eine maderne Schleppe trogen. Man kann ſogar genau oerfolgen, wie einige beſonders inbrünſtige Damen Schute machen, z. B. Marie Madeleine. „O du und wie ich zu haſſen weiß" dichtet ſie. „O du und wie ſüß ich zu küſſen weiß" ſagt Eddy Beuth. „Nimm dich in Acht!" wornt Madeleine ihren Liebſten, „Hüt' dich aor mir!" rät Gaten-Gube. Jo wohrhaftig, es iſt ſo: die Soche iſt „Mode". Brunſt iſt Kunſt, und Kunſt iſt Brunſt!

Und wer hat dieſen Madeortikel zu ſolch einem „eingeführten" gemocht? Seien wir einmol ehrlich, wir ſind ſelber herzlich Schuld daron. Als die „Moderne" ihre erſten Schlachten ſchlug, da gieng ſie in übermäßig gefteigerter Angeiffsſucht ouch ieein zu weit. Das Weib aerſchwand faſt oöllig aus der Litteraiur. An ſeine Stelle trat die Kellnerin, die Konfektionäſe, die Dirne. Immer mehr oerwechſelte man Liebe und Sinntichkeit. Und ein Jüngling, der all' ſeine Vorſtodt-Verhältniſſe onſong, gloubte damit der „Freien Liebe" einen hahen Altor zu errichten. Jo meine Herren, freie „Liebe", aber nicht freche Sinntichkeit! Und wie übel hot dos eingewirkt! Mir ſind in den letzten Jahren eine Unzohl oon Gedichten und Ramanen durch die Hände gegangen, die in der gemeinſten und dabei größenwahnſinnigſten Weiſe in dieſem Pfuhle wühten, Pradukte oan jungen Leuten, die mit Freuden gefunden, daß die Brunſt „titterariſch" geworden. Mon ochte nur längere Zeit auf unſere heutige Studentenſchaft. Und mit Schrecken wird man ſehen, wie ihr Horizant ſich immer mehr ouf Bier, Menſur und Weiber, ja vor allem Weiber beſchränkt. Das ſind nicht alles Folgen der Litteratur, nein; aber unſere Litteratur ſoll ſolchem Treiben keinen Vorſchub, keine ſcheinbare Berechtigung geben. Man frage dach nur bei den Buchhändlern. Liliencron wird nicht ſehr gekauft, Droſte-Hülshaff auch nicht. Aber Morie Modeleine erlebt elf Auftagen in einem Jahre!

Und das iſt es, worouf ich hin weiſen wallte. Ich perſöntich bin gewiß nicht prüde. Aber es ekelt einen, ewig von „lieben, ſüßen Mädeln", oan Vorſtodt-Verhättniſſen zu hören und nie oom Weibe, ewig oon Sinnlichkeit und nie aan Liebe, ewig van Brunſt und nie oon Leidenſchaft! Und die Überbrettl-Parodie hat all' dem zum Mindeſten dach keinen Damm geſetzt.

Aber loſſen wir um des Himmels willen dieſen Ton doch bei unſeren Frauen nicht aufkommen. Sagen wir ihnen nicht: das iſt intereſſant, das iſt „Roſſe" — ſogen wir ihnen offen: das iſt häßtich, das iſt euer unwürdig. Vielleicht, daß ſie dann aon dieſem Tan abſtehen, obwahl es oerteufelt ſchwer halten wird — denn er iſt ja „Mode". Philipp Witkop.

Gabriele Reuter: „Frauenſeelen". Novellen. Berlin, S. Fiſcher.

Wo es ſich um pſychologiſche Probleme der Frauenſeele handelt, iſt mir Gabriele Reuter unter allen modernen Schriftſtellerinnen die intereſſanteſte. Der laute Erfolg, den man „Aus guter Familie" zukommen ließ, hat ihrem Talente nichts geſchadet. Im Gegenteil. Wie der Roman „Ellen von der Weiden", ſo bleibt auch dieſe Novellenſammlung von jeder doktrinären Tendenz frei und gewährt ſeltſame Einblicke in das Seelenleben der Frau. Es ſind faſt durchweg tragiſche Probleme. Tragiſch, weil die innere Notwendigkeit mächtig aufſteigt, wie eine purpurne Sonne, vor deren Glut alles zufällige Glück und Unglück verblaßt. Wo iſt etwas Ähnliches, das man der erſten Novelle als gleichwertig zur Seite ſtellen könnte? Die „Treue" als Verhängnis! Nicht eine konventionelle, von fremden Gewalten diktierte Treue, ſondern eine dumpfe Abhängigkeit der Seele von der ewig nachwirkenden Hypnoſe der Liebe . . . Wird Gabriele Reuter bei Frauen beſonders auf nachempfindendes Verſtändnis hoffen, ſo darf ſie bei Männern außerdem auf die Würdigung der Höhe ihres Ausblickes rechnen, obwohl ſie es vermeidet — auch das iſt eine Ausnahme von der Regel — ſich damit zu brüſten. Endlich einmal nicht mehr das hyſteriſche Gejammer über die Ungleichheit der typiſchen Lebensverhältniſſe, ſondern bei denkbar modernſter Empfindungsweiſe eine Nichtbeachtung der Wirrſale des Tages, um zu tieferen Schachten zu gelangen und Seltenes zum Licht zu fördern. Karl Heckel.

Lulu von Strauß-Torney: „Bauernſtolz." Darfgeſchichten aus dem Weſerlande. Leipzig, H. Seemann Nach-

Im Folgenden möchte ich ein Amen geben für meine Weſtfalen und deren Nachbarn — nicht doch, für Alle, die das deutſche Volk lieben: kauft dieſes Buch! Ich für mein Teil ſtelle dieſe Geſchichten über Sohnrey's Erzählungen („Fridesinchen" vielleicht ausgenommen), ſchon weil bei Sohnrey — im Gegenſatze zu der Verfaſſerin dieſes Buches — nicht der letzte Reſt der Tendenzen des Berliner Wohlfahrtsausſchuſſes verſchwunden iſt. — Mit einer ſcheinbar leidenſchaftsloſen Ruhe iſt hier das Leben der ſtarknachigen und ſtarkherzigen, ja ganz unheiligen Bauern erzählt, aus deren Lachen noch ein beklemmender Dunſt empor ſchlägt. Aber hinter den Worten zittert die Liebe dieſer wahrhaft edlen Dame. Und ſo ſind alle Geſchichten in ein gar mildes Licht getaucht und wecken tiefſte Mitgefühle. Nicht mit der bewußten adligen Gönnermiene, auch nicht mit dem ſattſam bekannten „kritiſchen Auge" iſt die Verfaſſerin den Bauern entgegen getreten, ſondern mit dem Blick des Menſchenfreundes, der ſehen und begreifen möchte; mit einer ſeltenen Vorurteilsloſigkeit! Die Verfaſſerin giebt keine Verklärung, ſondern Analyſe. Das iſt gut. Denn nur ſo kann Sympathie erweckt werden, die bleibend iſt. Eben weil ſie alsdann auf Verſtehen gegründet iſt. Iſt auch in dieſem Buche noch nicht der letzte Reſt von Mache und Sentimentalität verſchwunden —: wer die Entwicklung der Verfaſſerin ein wenig verfolgt hat, wird wiſſen, daß ſie nun bald das Buch ſchreiben wird, in dem nur Kunſt, intime ſtille heilige Kunſt ſein wird. Lulu von Strauß-Torney hat ſich bereits durch viele in Zeitſchriften verſtreute Arbeiten, meiſtens Gedichte, bekannt gemacht. Wir begrüßen in ihr ein ſtarkes, modernes — jawohl: modernes! — Talent. Und was ſagen nun unſere Propheten der Heimatskunſt? Karl Röttger.

Thekla Lingen: Die ſchönen Frauen. Berlin, Schuſter & Loeffler.

Die Deutſchruſſin Thekla Lingen, die ſich mit ihrer Gedichtſammlung „Am Scheidewege" in die Litteratur gut eingeführt, hat hier acht kurze Proſadichtungen

in einem Bande vereinigt. Der gemeinſame Titel deutet an, daß ſie ſämtlich ein Frauenſchickſal behandeln.

Die letzte und längſte Novelle „Lenchen" — ſie füllt den dritten Teil des Buches — fällt aus dem Rahmen der übrigen etwas heraus. Es iſt eine großſtädtiſche Verführungsgeſchichte, mit der ſachlichen Brutalität eines Zola erzählt, aber doch nicht frei von Rührſeligkeit, ein Stück Naturalismus, wie er bereits wieder unmodern geworden iſt. Das Übrige ſind kleine ſcharf pointierte Erzählungen, mehr in Maupaſſants Manier; neue und alte Themen der Frauenfrage werden da mit graziöſer Ironie behandelt. Dieſe Ironie iſt nicht frei von Bitterkeit („Eine Rettung", „Wenn zwei das ſelbe thun"), aber nicht immer iſt der Schluß eine grelle Diſſonanz. In der ungemütlichen Plauderei „Frauenfrage" erhält ein Nora-Daſein durch die Mutterpflichten Inhalt, in „Eine Stunde" tritt das weibliche Ehrgefühl im entſcheidenden Augenblick in ſeine Rechte, „etwas Feines, Beſonderes, das ſie im Begriff war, in ſich zu töten". Beſonders anziehend erſcheint „Die ſchöne Mama", die, im Begriff, ihr häßliches Töchterchen auf den erſten Ball zu führen, plötzlich inne wird, daß damit für ſie die Rolle der Ballkönigin ausgeſpielt iſt. Der pointierte Schluß, in dem Maupaſſant ja Meiſter war, iſt hier wie in „Eine Rettung" von ſehr glücklicher Wirkung. Eine gewiſſe Tendenz, auf die alle acht Erzählungen geſtimmt ſind, tritt nirgends ſo aufdringlich hervor, daß der rein litterariſche Eindruck beeinträchtigt wird. Er iſt nirgends ungünſtig, beſonders was die Technik anlangt; freilich auch nicht ſehr tief. Als die beiläufige Gabe einer Verfaſſerin, von der man Größeres noch erwarten darf, wird man das Buch dankbar annehmen.

Dr. O. Oppermann.

Lou Andreas-Salomé: „Ma", ein Porträt (J. G. Cotta'ſche Buchh. Nachf., Stuttgart) wird man in der Erinnerung nicht leicht mit einem andern Buch verwechſeln. Der Titel, das Problem, die Darſtellung des Ortes (Moskau) und der Perſonen — alles hat Phyſiognomie. Es behandelt die Tragik, die in der unvermeidlichen allmählichen Entfremdung und Entfernung zwiſchen Mutter und Kind liegt. „Kein Freudenbecher, der nicht zum Leidenskelche wird, wenn man ihn bis zur Neige leert! Nein, nein, kein einziger, — und vielleicht am wenigſten von allen das viel geprieſene Mutterglück." Ein modernes ſlaviſches Buch in gutem und ſchlimmem Sinne! In ſchlimmem Sinne, indem an die Stelle pſychologiſcher Entwicklung ſehr oft quäleriſche Zergliederung der Gefühle tritt und der pathologiſche Eindruck den künſtleriſchen Genuß aufhebt. Es fehlt an der Fähigkeit zu ſchweigen, wo eine Empfindung unausgeſprochen ſich dem Gefühle reiner mitteilen würde. Sogar eine ſo treffliche Geſtalt wie die geſunde Alte, die im Armenhauſe lebt, um ſich die Freiheit vor der Wohlthätigkeit ihrer Verwandten zu wahren, wird manches Mal zum Phonographen, der nur wiedergiebt, was die Verfaſſerin in ihn hinein geſprochen hat. Auch vor den ſublimſten Seelenregungen kennt das Buch nicht jene zarte Scheu, die nur die Seele mitſchwingen laſſen will, ſtatt für den Verſtand zu beſchreiben und zu übertreiben. Wie ſagt doch Stendhal: „Die wahren Leidenſchaften haben ihre Keuſchheit." Aber die Emanzipationsweiblein haben eben keine — wahren Leidenſchaften!

Als „Porträt" iſt das Buch ein bedeutſames Dokument der Frauenemanzipation, das nicht leicht an Scharfſichtigkeit übertroffen wird. Karl Heckel.

Eliſabeth Dauthendey: „Zweilebig", Roman. Mit Buchſchmuck von Anna Baiſch. Berlin, Schuſter & Loeffler.

Das Problem iſt glücklich gewählt: Ein modernes Weib, mehr Seele als Leib, das

in seinem Verlangen nach ungestörter geistiger Arbeit dem Liebeswerben ihres materiell gesinnten Mannes, dessen Gattin sie in dumpfer Befangenheit geworden, widersteht; dessen Sinne aber endlich ein Anderer dennoch weckt, so daß die Leidenschaft siegt und sie wahllos ihm folgt, als er ihr zuflüstert: „Fürchte nichts, mein Weib — die große Liebe ist ein Heiliges, auch ohne das Gesetz." — Die Qualen des geistig arbeitenden Menschen, der der Sammlung und Ruhe bedarf, dessen Reizbarkeit aber in roher Umgebung stündlich verletzt wird, sind mit warmer Beredsamkeit geschildert. Und doch, um wie viel tiefer wäre die Wirkung, wenn Elisabeth Dauthendey statt in langen bilderreichen Perioden in schlichter Weise zu erzählen vermöchte!

Karl Heckel.

Hans von Kahlenberg: „Der Fremde." Ein Gleichnis. Dresden, Karl Reißner.

Ein Buch voll seltsamer Verwirrungen und Verirrungen. Mystischer Schwulst, abwechselnd mit klaren, einfachen Bildern, die wie Lieder für die Seelen von Kindern sind. Unfruchtbare Spekulation neben glühenden Farbenräuschen. Ein dunkles Hin- und Herreden, dann wieder einzelne Szenen blutigster, grandiosester Phantastik. Der Tanz der Herodias, die Gesichte des Fremden, die wahnsinnige Gewitterfahrt sind solche Höhepunkte. Aus ihnen spricht eine Kraft, die wie ein wildes Meer gegen die Ufer schäumt, gierig, fressend, zügellos. Der Fremde ist eine Wiedergeburt Christi. Er wird ganz in geheimnisvolles Dämmer gehüllt; nur zum Schlusse erfährt man, daß er ein Zimmermannssohn aus Württemberg ist. Und mit der Einführung seiner Mutter, eines stupiden alten Weibleins, feiert Kahlenberg einen der brutalen Triumphe, die wir bei ihm schon von früher kennen. Aber wieder erneut sich die Lebens- und Leidenstragödie des Erlösers. Er wird — nicht hingerichtet, sondern heut zu Tage in eine Irrenanstalt gesperrt. Und damit der echte Tod nicht fehle, wird er von dem wahnsinnigen Philosophen (Nietzsche) an das leere Kreuz der Kapelle genagelt! Es ist betrübend zu sehen, wie sich hier ein entschiedenes Können in nutzlosen Verrenkungen abquält, tief und Welt umfassend zu erscheinen. Die Parallelen zu der Dichtung der Evangelien sind manchmal voll großer Schönheiten, manchmal jedoch blos banal, albern und geschmacklos. Leider wird dies aber die Dichterin unfehlbar immer gerade dann, wenn sie tief und Welt umfassend sein will.

Dr. Karl Hans Strobl.

Edith Nebelong: Mirjer Wichmann. „Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit". Berlin, Junckers Verlag.

Es mutet mich an wie das Tagebuch eines hysterischen Backfisches, in dem sich nur mühsam kleine psychologische Wahrheiten aus dem bunten Wirrwarr und der Sucht nach bohême erheben.

Nach einem ziellosen, unbefriedigten, freien und doch unfreien Leben stirbt die verzogene junge „Dame", der Eigenkraft und Charakter fehlt, an einem verschluckten Pflaumenkern.

Unbefriedigt beschließt sie ihr Leben, unbefriedigt lege ich das Buch aus der Hand, in dem nur wenige Blätter wenig Interesse bieten können.

Hanns Holzschuher.

Essays von Ellen Key. — Die Wenigen und die Vielen. Neue Essays von Ellen Key. Berlin, S. Fischer.

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit liegen in diesen Bänden vor uns. Aber nichts dabei vom Schulstaube gelehrten Wissens, kein Dogmatisieren, Schematisieren. Der volle Atem schneereiner Nordlandsluft weht belebend; eine Fülle neuer, eigener Gedanken über das tägliche Leben und über das innerste Glück, über Hellas und Renaissance wie über

England, Frankreich, Amerika, über die Probleme unserer Tage und über das Kulturbild der Zukunft strömt uns zu. Selten wird sich eine tiefgründige Bildung, auf Kenntnissen und geschultem Denken beruhend, mit einer so klar heraus gemeißelten Persönlichkeitsfülle und im edlen Sinne selbstbewußten Kraft verbinden. Um die Angelpunkte modernen Lebens drehen sich die Gruppen, welche sich in ihrer Gesamtheit organisch zu einer Weltanschauung aufbauen. Das Gesetz dieser Weltanschauung ist Eaalutian. Das Wesen über den Schein, den Inhalt über die Farm, die Hauptsache über die Nebensache, ist ihre Forderung. Das Anrecht eines jeden Indiaiduums auf des Lebens Fülle, auf all' seine Schönheit, und die Pflicht eines jeden Indiaiduums zur Entfaltung seiner feinsten Kräfte, zum unermüdlichen Ringen um die aalle Harmonie, sind das Grundthema aller Betrachtungen. Wie Ibsen will Ellen Key in den Menschen die Leidenschaft erwecken, von der sie selbst durchglüht ist: alles Glück und alles Leid aufgehen zu lassen in dem Höchsten — dem Bewußtsein einer Persönlichkeit, die das Leben begreift. Diese Frau findet dabei Täne, welche in tausend Frauenseelen den aollen Widerhall wecken müssen, wenn sie nun die Farderung aufstellt, „daß das Weib auf allen Gebieten eine Persänlichkeit werde, die sich giebt, nicht ein Wesen, das sich wegwirft".

Der sag. Frauenbewegung steht die Verfasserin tratzdem fern. Manches Urteil hierüber ist, wenigstens für Deutschland, unzutreffend, manches in den Essays aus den achtziger und neunziger Jahren im zweiten Bande aan der Entwicklung inzwischen überhalt. Der gereifte Leser findet in diesen Bänden alsa manches, dem er widersprechen muß. Aber er wird aar diesen scharf geschliffenen Urteilen, diesen fein entwickelten Gedankenreihen seine Überzeugungen selber nachprüfen; seine Waffen werden sich an diesen schärfen. Hier paßt das viel mißbrauchte Wart aan der Anregung. Wie Ellen Key uns das Verhältnis der Gegenwart zum Christentum und zur Kunst zeigt; wie sie Ruskin Talstai entgegen stellt; wie sie Ibsen aus dem Kerne seines Wesens und aus der Beschaffenheit der Gesellschaft charakterisiert; wie sie Herbert Spencers Eaalutiansgedanken auf die letzten Wandlungen des öffentlichen und des Einzellebens anwendet; wie sie auch ganz einseitige, selbst krankhafte Geister dem Gesamtbild unserer Zeit einpaßt und ihren Wert darthut, dies ist bewundernsiaert.

Als Dichterin giebt sie sich, frei und leicht in leuchtendem Schönheitsgewande, am Schlusse des ersten Bandes in dem Phantasiebild „Ein Abend auf dem Jagdschlaß". Da wirkt alles zusammen zum reinsten Genusse: die Fülle und Klarheit der Gedanken, die Urwüchsigkeit und Frische der Varstellungen, die Schlichtheit und klassische Schönheit der Sprache. Sa wie auf diesem Jagdschlosse wird die Welt, unsere Welt, noch lange nicht aussehen. „Keine äußere Umwälzung, nur eine sehr tief eindringende Kultur wird — allerdings in fernen Zeiten — durch saziale Neuschöpfung dahin wirken, daß die Erde die halde Last einer durchgebildeten Menschheit trägt." Zu diesem Ziele bilden Ellen Key's Essays Stufen; ihre Leser werden helfen an der Himmelsleiter bauen.

Helene Bonfort.

Über die Rechtsstellung der Frau im Varentwurf zum schweizerischen Ziailgesetzbuch. Van Dr. jur. Anna Mackenrath. Zürich, Th. Schröter.

Die Einleitungsworte der Verfasserin, welche in der Schweiz als Rechtsanwalt thätig ist, bezeichnen die Ursache, welche deutschen Leserinnen das aarliegende, knapp und klar geschriebene Heftchen wertaall macht: Wenn sich die aerheirateten Frauen mehr um die Rechtszustände bekümmern würden, würden sie einsehen, daß es sehr oft das geltende Recht ist, unter dem sie leiden. Sie würden dann bei Zeiten dafür

wirken, wie es die engliſchen Frouen gethon haben, daß mon bei Einführung neuer Geſetze ihre Bedürfniſſe berückſichtigte. Es kann keine folſchere Anſicht geben ols die: wenn zwei Leute glücklich mit einonder leben, ſei es gleichgiltig, unter welchem Rechte ſie ſtehen. Es kommt darauf an, daß das Recht der Frou, auch der glücklich oerheirateten, genügend Freiheit und Selbſtſtändigkeit gewährt. Dieſe Gedonken müſſen var Allem den Müttern den Antrieb geben, dos Recht, unter dem ihre Töchter heiraten und Kinder erziehen woerden, zu kennen, zu begreifen und on ihrem Teil mit zu beeinfluſſen. Anna Mackenraths juriſtiſche Leiſtungen woerden in der Schweiz und in Deutſchland oon den Fochkreiſen hach geſchätzt. Ihre Ausführungen geben ein Bild von dem, was die Geſetze über Eheſchließung, Scheidung, Güterrecht und Prozeßfähigkeit, über dos Verhältnis des unehelichen Kindes, über die Verheimlichung ſchwerer Kronkheit bei der Eheſchließung für die verheiratete Frau und ihre Nachkammenſchoft bedeuteu. Helene Bonfort.

Männerſündenund Frauenleiden. Van Dr. Proger-Bormen (zweite vermehrte Ausloge). Leipzig, Edmund Demme.

Vor dem gewiſſenloſen Leichtſinne, der ſkrupellos eingegangene Ehen im Keime verdirbt, wornt hier in ehrlich-inniger Weiſe ein erfahrener Menſchenfreund.

Dr. R. Sch.

Zur gefl. Kenntnisnahme!

Durch ein Verſehen der Druckerei wurde im letzten Hefte (Nr. 10) dieſer Zeitſchrift unter René Schickele's Bildnis die Angabe weg gelaſſen:

„Noch einem Ölgemälde oan Emil Schneider in Straßburg" —

wos wir hiermit doch gerne noch nochgetragen hoben wollten. Die Schriftleitung.

Büchertiſch.

NB.: Die in römiſchen Lettern hier verzeichneten Werke wurden der Schriftleitung in zwei Exemploren eingeſandt — Beſprechung in Karreferot-Form vorbehalten!

Baewert, Otto: Das Prinzip der Selbſtthätigkeit im Rechenunterrichte meiner Kleinen. Aus „Pädagog Abhandlungen" Bd. VII, Heft 2. Herausgeber: W. Bartholamäus. Bielefeld, A. Helmich (Hugo Anders). M. 0,60.

Bardewied, C. von: Gefahren der gedanklichen Anorchie. 2. verm. Aufl. Berlin SW, F. Schloſſer. 58 S. M. 1,—.

Banrr, Erwin: Ruſſiſche Studenten. Ein Beitrog zur Geſchichte der reaalutionären Bewegung in Rußland. 2. Tauſend. Annaberg i. Erzgeb., Graeſer'ſche Buchhandlung (R. Lieſche). 168 S. M. 2,—.

Behrend, Gudda: Aus dem Tagebuche einer Sünderin. Überſetzt von Mathilde Mann. Berlin, Axel Junckor. 105 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Bellinger, E.: Die lyriſchen Gedichte und ihre Behandlung in der Vallsſchule. Aus „Pädagogiſche Abhandlungen" Bd. VII, Hefr 3. Herausg.: W. Bartholomäus. Bielefeld, A. Helmich (Huga Anders). M. 0,40.

Brentana, Max: Jung Alex Gradaus. Vorſpiel zur Fortenlaune. 158 S. — Alex Gradaus-Rafael. Fortſetzung und Schluß der Fortenlaune. 150 S. Berlin W, Rich. Eckſtein Nachf. (H. Krüger).

Buerdorff, Benno: Medizin oder Philoſophie? Eine Kritik beider. Zugleich ein kurzer Abriß einer wiſſenſchaftlichen Lebensanſchauung. Preisgekrönt. Leipzig. Otto Borggold. 48 S. M. 1,—.

Claus, F.: Das Fürſorgeerziehungsgeſetz vom 2. Juli 1900 und ſeine Bedeutung für die Schule. Aus „Pädagogiſche Abhandlungen" Bd. VII, Heft 4. Herausg.: W. Bartholomäus. Bielefeld, A. Helmich (Hugo Anders). M. 0,40.

Das Reichsland. Monatshefte für Wiſſenſchaft, Kunſt und Volkstum. I. Jahrg. Heft 1. Herausgeg. von Prof. G. Koebler. Metz, Rudolph Lupus. Jahresabonnement M. 10,—; Einzelheft M. 1,—.

Der Prinz van Gales. Sittenbilder vom Königshofe, aber: Die Korruption in Hängland. Zürich, Caeſar Schmidt. 296 S. M. 3,—.

Princeton University Library
32101 045374053